





~~129-c-66~~

B. Prov.

XXIII

240

Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

6h9628

Allgemeine
Encyclopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Erste Section.

A—G.

Herausgegeben von

Hermann Brockhaus.

Sechshundsechzigster Theil.

GEWICHT — GIDOM.

Leipzig:

H. N. Brockhaus.

1857.



Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.
Erste Section.

A—G.

Sechshundsechzigster Theil.

GEWICHT — GIDOM.

G E W I C H T.

GEWICHT. Wenn man das Bestreben eines Körpers zu fallen der Schwere zuschreibt, so wird der Druck, den der Körper in Folge davon auf eine widerstehende Unterlage ausübt, sein Gewicht genannt werden müssen. Schwere und Gewicht sind daher wohl zu unterscheiden, denn während die Schwere eine allgemeine Eigenschaft aller Körper ist ohne Rücksicht auf ihre individuelle Beschaffenheit, so ist das Gewicht eine Größe, deren Betrag von der Anzahl der einen Körper konstituierenden Massentheilen abhängig und ihr proportional ist.

Alle Massentheile gravitiren gegen einander, also auch die Theile der Erde gegen die eines in ihrer Nähe befindlichen Körpers. Man könnte daher auch umgekehrt von dem Drucke sprechen, welchen die Erde auf die mit ihr in Berührung stehenden Körper ausübt, und in der That muß dieser Druck genau so groß sein wie der von diesen Körpern auf die Erde ausgeübte. Statt aber von einem solchen fraglichen Körper als anziehenden Centralkörper und von dem Gewichte der Erde in Bezug auf diesen Körper zu reden, betrachtet man nur den Druck eines solchen letzteren gegen die Erde und nennt die Summe der Bestrebungen, durch welche die gesampften Massentheile des letzteren zum Fallen getrieben werden, sein Gewicht und zwar sein absolutes Gewicht.

Das absolute Gewicht eines Körpers kann für alle praktische Zwecke und ohne daß man einen wahrnehmbaren Fehler begeht, an einem bestimmten Orte der Erde wenigstens als eine constante Größe betrachtet werden. In der Wirklichkeit ist dieses aber nicht genau der Fall, auch wenn man das Gewicht auf den luftleeren Raum bezieht. Hauptsächlich aus der Oberfläche der Erde findet eine fortwährende Verrückung der Massen statt, alles Belebte ändert seinen Platz, durch Ebbe und Fluth des Meeres und der Atmosphäre, sowie durch die Strömungen in derselben werden große Mengen Materie dislocirt, und wenn sich auch diese Bewegungen im Verlaufe der Zeit größtentheils compensiren, so werden sie doch unaussprechliche Verschiebungen des Schwerpunktes der Erde zur Folge haben. Dadurch aber werden nicht allein Veränderungen in der Richtung der Schwere, die wir gemeinhin auch als constant annehmen können, hervorgebracht, sondern da der Schwerpunkt

der Erde dem fraglichen Körper bald näher bald ferner rückt, auch Aenderungen in der Intensität der Schwere und in dem Gewichte des Körpers sich zeigen. Diese Veränderungen sind aber erstens verschwindend klein, wegen der Geringfügigkeit der ihren Ort verändernden Massen gegen die Hauptmasse der Erde, und dann werden sie auch bei den gewöhnlichen Methoden der Gewichtsbestimmung vollständig eliminirt; denn das Gewicht eines Körpers ist denselben Veränderungen unterworfen, wie das der zum Vergleiche dienenden Gewichtskörper, da sich die letzteren während der Wägung doch nur in ganz geringer Entfernung von dem ersteren befinden.

Wenn man von absolutem Gewichte spricht, so geschieht dies nur im Gegensatz zu dem später zu erwähnenden relativen und spezifischen Gewichte; den Begriff des Absoluten im streng philosophischen Sinne des Wortes darf man damit nicht verbinden, denn es haben ja, wie überall so auch hier, alle unsere Bestimmungen und Messungen nichts Absolutes an sich, sie beziehen immer nur in Relationen und Vergleichen mit willkürlich festgesetzten Einheiten, und irgend eine solche bestimmte Einheit anzunehmen und allen anderen vorzuziehen, kann man zwar gute Gründe haben, aber eine absolute Nothigung dazu wird sich nie nachweisen lassen, und daher kommt denn auch die große Verschiedenheit der Gewichtseinheiten an den verschiedenen Orten und Ländern der Erde. Diejenige Gewichtseinheit, welche in der wissenschaftlichen Welt entschieden die größte Verbreitung hat, und der auch die im Handel und Wandel üblichen europäischen Gewichtseinheiten immer mehr angepaßt werden, ist das französische Gramme. Bei der Einführung dieses Grammengewichtes lag die Absicht zu Grunde, ein auf in der Natur vorkommende Einheiten basirtes, von willkürlichen Annahmen freies Gewichtssystem zu schaffen, und wenn dies auch nicht gelungen ist, so hat ihm doch seine rationelle Durchführung und sein ungezwungenes Zusammenhang mit dem zu gleicher Zeit (vom Nationalconvent im Jahre 1793) eingeführten Maßsysteme einen großen Vorzug vor allen anderen, mehr oder weniger unpraktisch eingerichteten Gewichtssystemen verschafft. Das Gramme wird nämlich repräsentirt durch das Gewicht eines Würfels Wasser im Zustande seiner größten Dichtigkeit, dessen Seiten grade ein hundertstel Meter lang sind, wobei das Meter als der zehnmillionste

Theil des Meridianquadranten von Paris angenommen ist. Doch auch eine solche Zurückführung von Maß und Gewicht auf die Dimensionen der Erde genügt nicht, um absolute Einheiten herzustellen und es wird noch wie vor die genaue Aufbeziehung von Normalmaß und Normalgewicht notwendig sein; denn, wie genau man auch messen mag, nie werden zwei auf einander folgende Gradmessungen dasselbe Resultat für den Erdumfang liefern, vorzüglich wenn man bei der späteren Messung bessere Methoden und Hilfsmittel anwendet, also auch größere Genauigkeit erlangt. Die Erfahrung hat dies auch gezeigt, denn während die Gradmessung von Mechain und Delambre, aus welcher das Meter abgeleitet ist, die Größe eines mittleren Meridiangrades = 57027 Toisen ergibt, findet man dieselbe Größe aus neueren Messungen = 57013,109 Toisen. Ferner ist auch die Temperatur, bei welcher die größte Dichtigkeit des Wassers statthat, noch keineswegs mit aller Schärfe bestimmt. Wenn aber auch alle diese Messungen mit unverbesserlicher Schärfe ausgeführt wären, so würde dies doch Nichts helfen, da die Dimensionen der Erde in Folge ihrer Erhaltung sich fortwährend ändern und ihre Masse durch Meteorsteine allmählig vergrößert wird.

Die Zusammenlegung des Grammes zu größeren und seine Theilung in kleinere Gewichte ist nach dem dekadischen Systeme durchgeführt und ist man bei der Namensgebung so verfahren, daß die Namen der größeren durch Zusammenlegung mit griechischen und die der kleineren mit lateinischen Zahlwörtern gebildet sind; man hat daher

1 Kilogramme	= 1000 Gramme
1 Hectogramme	= 100 „
1 Decogramme	= 10 „
1 Gramme	= 1 „
1 Decigramme	= $\frac{1}{10}$ „
1 Centigramme	= $\frac{1}{100}$ „
1 Milligramme	= $\frac{1}{1000}$ „

Oft ist es notwendig oder wünschenswert, ein nach einem anderen Systeme angegebenes Gewicht auf Grammgewicht zu reduciren. Man hat zu diesem Zwecke sorgfältige Vergleichungen angestellt und nach diesen hat

1 Pfund Poids de marc	489,5060 Grammen
1 Pfund Imperial Troy	373,2484 „
1 Pfund Avoir du pois	453,6005 „
1 preussisches Pfund	467,1101 „
1 wiener Pfund	560,0164 „
1 holländisches Pfund	492,1491 „
1 schwedisches Pfund	425,1225 „
1 russisches Pfund	489,9512 „
1 Marco Castellano	230,3068 „

Wenn man von kleinen zufälligen Veränderungen im Betrage der Schwere absieht, so lassen sich noch gewisse regelmäßige Veränderungen derselben und folglich auch des Gewichtes der Körper auf der Erde nachweisen. Zunächst nimmt sie ab, je höher man sich über das Meeresniveau erhebt und dann nimmt sie zu, wenn man auf der Erd-

oberfläche vom Equator nach den Polen zu geht. Das Gewicht eines Körpers würde demnach eine Function der Erhebung über das Meeresniveau und der geographischen Breite sein. Diese Veränderungen würden jedoch nur von Einfluß sein bei Anwendung einer Federwaage, deren Elasticität an einem bestimmten Orte der Erde mit dem Normalgewichte verglichen würde. Für jeden anderen Ort als diesen würden die von ihr angegebenen Gewichte falsch sein. Doch liefern Federwagen überhaupt so ungenaue Resultate, daß derartige Abweichungen mit ihrer Hülf nicht wahrgenommen werden können.

Alle absoluten Gewichtsbestimmungen nehmen wir in der atmosphärischen Luft vor, begeben aber dadurch einen Fehler, dessen Größe wir mit Zuhilfenahme des Archimedischen Satzes leicht bestimmen können. Wenn nämlich nach diesem letzteren ein untergetauchter Körper soviel an seinem Gewichte verliert, als das Gewicht der von ihm verdrängten Flüssigkeitsmasse beträgt, so wird das Gewicht des in der Luft gewogenen Körpers um das Gewicht der verdrängten Luftmasse zu klein sein. Man nennt oft das Gewicht, welches ein in einer Flüssigkeit gewogener Körper noch übrig behält, sein relatives Gewicht, eine Benennung, welche zu gebrauch von keinem großen Nutzen ist. Aber nicht bloß der zu wägende Körper, sondern auch die zu seiner Wägung benutzten Gewichtstücke erleiden einen ähnlichen Verlust, der jedoch nie genau so groß sein wird wie der des Körpers. Will man daher äußerste Genauigkeit bei einer Gewichtsbestimmung erlangen, so muß man zu dem Ende Correctionen anbringen, indem man diese Verluste zu bestimmen sucht, und dadurch die Wägungen auf den luftleeren Raum reducirt. Bessert hat für diese Reductionen der größeren Bequemlichkeit wegen logarithmische Tafeln berechnet, die wir jedoch nebst ihrer Ableitung erst bei Betrachtung des specifischen Gewichtes mittheilen wollen, da sie auch dazu dienen, aus den Wägungen im dekaritirten Wasser das specifische Gewicht eines Körpers zu finden.

Das Gewicht der conventionell angenommenen Volumeneinheit eines Körpers nennt man sein specifisches Gewicht. Hätte man den preussischen Kubfuß als Volumeneinheit angenommen, so wäre das specifische Gewicht des Wassers = 60 preuß. Pfund, denn so schwer ist ein solcher Kubfuß Wasser. Das des Quecksilbers wäre in runder Zahl 13,5 mal größer, also = 801 preuß. Pfund. Dividirt man die specifischen Gewichte verschiedener Körper durch das des Wassers, so ergeben sich die Verhältnisse derselben zu dem des Wassers und diese Verhältniszahlen geben die Dichtigkeiten der fraglichen Körper an, die Dichtigkeit des Wassers gleich der Einheit gesetzt. Specifisches Gewicht und Dichtigkeit sind daher nicht gleichbedeutend zu brauchen, da der letztere Ausdruck eine benannte Größe ist, der letztere eine unbenannte, ein bloßes Verhältniß. Der oft gebrauchte Ausdruck specifische Schwere hat gar keinen Sinn, da die genauesten Untersuchungen von Bessel gezeigt haben, daß alle Materie, sie mag eine Dichtigkeit

haben, was sie für eine will, von der Schwere gleich stark afficirt wird.

Die Annahme des französischen Gewichts und Maasses vereinfacht bedeutend die Bestimmungen des specifischen Gewichts und der Dichtigkeit. Die Volumeneinheit ist dann das kubische Centimeter, und das Gewicht eines solchen Würfels von Wasser im Zustande seiner größten Dichtigkeit bei 3,7 C. beträgt grade ein Gramme. Hiernach ist also das specifische Gewicht des Wassers = 1 Gramme, das des Quecksilbers = 13,5 Gramme und man sieht zugleich, daß die Zahlen für die specifischen Gewichte und die Dichtigkeiten zusammenfallen, so daß man nur die Gewichtsbemerkung weglassen braucht, um die Zahl für die Dichtigkeit zu erhalten.

Bei den meisten Methoden, das specifische Gewicht oder zunächst die Dichtigkeit eines Körpers zu finden, recurirt man auf das Archimedisches Princip. Man sucht nämlich, nachdem man das absolute Gewicht eines Körpers kennen gelernt hat, den Gewichtsverlust zu bestimmen, den er erleidet, sobald er in Wasser untergetaucht wird und dieser Gewichtsverlust ist nichts Anderes als das Gewicht der gleich großen Wassermasse; das Verhältniß nun dieses letzteren zu dem absoluten Gewichte des Körpers gibt seine Dichtigkeit oder, wenn man es in benannten Zahlen ausdrückt, sein specifisches Gewicht. Wenn wir jedoch die einzelnen Methoden genauer betrachten, müssen wir die Körper nach ihrem Aggregationszustande unterscheiden.

Was zunächst die festen Körper betrifft, so kann ihre Dichtigkeit durch folgende drei verschiedene Methoden gefunden werden.

1) Vermittels der hydrostatischen Wage. Es kann zu diesem Zwecke jede genau gearbeitete Wage eingerichtet werden. Man braucht nur die eine Waagschale an ihrer unteren Fläche mit einem kleinen Hälchen zu versehen. Doch findet man gewöhnlich allen feineren Wagen zu diesem Zwecke noch eine kleinere dritte, auf solche Weise eingerichtete Waagschale beigegeben. Soll nun die Dichtigkeit eines Körpers bestimmt werden, so wird er an einen dünnen Platindrath oder an ein Pferdehaar geschnitten und an das Hälchen der einen Waagschale gehangen und so gewogen, doch darf man dabei nicht vergessen, das Gewicht des zum Aufhängen dienenden Fadens besonders zu bestimmen. Nachdem man auf diese Weise das absolute Gewicht des Körpers ermittelt, stellt man unter die Waagschale ein offenes Gefäß mit destillirtem Wasser und hängt den Körper abermals an dieselbe, so daß er vollständig im Wasser untertaucht ohne jedoch die Wände oder den Boden des Gefäßes zu berühren. Jetzt wird man soviel von den aufgesetzten Gewichten hinwegnehmen müssen, als der Gewichtsverlust des Körpers im Wasser beträgt und dieser ist eben gleich dem absoluten Gewichte der verdrängten Wassermasse. Um den Einfluß des zur Aufhängung dienenden Fadens unschädlich zu machen, muß man die Wage vor der letzten Wägung tariren, während der bloße Faden ebenso weit in das Wasser taucht als nach-

her, wenn der Körper daran befestigt ist. Die Dichtigkeit eines schwimmenden Körpers kann man durch diese Methode finden, wenn man denselben an einen schwereren Körper, z. B. ein Stück Blei, befestigt. Doch muß man dann vor dem Wägen des eingetauchten Körpers die Wage tariren, während nur das angehängte Blei unter Wasser taucht.

Durch diese beiden Wägungen hat man das absolute Gewicht des Körpers und das einer gleich großen Wassermasse kennen gelernt; das Verhältniß beider gibt die Dichtigkeit des Körpers, die des Wassers zur Einheit genommen. Setzt man daher das absolute Gewicht des Körpers = P, seinen Gewichtsverlust im Wasser = p und die zu bestimmende Dichtigkeit = D, so hat man

$$\frac{P}{p} = D.$$

2) Sehr oft ist es bequemer, eine andere Methode anzuwenden, bei der man außer einer genauen Wage noch eines Glasgefäßes mit weiter Öffnung bedarf, welche durch einen aufgeschlossenen Glasdrath verschlossen werden kann. Man hat auch hier zunächst das absolute Gewicht des Körpers zu bestimmen; hierauf tarirt man das mit Wasser vollständig gefüllte und mit dem Dedel verschlossene Gefäß. Bei der Füllung desselben hat man wohl darauf zu sehen, daß sich durch das Aufschließen des Dedels keine Luftblasen fangen, auch hat man alles an der Außenseite des Gefäßes anhängende Wasser sorgfältig zu entfernen. Ebenso muß man sich hüten, die Wägung in einem Raume vorzunehmen, der viel wärmer ist als das angewendete Wasser, weil sich dann leicht während der Operation ein Niederschlag von Wasserdämpfen an dem Gefäße bilden könnte. Sodann wird der fragliche Körper in das tarirte Wassergefäß gesetzt, wobei natürlich ein gleich großes Volumen Wasser abfließt. Nachdem der Dedel wieder aufgeschoben und das Ganze auf die Wage gesetzt worden, wird man, um letztere wieder ins Gleichgewicht zu bringen, zu der Tara noch das absolute Gewicht P des Körpers hinzuzufügen müssen, weniger dem Gewichte p der abgelaufenen Wassermasse; und hieraus erhält man wieder wie oben die Dichtigkeit D.

3) Mit dem Nicholson'schen Kräometer. Ein hohler Blechcylinder, unten und oben conisch zugespitzt, ist mit soviel Blei ausgegossen, daß er aufrecht schwimmt und ungefähr bis zur Hälfte eintaucht. An seiner oberen Spitze trägt er auf einem mehrer Zoll langen Stahlschäbchen eine kleine flache Schale, an der unteren hängt ein conisches Eimerchen von Blei. Setzt man den ganzen Apparat in Wasser, so wird man auf die obere Schale noch ein bestimmtes Gewicht π auflegen müssen, damit derselbe bis an eine am Stahlschäbchen angebrachte Marke, die sogenannte Nichte, eintaucht. Legt man statt dessen einen Körper auf die Waagschale, dessen absolutes Gewicht P aber geringer sein muß als das Gewicht π , so muß man noch ein Gewicht κ auflegen, damit das Kräometer wieder bis an die Nichte eintaucht. Auf diese Weise hat man das absolute Gewicht P

erfahren, da n und g bekannt sind, und $n = P + g$, also $P = n - g$ ist.

Nimmt man hierauf den Körper aus der oberen Wasserschale und legt ihn in die untere, so wird, da der nun in das Wasser tauchende Körper einen Theil seines Gewichtes verloren hat, das Kräometer nicht mehr bis an die Röhre untertauchen. Um dies von Neuem zu bewirken, muß man ebenso viel Gewicht nachlegen, als der Gewichtsverlust des Körpers beträgt, und dieser ist ja gleich dem Gewichte p der verdrängten gleichgroßen Wassermasse. Man hat daher die Dichtigkeit

$$D = \frac{n-g}{p},$$

oder, da $n-g = P$ ist,

$$D = \frac{P}{p}.$$

Ist der Körper weniger dicht als Wasser und würde er daher schwimmen, so muß man ihn an der unteren Schale festbinden; doch muß man dann bei Bestimmung des Gewichtes n auf das Gewicht der zur Befestigung dienenden untergetauchten Fäden Rücksicht nehmen.

An allen diesen Wägungen in der Luft und im Wasser müssen aber noch, wenn sie genaue Resultate liefern sollen, Correctionen angebracht werden. Ich habe schon oben bei Bestimmung des absoluten Gewichtes die von Bessel zu diesem Zwecke berechneten und in Schumacher's astronomischen Nachrichten B. VII. Nr. 163 mitgetheilten Logarithmentafeln erwähnt, und will diese jetzt nebst ihrer Ableitung mittheilen. Da jedoch Bessel bei Berechnung dieser Tafeln noch den alten ungenauen Ausdehnungscoefficienten der Luft $= 0,00375$ zu Grunde gelegt hat, so habe ich dieselben umgerechnet mit Anwendung des richtigern Coefficienten 0,00365.

Ist Δ die Dichtigkeit des Körpers bei 0° C. für Wasser im Maximum der Dichtigkeit als Einheit, M seine Masse, $l : R$ das Verhältniß seiner Dimensionen bei 0° und der Temperatur, bei welcher die Wägung geschieht, so füllt er den Raum $\frac{M}{\Delta} R^3$ aus und verdrängt von einer Flüssigkeit, deren specifisches Gewicht Q eine Masse $\frac{M}{\Delta} R^3 Q$, zieht also an einem Arme der Wage mit einer Kraft $M(1 - \frac{R^3 Q}{\Delta})$. Haben für das Gewicht die kleinen Buchstaben dieselbe Bedeutung, so zieht das Gewicht m am andern Arme mit der Kraft $m(1 - \frac{r^3 q}{\delta})$. Sind beide im Gleichgewichte, so wird

$$M(1 - \frac{R^3 Q}{\Delta}) = m(1 - \frac{r^3 q}{\delta}).$$

Geschieht die Wägung in der Luft, so wird $Q = q$, also

$$M(1 - \frac{R^3 q}{\Delta}) = m(1 - \frac{r^3 q}{\delta}).$$

Geschieht die Wägung in destillirtem Wasser, dessen

Dichtigkeit Q sein mag, bei einer Temperatur, die sowohl in Beziehung auf das Wasser, als in Beziehung auf die Luft von der Temperatur bei der ersten Wägung verschieden sein kann, und bezeichnen $m, r, q, R,$ die für die zweite Wägung geänderten Werthe von m, r, q, R , so wird

$$M(1 - \frac{R^3 Q}{\Delta}) = m(1 - \frac{r^3 q}{\delta}).$$

und, wenn man statt $\frac{r^3 q}{\delta}$ und $\frac{r^3 q}{\delta}$, i und i , schreibt,

durch Elimination von M

$$\frac{m(1-i)}{1 - \frac{R^3 q}{\Delta}} = \frac{m_i(1-i_i)}{1 - \frac{R_i^3 Q}{\Delta}},$$

also die Dichtigkeit des Körpers

$$\Delta = \frac{m R^3 Q (1-i) - m_i R_i^3 Q (1-i_i)}{m(1-i) - m_i(1-i_i)}.$$

Setzt man $l = \frac{R^3 q}{\Delta}$, so erhält man, sobald Δ bekannt ist,

$$M = m \frac{1-i}{1-l}.$$

Nach Briffon's von Häfström berechneten Versuchen ist 13,59606 die Dichtigkeit des Quecksilbers, $\frac{1}{10475,6}$ die Dichtigkeit der Luft bei 0°,76 Druck und 0° C. Temperatur für Quecksilber als Einheit, also $\frac{1}{770,488}$ die Dichtigkeit der Luft unter denselben Bedingungen für Wasser als Einheit. Bei dem in pariser Linien gemessenen auf 0° reducirten Barometerstande b und der Temperatur t ist also die Dichtigkeit q der Luft

$$q = \frac{1}{770,488} \cdot \frac{b}{0,76 \times 443,296} \cdot \frac{1}{1+t \times 0,00365} = \frac{259581}{b} (1+t \times 0,00365).$$

Für Messungsgewichte, deren Dichtigkeit $\delta = 8,4$ und Linearausdehnung für einen Grad 0 = 0,000018785, wird

$$i = \frac{r^3 q}{\delta} = \frac{(1+t \times 0,000018785) \cdot b}{8,4 \times 259581 (1+t \times 0,00365)}.$$

Setzt man $a = \frac{(1+t \times 0,000018785) \cdot b}{8,4 \times 259581 (1+t \times 0,00365)}$, so findet man für die Bestimmung von $i = a b$, $i_i = a_i b_i$, $\log a$ in der ersten Columnne für Centesimalgrade von 0° bis + 25 für die Temperaturen t und t_i und die Barometerstände b und b_i der beiden Wägungen.

Da $l = \frac{R^3 q}{\Delta}$, so wird, wenn k die Linearausdehnung des ganzen Körpers bedeutet,

$$1 = \frac{b(1+tk)^3}{259581(1+t \times 0,00365)\Delta'}$$

oder wenn

$$\beta = \frac{1}{259581(1+t \times 0,00365)}$$

$$1 = \frac{\beta b(1+tk)^3}{\Delta}$$

wo β für die Temperatur t in der zweiten Columne gefunden wird.

Mit diesen beiden Columnen kann M gefunden werden, wenn Δ bekannt ist. Soll aber diese Dichtigkeit durch eine Wägung im Wasser gefunden werden, so enthält die dritte Columne die Logarithmen der Dichtigkeit des Wassers (für das Maximum der Dichte als Einheit) nach den Versuchen von Hållström in Poggen-dorf's Annal. I, 163.

Daraus ergibt sich also

$$\begin{aligned} \log R_1'Q &= \log Q + 3\log(1+tk) \\ \log R_1'q &= \log b + 3\log(1+tk) + \log \beta \\ \log i &= \log a + \log b \\ \log i_1 &= \log a_1 + \log b_1 \end{aligned}$$

zur Bestimmung der Quantitäten in den Mäzungsformeln

$$\Delta = \frac{m}{m-m_1} R_1'Q - \frac{m_1}{m-m_1} R_1'q + \frac{mm_1}{(m-m_1)^2} Q(1-i_1)$$

und $M = m + m_1 - m_1 i$.

Will man die größtmögliche Genauigkeit erhalten, so wird man statt der angenommenen Dichtigkeit des Messings = 8,4 diese durch eine Wägung im Wasser selbst bestimmen. Bringt man dann das Gewicht m im Wasser mit dem Gewichte m_1 in der Luft in Gleichgewicht, so wird, wenn d die Dichtigkeit der Gewichtsstücke ist,

$$m\left(1 - \frac{r_1'Q}{d}\right) = m_1\left(1 - \frac{r_1'q_1}{d}\right)$$

$$\text{also } d = \frac{mr_1'Q - m_1r_1'q_1}{m - m_1} \text{ sein.}$$

Die vierte Columne enthält den Logarithmus von $r_1'Q$. Außerdem ist

$$\log r_1'q_1 = \log a + \log b + \log 8,4.$$

Sobald d bekannt ist, hat man daher der ersten Columne der Tafel die beständige Verbesserung $0,92428 - \log d$ hinzuzufügen.

Tafel zur Reduction der Abwägungen.

Therm. Cent.	$\log a$	Diff.	$\log \beta$	Diff.	$\log Q$	Diff.	$\log r_1'Q$	Diff.
0*	3,66145		4,58573		9,9999530		9,9999530	
1	3,65989	156	4,58415	158	9,9999731	+ 201	9,9999976	+ 446
2	3,65833	156	4,58256	159	9,9999877	+ 146	0,0000366	+ 390
3	3,65678	155	4,58099	157	9,9999966	+ 89	0,0000700	+ 334
4	3,65524	154	4,57942	157	9,9999998	+ 32	0,0000977	+ 277
5	3,65370	154	4,57786	156	9,9999978	- 20	0,0001200	+ 225
6	3,65217	153	4,57631	155	9,99999003	- 75	0,0001371	+ 169
7	3,65065	152	4,57476	155	9,9999771	- 132	0,0001484	+ 113
8	3,64913	152	4,57321	155	9,9999585	- 186	0,0001542	+ 58
9	3,64761	152	4,57167	154	9,9999347	- 238	0,0001549	+ 7
10	3,64612	149	4,57014	153	9,9999055	- 292	0,0001502	- 47
11	3,64461	151	4,56862	152	9,9998710	- 345	0,0001402	- 100
12	3,64311	150	4,56709	153	9,9998313	- 397	0,0001249	- 153
13	3,64162	149	4,56558	151	9,9997862	- 451	0,0001043	- 206
14	3,64013	149	4,56407	151	9,9997359	- 503	0,0000785	- 258
15	3,63864	149	4,56256	151	9,9996805	- 554	0,0000476	- 309
16	3,63717	147	4,56106	150	9,9996203	- 602	0,0000119	- 357
17	3,63571	146	4,55957	149	9,9995547	- 656	9,9999707	- 412
18	3,63424	147	4,55808	149	9,9994840	- 707	9,9999245	- 462
19	3,63278	146	4,55660	148	9,9994084	- 756	9,9998733	- 512
20	3,63133	145	4,55512	148	9,9993277	- 807	9,9998171	- 562
21	3,62988	145	4,55365	147	9,9992424	- 853	9,9997563	- 608
22	3,62844	144	4,55218	147	9,9991518	- 906	9,9996901	- 662
23	3,62700	144	4,55072	146	9,9990566	- 952	9,9996194	- 707
24	3,62557	143	4,54926	146	9,9989564	- 1002	9,9995437	- 757
25	3,62414	143	4,54981	145	9,9988513	- 1051	9,9994630	- 807

Nach den oben beschriebenen Methoden hat man nun die Dichtigkeit einer großen Anzahl fester Körper bestimmt; und da es oft nöthig ist, dieselben zu kennen, wollen wir in folgender Tabelle die Dichtigkeiten der wichtigsten derselben anführen.

Acacienholz, 0,650—0,702
Agat, 2,553—2,666
Äthornholz, frisch, 0,904
" lufttrocken, 0,645
Alabaster, 2,611—2,876
Alaun, 1,753
Alaunschiefer, 2,339—2,588
Amethyst, 2,651
Anthrazit, 1,400—1,590
Antimon, 6,712
Antimonblende, 4,50—4,60
Antimonglanz, 4,70—4,85
Antimonerz, 5,778
Apfelsaumbholz, 0,639—0,734
Apfelfeigenbaum, 0,711—0,868
Arragonit, 2,850
Arsenit, 5,766
Asbest, 0,908—2,444
Asphalt, 1,073—1,160
Baryt, 4,00
" essigsaurer, 1,828
" kohlensaurer, 4,302
" salpetersaurer, 2,915
" schwefelsaurer, 4,200
Baryum, 4,00
Basalt, 2,41—2,86
Bausteine, (ungefähr) 2,50
Bismutstein, 1,06—1,11
Bergk., 2,53—2,78
Bismutstein, 0,914
Birkenholz, 0,70—0,74
Birnbaumholz, 0,60—0,73
Blei, 11,388
Bleieryd, 9,277
" kohlens., 6,427
Blutstein, 4,360
Brauneisenstein, 3,8—4,2
Bromkalium, 2,415
Bromkalium, 6,353
Buchenholz, 0,75—0,85
Buchsaumbholz, 0,91—1,03
Butter, 0,942
Cadmium, 8,659
Campher, 0,989
Caoutchouc, 0,933
Carbol, 2,597—2,630
Cedernholz, 0,561
Calcenon, 2,664
Chlorbaryum, 3,86—4,16
Chlorblei, 5,802
Chlorcalcium, 1,760
Chlorkalium, 1,836

Chlornatrium, 1,893
Chlorsilber, 5,129
Chlorzink, 1,577
Chrom, 5,90
Chromoxyd, 5,21
Chrysopras, 2,479
Citronenbaumholz, 0,726
Cölestin, 3,953
Coleophonium, 0,93—1,20
Copal, 1,04—1,06
Coralen, rothe, 2,479
" schwarze, 1,393
Spancisenkalium, 1,833
Dammarsberg, 1,042—1,123
Datolith, 3,342—2,929
Diamant, 3,65—3,44
Dolomit, 2,79
Ebenholz, 1,33—0,78
Eichenbaumholz, 0,744
Eichenholz, 0,65—1,10
Eis, 0,888—0,95
Eisen, 7,20—7,790
Eisensulfid, 4,60—4,88
Eisenberg, 1,018
Eisenstein, 1,825
Erlenholz, 0,484—0,857
Eschenschholz, 0,67—0,90
Espenholz, 0,43—0,76
Fahlerz, 4,798—5,104
Feldspath, 2,53—2,60
Feist, 2,577
Fernambukholz, 1,014
Fett, Dachs, 0,917
" Hammel, 0,943
" Kalb, 0,934
" Menschen, 0,942
" Ochsen, 0,955
" Schweine, 0,912
Feuerstein, 2,58—2,59
Fichtenholz, 0,408—0,763
Fischbein, 1,244
Gadolinit, 4,238
Galmey, 2,56—4,41
Glas, 2,37—3,77
Glauberit, 2,807
Glimmer, 2,507—3,066
Gold, 19,361
Granat, 3,56—4,25
Granit, 2,54—2,96
Graphit, 1,70—2,33
Guaiajubarz, 1,205

Gummi, arab., 1,355—1,436
Gummigutt, 1,175
Gummilack, 1,139
Gyps, 2,168—2,312
Haar, menschl., 2,358
Hainbuchenholz, 0,728—0,945
Heliotrop, 2,62—2,70
Hirschhornsalz, 1,496
Hornblende, 3,33—3,41
Hyalit, 2,110
Jacaranbaumholz, 0,908
Jaspis, 2,310
Jespeit, 3,20—3,40
Indigo, 0,769
Inulin, 1,356
Jod, 4,948
Jodblei, 6,110
Jodkalium, 3,078
Jodsilber, 5,614
Jodum, 19,50—23,6
Kalkstein, 1,100
Kalk, 2,656
" kohlens., 2,264
" schwefels., 2,623
" salpeters., 1,980
Kalium, 0,865
Kalk, 3,160
" kohlens., 2,717
Kalkspath, 2,620—2,718
Kanonengut, 8,431—9,235
Kaolin, 2,210
Kieserit, 0,550—0,912
Kobalt, 8,710
Körper, d. menschl., 1,111
Kohle v. Pappelh., 0,124
" Tannenholz, 0,900
Korallen, 0,240
Kreide, 2,694
Kryolith, 2,963
Kupfer, 8,580—9,000
Kupferglanz, 8,695
Kupferblei, 4,169
Kupferoxyd, 6,430
" essig., 1,779
" schwefels., 3,572
Labrador, 2,68—2,78
Lafurstein, 2,939
Lava, 2,795—2,823
Lebererz, 7,100
Leim, 1,268
Lindenholz, 0,408—0,817
Magnesia, 3,200
Magnetitstein, 4,90
Magnetitstein, 1,063
Mangan, 8,013
Marmor, 2,516—2,855

Mastix, 1,040
Maulbeerbaumholz, 0,897
Melkbaum, 0,336
Mennige, 9,086
Mergel, 2,300—2,700
Messing, 8,396
Meteoreisen, 7,355—7,965
Mettorstein, 3,43—3,70
Milchzucker, 1,548
Molybden, 8,615—8,636
Naphthalin, 1,048
Natrium, 0,935
Natron, 2,805
" kohlens., 2,466
" schwefels., 2,246
Nidel, 8,686—8,713
Nobidian, 2,348
Nelbaumholz, 0,927
Nilwin, 2,960—3,225
Onix, 2,838—2,816
Opal, 2,114
Oxium, 1,364
Oxium, 19,50
Pachfium (Argentum), 8,553—8,764
Palladium, 12,10—10,92
Papier, Schreib., 1,78
Pappelh., 0,383—0,387
Paraffin, 0,870
Pechblende, 6,5—6,6
Perlen, oriental., 2,750
Perlmutter, 2,759
Pfirschbaumholz, 0,747
Pflaumenbaumholz, 0,687
Phosphor, 1,77
Phosphorsäure, 6,700
Phosphorkupfer, 7,122
Phosphorsäure, 1,557
Platin, 17,10—22,069
Porzellan, 2,146—2,387
Perpith, 5,765—5,793
Pyrop, 3,788
Quarz, 2,65
Quarzsilberoxyd, 11,074
Rafencisenstein, 2,603
Retin, 1,07—1,35
Rhodium, (ungefähr) 11,0
Rothblei, 5,951
Rothkupfererz, 5,70—6,0
Rubin, 3,13—3,99
Salmiak, 1,528
Sandarach, 1,052
Sandstein, 2,085—2,621
Saphir, 3,13—4,83
Schiefer, Steinen, 2,186
" Steine, 2,722
Schmelz, 2,92—3,45
Schneeflock, 1,989—2,086

Schwefelantimon, 4,752	Zinnober, 1,118
Schwefelarsenik, 3,313	Zinn, 7,291
Schwefelblei, 7,759	Zinnchlorid, 2,25
Selen, 4,30	Zinnchlorür, 2,293
Selenblei, 8,20—8,80	Zinn, 7,291
Selenkupfer, 2,684	Zinnchlorid, 2,25
Silber, 10,474	Zinnchlorür, 2,293
Smalte, 2,440	Zinn, 7,291
Smaragd, 2,770	Zinnchlorid, 2,25
Speckstein, 2,609	Zinnchlorür, 2,293
Spinell, 3,570	Zinn, 7,291
Stahl, 7,833—7,919	Zinnchlorid, 2,25
Stearin, 0,968	Zinnchlorür, 2,293
Steinkohlen, 1,15—1,40	Zinn, 7,291
Titaneis, 2,257	Zinnchlorid, 2,25
Strag, 3,50—3,60	Zinnchlorür, 2,293
Strontian, 3,0—4,0	Zinn, 7,291
• • Kohlenf., 3,624	Zinnchlorid, 2,25
• • Schwefelf., 3,588	Zinnchlorür, 2,293
Talk, 2,714—2,740	Zinn, 7,291
Tannenholz, 0,447—870	Zinnchlorid, 2,25
Tellur, 6,138	Zinnchlorür, 2,293
Thonerde, 4,00	Zinn, 7,291
• • Kohlenf., 1,118	Zinnchlorid, 2,25
• • Schwefelf., 2,740	Zinnchlorür, 2,293
Titan, 4,18—8,0	Zinn, 7,291
Titanseis, 4,62—4,89	Zinnchlorid, 2,25
Topas, 3,499—4,01	Zinnchlorür, 2,293
Tragantgummi, 1,316	Zinn, 7,291

Erörtern wir nun die Methoden, welche zur Bestimmung der Dichtigkeit flüssiger Körper anzuwenden sind. Man kann deren wesentlich drei unterscheiden, und zwar sind es folgende:

1) Die hydrostatische Abwägung. — Das Verfahren ist ganz analog dem unter 1) für feste Körper beschriebenen. Von einem Körper, der sich in der zu bestimmenden Flüssigkeit nicht auflöst (am geeignetsten ist eine massive Glasugel), bestimme man zunächst das absolute Gewicht. Dann bestimme man ihn an einen Faden, hänge ihn an das Haken der einen Waagschale und bestimme sein Gewicht, während er in destilliertes Wasser untertaucht. Setzt man den dabei stattfindenden Gewichtsverlust $= p$ und bestimmt dann den Gewichtsverlust P , den der Körper erleidet, wenn er in eine andere Flüssigkeit untertaucht, so erhält man die Dichtigkeit D dieser letzteren aus dem Quotienten $\frac{P}{p}$.

2) Man kann auch das schon bei den festen Körpern beschriebene Glasgefäß mit dem aufgeschlossenen Dedel benutzen, um die Dichte flüssiger Körper zu bestimmen. Die Anwendung desselben zu diesem Zwecke ist eine sehr einfache. Man füllt es nach einander sorgfältig mit destilliertem Wasser und mit der fraglichen Flüssigkeit, und bestimmt die Gewichte der darin enthaltenen Flüssigkeitsmengen. Dadurch erhält man die absoluten Gewichte P und p gleichgroßer Volumina beider Flüssigkeiten, und aus diesen die gesuchte Dicht-

keit D . Statt dieses Glasgefäßes kann man auch ein Fläschchen mit einem geschlossenen Glasstopfen anwenden, und man kann sich die Dichtigkeitsbestimmungen bedeutend erleichtern, und die Rechnung sehr vereinfachen, wenn man das Fläschchen gerade so wählt, daß es bei einer gewissen Temperatur genau 10 Gramme destilliertes Wasser faßt. Man braucht dann nur die bei derselben Temperatur für das absolute Gewicht einer Flüssigkeitsmenge erhaltene Zahl durch 10 zu dividieren, um die Dichtigkeit der selben zu erhalten.

3) Die Aräometer oder Senkwaagen geben auch ein oft sehr bequemes, besonders im praktischen Leben angewendetes Mittel zur Dichtigkeitsbestimmung von Flüssigkeiten ab. Doch muß hier auf den Artikel verwiesen werden, in welchem diese Instrumente besonders abgehandelt werden.

Wenn man bei diesen Bestimmungen größere Genauigkeit erlangen will, müssen noch Correctionen und Reductionen vorgenommen werden ganz ebenso, wie es schon bei den festen Körpern gezeigt wurde.

Auch hier mag ein Verzeichniß folgen, welches die Dichtigkeiten der wichtigsten Flüssigkeiten enthält:

Äthersäure, 1,0150	Gelbanumöl, 0,9242
Alkohol, 0,7920	Jojoböl, 0,9288
Amiesensäure, 0,9157	Jorn, 1,011
Amiesensäure, 1,1168	Kastanienöl, 0,9242
Ammoniakflüssigkeit, 0,8750	König, 1,450
Anisöl, 0,9058	Kopfenöl, spanisch, 0,9465
Baldrianöl, 0,9650	Hydriodäther, 1,9206
Bergamottöl, 0,880	Hydriodsäure, 1,700
Bernsteinsäure, 1,036	Kalmusöl, 0,995
Bernsteinöl, 0,800	Kastanienöl, 0,927
Bier, 1,0230—1,0340	Kohlenwasserstoff, H. C., 0,627
Blausäure, 0,7050	H. C., 0,85
Blutwasser, 1,0250—1,0310	H. C., 0,86
Brom, 2,9660	Krausenöl, 0,9695
Buchendernöl, 0,9225	Kreosot, 1,037
Buttersäure, 0,9675	Kümmelöl, 0,9588
Cajuputöl, 0,9274—0,9474	Lavendelöl, 0,877—0,948
Cascarillöl, 0,9380	Lebertran, 0,945
Cassiaöl, 1,071	Leinbutteröl, 0,9255
Chloräther, 1,1340—1,227	Leinöl, 0,9395
Chloroform, 1,3200	Mandelöl, 0,918—0,920
Chlorsäure, 1,3	Meisöl, 0,975
Chlorschwefel, 1,628	Milch, 1,020—1,041
Chloräther, 1,653	Mohnöl, 0,9243
Citronenöl, 0,8470—0,8786	Muskatbutteröl, 0,9538
Copaivabalsam, 0,95—0,966	Muskatbutteröl, 0,948
Cyan, tropisch, 0,900	Nußöl, 1,066
Dillöl, 0,881	Rußöl, 0,926
Eisessig, 1,0408	Salzsaure, 0,898
Essigäther, 0,866	Silbenöl, 0,9176—0,9192
Essigsäure, 1,063	Verbasam, 1,140—1,150
Fenchöl, 0,999	Veissemöhl, 0,935
Fluorarsenik, 2,730	Pomeranzbutteröl, 0,9085
Flusssäure, 1,0609	Pomeranzschöl, 0,888
Fuselöl, 0,821—0,835	

Duedfiter, 13,568 —	Senföl, fettes, 0,917
13,597	• ätherifches, 1,038
Rainfarnöl, 0,9315	Steinöl, 0,753 — 0,836
Rapöl, 0,9136	Zalgfäure (bei 94°), 0,854
Rautenöl, 0,911	Zerpentinöl, 0,792 — 0,891
Ricinöl, 0,9699	Ähran, 0,918 — 0,937
Rofenöl, 0,8320	Äthymianöl, 0,905
Rosmarinöl, 0,888 — 0,910	Ueberchlorfäure, 1,850
Rübel, 0,9128 — 0,9168	Unterfchwefelfäure, 1,347
Saderbaumöl, 0,9155	Wacholderöl, 0,935
Salbeilöl, 0,864	Waffer, 1,000
Salpeteräther, 0,886	Wafferftoffflupcorp, 1,453
Salpeterfäure, 1,521	Wein, Rhein, 0,9825 —
Salzäther, leichter, 0,845	1,002
— 0,874	• Franz, weiß, 1,020
Salzfäure, 1,2109	• Burgunder, 0,992
Caffiafröl, 1,0940 — 1,142	• Bordeaux, 0,994
Sauerkreäther, 1,0929	• Champagner, 0,962
Schwefeläther, 0,7155	• Portwein, 0,997
Schwefelblaufäure, 1,022	• Capwein, 1,021
Schwefelkohlenftoff, 1,272	• Canarien, 1,033
Schwefelfäure, 1,845	• Malaga, 1,015
• nordhäufer,	• Madeira, 1,038
1,860	Weinflöndöl, 0,9202
Schwefelwafferftoff,	• • fchweres, 1,133
II, S, 0,900	• • leichtes, 0,9174
HS, 1,770	— 0,921
Schwefelige Säure, 1,450	Weinflöndöl, 1,540
Seewaffer, 1,0286	Wermuthöl, 0,9725
• im toden Meer	Wurmfamenöl, 0,9258
1,2122	Zimmetöl, 1,008 — 1,074
Selenfäure, 2,524	Zuckerfäure, 1,416

Bei Befimmung der Dichte luftförmiger Körper nimmt man nicht wie bei den festen und flüssigen die Dichte des Wassers zur Einheit, sondern die der atmosphärischen Luft, weil man auf diese Weise bequemere Zahlen erhält. Dann muß man jedoch das Verhältniß der Dichtigkeit der atmosphärischen Luft zu der des Wassers kennen, weil man die der Gasarten oft auf letztere reduciren muß. Die Bestimmungen der Dichte der Luft lassen sich bis auf Aristoteles zurückführen, der derselben gar kein Gewicht beilegte. Galilei hielt sie für 400 mal leichter als Wasser. Merkenne fand das Verhältniß = 1300 : 1, Boyle wie 938, Gayensich wie 800 : 1 und Andere noch anders.

Aus den genauesten, schon oben angeführten Versuchen hat sich das Verhältniß, 770,488 : 1 ergeben. Von allen Methoden, das Gewicht einer gemessenen Luftmasse und daraus ihre Dichte zu bestimmen, will ich nur eine von Klöden angegebene auseinandersetzen, weil sie mir am sichersten und einfachsten erscheint.

Zwei möglichst gleiche Glasballons versehe man am Halse mit einer Messingfassung, welche einen Hahn und außerdem noch ein Gewinde trägt, mit dem man sie auf die Luftpumpe schrauben kann. Auch müssen sie mit Hahn versehen sein, um an die Schalen einer Wage gehängt werden zu können; doch kann man gleich kleine

Schalen an den Fassungen anbringen lassen, so daß man die Ballons direct an den Wagetassen hängen kann. Durch das Gewicht der Ballons muß die Ungleichheit im Gewichte des Ballons ausgeglichen werden, so daß beide mit ihren Fassungen genau gleich schwer sind. Der eine dieser Ballons wird nun mit destillirtem Wasser von 0° Temperatur gefüllt, an die Wage gehangen und durch Auflegen von Gewichten auf die Schale des andern Ballons ins Gleichgewicht gebracht. Hieraus erfährt man das Gewicht g des Wasserinhalts in Grammen und zugleich das innere Volumen des Ballons in Kubikcentimetern. Der Ballon wird nun wieder von Wasser entleert und durch Erwärmen und Auslaufen der Luft mittels eines eingeführten Glasröhrchens gehörig ausgetrocknet und nachdem dies geschehen, die in ihm enthaltene Luft möglichst exsiccirt, am besten ebenfalls bei der Temperatur von 0°. Ist der von der Barometerprobe angezeigte Druck der im Ballon enthaltenen Luft noch = b , der Barometerstand in der äußeren Luft aber = B , so ist die Dichte der inneren Luft die der äußeren zur Einheit genommen = $\frac{b}{B}$ und es ist eine

Quantität Luft = $1 - \frac{b}{B} = \frac{B-b}{B}$ exsiccirt worden. Bestimmt man nun den Gewichtsverlust Q , den der Ballon dadurch erleidet, indem man ihn mit dem andern Ballon, dessen Luft die atmosphärische Dichtigkeit hat, in Gleichgewicht setzt, so kann man daraus leicht das Gewicht L der ganzen Luftmenge finden, welche er bei 0° und dem bestehenden Barometerstande B zu fassen vermag; denn es ist offenbar

$$Q = \frac{B-b}{B} L$$

und daher

$$L = \frac{BQ}{B-b}$$

Man hat auf diese Weise die absoluten Gewichte gleichgroßer Volumina Luft und Wasser ermittelt und kann aus dem Verhältniß beider die Dichte der Luft finden, wenn die des Wassers zur Einheit genommen wird.

Wenn man die Luft nicht bei 0°, sondern bei + t ° C. gemogen hat und bei dem Barometerstande b' , so muß man die Wägung auf 0° Temperatur und den Barometerstand B reduciren. Man erhält durch eine leichte Ableitung für die Reduction die Formel

$$L = \frac{(1 + 0,00365 t) Q B}{(b' - b) (1 + 3 \alpha t')}$$

wo 0,00365 den Ausdehnungskoeffizienten der Luft und α den des Glases bedeutet. Da man aber auf diese Weise immer noch nicht das Gewicht der reinen, sondern einer Wasserdampf enthaltenden Luft gefunden hat, so muß man den Dampfgehalt derselben durch das Psychrometer ermitteln und daraus ihr wahres Gewicht herleiten.

Die Dichtigkeiten aller anderen Gase lassen sich nun leicht dadurch bestimmen, daß man den luftleer gemachten Ballon mit der fraglichen Gasart füllt. Es lassen sich leicht auch die letzten Reste von atmosphärischer Luft entfernen, wenn man das eingetretene Gas wieder auspumpt und dies mehrmals wiederholt. Auch muß man das aus der Entbindungsflasche kommende Gas gehörig entwässern, indem man es durch Chlorcalcium oder Schwefelsäure streichen läßt. Bringt man dann den gefüllten Ballon mit dem offenen atmosphärischen Luft enthaltenden in Gleichgewicht, so muß man, je nachdem die Gasart schwerer oder leichter als atmosphärische Luft ist, auf die eine oder die andere Schale das Gewicht K legen. Es ist daher das absolute Gewicht dieser Gasmenge $= L + K$, und ihre Dichtigkeit D , die der atmosphärischen Luft zur Einheit genommen

$$D = \frac{L + K}{L}.$$

Hat man es nicht mit permanenten Gasen zu thun, sondern mit Dämpfen, so kann man dieses Verfahren nicht anwenden, weil sich bei niedriger Temperatur ein Theil der Dämpfe flüssig in den Wänden des Ballons niederschlagen würde. Man hat daher mehrere andere Verfahren vorgeschlagen, die aber alle auf das Mariotte'sche Gesetz basirt sind, obgleich dies bei den Dämpfen wenigstens in der Nähe des Siedepunktes nicht in aller Schärfe gültig ist. Geben wir zur Betrachtung der einzelnen Verfahrensweisen über.

1) Das Gay-Lussac'sche Verfahren. Man braucht hierzu ein oben verschlossenes, am besten genau nach kubischen Centimetern graduirtes Glasrohr. Dieses wird mit Quecksilber gefüllt und mit seinem offenen Ende in die ebenfalls mit Quecksilber gefüllte pneumatische Wanne getaucht, so daß das Quecksilber durch den Luftdruck in ihm gehalten wird. Mit der Flüssigkeit, deren Dampfdichte man ermitteln will, füllt man hierauf ein kleines Glasfläschgen und schmelzt es zu. Das Gewicht der eingeschlossenen Flüssigkeit muß man dadurch bestimmen, daß man das Fläschgen vor dem Füllen und nach dem Aufschmelzen wägt. Bringt man dann dies Fläschgen unter die Oefnung der graduirten Röhre, so wird es in dem Quecksilber derselben in die Höhe steigen. Der ganze Apparat wird dann durch ein Wasser oder Oelbad erwärmt, dessen Temperatur durch eingetauchte Thermometer gemessen und durch Rührer überall gleichmäßig erhalten wird. Durch die Hitze wird die Flüssigkeit in Dampf verwandelt und das Fläschgen zerplatzt, und erhebt man bis zum Siedepunkte der Flüssigkeit, so wird das Quecksilber von dem Dampfe bis zum Niveau in der pneumatischen Wanne herabgedrückt. Um sicher zu sein, daß sich alle Flüssigkeit in Dampf verwandelt hat, verringert man noch den Druck im Innern etwas dadurch, daß man die Röhre ein wenig in die Höhe zieht, so daß der Quecksilberpiegel innen höher steht als außen. Ist nun B der auf 0° reducirte Barometerstand in pariser Linien, h die Höhe der Quecksilber-

säule in der graduirten Röhre, ebenfalls reducirt, t die Temperatur des Apparates, v das gemessene Dampf-volumen, p das Gewicht der angewendeten Flüssigkeit in Grammen ausgedrückt und a die kubische Ausdehnung des Glases, und bezeichnet man mit V das Dampf-volumen von 1 Gramme Flüssigkeit bei der Temperatur t und 28 Zoll Barometerstand, so ist

$$V = \frac{v(1 + at)}{p(B - h)}.$$

p 336

Kennt man nun überdies noch die Dichtigkeit der Flüssigkeit selbst bei einer anderen Temperatur t' und folglich das Volumen v' , welches ein Gramme derselben dann einnimmt, so erhält man aus dem Verhältnisse $\frac{v}{v'}$ die

Dichte des Dampfes bei 28 Zoll Luftdruck und der Temperatur t , die der Flüssigkeit bei der Temperatur t' zur Einheit genommen.

2) Das Dumas'sche Verfahren. Ein Glasballon wird vor der Lampe zu einer feinen offenen Spitze ausgezogen und bei dem Barometerstande b und der Temperatur t gewogen. Dann bringt man eine Quantität der Flüssigkeit, deren Gewicht man vorher nicht zu ermitteln braucht, in das Gefäß, dadurch, daß man durch Erwärmen Luft ausstribt und beim Erkalten dafür Flüssigkeit einsaugen läßt. Das Gefäß wird dann am besten in einem Metallbade, dessen Temperatur t' man kennen muß, so lange erhitzt, bis alle Flüssigkeit sich in Dampf verwandelt hat und dadurch der größte Theil der atmosphärischen Luft vertrieben worden ist. Hierauf wird die Spitze zugeschmolzen, das Gefäß aus dem Metallbade genommen und nach dem Erkalten gewogen. Seine Gewichtszu- oder Abnahme gegen vorher sei $\pm P$. Dann bricht man die Spitze unter Quecksilber oder Wasser ab und bestimmt die eingetretene Menge desselben. Ist nun der ermittelte Kubikinhalt des Gefäßes $= V$, das Volumen der dem Dampfe beigemischt gebliebenen Luft $= v$, so ist $V - v$ das Volumen der eingetretenen Sperrflüssigkeit. Die geringe Menge der niederschlagenen Flüssigkeit und des zurückgebliebenen Dampfes kann hierbei vernachlässigt werden. Ist nun beim Barometerstande b und der Temperatur t das Gewicht eines Kubikcentimeters des reinen Dampfes $= a$, das einer gleichgroßen Menge Luft $= s$, und s' dieselbe Größe bei der Temperatur t' , so erhält man die gesuchte Dampfdichte aus der leicht abzuleitenden Formel

$$\frac{a}{s} = \frac{s}{s'} \cdot \frac{Vs \pm P}{(V - v)S}.$$

3) Die Dichtigkeit chemisch zusammengesetzter Gase und Dämpfe läßt sich oft auf einem kürzeren Wege finden, wenn man nämlich die Dichten der sie constituirenden elementaren Gase kennt, sowie die Volumina, welche von diesen nöthig sind, um ein bestimmtes Volumen des zusammengesetzten Gases zu erzeugen. Bären m und m' die Volumina der einfachen Gase, d und d' ihre Dichtigkeiten, und V das Volumen des zusammen-

geſetzten Gaſes, welches aus den Mengen m und m' entſtanden iſt, ſo wäre die Dichtigkeit D deſſelben

$$= \frac{ms + m's'}{V}$$

Zum Schluß mag auch für die wichtigſten gaſ- und dampfförmigen Körper eine Zuſammenſtellung der Dichtigkeiten folgen. Dieſe Zahlen ſind theils durch Beobachtung ermittelt, theils auf die unter 3) angegebene Weiſe berechnet. Wenn ſie aber nicht eine ebenſo große Zuverläßigkeit und Genauigkeit haben, wie ſie bei den Ermittlungen ſchwerer und flußiger Körper erlangt werden, ſo liegt dies daran, daß man bei dieſen Ermittlungen Annahmen zu machen genöthigt iſt, welche nicht in voller Schärfe zutreffen, da nämlich das Mariotte'ſche Geſetz, wie ſchon erwähnt, bei den Dämpfen beſonders nur in beſchränkter Weiſe gültig iſt und daß der Gay-Luſſac'ſche Satz von der gleichen Ausdehnung gaſförmiger Körper, beſonders nach Regnault's Unterſuchung bloß als annähernd richtig betrachtet werden kann.

Die folgenden Angaben gelten für die Temperatur von 0° und 336° Barometerſtand, und die Dichte der atmosphäriſchen Luft als Einheit.

Äther, 2,5809
Alkohol, 1,6005
Ammoniak, 0,5912
Arſenikdampf, 10,3654
Arſenikwaſſerſtoff, 2,6945
Atmoſphäriſche Luft, 1,0000
Benzindampf, 2,738
Blaufauredampf, 0,936
Bordampf, 0,749
Bromdampf, 5,393
Bromwaſſerſtoff, 2,731
Chloroformdampf, 4,113
Chlorgas, 2,4403
Chloroxydgas, 2,315
Chlorwaſſerſtoffgas, 1,250
Cyandlor, 2,1296
Cyangas, 1,8188
Cyannwaſſerſtoff, 0,9438
Efigäther, 3,0634
Fluor, 1,2889
Fluorwaſſerſtoff, 0,67887
Holzäther, 1,6005
Holzeiſig, 1,1103
Ioddampf, 8,7011
Jodwaſſerſtoff, 4,3849
Kohle, 0,8430
Kohlenoxyd, 0,9730
Kohlensäure, 1,5240
Kohlensäureſtoff, 2,6394
C. H., 1,9607
Methyl, 1,0492
Naphtha, 2,8724

Naphthalindampf, 4,528
Selbſtändiges Gaſ (Clay), 0,9804
Phoſphengas, 3,4130
Phoſphorchlorid, 4,7881
Phoſphordampf, 4,3260
Phoſphorfluorid, 5,939
Phoſphorwaſſerſtoff, 1,027
Queckſilberdampf, 6,9785
Queckſilberbromid, 12,373
Queckſilberchlorid, 9,42
Salmiak, 1,528
Salpêtreſaurer Dampf, 2,427
Sauerſtoff, 1,111
Schwefelchlor, 4,6584
Schwefeldampf, 6,654
Schwefelkohlenſtoff, 2,6394
Schwefligſaurer Dampf, 2,2116
Schwefelſäuredampf, 2,7629
Schwefelwaſſerſtoffgas, 1,178
Eſtenampf, 5,4533
Eſenigſaurer Dampf, 3,8293
Eſteinöhdampf, 2,633
Eſtichloſſoxyd, 0,972
Eſtichloſſoxyd, 1,0393
Eſtichloſſoxydul, 1,5273
Zellulardampf, 8,8412
Zellulärwaſſerſtoff, 4,4909

Terpentinöhdampf, 4,764
Titan Dampf, 2,107
Urethan, 3,14
Waſſerdampf, 0,624

Waſſerſtoffgas, 0,0698
Weinedampf, C. H., 3,9216
C. H., 9,5287
(Dr. A. Weiſke.)

Gewicht (Handels-), ſ. Maſſe und Gewicht.

GEWINDE nennen die Conchologie die Windungen des Schneckenſchälchens auſſerlichſt der letzten Windung, welche gewöhnlich freier ſichtbar iſt und auch hiñſichtlich der Nabel- und Mundbildung Eigentümlichkeiten bieten, die zu einer beſonderen Betrachtung nöthigen. Natürlich haben nur diejenigen Schnecken ein Gewinde, deren Schälche in ſpirale Umgänge gewunden iſt; bei den geraden Dentalien und den naſpfförmigen Patellen z. B. kann von einem Gewinde nicht die Rede ſein. Eine tiefere Bedeutung für die Organization des Thieres darf man inſeſſen der Windung des Schälchens nicht beilegen. Sie hat lediglich ihren Grund in einer eigenthümlichen Drehung des Embryo's im Ei um ſeine Achſe, wenn derſelbe den Anfang des Schälchens bereits angelegt hat. Es kommen daher Gattungen vor, deren einige Arten ein kegelförmiges, auch mehr oder weniger gekrümmtes Schälche haben, während andere Arten ſich ſpiralig einwickeln, alſo auch ein wirkliches Gewinde bilden. Die Terminologie hat die mannichſachen Eigentümlichkeiten des Gewindes genau beſtimmt. Dieſelben beziehen ſich auf die Höhe und die allgemeine Form, in gewiſſer Hinſicht auch den äußeren Schmuck. Letzterer gehört inſeſſen hauptſächlich ſchon den einzelnen Umgängen des Gewindes an, wie auch die Form dieſer und ihre Verbindung in der Naht unabhängig von der Betrachtung des Gewindes beſchrieben wird. Hiñſichtlich der Höhe des Gewindes kommen alle möglichen und denkbaren Verhältniſſe in der Natur wirklich vor. Als Ausgangspunkt kann man das Gewinde betrachten, deſſen Umgänge alle in einer oder doch ziemlich in einer Ebene liegen. Eine Schnittfläche in horizontaler Richtung durch das Schälche theilt deſſelbe in zwei ſymmetriſche oder doch ziemlich gleiche Hälften. Dieſelbe Schälche heißen Hübelförmig. Die Spirale tritt aber aus der Ebene heraus und rollt ſich um eine Achſe von ſehr verſchiedener Länge, und dadurch wird das Gewinde kegelförmig, freiformig, thurmförmig, ja walzenförmig und eſpindelförmig. Andersſeits ſenkt ſich aber auch die Spirale tief ein, und dann heißt das Gewinde eingefeſt, concav. Im Verhältniſſe zum letzten Umgänge findet entweder eine gleichmäßige Vergrößerung ſtatt, wie in den erwähnten Fällen oder dieſer letzte Umgang verſchmälert ſich, die Verſtärkung des Schälchens wird ſpindelförmig; umgekehrt gewinnt derſelbe an Größe beträchtlich, das Gewinde erſcheint als bloßer eigentlicher Fächer auf ihm, es verſchärft ſich ganz in dem eſpindelförmigen Schälche oder der letzten Umgang wickelt es völlig ein, ſo daß es gar nicht ſichtbar iſt. Hiñſichtlich der Richtung des Gewindes gegen die Baſis des Schälchens unterſcheidet man das gerade und ſchiefe. In Betreff der Form iſt das treppenförmige oder terraffenartige Gewinde charakteriſtiſch, in welchem die einzelnen

Umgänge wie die Stufen einer Treppe abgesetzt sind. Hölzer, Stacheln, Dornen an den einzelnen Umlängen erhält auch das ganze Gewinde ein eigenthümliches Ansehen, doch gibt es dafür nur wenige Termini. Allgemeiner Beachtung verdient es dagegen, ob die Spirale des Gewindes links oder ob sie rechts um ihre Achse herumläuft. Es kommen in allerdings nur sehr wenigen Arten rechts und links gewundene Exemplare eben einander vor, andere Arten sind stets rechts oder stets links gewunden. Es ist von Interesse, besonders es nah verwandten Arten, den Grad der Größenzunahme des Gewindes genau zu bestimmen. Man bezieht sich dazu des von Alcide d'Orbigny zuerst construirten Helicometers. Dieses Instrument besteht in zwei im Scheitel beweglich verbundenen Stäben mit einem Gradmesser. Man legt das zu messende Schälchen zwischen beide Schenkel mit der Spitze in ihren Scheitel, sodass beide Schenkel die Umlänge berühren, und liest dann den Winkel am Gradbogen ab. Der Winkel heißt der Gehäuwinkel und ist bei den meisten Arten konstant, bei anderen schwankt er innerhalb 10 bis 20 Grade. Bei Aufstellung neuer Arten ist er daher mit großer Vorsicht zu benutzen.

(Giebel.)

GEWINDE heißt 1) soviel als Oelent oder Scharnier, z. B. das Gewinde eines Zirkels, einer Dose; 2) die auf einer Schraube befindlichen, dieselbe nach dem Laufe der Schraubenlinie umschlingenden Hervorragungen, die Schraubengänge, Gewindengänge. Diese sind a) nach ihrer Form: dreieckige oder scharfe, vierseitige oder flache; b) nach ihrer Lage: rechts, links; c) nach ihrer Anzahl: einfache, doppelte, dreifache, vierfache u. Gewinde.

(Dr. Karmarsch.)

GEWINDEBOHRER, eine gehärtete stählerne, mit schneidigen Ecken oder Kanten versehene Schraube, welche dazu gebraucht wird, die Gewinde der Schraubenmutter einzuschneiden.

(Dr. Karmarsch.)

GEWINN ist in nationalökonomischer Hinsicht dasjenige reine Einkommen, welches hinreicht, dem Unternehmer die üblichen Auslagen zu ersetzen und außerdem ein so großes reines Einkommen zu gewähren, daß er für jedes der angewendeten Gewerbemittel einen den üblichen Gewerbsbedürfnissen entsprechenden Profit bezieht; nämlich 1) für seine Arbeit einen billigen Arbeitsgewinn (Arbeitsrente); 2) für sein Grundeigentum einen billigen Grundgewinn (Grundrente); 3) für sein Capital einen billigen Capitalgewinn (Capitalrente). Das ganze reine Einkommen, welches so der Unternehmer bezieht, ist der Erwerbsgewinn des Unternehmers oder der Unternehmergewinn im weitesten Sinne, und dieses hat die genannten drei Bestandtheile: Arbeits- Grund- und Capitalgewinn. Der Arbeitsgewinn des Unternehmers, d. h. derjenige Reinertrag, welchen der Unternehmer eines Gewerbes seiner eignen Arbeit verdankt, hängt hauptsächlich vom dem Preise ab, um welchen derselbe seine Erzeugnisse verkauft und ist bei verschiedenen Gewerben sehr verschieden. Dieser Verdienst ist um so größer: 1) je mehr Talent, Geschicklichkeit, Nachdenken und Vorbereitung zu dem Gewerbe erforderlich sind.

2) Je beschwerlicher und verächtlicher ein Gewerbe ist und je mehr sein Unternehmer von der Billigkeit der Käufer abhängt. 3) Je mehr die Gesundheit bei dem Gewerbe gefährdet ist. 4) Je mehr die Arbeiter Bedürfnisse haben und gewöhnt sind, dieselben zu befriedigen. 5) Je leichter es dem Gewerbsmanne ist, durch Vermietzen seiner Arbeit einen hohen Lohn zu verdienen. Steht in einer Gegend der Arbeitslohn, der für die fragliche Arbeit von den Arbeitgebern gezahlt wird, sehr hoch, so geben viele kleine Unternehmer ihr Gewerbe auf und vermietzen ihre Arbeit. 6) Je gesuchter die Erzeugnisse des fraglichen Gewerbes sind und je mehr die Kaufslustigen die Mittel zu einer hohen Bezahlung derselben besitzen. 7) Je weniger es Personen gibt, welche das fragliche Gewerbserzeugniß anbieten können. Daß der Arbeitsgewinn in den vorstehenden Fällen größer ist als in anderen Fällen, wird dadurch verursacht, daß in den angeführten Umständen Gründe der Billigkeit liegen, welche die Begehrer und Arbeiter beräthsichtigen, oder daß diese Umstände auf die Concurrenz einwirken. Die Unternehmer erhalten z. B. für solche Erzeugnisse, zu deren Hervorbringung sie mehr Geschicklichkeit und Nachdenken nötig hatten, wobei ihre Gesundheit mehr gefährdet war, deshalb höhere Preise, weil sie nach dem Gesetze der Billigkeit höhere Preise beanspruchen können, und weil Geschäftskunden dieser Art weniger Arbeiter sich widmen und deshalb die Concurrenz ihnen günstig ist.

Der Capitalgewinn, d. h. die reine Einnahme, welche der Unternehmer dem in seinem Gewerbe angelegten Capitale verdankt, hängt ebenfalls hauptsächlich von den Preisen ab, um welche er seine Erzeugnisse verkauft. Der Capitalgewinn hat zwei Bestandtheile: den eigentlichen Capitalgewinn und die Versicherungsprämie. Der eigentliche Capitalgewinn ist in Zustandsland in normalen Zeiten bei den meisten Capitalien vier vom Hundert. Nur bei solchen Capitalien, welche schwer zu erlangen sind und doch bei Erzeugung sehr gesuchter Waaren große Vortheile gewähren, ist der eigentliche Capitalgewinn größer. Wenn in einem Lande das Verhältniß von Capitalien sehr verbreitet ist, so wirkt bisweilen ein hoher Verwendungspreis dieser Capitalien auf den Capitalgewinn, weil mancher Unternehmer lieber sein Capital gegen Baar verleiht, als in einem Gewerbe anlegt, das ihm zu geringen Zins bringt. Versicherungsprämie nennt man das, was der Unternehmer deshalb mit seinem Capital verdient, weil er dasselbe der Gefahr des Verlustes aussetzt oder weil dasselbe einen sehr unsicheren Gewinn gewährt. Bei solcher Anlage der Capitalien, bei welcher jene Gefahr und diese Unsicherheit sehr gering sind, beträgt dieser zweite Theil des Capitalgewinns nur 1—2 vom Hundert, im entgegengesetzten Falle 3—10 vom Hundert und noch mehr. Wäre bei gefährlich angelegten Capitalien die Versicherungsprämie nicht so groß, so würden sich weniger Unternehmer mit dieser Anlage befassen, und die vermehrte Concurrenz des Angebots der fraglichen Waaren würde den Preis derselben erhöhen. Den Namen Versicherungsprämie hat man zur Bezeichnung dieses Capitalgewinns deshalb

gewählt, weil bei Versicherungsanstalten das, was die selben für Uebernahme einer Versicherung sich zahlen lassen, Versicherungsprämie genannt wird.

Auch der Grundgewinn, d. h. der Reinertrag, welchen der Unternehmer eines Landbaues angehörenden Gewerbes von seinem Grundeigenthume bezieht, hängt zunächst von den Preisen ab, um welche er seine Erzeugnisse verkauft. Je höher diese Preise sind, desto größer kann der Grundgewinn sein. Wo kein Grundeigenthum ist, sondern der Boden als Gemeingut benutzt wird, da kann auch kein Grundgewinn vorkommen, da besteht der Reingewinn eines Landbauergewerbes, d. h. der Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben, nur in Arbeits- und Capitalgewinn des Unternehmers, und es können deshalb die Preise der Erzeugnisse niedriger sein als anderwärts, wo der Boden im Rechtegebiete Einzelner liegt. Daß da, wo Grundeigenthum vorkommt, die Preise der Landbauzeugnisse so hoch stehen, daß die Grundeigenthümer bei Bewerthschaftung ihrer Ländereien nicht bloß Arbeits- und Capitalgewinn, sondern auch Grundgewinn beziehen, dies verdanken sie der ihnen günstigen Concurrenz. Die Nachfrage ist groß, d. h. die Erzeugnisse werden allgemein sehr gesucht, und das Angebot ist sehr beschränkt, indem nur gewisse Personen, nämlich die Grundeigenthümer, sie anbieten können. So lange die Bevölkerung eines Landes noch sehr gering und die Preise der Landbauzeugnisse sehr niedrig sind, werden nur die besten Ländereien bebaut, und die schlechtesten bleiben ganz unbewirthet. Diese sind in solcher Zeit oft Gemeingut oder herrenlos. Wenn aber die Zahl der Bevölkerung eine hohe Stufe erreicht, dann steigen die Preise der Landbauzeugnisse, und es werden auch die wenig fruchtbaren Ländereien angebaut, sodaß sie einem Grundgewinne gewähren. Waren sie herrenlos, so treten sie nun in das Rechtsgebiet, waren sie Gemeingut, so werden sie nun Sonbergut, Privateigenthum. Diejenigen Ländereien geben einen höheren Grundgewinn, welche in Folge ihrer Fruchtbarkeit mehr und bessere Erzeugnisse liefern; ferner diejenigen, bei welchen weniger Arbeit und Capital aufzuwenden ist; dergleichen solche, welche in der Nähe sehr bevölkerter Drtschaften liegen, weil der Unternehmer, welcher sie benutzt, die Erzeugnisse mit weniger Kosten und größerer Sicherheit verkaufen kann; auch wirkt hier und da das Pacht- oder Kaufgeld der Ländereien auf ihren Grundgewinn ein. Bisweilen ist der Grundgewinn gewisser Ländereien deshalb sehr hoch, weil es viele reiche Leute in der Nähe gibt, welche für solche Grundstücke ein sehr hohes Pacht- oder Kaufgeld zahlen.

(Dr. William Löbe.)

GEWISSEN (das), nebst seinen Compositis: Gewissensangst, Gewissensbisse, Gewissensche, Gewissensfall, Gewissensfrage, Gewissensfreiheit, Gewissensgericht, Gewissenhaft, Gewissenhaftigkeit, gewissenlos, Gewissenlosigkeit, Gewissenpein, Gewissenpflicht, Gewissenqual, Gewissensrath, Gewissenrube, Gewissensache, Gewissenschlaf, Gewissensstrupel, Gewissensvertretung, Gewissenszwang und anderen. Etymologie des Wortes

„Gewissen.“ Geschichte des Gewissens und der Lehre vom Gewissen, kritische Resultate, Literatur.

Die deutsche Sprache besitzt vor den meisten anderen Cultursprachen den unschätzbaren Vorzug, daß ihr neben der allgemeinen Bezeichnung „Gewissen“, welche auch den minder entwickelten Sprachen fehlt, das Wort „Gewissen“ zur Bezeichnung einer speciellen Form des Bewußtseins, zunächst aus dem moralischen Gebiete, zu Gebote steht. In den meisten anderen Sprachen wird das, was der Deutsche durch sein „Gewissen“ ausdrückt, durch das Bewußtsein oder durch eine Verbindung desselben mit einem Genitiv resp. Adjectivum oder durch eine Umschreibung vertreten. So hat, während der hebräischen Sprache ein dem Bewußtsein und dem Gewissen adäquates Wort ganz fehlt, die griechische Sprache ihre *συνείδησις* und ihr *συνείδος*, wodurch sie zwar auch unser Gewissen bezeichnet, aber ebenso sehr auch das, was wir Bewußtsein nennen, und bei den Römern dient conscientia ebenfalls zum Ausdruck beider Begriffe, obwohl das Wort vorzugsweise die Stelle des teutschen Gewissens, doch eben nur durch einschränkende Zusätze oder durch seine Stellung im Satze, zu vertreten pflegt, wogegen auch religio die Rolle des Gewissens vertritt. Im Französischen nimmt zwar conscience, auch ohne näheren Beisatz, sehr oft die moralische Wendung des Gewissens, bedeutet aber neben connaissance auch das Bewußtsein im Allgemeinen. Ähnlich verhält es sich mit dem englischen conscience, welches zwar auch gradezu und zumeist unser Gewissen bezeichnet, aber auch wie conscientiousness das Bewußtsein bedeutet.

Man darf die Behauptung wagen, daß unter allen Nationen die deutsche zuerst und im höchsten Grade diese moralisch-individuelle Bewußtseinsform aus sprachlich aus sich heraus entwickelt und am schärfsten sich selbst gegenständlich gemacht habe. Im teutschen Volke tritt am nachdrücklichsten das Subject mit seinem individuellen-moralischen Bewußtsein aus der allgemeinen Substanz des Volksgedachtes heraus, und stellt sich so auf sich selbst; aber es zeigen auch hier die objectiv-substantiellen Mächte der äußerlichen Autorität, wie der Religion, des Gesetzes u. s. w., gegenüber den meisten anderen Nationen, ihre Schwäche. In dieser Rücksicht kann gesagt werden, daß die teutsche Nation die gewissenhafteste oder vielmehr das teutsche Individuum das gewissenhafteste sei, aber freilich eben deshalb auch die oder das in ihrem oder seinem Handeln nach festen, objectiven Gesammtnormen unsicherste und schwankendste.

A. Etymologie.

Es ist unzweifelhaft, daß „gewis“ und „Gewissen“ in der engsten Verwandtschaft stehen und eine Wurzel haben. Diese ist das Zeitwort wissen, welches im älteren Teufsch¹⁾ auch in der Form von gewanizan (gewissen) auftritt, sodaß die ursprüngliche und in älteren Documenten wirklich vorkommende Bedeutung von Ge-

1) Rad Graff, Althochdeutscher Sprachschatz 1896.

issen das Wissen ist. Im Althochdeutschen ist das Wort in seiner eignen Bedeutung meist weiblichen Geschlechts und hat die Form *diu gewizzen* oder *diu gewizzen* (gewizen), z. B. bei Notker, Psalm 68, 1: „*Diu mil pizet in minero gewizzen*“ — die ich bringe in meinem Gewissen. Im Mittelhochdeutschen findet sich *diu gewizzen*, im ältesten Reimbuch: „*die gewizzen, die gewisno*“ (vgl. das *Vocabularium gemma gemmarum*), bei Luther als Neutrum *das Gewissen*, und dieses Geschlecht ist ihm bis jetzt unerschütterlich geblieben. War somit das Wissen die ursprüngliche Bedeutung, so entsprang daraus später die mehr abstrakte des Bewußtseins, und hieren zweigte sich der specielle moralische (resp. moralisch-religiöse) Begriff ab, welchen das Wort seit Luther allgemein bejaupet. Die formelle Vermittelung bei der Entstehung ist die gewesen, daß „Gewissen“ ursprünglich auf dem starken Mittelworte der Vergangenheit gewizen von dem Zeitworte *gewizan*, etwas wissen, sich wissen bewußt sein, entspringen ist¹⁾. Unter den teutschen Synonymen behauptet Weigand²⁾, das Gewissen bedeute das sittliche Bewußtsein, d. i. das Vermögen des Menschen, über seine eigenen Handlungen zu urtheilen, ob sie sittlich gut oder schlecht sind. Uebrigens werde für Gewissen auch gradzu Bewußtsein in engerer Bedeutung gebraucht, was aber dann nicht stattfindet, a) wenn das Gewissen als handelnd — als innerer Richter? — dargestellt werde, z. B. „sein Gewissen schlägt ihn“, und b) wenn Gewissen anstatt des sittlichen Anstandes bei einer Handlung gesagt werde, z. B. „Er macht sich kein Gewissen darüber, so zu handeln.“ — Nach dem Vorstehenden ist zu beurtheilen, wenn gewisse Schriftsteller³⁾ behaupten, das Wort komme nicht ab von dem Abiectivum *gewis*, sondern hänge vielmehr zusammen mit *wissen* und *weis*.

B. Geschichte des Gewissens und der Lehre vom Gewissen.

Da das Gewissen das Innerste und Subjectivste des Geistes ist, so kann man a priori annehmen, daß die Reflexion darüber und deren Objectivierung in dem Verlaufe des Lebens eines Volkes relativ nur sehr spät entsteht, und es zeigt sich sogar, daß wenig entwickelte Nationen für das, was die teutsche Sprache im Unterschiede vom Wissen und Bewußtsein mit ihrem „Gewissen“ bezeichnet, gar kein Wort hat, und daß dasselbe, aber nicht in absoluter Congruenz, durch andere Wörter vertreten wird, z. B. durch „Herz“, wie bei den Hebräern. Aber auch da, wo ein Volk sich zu dem specielle Begriffe und Worte „Gewissen“ erhoben hat, geht es noch nicht sofort zu abstrakten Definitionen, zu einer entwickelten systematischen Lehre von demselben weiter. Eine einigermaßen entwickelte Lehre vom Ge-

wissen haben wir erst innerhalb des Christenthums, obgleich die Thatfache des Gewissens, sofern es eine Form des moralischen Bewußtseins bezeichnet, älter ist. Die mit dem Gewissen sich befassenden Schriftsteller geben meist nur eine Geschichte der Lehre vom Gewissen; aber nicht bloß die Lehre vom Gewissen, sondern auch das Gewissen selbst hat eine Geschichte, und ein umfassender Artikel würde auch diese mit zu bearbeiten haben. Der Verf. des vorliegenden Artikels wird diese Seite des Gegenstandes nicht unberücksichtigt lassen, freilich nur nach dem dürftigen Maße des hierfür in der Literatur gesammelten Materials. Man würde zwar nicht immer richtig urtheilen, wenn man annehmen wollte, daß die Gewissenslehre eines Zeitalters auf Sicherheit auf dem Gewissenszustand oder überhaupt auf den sittlichen Zustand desselben schließen lasse; allein sie ist mehr oder weniger ein Spiegel dieser Zustände. Mindestens darf so viel als sicher angenommen werden, daß ein Volk sich in bemeldigen Stadium, auf welchem ein Conflict der Individuen mit dem objectiven, überlieferten Glauben eintritt, stärker als zuvor mit der Lehre vom Gewissen, resp. mit der bewußten Verarbeitung der Gewissenscollisionen befaßt sieht.

1) Die altasiatischen und altafrikanischen Völker. Der Verf. ist nicht im Stande zu sagen, ob in der altindischen, altchinesischen, altpersischen, altägyptischen Sprache Wörter existiren, welche dem Begriffe des Gewissens entsprechen, aber jedenfalls haben auch bei ihnen Fälle vorgelegen, wo individuelle moralische Gefühle in Collision mit anderweitigen Forderungen aufgetreten sind; man wird also jenen Völkern die Thatfache der Gewissensregung nicht abprechen dürfen, nur daß, da hier das Individuum noch weit mehr als bei den späteren Völkern sich der Macht objectiver Autoritätsbestimmungen, priesterlicher Vorschriften, königlicher Befehle u. s. w. unterwarf, dergleichen Discrepanzen weniger zahlreich und intensiv sein mußten, namentlich bei den brahmanischen und buddhistischen Völkern, deren religiöser Glaube den Nihilismus des Individuums, resp. dessen absolutes Verschwinden in das Nichts oder in die negative göttliche Macht fordert. Mehr Berechtigung hat die persönliche Moral bei Konfucius und Zertusch, in deren Lehren man Anfänge an das Gewissen finden kann; aber auch hier hat sich, gegenüber den Autoritätsbestimmungen, eine nennenswerthe Selbstständigkeit oder Berechtigung der individuellen Gefühle noch wenig herausgearbeitet. — Dasselbe gilt im Wesentlichen von den Muhammedanern, obgleich sich hier zahlreichere Fälle aufweisen lassen, wo Individuen sich auf ihr „Inneres“, ihr „Herz“ als letzte, zuduligste Instanz berufen und stellen, wenn auch nicht im Gegensatz zu einem directen Gebote oder Verbote des Korans, so doch in Lebenslagen, wo eben der Koran keine Entscheidung bietet. Freilich wol in allen Fällen, wo etwa nach einer Handlung von einem „schlagenden Herzen“ die Rede ist, dürfte diese innere Stimme als das sich selbst anwendende Gottesgeheiß, nicht als etwas Anderes, von ihr Unterschiedenes aufzufassen sein. Ueberhaupt ist das,

1) R. L. K. Weigand, *Lehrbuch der deutschen Synonymen*. I. Bd. S. 223 und S. 1191. 3) Ebenbas. I. Bd. S. 222. 4) B. D. der Verf. des Artikels „Gewissen“ in Meyer's *Conversationslexikon*.

was wir etwa als das Gewissen unterscheiden würden, auf dieser orientalischen Geistesstufe noch auf das Innigste theils mit der objectiven Autorität, theils mit dem, was hier Herz, Inneres, Vernunft u. s. w. heißt, verflochten. Wie die Frage, ob denn der Chinese, der Indier, der Muhammedaner u. s. w. kein Gewissen habe, in dem Sinne gestellt, ob ihm denn keine innere, subjective Gewissheit der Entscheidung nach dem, was recht oder unrecht sei, im einzelnen Falle beizubringen, so wird man antworten müssen, daß gerade auf dieser Stufe diese Gewissheit oder Gewissheit nicht mangle, daß sie aber sich nicht vom Subjecte, sondern vom äußeren Gesetze im Subjecte herleite. Will man aber damit fragen, ob jene Leute nach einer verübten bösen That sich nicht selbst scharf als schuldig verurtheilen u. s. w., so wird man auch diese Selbstverurtheilung als eine sehr scharfe müssen gelten lassen, sofern sie die Autorität des Volksglaubens u. s. w. als widersprechend wissen. Eben deshalb wird auf der orientalischen Stufe das Gewissen da am regsten sein, wo es auf die Beobachtung oder Nichtbeobachtung der im Gesetze vorgeschriebenen, besonders der religiös-ceremoniellen, Handlungen ankommt, und zwar hauptsächlich für den wirklich vorgeschriebenen einzelnen äußerlichen Fall. Man wird daher sagen müssen, daß die Orientalen im Punkte der religiösen Cerimonien nach ihrer Weise höchst gewissenhaft, zum Theil mit minutiöser Gewissenhaftigkeit handeln. Man könnte noch andere Punkte anführen, z. B. ihr Verhalten dem Gassfreunde gegenüber; allein auch dieser Fall reducirt sich leicht entweder auf die religiöse Vorschrift oder auf die Volkstradition, also auf den Einfluß objectiver Mächte. Was wir, im Gegensatz zu den religiösen, moralischen Verpflichtungen nennen, hat bei den Orientalen eine untergeordnete Geltung; hier stellt sich, etwa mit Ausnahme der Türken, ein größerer Mangel des Gewissens ein; denn der Orient hat eine Fülle von Diebstählen, Eidebrüchen u. s. w. Man wird zwar nicht behaupten dürfen, daß bei dem Diebe, dem Meineidigen u. s. w. sich kein Gewissen rege; allein der Orientale hat diesen Regungen gegenüber seine allseitig fertige Casualität und seine Casualisten. Hat er etwas gethan, was sich als etwa von der Regel abweichend kund gibt, so beruft er sich gern auf die Entschreibung der casualistischen Lehre; er wirft auf sie, also auf eine äußere Autorität, die Verantwortlichkeit, und ist so derselben ledig. Je mehr der Mensch die Mächte außer ihm zu Göttern personificirt, und ihre Gewalt in sich selbst hineinragen läßt, desto geringer ist die subjective Selbstständigkeit und Verantwortlichkeit; und was sich in ihm als eine Differenz zwischen seinem Ich und dem Willen der Gottheiten kund gibt, schlägt desto mehr in die Furcht vor der äußeren Strafe der Gottheiten um. Wo also eine Gottheit nicht direct beleidigt ist, z. B. bei dem Diebstahle an einem Fremden, da regt sich dieses Gewissen nicht. Das Gewissen manifestirt sich demnach bei den Orientalen und den ihnen verwandten Völkern vorzugsweise als der verleihte persönliche Wille der Gottheiten; nicht als der beobachtete oder gethane; denn ohne die Differenz

entsteht keine Gewissenstregung. In der religiösen Moral der Mesopotämier und anderer Süder-Ansulaner spielt bekanntlich der Tabu, d. h. irgend ein geheiligter Gegenstand, der bei Todesstrafe nicht angerührt werden darf, eine gewaltige tragikomische Rolle. Wenn die Leute sich vor der Entheiligung desselben mit der größten Angstlichkeit hüten, so hat man das Gewissenhaftigkeit genannt; allein es ist nicht die Folge einer inneren, selbstständigen, moralischen Entscheidung für den einzelnen Fall, sondern die Furcht vor dem strafenden Willen einer äußeren Autorität, welche diesen oder jenen bestimmten Gegenstand zu einem Tabu gemacht hat; und wenn die Leute von dem oder jenem Dinge auch nur wähen, es könnte ein Tabu sein und dieser Möglichkeit gegenüber sich ebenso verhalten, so haben wir auch so keinen eigentlichen Gewissenfall. Der Insulaner anerkennt und respectirt wie jeder uncivilisirte Mensch als intact eben nur das, was unmittelbar ihm physisch überlegen ist; wo die unmittelbare Strafe nicht eintritt oder gefürchtet wird, da handelt er nach seinem sinnlichen Belieben, und dieses ist keinem Gewissen als dem Bewußtsein einer höheren moralischen Potenz, etwa der Gesamtheit der zum Gebieten der Gesellschaft erforderlichen, wenn auch nur negativen, Bedingungen unterworfen. Der Orientale hat also ein Gewissen, aber noch in wesentlichem Verwachsenen mit dem vorgestellten äußeren Willen der Gottheit.

2) Die alten Griechen finden wir Anfangs noch mehr oder weniger auf der orientalischen Stufe, wie dies bei jedem Volke der Fall ist, ehe es sich zur Subjectivität emancipirt, sei es durch eigene Geistesarbeit, sei es durch adoptirte Vorstellungen. So hat z. B. Homer (vergl. Nägelsbach, die Homerische Ethologie) noch nicht den eigentlichen Begriff der Sünde, d. h. der an sich bösen That des Individuums, welche wesentlich als dessen eigene Schuld besteht und durch dasselbe in Buße und Reue geführt werden soll, wol aber der bösen That als einer der göttlichen Strafe unterliegenden und durch äußerlich religiöse Cerimonien zu sühnenden Handlung. Die Regung des Gewissens, d. h. das Sichbewußtwerden der Differenz zwischen dem Thun des Individuums und der göttlichen Autorität, wird als ein Eingreifen der Gottheit, als eine personifizierte göttliche Straf Gewalt vorgestellt, also nicht sowohl als die Unlust des inneren Zwißpalt zwischen dem einzelnen Ate und der höheren, etwa aus der gesellschaftlichen Nothwendigkeit und Vernünftigkeit resultirenden Norm, als vielmehr als Furcht vor der Rache der Gottheit. Es sind auf der einen Seite subjective Regungen; aber der Grieche schaut sie als göttliche Ausflüsse in persönlicher Gestalt an; er glaubt an die Ate, die Nemesis, die Erinnen, die Eumeniden, welche (zum kleinen Theil) die Frommen belohnen, und (zumweil) die Uebelthäter mit Fesseln, Schlangengriffen u. s. w. verfolgen, und ihnen bis zur vollen Sühne keine Ruhe lassen. Auch die Griechen haben ihren Kain. Das subjective Moment, welches als menschliches, individuelles Bewußtsein recht eigentlich das Element dessen ist, was wir

erwiesen nennen, erscheint noch als eine äußere objective Macht, welche aber als zu wunderbarer Weise in das Innere der Seele hineingehend vorgestellt wird. Der Grieche dieser Stufe setzt das Innere aus sich heraus. Die objectiven Mächte der Staatsreligion, der Staatsgesetze, der Volkstradition u. s. w. haben noch eine bergreifende Macht; das Subject ist noch als unabhängig dieser Objectivität unterworfen und gibt sich ihr willig hin; es will ihr gegenüber noch Nichts gelten; es meint, ihr gegenüber keine Geltung haben zu dürfen; wenn es dennoch vorkommenden Falles das Bewußtsein der Differenz und der Strafbarkeit seiner That hat, so weiß es diesen Widerspruch nicht sowohl als den Act oder die Kraft der eigenen selbständigen Entscheidung, als vielmehr als die Einwirkung der unmittelbar verlegten Autorität der Gottheit.

Diese Form des Gewissens bei den ältesten Griechen, namentlich weisen sie als Erinnis, Nemesis u. s. w. auftritt, darf nicht als eine Erfindung der Dichter betrachtet werden; und will man sie als dichterische Erfindung betrachten, so kann man nicht sagen, die Dichter — oder Priester — hätten diese Gestalten mit dem Bewußtsein, daß sie gar keine objective Wahrheit haben, etwa als ein läugerliches Gängelband für die Volksmasse geschaffen; ihr Bewußtsein von den inneren Vorgängen fiel mit ihrem Bewußtsein von den äußeren, in den göttlichen Mächten bewiesenen Affekten unmittelbar zusammen, und gestaltete sich zu jenen mehr oder weniger als persönlich vorgestellten Figuren. Freilich sagte dem Griechen sein eigenes Bewußtsein, daß er hier oder da geschelt habe, aber er nahm dies unmittelbar und sofort als ein Wissen der allschauenden Götter. Von diesem früheren Bewußtsein, welches eine von dem unmittelbaren Verleßensein der Götter unabhängige moralische Verantwortlichkeit sich kaum gedacht hat, ist indessen wohl zu unterscheiden das Bewußtsein des späteren Christenthums, als dieses anfang, den alten Göttergestalten ihre objective Realität, wie sie früher vorgestellt und geglaubt wurde, abzuspüren, und die als Objectivität aus dem Subject herausgestellte Subjectivität wieder als Subjectivität gelten zu lassen. Fielien auch die alten Götter, so blieb doch das göttliche Gesetz, und mit diesem kam die Handlung des Individuums ebenso in Collision wie mit jenen, und dieses Collisionsbewußtsein mußte jetzt mehr als ein wirklich innerliches, subjectives, d. h. als Gewissen sich geltend machen. Es wurde jetzt als ein innerer Richter, wenn auch nicht als eine bloß menschliche Regung, sondern als eine Gottesstimme, angeschaut. Von einem solchen Richter im Menschen sprechen daher spätere Dichter wie Euripides⁵⁾ und Aeschylus⁶⁾; aber sie sind weit davon entfernt, über diese moralische Macht systematische Abhandlungen zu schreiben, sodaß von einer Gewissenslehre bei ihnen nicht die Rede sein kann. Sie sind aber auch, wie das ganze griechische Volk, etwa mit Ausnahme einiger späterer Schulen, dafür frei von dem Mangel

einer sophistischen Casuistik. Die Melancholie der Gewissenskrupel gehört nicht unter die pathologischen Erscheinungen des griechischen Geistes, welcher aumeist in der Sublimität des Staatslebens auf- und in dem Flusse der immer neuen Szenen des Volkslebens untergeht. Der Grieche hat keine Zeit, ein Gewissensmensch zu werden; die leichte, heitere Lebensanschauung, bei welcher das Gute auch das Schöne ist (*καλοκαγαθία*), ist vielmehr der sittliche Lebenssinn als die Gewissenskrupel auflöst.

Auch bei denjenigen Griechen, welche sich vorwiegend mit der Ethik, freilich auch in griechischen Sinne befaßten und die als die Prologisten der Subjectivität gelten können, suchen wir vergeblich eine Gewissenslehre, obgleich ihnen der *νῆπος ἀγαντος*, noch mehr der *νῆος*, die *ἐποράου* u. s. w., in welchen allen sie offenbar das mitbegreifen, was wir Gewissen nennen, mehr oder minder gelaug ist, wobei wir nicht unbeachtet lassen dürfen, daß sie den *νῆος* oft als einen Ausfluß aus Gott auffassen. So redet zwar Sokrates von dem Daimonion, dem göttlichen Princip im Menschen, welches diesen von bösen Thaten abhält; aber dieses Princip wird nicht weiter entwickelt, und vor der vollendeten Subjectivität ist es immer noch durch den Namen bewahrt. Auch Sokrates verliert den Menschen nicht so sehr in sich selbst hinein, daß bis aus den innerlichsten Grund des Bewußtseins oder Selbstbewußtseins als auf die letzte Instanz verwiesen wird. Selbst das Wort „Bewußtsein,“ für diesen abstracten Begriff, ist ihm nahezu fremd. Auch Platon definiert das Gewissen nicht. Er schildert zwar solche Gemüthsstände⁷⁾, welche etwa „unseren Gewissenszuständen“ entsprechen, aber er läßt sie als die concreten Zustände eines Tyrannen mehr von Außen anschauen. Er sagt unter Anderem in der angeführten Stelle: Im Gemüthe des Tyrannen seien die edelsten Theile desselben unterjocht während die niedrigsten, trägen und vernunftlosesten herrschen. Eine solche Seele sei Sklavin; sie thue am wenigsten, was sie wolle; sie werde gemüthsam gestadelt und sei voll Unruhe und Reue. Der Tyrann mußte voll Angst sein; Wehklagen, Seufzer, Thränen, Schmerzen seien nirgends häufiger; er verstecke sich in seinem Hauke, und lebe meist wie ein Weib; er sei der unglücklichste aller Bürger, ganz arm und gottlos. — Aristoteles heigt zwar der Vater der Ethik und hat eine „Ethik“ geschrieben, allein diese hat keinen locus vom Gewissen. Aber spätere Griechen reden von diesem ausdrücklich, und zwar so, daß sie nicht bloß das Bewußtsein im Allgemeinen bezeichnen wollen, z. B. der Stoiker Epiktetos, welcher z. B. sagt: „Als Knaben haben uns unsere Väter einem Pädagogen übergeben, der uns überall brockachten sollte, als Männer aber übergibt uns Gott dem angehörnen Gewissen zur Beobachtung;“ diese Sache müsse man nicht verachten, weil

7) De republ. L. X. T. VII. ed. Bipont. p. 348 seq. Vergleiche hiermit Ustermann, Kienitzer und Andere, welche über das Christliche im Platon geschrieben haben.

5) Electra v. 1250 seq. 6) Eumen. v. 453 seq.

wir sonst Gott misfallen und Feinde unseres eigenen Gewissens sein würden“). Die *ἐξ τοῦ κακοῦ καὶ ἀγαθοῦ* sei *ἡ ἰσότης ἡγεμονία* und letzteres, worunter man das intellectuell sittliche Princip im Menschen verstehen kann, eine *ἀπο ἀνάγκης* (III, 3, 1), welche er auch als *ἡγεμονία* bezeichnet. Dennoch könne Niemand eine Seele aufweisen, welche begehrt, mit Gott übereinstimmen oder als Vorbild des vollkommenen Guten gelten möge. Ueberhaupt bekant Epiktet die Hilflosigkeit der philosophierenden Vernunft und die Unmöglichkeit, in ihr die volle Befriedigung zu finden, worüber besonders Plutarch's christliche Ethik zu vergleichen ist.

So gestaltet sich also in der Vorstellung der Griechen das Gewissen zuerst als die Erinnerung (als Gott außer dem Menschen), dann als Daimonion (als Gott im Menschen), ferner als ein wirklich moralisch subjectives Bewusstsein, jedoch in der Form einer von Gott in den Menschen gelegten Kraft, welche immer noch von dem eigentümlichen Selbst verschieden ist.

3) Bei den Römern finden wir das Wort und den Begriff des Gewissens hauptsächlich in *conscientia* und *religio* wieder. *Conscientia* ist ursprünglich das Mitwissen⁸⁾. Dann aber auch das Bewusstsein und speciell das moralische Bewusstsein, d. h. das Gewissen. Man wird zwar fast an allen Stellen, wo sich *conscientia* findet, mit der Uebersetzung durch „Bewusstsein“ das Richtige treffen; allein der Zusammenhang rechtfertigt an vielen Stellen die directe Uebersetzung durch Gewissen. Daß *conscientia* an und für sich nicht den speciell moralischen Begriff des Gewissens hat, geht mindestens aus den Stellen hervor, wo es erst durch einen Zusatz, z. B. *conscientia recta* oder *conscientia recti*, die Wendung auf das sittliche Gebiet empfängt. Wir sind zwar gewohnt, *religio* durch Religion, d. h. religiösen Glauben, zu übersetzen, und es wird nicht bestritten werden können, daß die Römer in diesem Begriffe dieses Moment mittheilen, sofern sie nicht als Epikuräer u. s. w. die Präsenz der Gottheit von den Handlungen und dem Innern des Menschen aufschließen; allein an sich ist *religio* nur Verbindlichkeit, d. h. sich mit oder an etwas gebunden fühlen, das Bewusstsein der Pflichtverbindlichkeit, und grade deshalb entspricht in geistiger Rücksicht das Wort dem teutschen „Gewissen“ oder besser „Gewissenspflicht“, wobei nach Umständen das Moment des Gebundenseins durch den Götterglauben resp. durch das göttliche Gebot mitgesetzt sein kann. In dem Sinne der Gewissenspflicht oder der Gewissensverbindlichkeit gebraucht das Wort z. B. Cicero, *Catil.* VI, 3, ferner *De divinatione* I, 35 („*... nec eam rem habuit religioni*“); ferner *De nat. Deor.* I, 1, 4. Damit kann verglichen werden *Terent.*, *Heautom.* Act. I. Scen. 3. V. 16 („*religio est dicere*“) und *Lit. Hist.* X, 37. Doch mag immerhin der Paralleλισmus der *religio* mit dem Gewissen der Umstand entgegenge-

halten werden, daß ersterer das ausgeprägte Begriffsrequisit des Bewusstseins fehle, indem sie zwar die Verbindlichkeit, aber doch nicht eigentlich das Bewusstsein derselben bezeichne. Redeweisen wie „*religio sibi dicere*“ werden zwar am adäquatesten durch „für eine Gewissensverbindlichkeit halten“ wiedergegeben; allein die „*Verbindlichkeit*“ weist entschieden als „Gewissen“ auf eine außerhalb des Subjectes vorhandene Auctorität oder Ursache hin.

Die griechischen Erinnerungen u. s. w. finden wir bei den Römern als *Viudicta*, *Furiae* u. s. w. wieder, und man würde entschieden zu weit gehen, wenn man behaupten wollte, daß die Römer sich darunter mit Bewusstsein nur bildliche Ausdrücke für innere Seelenzustände, keine reellen Mächte außerhalb derselben gedacht haben, obgleich die Gebildeten der späteren Jahrhunderte den Glauben an letztere aufgegeben hatten. Es muß hier überhaupt daran erinnert werden, daß der römische Geist weit mehr als der griechische das Subject den objectiven Potenzen des Staates, der Religion u. s. w. gegenüber geltend macht, und daß man mit Recht von einem moralisch-religiösen Nationalismus der Römer reden darf. Daher spielt bei ihnen das Gewissen eine weit entschiedener Rolle als bei den Griechen. Auch die Dichter, unter denen z. B. des Horatius Aussprüche: „*Integre vitae scelerisque purus*“, „*Mis munda ab omni esto: Nil conscire sibi, nulla pallescere culpa*“ (Epp. I, 1, 60) bekannt genug sind, theilen diesen Standpunkt.

Zahlreich sind die Wendungen, mit welchen Cicero auf das Gewissen zurückkommt. Er sagt zwar z. B. in der Schrift: *De haruspium responsis*: „*Deorum tela in impiorum mentibus figurantur*“ und bedient sich anderer ähnlicher Redeweisen; allein dergleichen Ausdrücke sind ihm nur bildliche Beihelfer für Zustände, welche er lediglich als subjectiv auffaßt; er redet z. B. *Tuscul. Quaes.* IV, 22 von dem *morderi conscientia*, *De offic.* III, 21 von den *labes et vulnera conscientiae in animo*, womit *Parad.* II. und *Tuscul. Quaes.* IV, 45 verglichen werden können. Noch entschiedener spricht er das in der *Orat. pro Rosc. Amer.* c. 24 (verglichen mit *Orat.* in *Pison.* c. 20) aus, wo er sagt: „*Glaucet* nicht, daß wie ihr es oft in den Tadeln und auf den Theatern sehet, diejenigen, welche gottlos und verbrecherisch gehandelt haben, durch die brennenden Fackeln der Furien verfolgt und geschreckt werden. Jedem quält sein eigener Selbstbetrug und Schreden am meisten, Jedem martert sein Verbrechen, und macht ihn ännel, Jedem schreden seine bösen Gedanken und sein Gewissen. Das find die bei den Bösen einheimischen und beständigen Furien des Gemüths, durch welche sie gereizt und verwirrt werden.“ Hierher gehören auch z. B. *De natur. Deor.* III, 18 und *De legg.* I, 11. An der letztern Stelle heist es: „*Inaque poenas launt, non tam iudicis, quam quod eos angustent insectanturque furiae, non auditibus tædis, sicut in fabulis, sed angore conscientiae fraudisque ercincti*.“

8) Epicteti Fragm., in Schwegk'scher's Philoa. Epictet. Monum. T. III. a. 97. p. 98. *) Für diese Uebersetzung werden z. B. folgende Stellen bei Cicero angeführt: *Catil.* I, 1; *De fin.* I, 16; *Philipp.* II, 11; *Ad famul.* V, 5.

Die Betonung des Gewissens als der letzten und sichersten moralischen Instanz bei den Römern zu Cicero's Zeiten ist für eine natürliche Folge der Zersetzung der altgerwürdigen Auctorität der Religion und der substantialen Volkstheilnahme zu erklären. In dieser Hinsicht sagt z. B. Cicero De nat. Deor. III, 35: „Et virtutis et vitiorum sine ulla divina ratione grave ipsius conscientiae pondus est, qua sublata jacent omnia;“ ferner De offic. I, 9: „Bene praecipunt, qui velant quidquam agere, quod dubitent, aequum sit an iniquum;“ ferner De finib. II, 22: „Praecipitis quodam modo, ut nostram stabilem conscientiam contemnamus, aliorum errantem opinionem aucupemur.“ Und zwar soll man dem richtigen Gewissen folgen: „In omni vita sua quemquam a recta conscientia transversum unquam non oportet discedere“¹⁰⁾, welches er auch die „conscientia optimae mentis“ nennt¹¹⁾. Daher sei dem Menschen in solchem Gewissen die Frucht der edelsten That gegeben: „Satis in ipsa conscientia pulcherrimi facti fructus est“¹²⁾, und man habe bei seinen Handlungen nicht auf den Beifall der wankelmüthigen Volksmassen zu sehen, da es keinen größeren Schatz für die Tugend als das Gewissen gebe¹³⁾. So tröste er sich in seinen freimüthigen d. h. gegen die Verderber der Republik gerichteten Briefen nicht durch das Urtheil der Menge, sondern durch den Beifall seines Gewissens¹⁴⁾. Ueberhaupt sei, sagt er ad Famul. VI, 4, das Gewissen (Bewußtsein) des rechtschaffenen Willens der größte Trost im Unglück, sowie, De senect. c. 3, das Gewissen oder vielmehr Bewußtsein eines gut vollbrachten Lebens dem Alter ein hohes Glück gewähre. Als er Rom zum letzten Male verließ, that er den Ausdruck, er halte sich an sein Gewissen, welches bei der Verteidigung der Republik sein Führer gewesen sei¹⁵⁾.

Für Cicero's Ansicht von der Natur des Gewissens ist namentlich die Stelle De legg. I, 14 erheblich, indem er hier erklärt: Das böse Gewissen sei nicht bloß die Furcht vor der Strafe (also die Voraussetzungen der schmerzlichen Folgen, welche eintreten können und werden); denn auch solche Menschen, welche eine göttliche und menschliche Strafe fürchten, würden von ihrem Gewissen geängstigt, betrachten sich selber als die freien Urheber ihrer Verbrechen, legten die Schuld derselben nicht auf die Natur (die Nothwendigkeit der äußeren Verleitung der Dinge), und suchten die Ursache ihres Schmerzes nicht außer sich selbst. Es ist zwar hier nicht unumwunden ausgesprochen, daß man ein Gewissen ohne allen religiösen Glauben haben könne, aber man kann dies als eine Consequenz obiger Aeußerung betrachten. Auch wenn er Catilina's Gewissenszustand beschreibt und z. B. sagt¹⁶⁾: „Conscientia convictus repente continuit,“ so kann man hierin die Meinung finden, daß das Gewissen etwas von allem Götterglauben Un-

abhängiges, also etwas rein Subjectives und Apriorisches im Gemüthe des Menschen sei, ein nicht weiter abzuleitendes Urdatum des Bewußtseins. Aber eine deducirbare Definition oder eine systematische philosophische Theorie des Gewissens würde man bei ihm vergeblich suchen. Daß er übrigens das Gewissen nicht als etwas Anzuges betrachtet, geht aus mehreren Stellen hervor, z. B. aus der Aeußerung über die „innata semina virtutum.“

Obgleich die im abstracten Philosophiren geübteren Köpfe das Gewissen als eine von den Einwirkungen der Gottheit unabhängige Macht hinstellen mochten, so war doch sicherlich die Masse des Volkes bis zu dieser Abstraction nicht vorgedrungen. Das Zeugnis göttlicher Einflüsse durch die Menge, und namentlich die Ungelbildeten, pflegt erst dann einzutreten, wenn die höheren Schichten der Gesellschaft anfangen, sich wieder dem alten Glauben zuzuwenden, und die Massen diese Frömmigkeit für politische Zwecke nehmen. Sollten auch die Angaben über die Gewissenspein der Kaiser Tiberius und Nero den Thatfachen nicht ganz entsprechen, so drücken sie doch sicherlich die damalige öffentliche Meinung aus, und sind andererseits nicht ohne factische Grundlage. Wie Tacitus¹⁷⁾ berichtet, schrieb Tiberius einst an den Senat einen Brief mit diesem Anfange: „Mögen mich die Götter noch mehr verderben, als ich fühle, daß ich täglich zu Grunde gehe,“ und Tacitus sagt aus diesem Anlasse: „So sehr waren ihm seine Verbrechen und Schandthaten zur Strafe geworden.... Nicht Glück, nicht Einsamkeit schützten den Tiberius davor, daß er nicht die Qualen seiner Brust und seine eigene Bestrafung erkennen mußte.“ Im Gegensatz hierzu deutet Tacitus an, daß das Bewußtsein des Guten stets die beste Belohnung der Tugend sei¹⁸⁾. — Ueber Nero's Bewußtseinszustand sagt Suetonius¹⁹⁾: „Er konnte das Bewußtsein des Mittermordes nachher nie ertragen; er gestand oft, daß er durch die Gestalt seiner Mutter, durch die Schläge und brennenden Fackeln der Furchen geängstigt würde.“ Mögen auch Tiberius, Nero und andere Mürbige und Wollüstlinge jener Zeit wie überhaupt aller Zeiten eine Periode des Lebens haben, wo sie nicht an die Existenz der Gottheit und deren moralische Weltordnung glauben, so pflegen doch später, wo die Enttarnung und Geistesschwäche eintritt, die etwa in der Tugend vorgestellten Glaubenswahrheiten und mit ihnen oft andere Möglichkeiten, selbst abergläubische Ideen, zurückzukehren und ihre Wirkungen auf das Gemüth zu verfahren.

Noch mehr als bei Cicero tritt bei Seneca inmitten der grausen Sittenvorverbreiß, namentlich am kaiserlichen Hofe, der individuelle moralische Standpunkt in den Vordergrund. Auch ihm ist der Stillsiegende wankend geworden, und darum zieht er sich in die Festung des Gewissens zurück. Fehlte ihm nicht die Stärke des religiösen Elementes, so könnte man ihn als den christlichen unter allen Schriftstellern der Alten

10) Rpp. ad Att. XIII, 20. 11) Brut. c. 71. 12) Orat. Philipp. II, 44. 13) Tuscul. Quaesit. II, 26. 14) Ad Famul. III, 7; ad Attic. XII, 28. 15) Ad Attic. X, 4. 16) In Catil. II, 13; consp. pro Caelio 23.

17) Tacit. I. B. u. A. Kap. Section. LXVI.

17) Annal. VI, 6. 18) Vergl. damit Sallustius, Catil. 15 und Jug. 72. 19) Nero c. 34.

hinstellen. Aus seinen zahlreichen Aeusserungen über das Gewissen heben wir einige hervor. Epist. 97 beschreibt er das böse Gewissen, wie es den Menschen sich selbst wider seinen Willen vor Augen stellt, ihn mit Mißfallen an sich selbst erfüllt, ihn nöthigt, auf sich selbst zu blicken, wie es ihn in die Einsamkeit treibt und auch da ängstet; wie es demerkt, daß, wenn der Mensch von fremden Verbrechen redet, er an seine eigenen denkt, wie es ihm Furcht vor Andern einflößt, wie es ihn foltert und geißelt. An einem anderen Orte *) sagt er Folgendes: „Si gratum esse non licebit, nisi ut videar ingratus, si reddere beneficium non aliter, quam per speciem injuriae potero, aequissimo animo ad honestum consilium per medium infamiam tendam. Nemo mihi videtur pluris aestimare virtutem, nemo illi magis esse devotus, quam qui boni viri famam perdidit, ne conscientiam perderet.“ Ferner **) heisst es von dem tugendhaften Manne: „Nihil sit illi cum ambitione et fama, sibi placeat, et de vita beata“: „Nihil opinionis causa, omnia conscientiae facta.“ Auch gehören hierher aus Ep. 43 folgende Stellen: „Bona conscientia turbam advocat;“ „Si honesta sunt, quae facis, omnes sciunt;“ „O te miserum, si contemnis hunc testem.“ Könnte hiernach Seneca's Meinung zu sein scheinen, daß das Gewissen nur das eigene Thun oder die eigene Reaction des Ich sei, so sprechen doch auch wieder andere Dicta dafür, daß es als eine vom Ich unabhängige Potenz betrachtet, welche dann als eine höhere, göttliche Macht vorgestellt wird. Hierher gehört z. B. Ep. 41: „Sacer intra nos spiritus sedet, malorum, bonorum nostrorum observator et custos; hic prout a vobis tractatus est, ita nos ipsos tractat.“ Als Consequenz dieses Auspruchs darf die Ansicht gelten, daß jeder Mensch ein (solches) Gewissen habe, entweder latent oder explicirt; denn ein Iussum ist nach ihm noch nicht boni capax, weil in ihm keine (entsprechende) ratio sei. Hinwiederum behauptet er, „subasse animis, etiam in pessima abductis, boni sensum, nec ignorari turpe, sed negligi. Omnes peccata dissimulant, et quamvis feliciter cesserint, fructu illorum utuntur, ipsa subducunt.“ — Ferner: „Hic conscientiam, mala facinorosa conscientia flagellari et plurimum illi tormentorum esse, eo quod perpetuo urget ac verberat, quod sponsoribus securitatis suae non potest credere.“

Der mit Seneca gleichzeitige Dichter Persius bezeichnet die Gewissensangst des Tyrannen als schrecklicher denn die Qualen derjenigen, welche in dem glühenden ehernen Döfen des Phalaris schmachten, und des Damocles, über dessen Haupte das blankte Schwert des Dionysius an einem Pferdehaare hing ***). Von Juvenal's Beschreibung der Qual eines sogenannten bösen Gewissens gibt Stäublin folgenden Auszug. Des Bösen erste Strafe ist die, daß kein Schuldiger durch sein eigenes Urtheil freigesprochen wird, wenn ihn auch

der äußere Richter aus Gnade freispricht. Er empfindet deswegen der Strafe nicht; das Bewußtsein seiner Thaten bestürzt, foltert und geißelt ihn im Stillen. Es ist eine grausamere Strafe, als Richter in der Ober- und Unterwelt auflegen können, Tag und Nacht seinen Zeugen in der Brust mit sich herum tragen zu müssen. Schon der Wille zu sundigen, zieht innere Strafe nach sich; was wird nicht die That bringen! Die Gewissensangst hört nicht einmal bei der Wahlzeit auf; der Gaumen ist wie von einer Krankheit ausgetrocknet; die Speise häuft sich zwischen den Zähnen; der Wein eilet an. Wenn auch bei Nacht die Unruhe einen kurzen Schlummer erlaubt, so sieht doch der Schuldige die Gegenstände und Personen, an welchen er sich veründigt hat. Wenn es blizt und donnert, so erzittert und erschlägt er, und fürchtet, daß er getroffen werde. Wird er krank, so hält er es für eine göttliche Strafe; er magt es nicht, ein Opfer zu bringen; denn was könnte er hoffen, und welches Opfer wäre nicht des Lebens würdiger als er selbst? — Um die Bedeutung des Gewissens so stark wie möglich zu betonen, thut Quinctilian den Ausdruck: Das Gewissen sei nicht nur ein Zeuge, sondern gelte für tausend Zeugen **). — Plinius der Jüngere, welcher die Verwirrung gibt: „Quod dubitas, ne feceris,“ nennt es Seelengröße, Nichts aus Ruhmlust, sondern Alles aus Gewissen zu thun, den Lohn der guten That nicht aus der Rede der Volke, sondern aus den Thaten selbst herzunehmen, und die Früchte der Rechtschaffenheit im Gewissen, nicht aber im Ruhme zu suchen ***). — Der Dichter Claudianus (am Ende des 4. und im Anfang des 5. Jahrhunderts) stellt das böse Gewissen als eine Brandmarke der Brust oder des Herzens dar: „Pectus injustae deformant maculae“ ****); und der Moralphilosoph Simplicius (im 6. Jahrhundert nach Chr.), welchen man unter die Peripatetiker zählt, bemerkt in seinem Commentar zu Epiktet's Enchiridion, daß diejenigen, welche ihre Vergehungen ernstlich bereuen, sich durch die bitterlichen Stacheln des Gewissens, welche schmerzhafter seien als körperliche Schmerzen, und weniger gelindert werden können, selbst strafen **).

4) Das alte Testament bietet kein Wort dar, welches dem deutschen Worte „Bewußtsein“ genau entspräche; es hat sich überhaupt zu dieser Abstraction nicht erhoben. Auch finden wir in der Lutherischen Uebersetzung nirgends das Wort Bewußtsein, welches auch jetzt noch dem deutschen Volkseumde fremd ist, welcher dafür im sittlichen Falle „Gewissen“ sagt; und durch dasselbe hat Luther einige Male 22 (222), welches sonst

24) Satir. XIII, 1—4. 192—235; confr. I, 165—168. Folgende Aussprüche sind hier besonders charakteristisch: „Cur tamen hos tu Erasias putas, quos diri consilia facti bene habet attonitos et auro verbera caedii, Occultum quoniam animo tortore flagellum? Pagna ante rebuscenas cum multo aevior illis, Quos et Caedilius gravis invenit aut Rhodamantus Nocte dieque suum gelare in pectore testem.“ 25) Instit. orat. V, 11. 26) Epp. I, 8 u. 72. 27) In Rufin. III, 504 seq. 28) Seneca'scher, Philos. Epict. Monum. T. IV, p. 399 ad cap. 38.

30) Ep. 81. 21) Ep. 113. 22) Cap. 20. 23) Sa. tir. III, 35—43.

erg³“ bedeutet, übersetzt. Und in der That, einige bindungen, worin $\pi\zeta$ vorkommt, qualifiziren es als wissen, z. B. ein „reines Herz“ = ein reines Gewissen, obgleich man mit demselben Rechte „ein unblutiges Herz“ darunter verstehen kann. Das Herz: dem Hebräer als der Sitz der Empfindungen, und er diese nicht von dem Herzen unterschreibt, da steht an ihre Stelle das Herz selbst. Uebrigens schildert das alte Testament solche Herzens- oder Seelenzustände, welche wir unbedingt den Gewissenszuständen gleichen können, z. B. in der Umrüstung des Mordmörders ein. Als David den Bisfel von Saul's Mantel abschneiden hatte, heißt es: „Darauf schlug ihm sein Herz“³. Dieselbe Redeweise wiederholt sich, als David es Volk erzählt hatte³). An einer anderen Stelle ist Salomo zu Sime: „Dein Herz weiß (ist sich beist)“ alles Böse, das Du meinem Vater gethan hast“; der dies ist keineswegs mit dem Sage identisch: „Du bist in Folge der an meinem Vater verübten Frevelgaten ein böses Gewissen.“ Kohel. 10, 10 übersetzen wir die Septuaginta $\pi\zeta$ durch $\sigma\upsilon\lambda\lambda\eta\sigma\iota\varsigma$; allein $\pi\zeta$ ist hier Gedanke, höchstens Bewusstsein, und der Satz muß heißen: „Du sollst dem Könige nicht einmal im Gedanken fluchen.“ Hier 27, 6 übersetzt zwar Luther: „Mein Gewissen beist mich nicht“; allein der Grundtext hat $\pi\zeta$, d. h. mein Herz, obgleich hier der Ausdruck „Gewissen“ am Orte wäre, wenn die hebräische Sprache neten „Herz“ dieses Wort hätte und der Ausdruck „beist“ gerechtfertigt wäre. De Wette übersetzt: „Mein Herz schmachtet nicht.“

Die apokryphischen Bücher des alten Testaments, namentlich die Weisheit des Salomo, sondern als einen besondern Zustand des Herzens die $\sigma\upsilon\lambda\lambda\eta\sigma\iota\varsigma$, also das Bewusstsein resp. das Gewissen an. Nachdem z. B. schon im 4. Capitel von den Gottlosen gesagt ist (R. 20): „Sie werden zur Zusammenrechnung ihrer Sünden furchtlos kommen, und ihre Missethaten werden sie ins Angesicht strafen,“ tritt 17, 11–13 das Gewissen in bestimmter Weise auf (nach der Uebersetzung de Wette's): „Denn seig ist die durch eigenen Zeugen verurtheilte Weisheit, und verurtheilt sich immer des Schlimmsten, vom Gewissen ($\sigma\upsilon\lambda\lambda\eta\sigma\iota\varsigma$).“ Denn die Furcht ist nichts Anderes als die Verwerfung an den Hilfsmitteln der Ueberlegung. Denn die einwohnende zu geringe Hoffnung achtet die Rathlosigkeit größer als die Qual, bewirkende Ursache.“ Außerdem wird in diesem Capitel mit biblischer Phantasie der Zustand der durch ihr böses Gewissen Geängsteten, welche verfolgende Schlangen u. s. w. sehen, fast in der Weise der griechischen Dichter beschrieben. Luther hat R. 11 ebenfalls den Ausdruck „Gewissen“ den er aber auch Sir. 19, 10 gebraucht, wo de Wette übersetzt: sei ruhig, und der Text nicht $\sigma\upsilon\lambda\lambda\eta\sigma\iota\varsigma$ noch etwas Ähnliches bietet.

Daher wir gewohnt sind, in dem jüdisch-frommen Bewusstsein immer das Gottesbewusstsein mitzufassen, so werden doch die Gottlosen und von dem Gewissen Ge-

ängsteten als solche geschildert, welche vor der That von der Präsenz Gottes verlassen sind, und über welche nach der That und nach dem Erröthen des Gewissens die göttliche Strafe kommt, wie dies z. B. von der Davidischen Volksgeduld berichtet wird. Indessen wird man sich bei dem Mangel näherer Anhaltspunkte eines bestimmten Urtheiles hierüber begeben müssen. Denn es liegt fast eben so nahe, anzunehmen, daß die Juden das Gewissen als dem Menschen (durch Geburt, Belehrung u. s. w.) eingeplanten Gebot Gottes betrachtet haben, wenn ihnen überhaupt in dieser Rücksicht ein bestimmtes Bewusstsein beigezogen hat.

Von den späteren Juden sei noch Philo erwähnt welcher eine weit ausgeprägtere Vorstellung, wenn auch nicht eine bestimmt ausgearbeitete Lehre vom Gewissen hat. Er gebraucht nicht selten den Ausdruck $\tau\acute{o}\nu\tau\circ\varsigma\sigma\upsilon\lambda\lambda\eta\sigma\iota\varsigma$ und beschreibt, wie Staudlin referirt, das Gewissen als einen Richter, welcher in jeder Menschenseele wohne, sich nie ein Verbrechen zu Schulden kommen lasse, immer das Böse hasse und die Tugend liebe, zugleich Ankläger und Richter sei, als Ankläger beschuldige und erschrecke, als Richter gebiete, warne, zur Besserung ermahne; wenn er den Menschen auf andere Gedanken bringen könne, sich freudig mit ihm aussöhne, wo er es aber nicht könne, einen immerwährenden Krieg gegen ihn führe, Tag und Nacht nicht von ihm ablasse und nicht aufhöre, ihn zu sterben und zu verurtheilen, bis er seinem elenden und unruhigen Leben ein Ende gemacht habe³¹). Man sieht, daß dies etwa der Standpunkt Cicero's, Seneca's und der gleichzeitigen Griechen ist, zugleich aber, daß Philo das Gewissen als etwas von dem Subject oder Ich, mindestens dem verbrecherischen, unterschreibt, wenn sich auch hieraus nicht erkennen läßt, in welchen Causalnexus das Gewissen mit der göttlichen Auctorität oder Ursächlichkeit gesetzt ist.

Als nach Abschluß des alttestamentlichen Kanons die Periode des Commentirens eintrat, namentlich durch die Junkt der Schriftgelehrten und Pharisäer, wurden die überlieferten Ceremonialgesetze auf das Äußerste im Detail ausgearbeitet und zergliedert, zugleich aber auch der Werth der Frömmigkeit aus der sittlich-religiösen Gesinnung in die Äußerlichkeit der Beobachtung von tausendfältigen minutiösen Vorschriften verlegt, so daß nach diesem Vorhilde der Wandel vor Gott zu einem Eiertanze werden mußte. Das der einfachen, gesunden Moral entlehnte Gemüth lachte dieselbe durch strapulöse Gewissenhaftigkeit in solcher Gesetzesheiligkeit zu erfassen, während es sich kein Gewissen daraus machte, viele Sittengebote zu umgehen, oder vielmehr das sich regende Gewissen durch Sophistik und Casuistik zu beschwichtigen. Auch in äußeren Dingen, z. B. in der Bestimmung des Sabbatbzwanges, machte man casuistische Unterschiede, welche zum Theil geradezu in das Lächerliche hinüber streifen. Die Pharisäer sind daher für spätere

31) Vergl. die von Weiske zu Job. 8, 9 gesammelten Stellen. 32) Die hieher gehörigen Stellen sind besonders Do dec. orac. T. II. p. 195 seq.; Veterius potiori insinuat I. p. 196; Quod Deus sit immutabilis I. p. 291. ed. Mangey.

Zeiten die Vorbilder der Casuistik und eines äußerst engen Gewissens in ceremonialgesetzlichen wie eines äußerst weiten Gewissens in sittlichen Dingen geworden. Die Vorstellung von dem bösen Gewissen hat im späteren Judenthume das Bild des ewigen Juden geschaffen, welcher als ein potenziertes Cain ruhelos in der Welt umherirrt.

5) Das neue Testament und namentlich Christus hat einen guten Theil seiner Berechtigung in der Aufhebung des Gewissens gegen die pharisäische Casuistik und Heuchelei. Dieses Gewissen richtet in aller Schärfe über die That eines Judas Ischarioth, eines Ananias und seines Weibes; aber es faßt sich zunächst noch nicht in der Abstraction des „Gewissens“, sondern erst als das Herz, diese einfache concrete Totalität der Gesinnung, als die καρδιά, welche so dem alttestamentlichen *לֵב* entspricht. Dgleichen man an mehreren Stellen die καρδιά durch Gewissen übersetzen könnte, z. B. Luc. 4; 18 (*αντιπαρσενους την καρδιαν*), so würde man doch dadurch den Begriff des ursprünglichen Wortes zu eng fassen, namentlich da wir neben der καρδιά auch die συνείδησις im Kreise der neutestamentlichen Vorkommnisse finden, wenn auch als eine erst allmählig sich aus der καρδιά abscheidende Bewußtseinsform. Ebenso würden wir z. B. die Stelle 1 Joh. 3, 19–21 im Wesentlichen nicht mißverstehen, wenn wir statt des Herzens das Gewissen einsetzen; allein was Johannes unter der Form des Herzens sich vorstellt, hat auch ein Recht, in dieser ursprünglichen Form beibehalten zu werden; und so hat auch die Bette wie Luther die Stelle übersetzt: „Und daran erkennen wir, daß wir aus der Wahrheit sind, und vor ihm (Gott) werden wir unsere Herzen beruhigen. Denn wenn uns das Herz anklagt, weil Gott größer ist denn unser Herz, so kannt er auch Alles. Geliebte, so uns unser Herz nicht anklagt, so haben wir Freude mit Gott.“ Noch weniger würden wir z. B. Matth. 5, 8, wo Christus sagt: μακάριοι οἱ καρδιά τῇ καρδίᾳ, διὲν αὐτοὶ τὸν θεὸν ὁρῶνται, die ganze Prägung des Ausdrucks durch die Uebersetzung mit „Gewissen“ widergeben; denn die καρδιά umfaßt den ganzen sittlichen inwendigen Menschen, was συνείδησις nicht leistet. Die συνείδησις ist durch die καρδιά mitgetheilt; allein nur ein Quodproquo-Exceß veräußert das Eine mit dem Andern. Eine noch gewaltsamere Interpretation würde es sein, wollten wir Rom. 14, 23: *πάν διὰ ὃ οὐκ ἐν νότῳ, ἀμαρτία ἰσχύι* übersetzen: „Alles aber, was nicht aus Gewissen geht, ist Sünde,“ und das um so mehr, als Paulus die συνείδησις kennt und selbst im Briefe an die Römer mit diesem Begriffe operirt. Die νότος hat zwar die Zustimmung an sich, aber sie ist nicht die συνείδησις. war haben wir ein Recht, Marc. 9, 44. 46. 48, wo Christus (in Anwendung von Jes. 66, 24) von dem nicht sterbenden Burne (*συνάλειψ*) der Gottlosen und Verdammten redet, unter dem Burne auch die Dual des „bösen“ Gewissens zu verstehen, und der Ausdruck ist in dieser Hinsicht (Ewigkeit der Gewissenqual) sehr beachtenswerth; allein, abgesehen von der Frage, ob

Christus hier die Strafe des eigenen Schuldbewußtseins von der außerdem hinzukommenden göttlichen Strafe bestimmt unterschieden wissen will, haben wir kein Recht, bei einer gewissenhaften Uebersetzung das Bild durch ein Wort abstracter Begrifflichkeit zu ersetzen.

Das Zeitwort *οὐνοῦται* finden wir in seiner ursprünglichen Bedeutung Act. 5, 2, wo es heißt: Ananias habe von dem Erlöse aus dem Verlaufe seiner Güter etwas entwendet unter Mitwissen seines Weibes (*οὐνοῦται καὶ τῆς γυναῖκος αὐτοῦ*); ferner in der Bedeutung des „sich bewusst sein“, namentlich 1 Cor. 4, 4, wo Paulus zu seiner Rechtfertigung sagt: *οὐδὲ γὰρ ἑμαυτὸν οὐνοῦται*. Auch hier ist die Präposition *οὐ* nicht ohne ihren wesentlichen Begriff; denn das Sich-selbstwissen oder das Bewußtsein des Apostels ist nicht begleitet von dem Wissen einer Schuld. Das Substantivum *συνείδησις*, welchem die älteren Interpreten nach ihrer Gewohnheit eine Menge unterschiedener Bedeutungen beilegen (noch Staudlin nimmt deren sieben an), kommt in den Evangelien nur einmal vor, und zwar Joh. 8, 9, in der, von vielen Kritikern für interpolirt gehaltenen, Erzählung von der Ehebrecherin. Es heißt hier: Die Pharisäer seien nach der Aufforderung Christi, den ersten Stein auf die Ehebrecherin zu werfen, wenn sie sich unschuldig wüßten, davon gegangen *ἐν τῇ συνείδησει λέγοντες*, d. h. beschuldigend durch das Bewußtsein oder das Gewissen. Wir werden die Uebersetzung durch Bewußtsein vorziehen müssen; denn die Pharisäer waren sich eben bewußt, nicht frei von Schuld zu sein. Das Gewissen ist erst das Secundaire des Bewußtseins, das *λεγομαι* der συνείδησις. Dagegen wird man in Act. 23, 1: *ὅς τις (Paulus) νῦν ἀγνοῖ συνείδησιν νεκρότατον τὸν θεόν*, mit Luther und de Wette „Gewissen“ vorziehen (ich habe Gott mit allem guten Gewissen gedient), da hier das sittliche Bewußtsein gemeint ist. Dasselbe gilt von Act. 24, 16, wo Paulus sagt: Er übe sich zu haben ἀνόγνωτον συνείδησιν, d. h. ein Gewissen, das nicht beunruhigt wird, oder auch: das keinen Anstoß gibt, kurz: ein unanfechtbares Gewissen.

Einen vor anderen lehrreichen Ausdruck hat Paulus Röm. 2, 15, wo er lehrt: Die Heiden hätten an Stelle des geoffenbarten Gesetzes das Gewissen, *συμμετρῶντας αὐτοὺς τῆς συνείδησεως*, wären also dadurch sich selbst ein Gesetz, das sie in ihren Thaten tragen, folglich die συνείδησις auf das Bestimmteste von dem Herzen schreibt. Zwar sind die sofort hinter *συμμετρῶντας τῆς συνείδησεως* folgenden Worte durch ein *καὶ* angefügt: *καὶ μεταθῶν αἰτήτων τῶν λογισμῶν κατὰλογίζονται ἢ καὶ ἀνομολογῶσιν*, (de Wette: „und wechselseitig die Gedanken anklagen oder auch entschuldigen“; Luther: „dazu auch die Gedanken, die sie unter einander verflagen oder entschuldigen“); allein man braucht nicht einmal *καὶ* durch „und“ zu übersetzen, um sicher zu sein, daß man es hier mit einer Art von Definition oder Erklärung des Gewissens zu thun hat. Wir möchten *ἀνολογῶσιν* lieber durch losprechen übersetzen, um einen reinen Gegensatz zu *κατὰλογίζονται* zu haben. Das Gewissen zeigt sich also nach diesem

Paulinischen Aussprüche wesentlich in den (sich) anklagenden und (sich) beschuldigenden Gedanken; es ist der Syllagismus oder vielmehr die unmittelbare Selbstkritik der sittlichen Gedanken, des sittlichen Bewußtseins. Auch haben wir hier davon Act zu nehmen, daß Paulus das Heiden ohne das Gottesbewußtsein (wenigstens ohne das Bewußtsein des allein wahren Gottes) ein Gewissen zuschreibt, resp. das Gottesbewußtsein durch das Gewissen vertreten sein läßt. Freilich lehrt er auch im 7. Capitel des Römerbriefes, daß die Sünde ohne das Bewußtsein des gesoffenenbunden Gottesgesetzes todt, d. h. als zurwählende Sünde nicht vorhanden sei. Sehr treffend aber wird im weiteren Verlaufe dieses Capitels von dem Apostel der Widerstreit des *ἀνθρώπου συνειδήσεως* mit dem *ἀνθρώπου νομοῦ* geschildert, namentlich R. 15: *οὐ γὰρ. ὁ θῆλω, τοῦτο πράσσω· ἀλλ' ὁ πρῶν, τοῦτο ποῶ*, jedoch wir hier eine Genesis des sogenannten bösen Gewissens haben, indem zwar der Mensch das Gebot Gottes weiß, aber trotzdem nicht thut. Dieser gehört besonders auch Röm 19: *Οὐ γὰρ ὁ θῆλω, ποῶ ὑμῶν ἀλλ' ὁ οὐ θῆλω καὶ, τοῦτο πράσσω*.

Auch haben wir mehr andere Stellen, wo Paulus von seinem eigenen Gewissen spricht, z. B. Röm. 9, 1: *συμμαρτυροῦντος μοι τῆς συνειδήσεως μου*, wo wir *συνείδησις* am passendsten durch „Gewissen“ übersetzen, obgleich auch „Bewußtsein“ keine wesentlich falsche Uebersetzung sein würde. Wollen wir uns an das *οὐ* halten, so können wir das von ihm hier und anderwärts zum Zeugen aufgerufene Gewissen als dasjenige Wissen fassen, welches, indem es das Ich weiß, zugleich Nichts an diesem Ich bestandes Böses weiß. Wenn er Röm. 13, 5 die römischen Christen ermahnt, der Obrigkeit nicht bloß *ὅτι τῇ ὀργῇ* (wegen des strafenden Zornes derselben), sondern auch *ὅτι τῇ συνείδησιν* zu gehorchen, so versteht er unter letzterem wohl das Bewußtsein der Verbindlichkeit, welche aus dem geleisteten Unterthanen- und der göttlichen Einsetzung der Obrigkeit sich herleitet, obgleich im Laufe der christlichen Geschichte nicht selten der Fall eintrat, daß einzelne Christen oder christliche Parteien eben um des Gewissens willen der heidnischen Obrigkeit den Gehorsam verweigerten. Man könnte geneigt sein, anzunehmen, daß bei den damaligen Christen zu Rom sich ebenfalls dergleichen Gewissensbedenken gezeigt haben. — Röm. 14, 1 übersezt Luther: *μη εἰς διακρίσεις διωλογισμῶν* durch: „und vermittelte die Gewissen nicht;“ aber besser übersezt man: „nicht zu Spaltungen der Gedanken“ oder mit de Wette: „nicht zur Erregung zwieselfender Gedanken.“ In Röm. 14, 22: *κακῶς ὁ μὴ κρίνει ταῦτα ὅτι ὁ δοκῶν*, was Luther durch: „Esig ist, der ihm selbst kein Gewissen macht in dem, daß er annimmt,“ übersezt, ist zwar direct vom Gewissen nicht die Rede; denn die nöthige Uebersetzung lautet: „Esig ist, der sich nicht selbst verdammt in dem, was er für recht hält;“ allein der Sache nach liegt ein Gewissen vor.

Im ersten Briefe an die Korinther haben wir einen ferneren locus classicus über das Gewissen, und zwar zunächst im 8. Capitel. Paulus sagt hier R. 7: *Ἄλλ'*

οὐκ ἐν καὶν ἡ γυνὴς· τινὲς δὲ τῇ συνείδησιν τοῦ εἰδικῶν ὡς ἀπὸ τοῦ εἰδικῶν ἐκδοσαν, καὶ ἡ συνείδησις αὐτῶν, ἀσθενὲς οὖσα, μολεῖται. Luther, de Wette und Andere geben *συνείδησις* das erste Mal durch „Gewissen“ wieder; allein „das Gewissen über einen Gözen oder von einem Gözen“ ist für die deutsche Sprache ein zu harter, unnatürlicher Ausdruck; der Sinn ist jedenfalls der: Sie essen in dem Bewußtsein, daß es ein Göze sei. Daher kann man auch in der zweiten Stelle *συνείδησις* durch Bewußtsein übersetzen, und das um so mehr, da es der *γυνὴς* parallel geht und diesem als das nicht richtige Wissen entgegengesetzt ist. Da aber von der Befleckung des Bewußtseins die Rede ist, so ist hier auch die Uebersetzung durch „Gewissen“ zutreffend; denn diese Leute machen sich eben ein Gewissen daraus, Fleisch von den Gözenmäßigkeiten zu essen. Bemerkenswerth ist, daß Paulus hier von einem Gewissen redet, welches mit dem rechten Bewußtsein des göttlichen Willens nicht identisch gesetzt wird, obgleich die Leute eben in der Meinung standen, daß es so vor Gott recht sei. Wir treffen also hier zum ersten Male in der Bibel auf ein irrendes Gewissen; denn das hier beschriebene schwache Gewissen kann eben kein anderes sein, da ihm die *γυνὴς*, die rechte Erkenntniß, fehlt. Auch ein ängstliches Gewissen kann nur unter die allgemeine Rubrik der schwachen Gewissen gehören. Ein ungewisses Gewissen wäre ein contradictio in adjecto. Auch B. 10 lehrt das schwache Gewissen davor, welche an dem Essen von Fleisch u. s. w. bei Opfermahlzeiten Anstoß nehmen, wieder, und B. 12 werden die Leute vom starken Gewissen oder die *γυνὴς* ermahnt, jenes schwache Gewissen nicht zu schlagen, sondern durch eigene Enthaltung zu schonen. Ein solches Gewissen, obgleich es, an dem Maßstabe der *γυνὴς* gemessen, ein irrendes ist, nicht schonen, wird einer Sünde gegen Christus gleichgesetzt.

In 10. Capitel kommt Paulus auf das Gewissen zurück, indem er den Korinthern in Bezug auf den Fleischeinlaß auf dem heidnischen Fleischmarcte Rathschläge ertheilt. Er geht von dem Grundsatz aus, daß der christlichen Freiheit Alles erlaubt sei, daß aber nicht Alles nützlich sei und zur Erbauung der Andern gereiche, daß Niemand nur seinem Belieben folgen, sondern daß Jeder auch das Interesse der Andern, also der Gesellschaft, berücksichtigen solle³³⁾. Darauf fährt er fort: *ἵνα τὸ ἐν μακρῷ πλεόνειμον ἐσθλὴν ᾖ ἡδὲν ἀνακρίνομεν, διὰ τὴν συνείδησιν· τοῦ γὰρ κρείον ἡ γὰ καὶ τὸ πληρώμα αὐτῆς*³⁴⁾. Und wenn ein Heide zu einer Mahlzeit einlade, so sollen sie, wenn sie sonst Lust haben hinzugehen, Alles essen, was ihnen vorgelegt wird, *μηδὲν ἀνακρίνομεν, διὰ τὴν συνείδησιν*³⁵⁾. Es wäre schwer zu sagen, was Paulus hier unter dem Gewissen verstanden wissen will, wenn er nicht B. 28 hinzusetzte: Wenn Euch aber Jemand sagt: das ist Opferfleisch, so esset nicht davon, *δὲ ἐκείνῳ τὸν μὴνῶσαν* (wegen dessen, der es als Opferfleisch bezeichnet hat) καὶ τὴν συνείδησιν. Paulus will ohne Zweifel sagen: es sei des-

33) B. 23 u. 24. 34) B. 25 u. 26. 35) B. 27.

halb nicht gerathen, in diesem Falle zu essen, weil der Wirth davon Anlaß nehmen könnte, seine Gäste als solche zu bezeichnen, welche sich mehr oder weniger an einem heidnischen Gebrauche betheiligten hätten; und unter der *avvaidwç* versteht er das Gewissen derer, welche an der Freiheit der Essenden Anlaß nehmen oder nehmen können. Denn es heißt R. 29: *avvaidwç de k'yn oty tñv iustoi* (des Essenden, der durch das Essen vermöge seiner Erkenntniß christlicher Freiheit sich kein Gewissen daraus macht), *allà tñv toi iisov*. Aber sofort macht er sich im Sinne der Freien oder der die *zwang* Habenden den Einwand: „Warum denn soll meine Freiheit von einem andern Gewissen gerichtet werden?“ Oder (nicht als Einwand, sondern als Grund für die Nichtanwendung der Freiheit): „Denn warum wird meine Freiheit durch ein anderes Gewissen (das Gewissen eines Anderen) gerichtet (bestimmt)? Wenn ich mit Dank genieße, warum werde ich gelästet wegen des, worüber ich Dank sage?“ Die Antwort ist: Im Essen und Trinken soll Gott geehrt werden; darum richtet sich das Thun und Lassen eines Jeden nicht nur nach seiner Freiheit, sondern auch nach dem gemeinen Besten, damit Alles zum Heile (zur Erbauung) geschehe.

2 Kor. 1, 12 beruft sich Paulus wieder auf das Zeugniß seines Gewissens (*avvaidwç*), was man auch füglich das „Bewußtsein“ übersetzen könnte. Dagegen steht *avvaidwç* 2 Kor. 4, 2 in einem eigenthümlichen Verhältnisse, indem Paulus sagt: Er stelle sich offen hin *apò naútou avvaidwç* *érpōwator*, was wir nicht durch „Gewissen“, sondern durch „Bewußtsein“ übersetzen. Denn das Gewissen hat es nur mit dem Bewußtsein der eigenen Thaten zu thun; und *avvaidwç* in jedem Falle durch „Gewissen“ wiedezugeben, dafür liegt keine Nothwendigkeit vor, da sonst im neuen Testamente der Begriff des Bewußtseins kein entsprechendes Wort hätte. Dieselbe Redeweise wiederholt sich 2 Kor. 5, 11, wo Paulus sagt: Er glaube offen da zu stehen *en taíç avvaidwçai* der Korinther. Auch hier müssen wir, abweichend von Luther und de Wette, welche „Gewissen“ übersetzen, „Bewußtsein“ brauchen. — Wir übergehen Col. 2, 16, wo zwar Luther übersetzt: „So laßt nun Niemand Euch Gewissen machen,“ der Text aber nur sagt: *μή οὐδ' τις ἐνὶ συνείδησει*, und wenden uns zu 1 Timoth. 1, 5, wo von der Liebe *h* *avvaidwç* *ágnwç* die Rede ist. Es würde nicht falsch sein, hier „Bewußtsein“ zu übersetzen; allein die Uebersetzung durch „Gewissen“ entseht sich ebenso wenig von der Bedeutung des Textes. Uebrigens darf nicht unbeachtet bleiben, daß hier *συνείδησις*, *avvaidwç* und *νόμος* in Coördination stehen, und namentlich das reine Herz neben dem guten Gewissen oder Bewußtsein. 1 Timoth. 1, 19 wird Timotheus ermahnt, ein gutes Gewissen (oder Bewußtsein, *avvaidwç*) zu haben, und ebenda 3, 9 werden die Diakonen daran erinnert, daß sie das Geheimniß des Glaubens *én* *καθάρῃ avvaidwç* bewahren sollen; aber keiner von beiden Ausdrücken gibt eine doctrinelle

Ausbeute über die Natur des Gewissens. Interessanter ist 1 Timoth. 4, 2, eine Stelle, welche sich nicht vollständig mit 1 Kor. 8 und 10 reimen läßt. Es ist hier von solchen bösen Geistes die Rede, welche *καταργήσαντες τὴν βίαν avvaidwç* sind, das Heirathen verbieten, die Enthaltung von Speisen gebieten, welche doch Gott geschaffen habe zum dankbaren Genuße für die Gläubigen und diejenigen, welche die Wahrheit erkannt haben. Im ersten Korintherbriefe war geboten, daß die mit der *zwang* Begabten sich dennoch für gewisse Fälle um des Gewissens Anderer willen gewisser Speisen enthalten möchten, weil sich eben diese ein Gewissen daraus machten und weil solch schwaches Gewissen geschont werden müsse; hier dagegen werden diejenigen als gebrandmarkt im Gewissen bezeichnet, welche die Enthaltung fordern. Dagegen wiederholt sich 2 Timoth. 1, 3 ohne nähere Erklärung das *λυπεῖται τῷ πνεύματι σου avvaidwç*. Tit. 1, 15 heißt es von den Ungläubigen: *ψυχεύονται* (verunreinigt ist) *αὐτοῖς καὶ ὁ νόμος καὶ ἡ avvaidwç*, und als Grund wird unter Anderem angeführt, weil sie vorgäben, Gott zu kennen, aber ihn durch ihre Thaten verunglücken.

1 Petr. 2, 19 finden wir eine *avvaidwç* *θεοῦ*, was Luther durch „Gewissen zu Gott,“ de Wette durch „Erkenntniß Gottes“ übersetzt. Es sei, sagt Petrus, Gnade, wenn Jemand, ungerecht lebend, Trübsal erdulde *διὰ avvaidwç* *θεοῦ*. Die Lutherische Uebersetzung ist sicherlich kein Mißgriff; das christliche Gewissen kann einen Gnadenband darin finden, wenn es um Gottes willen dergleichen Leiden erduldet; allein die wörtliche Uebersetzung fordert „Bewußtsein von Gott.“ Ein „Gewissen zu Gott“ ist eine ziemlich gewaltsame Contraction desjenigen Gewissens, welches wegen seines Glaubens, daß Gott dergleichen wolle, die Trübsal erduldet. Dagegen ist 1 Petr. 3, 16 die *avvaidwç* *ἀγαθῆς* das gute Gewissen, da wir in dieser Rücksicht nicht gereinigt sind, von einem guten Bewußtsein zu reden. 1 Petr. 3, 21 wird die Taufe *avvaidwç* *ἀγαθῆς* *ἐνσώτημα* *αἰς θεόν* genannt, was Luther „den Bund eines guten Gewissens mit Gott“ übersetzt hat, während man richtiger sagen wird: Die Nachfolge eines guten Gewissens (oder Bewußtseins) nach Gott. Da es freilich ist, in welcher Verbindung der Apostel sich hier vorliegenden Begriffe gedacht habe, so ergibt sich für die Lehre vom Gewissen kein sicherer Anhalt.

Außerdem finden wir die *avvaidwç* nur noch im Briefe an die Hebräer; allein man kann es hier überall durch Bewußtsein wiedergeben, und muß es an einzelnen Stellen. Cap. 9. V. 9 heißt es: Die Gaben in der Stiftshütte hätten den Opfernenden *κατὰ avvaidwç* nicht können vollkommen machen. Luther hat zwar „Gewissen;“ allein wir schließen uns der de Wette'schen Uebersetzung durch „Bewußtsein“ an; denn es ist hier offenbar das Sündenbewußtsein in seinem ganzen Umfange gemeint. Cap. 9, 14, wo es heißt: das Blut Christi reinige unsere *avvaidwç* von todtten Werken, könnte man zwar „Gewissen“ übersetzen, da es möglich ist, sich ein von todtten Werken beschwertes oder durch

todte Werke irre geleitetes Gewissen zu denken; allein die Kraft der Erlösung durch Christus hat man sich hier wol als weiter greifend, als das ganze sittliche Bewußtsein umfassend vorzustellen. Aber immerhin wird hierdurch eine für die welthistorische Wandlung des Bewußtseins höchst bedeutsame Wahrheit ausgeprochen; denn der christliche Glaube trat mit der Tendenz in die Welt, das an unnützes Ceremonial gebundene Gewissen zu erlösen und desto mehr für die sittliche That zu schärfen. Cap. 10, 2 kann man *εναντιον αυτων* (Kuther: Gewissen) nicht anders als durch „Bewußtsein“ in das Zeugnis übertragen. Cap. 10, 22 werden die gläubigen Christen als *επαγγελισται της καρδιας και εναντιονος νοσηρας* bezeichnet, also gerichtet an den Herzen von dem bösen Gewissen oder Bewußtsein. Da das Gewissen mehr als das Bewußtsein von einzelnen sittlichen Fällen gebraucht wird, die Gelofsungsthat Christi aber auf das ganze sittliche Gebiet zu beziehen ist, so dürfte die Uebertragung durch böses Bewußtsein, resp. Bewußtsein des Bösen, resp. Sündenbewußtsein, resp. von dem Bewußtsein der Verdammnis auch gerechtfertigt sein. Die Reinigung des Menschen von dem „bösen“ Gewissen durch Christi Erlösungswerk würde außerdem erst in dasjenige Endstadium der Heilsordnung fallen, wo der Mensch wieder zum Engel würde, also überhaupt kein Gewissen hätte. Die letzte neutestamentliche seines der *εναντιον* ist Hebr. 13, 18, wo der Verfasser des Briefes sagt, er glaube eine *καη εναντιον* zu haben. Gestanden wir den gleichen Paulinischen Aedweisen das Recht der Uebertragung durch „gutes Gewissen“ zu, so dürfen wir es auch hier thun. Im Uebrigen aber wird unsere Abweichung von der Lutherischen Uebersetzung derjenige Rechtfertigung finden, welche in dem Sprachgebrauche derselben begründet ist. Luther braucht nämlich nirgends das Wort „Bewußtsein“, und läßt dessen Begriff durch „Gewissen“ mit vertreten sein.

6) Auch die christlichen Kirchenväter haben noch keine irgendwie ausgeführte systematische Lehre vom Gewissen, welches sie nur gelegentlich berühren; ihre Hauptarbeit ist die Feststellung der Dogmen; am wenigsten unternehmen sie eine zusammenhängende Darstellung der Ethik. Aber ihre sittlichen Grundfäße athmen eine unbesangene Freiheit und sind trotzdem streng und aufrichtig; das innere moralische Gefühl weiß sich unbesangene eins mit dem göttlichen Sittengebote, und beide treiben mit einander keinen sophistischen Schacher; spitzfindiges Hineingespinnst sittlicher Grundfäße zu Gunsten fleischlicher, hierarchischer, mönchischer Gelüste hat noch keine Herrschaft, weder bei den Theologen, noch bei den Volkemassen, und die Casuistik ist ein unbekanntes Geschwür an der öffentlichen Moral; man ist ohne viele ceremonielle Wertheiligkeit gewissenhaft, aber man reflectirt wenig über das Gewissen. Daher stehen uns nur zerstreute Aeußerungen der damaligen fleischlichen Schriftsteller zu Gebote. Unter ihnen nennt J. B. Driegen³⁸⁾ das Gewissen das Gesetz Gottes oder den der

menschlichen Seele zur Ernahrung und Zurechtweisung beigegebenen Geist und Pädagog, durch welchen sie vom Bösen abgezogen und zum Guten hingeführt werde. Indessen läßt er sich nicht näher auf die Frage ein, welche Stellung dasselbe zum Gebote Gottes habe, und ob sie als etwas von der Seele Unterschiedenes zu betrachten sei, obgleich dies seine Meinung zu sein scheint. Wenn dagegen Basilius Magnus dasselbe als das natürliche Gericht bezeichnet, so darf man annehmen, daß er als das davon verschiedene das göttliche Gericht gelten läßt.

Eingehender sind die Auslassungen des Chrysostomus. Gott, sagt er, habe dem Menschen das Gewissen und (durch dasselbe) eine nicht erlernte Kenntniß des Guten und Bösen gegeben. Denn wir brauchen nicht erst zu lernen, daß J. B. die Unthat etwas Böses und die Näßigkeit etwas Gutes sei; wir wissen es vorher und ursprünglich. Die natürlichen Moralgesetze sind nothwendig und allgemein, antedidactisch und in unsere Natur eingepflanzt. Daß es wirklich solche Gesetze gebe, beweist Chrysostomus zunächst aus der heiligen Schrift; denn diese sage ohne weitere Motivierung: Du sollst nicht tödten; wobei Gott voraussetze, daß dies der Mensch schon wisse, wogegen er J. B. das Sabbathgesetz, welches nicht in der natürlichen Moral oder in dem Gewissen begründet sei, ausdrücklich motivire. Auch habe Adam das siebente Gebot noch nicht gehabt, und dennoch sich verborgen, nachdem er geschändet. Ebenso sei dem Kain das fünfte Gebot als ein göttliches noch nicht bekannt gewesen und doch habe er gewußt, daß er gesündigt. Ferner beruft sich Chrysostomus auf die Geschichte und das Bewußtsein der Nichtjuden; denn die heidnischen Gesetze über Ehe, Mord u. s. w. stammten nicht aus der Offenbarung Gottes, und müßten daher aus dem Gewissen stammen, welches Gott auch in sie gepflanzt habe. Ja er geht bis zu der Behauptung fort, daß die menschliche Natur von dem Gewissen ein für alle Fälle hinreichendes Gesetz empfangen habe³⁹⁾. Wenn auch Niemand die böse That des Sünders kenne, so entgehe er doch nie seinem strafenden Gewissen, weil es ihm von Gott geset sei⁴⁰⁾. Das Gewissen sei ein unbestechlicher Richter, auch im schlechtesten Menschen; denn Gott habe es ursprünglich (vom Menschen unabhängig) in den Menschen gelegt; es warne, strafe u. s. w., auch wenn er sich tausendmal gegen dasselbe auflehne; kein Lasterbaster bleibe von seiner Strafe verschont; denn es sei thätig vor und nach der That⁴¹⁾. Selbst wenn sich Einer mit Absicht in den Abgrund des Lasters versenke, um seinem Gewissen zu entgehen, bleibe doch dessen Urtheil über Gut und Böse bestehen⁴²⁾. Dabei sei die Strafe des bösen Gewissens die schmerzhafteste aller Empfindungen⁴³⁾, welche er an einem anderen Orte mit

38) Ad pop. Antioch. homil. 2. T. II. p. 127—130; ferner Exposit. ad Psal. 147. T. V. p. 496, ed. Montfaucon. 39) Hom. 3 in Jos. 6. 2; hom. 1 u. 4 de Lazaro; hom. 17 in Genes.; Epist. ad Olymp. 40) Hom. in Psal. 7. 41) Hom. 16 in ep. ad Ephes. 42) Hom. 12 in ep. ad Rom.

37) Comment. zum Briefe an die Römer; De Princip. III. p. 299. ed. Redep.

lebhaften Farben schildert“). Dagegen erfülle das gute Gewissen den Menschen mit Freude und giesse in das Gemüth eine solche Seligkeit, welche die Sprache nicht hinreichend schildern könne“). Nichts erhebe das menschliche Gemüth so sehr und trage es so hoch empor als ein gutes Gewissen“). Auch in den größten Leiden sei in demselben Trost zu finden“). Diese nach Stäudlin angeführten Aussprüche, unter welchen wir mit seinen eigenen Worten hauptsächlich die zwei in Psalm: „*καρτίων . . . γενοίενται καὶ παρὰ τοῦ θεοῦ ἡμῶν παρὰ τῆς ἀγῆς ἱερείας*“, und Hom. in Jes. 4, 2: „*θεὸς καὶ παρὰ πάλαι τοῖς ἡμετέροις ἐνδοξασθὲν ἡμῶν*“ her- ausheben, sind hinreichend, um die Behauptung aufstellen zu können, daß wir bei Chrysostomus wieder einen Schritt in der Entwicklung der Lehre vom Gewissen haben, namentlich sofern er nachdrücklich die eingepflanzte Existenz des Gewissens in jedem Menschen unabhängig von der besonderen Offenbarung Gottes im Mosaischen Gesetze und im Evangelium betont. Schreit er hierdurch der Nothwendigkeit der Offenbarung Abbruch zu thun, namentlich durch die Behauptung, daß in dem Gewissen ein genügendes Gesetz gegeben sei, welchem gegenüber die Offenbarung nur als eine Nothhilfe für Schwache zu gelten scheinen könnte, so salbirt er sich doch wieder durch die These, daß es Gott sei, welcher das Gewissen in Jedem eingepflanzt habe, und so wird dieses dadurch zur Stimme Gottes, zu einer von Erziehung, Gewöhnung, Lehre u. s. w. unabhängigen Potenz, bei welcher dann freilich noch zu erklären bleibt, warum sie in Verschiedenen eine verschiedene Wirkung ausübt.

Bei Gregor von Nazianz tritt zum ersten Male ein in der späteren Lehre vom Gewissen sehr wichtiges Wort auf, nämlich die *οὐρανογραφία*, jedoch in der Bedeutung eines Bandes zwischen Leib und Seele“). Dasselbe kehrt bei Hieronymus wieder, wo es ungefähr die Stelle des Gewissens vertritt, wenn auch mehr in dem Sinne des scintilla conscientiae als der conscientia in der Ausbreitung ihrer Wirksamkeit. — Bei Augustin hat Stäudlin keine eingehenden Belegstellen für das Gewissen gefunden, wogegen Pelagius die Existenz des Gewissens zu einem Beweise dafür benutzte, daß die menschliche Seele von Natur etwas Gutes habe und nicht durch und durch in Sünde verderbt sei“).

Die frische und gesunde Moral des Zeitalters der Kirchenväter begann bereits im 5., noch mehr im 6. Jahrh. durch mönchliche und hierarchische Einflüsse auszuarten, indem die Gewissen und die Herzen gefangen genommen wurden unter die kirchlichen Vorschriften, deren Zahl so sehr wuchs, daß es, um sich in ihrem Labyrinth zurecht zu finden, nothwendig wurde, den Leuten einen Führer an die Hand zu geben. So entstanden am Ende des 6. Jahrh. für den Zweck der Brichte die Pönitentiabücher, besonders im Abendlande, worin man die auf die Brichte bezüglichen Aussprüche

der Bischöfe und Synoden zusammenstellte, die Sünden classificirte und die Pönitionen darnach bestimmte. Sie beschäftigten sich besonders mit den Collisionen der Pflichten, resp. mit den Gewissensfällen; und wenn auch von Seiten der Laien, sofern es ihre Ernst war, den Vorschriften der Kirche gemäß zu handeln, ein Bedürfniß dafür vorhanden war, so strebte doch auch andererseits der höhere Klerus dahin, die Reichtpraxis des niederen zu beherrschen, sowie der gesammte Klerus oder die Kirche sich an die Stelle der Gewissen zu setzen suchte, um sie in ihrem Interesse zu leiten. Es begreift sich von selbst, daß dadurch nicht die Gewissenshaftigkeit der Herzensmoral, wol aber die Sceptulosität in äußerlichen Dingen gefördert werden mußte. Aber die Hierarchie für sich hätte das nie vermocht, wenn nicht das Laienthum dafür empfänglich gewesen wäre.

7) Von dem literarisch und wissenschaftlich so florirenden Zeitalter des 7., 8., 9., 10. und 11. Jahrh. wird man keine doctrinelle Ausbeute für die Geschichte der Lehre vom Gewissen erwarten. Diese tritt erst mit der Scholastik in eine neue Phase. Die Kirche oder Hierarchie hatte das System ihrer Praxis ausgearbeitet und hierin das Mögliche geleistet, um alle Handlungen erst durch ihre Approbation zu rectifiziren und zu functioniren. Die Kirche vergab alle Sünden, nur nicht die gegen die Hierarchie gerichteten; sie ertheilte für alles Mögliche Ablass und dehnte diesen auch auf zukünftige Sünden aus. Vieles, was von dem natürlichen menschlichen Gefühl verurtheilt wurde, erhielt die kirchliche Billigung, und diese mußte zu ihrer Rechtfertigung künstliche Redenexempel aufstellen, d. h. mit Hilfe der spitzfindigen Casuistik und des Probabilismus ihre Conco's machen. Die Hierarchie war auf die Vernichtung des individuellen Gewissens gerichtet; denn diese erwid sich als ein Moment an der subjectiven Freiheit und Selbständigkeit des Laienthums. Die kirchlichen Vorschriften wurden an die Stelle des Gewissens gesetzt. Wenn wir daher die Scholastik der Mönchsorden, welche recht eigentlich die wirksamen Organe der Hierarchie und des Papstes waren, den Weg der casuellen Distinctionen wandeln sehen, so war dies nur der Versuch, eine schon lange bestehende Praxis nachträglich durch die Wissenschaft zu rechtfertigen. Sie übernahm es daher, das Material der alten Pönitentiabücher weiter zu entwickeln und in Systeme zu bringen.

Als derjenige unter den Scholastikern, welcher zuerst ein von der Dogmatik nach Möglichkeit abgelöstes System der Ethik aufstellte, kann sogleich Abälard betrachtet werden. Aber er bekämpfte die mönchliche Welt- heiligkeit und das äußerliche Bußwesen der Kirche, ohne das Gewissen zu einem Gegenstande umfassender Erör- terung zu machen. Auch sein geistig bedeutendster Gegner, Bernhard von Clairvaux, stellt vom Ge- wissen keine Theorie auf, sondern beschreibt es nur in oratorischen Wendungen. So sagt er unter Anderem“): „*Bona conscientia est titulus orationis, templum*

43) Hom. 14 in ep. ad Philipp. 44) Hom. 53 in Matth.
45) Hom. 12 in ep. ad Rom. 46) Hom. 3 in ep. II. ad Cor.
47) Orat. 2. 48) Epist. ad Demetriad.

49) De inter. dom. c. 22 u. 23.

Salomonis, ager benedictionum, hortus deliciarum, aureum reclinatorium, gaudium angelorum, arca foederis, thesaurus regis, aula Dei, habitaculum Spiritus Sancti, liber signatus et clausus et in die iudicii aperendus, — codex, in quo nomina nostra, verba et facta stylo veritatis scribuntur, ad quem librum emendandum omnes alii libri sunt inventi.“ Wollte man mit der Uebersetzung dieser poetischen Kategorien in die Prosa des Begriffs Ernst machen, so würden sich zwar manche Thesen und Consequenzen ergeben; allein diese Uebersetzung würde ihr Bedeutsames haben.

Dagegen läßt sich Thomas von Aquino auf eine näher doctrinelle Erörterung ein, sobald man ihn als denjenigen betrachtet kann, welcher zu einer systematischen Fassung der Gewissenslehre den ersten Grund gelegt hat, obgleich es Wunder nimmt, daß er dieses Lehrstück nicht im moralischen, sondern im theoretischen Theile seiner Summa theologiae behandelt, und zwar unter dem allgemeinen Rubrum der menschlichen Natur. Bei dem Ueberblickel des Ebenbildes Gottes in dem gesunkenen Menschen sei nämlich zweierlei zu unterscheiden: die synteresis³⁰⁾ und die conscientia. Die synteresis sei eigentlich das, was sich im Menschen immer dem Bösen widerstehe. „Synteresis semper inclinat ad bonum, sensualitas autem semper ad malum; Augustinus dicit de lib. arbitr., quod in naturali iudicatorio adsunt quaedam regulae et semina virtutum, et vera et incommutabilia; haec autem dicimus synteresin; habitus autem naturalis (und zugleich ein Stück des göttlichen Ebenbildes?), ad bonum incligans et de malo murmurans,“ sofern der Mensch durch die ersten Principien zur Entdeckung und Anzeige der Wahrheit fortschreite. Jedoch dürfe man die synteresis nicht mit der Vernunft verwechseln. Will man die synteresis im Sinne des Thoma's kurz bezeichnen, so ist sie die natürliche Fertigkeit sittlich-praktischer Principien oder der sittliche Tact. Diesem habitus gegenüber stehe nun das Gewissen, nicht selbst wieder ein habitus, auch keine potentia, sondern der actus jenes habitus. „Conscientia est actus, quoddam mentis dictamen, actualis applicatio scientiae ad ea, quae agimus; efficaciam habet a synteresi.“ Auf diese Anwendung folge das Zeugniß oder die Verbindlichkeit oder die Entschuldigbarkeit. Eigentlich „importat (bedeutet es) ordinem (das Verhältniß) ad aliquid, nam conscientia dicitur cum alio scientia.“ Das Gewissen zeige, binde und löse, entschuldige, rüge an und befreie. Da nun ein habitus das Princip eines actus sei, so werde zuweilen (wof meist, mit Ausnahme der Scholastik) der Name des Gewissens auch der synteresis beigelegt, z. B. von Hieronymus. Sehr richtig bemerkt er ferner, daß man im Grunde von einem besondern Gewissen nicht reden könne, da das Gewissen selbst keine Glieder habe; dennoch nennt er die conscientia das subiectum peccati³¹⁾. Somit unterscheidet also Tho-

mas in dem Gewissen den sittlichen Tact (das richtige moralische Gefühl), die Anwendung desselben auf den bestimmten Fall und das Urtheil über das Handeln und das Gebensthaben, wodurch sich Zeugniß, Warnung, Befehl und Verurtheilung ergibt.

Von den späteren Thomisten sei hier noch Antonius de Floris genannt, welcher ebenfalls zwischen synteresis und conscientia bestimmt unterscheidet. Er bezeichnet die synteresis als das natürliche Licht, welches bestimmt ist, den Menschen vom Bösen zurückzuziehen (murmurando contra peccatum) und ihn zum Guten hinzuneigen, und legt sie auch den Seligen bei. Sie ist nach ihm von dem liberum arbitrium darin verschieden, daß dieses im Besonderen, sie aber nur im Allgemeinen über das Wählenswerthe urtheilt, und von der conscientia darin, daß diese sich irren und gestört werden kann, während sie selbst nie fehlt (peccat), und daß die conscientia auf sie immer zurückführt. So erklärt er zuerst die quidditas der synteresis, und beweist dann ihre impeccabilitas aus dem dreifachen Grunde: 1) weil sie der Lust (fames) gegenüberstehe; 2) weil sie ihrer Natur nach vor der Sünde warne; 3) weil sie in dem höheren Principe der Vernunft liege, welches nie sündigen könne. Ebenso sei sie inextinguibilis, weil sie zu der geistigen Natur des Menschen gehöre und das Böse in dem Menschen praeter naturam vorhanden sei. Bei dem Tzefel und den Verdammten ist die synteresis an sich vertilgt, sobald diese zu keinem Guten und zu keinem Uebeln gegen das Böse mehr fähig sind. Doch ist sie in ihnen noch relativ da, nämlich um die Gewissensbisse hervorzubringen (was freilich mit dem schmerzvollenden Uebeln vor dem Bösen nicht wohl harmonirt). Die conscientia ist nach ihm „quoddam dictamen mentis, quidam syllogismus, cuius majorem praemittit synteresis, dicens: omne malum est vitandum.“ So ist also die conscientia die Anwendung der synteresis auf die specielle Handlung, und kann daher auch irren. „Conscientia ligat voluntatem, h. e. ut non possit aliena sine peccato facere aut omittere, quam conscientia sibi dicat.“ Dieses Binden müsse man aber nicht als einen Zwang verstehen, weil der Wille frei und seiner selbst Herr sei, also nicht gezwungen werden könne. Auch das irrende Gewissen verbinde, soweit es nämlich für das wahre gehalten werde. Was die Collision der Pflichten (welche freilich von der — übrigens gar nicht möglichen — Collision der Gewissensfälle durchaus verschieden ist), die perplexitas und die Bedenklichkeit, die dubietas, betreffe, so müsse man zwar diese beiden mala nach Möglichkeit verhüten; wenn aber die Nothwendigkeit schließlich das Handeln fodere, so sei das zu unterlassen, was man als weniger mit der Verbindlichkeit zusammenhängend erkenne, und man müsse das malum minus wählen. Ubrigens sei es stets eine Loslösung, gegen das Gewissen zu handeln, auch bei einer an sich verzeihlichen und einer Unterlassungsfähigkeit, weil das Gewissen in Kraft des göttlichen Gebotes verbinde³²⁾.

30) Die wird in den gewöhnlichen Ausgaben, auch andere Scholastiker, meist fälschlich synderesis geschrieben. 31) Summa theol. P. I. Quaesit. 79. Art. 12 et 13.

32) Summa P. I. Tit. 3. 9.

Dagegen faßt Albertus Magnus, welcher übrigens auch den Unterschied der synderesis und der conscientia macht, die letztere als einen habitus. Die Principien des Gewissens, lehrt er, sind dem Menschen angeboren; es kommen aber dazu noch angenommene Grundsätze, welche einen erworbenen habitus bilden, und im Menschen bald vorhanden, bald nicht vorhanden sind. Während die conscientia durch allgemeine Regeln zum Thun oder Lassen verbindet, ist die synderesis eine von ihr, als einem habitus, verschiedene Seelenkraft“).

Enthalten auch die theologischen Summen der ersten scholastischen Zeit meist keine ausgeführte, wissenschaftliche Lehre, so taucht doch diese sehr bald als eine besondere praktische Disciplin in den ziemlich zahlreichen Summen über die Gewissensfälle auf. Eine der ersten ist (im 13. Jahrh.) die Summa Raymundiana von Raymund de Pennafort. Eine andere ist die Summa Bartholomaei von Pisanella von Bartholomäus de St. Concordia aus Pisa, welche in das 14. Jahrhundert gehört. Wir gehen, nach den Referaten von Stäublin, auf zwei derselben etwas näher ein, zunächst auf die Summa Astesana von dem Franziskaner Astesanus aus Asti in Piemont, welcher einleitend voraussetzt, daß er diese Lehre nicht erachtet, sondern nur aus Scholastikern und anderen Gelehrten zusammengestellt habe, und zwar für den Zweck, im Rechtsstudie Rath zu geben. Ohne das Gewissen zu definiren, fragt er, ob es denn nothwendig sei, daß der Wille sich nach dem richtigen Gewissen richte, wenn er gut sein soll, und diese Frage sei identisch mit der anderen, ob das richtige Gewissen immer verpflichte, das zu thun, was es fordert. Diese Frage wird bejaht, weil (sofern) das Gewissen dann richtig sei, wenn (als) es sich dem geschriebenen göttlichen Gesetze unterwerfe. Weiter wird gefragt, ob auch das irrende Gewissen verpflichte, und die Antwort ist: Ja, so lange wir es eben für richtig halten. Aber das Gewissen könne auf zweierlei Art irren: 1) wenn es etwas Indifferentes (ein Adiaphoron) gebiete oder verbiete, 2) wenn es etwas einem göttlichen Gebote zuwiderlaufendes vorschreibe. Im ersten Falle verbinde es, so lange es fortähre, sich geltend zu machen, im zweiten Falle aber verbinde es, den Irrthum abzulegen, weil Nichts dem Menschen gegen ein göttliches Gebot verpflichten könne. Dies letztere werde von den Einigen, wie er annehmen dürfe, auch von Petrus Lombardus gesehnet, indem sie sagen: Das irrende Gewissen verbinde per accidens und secundum quod (zufällig und relativ), weil es eben für richtig gehalten werde. Wer nun hierin nicht sicher ist, frage einen Gewissensth, bete zu Gott um Erleuchtung und greife nach ähnlichen Hülfsmitteln. Die weitere Frage nun, ob das irrende Gewissen die Sünde entschuldigend, wird mit vielen und schwierigen Distinctionen beantwortet, im Ganzen jedoch verneint, ebenso die Frage, ob das göttliche Gebot mehr als das irrende Gewissen (welche beide sich gar nicht gegenüber gestellt werden dürfen,

also auch gar nicht collidiren können, da das Gewissen eben den göttlichen Willen zu erfüllen trachtet) verbinde, wenn dieses jenem widerstreite. Eine weitere Frage ist, ob das irrende Gewissen mehr verbinde als das Gesetz eines Prälaten (also wol auch jedes Priesters) in indifferenten Dingen (welche auch wiederum von den differenten geschieden sein wollen), die er vorschreiben die Befugniß hat. Auch hier werden minutiöse Distinctionen angebracht, welche zum Theil dem Prälatenwillen den Vorzug geben. Außerdem kommt die Summa auf die Verplextheit des Gewissens zu sprechen, welche als die Collision zwischen einem anderen Menschen zu gebenden Kegerniß und einer Gefahr zu sündigen, als die nothwendige Wahl zwischen zwei Sünden (welche überhaupt zu statuiren einem Morallehrer schwere Sünde sein muß), als das Mißverständniß der heil. Schrift, als der schändbare Widerspruch verschiedener Auctoritäten bestimmt wird. — Ein Paulinisches und jedes ernste christliche Gewissen wird gegen dergleichen gemachte Distinctionen, gegen dergleichen wie geistlichlich konstruirte Gewissenscollisionen, wodurch die einfachen Gewissen nur verwirrt werden zu sollen scheinen, um sie also solche ganz zu bestritten und an ihre Stelle den hierarchischen Gewissensth zu setzen, protestiren. Allein man darf hierfür den Astesanus nicht sprechlich oder allein verantwortlich machen; wir haben es mit der Richtung einer ganzen Zeit zu thun, in welcher die Laien vermöge der gebauften kirchlichen Vorschriften, welche als absolut göttliche zu gelten den Anspruch machten, in allerlei Collisionen gerathen mußten und so, eben weil sie doch noch ein Gewissen behielten, zu den hierarchischen Auctoritäten sich hingewiesen sahen. Der saule Fled liegt in der Lehre von dem irrenden Gewissen; er liegt darin, daß die Theologen den Keuten sagten und immer wieder vorsagten, es gebe ein irrendes Gewissen und die Fälle seines Irrthums seien so schwer zu unterscheiden, daß nur die Hierarchie helfen könne. Ein irrendes Gewissen ist entweder kein Gewissen oder es ist Gewissen; ist es Gewissen, so verpflichtet es absolut und bona fide, daß es den Willen Gottes repräsentire. Spricht man aber vor dem scrupulösen Volke davon, daß das Gewissen irren und sündigen könne, so traut es dem eigenen Gewissen überhaupt nicht mehr, obgleich es von dem Gewissen nicht loskommen kann.

Eine andere Gewissenssumma ist die Summa Angelica von dem gewissenen Franziskaner Angelus de Glavasio, welcher sein Buch ebenfalls aus schon vorhandenen Gewissenssummen und zum Nutzen und Frommen der Reichthümer und auch derjenigen zusammengestellt haben will, welche rechtschaffen leben wollen. Das Gewissen stimmt nach ihm mit dem natürlichen Gesetze einer vernünftigen Creatur und mit der synderesis darin überein, daß es regelmäßig (eine gültige Regel) ist, aber es ist von ihnen in der Art und Weise verschieden. Das natürliche Gesetz nämlich gebietet dem Menschen, das Gute gethan und das Böse unterlassen werden muß; darauf folgt das Urtheil der Vernunft und so entsteht das Gewissen. Wird nun weiter

geurtheilt, daß es so sein solle, so folgt die synteresis, welche der Funke des Gewissens ist, der den Willen antreibt, das Gute zu thun. So ist das Gewissen eine Regel der Vernunft, die synteresis eine Regel des Willens. Uebrigens spricht die Angelica auch von einer Probabilität in Gewissensfällen oder Gewissenssachen, und unterscheidet eine leichtsinnige, eine freche, eine probable, eine überlegte Probabilität, zu deren Feststellung natürlich die kirchliche Auctorität zu Hilfe zu nehmen sei.

Eigenenthümliche Aufschlüsse über die Wissenschaft und die Praxis des Gewissens in dem Zeitalter der untergehenden Scholastik gibt uns Jean Charlier Gerson, welcher als ein Hauptvermittler zwischen Scholastik und Mystik gelten kann. Es sind nach ihm die Denktätigkeiten begleitet von entsprechenden Erregungen des Affectivvermögens, d. h. von sympathischen und antipathischen Bewegungen der Seele. Der reinen Intelligenz entspricht ein Vermögen, welchem Gott unmittelbar einen natürlichen Trieb zum Guten, einen gewissen metallischen guten Instinct, die synteresis (welche wir bei ihm als den eigentlichen Ausdruck für das deutsche Wort „Gewissen“ bezeichnen können, da er „conscientia“ im Uebrigen meist in der Bedeutung von „Bewußtsein“ verwendet), einprägt. Die synteresis erklärt er näher als „vis animae appetitiva, suscipiens immediate a Deo naturalem quandam inclinationem ad bonum, per quam trahitur insequi notionem boni ex apprehensione simplicis intelligentiae praesentati,“ oder als „habitus practicus principiorum, vel scintilla intelligentiae, vel portio virginalis animae, vel instinctus indelebilis“⁵⁴). So erst ist auch Gerson sonst mit der Sittlichkeit und dem Gewissen nimmt, so sehr er auch gegen die damalige menschliche, strupulöse Aesthetik, gegen das äußerliche Penitenzwesen, gegen die Denkalternationen, dieses sittliche Gift des Zeitalters, kämpft, so läßt er doch auch den Probabilismus oder das probable Gewissen gelten. Man müsse manchmal darnach handeln, wenn man keine Gewissheit habe; der Probabilismus stütze sich theils auf Auctorität, theils auf eigene Gelehrsamkeit, theils auf eigene Erfahrung, theils auf eigenes Nachdenken über Gottes Gebote; doch müsse man immer den sicheren Theil wählen⁵⁵). Als auf den kölnigen Concile Frankreich gegen den Franziskaner Jean Petit, welcher den Herzog von Burgund wegen der Ermordung des Herzogs von Orleans als eines Tyrannen und Verräthers freierlich vertheidigt hatte, und Polen gegen den Dominikaner Johann von Falkenberg, welcher im Interesse des teuffischen Ordens Mord und Empörung gegen die polnische Nation und ihren König predigte, mit öffentlicher Anklage aufrat, wagte es Gerson, für die Kläger das Wort zu nehmen. Aber er konnte von der Kirchenversammlung nur die Mißbilligung des Tyran-

nenmordes, nicht die Verwerfung der bestimmten That und der Thäter erlangen. Auch verurtheilte Papst Martin V. der Verurtheilung Falkenbergs seine Genehmigung. Die Freier fanden einen Schutz an den Lehren der herrschenden Probabilität und diese hauptsächlich an den Bettelmönchen⁵⁶). Gerson hat einen edlichen, reinen Willen; er will strenge Sittlichkeit; aber er nimmt Rücksichten, er erlaubt Ausnahmen, weil er den ganzen Augiasstall der Verderbtheit, dieser wunderbaren Mischung von gewissenhafter Probabilität der — für fünfzigsten gehaltenen kirchlichen Cerimonien und von rehen Freieren, auszusäen sich nicht getraut oder nicht für möglich hält. Ein Zeugniß für diese Art von Casuistik ist z. B. folgender Rath⁵⁷): „Tertium remedium est, efficere, ut paucissima fiant peccata, et interdum multa bona facere. Notate, quod (ut) sit in secreto et extra festa et loca sancta, cum personis sine vinculo.“ Also Unzucht, aber nur so wenig wie möglich und nicht in heiligen Zeiten und Orten! Wie er den Mönchen und Nonnen gegen die Keuschheit zu sündigen erlaube, ergibt folgende Aussage aus der ersten Rede gegen die Unzucht⁵⁸): „Violatne persona votum suum, quando non servat castitatem suam, vel etiam presbyter, aut religiosa persona? Respondeo, quod regulariter votum castitatis fit, quod nunquam vovens contrahere velit matrimonium, et pro hoc quis consequenter obligatus est ad castitatem. Ideo non violat votum suum is, qui non contrahit matrimonium, quamvis peccet gravissime.“ Also das votum castitatis nur das selbstverständliche, gar nicht nöthige Versprechen des Celibates und die Hurerrei keine Verletzung dieses Eides, obgleich eine schwere Sünde! Man sieht, auch das sittlich grundverderbte 15. Jahrh. hat ein Gewissen, aber die Leute wissen mit ihm fertig zu werden. Wenn ein Gerson diese Casuistik lehrte, welche Casuistik mag der weniger edlen Menschen gewesen sein! Diesen Freieren an den Gewissen verübte die kirchliche Lehre und Bußpraxis. Kein Wunder, daß sich das Gewissen endlich gegen solche falsche Grundempfindungen. Inzwischen finden wir schon bei mehreren religiösen Partien vor der Reformation eine Emancipation von der scholastisch-kirchlichen Casuistik, z. B. bei denen, welche den „Reformatoren vor der Reformation“ angehören. So erklärte sich z. B. Joh. Wessel gegen die das Gewissen beschwichtigenden förmlichen Penitenzen und wies den Christen vornehmlich auf das Herz und die innere Gesinnung hin. In theoretischer Hinsicht nannte er das Gewissen „non animae potentiam aut naturalem habitum animae, sed magis inspiratum spiraculum vitae divinitus et divinum non voluntatis non intelligentiae assistentium“⁵⁹), wozu also auch doctrinell sehr entschieden von den Scholastikern ab.

54) Vergl. seine Schrift: De theol. myst. speculat. Opp. ed. Dup. T. III. p. 372. 373. 384. 55) Opp. ed. Dup. T. I. p. 175 seq.

56) Opp. Gers. ed. Dup. T. V. p. II. p. 368. V. d. Hardt, Const. Concil. T. IV. p. 439 seq. Disceptat. Hist. Pol. (Contrast. 1711. f. I. XI. p. 376. 57) Sermo III. contra luxuriam, Opp. ed. Dup. T. III. p. 932. 58) Ibid. p. 917. 59) Farrag. rer. theol. de provident. Dei c. 11.

8) Die teutsche Reformation kann man recht eigentlich als eine Empörung des christlichen Gewissens gegen das im Ablasspachte gipfelnde Bußwesen der Kirche auffassen. Ohne dieses noch lebendige Gewissen, welches durch Penitenzbücher, Cerimonien, Casuistik, Ablass, Dispens u. s. w. nicht todtschlagen worden war, hätte die bloße Berufung auf das ursprüngliche und lautere Wort Gottes nichts vermocht. „Um des Gewissens willen,“ das war der Ausdruck, mit welchem die Protestanten nicht selten in äußerlichen Dingen nachgaben, aber in innerlichen ihren Standpunkt behaupteten. Das religiöse Gewissen fühlte sich durch die kirchlichen Gewissenspfaster in seinen Sünden nicht geheilt. Aber obgleich die Reformation eine That des Gewissens ist, so beriefen sich die Reformatoren eben nur auf den sicheren Grund des Gewissens, ohne viel über dessen Wesen, Ursprung, Probabilität u. s. w. zu reflectiren. Es war ja eben die casuistische Gewissensdoctrin der Scholastik und der Mönche, von welcher sie sich abgelehnt fühlten. Luther bekämpfte die mit Aristotelischen Kategorien verbrämte Scholastik, und ströbte eine „teutsche Theologie,“ eine Theologie des Gemüthes, des Gewissens in Uebereinstimmung mit der Bibel aufzurichten. Durch neue Gewissensbestimmungen fürchteten die Reformatoren, das Gewissen zu zerstören oder wenigstens zu beschweren und irre zu machen. Indessen versteht sich von selbst, daß sie eine Gewissenslehre hatten, wenn auch eine einfach-biblische, die sie meist im Artikel über das Gesetz abhandelten, da sie das Gewissen vorzugsweise von der Seite einer dem Menschen wegen seiner Sünden anliegenden Stimme sahen. So sagt z. B. Melancthon⁶⁰⁾: „Conscientia est syllogismus practicus in intellectu, in quo maior est lex sive verbum Dei, minor vero et conclusio sunt applicatio, approbatio recte factum vel condemnans delictum, quam approbationem in corde sequitur laetitia et condemnationem dolor.“ und fügt hinzu: Gott habe in dem Menschen nach dem Sündenfalle dieses Urtheil zurückgelassen, um in dem Gefühle des Sündenschmerzes erkannt zu werden. Calvin bestimmt die conscientia zuerst etymologisch als ein Erkennen mit Verstand, von dem Bewußtsein begleitet, daß ein Richter darum wisse; es sei der Richter des Menschen über sein Inneres, das Bewußtsein, welches ihn vor Gott stelle. „Est enim quiddam inter Deum et hominem medium, quia hominem non patitur in se ipso suppressere, quod novit, sed eo usque persequitur, donec ad rectum adducat.“ Doch sei in den Gläubigen das Gewissen nicht mehr ein Zwang des Gesetzes, sondern befreie in Freiheit⁶¹⁾. Daß es mit seiner Lehre von der unbedingten Gnadenwahl in Conflict kommen könne, darüber hat wol Calvin nicht weiter reflectirt, und ob diese Lehre bei den Calvinisten eine nachweisbare Macht gewesen sei, ihre „Gewissen zu beunruhigen“ oder „ängstlich zu machen,“ darüber wagen wir kein Urtheil auszusprechen.

Indessen konnte es nicht fehlen, daß gerade der Uebergang vom Katholicismus zum Protestantismus neben den Collisionen in äußerlichen Dingen eine Menge Gewissensbedenken hervorgerufen mußte, in welchen man sich oft an die Häupter der Reformation um Entscheidung wendete. Es sind auch von einzelnen protestantischen Theologen und ganzen Facultäten verglichen „Bedenken“ oder „Consilia“ abgefaßt worden, ohne daß wir darin viel doctrinelles Material über das Gewissen in seiner Abstraktion finden. Wir kommen später hierauf zurück.

9) Die Bekämpfung der Reformation übernahmen in der katholischen Kirche vorzugsweise die Jesuiten. Wenn eintreißt die Reformation für die katholische Kirche die Rückwirkung hatte, daß man in ihr sich wieder vielfach auf das ursprüngliche Gewissen befaßte, daß man dem Gewissen wieder reinere Bahn machte⁶²⁾, daß manches Gewissen tief ergriffen wurde, daß diese Gewissensregung sich sogar bis zum Gewissenswahnstinn steigerte, wie wir einen solchen Fall z. B. in dem Italiener Franz Spira haben, so übernahm andererseits der Orden der Jesuiten die Aufgabe, die Auctorität der Hierarchie über die Gewissen zu rechtfertigen, zu beschützen und zu erweitern. Die Morallehre ging bei ihnen fast ganz in die Casuistik und diese in den Probabilismus auf. Mit dem letzteren gingen sie noch über die scholastische Tradition hinaus, oder wollten vielmehr eine neue moralische Tradition aufstellen, welche sich hauptsächlich auf die Auctorität ihres Ordens stützen sollte, da die früheren Auctoritäten vielfach unbequem waren. Fast Alles dreht sich um die sogenannten probablen Meinungen, worunter man solche verstand, welche sich auf das praktische Leben beziehen, und welche nicht nur derjenige, der sie aufstellt, probabel findet, sondern welche auch dadurch, daß ein Anderer oder mehrere Andere sie aufgestellt haben, für Andere Probabilität erhalten, sobald sie dieselben in der Theorie als richtig oder zulässig annehmen und in der Praxis befolgen können. Es wurde dabei ausdrücklich eingeschärft, daß eine Meinung, welche irgend ein Casuist, namentlich aus dem Orden der Jesuiten, aufgestellt habe, allgemein und von Jedermann für probabel gehalten werden müsse und in der Praxis befolgt werden könne. Es handelt sich also dabei meist gar nicht um das, was das Gewissen des Einzelnen aufsaugt, sondern darum, daß ausgemacht werde, ob irgend ein Casuist oder mehrere dieser oder jenes behauptet hätten, oder im Grunde darum, das Gewissen der Leute zu erseken resp. zu leiten; und hier liegt, wenn irgendwo, der Fall einer angelegentlich Gewissensfreiheit vor, von welchem so oft gedankenlos auf anderen Gebieten gesprochen wird.

Die jesuitischen Casuisten begnügten sich indessen nicht mit den obigen allgemeinen Regeln; sie gingen mit Scharfsinn in die Verzweigung aller möglichen Details ein, in welchen eben recht die subjective Instanz des Gewissens zu entscheiden hat, um sie auch hier durch

60) In seinen *Definitio theol. Corp. doctr.* (Lips. 1572.) 61) *Instit. theol.* I, 4. c. 10, 3.

62) Bellarmin verwarf die *synteresis* als ein *lumen naturae fallax*.

andere Instanzen zu erscheinen. So wurde gelehrt, daß selbst, wenn die Meinungen sich an Probabilität und Sicherheit ungleich oder widersprechend wären, auch die weniger wahrscheinliche der mehr wahrscheinlichen, die weniger sichere der mehr sicheren, ja die am wenigsten sichere und wahrscheinliche der aller sichersten und aller wahrscheinlichsten vorgezogen resp. befolgt werden könnte. Man sündige nicht, wenn man eine probabile Meinung einer sicheren den Vorzug gebe. Also eine auf den Kopf gestellte Wahrscheinlichkeits-Rechnung zur Versicherung der Erelen! Reichthümern wird der Rath gegeben, unter Umständen einen Reichthum, der sich ihrer probablen Meinung nicht unterwerfen will, dennoch zu absolviren, und sich der probablen Meinung eines Reichthums (besonders wol, wenn er ein einflußreicher Mann ist) zu unterwerfen, auch wenn sie dieselbe für falsch halten. Wenn Doctoren um Rath gefragt werden, so können sie diesen auch gegen ihre Ueberzeugung ertheilen, und der probablen Meinung Anderer folgen. Wie aber, wenn Jemand selbst die Wahrheit der probablen Meinung bezweifelt oder verwirft oder widerlegen zu können glaubt? Hierauf wurde geantwortet: Man könne dennoch einer solchen Meinung folgen, auch wenn man Ursache habe zu fürchten, daß der Lehrer sich irre, ja selbst wenn man in seinem Gewissen das Gegentheil für sicher halte, oder überzeugt sei, daß man selbst oder ein Anderer die Gründe widerlegen könne und die Gegenstände unwiderleglich seien. Man traue seinen Augen kaum, wenn man den gleichen Gewissensrathschlägen in der Summa des Franz von Toledo, in der berühmten Medulla von Bufenbaum, in den Werken von Molina und in anderen Schriften von Theologen findet; aber sie stehen da, nicht etwa als Ironie, sondern in majorem Dei gloriam! Indessen haben nicht alle Jesuiten eine solche jesuitische Moral gelehrt und dem christlichen Geiste schamlos solche Früchte geboten. So vermeidet z. B. Ragmann in seiner Casuisten-Moral, welche er mit der Lehre vom Gewissen eröffnet, wenigstens den Namen eines locus vom probablen Gewissen. Auch kann man wegen solcher Geschwürs die katholische Christenheit nicht für gewissenkrank oder gewissenlos erklären; für Leute ohne Gewissen bedarf es ja gar nicht des Probabilismus oder des Gewissensrathes. Als Beispiel einer bis zur Aengstlichkeit und engherzigen Moral getriebenen Gewissenshaftigkeit innerhalb der katholischen Kirche sind die Trappisten (in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh.) zu nennen.

10) Auch die evangelische Kirche fand ihre Casuisten, zunächst in den sogenannten Bedenken, deren Lehre zum Theil aus der Reaction gegen die jesuitische Moral, zum Theil aber auch aus dem Gegensatz zum Rigorismus der Calvinisten entsprang. In letzterer Beziehung wendeten sich die Lutherischen Theologen besonders gegen die Calvinische absolute Gnadenwahl, wodurch — freilich mehr in der Theorie als in dem praktischen Leben — die Gewissen beschwert, gekränkt und zur Verzweiflung getrieben würden. So sagt z. B. die theologische Facultät zu Wittenberg in der Vorrede zu

ihren „Bedenken“ oder „Consilia“: „Neque in consiliis Calvinistarum animae nostrae esse lubet, cum illi crudelia saepe tractent . . . Allicitis conscientis et de sua salute anxius adeo non opitulatur, ut potius suis principiis de absoluto salvandorum delectu et damnandorum odio, de voluntate signi a beneplacito alia, particularibus syllogismis, generis et singularum, dolo bono etc. vium desperationis et laeas infernalis gustum propinare solent (soleant)?“ Freilich haben auch die „Bedenken“, welche wir unter die eigentliche protestantische Casuistik nicht subsumiren dürfen, ihr Bedenkliches; aber sie verwerfen einstimmig den jesuitischen Probabilismus, verweisen den Christen auf die Befolgung seines Gewissens, schließen alle auf abergläubischen Vorstellungen beruhende Gewissensfälle aus, geben in der Auflösung auf den Grund der Bibel zurück, vermeiden es, durch seine Distinctionen die Gewissen zu verstricken, wollen dieselben nur „sanft leiten“, wobei freilich auch hierarchische pfarrliche Tendenzen mit unterlaufen.

11) Eine neue wissenschaftliche Gestalt erhielt die Lehre vom Gewissen erst durch die späteren Dogmatiker, Moralisten und Philosophen, deren Reihe wir zunächst bis auf Kant verfolgen, und wobei wir es fast ausschließlich mit der protestantischen Wissenschaft zu thun haben werden. Die Dogmatiker der Lutherischen Orthodoxie im 17. Jahrh. gehen jedoch noch nicht tief und umfassend auf die Theorie des Gewissens ein. Unter ihnen definit Joh. Gerbard das Gewissen so: „Conscientia est testis dictorum et factorum nostrorum (marum nicht auch cogitatorum?) domesticus et individuum“), und Duenstet lehrt: Es seien „Reliquiae quaedam et *inegra* divinae imaginis, scintillae clarae istius lucis“ auch nach dem Sündenfalle im Menschen geblieben, obgleich nicht sehr hell. Als einer der Ersten unter den protestantischen Morallehrern hat Bornesius in Helmstedt das Gewissen zum Gegenstande eingehender Untersuchungen gemacht“), indem er namentlich aus den Scholastikern und Casuisten viel Material beibringt und kritisiert. Im Systeme weist er dem Gewissen die Stelle unter dem Abschnitte vom freien Willen an. Alles Freiwillige emanire aus Wissenschaft (Wissen) oder Erkenntnis und einem innerlichen Princip. Jene Erkenntnis, sofern sie auf unsere Handlungen angewendet werde und deren Quelle bilde, sei das Gewissen, welchem er auch die bildliche Benennung eines Herodes des natürlichen oder göttlichen Gesetzes beilegt. Die letzte Norm für das (rechte) menschliche Handeln sei allerdings das göttliche Gesetz, doch nur in sofern, als es der Mensch erkenne und anwende, habe er Gewissen, welches sich übrigens nur auf die Agenda, nicht auf die acta beziehe. Das sogenannte wahrhaftige Gewissen könne mit dem richtigen Gewissen congruiren, gebe aber nicht dieselbe Gewisheit; denn bei einem bloß wahrscheinlichen Gewissen

63) Loci theol. III. p. 67.

64) Ethicae sive civilis doctrinae de moribus libri IV. (Francol. 1625.) p. 319—334.

bleibe immer die Befürchtung, daß das Gegentheil wahr sein könne. Aber, fährt er fort, das wahrscheinliche verpflichtet wie das richtige, so daß, wer ihm gemäß handelt, recht thut, wer ihm zuwider handelt, sündigt. Das Urtheil des wahrscheinlichen Gewissens bildet sich entweder aus einer sicheren, aber (?) nur wahrscheinlichen Meinung, und man sündigt nicht, wenn man ihm gemäß handelt, da das Gewissen hierin nicht irrt, oder aus einer minder sicheren, aber wahrscheinlichen Meinung. Doch stehe es hiermit bei ungleichen Leuten anders als bei gelehrten; denn letztere können sich auch aus der Meinung Anderer ein Urtheil bilden, und der Auctorität der Doctoren folgen, obgleich sie ihren Gründen innerlich nicht beistimmen. Der Ungelehrte thut stets wohl, einer solchen Wahrscheinlichkeit zu folgen; dagegen kann nicht nur, sondern soll auch der Untergebene gegen seine eigene Meinung das wählen, was seinen Oberen gut dünkt, wenn es nur nicht unwahrscheinlich für ihn ist. Die Wahrscheinlichkeit soll er aber nicht darnach abmessen, weil der Obere diese oder jene Meinung hat, sondern weil (sofern) er weiß, daß diese Meinung von vielen Doctoren gebildet wird, oder weil der Obere gelehrt und brav ist, oder weil er Alles nach dem Rathe kluger Männer einrichtet. Das zweifelhafte oder (?) feupulste Gewissen, sagt Horneus, ist nur ungewisses ein Gewissen; denn der Zweifel urtheilt eben nicht oder urtheilt, daß er nicht wisse, was geschehen soll. — Abgesehen von der Ansicht, daß das Gewissen sich nur auf agenda, nicht auf acta beziehe, welche von denen, die ein ruhiges, gutes Gewissen statuiren, bestritten werden kann, liegt die Achillesferse dieser Gewissenslehre in der Annahme eines wahrscheinlichen Gewissens; denn ein wahrscheinliches Gewissen neben dem richtigen Gewissen kann nicht existiren; und wenn im weiteren Verlaufe das Handeln nach wahrscheinlichen Gründen, welche aus fremden Auctoritäten hergenommen sind, auftritt, so ist dabei ebenfalls nicht das Gewissen das bestimmende, also von dem Gewissen gar nicht die Rede, oder wenn dieses dennoch als concurrirend angenommen wird, so haben wir es mit einem Handeln gegen das Gewissen zu thun. Es erwirkt sich aus dieser Versuch mehr als gewissenszerstörend denn als gewissenserbauend.

Calixtus, welcher bekanntlich einer der ersten Preteranten ist, die eine von der Dogmatik geschiedene Morallehre aufzustellen versuchen, gibt in dem Folgenden seine Erklärung des Gewissens. „Ex cognitio sive principis practicis omnium primis sive conclusionibus sine deductis sive legibus positivis formatur per prudentiam (was man hier nicht durch „Klugheit“ übersetzen darf) dictamen practicum, singularem aliquam actionem his illisque circumstantiis determinatam praeicipiens vel prohibens. Hoc ipsum est dictamen intellectus practice practicum, quod conscientia appellatur et actionem antecedit“⁶⁵⁾. Indessen nimmt Calixtus auch eine c. subse-

quens an, und grade er ist es, welcher die Distinction des vorübergehenden und des nachfolgenden Gewissens auf lange Zeit für die wissenschaftliche und populäre Vorstellung eingeführt hat. Das vorübergehende Gewissen sei entweder antreibend oder bindend (strafend) in dem Fall einer Unterlassung) oder ratend, und beziehe sich unmittelbar auf einzelne Handlungen. Das irrende Gewissen, wenn es eben nur als Gewissen, d. h. mit einem bestimmten Postulate auftritt (und welches daher von dem richtigen gar nicht unterschieden werden darf, da bei der Unterscheidung ganz fremdartige Bestimmungsgründe, z. B. eine geänderte Ansicht oder Einsicht des Subjectes oder die Meinung Anderer, herbeigezogen werden; ein irrendes Gewissen, welches weiß, daß es irrt, d. h. nicht das Rechte will, ist kein Gewissen), hat Calixtus, allen casuistischen und anderen Traditionen gegenüber, den Ruch als absolut verpflchtend zu setzen. „Conscientia erronea determinata non minus obligat quam recta (von dem es freilich eben gar nicht verschieden ist, außer nach der Ansicht Anderer). Nempe qui certo persuasus est, hoc illud a se peragi oportere vel non oportere, sive sibi non licere, etiamsi falso persuasus sit, nihilominus quod ejusmodi conscientia dicitur, sequi tenetur.“⁶⁶⁾ Demn überhaupt: „Dictamen intellectus practicum proxima est norma, cui conformari voluntatem et actionem oportet. Ab eo igitur quandoque abitur, peccatur“⁶⁷⁾. — Gewirkt sich auch schon Calixt von der alten Gewissenslehre losgemacht hat, so nimmt er doch noch ein probables Gewissen an, und statuirt, daß man auch der minder wahrscheinlichen Meinung (welche neben einer mehr wahrscheinlichen u. s. w. im Gewissen, diesem einheitlichen Bewußtsein, gar nicht vorhanden sein kann) folgen dürfe, wenn sie nur wirklich innerhalb der Probabilität stehe. Aber man dürfe der minder wahrscheinlichen Meinung nicht folgen, wenn sie eine Gefahr zu sündigen in sich schließe. Dagegen verdiene das zweifelhafte Gewissen nicht den Namen des Gewissens. Die Strafe des Gewissens findet Calixt nicht bloß in der inneren Unruhe, sondern auch in der Furcht vor Gottes Strafen⁶⁸⁾. Zwar stellt Calixt das Gewissen als unabgeleitet (prima) principia hin; allein wenn principia Grundfälle sein sollen, so find diese nicht das eigentliche Wesen des Gewissens; und wenn cognita principia erkannte Grundfälle sein sollen, so find sie auch so nicht zutreffend. Doch versteht er unter cognita vielleicht „bewußte.“ Noch weniger beruht das Wesen des Gewissens auf „Schlüssen“, und die leges positivae kann man nicht den principia und den conclusiones coordiniren. Das Verhältnis dieser drei ist nicht entwickelt. Trogtum hat wol vor Calixt Niemand das Gewissen in einer gleich tief eingehenden Weise erörtert.

12) Hatten sich die Bedenken der protestantischen theologischen Facultäten vorzugsweise mit praktischen

65) Epit. theol. mor. p. 19.

66) Epit. theol. mor. p. 27. 28.

67) Siehe überhaupt

den Abschnitt von p. 18—36.

Gewissensfällen und deren Entscheidung ohne viden theoretischen Apparat beschäftigt, so traten später auch eigentliche theoretische Casuisten in der protestantischen Kirche auf, und gaben für zweifelhafte Fälle gewisse Regeln, z. B. diese: Wenn beide entgegengesetzte Meinungen zum antreibenden Gewissen gehören, so soll man das abstrahende dem anrathenden vorziehen, doch nur wenn die Gründe des einen und des anderen gleich sind oder gleich zu sein scheinen, widrigenfalls man dem anrathenden folgen soll, wenn die Gründe für dasselbe stärker sind als die für das abstrahende. — Regeln, deren Natur das Gewissen ganz und gar beseitigt, da eben das Gewissen nicht entscheiden soll! Hierher gehört als einer der ersten Balduin. Er versteht unter einem Gewissensfalle einen Zweifel des Menschen über eine Handlung, welche das Gewissen ohne Belehrung nicht hinreichend beurtheilen kann (ein Gewissen, das nicht weiß, was es thun soll, ist kein Gewissen), oder einen solchen Fall, welcher schwierige und zweifelhafte menschliche Handlungen betrifft, die nach Anweisung der heil. Schrift entschieden werden müssen, damit sich das Gewissen beruhigen könne. Doch müsse man vorweg ausschließen alle geschehridigen Fälle, auch die aus einem zu streupulösen Gewissen entspringenden, ebenso die, welche aus dem Ueberslauten und den päpstlichen Irrthümern hervorgehen⁶⁸). — Die Kritik steht sich hier freilich zu vielen Fragen veranlaßt, unter welchen wir nur die eine hervorheben: warum diese Fälle ausgeschlossen werden sollen, wenn dabei wirklich das Gewissen im Spiele ist? — Ein anderer protestantischer Casuist (unter Casuisten verstehen wir hier nicht Sitten- und Gewissensverderber, sondern einfach solche, welche über Casuistik schreiben) ist Joh. Olearius, welcher seine „Introductio in theologiam casuisticam“⁶⁹) hauptsächlich der jesuitischen Casuistik entgegengesetzte. Eigenthümlich ist seine bestimmte Erklärung, daß er als Subject (Object nach unserer Redeweise) der Casuistik nur das Gewissen der Wiedergeborenen (ein besonders durch Spener's Pietismus eingeführter Ausdruck) betrachte und daß das höchste Entscheidungsprincip die heil. Schrift sein müsse (natürlich wie sie grade Jeder auslegt). Ein Gewissensfall sei eine hypothetische, durch gewisse Umstände näher bestimmte moralische Frage, in Betreff deren das Gewissen eines Wiedergeborenen zweifeln oder zweifeln könne, und worüber das Urtheil nach Anleitung der heil. Schrift belehrt und geleitet werden müsse. Hierbei sind wir wieder in dem Falle, daran erinnern zu müssen, daß ein zweifelndes Gewissen kein Gewissen ist, und daß daher Gewissensfälle gar nicht vorliegen. In cap. 3. definiert Olearius das Gewissen als „geminata (angeborene) et (und doch auch?) reflexa (durch Reflexion gewonnene?) scientia, vel quia una cum (wegen des con) Deo omniscio testatur atque judicat, vel quia per recognitionem testatur cum lege naturae et memoria intellectus passivi

sine recondita,“ eine genetisch-psychologische Definition, bei welcher sich nur fragt, ob denn das Gewissen immer mit, d. h. so wie Gott urtheile, und ob es das eine Mal auf Gott, das andere Mal auf die Natur zurückzuführen sei, oder ob das unentschieden sein soll, oder ob beide Quellen zugleich gekocht sein sollen. Im weiteren Verlaufe untercheidet Olearius am Gewissen die Form, die Materie und die Norm, kritisiert seine Mängel, die üblichen Eintheilungen u. s. w. — Der syde-ner Theologe Witsius leugnete in seiner Abhandlung *De conscientia an unquam errante*⁷⁰), daß es ein irrendes Gewissen gebe, resp. bekämpfte diejenigen, welche das falsche oder irrende Gewissen für kein Gewissen hielten. Er widerlegte demnach eine Gedankenlosigkeit resp. einen Irrthum, welcher vielen bisherigen Gewissenslehren angelegt hatte. Denn wenn mein Gewissen mich zu etwas bindet, so hat Niemand ein Recht, zu sagen, daß es mich nicht binde. Das Gewissen irrt nicht oder es ist kein Gewissen.

13) Der von Spener ausgehende, in einigen Stücken mit den englischen Puritanen verwandte, teutsche Pietismus hatte als Reaction gegen die scholastische Orthodoxie ein engeres Gewissen als diese, und hielt viele Dinge, wie Tanz, Spiel u. s. w., obgleich sie in der heil. Schrift nicht verboten sind, und man den tanzenden David, die losenden Apostel u. s. w. für dieselben anführen kann, für un erlaubt, resp. machte sich ein Gewissen daraus, sie zu thun. Aber es war, wenigstens bei der ersten pietistischen Generation, kein gemächtes Gewissen, die Leute hielten sich bona fide in ihrem Gewissen gebunden, während die zweite Generation in Strupulosität ausartete. Aber auch die erste Generation betrieb sich auf die Bibel, obgleich es nur ihre Auffassung derselben, resp. ein aus ihrer Interpretation derselben hervorgehobenes moralisches Gefühl war, sofern sie es nicht erst hinein interpretierten. Wie aber auch immer dieser Casualismus aufzufassen ist, die Pietisten waren gewissenhafte Leute, ein Gewissensferment der Gesellschaft, obgleich die eigentlichen Pietisten wenig über das Gewissen reflectierten und sich einfach seinen Geboten oder Verboten unterwarfen, sofern sie sicher zu sein glaubten, daß es den göttlichen Willen repräsentire. In dieser Hinsicht haben wir einen dahin lautenden Ausspruch Spener's⁷¹) hervor: Das dicamen conscientiae verbinde seiner Natur nach, also absolut; er fügt aber dennoch hinzu: Man würde dem Gewissen keine Wirkung von der göttlichen Vernunft zutrauen, wenn es Willen vorschriebe, die dem göttlichen Gesetze nicht widerstreben.

Franz Buddeus, welcher die Vermittelung des Pietismus mit einer verständlichen Wissenschaftlichkeit repräsentiert, unterwirft die Lehre vom Gewissen einer umfassenden Behandlung und hat viele literarische Nachweise über dieselbe. Das Gewissen nennt er eine, und zwar die hervorragendste „operatio intellectus (oder

68) Lib. I. Cap. 16. p. 32 seq. 69) Sie ist der Anfang zur 1694 erschienenen 2. Ausgabe seiner *Moraltheologie*.

70) Miscell. sacr. T. II. exerc. 18. judic. theol. 1709. P. II. c. 3, 2.

71) Consult. et

mentis) humani,“ und definiert es in seiner ethischen Hauptchrift“) unter Anderem als Argumentation hominis de actionibus suis [agendis et actis?] ad legem relatis,“ zu dem Zwecke, um daraus deren Eitlichkeit oder Uneitlichkeit abzuschleimen. Kann man die Natur des Gewissens als einer Argumentation nicht zu geben, so ist es auch auffällig, daß Budeus behauptet, im Gewissen spreche nicht Gott, sondern der Verstand des Menschen, sofern er sich nach den göttlichen Geboten richte, man müßte den mens oder intellectus als Bewußtsein fassen. Das Gewissen sei, fährt er fort, wesentlich nicht ein actus, auch nicht eine Fertigkeit, sondern eine Potenz (ein Vermögen), und wohne in jedem Menschen, der Verstand und Vernunft habe. In dem Gewissen als dem praktischen Urtheile seien enthalten 1) die Kenntniß der Principien, 2) die That. Jene sei die Synteresis, diese das Gewissen im engeren Sinne. Aber alle Verpflichtungen seien ursprünglich von göttlichen Gesetzen herzuweisen. In dem praktischen Epilogismus, worin das Gewissen gleichsam bestche, enthalte der major das Princip, der minor die Kenntniß der Handlung. Hierauf folgen Eintheilungen des Gewissens: in das wahre, falsche, gewisse, wahrscheinlich, zweifelhafte, ferner: in das vorbergebende und nachfolgende, sowie das gute und böse, wobei ausdrücklich gesagt wird, das Gewissen beziehe sich nicht auf äußere Handlungen [und doch auch!], sondern auf innere Seelenzustände; auch das irrende Gewissen könne man ein Gewissen nennen. Nur müßte man das Gewissen der Wiedergeborenen von dem der Wiedergeborenen unterscheiden; letztere haben nicht die Strupulosität eines engen Gewissens, wie es denen eigen ist, welche in slavischer Furcht vor Gott leben. Nur Gläubige können ein (subjectiv) ganz gewisses Gewissen haben, und obgleich auch sie noch irren, so sind sie sich doch der Sündenvergebung in Christo bewußt (woraus folgt, daß sie ein eigentlich „böses“ Gewissen nicht haben könnten). Ubrigens solle Niemand, weder wider das wahre, noch wider das wahrseheinliche Gewissen, und bei zweifelhaften Fällen gar nicht handeln. Wer aber aus unüberwindlichem Irrthume handle, der sei zu entschuldigen.

Hierzu fügen wir aus seiner Philosophia practica noch folgende Sätze: „Quoad conscientiam vitia ratiocinationis in conscientia dubia, scrupulosa, erronea satis conspicua sunt. Causa communis et universalis harum imbecillitatum est connata omnibus labe, quae naturam humanam ita permeat, ut in ea nihil sanum sit“ 72), ferner: „Conscientia in certam et probabilem despicitur . . . Si in argumentatione rite procedimus . . . conscientia est recta; si decipimur et errore novo locupletamur, est erronea. Recta conscientia si ex certis atque invictis principis procedit, est certa et scientiam gignit; si *dialecticus* ex probabilibus principis

opinionem elicit, est probabilis. Si mens in ipsa argumentatione fluctuat, est dubia. Quod si autem dubium non magni fuerit momenti, scrupulosa (?) dicitur“ 73). Ferner: „Si error est invincibilis (was aber der Handlende nicht wissen kann), juxta conscientiam est agendum, imputari enim nequit: si vincibilis de re indifferenti (was ebenfalls der Handlende nicht weiß), idem faciendum; sin de re vetita aut praescripta, exequendus est“ 74). (Aber der Handlende glaubt ja eben, er müsse handeln oder unterlassen! Und wenn er glaube, daß er im Irrthume sei, so würde er anders handeln.) Man sieht also, daß Budeus einestheils vom Probabilismus nicht frei ist und anderentheils als Gewissensfälle solche erörtert, welche es gar nicht sind. Er rückt das Gewissen aus der Sphäre der unmittelbaren Gewissheit — außerhalb welcher es kein Gewissen gibt — heraus in das Element der logischen Argumentation und geminnt so eine Vielheit von Gewissensarten, während das Gewissen durchaus einheitlich ist, ein Irrthum, welcher freilich mehr oder weniger alten Theorien des Gewissens vor ihm anhaftet.

Wohin erkennt zwar richtig diesen Fehler, wonach das Gewissen zu einheitlich als eine Operation des Verstandes aufgefacht werde, setzt aber dennoch das Wesen desselben ebenfalls, wenn auch nur nach der einen Seite hin, in das prüfende Urtheil 75). Man müßte, sagt er, in der Morallehre über den biblischen Begriff des Gewissens hinausgehen, und dasselbe als eine beständige oder stets gegenwärtige Eigenschaft des Gemüthes der Frommen betrachten. Bei der Kritik der gangbaren Doctrin findet er, daß alle Theologen seiner Zeit das Gewissen fälschlich als eine Sache des Verstandes aufassen, und prüft daher die biblischen Bedeutungen von *avvixwv*, wobei sich herausstelle, daß das Gewissen nicht immer ein Urtheil sei. Sonach behauptet er, daß das Gewissen, welches man als ein Vorrecht der Wiedergeborenen anzusehen habe, der Voratz des Willens sei, über unser Verhalten und Leben zu urtheilen, ob es gut oder böse, sträflich oder unsträflich sei. Dieser Wille finde sich aber nicht bloß als ein Eigenthum der Wiedergeborenen, sondern auch in den Nichtchristen, nur daß er in den Wiedergeborenen sich sehr verändert zeige. So kommt er auf den Unterschied des Gewissens im Allgemeinen und des Gewissens in den Gläubigen oder Wiedergeborenen. Das Gewissen im Allgemeinen bestimmt er zunächst als einen Voratz des Willens, seine Thaten vollständig nach der Vorschrift eines Gesetzes zu prüfen, woran sich event. die wirkliche Vollziehung des Vorsatzes anstieße. Das heilige Gewissen (eine Benennung, der wir bisher noch nirgends begegnet sind) oder das Gewissen der Wiedergeborenen sei ein durch die Gnade gewirkter aufrichtiger Wille, nichts Wichtiges ohne vorhergehende Prüfung, ob und wie weit es nach dem Gesetze erlaubt sei, zu unternehmen, und was etwa ohne genügende Prüfung geschehen ist, täglich zu unter-

72) Instit. theol.-moral. p. 76—85 u. 383 aeq. p. 94.

73) I.

74) Ibid. p. 19.

75) Ibid. p. 215.

76) System der christl. Moral I. S. 246—252 u. 705—707.

wenig von Allen befürchten resp. erwarten. Ein Mensch, der kein Gewissen oder kein natürliches Gefühl von der Abtheillichkeit des Lasters habe, sei der unglücklichste auf der Erde, weil er seiner natürlichen Reizung, seines gesunden Vernünftens, seiner geistigen Freuden fähig und allen unnatürlichen, quälenden und bösen Reizungen unterworfen sei. Was die andere Seite am Gewissen betrifft, so findet er, daß auch hier, abgesehen von dem Gefühl der inneren Nichtswürdigkeit, eine peinende Empfindung von der Strafwürdigkeit der Verbrechen bei Gott und Menschen eintrete⁸⁴⁾. Bemerkenswerth ist bei Shaftesbury, 1) daß er am Gewissen nur die negative Seite, also daß er es nur als Unlust erfasse, 2) daß er das Gewissen wesentlich in das Bewußtsein der Abweichung von dem Natürlichen setzt, 3) daß er als religiöses Gewissen eigentlich nur die Furcht vor der göttlichen Strafe gelten läßt, 4) daß er das sittliche Bewußtsein der Abweichung vom Natürlichen dem Bewußtsein der Abweichung von dem für die menschliche Gesellschaft allgemein Gültigen oder Zugänglichen gleichsetzt.

Noch mehr auf der Basis des eigentlich Natürlichen oder der mechanischen Naturbewegung steht das 1770 in Frankreich erschienene „*Système de la nature*“, welches allen Glauben an Gott hinwegwirft, als Realität nur den Materialismus mit seinem Fatalismus, resp. Materie und deren Bewegung gelten lassen will, moralisches Gefühl und Gewissen (d. h. nur das religiöse, auf Gott bezügliche) für Chimären erklärt, trogden aber behauptet, daß dieser Fatalismus an sich keinen Menschen zum Verbrecher mache, und die Gewissensthese nicht beseitige. Die Gewissensthese werden für schmerzhaftes Gefühl erklärt, welche durch die gegenwärtigen oder zukünftigen Wirkungen der Leidenschaften in uns erregt würden. Wenn wir nämlich fürchten, daß unsere Handlungen und bei Anderen verhaßt machen oder Strafe zuziehen, so werden wir mit uns unzufrieden, d. h. das Gewissen regt sich; wir fühlen Gewissensthese, indem wir unsere Handlungen mit den Augen Anderer sehen. — Wir dürfen gleich hier hinzufügen, daß jeder atheistische Materialismus oder Naturalismus, wenn er den Namen des Gewissens beibehält, im Allgemeinen keine andere Definition geben kann; das Gewissen ist bei dieser Anschauung das Bewußtsein davon, gegen den Grundfals gehandelt zu haben: „Was Ihr wollt, das Thut die Natur thun sollen, das thut Ihr ihnen“ oder will man diese bloß negative Seite durch die positive ergänzen, das Bewußtsein des Menschen von seinem Verhalten zu den für die Gesellschaft resp. deren Befinden notwendigen Regeln? Auch Rousseau statuirt ein Gewissen, indem er z. B. in seinem *Emile*⁸⁵⁾ bemerkt, daß das Gewissen nie täusche.

13) Unter den neueren teutschen Philosophen bezeugen wir zunächst Kant, welcher die Lehre vom Gewissen mit dem ihm eigenen Scharfsinne und

sittlichen Grasse behandelt, ohne daß es ihm gelungen ist, seiner eigenthümlichen Theorie eine lange Dauer für die Wissenschaft zu geben, sofern er das Gewissen zu einseitig als eine Bestimmtheit der Vernunft aufstellt, worin sein spezifisches Wesen nicht liegt. In seiner „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“⁸⁶⁾ nennt er das Gewissen „ein Bewußtsein, das für sich selbst Pflicht ist“, wobei er nach seiner Gewohnheit fragt: wie es denn möglich sei, sich ein solches Bewußtsein zu denken, da das Bewußtsein aller unserer Vorstellungen nur in logischer Nothwendigkeit, also bloß bedingter Weise, wenn wir uns unsere Vorstellungen klar machen wollen, nothwendig sei, mithin nicht unbedingt Pflicht sein könne? Darauf gibt er die Antwort: Es ist ein moralischer Grundfals, der keines Beweises bedarf; denn man soll Nichts auf die Gefahr hin wagen, daß es unrecht sei. Das Bewußtsein also, daß eine Handlung, die ich unternehmen will, recht sei, ist unbedingt Pflicht. Ob aber eine Handlung recht oder unrecht sei, darüber urtheilt nach Kant der Verstand, das das Gewissen — eine These, welche die meisten Späteren ihm nicht zugeben konnten, und auch wir nicht zugeben können. Es ist, fährt Kant fort, nicht nothwendig, von allen möglichen Handlungen zu wissen, ob sie recht oder unrecht seien; aber in Bezug auf meine Handlungen muß ich gewiß sein, und diese Forderung ist ein Postulat des Bewusstseins, welchem der Probabilismus entgegensteht, d. h. der vernünftliche Grundfals, daß die bloße Meinung, eine Handlung könne wohl recht sein, schon hinreichend sei, sie zu thun. Man könne übrigens das Gewissen auch als „die sich selbst richtende moralische Urtheilskraft“ definiren, wobei indessen das Gewissen die Handlungen (sich selbst?) nicht als Fälle (*qua casus*), welche unter dem Gesetze stehen, richtet, denn dies thue die Vernunft, sofern sie subjectiv-praktisch sei; sondern die Vernunft richte sich hie selbst, ob sie auch wirklich die Beurtheilung der Rechtmäßigkeit der Handlungen mit aller Bedachtsamkeit unternehmen habe, und rufe den Menschen selbst wider oder für sich zum Zeugen auf, ob oder das dies geschehen sei oder nicht.

Anderes gestaltet sich Kant's Gewissenstheorie in seinen später erschienenen „Metaphysischen Anfangsgründen der Tugendlehre“, wo er⁸⁷⁾ das Gewissen als die praktische Vernunftthätigkeit faßt, in sofern diese dem Menschen in jedem Falle eines Befehls seine Pflicht zum Kosprechen oder Beurtheilen vorthalte, und es unterscheidet von dem moralischen Gefühl, als der Empfanglichkeit für solche Empfindungen der Lust und Unlust, die bloß aus dem Bewußtsein der Uebereinstimmung oder des Widerspruchs unserer Handlungen mit dem Sittengesetze hervorgehen. Ferner sagt hier⁸⁸⁾ Kant unter Anderem: „Das Gewissen ist Nichts Erwerbliches, und es gibt keine Pflicht, sich ein anzu-schaffen (was er in der „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ eigentlich behauptet hatte), sondern jeder Mensch als sittliches Wesen hat ein sol-

84) An enquiry concerning virtue B. II. P. 2. Sect. 1.
85) 4. Buch.

86) 2. Aufg. S. 257 fg. 87) S. XII. 88) S. 37 — 39.

ches ursprünglich in sich." Gewissen sei die dem Menschen in jedem Falle eines Gesetzes seine Pflicht zum Vorgesprechen oder Verurtheilen verhaltende praktische Vernunft. Seine Beziehung sei eine Thatfache und nicht eine Pflicht. Wenn man daher sage: dieser Mensch hat kein Gewissen, so meine man damit: er lehrt sich nicht an den Ausdruck desselben. Der Mensch habe nur die Pflicht, sein Gewissen zu cultiviren, die Aufmerksamkeit auf die Stimme dieses inneren Richters zu schärfen, und alle Mittel anzuwenden, um ihm Gehör zu verschaffen. Wierigin⁹⁰⁾ lehrt Kant, ein irrendes Gewissen sei ein Unbing; denn man könne wohl in dem objectiven Urtheile, ob etwas Pflicht sei oder nicht, bisweilen irren, nicht aber in dem subjectiven, ob man es mit seiner praktischen, richtenden Vernunft verglichen habe, weil man sonst praktisch gar nicht geurtheilt haben würde. Im weiteren Verlaufe beschreibt er hier das Gewissen als das Verurtheilen eines inneren Gerichtshofes im Menschen (kommt also mehr und mehr zu dem allein zulässigen Begriffe, welcher eben der des Gerichtshofes selber ist). Jeder Mensch nämlich habe Gewissen, und finde sich durch einen inneren Richter beobachtet, bedroht, in einer mit Furcht verbundenen Achtung gehalten, eine über das Gesetz wachende Gewalt, die er sich nicht selbst willkürlich mache, sondern die seinem Wesen einverleibt sei, die er zwar betäuben, aber nicht vermeiden könne, zuweilen zu hören. Diese Anlage habe die Eigenthümlichkeit an sich, daß, obgleich das Gewissen ein Geschäft des Menschen mit sich selber ist, er sich doch durch seine Vernunft genöthigt sieht, dasselbe als aus dem Gehirne einer anderen Person zu treiben. Denn Ankläger und Richter können nicht Eine Person vor Gericht sein. Also denke sich der Mensch einen Anderen denn sich selbst als Richter seiner Handlungen, möge nun dieser Andere eine wirkliche oder eine blos ideale, durch die Vernunft geschaffene Person sein. Diese andere Person müsse das Innere des Menschen verkörpern kennen, weil sie darüber zu richten habe. Alle Pflichten müssen als ihre Gebote angesehen werden, weil sie alle freien Handlungen des Menschen richtig; sie müsse allmächtig sein, weil sie sonst ihre Aussprüche nicht vollziehen könne. Sie sei also Gott, demnach müsse das Gewissen als subjectives Princip einer Verantwortung, welche der Mensch Gott wegen seiner Thaten zu leisten habe, gedacht werden. Das sei aber nicht so zu verstehen, als ob der Mensch durch sein Gewissen berechtigt oder gar verpflichtet wäre, das Dasein Gottes außer sich wirklich anzunehmen, sondern diese Idee werde ihm blos subjectiv durch seine praktische Vernunft, nicht aber objectiv durch die theoretische gegeben. Er sei dadurch nur berechtigt, sich den Richter in seinem Innern als ähnlich einem höchsten göttlichen Gesetzgeber und Richter zu denken. In einer Gewissenssache nun trete vor dem Entschlusse zur That das Gewissen zuerst als warnend, nach dem Entschlusse als Ankläger oder Anwalt, zuletzt als los-

sprechend oder verdammend auf. Doch sei eigentlich der Mensch selbst in der Eigenschaft eines Verurtheilten als Ankläger und Richter und in der Eigenschaft eines Einennemmens als Angeklagter zu betrachten. — Erken wir somit Kant mehr und mehr wieder in die gewöhnlichen Vorstellungen einleiten, obwohl er durch den letzten Satz auch den hypothetischen Gott wieder eliminiert, so bleibt doch bemerkenswerth, daß er am Gewissen fast nur die negative Seite des Warnens, des Anklagens und Lossprechens hervorhebt, wie er auch ausdrücklich und zwar mit Recht erklärt, daß es nur negativ belohne. Im Uebrigen ist Kant mit allen neueren Protestanten, z. B. auch Bouterwek, A. Smith, Staudlin, ein entschiedener Gegner des Probabilismus oder der Lehre vom probablen Gewissen, welche doch nicht alle Fälle erschöpfen, nicht für alle Regeln geben könne, dem Gefühle des Menschen unnatürliche Fesseln anlege, das Gewissen zerstöre, die Eittlichkeit vergifte. Was aber als gesundes Material aus ihr beizubehalten sei, das könne man nicht als einen Haupttheil eines Moralsystems ausstellen, sondern müsse je nach Bedürfnis sporadisch im Systeme untergebracht werden⁹¹⁾.

Die Philosophen unter den Kantianern hielten sich begriffsdienweise nicht an seine Definition in der „Religion“, sondern an die in der Zugendlehre gegebene, obgleich diese in sich nicht consequent erscheint. Von ihnen hat G. E. G. Schmidt die Lehre vom Gewissen mit besonderer Ausführlichkeit behandelt. Das Gewissen ist nach ihm entweder ein Vermögen oder eine Fertigkeit oder eine einzelne Handlung. Es ist zunächst das Vermögen, sich selbst nach dem moralischen Gesetze (Kant's Anderer oder Gott im Menschen) zu richten, d. h. nicht nur zu beurtheilen, sondern auch das gefällte Urtheil der Losprechung oder Verurtheilung mit den angemessenen Folgen im Gefühlsvermögen zu verknüpfen. Als Fertigkeit beruht es auf der Uebung im Gebrauche jenes Vermögens, wodurch man die Vorstellung seiner Pflichten, seiner inneren und äußeren Handlungen sich geläufig macht. Die einzelne Handlung des Gewissens hängt von dem momentanen Gemüthszustande ab. Es werden demnach im Gewissen unterschieden 1) das moralische Urtheil, 2) das sittliche Gefühl, 3) das Gefühl der religiösen Hoffnung oder Furcht⁹²⁾.

Der ältere Fichte schließt sich sowohl in dem sittlichen Ernste, womit er die Rechte einer verderblichen Casuistik bekämpft, als auch in der Bestimmung des Gewissens als eines Bewusstseins der Pflicht nahe an Kant, und zwar an dessen Erörterungen in der „Religion innerhalb“ an. Es hat deshalb seine Definition wie die Kantische die Eigenthümlichkeit, daß sie in allzugroßem Streben den letzten formellen Grund aufzuzeigen, sich mit etwas befaßt, was vor dem Gewissen liegt, gleichsam mit dem dunklen Urgrunde, wä-

90) Zugendl. S. 55—57. Vergl. Ad. Smith, Theory of moral sentiments II, 350 seq.; Schleiermacher, Kritik der bisher. Sittenlehre S. 364 fg.; Bouterwek, Lehrbuch der philosophischen Wissenschaften II, 101—103. 91) Metaphysik 4. Aufl. S. 117—120.

rend die weiteren Entwicklungen weit mehr von dem wahren Wesen des Gewissens selbst ausgehn. Fichte erklärt demnach das Gewissen als Thätigkeit des Gefühlsvermögens im Gegensatz zur Urtheilskraft, und erkennt darin die Eigenschaft eines „bloßen Gefühls für das unmittelbare Bewußtsein unserer bestimmten Pflicht,“ worin das reine ursprüngliche Ich sich ankündigt. Nimmt man „das bloße (formelle) Gefühl für“ hinweg, so behält man als eine sicherlich sehr zutreffende Definition das Bewußtsein unserer bestimmten Pflicht. Das Bewußtsein eines Bestimmten, fährt Fichte fort, als solches sei nie unmittelbar, sondern werde erst durch einen Denksatz gefunden; daher sei auch das Bewußtsein unserer Pflicht materiell (in Bezug auf den Inhalt einer bestimmten Handlung) nicht unmittelbar. Dagegen sei das Bewußtsein, daß dieses Bestimmte Pflicht sei, wenn das Bestimmte erst gegeben sei, unmittelbares Bewußtsein. Das Bewußtsein der Pflicht sei formell unmittelbar, das Formelle aber in diesem Bewußtsein ein bloßes Gefühl. Er stimmt daher der von Kant in der „Religion innerhalb“ gegebenen Erklärung des Gewissens als einer richtigen bei, und findet besonders zweierlei in ihr: 1) daß es schließlich Pflicht sei, sich jenes Bewußtsein zu erwerben, d. h. daß Jeder sich überzeugen soll, was eine Pflicht sei und es in jedem einzelnen Falle könne; 2) daß dieses Bewußtsein Nichts weiter als ein Bewußtsein der Pflicht sei. Die Materie (das Material) des Bewußtseins ist nach ihm die Pflicht, und zwar deshalb, weil es Materie dieser Art des Bewußtseins sei. Das Gewissen selbst gebe nicht das Material her; dieses werde allein durch die Urtheilskraft geliefert. Das Gewissen sei keine Urtheilskraft, aber es gebe die Evidenz, und diese Art von Evidenz finde lediglich bei dem Bewußtsein der Pflicht statt. Dennoch könne das Gewissen nie irren; weil es das unmittelbare Bewußtsein unseres reinen ursprünglichen Ichs sei, über welches kein anderes Bewußtsein hinausgehe, welches nach keinem andern Bewußtsein geprißt oder berichtigt werden könne, welches selbst Richter aller Ueberzeugungen sei und keinen höheren Richter über sich anerkenne. Fichte rühmt sich hier, daß seine Moral die Lehre vom irrenden Gewissen vernichtet habe; es gebe kein irrendes Gewissen.

Das Gefühl der Gewissheit im Gewissen, sagt Fichte weiter, entstehe aus dem Zusammentreffen eines Actes der Urtheilskraft mit dem sittlichen Triebe, und daher sei es ausschließliche Bedingung der Möglichkeit einer solchen Gewissheit, daß von dem Subjecte selbst wirklich geurtheilt werde. Deshalb — und hier wendet er sich gegen das Verderbliche der Casuistik — entspringe aus fremden Urtheilen keine Gewissheit, und das Gewissen könne sich nicht durch fremde Auctorität leiten lassen. Zu wer als Auctorität hin handle, der handle gewissenlos. Man könne zwar die Forschungen Anderer leiten, ihnen die Prämissen der anzuwendenden Beurtheilung geben, die sie etwa vorläufig als Auctorität annehmen, und dies sei mehr oder weniger bei dem Urtheilen aller Menschen der Fall, aber Jeder sei

durch das Gewissen verbunden, von jenen auf Treu und Glauben hin angenommenen Prämissen aus selbst zu urtheilen, die letzten Folgerungen, welche unmittelbar sein Handeln bestimmen, schlechterdinge selbst zu ziehen. Bestimmte das Gewissen eines Menschen das, was aus den Prämissen folge, so beständige es dadurch mittelbar auch die praktische Gültigkeit der Prämissen; mißbillige es aber die Prämissen, so seien sie ungültig, und es sei absolute Pflicht, in diesem Falle sie aufzugeben“). — Wir haben nur noch zu constatiren, daß hier Fichte in seiner Bestimmung des Gewissens von dem Gottesbewußtsein durchaus abstrahirt, während er ihm in der Schrift über das selbige Leben wieder Concessionen macht.

Indem wir von Schelling absehen, dessen früherer Schriften sich nicht sowohl mit den subjectiven Zuständen des inneren Menschen als vielmehr mit den objectiven Mächten der Natur u. s. w. beschäftigen, während wir seine spätere Umkehr zur positiven Philosophie nur für das schwache nachgeborene Kind seines Alters halten, wollen wir aus der Reihe der Electriciker nur Suabellisen herausgreifen. Er erklärt das Gewissen für ein unklares, unabhängig von klar begachteten Gründen sich geltend machendes Gefühl der Billigung oder Mißbilligung, der Entunterung oder Warnung in Abhängigkeit auf das eigene Thun und Lassen. Das Gewissen, welches im Allgemeinen die Regung des Gefühls der Gebundenheit in Beziehung auf eine bestimmte Aeußerung des Lebens sei, zeige sich besonders darin, daß sich der Mensch unmittelbar im Innern wie durch eine warnende Stimme von einer Handlung abgehalten fühle, ehe das ihm vorher oder zugleich Gründe dagegen in den Gedanken gekommen wären, und daß er gleichzeitig über eine dertürk vollzogene Handlung oder geschehene That ein von allen Gründen unabhängiges Billigen oder Mißbilligen in sich vernehme“).

Bei Hegel finden wir auf der einen Seite eine große Uebereinstimmung mit Kant und Fichte, sofern er das Gewissen als das Bewußtsein der (freilich absolut inhaltslosen) Pflicht faßt; aber andererseits läßt er in seinem Hass gegen die bloße Subjectivität und seiner vorwiegenden Betonung der objectiven, wirklichen Mächte, welche freilich auch immer wieder vernichtet und in ein Höheres aufgenommen werden, dieses subjective Gewissen als Anwendung auf concrete Fälle sich selbst wieder ironisiren, sodas man dabei zuwilen sich des Gefühls, als streche er von der allen crasten Menschen so heiligen Macht des Gewissens in leichtfertiger und wegwerfender Weise, nicht erwehren kann. Sinterher erfährt man freilich, daß dieses schlechte subjective Gewissen nur in der Region der „Moralität“ seinen Sitz habe, während es sich in der Region der Sittlichkeit mit gutem concreten Inhalte erfülle. Aber man muß eben bei Hegel, wenn er lehrt: Ein Ding sei „Dies,“

92) System der Sittenlehre nach den Principien der Wissenschaften S. 225 — 231. 93) Betrachtung des Menschen. 2. Bd. Abschn. III. §. 25.

sofort darauf gefaßt sein, daß es auch sein „Anderes“, daß es nicht mehr „Dies“ sei, eine Dialektik, welche grade in Bezug auf das Gewissen, worunter man eben etwas Gewisses, Festes postuliert, für das gewöhnliche, durchschnittliche Bewußtsein ihr sehr Bedeutsames hat. So ist Anfangs in der Beschreibung des Gewissens von Gott nicht die Rede; plötzlich tritt dieses Moment in die Deduction hinein, aber nur um sich wieder aufzuheben, indem das Gewissen Gott in sich selbst wieder zurücknimmt und das Ich sich selbst als die Göttlichkeit erfährt.

Wir haben in Hegel's Schriften namentlich zwei Abhandlungen über das Gewissen, deren eine sich in der Phänomenologie findet⁹⁴⁾. Die Phänomenologie hat sechs Hauptabschnitte: Bewußtsein, Selbstbewußtsein, Vernunft, Geist, Religion, absolutes Wissen, von welchen eine immer die höhere Potenz der vorhergehenden sein soll. Das Gewissen findet man unter Kategorie des Geistes. Hier heißt es unter Anderem⁹⁵⁾: „Es geht „für uns oder an sich das Selbstbewußtsein in sich zurück und weiß dasjenige Wesen als sich selbst, worin das Wirkliche zugleich reines Wissen und reine Pflicht ist. Es selbst ist sich das in seiner Zufälligkeit Vollgültige, das seine unmittelbare Einzelheit als das reine Wissen und Handeln, als die wahre Wirklichkeit und Harmonie weiß. Dies Selbst des Gewissens, der seiner unmittelbar als der absoluten Wahrheit und des reinen gewissen Geists, ist das dritte Selbst.“ Ferner⁹⁶⁾: „Das moralische Selbstbewußtsein . . . hat erst als Gewissen in seiner Selbstgeweiheit den Inhalt für die vorhin leere Pflicht, sowie für das leere Recht und den leeren allgemeinen Willen; und weil diese Selbstgeweiheit ebenso das Unmittelbare ist, das Dasein selbst.“ Ferner⁹⁷⁾: Das moralische Bewußtsein „ist so in sich zurückgekehrt concreter moralischer Geist.“ „Es ist ein Fall des Handelns vorhanden; er ist eine gegenständliche Wirklichkeit für das wissende Bewußtsein. Dieses als Gewissen weiß ihn auf unmittelbare concrete Weise, und er ist zugleich nur, wie er ihn weiß.“ „Das Gewissen fordert ferner die Umstände des Falles nicht in verschiedene Pflichten ab. Es verhält sich nicht als positives allgemeines Medium, worin die vielen Pflichten, jede für sich, unverrätete Substantialität entstehen, so daß entweder gar nicht gehandelt werden könnte, weil jeder concrete Fall die Entgegensetzung überhaupt und als moralischer Fall die Entgegensetzung der Pflichten enthält, in der Bestimmung des Handelns also Eine Seite, Eine Pflicht immer verletzt würde; — oder daß, wenn gehandelt wird, die Verletzung einer der entgegengesetzten Pflichten wirklich einträte. Das Gewissen ist vielmehr das negative Eins oder absolute Nichts, welches diese verschiedenen moralischen Substanzen verlißt; es ist einfaches gleichmäßiges Handeln, das nicht diese oder jene Pflicht erfüllt (?), sondern das concrete Rechte weiß und thut. Es ist daher überhaupt erst das mora-

lische Handeln als Handeln, worin das vorhergehende thatlose Bewußtsein der Moralität übergegangen ist. — Die concrete Gestalt der That mag vom unterschiedenen Bewußtsein in verschiedene Eigenschaften, d. h. hier in verschiedene moralische Beziehungen analysirt, und diese entweder jede, wie es sein muß, wenn sie Pflicht sein soll, für absolut geltend ausgesetzt oder auch verglichen oder geprüft werden. In der einfachen moralischen Handlung des Gewissens sind die Pflichten so verschüttet, daß allen diesen einzelnen Wesen unmittelbar Abbruch gethan wird, und das präsente Kaiten an der Pflicht in der unwontenden Geweiheit des Gewissens gar nicht stattfindet. — Eben so wenig ist im Gewissen jene hin und her gehende Ungeweiheit des Bewußtseins vorhanden, welches bald die sogenannte reine Moralität außer sich in ein anderes heiliges Wesen setzt und sich selbst als das Unheilige gilt, bald aber auch wieder die moralische Reinheit in sich und die Verknüpfung des Sinnlichen mit dem Moralischen in das andere Wesen setzt. Es entsagt in allen diesen Stellungen und Vorstellungen der moralischen Weltanschauung, indem es dem Bewußtsein entsagt, das die Pflicht und die Wirklichkeit als wider-sprechend faßt.“ Ferner⁹⁸⁾: „Dies in seiner Einheit und in der Bedeutung der Momente näher betrachtet, so erfährt das moralische Bewußtsein sich nur als das Ansich oder Wesen, aber als Gewissen erfährt es sein Fürsich oder sein Selbst.“ Ferner⁹⁹⁾: „Das Gewissen erkennt keinen Inhalt für es als absolut, denn es ist die absolute Negativität alles Bestimmten. Es bestimmt sich selbst.“ Ferner¹⁰⁰⁾: Das Gewissen ist „von jedem Inhalte überhaupt frei; es absolviert sich von jeder bestimmten Pflicht, die als Gesetz gelten soll.“ Ferner¹⁰¹⁾: „Das Gewissen also (wir finden in dem Vorhergehenden dieses „also“ folglich das Auftreten Gottes nicht motivirt) in der Majestät seiner Erhabenheit über das bestimmte Gesetz und jeden Inhalt der Pflicht legt den beliebigen Inhalt in sein Wissen und Wollen; es ist die moralische Genialität, welche die innere Stimme ihres unmittelbaren Wissens als göttliche Stimme weiß, und indem sie an diesem Wissen ebenso unmittelbar das Dasein weiß, ist sie die göttliche Schöpferkraft, die in ihrem Begriffe die Lebendigkeit hat. Sie ist ebenso der Gottesdienst in sich selbst. Denn ihr Handeln ist das Anschauen dieser ihrer eigenen Göttlichkeit.“

Eine andere Hauptstelle vom Gewissen findet sich bei Hegel in dessen „Grundlinien der Philosophie des Rechts“¹⁰²⁾. Es wird hier vom Gewissen nicht unter der Rubrik der Sittlichkeit, sondern der von ihr unterschiedenen (niedriger stehenden) Moralität gehandelt. Es heißt hier §. 129 fg. mit der Ueberschrift: „Das Gute ist die Idee, als Einheit des Begriffs des Willens und des besonderen Willens,“ dann §. 130: „Um der abstracten Beschaffenheit des Guten willen

94) S. 490. 99) S. 485.

1) S. 498. 2) S. 493.

1833.

3) Ausgabe von Gans.

94) Ausgabe von Dr. J. Schüze. 1832. 95) S. 478.

96) S. 477. 97) S. 478.

fällt das andere Moment der Idee, die Besonderheit überhaupt, in die Subjectivität, die in ihrer sich reflectirten Allgemeinheit die absolute Gewissheit ihrer selbst in sich, das Besonderheit segnende, das Bestimmende und Entscheidende ist, — das Gewissen." Das Gewissen ist diese tiefste innerliche Einsamkeit mit sich, wo alles Außerliche und alle Beschränktheit verschwunden ist, diese durchgängige Zurückgezogenheit in sich selbst. Der Mensch ist als Gewissen von den Zwecken der Besonderheit nicht mehr getrennt, und dieses ist somit ein hoher Standpunkt, ein Standpunkt der modernen Welt, welche erst zu diesem Bewußtsein, zu diesem Untergange in sich gekommen ist. Die vorangegangenen sinnlicheren Zeiten haben ein Außerliches und Gegebenes vor sich, sei es Religion oder Recht; aber das Gewissen weiß sich selbst als das Denken (?), und das dieses mein Denken das allein für mich verpflichtende ist." Aber das individuelle Gewissen sei deshalb noch nicht das wahrhafte, das heißt allgemein gültige. Hierher, in die Moralität, falle nur das „formelle Gewissen," in den Abschnitt über die Eittlichkeit, näher die Bestimmung, das wahrhafte Gewissen. Das Gewissen als formelles sei die (abstracte) unendliche Gewissheit seiner selbst, aber „das Gewissen als wahrhaftes ist diese Bestimmung seiner selbst, das zu wollen, was an und für sich das Gute und die Pflicht ist." „Das Gewissen ist als formelle Subjectivität schlechthin dies, auf dem Sprünge zu sein, ins Böse umzuschlagen." Am formellen Gewissen, heißt es ferner, haben gleicherweise Moralität und Böses ihre Wurzeln (?). Denn die Besonderheit des Gewissens sei eben das, was beim Menschen zum Bösen werde. (Diese Behauptung auszusprechen, ist wol vor und nach Hegel Niemandem eingefallen.) Ferner: „Das Böse hat also wie das Gute im Willen seinen Ursprung." (Richtig, aber so muß man das Gewissen auch nicht den Vorlauf zur Hölle nennen.) In §. 140 klagt Hegel die leichte Philosophie seiner Zeit in ihrer Subjectivität als das Böse (soll wol heißen: als den intellektuellen Mangel) an. Ueberhaupt spricht er in dem ganzen Abschnitt höchst negirend vom Gewissen (welches freilich ein Hauptort des Rationalismus und eine Burg gegen staatskirchliche Reglemente und Rivellements war). Doch sagt er hier auch wiederum, daß es auch eine höhere Berechtigung habe, nämlich als „Befinnung," in der Sphäre der Eittlichkeit, welche er als die „concrete Identität des Guten und des subjectiven Willens" auspricht, oder als „die Einheit des subjectiven und des objectiven an und für sich stehenden Guten." Man ist natürlich nach solchen Bann- und Nachsprüchen gegen das Gewissen der Moralität sehr gespannt, was denn nun Hegel von dem wahrhaften Gewissen, dem Gewissen der Eittlichkeit und der Befinnung lehre, allein in den „Grundlinien" wenigstens ist er diesen Fortschritt schuldig geblieben.

Der Raum erlaubt nicht, auf die Schüler Hegel's unter den Philosophen, welche des Meisters Doctrinen

in der Regel dem gewöhnlichen Zeitbewußtsein näher bringen und deshalb ihre Därten erweichen, weiter einzugehen, sowie die neueste nichtteutsche Philosophie unberücksichtigt bleiben muß⁵⁾. Die Lehre vom Gewissen ist vorzugsweise eine theologische Disciplin.

16) Unter den Theologen seit Kant verdient hier zunächst Joh. Andr. Gramer eine Stelle, welcher 1783 in den „Beiträgen zur Beförderung theologischer und anderer wichtiger Kenntnisse von ketischen und auswärtigen Gelehrten"⁶⁾ die überlieferte Lehre vom Gewissen sehr eindringend kritisiert. Man habe, sagt er, das Gewissen mit großer Weitläufigkeit behandelt, eine Menge Distinctionen, Regeln, Eintheilungen u. s. w. angebracht; aber unsere moralischen Kenntnisse (die Nothwendigkeitswissenschaft) seien dadurch nicht wesentlich bereichert worden. Das Gewissen sei eine innere Vorschrift des Handelns, das Gesetz die äußere genannt worden. Allein diese Eintheilung habe keinen Sinn; denn ein Gesetz müsse, wenn wirksam, auch im Menschen sein. Ferner weist er den meisten bisherigen Definitionen vor, daß sie treflich seien. Das Gewissen sei eigentlich und wesentlich ein Wissen, aber die Moralisten hätten es in ein Urtheil verwandelt. Ueberflüssig sei es, das Gewissen in das belehrende und antreibende und dieses wieder in das an- und abdrahrende einzutheilen. Denn auch das antreibende belehre, sowie das Gewissen mehr als einen bloßen Rath gebe. So stehe es auch um die Eintheilung in das gewisse, wahrheitliche und zweifelhafte Gewissen; denn wenn zweifeln foriel heißen solle als nicht wählen, so sei das ja gar kein Urtheil, also gar kein Gewissen, man könne ja auch für eine Wahrheit, einen Satz u. s. w. nicht ganz gleiche Gründe für und wider haben. Auch das wahrscheinliche Gewissen sei ein Konfess; denn Wahrscheinlichkeit und Gewissheit verhalten sich nicht wie der Theil zum Ganzen. Vernunft und Offenbarung fordern nur, was wirklich geboten und verboten sei, und dies müsse wahr sein. Dazu komme, daß man die verschiedenen Arten des Gewissens: das wachende, schlafende, aufwachende, erweckte, eingeschläferte, weite, enge, ängstliche, verbärgte u. s. w., nicht auf die Einheit eines Geltungsbezugs bringen können; denn sie seien insgesammt keine Urtheile. Man sündige stets, wenn man gegen das Gewissen handle; freilich gegen das irrende Gewissen, wenn man wisse, daß es irre, müsse man handeln. Wenn man für das menschliche Handeln eine einheitliche Richtschnur in dem göttlichen Gesetze aufstelle, so dürfe man diesem nicht noch das Gewissen als eine zweite Richtschnur an die Seite stellen. Kurz, Gramer geriet trotz seiner berechtigten Kritik auf den Abweg, das Kind mit dem Bade auszuschütten oder wenigstens die Auctorität des Gewissens zu schwächen.

5) Unter den neueren französischen Philosophen — wenn man überhaupt den nichtteutschen Philosophen für das 19. Jahrhundert sprechen darf — hat Jules Simon z. B. in seinem Buche über die Pflicht (devoir), 1854, treffliche Worte (des populären Bewußtseins) über das Gewissen, das er den Ausgangspunkt der Freiheit nennt. 6) 4. Theil, Xlii und Hamburg.

Die sonst so ausführliche Morallehre von Fr. R. Reinhard *) behandelt den locus vom Gewissen sehr oberflächlich; das Gewissen wird hier in ziemlich unbestimmter Weise als „die Neigung, sich bei seinen Handlungen durch den Gedanken an die Gottheit leiten zu lassen“, definiert, und hinzugefügt: Der Gewissenstrieb sei „der Trieb nach Vollkommenheit, der seine Richtung auf die Rückficht nimmt, die der Mensch bei seinen Handlungen auf ein höheres Wesen zu nehmen hat“, so daß sich also das Gewissen ganz nach den Vorstellungen des Menschen von Gott gestalte. So wäre also das Gewissen lediglich die praktische Consequenz des Gottesbewußtseins für das sittliche Gebiet. — C. F. Ammon **) definiert das Gewissen als „ein Vermögen, den inneren Werth (welcher ist das?) unserer Grundzüge und Handlungen nach dem Sittengesetze zu bestimmen“ oder „zu richten.“ Obgleich er hinzufügt, daß man das Gewissen in dem Menschen nicht von dem Gottesbewußtsein trennen könne, so ertheilt er doch weiterhin auch dem Gottessengner eine Art von Gewissen. Kein Sterblicher könne sich den Ansprüchen seines Gewissens entziehen; kein Mensch sei von Natur gewissenlos; denn das Gewissen gehöre zu den ursprünglichen Anlagen der menschlichen Natur. Gewissenhafte Menschen seien in den mittleren und niederen Ständen häufiger als in den höheren (†). Auf das specifisch christliche Gewissen geht weder Reinhard noch Ammon ein. — F. D. Ed. Schwarz *) behandelt das Gewissen, welches sich nach ihm in jedem Menschen findet, etwas eingehender und ist besonders an literarischen Nachweisen reich. Nach S. 30 ist „das Gewissen das Bewußtsein von der Begründung unseres geistigen Wesens durch das höchste Wesen,“ was S. 152 so ausgesprochen wird: „Das Gewissen ist unser Selbstbewußtsein vor Gott.“ — Bestimmungen, welche mehr mit dem Wesen der Religiosität als des Gewissens congruiren. Nach S. 155 dagegen ist das Gewissen das Ethische in seinem tiefsten Grunde, und nach S. 157 ist „das Gewissen eigentlich nichts Anderes als die Vernunft, in wiefern sie das Drogen der Erkenntnis Gottes und unserer selbst ist.“ Zerner heißt es S. 164: Die christliche Moral stehe fest auf dem Gewissensgrunde; denn in dem Gewissen spreche Gott selbst zum Menschen (auch zu dem heidnischen Papus?), freilich nur formell als in einem Zaruse; das Material liefere die Vernunft und das Denken. Das irrende Gewissen werde besser Söhringewissen genannt. Der Gewissenstrieb sei eins mit dem Triebe der reinen praktischen Vernunft, desgleichen Gewissen und Religion in ihrem Grunde und Wesen. S. 175 wird bemerkt: „daß überall mehr und stärker von dem bösen Gewissen als vom guten die Rede sei, begreift sich aus dem sittlichen Gefühle selbst. Denn es ruft als Wächter gegen das Böse auf, außerdem pflegt es zu schweigen.“

Läßt sich in der Reihe der bisher angeführten Theologen nicht eben eine scharf bestimmte Eigenthümlichkeit, ein tiefes Eingehen, eine von dem Ballaste der Traditionen befreite in sich selbst ruhende Anschauung des Gewissens erkennen, so treten diese Mächte bei den meisten der jetzt folgenden Theologen bestimmter hervor, am großartigsten bei Schleiermacher, welcher sich außerdem am unabhängigsten von den Ideen der neuesten Philosophie zeigt, obgleich diese unverkennbar auch in die Gewissenstheorie ein treibendes, alte Grubitäten beseitigendes und auslösendes Ferment getragen haben. Als eine Uebersetzung zu den neuesten Gewissenstheorien kann die Bette betrachtet werden, welcher den eigenthümlich christlichen Standpunkt fester hält als die rationalistische Schule. In demjenigen Abschnitte seiner „Christlichen Sittenlehre“ (**) welcher überschrieben ist „Gewissen und Zurechnung,“ heißt es: „Durch das Zusammenwirken von Weisheit und Klugheit, durch den Einfluß von Geseßgebung, Religion und Sitte und das Maß von eigenem Griste, das einem Jeden zuertheilt ist, bildet sich die sittliche Ueberzeugung (notiz: Röm. 14, 1. 23) oder das System von Regeln, nach welchem der Mensch sein Leben ordnet und beurtheilt, was recht und unrecht sei; das innere Gericht, vor dem sich die Gedanken anstellen und aussprechen (Röm. 2, 15), nennen wir Gewissen.... oder richtig: sittliches Gefühl. Genau betrachtet besteht dasselbe in dem Gegeneinanderstellen und Vergleichen der jedesmaligen Forderung der Triebe mit den anerkannten Regeln der Ueberzeugung, und in dem Urtheile, ob die Antriebe der vom Verstande aufgestellten Regel nicht zuwiderlaufen, nach welchem Urtheile dann die Willkür sich entscheidet.“ „Ein gutes Gewissen besteht in dem Bewußtsein, der Pflicht genug gethan zu haben.“ „Das Gewissen ist die zunehmende Beurtheilung (Selbstbeurtheilung) unserer Handlungen.“ Nach S. 90 theilt das Gewissen nicht die Geselligkeit einer Handlung, sondern deren Sittlichkeit; und später wird hinzugefügt, ein sittlich ganz roher Mensch habe kein Gewissen. Nach S. 312 gibt ein gutes Gewissen dem Christen, dessen „eigene Gerechtigkeit“ es ist, noch nicht die höchste Zufriedenheit und Selbsterfüllung, welche ihm nur durch die Gnade Gottes in Christo zu Theil werden können. Und vielleicht meint er S. 314 seiner „Vorlesungen über die Sittenlehre“ das mit diesem Gnadensbewußtsein verbundene christliche Gewissen, wenn er sagt, das gute Gewissen gebe eine „ungeübete Glückseligkeit.“ Uebrigens definiert er hier S. 315 das Gewissen als „die sittliche Ueberzeugung“ oder als das sittliche Selbstbewußtsein, welches als Bewußtsein sittlicher Geseße, als Richter über uns und als Bewußtsein der ausgesprochenen Urtheile aufträte.

Tiefer als die Bette geht Daub, dessen Speculation sich bekanntlich ziemlich eng an Hegel anschließt, auf das Wesen des Gewissens ein. Um die Schwierigkeiten der Lehre zu beseitigen, stellt er eine scharfe Unterscheidung der Absolutheit, der Objectivität und der Subjectivität des Gewissens auf. Das absolute Gewis-

*) System der christlichen Moral. 1. Bd. 5. Aufl. S. 246—252 und 705—707. **) Handbuch der christlichen Sittenlehre. 1. Bd. S. 332 fs. Ausg. von 1823. 9) Evangelisch-christliche Ethik. 1. Bd. 3. Ausg. von 1836.

10) 1. Bd. (Berl. 1818.) S. 86 fg.

sen nimmt er für gleichbedeutend mit der praktischen Vernunft, welche Kant mit Grund und Zuerle des Gesetzes mache, da sie doch nur „die reale Möglichkeit sei, das Gesetz zu wissen, die Grundbedingung der menschlichen Persönlichkeit.“ Das objectiv Gewissen erklärt er als das Verhältniß des Gewissens zum Gesetz und den Pflichten, also für die praktische Urtheilskraft. Das subjective Gewissen sei das Verhältniß des Gewissens zu dem Subjecte, dessen Gewissen es sei, folglich für die Zurechnungsfähigkeit“). Was wir schon bei Fichte angedeutet fanden, das lehrte hier mit größerer Entschiedenheit wieder, nämlich die Behauptung, daß das Gewissen nicht zur Seite des Bewußtseins, sondern der Thätigkeit gehöre. An Hegel erinnert J. B. sehr entschieden der Ausspruch: „So ist das Gewissen für die Moral, was das Genie für die Kunst ist“¹¹⁾.

Die großartigste Originalität, ohne die krankhaften Auswüchse der Paraderie und der Einsichtigkeit, welche oft damit verbunden sind, entwickelt Schleiermacher, der mächtigste theologische Geist seines Jahrhunderts. Er hält mit Bestimmtheit und Consequenz den christlichen Standpunkt fest und schwankt nicht zwischen Menschenthum und Christenthum hin und her; er hat ein festes Princip, aus welchem heraus Alles entwickelt wird, das des Gottesbewußtseins, an welchem auch das Gewissen gebunden ist; vor Allem aber nimmt er eine durchgehende Rücksicht auf den wechselseitigen Proceß des individuellen und des gemeinschaftlichen Bewußtseins. Kein anderer Theolog hat grade die Persönlichkeit und die Gemeinschaft, sowie das Verhältniß zwischen beiden, so stark betont und so fruchtbar behandelt, kein Anderer so entschieden den Gegensatz von Lust und Unlust in die Theologie hineingezogen.

Wir knüpfen an den letzten Punkt an, und lassen aus der Vorlage A zur „Christlichen Sittenslehre“¹²⁾ von 1809 eine Reihe von Sätzen folgen. „Das Eigenthümliche in dem Leben des Christen, sein Grundzustand ist Gemeinschaft mit Gott durch Christum. Das Bewußtsein dieses Grundzustandes als Gefühl ist Seligkeit. Die reine Seligkeit kann nicht als Lust gesetzt werden. Im Vergleiche mit dem Bewußtsein der niederen Lebenspotenz für sich ist die Seligkeit Freude, die des Christen Freude am Herrn. Das wirkliche Leben des Frommen ist fortschreitende Einigung im Einklange; also spaltet sich die Seligkeit in Lust und Unlust. Lust und Unlust der höheren Potenz sind entweder Gemeingefühl oder persönlich. Der Bestimmungsgrund des persönlichen Gefühls ist nur die Fortschreitung des Einzelnen nach dem in dem jedesmaligen Zustande der Totalität gegebenen Maßstabe.“ „Denn wenn er sich in seinem absoluten Fortschreiten betrachtet, stellt er sich nicht dem Ganzen gegenüber, sondern setzt sich wesentlich als einen Theil desselben. Wenn aber eine Verschiedenheit von jenem Maßstabe ins Bewußtsein kommt, stellt er sich eben dadurch entgegen. Daher die Relativität des Ge-

wissens.“ Vor dem individuellen oder „einzelnen Gewissen“ hat Schleiermacher den größten Respekt; denn auf dieses komme es in zweifelhaften Fällen zuletzt an; doch müsse die christliche Kirche in ihren Vorschriften, J. B. über die Zulässigkeit von Kunstformen, den „jedemmaligen Durchschnitt des Gemeingefühls“ repräsentiren.

Wiederholt kommt er auf das proceßirende Verhältniß des „individuellen“ und des „öffentlichen“ Gewissens zurück. So sagt er in der „Christlichen Sitte“ unter Anderem“): „Wir sagten, das öffentliche Gewissen, welches allein die Erfahrungsfähigkeit des Einzelnen ergänzen kann, ist nur über gewisse Punkte einig, über andere nicht. Wo es nun nicht einig ist, da fehlt also die vollständige Ergänzung und da muß der Einzelne verfahren nach einer von jenen beiden Maximen. Entweder muß er sagen, was Du mit gutem Gewissen beginnen kannst, das magst Du verfolgen, bis es Dir etwa zum Unsitthlichen ausschlägt, oder weil Dir die Gewissheit fehlt, daß Dir dies oder das nicht zum Unsitthlichen ausschlagen werde: so mußt Du auch den reinen Impuls dazu als möglicherweise gefahrbringend umgehen. Können wir nun bestimmen, welcher von beiden Maximen Jemand folgen soll auf einem Gebiete, auf welchem eben beide noch nothwendig sind weil natürlich? Rein. Diese Maximen sind jede für eine andere Gemüthsart, die eine für die der ängstlichen, die andere für die der ruhigen. Beide Gemüthsarten hat Gott neben einander gemacht; und auch in der christlichen Kirche finden wir sie immer noch neben einander; also muß auch Jeder das Recht haben, nach derjenigen Maxime zu handeln, die seiner Gemüthsart gemäß ist, jedoch, da das Gebiet, auf welchem noch beide Maximen natürlich sind, allmählig immer mehr eingeschränkt werden soll, nur unter der Bedingung, daß er das Resultat, welches aus der Befolgung einer Maxime hervorgeht, in die gemeinsame Erfahrung hineintrage, und daß eben dieses Hineintragen mit aufgenommen werde in die Maxime.“ Ferner: „Von der anderen Seite ergibt sich, wie der Einzelne doch immer unsicher bleibt, so lange er nur auf dem persönlichen Bewußtsein und Gewissen ruht, und wie die wahre Sicherheit nur ruht auf dem innersten Zusammenhange des öffentlichen Gewissens und des einzelnen persönlichen. Offenbar nun ist die ängstliche Maxime und die dabei zum Grunde liegende Gemüthsart dasselbe, was Paulus das schwache Gewissen nennt.“ S. 704 geht Schleiermacher auf das Vorbild Christi über, welcher ein gemeinliches Maß des Handelns in seinem Leben darzustellen gesucht habe. S. 635 fg. hieß es: „Was Jedem in seinem Gewissen Sünde ist, d. h. wovon er sich bewußt ist, daß der Geist ihm dazu nicht den Impuls gegeben hat: das muß er unterlassen, während ein Anderer, der das entgegengesetzte Bewußtsein in sich trägt, es sicher thun kann.“

Weitere Entwicklungen über das Gewissen finden wir in Schleiermachers „Christlicher Glaubenslehre“¹³⁾,

11) Krüger's Mittheilungen aus den Besetzungen von Daut über die Willensfreiheit. 1834. 12) Weßtem der christl. Moral I, S. 72. 13) Ausgabe von Zonas 1843. S. 15 fg.

14) Ausgabe von Zonas S. 700 fg. 15) Dritte Auflage, zunächst S. 360.

wo er in dem Abschnitte von der „Sünde als Zustand des Menschen“ sagt: „Wir haben nur ein böses Gewissen, theils in sofern wir die Möglichkeit eines Besseren empfinden, und dieses also auf eine andere Art in uns eingeprägt ist, theils in sofern wir überhaupt ein Gewissen haben, d. h. die Forderung einer Zustimmung mit dem Gottesbewußtsein in uns aufgestellt ist.“ Am ausführlichsten aber handelt er vom Gewissen in dem Abschnitte seiner Glaubenslehre, welcher die Ueberschrift trägt: „Gott ist heilig“, wobei wir uns erinnern müssen, daß er die göttlichen Eigenschaften als göttliche Urursächlichkeit faßt. „Unter der Heiligkeit Gottes verstehen wir diejenige göttliche Urursächlichkeit, kraft deren in jedem menschlichen Gesammleben mit dem Zustande der Erlösungsbedürftigkeit zugleich das Gewissen gesetzt ist.“ „Unter dem Ausdrucke Gewissen verstehen wir eben dieses, daß alle aus dem Gottesbewußtsein hervorgehenden und durch dasselbe anregbaren Handlungsbewegungen als Forderungen nicht etwa theoretisch aufgestellt werden, sondern sich im Selbstbewußtsein geltend machen, sobald jede Abweichung der Lebensäußerungen davon als Lebenshemmung, mithin als Sünde gefaßt wird. Wenn wir hier ganz bei dem Gottesbewußtsein stehen bleiben, so thun wir dieses im Geiste der Glaubenslehre überhaupt. Indem wir aber als bekannt voraussetzen können, daß anderwärts das Gewissen erklärt wird durch die gleiche Beziehung auf die Idee des Guten: so ist nur beiläufig zu sagen, daß beides gar nicht von einander verschieden ist. Denn wenn es irgendwo vorkommt, daß das natürliche Gewissen unter der Idee des Guten andere Forderungen aufstellt, als in demselben Gesammleben durch das darin herrschende Gottesbewußtsein geltend gemacht werden, so daß beides mit einander in Streit ist: so ist dieses doch ebenso nur einer Unvollkommenheit in der Entwicklung oder in der Anwendung zuzuschreiben, wie wenn auch das natürliche Gewissen eines Volkes und eines Zeitraums nicht dasselbe ist mit dem eines anderen, oder wenn verschiedene Glaubensweisen nicht dieselben Forderungen aufstellen. Wir aber in der evangelischen Kirche sind in einem solchen Streite nicht befangen, sondern die Identität der von unserem Gottesbewußtsein ausgehenden mit den aus der Idee des Guten entwickelten Handlungsbewegungen wird bereitwillig genug zugestanden. Daß nun aber überall, wo mit diesen Forderungen oder diesem Gebote auf das Gottesbewußtsein zurückgegangen wird, auch das Gewissen ganz vorzüglich auf eine göttliche Urursächlichkeit zurückgeführt und als die Stimme Gottes im Gemüthe als eine ursprüngliche Offenbarung Gottes angenommen wird, bedarf keines Beweises, sondern gehört zu den inneren Erfahrungen, die wir als auf unserem Gebiete allgemein voraussetzen können. Dennoch ist das Gewissen nicht dasselbe mit der Erscheinung des Gottesbewußtseins im Menschen überhaupt, wie sie die ursprüngliche Vollkommenheit seiner Natur konstituiert; denn ohne die Ungleichmäßigkeit, in dem

Erscheinen desselben als Verstand und dem Hervortreten desselben als Willen, und zwar ohne diese Ungleichmäßigkeit verbunden mit der Richtung auf die Gleichmäßigkeit, würde es kein Gewissen geben; ebenso wie ohne Gewissen alle Thatsachen, die aus dieser Ungleichmäßigkeit hervorgehen, uns nicht würden Sünde sein. Die göttliche Urursächlichkeit, durch welche das Gewissen gesetzt ist, gehört also ganz in das Gebiet des Gegenfakt, in welchem wir uns jetzt befinden, und ist ebenso gewis die göttliche Urursächlichkeit, durch welche die Sünde gesetzt ist, weil uns nur durch das Gewissen ein gegebener Zustand, und zwar nur als unsere eigene That zur Sünde wird.“

„Wenn nun unsere Erklärung sagt, das Gewissen sei nur mit dem Zustande der Erlösungsbedürftigkeit gesetzt, so ist dies allerdings der rein christliche Ausdruck für die Thatsache, aber keineswegs so zu verstehen, als wollten wir nur da ein Gewissen annehmen, wo die Erlösungsbedürftigkeit anerkannt ist; sondern, indem wir hier von der göttlichen Urursächlichkeit handeln, gehen wir von der Voraussetzung aus, daß die Erlösung durch Christus dem ganzen menschlichen Geschlechte geordnet ist, und dieses sich auch ganz in dem Zustande der Erlösungsbedürftigkeit befindet. Denken wir uns statt dessen eine allmähliche Entwicklung der Kraft des Gottesbewußtseins: so könnte zwar auch bei dieser jene Ungleichmäßigkeit bestehen, aber indem dann die Fortschreitung überwiegend dem Charakter einer Kunstübung sich nähern würde, so wäre denn die Aufstellung einer solchen Forderung, wie das Gewissen sie auspricht, überflüssig — wie ja jede Kunst fortschreitet ohne eine solche — und mithin, da das Gewissen immer Schmerz bringt, eine Grausamkeit. Woegen für die Erlösung die Menschen unter dem Gewissen, welches immer das Bewußtsein ihrer Unfähigkeit in sich schließt, zusammengehalten werden, und ebenso auch hernach, weil das Gewissen ihnen immer das Bewußtsein der Sünde noch erregt, werden sie bei der Erlösung festgehalten. Könnten wir uns aber jemals den Willen vollkommen dem Gottesbewußtsein reinigt denken, so daß Nichts angestrebt würde, was nicht aus diesem hervorging; dann würde — gesetzt auch, es blieben noch Unvollkommenheiten in der Ausführung übrig, die aber nur in dem dem Willen dienenden Organismus, physischen oder somatischen, ihren Grund hätten — das Gewissen in seiner wahren Eigenthümlichkeit aufhören. Daher, was hier nur beiläufig oder vorläufig gesagt werden kann, wenn wir glauben den Zustand des Erlösers durch die Formel, daß er immer ein vollkommen befriedigtes Gewissen gehabt“, adäquat zu beschreiben, wir darunter doch ein solches, das immer geschwiegen, verstehen müssen, so daß der Erlöser das Gewissen nur als Mitgefühl, nicht als sein persönliches ganz gehabt haben. Hieraus nun erklärt sich schon zum Theil, weshalb wir das Gesammleben als den eigentlichen Ort

17) Die alte „Austliche Theologie“ sagt: Christus und der Teufel hätten kein Gewissen gehabt.

des Gewissens setzen. Nämlich gesagt auch, ein Geschlecht käme zu jener vollkommenen Stärke und Reinheit des Willens: so müßte es doch Gewissen erweckend wirken auf das spätere unter ihm aufwachsende Geschlecht; welches dann ebenso auch geht in Bezug auf die größten Entwicklungsunterschiede innerhalb desselben Geschlechts. Andererseits würde auch das bloß in jedem Einzelnen für sich erscheinende ein zu veränderliches sein, als daß nicht dadurch die Sicherheit des Urtheils sowohl als des Zurückführens auf die göttliche Ursächlichkeit sollte gefährdet werden. Das Gewissen aber, wie es in einem Ganzen als dasselbe in allen und für alle austritt, ist das Gesetz, das sittliche zunächst, von welchem aber das bürgerliche jedesmal ein Ausfluß ist.“ — Von Casuistik und den gewöhnlichen Einteilungen des Gewissens ist bei Schleiermacher nicht die Rede.

Etwas ausführlicher gehen wir nur noch auf R. Korte's Darstellung ein¹⁾, welche namentlich in ihren Principien in sofern von Schleiermacher, J. Müller und R. Abrecht, als sie das Sittliche als solches unabhängig von dem Gottesbewußtsein sein läßt²⁾, außerdem aber, wie die ganze neuere deutsche Theologie, welche auf Wissenschaftlichkeit Anspruch machen darf, von Hegel's und Schleiermacher's Einflüssen durchtränkt ist. Da er indessen eben eine christliche Ethik schreibt, obgleich er nicht umhin kann, immer wieder auf das allgemeine Menschliche zurückzugreifen, so handelt er nur von demjenigen Gewissen, bei welchem das Gottesbewußtsein mitgespielt ist, und zwar bezeichnet er es öfter im Allgemeinen als die „individuelle Instanz.“ Den eigentlichen locus hat er ihm unter der Rubrik „Sittliche Ausrüstung des Menschen“ gegeben³⁾. Es heißt hier im Anschlusse an seine eigenthümliche Auffassung des Ethischen: „Die Gottesthätigkeit in ihrer passiven Form, d. i. die in der Einigung von Seele und Leib im Menschen von dem materiellen Leibe, mithin überhaupt von der materiellen Natur bestimmt werdende Selbstthätigkeit der menschlichen persönlichen Seele, als durch die göttliche Selbstthätigkeit, überhaupt durch Gott bestimmte, also der Trieb als religiöser — ist das Gewissen.“ Im Folgenden folgt er, daß der Mangel deutlicher Begriffe in den Lehrbüchern, die herrschende Unklarheit in Anschung des Verhältnisses zwischen dem Sittlichen und dem Religiösen kaum irgendwo handgreiflicher sei, als in der Lehre vom Gewissen, während Andere fragen dürften, warum er selbst für das Gewissen alternierend bald in das religiöse, bald in das ethische Gebiet greife, und seine Begriffsbestimmung nur dann treffend finden werden, wenn sie mit seiner ganz eigenthümlichen Bestimmung des Ethischen als eines Wechselverhältnisses zwischen Leib und Seele einverstanden sind. Der gangbare Sprachgebrauch (welcher aber überall sein Recht hat), selbst der wissenschaftliche, wirft hier durch einander, was vor Allem streng geschieden sein muß. Er verwechselt das Gewissen bald mit dem sittlichen Triebe, bald mit dem reli-

giösen Sinne, bald mit dem sittlichen Sinne, bald auch wol mit der religiösen Empfindung oder resp. Gefühle, oder auch wol gar mit der sittlichen (moralischen) Empfindung oder resp. Gefühle (wie doch z. B. de Rette thue) — selbst mit der moralischen Reflexion und dergleichen. Sollen denn so viele verschiedene Termini wirklich nur einen und denselben Begriff ausdrücken? Ferner sagt Korte: „Es stehe dorrer dreierlei fest. Einmal daß das Gewissen durchaus eine wesentlich religiöse Bestimmtheit ist (was besserer werden kann). Der Gedanke des Gewissens steht und fällt mit der Idee Gottes; nicht die Sittlichkeit und das, was auf ihrer Seite dem Gewissen specifisch correspondiren mag (der sittliche oder moralische Trieb), wol aber das Gewissen. Das Honestum und das Inhonestum rein als solches hat mit dem Gewissen Nichts zu thun; vor diesem handelt es sich überall um Fas und Nefas. Sodann das Gewissen hat seine Bedeutung wesentlich nur für das Praktische (im Gegensatz gegen das Theoretische), ungeachtet man übrigens ganz angemessen aus einem wissenschaftlichen, einem künstlerischen Gewissen und dergleichen spricht. Es geht immer nur aus unser Willen und Thun (aus unser Willen), nie aus unser Vorstellen und Begreifen (unser Erkennen), außer in wiefern auch in diesem ein Willen und Thun (ein Willen) mitgespielt ist. Es liegt also wesentlich auf der Seite der Selbstthätigkeit, nicht auf der des Selbstbewußtseins. Endlich hat es wesentlich einen individuellen Charakter, es ist wesentlich subjectiver, nicht objectiver Natur, weshalb die Rede von einem „Nichterkennen des Gewissens“ eine sehr mißverständliche (aber berechtigte) ist. Das Gewissen eines Anderen bindet und verbindet mich schlechterdings nicht, sondern lediglich mein eigenes. Es sei eine „sinnlich empfindbare“ (?) Thätigkeit Gottes im Menschen.“ Das strafende (böse) Gewissen sei der negative religiöse Lebenstrieb, das lobende (gute) der positive religiöse Lebenstrieb. Das Schuldgefühl correspondire nur zum Theil mit dem bösen Gewissen; eins sei immer so stark wie das andere. Das Gewissen ist ferner nach Korte immer untrüglich und unüberwundlich. Es sei eine Thätigkeit Gottes in der Selbstthätigkeit des Menschen. „Wo gar kein Gottesbewußtsein wäre, da würde subjectiv angesehen auch kein Gewissen sein.“ Die Kräftigkeit des Gewissens als solchen hat indessen nicht grade an der Kräftigkeit des Gottesbewußtseins, am wenigsten wie es religiöser Sinn ist, ihr Maß.“ Aber der formaler Entwicklung des Menschen (des Christen!) congruiren sittliche Empfindung, religiöse Empfindung, sittlicher Sinn, religiöser Sinn, sittlicher Trieb und Gewissen, sittliche Kraft und göttliche Mithätigkeit. — Im Uebrigen behandelt Korte⁴⁾ auch das von Schleiermacher sogenannte öffentliche Gewissen oder das Gewissen der Gemeinschaft, sowie er⁵⁾ die Casuistik nicht unberücksichtigt läßt. Die beiden Hauptquellen der Casuistik seien 1) die Wandelbarkeit des Gesetzes, welches allmählig aufhöre, auf die sittlichen

18) Theologische Ethik. I. Bd. 1845. 19) I. S. 191.
20) I. S. 203 fg.

21) III. S. 828. 22) III. S. 824.

Zustände zu passen, 2) die Nothwendigkeit, daß bei der Bestimmung der Pflicht auch die individuelle sittliche Inßanz (Gewissen u. s. w.) concurre. Deshalb ist die Pflichtenlehre — nicht etwa die Ethik überhaupt — wesentlich casuistisch (freilich in einem ganz anderen Sinne als etwa dem jesuitischen); eben deshalb ist sie es aber auch in den großen scharf hervortretenden Wendepunkten der Geschichte der sittlichen Welt am wenigsten“ (nämlich theoretisch). Die protestantischen „Bedanken“ seien auch Casuistiken gewesen. Doch könne die Casuistik eigentliche Gewissensfälle gar nicht behandeln, da diese schlechthin individuell seien. Nur in der Pflichtenlehre habe die Casuistik ihren Ort.

J. Müller geht in seiner „Christlichen Lehre von der Sünde“²³⁾ nicht ausdrücklich auf die Deduction und das Wesen des Gewissens ein; er setzt es voraus. Gelegentliche Aeußerungen daher sind z. B. folgende“): „Es sei „die für das sittliche Gesetz unaussprechliche Aufgabe, das Individuelle zu bestimmen, eine solche, welche auch die ethische Wissenschaft mit ihren weiten Mitteln jedenfalls nur annähernd zu lösen vermag; immer bleibt zwischen ihren Begriffen und Sätzen und dem individuellen Falle noch ein irrationales (?) Verhältniß gleichsam ein leerer Zwischenraum, den seine Regel auszufüllen im Stande ist, sondern nur das Gewissen des Handelnden, sich betheiligend in der Weise des unmittelbaren Gefühls (des sittlichen Taktes).“ Ferner“): „Die wir unter selbst nicht wahrhaft bewußt werden können, ohne uns Gottes bewußt zu werden, so vermögen wir dem Wesen unserer Selbstbestimmung nicht auf den Grund zu sehen, ohne darin das Gewissen als Norm für die Bewegungen unseres Willens zu finden.“

— G. C. A. Harleß behauptet in seiner christlichen Ethik“): Die Sprache nenne Gewissen dieses „höchste und wesentlichste Merkmal des Unterschiedes von Mensch und Thier“) diejenige „innere Offenbarung“, welche im Menschen, die Einheit in die wahre Lebensnorm, die Erkenntniß der wahren Sittlichkeit vermittelt.“ Das Gewissen sei „eine Thatsache des allgemeinen menschlichen Lebens“, und gleich darauf heißt es, daß bei den heidnischen Weisen (deren Gewissenkraft und Gewissenstheorie er im Interesse seiner Orthodoxie so tief wie möglich herabzusetzen sucht) sich nicht kraft des Gewissens die Bejahung des creatürlichen Lebens zu Gott vermittelt habe. Ebendieselbe Harleß den Zusammenhang des (christlichen) Gewissens mit dem „wahren Sohne“ behauptet, so behandelt er doch das Gewissen, und zwar mit reichen Citaten aus dem römischen und griechischen Heidenthume, unter der Ueberschrift: „Das Menschenleben und seine Lebensnormen vor der Erscheinung Christi im Fleisch.“ — Wieder mehr der Doctrin der altprotestantischen Theologie schließt sich z. B. die Bibelconcordanz von Büchner-Hubner“ an. Sie definiert das Gewissen als „das geistige Vermögen, welches dem Menschen ein unbedingt gültiges Gesetz für sein

Handeln aufstellt, den innerlichen Gerichtshof.“ Es seien drei Stücke in ihm enthalten: 1) die Kenntniß des Gesetzes, 2) die Anwendung desselben, 3) das Urtheil selbst.

17) Die katholische Theologie (seit Kant) ist im Punkte der sittlichen Behandlung des Gewissens unverkennbar weit enfter und strenger geworden als früher, sodas nur noch einzelne Nachzügler des jesuitischen Probabilismus auftreten, z. B. die Ethica christiana des Jesuiten Estaller“); aber eine wesentliche Förderung der Doctrin können wir ihr nicht beilegen. Das tüchtigste ethische Werk der neueren Zeit in der katholischen Literatur ist J. B. Hinscher's „Christliche Moral“), welche auch das Gewissen in würdiger, ernster, gründlicher Weise behandelt). Sie definiert es als eine „Bindung des Willens an die Wahrheit, an den von Oben gesetzten Inhalt seiner Thätigkeit.“

Daß wir für die letzten Jahrhunderte fast nur Belege aus der deutsch-evangelischen Theologie und Philosophie herbeigezogen haben, wird derjenige gerechtfertigt finden, welcher einigermaßen die gleichzeitige Theologie und Philosophie anderer Gebiete kennt. Einmal nämlich hat diese deutsche Theologie und Philosophie wie keine andere den Vorzug, daß sie, so zu sagen, nicht die geistigen Producte anderer Völker mit verarbeitet in sich erhält; ferner aber hat sie einen Standpunkt der Wissenschaftlichkeit eingenommen, welcher wenigstens in Betreff der potentesten Theorie alle anderen Standpunkte tief unter sich läßt. Auch dürfen wir hier, zum Schluß der geschichtlichen Uebersicht, wieder daran erinnern, daß keine Nation es mit dem Gewissen praktisch so streng genommen hat, wie die deutsche, namentlich seit der Reformation, welche recht eigentlich diejenige That des Gewissens war, wodurch sich dasselbe auf sich selbst stellte und das Gewissenstaktes des Ablasses von sich warf. Und wenn auch in der allerneuesten deutsch-protestantischen Geschichte recht bedeutliche Stimmen laut geworden sind, welche nicht unbedeutlich zu erkennen gegeben haben, daß ihrem Streben nach objectiver Auctorität das überkommene Gewissen der Einzelnen unbedeuten sei, so liegt eben hierin ein Uebell von dem protestantischen Geiste, eine Rückfall in die gewissenlose Politik der Borgia, des Machiavel, der französischen Ligue, der Bartholomäusnacht, des Fürstenmordes, der Stuart's, eines Garnet u. s. w. vor. Freilich gibt es im recht verstandenen Protestantismus nicht mehr so viele Mittel, das Gewissen eines Diplomaten u. s. w. zu absorbiren.

C. Kritische Resultate für die Begriffsbestimmung des Gewissens.

Die Bestimmung dessen, was das Gewissen sei, ist, wie der vorherrschende Abschnitt zeigt, auf sehr verschiedene Weise gegeben worden; aber es darf dies, bei dem subjectiven und individuellen Charakter des zu Be-

23) 3. Ausg. 1849. 24) L. E. 39. 25) L. E. 105.
26) 4. Ausg. 1849. E. 24 fg. 27) G. Aufl. 1846. E. 628.

28) 1791. Durch die Berufung auf diesen seinen Lehrer entschuldigte der katholische Priester Kiembauer seinen Doct; vgl. den Reuen Pitaval. 29) 1833. 30) L. E. 85 fg.

stimmenden nicht Wunder nehmen. Das Gewissen ist ein psychologisches Phänomen und kein concretes naturwissenschaftliches Object, so daß die naturwissenschaftliche Methode, dieses höchste Organon für die Begriffsbestimmung, nur cum grano salis angewendet werden kann.

Ein Jeder darf unbefürchtet um einen Anderen aus seiner Selbstbeobachtung sagen: das oder das ist mein Gewissen, ich empfinde es so oder so; ich halte es für das oder das; und er hat mit seiner Bestimmung Recht, so weit man ihm nicht nachweisen kann, daß er sich widerspricht, daß er Begriffe verwechselt oder offenbar falsch anwendet.

Aus der Aussage und dem Handeln der mehrten einzelnen Gewissen über sich läßt sich dann ein Sattungsbegriff abstrahiren, aber nur aus denjenigen Selbstbeobachtungen, deren Bewußtseinsauslagen correct und in sich consequent sind: freilich streng genommen eben nur aus den Aussagen und den Handlungen, welche eben unzweifelhaft vorliegen.

Es liegen aber vor Aussprüche und Handlungen in Betreff des Bewußtseins von Individuen verschiedener Nationalitäten, Religionspartien u. s. w. Es fragt sich nun, ob dieselben etwas Gemeinsames aufweisen und, wenn es der Fall ist, wie dasselbe auszuspochen sei.

Kann man schon bei dem Einzelnen kritisiren, ob Alles, was er als Gewissen ausspricht, Anspruch habe, Gewissen zu sein und zu heißen, so läßt sich dann auch wieder von dem gesunkenen Gemeinsamen eine Reinigung resp. Feststellung des Begriffes vom individuellen Gewissen vollziehen.

Wir haben also in empirischer Weise zu beginnen und das aufzusuchen, was irgend wie und wo als Gewissen, als conscience, als conscientia, als *avayvayn* u. s. w. sich geltend gemacht hat, resp. so genannt worden ist. Denn das Bewußtsein von einem Dinge und sein Begriff erscheint vorzugsweise in dem Worte.

Da finden wir denn in Beziehung auf die verschiedenen Lebensgebiete, daß, außer von dem Gewissen überhaupt, worunter in der Regel das sittliche resp. religiöse gemeint ist, von dem ästhetischen, dem künstlerischen, dem wissenschaftlichen Gewissen u. s. w. gesprochen wird, theils von dem individuellen einer Person, vorzugsweise der menschlichen, theils von dem Gewissen einer Gemeinschaft, also von dem öffentlichen, sittlichen, religiösen, ästhetischen, literarischen, staatlichen, rechtlichen u. s. w.

Zumeist aber wird das Wort von dem sittlichen resp. religiösen Gebiete gebraucht, und auf diesem ist recht eigentlich der Sitz des Bewußtseins. Von einem ästhetischen, wissenschaftlichen u. s. w. Gewissen zu reden, ist ein Sprachgebrauch, welcher kaum über das vorige Jahrhundert zurück reichen dürfte, die Anwendung eines Primären auf etwas Secundäres, so daß wir auf diese Seite des Begriffes wenig Rücksicht zu nehmen haben.

Es steht ferner fest, daß ein Gewissen ursprünglich, eigentlich und zumeist dem Individuum beigelegt wird; das Reden von dem Gewissen eines Staats oder einer

anderen Gemeinschaft ist eine spätere Uebertragung von jenem auf diese, also etwas Secundäres, und man darf zweifeln, ob diese Uebertragung ein glücklicher Griff sei, auch wenn sie mit dem vollen Bewußtsein geschieht, daß man nur personificirt. Dergleichen Uebertragungen von den Eigenschaften aller möglichen Dinge auf alle möglichen Dinge, worin zum großen Theil die Poesie und die Geistrichigkeit besteht, wirft zwar manches Licht auf den ursprünglichen Gegenstand zurück; allein sie kann in der Begriffsbestimmung derselben kein wesentliches Moment sein und wir dürfen uns hier der Aufgabe entziehen, den höheren Sattungsbegriff für das individuelle und das öffentliche Gewissen ausführlich zu erörtern. Es ist bedenklich, das Gewissen als etwas Individuelles zu fassen, was es in seinem ursprünglichen, eigenen und inneren Wesen ist, und doch auch zu sagen, daß es etwas Anderes, daß es auch ein öffentliches Gewissen sei. Was man öffentliches Gewissen nennt, hat vor dieser Bezeichnung schon existirt, und wir lassen ihm am füglichsten, um unsere Aufgabe nicht unnöthiger Weise zu compliciren, die eigentliche Bezeichnung, etwa der gemeinsamen Ueberzeugung oder dem gemeinsamen Gefühle von dem, was recht sei u. s. w.

Wir haben oben als das eigentliche, ursprüngliche Gebiet des (individuellen) Bewußtseins das sittliche resp. religiöse bezeichnet. Es muß gefragt werden, ob dies heißen soll: das sittliche und das religiöse, oder: das sittlich-religiöse, oder: das religiös-sittliche, oder: das sittliche oder religiöse. Ist das Sittliche etwas vom Religiösen Unterschiedenes oder zu Unterscheidendes, und wir müssen beides unterscheiden, wie es im wissenschaftlichen Bewußtsein unterschieden wird, so haben wir uns auch in Betreff des Bewußtseins zu entscheiden. Wir müssen uns dafür entscheiden, daß das Gewissen seinem eigenen Wesen nach auf das Sittliche, nicht auf das religiöse Gebiet gehört, obgleich beide Gebiete in Praxis meist innigst verbunden sind. Die Gründe dafür, daß wir das Gewissen wesentlich als eine ethische Potenz fassen, können erst in dem Folgenden dargelegt werden.

Zuvor ist erst die Frage nach dem Individuum weiter abzuklären. Was für ein Individuum wird gemeint? Es ist bisher immer von menschlichen Individuen die Rede gewesen, und auf diesem Gebiete wird sich die Erörterung wesentlich zu halten haben.

Es gibt viele Arten von Individuen. Der Baum, das Thier, die Pflanze u. s. w. sind auch Individuen, und die Phantasie oder die tropische Redeweise hat noch viele andere Individuen; allein wir haben es bei dem Gewissen nur mit solchen Individuen zu thun, denen ein Bewußtsein zukommt; denn dieses ist auch etymologisch das allgemeine Element des „Gewissens“. Nun existiren aber außer dem Menschen auch andere ihrer selbst bewußte Individuen.

Das Thier oder wenigstens das höher organisierte Thier — der Mensch ist somatisch oder physisch auch ein Thier — kann als ein mit Bewußtsein begabtes Individuum gefaßt werden, wenn wir uns auch nicht auf die Streitfrage einlassen, ob es Selbstbewußtsein habe.

Man hat in der That von dem Hunde, welcher einen Topf vom Tische warf und zerbrach, und sich dann vor seinem Herrn und anderen Hausgenossen vertrock, gesagt: er habe dies gethan, weil er ein „böses Gewissen“, also ein Gewissen, habe. Die Thatfache des Vertriebens steht fest. Wir lassen uns aus Achtung vor der ersten Aufgabe nicht auf die Frage ein, ob das Nothwendige Furcht vor der Züchtigung sei oder wirklich das Bewußtsein eines höheren Gesetzes, das Bewußtsein des Rechts, welches der Hund auf diesen Fall, der ihm vielleicht noch nie begegnet ist, angewandt habe; wir wollen Niemandem wehren, dem Hunde ein Gewissen beizulegen; aber es ist kein sittliches Gewissen, auch nicht der Keim dazu, denn dieser Keim entwickelt sich nie; und nur ein Keim, der sich entwickelt, ist ein Keim. Das Thier hat keine Moral; es ist kein sittliches, kein ethisches Individuum.

Ein anderes Individuum ist der Teufel. Seine Existenz oder vielmehr seine Persönlichkeit nach der herkömmlichen Vorstellung vorausgesetzt, läßt sich fragen, ob er ein Gewissen habe oder nicht. Sofern er immer böse handelt, könnte man ihn gewissenlos nennen; allein der Böse ist darum nicht der ohne Gewissen Seiende. Weiß er nicht, daß sein Handeln oder sein Wille unrecht ist, so ist er nicht der Teufel. Der Teufel glaubt, aber er schaudert, folglich hat er ein Gewissen, und zwar ein sich stets regendes, obwohl er sich selbst nicht darüber ausgesprochen hat. Er ist das absolut zwiespältige Wesen.

Dagegen werden die Engel als in sich absolut einige und selige Individuen vorgestellt, und so könnte man ihnen ein „gutes“ Gewissen zusprechen, d. h. die feste Harmonie ihres Willens und Handelns mit dem Gewissen. Sind die Engel nie durch den Zwiespalt hindurchgegangen, kommen sie nie in die Möglichkeit einer Collision mit dem höheren Sittengesetze, und können sie nicht unrecht handeln, so haben sie kein Gewissen; ist aber der Teufel ein gefallener Engel, so haben sie ein Gewissen; aber freilich dieser Beschäftigung würde in ihr Wesen die wenn auch stets überwindende Disharmonie setzen. Wir haben übrigens keinen Anspruch von ihnen darüber, wie es mit ihrem Gewissen steht. Nach unserer weiter unten anzuführenden Definition wird ihnen ein Gewissen zukommen.

Und wie steht es um Christus? Man hat ihm bald das Gewissen abgesprochen, bald ein solches, und zwar meist ein sympathisches (wonach er den Menschen ihre Gewissenslage mit- oder nachgerührt haben soll, was man von Gott auch annehmen kann, also kein Gewissen) zugeschrieben. Er selbst hat sich darüber nicht ausgesprochen; wenn aber die Versuchungsgeschichte den Zweck haben soll, zu beweisen, daß er der Versuchung zum Unrecht widerstanden habe, so setzt sie in ihm das Gewissen voraus. War er aber ein mit Gott absolut identisches Wesen, welches sich also nicht als einem höheren Gesetze und Willen untergeordnet dachte, so kommt ihm ein Gewissen nicht zu.

Denn, um zu dem höchsten Individuum aufzu-

steigen, so ist noch Niemandem eingefallen, Gott ein Gewissen zuzuschreiben. Seine Heiligkeit kann man nicht sein Gewissen nennen, denn sie ist absolut, sie ist das höchste Gesetz, dem kein anderes entgegensteht. Was er auch thut, es ist recht. Er kennt kein Sollen. Es ist daher ein Widerspruch, von Gottes Gewissen, eine Blasphemie, von seiner Sittlichkeit zu reden. Nur sittliche Individuen, d. h. solche, die des sittlichen Thuns fähig sind, haben ein Gewissen.

Die Fragen nach dem Gewissen der Engel u. s. w. könnte als eine müßige erscheinen; allein wir haben die Pflicht, unsere Aufgabe scharf abzugrenzen, und selbst wenn nur Menschen ein Gewissen haben, so können obige Fragen doch ein ausflüßendes Licht auf dessen Natur werfen.

Wir sind also mit dem individuellen Gewissen — wie mit dem öffentlichen — auf die Sphäre der Menschheit angewiesen. Menschen sind es, welche sich ein Gewissen beilegen. Haben alle Menschen ein Gewissen? Es kommt bei der Beantwortung nicht bloß darauf an, ob Einer es ablehnt oder behauptet, ein Gewissen zu haben, sondern auch darauf, ob sich an ihm Zeichen des Bewusstseins finden, weiterhin darauf, ob die Induction erlaubt sei, wie wenn man fragt, ob, wenn 10 Pflanzen Knochen haben, auch die 11. zu derselben Art gehörige sie habe.

Betrachten wir zunächst diejenigen menschlichen Individuen, welche innerhalb ihrer Sphäre zu der durchschnittlichen Reife des Körpers und des Geistes kommen, so treten uns Individuen verschiedener Nationen und Religionen entgegen.

Wir besitzen die Aussprüche vieler Griechen, Römer, Juden und anderer Nichtchristen, welche dahin gehen, daß sie selbst und andere ihrer Volksgenossen ein Gewissen haben, und viele dieser Aussprüche behaupten ausdrücklich, daß alle ihre (normal entwickelten) Volksgenossen mit dem Gewissen begabt sind, und neben den Aussagen christlichen Zeugnisses des vorhandenen Bewusstseins. Diese Individuen setzen ihr Gewissen zum Theil in die enge Beziehung zu ihrem religiösen Glauben, resp. betrachten es als einen Ausfluß desselben resp. als die Furcht vor Gott; zum Theil aber trennen sie es von diesem Element und stellen es als eine von der Götterfurcht unabhängige Macht dar, und in dem Maße, wie ihr Götterglaube schwindet, macht sich bei ihnen die Verurteilung auf ihr Gewissen geltend. Je mehr sie Gott in sich hinein nehmen, desto mehr tritt das Gewissen heraus.

Unter die Nichtchristen wird man auch die Aethiener der neueren Zeit zu rechnen haben, z. B. die Gewissener (Knutsen), viele französische Encyclopädisten u. s. w. Haben diese Leute ein Gewissen? Sie (oder viele von ihnen) behaupten es, und wir haben kein Recht, es ihnen abzupredigen. Für denjenigen, welcher in dem Gewissen wesentlich ein Gottesbewußtsein findet, bleibt hier nichts Anderes als die Behauptung übrig, daß diese Leute trotz ihres theoretischen Zeugens doch factisch einen Gottesglauben haben, resp. daß in ihnen ein Funke

davon zurückgeblieben sei. Aber wird man sagen wollen, daß, was sie ihr Gewissen nennen, kein Gewissen, sondern etwa das Bewußtsein des für die Existenz der Gesellschaft sittlich Nothwendigen u. s. w. sei? Aber wie, wenn man damit eben recht eigentlich das Wesen des Gewissens ausspräche? Wie, wenn man damit das Gewissen aus der religiösen in die sittliche Sphäre verlegt? Wie, wenn eben mit jenem Bewußtsein ein höheres Gesetz als das der sinnlichen Willkür u. s. w. gesetzt wäre? Auf jeden Fall müssen uns dergleichen Erscheinungen darauf hinweisen, das Gewissen zunächst auf das unbestrittene Gebiet zu verlegen, auf das rein ethische; wir müßten denn eine Trennung des Ethischen und des Religiösen auch in thesi für principiell unzulässig erklären, was vielmehr auf dem Standpunkte des durchgeführten Pantheismus erklärlich wäre.

Auch darf schon hier daran erinnert werden, daß die Phrase, der und der sei ein gewissenloser Mensch, nicht den Sinn haben kann, er habe überhaupt kein Gewissen, sondern nur den, er habe so gehandelt, als ob er kein Gewissen hätte. Denn wer will denn abrechnen und sagen, daß sich bei ihm kein innerlicher Gewissenstest gegen seine Handlungen erheben habe?

Wenn man für das Gewissen der nichtchristlichen Völker die religiöse Triebfeder in Anspruch nimmt, so hat man dazu ein volles Recht; aber es ist dies das religiöse Gewissen, von welchem das sittliche unterschieden werden muß. Die nichtchristlichen Individuen, so weit sie religiös sind, haben grade die Eigenthümlichkeit, ein sehr stark ausgeprägtes religiöses Gewissen zu besitzen, und zwar desto mehr, je religiöser sie in ihrer Weise sind. Mit großer, ja mit peinlicher Gewissenhaftigkeit fühlen sie sich getrieben, den religiösen Pflichten zu genügen, z. B. dem durch ihren Glauben, ihren Priester u. s. w. vorgeschriebenen Gebete, Opfer u. s. f. Sie halten es gerathener, hierin lieber ein plus als ein minus zu leisten. Aber wie steht es um ihr sittliches Gewissen, um ihre Sittlichkeit oder Moralität? Es ist notorisch, daß hier zum Entsetzen wenig Achtung vor fremdem Eigenthum, wenig Hinhaltung eines gezeigten Wortes herrscht. Hat man seiner religiösen Pflicht genügt, so hat man sich abseht. Das Religiöse ist hier das Sittliche, aber die religiösen Pflichten sind äußerlich vorgeschriebene Normen, und je mehr die Religion in diese ausgreift, desto weniger innerliche, individuelle Regungen können sich für sich geltend machen. Die Subjectivität ist noch von der Objectivität absolut bestimmt, und erst mit dem Untergange dieses objectiven Götterglaubens taucht das subjective Element des Gewissens, des Bewußtseins des Erlaubten und Unerlaubten oder besser: dessen, was recht oder unrecht sei, auf. Dieses religiöse Gewissen ist eine gewaltige Realität, aber es bezieht sich wesentlich nur auf die ceremoniellen Mächten gegen die Gottheit, und doch müssen wir das eigentliche Wesen des Gewissens, welches unter der Herrschaft des objectiven religiösen Auctoritätsglaubens der Nichtchristen noch kaum einen Namen hat.

Auch innerhalb des Christenthums müssen wir dem

religiösen Gewissen sein Recht lassen; es gibt ein christlich-religiöses Gewissen, wenn auch je nach der verschiedenen Auffassung des Göttlichen verschieden. Dieses meint man, wenn man das christliche Gewissen etwa als das Wissen des Menschen von Gottes Willen, Gesetz, Heiligkeit u. s. w. oder als das Bestimmwerden bei seinen Handlungen durch das Gottesbewußtsein, oder als die Stimme Gottes im Christen u. s. w. definiert. Daß es eine Macht Gottes im Christen und überhaupt im Menschen sei, ist unzweifelhaft, wie ja alles Gute in ihm ein von Gott Werktes ist. Aber das religiöse Gewissen des Christen ist nur dasjenige Bewußtsein, was unmittelbar Gott für ihn präsent macht; es ist das Gottesbewußtsein, und dieses kann nicht mit dem Gewissen im eigentlichen Sinne identisch sein. Das Gewissen unterscheidet sich vom Gottesbewußtsein, und wenn es, sofern es sich auf Sittliches bezieht, davon verschieden ist, so ist es eben das sittliche Gewissen, das Bewußtsein des sittlich Rechten, und dies ist überhaupt das Rechte. Man darf keinen Aufwand nehmen, das christliche Gottesbewußtsein mit dem Gewissen (dem christlichen) in enge Verbindung zu setzen; aber es kann doch nicht daselbe sein. Nun dann ist es, wird behauptet, eine Folge des Gottesbewußtseins, etwa das Bestimmwerden durch das Bewußtsein des göttlichen Willens in den Handlungen des Christen und grade der christliche Gottesglaube hat eine sittliche Tendenz wie kein anderer religiöser Glaube. Ja es ist christliches Princip, daß sich der Christ nur durch sein Gottesbewußtsein in seiner Sittlichkeit soll bestimmen lassen, und sein religiöser Glaube wird überall auf sein Leben influiren. Aber darum macht sich factisch das Gewissen noch nicht als das Bewußtsein Gottes geltend; beide unterscheiden sich. Wenn ich etwas aus dem Gottesbewußtsein heraus thue oder unterlasse, so setzt dies voraus, daß ich mich dabei Gottes in der bestimmtesten Weise bewußt bin und zwar seines bestimmten resp. bestimmten offenbaren Willens für diesen oder jenen sittlichen Fall; ich sage dann: ich muß es thun, weil Gott mich dazu mahnt. Aber es ist doch offenbar etwas Anderes, wenn ich sage: ich muß es thun, weil mich mein Gewissen dazu mahnt. Man analysire nur seine eigenen Wissensfälle, und man wird finden, daß Gott dabei nicht stets unmittelbar und sofort im Bewußtsein präsent war, und eben in diesen Fällen sagt man: ich habe es aus Gewissen gethan. Dabei ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß dieses mein sittliches Bewußtsein wesentlich (mit) durch mein Gottesbewußtsein geschaffen, bestimmt, influirt u. s. w. ist; nur werde ich mich dieser religiösen Potenz nicht immer dabei bewußt, und eben dann habe ich einen Wissensfall, d. h. einen Fall, worin ich selbst ein Bewußtsein von was und was, von dem habe, was recht oder unrecht ist. Uebrigens aber ist es nach der einen Seite hin auch bei dem unmittelbaren Gottesbewußtsein mein Geist, welcher den göttlichen Willen erst in sich aufnimmt und speciell anwendet (nicht durch eine Argumentationskette, aber durch die eigene Geisteskraft).

Dieser Unterschied wird auch unwillkürlich selbst von strenggläubigen Christen anerkannt. Es liegen Fälle vor, daß diese sich auf ihr Gottesbewußtsein resp. auf Gottes Geheiß oder Willen berufen, daneben aber auch, namentlich wo ihr Gottesbewußtsein Nichts aussagt, auf ihr „Gewissen.“ Man sagt z. B.: Gott und mein Gewissen sprechen mich frei. Auch ist es vielleicht möglich, Ansprüche von strengen Christen zu finden, welche dahin gehen, daß sie zwar dieses und jenes aus Gewissen gethan hätten, daß sie aber nun einsähen, es wäre nicht nach dem heiligen Gotteswillen gethan. Doch wollen wir den Satz, daß das Gottesbewußtsein mit dem Gewissen in Differenz stehe, nicht als eine gleichzeitige Collosion geltend machen. Ferner werden strenggläubige Christen nicht behaupten wollen, daß ihr Gewissen sie der Vergebung ihrer Sünden und der ewigen Seligkeit gewiß mache; aber ihr Gottesbewußtsein, in welchem die Gnade Gottes in Christo mit gesetzt ist, hat diese Kraft. Zwar wird man dagegen einwenden, daß das Gewissen eben nur die Seite am Gottesbewußtsein sei, welche dem Christen Gott als Geheißgeber oder Richter präsent mache; aber so wäre das Gewissen doch eben nicht das Gottesbewußtsein, und im Gottesbewußtsein des Christen ist ja eben das Bewußtsein von der Erlösung ein ganz wesentliches Element, wesentlicher als jedes andere. Das christliche Gewissen ist demnach nicht abgelöst vom Gottesbewußtsein, sondern durch den christlichen Glauben wesentlich bestimmt, es ist aber nicht mit ihm identisch; auch ist das Gottesbewußtsein in dem Gewissen streng genommen nicht mit gesetzt; wo das bestimmte Gottesbewußtsein fehlt, d. h. das bestimmte Bewußtsein des absoluten Bestimmtheits oder Bestimmtheits durch Gottes offenbaren Willen, da hat das Gewissen keinen Raum. Man sagt zwar, Gott offenbare sich im Gewissen; allein die christliche Lehre kann diese Offenbarung, da sie auch im Heidenthume stattfinden soll, nicht als die spezifische christliche Gottesoffenbarung gelten lassen.

Wir wollen uns als auf ein Zeugniß des christlichen Bewußtseins nicht auf die Erlösung berufen, daß auch innerhalb des Christenthums da, wo der spezifische christliche Glaube an den persönlichen Gott, an absolute Heilsmittelung durch Christus u. s. w. schwächer wird, desto stärker oder einseitiger die Versuchung auf das Gewissen heraustritt, sobald hier der Fall einer Erregung des Gottesbewußtseins durch das Gewissen, Gottes durch das Selbst des Menschen für das sittliche Handeln vorliegt; denn diese Erregung wäre eben ein Abregiren des christlichen Glaubens; aber auf jeden Fall haben wir es hier doch mit dem Gewissen zu thun, welches sich von dem religiösen Glauben löst und unterscheidet und der bloße sogenannte „Gott im Gewissen“ ist kein Christengott mehr.

Aber die christlichen Individuen sind auch in solchen Gemeinschaften, wo der strenge christliche Glaube die religiöse Norm ist, nach einer anderen Seite hin nicht gleichartig. Es gibt hier besonders Altersunterschiede. Man darf, um ein weiteres Moment für oder gegen

die Unterscheidung des religiösen Bewußtseins von dem sittlichen resp. des Gottesbewußtseins vom Gewissen zu gewinnen, die Frage stellen, wie und wann in dem Christenkinde das Gewissen entsteht. Gibt es Christenkinde, welche das (oder ein) Gewissen haben, ehe sie den (oder einen) Gottesglauben haben? Es liegen Fälle vor, daß ein vierjähriges Kind, welches noch Nichts von Gott weiß, und, hat es seinen Namen gehört, durch diese Macht durchaus noch nicht zu irgend etwas bestimmt wird, ein Geschwister in das Wasser getaucht hat, und dabei eine Regung fühlt, die es in das Versteck treibt. Man wird sagen, dies sei die Furcht vor der Strafe des Vaters. Allerdings; aber es hat ja noch nie diese That verübt, und da es sich dennoch fürchtet, so muß es doch ein Bewußtsein oder Gefühl haben, daß es nicht recht gehandelt, und dies ist das Gewissen. Oder will man das Kind durchaus dem Hunde gleich setzen, und wo soll denn dieses bloße Bewußtsein der strafenden Hand in das Gewissen übergehen? In dem Gewissen ist überall das Bewußtsein der Strafbarkeit, folglich einer höheren Macht, einer höheren Norm, als das bloße Belieben ist, mitgesetzt. Nachst das Kind zu reiferen Jahren heran, so verbindet sich mit diesem ethischen Element allerdings das religiöse, und beide geben um so mehr eine innige Verbindung ein, als der christliche Glaube wesentlich ein ethisches Ziel hat. Zwei Ströme fließen zusammen, und ihre Vereinigung ist zwar sehr innig, aber die Moleküle bleiben geschieden.

Es kann ferner gefragt werden, ob ein isolirter Mensch, also ein solcher, der als kleines Kind ausgesetzt würde und von jeder menschlichen Gesellschaft fern bliebe, dahin gelangen würde, ein Gewissen zu haben. Der eine Fall hierbei wäre der, daß, eine Vernunftentwicklung in menschlicher Weise vorausgesetzt, sich in ihm eine religiöse Vorstellung, etwa durch den Donner oder eine andere Naturmacht, bilde; aber diese Vorstellung würde ihn schwerlich dahin bringen, ein sittliches Gewissen zu haben, d. h. das Bewußtsein, daß diese und jene Handlung an ihm selber, an einem Thiere in einem Verhältnisse zu einer von dem Gottesbewußtsein unabhängigen Norm dessen, was recht oder unrecht sei, stehe. Der andere Fall wäre der, daß er keine religiöse Vorstellung concipire. In diesem Falle würde sich ihm gegenüber gar kein Bewußtsein einer höheren Macht außer seinem Belieben ausbilden. In beiden Fällen aber würde eine wesentliche Bedingung für die sittliche Individualität des Individuums fehlen: die Weirheit der Individuen, die Gemeinschaft. Wenigstens würde ein ganzes großes Gebiet der Sittlichkeit in Wegfall kommen. Ein vollständiger Mangel für das, was recht ist, bildet sich nur in der Gemeinschaft, und außerdem ist jedes isolirte Individuum eine Hypothese, wogegen wir nur factische Individuen ins Auge zu fassen haben.

Wehr als Hypothese ist eine Gemeinschaft von ausgesprochenen Urtheilen. Daß den Urtheilen das Gewissen nicht abzusprechen sei, ist schon oben gesagt worden. Aber vielleicht ist ihr Gewissen der Rest eines re-

ligiösen Bewußtseins. Es käme folglich darauf an, die Möglichkeit der Entschöpfung des sittlichen Gewissens auch in diesem Kreise nachzuweisen. In jeder Gesellschaft existiren Normen des Verhaltens für das gegenseitige Lebensverhältnis; ohne Anerkennung derselben kann sie nicht bestehen resp. prosperiren. Es will aber jede Gesellschaft nicht blos bestehen, sondern auch prosperiren. Deshalb müssen gewisse Dinge, welche der Willkür einfallen können, verboten, andere erlaubt sein, zum Theil durch positive Gesetze, welche ja Nichts weiter sind als ein Ausdruck des Rechts- resp. Sittlichkeitsbewußtseins. Als dieses gemeinsame Bewußtsein ist es kein individuelles, aber es ist auch in dem Individuum, und erst das Individuum kann entscheiden, wie es die öffentliche Norm, die auch seine Norm ist, auf den concreten Fall anzuwenden hat. Dieses Soll, dessen es sich bewußt ist, ist sein Gewissen. Zwar wäre es ein Widerspruch, wenn das Bewußtsein der Mehrheit der Individuen dem öffentlichen Bewußtsein entgegengesetzt wäre; aber gerade das Gewissen hat das an sich, daß es dem öffentlichen Gewissen widerstreben kann, wenn auch nicht in allen Punkten, so doch in einzelnen; aber dann hat das Individuum auszuweichen, nachdem seine ursprüngliche Zugehörigkeit auf die Voraussetzung der Uebereinstimmung gegründet worden war. Ferner aber liegt ja auch gerade das im Gewissen, daß es da wirksam ist, wo die öffentliche Moral ausdrücklich Nichts bestimmt, weder verbietet noch erlaubt, z. B. in Betreff des Langes. Es kann daher Einer sagen: Mein Gewissen verbietet mir, ein Pfund Silbertabak für ein Pfund Cubotabak zu verkaufen, aber auch die öffentliche Moral verbietet dies, sogar das positive Gesetz; ferner kann Einer sagen: mein Gewissen erlaubt mir dem Landesgesetze gegen das Tabakrauchen nicht zu gehorchen. Es kommt daher Alles darauf an, in welcher Weise ich gerade überzeugt oder gestimmt bin; gegen eine Gesellschaft, in welcher die einzelnen Gewissen gegen das öffentliche Gewissen (wenn wir uns dieses Ausdrucks bedienen dürfen) gerichtet wären, würde ein nonsens, eine Unmöglichkeit sein. Bestehende positive Gesetze, welche etwa durch die Gewalt eines Einzelnen aufrecht erhalten oder gegeben und aufgewungen wurden, wären nicht der Ausdruck des öffentlichen Gewissens. Es entsteht also auch in der atheïstischen Gesellschaft für den Einzelnen eine in seinem Innern unmittelbar gewisse Norm in Bezug auf das sittliche Handeln gegen Andere; denn Jeder sagt sich: Was du nicht willst, daß man dir thu, das füg auch keinem Andern zu, und zwar für den individuellen Fall, den das positive Gesetz nicht erreicht, sowie für das Handeln überhaupt. Aber auch in solchen Gewissensfällen, welche gewöhnlich so betrachtet werden, als bezogen sie sich lediglich auf das Subject des Bewußtseins, influirt die Gesellschaft; denn was ich an mir oder für mich zu thun für unrecht halte, das muß ich auch den Andern zumuthen, d. h. rüffeln, daß es von den Andern an sich selber gethan werde und umgekehrt. Man nehme den Fall eines Mordes, den ein Atheist an einem Atheisten begeht; auch wenn er die absolute Ueber-

zeugung hat, daß der Mord für immer jedem anderen menschlichen Bewußtsein verborgen bleiben werde, so wird er doch Bewußtseinsbisse empfinden; denn er ist sich bewußt, daß er ein Gesetz gebrochen hat, welches über ihm stand, welches er selbst für sich in Anspruch nimmt; dazu kommt etwa der Anblick des Zimmers, den er der Gattin des Erschlagenen bereitet hat u. s. f. Es entsteht ein Schuldgefühl.

Diese Normen sind auch in der religiösen Gesellschaft; denn diese ruht auf denselben natürlichen Bedingungen; aber die Norm wird als der Wille Gottes vorgestellt; der religiöse Glaube mag sein, welcher er will, er mag bis auf Null oder auf den Pantheismus, ja sogar Naturalismus reducirt sein; immer trägt das Individuum eine ihn beherrschende sittliche Idee als Trieb zum Thun resp. Lassen in sich, und hat er da wider gehandelt, so empfindet er diese Differenz als eine Unlust; aber diese treibt zur Harmonie, zur Lust zurück. Auf die Frage, ob das Gewissen etwas Angebornes sei, wie es meist behauptet worden ist, oder etwas nicht Angebornes, kann nicht weit eingegangen werden. Soll es soviel heißen, ob Gott das Gewissen ursprünglich in den Menschen gelegt habe, so werden wir vom christlichen Standpunkte aus die Frage bejahen müssen; denn ist der Mensch von Gott geschaffen, so ist auch Alles in ihm von Gott geschaffen. Ferner ist das Gewissen nicht etwas mit Willkür Angenommenes, da es nicht mit Willkür abgelegt werden kann; es wächst mit dem Menschen und in ihm nothwendig auf; es ist ein Attribut seines Wesens, wenigstens innerhalb der Gesellschaft, obgleich sein freies Lernen, Forschen u. s. w. mit bestimmend gewirkt haben.

Wenn es sich nun darum handelt, zu definiren, was das Gewissen sei, so muß vor Allem daran erinnert werden, daß die eigentliche Definition desselben in unserem Sinne der ganze Artikel ist. Soll aber eine kurzgefaßte Erklärung des Wortes durch andere Worte eintreten, so können wir hier die in historischen Theilen angeführten einzelnen Definitionsversuche nicht wiederholen oder kritisiren, wenn auch noch so kurz. Als allgemeines Element des Gewissens stellen wir das sittliche Gebot hin, sobald sittliches Bewußtsein, sittliches Gefühl, sittlicher Trieb, sittlicher Eifer, Pflichtbewußtsein, Bewußtsein der moralischen Verbindlichkeit u. s. w. unzweifelhaft die nächsten Grenznachbarn des Gewissens sein müssen, wenn sie es nicht selber sind. Es liegt nicht allzuviel daran, ob man die eine oder die andere dieser Begriffsbestimmungen wählt, wenn nur die Ausföhrungen richtig sind. Wir sprechen aber eben nur von dem, was man ursprünglich und meist unter dem Gewissen versteht, von dem individuellen sittlichen Gewissen des Menschen.

Darnach fassen wir das Gewissen als das unmittelbare Bewußtsein des menschlichen Individuums von dem, was für sein Thun und Lassen in einzelnen Fällen recht resp. unrecht sei.

Das Gewissen gehört in das Gebiet des Bewußtseins. Jede sittliche That oder jede sittliche Lebenslage

ist eben nur dadurch eine sittliche, daß der Mensch ein Bewußtsein davon hat, daß er sie als sittliche weiß. Dieses Moment liegt an sich in dem Worte, und ohne Noth soll man sich nicht von der etymologischen Wurzel entfernen. Auch ist das Gewissen von den meisten Moralisten so gefaßt worden. Erst in neuerer Zeit hat man es mehr und mehr als eine Thätigkeit gefaßt. Aber dies ist es nicht, obgleich aus dem Bewußtsein als sofortige Consequenz der That hervorgeht, das Bewußtsein in die entsprechende That umzusetzen. Das Bewußtsein wirkt als ein Soll. Bei dem religiösen Subject ist es auf das Innigste mit dem Gottesbewußtsein verbunden, jedoch nicht bis zum Verschwinden des Selbsts des Menschen, wie im Ideal des Brahmanismus.

Das Gewissen ist ein unmittelbares Bewußtsein. Man hat ganze Reichen von Moralisten, welche das Gewissen als eine Thätigkeit der Vernunft, als eine Argumentation u. dergl. darstellen. Dagegen muß bestimmt protestirt werden; das Individuum weiß durch Schlüsse u. s. w., daß etwas unrecht sei; aber es weiß dasselbe event. auch auf unmittelbare, nicht auf diese vermittelte Weise. Das Gewissen ist zwar objectiv vermittelt durch mandaterie Bedingungen, aber subjectiv ist es ein unmittelbares Innenwerden oder Bestimmtheitsbewußtsein.

Als Subject des Gewissens kann nur der Mensch gelten, sofern er das alleinige empirisch zu beobachtende sittliche Individuum ist, und als normal entwickelt daseth.

Das Gewissen kann nicht unmittelbar und wesentlich das Bewußtsein dessen sein, was im Allgemeinen, d. h. auch für die anderen Menschen erlaubt oder unerlaubt, recht oder unrecht sei; sondern es ist nur eine Norm für das Individuum, welches eben das Gewissen hat. Niemand darf durch ein fremdes Gewissen gerichtet werden; richtet ich einen Anderen, so thue ich es durch das sittliche Urtheil u. s. w., nicht vermöge des Gewissens. Nur sein Thun und Lassen findet der Mensch durch das Gewissen berührt, obgleich in weiterer Consequenz der Einzelne das, was er für sich als recht hinstellt, unter Umständen auch zur Norm für Andere machen will. Das Object des Gewissens ist zwar ebenfalls der Mensch, aber nicht Alles am Menschen, z. B. nicht sein Bewußtsein, sondern sein Thun oder sein Lassen, und bezöge es sich sogar auf die Frage, ob es nicht sittlich unrecht sei, von einem aus Versuchen zweimal geschriebenen Worte das erstere auszuschreiben, weil man ihm ja das Vortrecht der Erstgenen gegeben habe. Im Thun, dessen Gerathet das Lassen ist, legt sich das Gebiet der Gewissensobjecte dar, obgleich wir davon das Begehren und Wollen nicht ausschließen, ja recht eigentlich als Kern des sittlichen Thuns sehen. Denn im Wollen liegt das Böse resp. das Gute, das Rechte resp. das Unrechte, nicht in dem äußerlichen Vorgange der That. Das Gewissen erscheint aber nicht voran in der Frage: darf ich dies wollen, habe ich recht gewollt u. s. w., als vielmehr in der Frage: ist es recht, unrecht, dies zu thun.

H. Gault. d. M. u. R. Erste Section. LXVI.

Wir haben hinzugefügt „im einzelnen Falle,“ um ausdrücklich zu bezeichnen, daß das Gewissen nicht das Bewußtsein der sittlichen Maximen, Gesetze, Normen u. s. w. sei. Dies wäre das Bewußtsein des Rechts überhaupt oder im Allgemeinen; aber das Gewissen bethätigt sich recht eigentlich im einzelnen Falle, auf den es die allgemeine Norm, aber nicht immer, anwendet. Gerade in den einzelnen Fällen, wo wir fragen: ist dies recht u. s. w., reden wir mit dem Gewissen. Nun haben wir zwar geläufige Redeweisen, wie z. B.: er ist mit einem guten Gewissen gestorben; allein das will doch nur sagen: es liegt kein Fall vor, in welchem ihm das Gewissen beim Sterben Vorwürfe gemacht hat.

„Was recht sei?“ nicht: „was recht ist?“ denn das Gewissen ist das subjective Dazufürhalten. Sage ich: „was recht ist,“ so stelle ich damit eine objective, von dem Gewissen unabhängige Norm hin, welche der Norm des Gewissens auch widersprechen kann. Das Gewissen weiß aber eben nur von sich aus, was gethan oder gelassen werden muß, obgleich es damit durchaus nicht sagen will, daß es eine höhere, bessere Norm gebe; mit dieser befaßt es sich gar nicht; es hält eben seine Norm für die rechte. Wir fassen das Gewissen ferner nicht als das Bewußtsein des Erlaubten und Unerlaubten, der Pflicht und ihres Gegentheils, des Guten und des Bösen, sondern als Bewußtsein des Rechts resp. Unrechts. Denn das Erlaubte introducirt sich als das von einem fremden Willen Ausgehende; auch die Pflicht hat das mit an sich, daß sie auferlegt ist; das Gute ist die in sich ruhende Idee der absoluten sittlichen Vollendung; die Sünde ist ein religiöser Begriff. Das Rechte oder besser, das was recht sei, nicht etwa: das Recht (das zur gesetzlichen Autorität gewordene Rechte) ist das, was so ist, wie es sein soll. Das Gewissen sagt: so soll es sein, so soll es nicht sein, und daraus emanirt dann: so sollst du handeln u. s. w. „Das sittliche (nicht das religiöse) Gewissen sagt nicht: so ist es recht, weil es der oder jener dir auferlegt hat u. s. w., sondern es sagt schlechthin unmittelbar, was recht oder unrecht sei, nicht im Allgemeinen, sondern für das Individuum in diesem Falle.

Daher gibt es subjectiv kein irrendes Gewissen, d. h. kein solches Gewissen, welches sich irren sollte in dem, was es für recht zu halten habe, das heißt freilich so viel als: es gibt kein Gewissen, was kein Gewissen für das Subject ausspräche. An anderen Maßstäben messend, können Andere sagen: was er für recht hält, ist nicht das Rechte. Auch kann der heute durch sein Gewissen so oder so Gebundene morgen sagen: es war nicht das Rechte; aber gestern hielt er es für das Rechte. Die Frage nach dem irrenden Gewissen hat freilich eine andere, eine besondere Tendenz; man hat fragen wollen: ob der Mensch denn immer gebunden sei, nach seinem Gewissen zu handeln, oder ob auch Ausnahmen zulässig seien. Man hat hierarchische und andere Tendenzen damit verfolgen wollen, aber man hebt dadurch das Gewissen auf; denn wenn das, wozu mich mein Gewissen treibt, auch nicht das Rechte sein kann, das mich verbindet

soß, so gibt es vielleicht noch ein Gewissen, aber keine Gewissensverbindlichkeit, resp. ich darf dann auch gegen mein Gewissen handeln. Indessen das Gewissen ist dann kein Gewissen mehr; denn ich bin dadurch nicht mehr in der Gewissheit über das, was recht sei. Es kann sich daher das Individuum belächeln lassen, wodurch sich die Prämissen ändern; aber das Gewissen selbst kann man nicht belächeln, und man darf daher eigentlich nicht sagen, die Gewissen seien zu leiten u. dergl. Ueberzeugt sich das Individuum durch einen sogenannten Gewissensberater oder Gewissensrath, daß es anders handeln muß, wenn es recht handeln will, so hat es eben auch nur wieder ein Gewissen, sofern es unmittelbar sich des Rechts bewußt ist.

Ein directer Widerspruch in sich ist ein wahrscheinliches Gewissen. In dem Abwägen von Gründen für und wider liegt schon an sich gar nicht das Wesen des Gewissens; ebenso wenig entscheidet es nach Meinungen Anderer; denn des Menschen Gewissen ist sein Gewissen, seine Gewissheit, wenn auch Andere dazu beigetragen, daß andere Ansichten, Anschauungen u. s. w., also andere Vorbedingungen für das Gewissen in das Individuum kommen. — Ebenso steht es mit dem sogenannten zweifelhaften Gewissen. Ein zweifelhaftes Gewissen wäre dasjenige, welches sagt: ich zweifle, ob ich so oder anders recht handle, und so ich so oder anders recht gehandelt habe. Das Gewissen ist aber das unmittelbare Bewußtsein dessen, was recht sei; folglich ist ein zweifelndes Gewissen ein Widerspruch in sich, oder es ist das Bewußtsein, welches aber das Rechte Nichts ausläßt, folglich ein Nichtsgewissen, nämlich in diesem concreten Falle. — Wenn man ferner das absolute Gewissen als dasjenige, welches mit Gottes Willen übereinstimmt, von dem relativen, welches dieser Uebereinstimmung sich nicht bewußt sei oder sie nicht habe, unterschieden hat, so ist dies wiederum eine ganz unzulässige Unterscheidung; denn von Gottesglaube ist, da wird das Gewissen nie sich bewußt sein, daß es gegen Gottes Willen sei; denn ein religiöses Gewissen wird nie gegen das Bewußtsein von Gottes Willen antreiben. Das sogenannte absolute Gewissen ist daher nichts Anderes als das Gewissen des religiösen Menschen überhaupt, und ein relatives Gewissen kann nur existiren im Verhältniß zum Urtheil eines Anderen, welcher den Ausdruck thut, daß irgend ein Gewissen nicht mit dem objectiven Gotteswillen resp. mit einer absoluten Norm congruirt. Ein Gewissen, welches sich bewußt wäre, mit der höchsten Norm nicht übereinzustimmen, wäre kein Gewissen mehr. Der Ausdruck oder Erieb des Gewissens ist und bindet stets absolut an das, was recht sei, das, was recht ist, hat für das Gewissen keine gradus comparationis; man kann nicht sagen: dies sei rechter und jenes das rechteste.

An das „zweifelhafte“ Gewissen grenzt das „Strupulöse“ (ängstliche). Man spricht von Gewissensstrupeln, oder der und jener habe Gewissensstrupel, mache sich Gewissensstrupel. Unter einem, der solche Strupel habe, versteht man einen solchen, welcher in Gewissensfällen

Bedenken habe, ob so oder so recht gehandelt werde oder recht gehandelt sei. Man darf zwar sagen, ich habe Strupel, aber nicht, mein Gewissen hat Strupel; denn ein Gewissen, welches Bedenken begt, ist nicht das Bewußtsein des Rechts, ist überhaupt kein Gewissen. Ich möchte in diesem Falle gewissenhaft handeln; aber ich finde keine Entscheidung, während das Gewissen an sich die Entscheidung ist. Die Strupel gehören daher zwar dem Subjecte an, aber nicht seinem Gewissen. Mit dem Ausdrucke eines strupulösen Gewissens bezeichnet man übrigens einen habitus im Menschen, ein Verhalten des Individuums in allen oder vielen Fällen. Auch kann kein Gewissen sich Strupel machen, obgleich ein Individuum sich Strupel machen kann, wenn auch kein strupulöses Gewissen, sowie sich Niemand ein Gewissen machen kann. Der Mensch kann sich zwar sein Gewissen in solchen machen, als er Vorstellungen u. s. w. in sich aufnimmt, aber das Gewissen resultirt erst zum Theil hieraus, er kann es nicht in seinem Endresultate, er kann es noch viel weniger für den einzelnen Fall sich urecht machen; denn es ist hier stets unmittelbar. Hiernach ist auch die Redeweise zu beurtheilen, Jemand mache sich über oder aus etwas, z. B. über einen Tanz, an dem er Theil nehmen soll oder Theil genommen hat, ein Gewissen. Dies kann nichts Anderes heißen, als daß sein Gewissen den Tanz als etwas erklärt, das für ihn nicht recht sei.

Ein Gewissensfall, eine Gewissensfrage und eine Gewissensfrage haben das gemein, daß sie etwas betreffen, worüber nichts Anderes als das Gewissen zu entscheiden resp. zu antworten hat. Doch braucht man Gewissensfall auch in dem Sinne der alten Casuistik, d. h. als einen bedentlichen, zweifelhaften oder Collisionssfall, als welcher er eigentlich so lange gar kein Gewissensfall ist, bis nicht das Gewissen sich darüber ausspricht. Ferner nennt man z. B. auch die an Jemanden gerichtete Frage nach seinem Alter, die zu beantworteten ganz in seinem Willen steht und wobei er vielleicht seine Bedenken hat, eine Gewissensfrage.

Ein enges Gewissen, von welchem oft geredet wird, kann nur der sittliche Zustand dessen sein, der bei relativ vielen Fällen des handhändigen Regens des Gewissens hat, während ein weites Gewissen dem zukommt, der sie bei relativ wenig Fällen hat, sodaß beide Begriffe durchaus relative sind. Man kann dies auch so ausdrücken: in einem engen Gewissen haben relativ wenig, in einem weiten relativ viel Handlungen als rechte (erlaubte) Raum. Aber dies ist eigentlich nur die Summirung vieler Gewissensfälle, wogegen das Gewissen an sich wesentlich nur auf den einzelnen Fall sich bezieht. Weder ein Anderer noch das Individuum selbst kann aus dem einen Falle auf den anderen schließen; die Unmittelbarkeit des Gewissens läßt einen solchen Causalismus oder eine solche Argumentation nicht zu; das Gewissen kann, eine objective Norm als Entscheidung genommen, heute so, morgen anders sich aussprechen oder handeln (obgleich nicht das Gewissen es ist, welches

handelt, da aus ihm als einem Bewußtsein nur ein Trieb resultirt).

Daher grenzt das enge Gewissen nahe an das rege Gewissen. Das Gewissen an sich, d. h. das unmittelbare Bewußtsein dessen, was recht sei u. f. w., ist, wo es eben ist, stets auch ein reges, weil es sonst überhaupt nicht (wirksam) wäre. Dennoch ist die Redeweise von einem regen (oder zarten) Gewissen in sofern berechtigt, als sie ein Individuum meint, welches bei relativ vielen Fällen des Handelns den Anspruch seines Gewissens entscheiden vernimmt und befolgt. Das absolute Gegenheil wäre das nicht rege Gewissen, d. h. das überhaupt nicht existierende Gewissen. Denn wo das Bewußtsein des Rechts oder Unrechts nicht spricht, da ist es auch nicht da. Diefelbe Gewandtheit hat es mit dem sogenannten schlafenden oder latenten Gewissen, als dessen Subject man nicht etwa denjenigen meint, der die Auslagen seines Gewissens nicht befolgt, sondern denjenigen, welcher überhaupt keine Regung, keine Stimme des Gewissens verspürt, und zwar in solchen Fällen, wo andere, welche ihm ein schlafendes Gewissen zuschreiben, vermöge ihres Gewissens so oder so handeln würden, wenn sie in diese Fälle kämen. Hat Jemand bei einer Handlung ein sogenanntes schlafendes Gewissen gehabt, so hat er entweder nach der Sittlichkeit der Handlung, ob sie recht oder unrecht sei, gar nicht gefragt, resp. die Frage ist ihm gar nicht gekommen, das Gewissen hat gar nicht gesprochen, und dafür ist er auch moralisch (wenn auch rechtlich) gar nicht verantwortlich, oder er hat, wenn das Gewissen sich regte, gegen dasselbe gehandelt, nur daß es Anderen, die über ihn urtheilen, so vorkommt, als hätte er gar keine Gewissensregung, keine Collision zwischen dem Gewissen und anderen Trieben gehabt. Aber in diesem Falle kann man streng genommen nicht sagen, sein Gewissen habe geschlafen.

Der gewissenhafte Mensch (die Gewissenhaftigkeit) ist derjenige, welcher an seinem Gewissen haftet, d. h. welcher der Stimme seines Gewissens, wenn sie sich regt, gehorham ist; aber der Begriff spielt vielfach hin-über in den Begriff der Nichttreue, also in das Gebiet der geistlichen Vorschrift. Der Gewissenlose wäre streng genommen derjenige, welcher vom Gewissen los, ohne Gewissen ist; da man aber von Niemandem sagen darf, daß er kein Gewissen habe, so ist die Gewissenlosigkeit die Nichtbefolgung der Gewissensausprüche.

Anderer verhält es sich mit dem schwachen und starken Gewissen. Zwar das unmittelbare Bewußtsein vom Rechten hat seine Grade der Stärke; es sagt einmal wie allemal: Dies ist recht, so sollst du handeln oder gehandelt haben u. f. w.; aber in dem Einen wird dieser Trieb leichter und öfter als in dem Andern durch die entgegenstehenden Triebe (resp. die Triebe der Sinnlichkeit, der augenblicklichen Lust, welche über die dauernde Lust sich stellt) überwunden. Dagegen ist ein krankes Gewissen gleich dem irrenden ein Lügner. Denn das unmittelbare Bewußtsein dessen, was recht sei, hat eben stets Recht und ist an und für sich gesund, wenn auch die Urtheile von Millionen behaupten, dieses Gewissen

sei krank. Wenn z. B. Einer nie ein Thier tödtet, auch nicht die Mücke, die ihn sticht, etwa weil es in der Bibel heißt: Du sollst nicht tödten, oder aus anderen Veranlassungen, so urtheilt nun einmal sein Gewissen so, wenn auch alle andere Gewissen in derselben Gesellschaft anders urtheilen; aber darum ist sein Gewissen nicht krank; denn ein Bewußtsein an sich kann nicht krank sein, abgesehen von der Frage, wo denn dann die Grenze zwischen dem gefunden und dem kranken Gewissen liege. Das Gewissen als solches ist an sich stets gesund, das Subject hat ihm zu folgen, um sich nicht unglücklich zu machen. Dagegen mag man immerhin ein Individuum in Bezug auf seine Nervenstimmung krank nennen, und diese Nervenbeschaffenheit mag der Grund des so oder so sich ändernden Gewissens sein. Das Gewissen als ein subjectives muß dagegen protestiren, daß es an dem Maßstabe einer objectiven Norm, die ihm gegenüber nur ein fremdes Gewissen sein kann, für krank erklärt werden soll.

Es liegen noch viele andere Ausdrücke vor, welche man von dem Gewissen überhaupt braucht, z. B. ein verdorrenes Gewissen, ein verhärtetes Gewissen u. f. w. Man meint mit dem verdorrenen Gewissen ein solches, welches weder vor der That den Thäter zur Befolgung des ihm zum Bewußtsein kommenden Rechts, noch nach der That zur Sühne der bösen Thaten resp. zur Unruhe darüber ermahnt und treibt. In diesem Falle ist aber gar kein Gewissen vorhanden. Oder meint man damit, daß ein solches Individuum zwar den Widerspruch seines Gewissens habe, aber denselben unterdrückt? Aber dann ist ja das Gewissen da und thut den rechten Anspruch, sobald man einen Unfuss begeht, wenn man dem Gewissen etwas Strafkbares, wie die Verstocktheit, imputirt. Zwar nicht die Bewußtlosigkeit, aber die Verstocktheit ist zu imputiren. Nicht das Gewissen, aber das Individuum ist verstockt. In ganz gleichem Falle sind andere Redeweisen, welche dem Gewissen eine moralische Eigenschaft beilegen.

Eine große Zahl von Redeweisen resp. von solchen Eigenschaftsformeln, welche man dem Gewissen beilegt, ist von der praktisch sehr wichtigen und fruchtbareren, theoretisch zulässigen und nicht minder der fruchtbareren, althekemischen Unterscheidung des der That vorhergehenden und des ihr nachfolgenden Gewissens hergenommen, und zugleich eine Stütze für die punctuelle Eigenschaft desselben, d. h. für die wesentliche Beschränkung desselben auf den einzelnen Fall, wo recht eigentlich das Feld seiner Thätigkeit, überhaupt seiner Erstreckung ist. Wenn die That noch nicht vollbracht ist, so tritt das vorhergehende Gewissen ein (wenn es überhaupt sich regt), indem es befehlt, abmahnt, rathet, antreibt, warnt u. f. w. Diese Ausdrücke sind durchaus zulässig, nur daß ein eigentliches Belehren nicht im Wesen des Gewissens liegt, da dessen Function nicht ist, durch eine Argumentationsreihe auf den Menschen einzuwirken. Darum nun nicht in allen Fällen, wo das Gewissen eine That mißbilligt, die That unterlassen wird, das kann nur in jedem einzelnen Falle genau er-

drückt werden; im Allgemeinen ist zu sagen, daß die entgegenstehenden Triebe des Individuums augenblicklich stärker gewesen seien, und als diese Triebe wird man wiederum im Allgemeinen die sinnlichen, die thierischen bezeichnen müssen, welche von keinem Bewußtsein einer höheren Norm, von keiner Voraussetzt u. s. w. regulirt werden, sondern der augenblicklichen Lust folgen. Es muß aber hier auch darauf hingewiesen werden, daß eigentlich von einer die zu unternehmende Handlung billigenden conscientia antecedens nicht die Rede sein kann; denn das Gewissen regt sich nur, resp. ist nur in sofern, als es in der negativen Eigenschaft einer Differenz empfunden wird. Sage ich daher: Mein Gewissen billigt die That, so sage ich damit eigentlich: Es mißbilligt sie nicht. Wo ich aber das Gewissen nicht als Gegenfakt empfinde, da empfinde ich es überhaupt nicht, da unterscheidet es sich gar nicht von einem Anderen in mir, etwa von meinem andern gerichteten Willen. Die Differenz findet zwar auch zwischen der That und dem Gewissen, aber auch, und zwar in sittlicher Hinsicht recht eigentlich, zwischen dem Gewissen und dem andern gerichteten Willen des Handelnden statt, ehe dieser die That vollbracht hat. Aber auf den Nachweis, wie denn eine solche Differenz in dem einen Individuum stattfinden könne, haben wir uns hier nicht einzulassen; die Identität des Ich ist keine solche, daß sie nicht den Widerspruch, den Gegenfakt, sogar den (momentanen) Widerspruch zuließe; ohne solche Duplicität wäre weder eine Entzweiung, noch eine Moralität. Das Ich ist darum nicht absolut theilhaft; eben das Gewissen ist eine von den Mächten, welche zwar Zwiespalt zum Bewußtsein des Ich bringend, doch auch den Widerspruch auflösend, verschöndend wirken, indem es Reparatoren auftrifft, oder vielmehr nicht eher ruht, als bis der Zwiespalt aufgehört hat.

Sobald das Gewissen nur überhaupt als der Gegensatz zur That resp. zu der ihm entgegengefügten augenblicklichen Neigung oder Willensrichtung des Individuums da ist, hat man auch schon das nachfolgende Gewissen, mag das Aeußerliche der That schon vollbracht sein oder nicht; denn es folgt auf einen Act, den Trennungsact im Ich. Doch wird in der Regel von einem nachfolgenden Gewissen erst dann gesprochen, wenn die That vollbracht ist. Man sagt, das Gewissen sei in dem Falle der Entscheidung gegen das Gewissen „unterdrückt“ worden. Dies ist falsch, wenn dasselbe nach wie vor sich geltend macht, auch wenn ihm nicht Gönade geschieht. Es ist ja in vielen Fällen erst recht wirksam gewesen. Man kann auch nicht eigentlich sagen, daß es im Augenblicke der That oder vielmehr der Willensentscheidung unterdrückt worden sei; es ist bloß nicht befolgt worden. Doch mag man inwiefern von einem unterdrückten Gewissen reden, wenn man damit meint, daß das Individuum z. B. sich durch Spirituosen berauscht, durch allerlei Verfehlungen u. s. w. von dem Gehorsam gegen das Gewissen abgezogen habe. Im Grunde gibt es keinen Gewissenszwang; denn es gibt wol Mittel, die Prämissen zum Gewissen in unbe-

rechtigter Weise zu alteriren; wenn aber einmal ein unmittelbares Bewußtsein über etwas da ist, so gibt es kein Mittel von Außen, dasselbe gewaltsam in die Richtschnur zu versetzen; es sei denn, daß überhaupt jedes Bewußtsein durch Trunkenheit, durch Schlaf, durch Nard vernichtet wird. Kann das Individuum sein eigenes Gewissen nicht zwingen, so oder so zu sein, so kann dasselbe noch viel weniger durch Andere gezwungen werden, so oder so sich zu äußern, resp. sich zu einer That zu stellen. Weder ein Wille, noch ein Gefühl, noch irgend eine andere innere geistige Macht des Individuums läßt sich zwingen, anders zu sein. Zwang gibt es nur im Reiche der Physik. Daher ist es auch eine sinnlose Redeweise zu sagen, der oder jener habe Gewissensfreiheit oder auch nicht. Wenn man damit meint, ein Individuum könne seine religiösen Gebräuche, ohne von Andern daran gewaltsam gehindert zu werden, frei ausüben, wie er eben wolle, so ist doch eine solche Handlung gar kein Gewissensfall, d. h. kein solcher Fall, in welchem das Bewußtsein zu diesem Individuum sagt: Dies oder das ist für dich recht u. s. w., wenn aber Jemand gezwungen wird, Handlungen zu verrüben, gegen welche sein Gewissen sich ausspricht, so wird nur sein Leib, nicht sein Gewissen dazu genöthigt. Dieses Bewußtsein kann keine Gewalt von Außen ändern oder unterdrücken; sie kann nur äußerliche Handlungen hindern oder erzwingen. Daher darf man auch eigentlich von Religionsfreiheit nur in sofern reden, als man darunter die äußerliche Gottesdienstfreiheit versteht; denn die innere Religion des Menschen ist seinem Zwange erreichbar. Gewissen und Polizei sind ganz incommensurable Dinge, von denen die letztere gar kein Organ hat, auf das erstere irgendwie einzuwirken. Die Geschichte der sogenannten Gewissensfreiheit gehört daher nicht in dieseu Artikel; sie gehört in die Religionsgeschichte.

Das sogenannte unruhige, aufkragende, verdammende Gewissen u. s. w. läßt die gewöhnliche Redeweise erst nach der That anfangen, welche eben gegen die Forderung des Gewissens ist; versteht man darunter die Vollziehung einer äußeren Handlung, z. B. eines betrügerischen Rechnungsabchlusses, so ist offenbar die Unruhe, die Verurtheilung (nämlich der Absicht, des Willens) u. s. w. schon vorher eingetreten; nur daß diese Zustände sich für das Individuum nach der That in sofern noch fühlbare machen, als nun eben keine Möglichkeit mehr ist, die That ungeschehen zu machen. In der That reibt man nicht von dem Gewissen nach der That, als von dem Gewissen vor der That, schon um deswillen, weil der Anfang der That bereits in den Punkt fällt, wo der Wille eine von dem Gewissen abweichende Richtung genommen hat, worin sich zugleich wiederum das Gewissen als etwas Negatives erweist. Ebenso ist von einem tugigen, friedlichen, belohnenden Gewissen u. s. w. wol nur von den Momenten nach dem die Rede, was man gewöhnlich die (vollbrachte) That nennt. Es soll damit gesagt sein, daß (der Wille und) die That sich nicht gegen die Stimme des Gewissens entscheiden, resp. daß dieses schließlich den Sieg gewonnen habe. Dies

setzt aber doch wieder die Differenz voraus, und in der That, ohne eine dagewesene Differenz kann von keiner Gewissensruhe die Rede sein, weil ohne solche Differenz gar kein Gewissensfall vorliegt: zum mindesten muß eine schwache Reizung, gegen das Gewissen zu handeln, vorhanden gewesen sein oder wenigstens das Bewußtsein der Differenz. Die That kann aber auch vollbracht, der Wille gegen das Gewissen entschieden angestrebt haben, und dennoch kann Gewissensruhe erworben werden resp. eintreten, nämlich wenn eine Sühne ins Mittel tritt, wenn das Individuum durch Reue, durch den Glauben an Jesum Genußthung u. s. w. die Harmonie wieder gewinnt.

Es kann hier gefragt werden, ob ohne solche Mittel, etwa bloß durch eine Zeitdauer, durch die schwindende Erinnerung u. s. w., die Gewissensruhe eintrete, d. h. die durch das Gewissen erregte Differenz oder Unlust beseitigt werde. Das Gewissen als solches, so lange es sich geltend macht, spricht den Thäter nie und nimmer frei, d. i. von der Schuld los, und in diesem Sinne ist ein losprechendes Gewissen eine Begriffswidrigkeit; denn sobald das Gewissen in Bezug auf die böse That oder den zum Bösen irgendwie geneigten Willen vorhanden ist, flagt es an. Man meint aber wol mit dem losprechenden Gewissen meist das Gewissen, welches sagt: Du bist unschuldig, du hast nicht gegen mich gehandelt. Dies hat nur einen Sinn dem verurtheilenden Gerichte Anderer gegenüber; aber es ist doch eigentlich kein Losprechen, allensfalls ein Freisprechen; denn wenn keine unrechte That oder wenigstens keine Reizung zum Unrecht vorhanden gewesen ist, so ist auch das Gewissen gar nicht im Spiele gewesen. Das Gewissen ist, wo es als Ankläger auftritt, nicht zugleich die losprechende Macht. Aber Thatfache ist es, daß mit dem Laufe der Zeit die Erinnerung an das gethane Unrecht schwindet und somit die durch das Gewissen gesetzte Differenz oder Unlust. Es hat daher Jemand eigentlich nur so lange etwas auf dem Gewissen, als er sich der Differenz beruht auf. Aber man sagt auch von solchen, daß sie dieses oder jenes auf dem Gewissen haben, welche die Ursache davon sind, obgleich sie selbst es nicht als einen Gewissensfall resp. als eine Handlung gegen ihr Gewissen empfinden. Hiernach ist auch die Phrase von einem betrübten Gewissen zu verstehen. Das Gewissen selbst ist nicht betrübt, hat keine Unlust; wol aber ist das Individuum oder dessen Herz u. s. w. betrübt. Man könnte die Phrase ebenfalls dadurch rechtfertigen, daß man sagte, das Gewissen fühle sich als verstoßen, als beleidigt; oder, man denke es sich personificirt. In solchen Personificationen fand keine wissenschaftlichen Begriffsinstanzen, und das verstoßene, beleidigte Gewissen ist ja geblieben, was es war und ist; es hat seinen Abbruch erfahren; es hat seine Schuldbildigkeit gethan. Dagegen begiebt man die Gewissensaught, die Gewissensqual, die Gewissensbisse nicht auf denjenigen Zustand des Gewissens, in welchem es selbst sich als gekränkt, gekränkt u. s. w. fühlt, sondern auf das gekränkte Individuum, und ganz dasselbe findet doch

eigentlich bei dem sogenannten unrubigen, folglich auch mutatis mutandis bei dem ruhigen Gewissen u. s. w. statt. Ein Verurtheiltes an sich ist nicht betrübt u. s. w., wol aber kann es sich betrüben u. s. w.

Man sagt ferner: Der oder jener habe ein böses Gewissen. Zwar weiß man, wenn man diesen Begriff analysirt, daß das Gewissen nie böse sein kann; es ist überhaupt keine moralische Qualität an sich, sondern nur deren Maßstab; es ist noch viel weniger etwas Unmoralisches, etwas moralisch Schlechtes, sondern im Gegentheil, wenn es etwas Eitliches sein soll, etwas moralisch Gutes, d. h. Heißes, das der Schöpfer in den Menschen gelegt hat; aber es ist doch eben deshalb eine ganz widersinnige Redeweise; denn man will damit doch sagen, daß das Individuum das Bewußtsein einer Schuld gegen sein besseres Wissen habe. Sein Gewissen ist gut, aber sein Wille, seine That war böse. Sagt man daher: Ich kann dies oder das mit gutem Gewissen thun, so will man damit eigentlich sagen: mein Gewissen ist nicht darüber, oder eigentlich: ich fühle dabei überhaupt keine Reizung des Gewissens, kein Bewußtsein der Differenz. Das „gute Gewissen“ nach der That aber ist nichts Anderes als das ruhige Gewissen nach der That. Und wenn z. B. von dem guten oder bösen Gewissen eines Menschen gesprochen wird, ohne daß man sich ausdrücklich auf einzelne Fälle bezieht, so ist doch im Grunde die Summirung aller Gewissensfälle gemeint, es mögen deren viele oder wenige sein.

Nach der vorstehenden Erörterung des individuellen sittlichen und religiösen Gewissens ergibt sich die Anwendung des Begriffs auf das individuelle wissenschaftliche, ästhetische u. s. w., sowie auf das öffentliche Wissen. Aber man ist bis jetzt noch nicht dahin gelangt, Alles, was man von dem individuellen sittlichen und religiösen Gewissen auslegt, auf das wissenschaftliche, ästhetische, juristische, öffentliche u. s. w. anzuwenden; denn es ist z. B. nicht üblich, von der Dual u. s. w. des öffentlichen Gewissens zu reden.

Noch sind inebien einige Ausdrücke übrig, welche in die vorstehende Abhandlung wegen ihrer bedeutenden Bedeutung nicht flüchtig einzuflechten waren. Hierher gehören namentlich die Gewissensbege, das Gewissensgericht und die Gewissensvertretung.

Die Gewissen bege ist diejenige zwischen einem Manne und einer Frau eingegangene und unter Ausübung der Geschlechtsfunctionen geführte Verbindung, welche weder unter Beobachtung der kirchlichen Formen, wie Ausbeut und Trauung, noch unter der Bestätigung durch einen Civilact (Civilhe) geschlossen wird, wobei aber die beiden Personen sich als Eheleute betrachten, und sich gegenseitig alle ehelichen Rechte und Pflichten beilegen und auszuüben versprechen. Sie ist nach kirchlichen und rechtlichen Begriffen in den kirchlichen Ländern nichts Anderes als ein Concubinat oder eine wilde Ehe, und wird weder von den kirchlichen noch von den staatlichen oder communalen Autoritäten als Ehe anerkannt. Man kann sie auch der heimlichen Ehe gleich setzen, sofern bei dieser weder ein kirchlich noch civil-

rechtlich gültiger Abschluß stattgefunden hat. Etwas Andres ist die morganatische Ehe, resp. die Ehe zur linken Hand. Solche Ehen, welche in Greta-Green geschlossen sind, hatten eine Zeit lang in England Gültigkeit als gesetzlich anerkannte Ehen, was jetzt nicht mehr der Fall ist. Die kirchenrechtliche Frage zu erörtern, ob die Greta-Green-Ehen, so lange sie in England gesetzlich Gültigkeit hatten, in anderen Ländern diese Gültigkeit gehabt haben, gehört nicht hierher, sondern in das Eherecht. Auf nicht christliche Länder wird, soviel wir wissen, die Gewissenslehre nicht angewandt. Gewissensgericht ist hier und da das Geschworenengericht genannt worden.

Die Gewissensvertretung (defensio, exoneratio conscientiae) ist dasjenige Rechtsinstitut, demgemäß derjenige, dem in einer bürgerlichen Rechtsstreitigkeit von dem Gegner der Eid zugeschoben wird, es unternehmen oder versuchen darf, ob er die zu beschwörende Aussage etwa durch andere Beweise erhärten kann. Vermag er es nicht, so bleibt es ihm noch immer unbenommen (nach dem gemeinen Rechte), den Eid abzuweichen oder zurückzuschieben. Vermag er es aber, so wird der ihm zugeschobene Eid dadurch überflüssig und unzulässig, sowie in diesem Falle auch, da die Gewissensvertretung als Ersatzmittel für den Eid gilt, nur ein indirekter, kein direkter Gegenbeweis stattfinden kann. Man hat diese Form des Beweises zugelassen, um möglicher Weise einer Gewissensbeschwerung vorzubeugen, oder vielmehr, da das Gewissen als solches nicht beschwert werden kann, um nach Möglichkeit zu verhüten, daß ein Eid geleistet werde, um dessen willen der Schwörende durch sein Gewissen beunruhigt werden konnte.

D. Literatur des Gewissens.

Obgleich schon unter B. die literarischen Quellen ihre Berücksichtigung gefunden haben, so ist es doch zweckmäßig, dieselben schließlich in überschüssiger Gruppirung zusammenzufassen, obgleich vieles schon Dargestellte hier nicht wiederholt werden kann. Es gehören demnach im Allgemeinen hierher:

1) Viele Werke, welche, obgleich dem Titel nach allgemeiner Natur, doch auch auf das Gewissen nicht selten eingehen, z. B. Schriften über die Pastoraltheologie oder die Pastoralflughilfe.

2) Die biblischen Commentare zu denjenigen Büchern, wo von *συνείδησις* u. s. w. die Rede ist.

3) Die Werke über die Religion und die Moral der nichtchristlichen Völker (excl. die Juden), z. B. die Homerische Theologie von Nägelsbach; das Princip des Bösen nach den Begriffen der Griechen von Arzler; die Theologie des Sokrates von Eberhard.

4) Die Lehrbücher der theologischen Moral, hauptsächlich die von christlichen Theologen geschriebenen. Diese sind die Hauptquellen zur Geschichte der Lehre vom Gewissen. Doch gehören hierher auch die Summen, die Glaubenslehren u. s. f., sofern sie das Gewissen mit umfassen.

5) Die Werke über die Geschichte der Moral, namentlich die von christlichen Verfassern geschrieben, z. B. die Geschichte der Sittenlehre Jesu (Göttingen 1799—1823), von R. F. Stäudlin und die Geschichte der christlichen Moral seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften (Göttingen 1800.) von demselben.

6) Die Schriften über Religionsphilosophie.

7) Die Schriften über philosophische Ethik.

8) Viele andere philosophische Werke.

9) Die Lehrbücher der Psychologie und Anthropologie.

10) Die Werke über den menschlichen Willen und die Willensfreiheit, z. B. die menschliche Freiheit in ihrem Verhältnisse zur Sünde und göttlichen Gnade von Batte.

11) Die Werke über die Sünde, z. B. von Daub (Judas Ischarioth), Tholuck, Müller, Umbreit.

12) Die Schriften über die sittliche Weltordnung.

13) Die Schriften über das Sittengesetz im Menschen.

14) Die Schriften über das moralische Gefühl, z. B. von R. A. Jacob (Ueber das moralische Gefühl (Halle 1788.), L. Bolco (Apologie des moralischen Gefühls [Leipzig 1813].).

15) Die Schriften über Gewissensfreiheit und Gewissenszwang, z. B. Ueber Toleranz und Gewissensfreiheit (Berlin 1774.) von F. G. Lüdke; Ueber Toleranz und Gewissensfreiheit (Bülow und Bismar 1776.), anonym (gegen Lüdke); Ueber Toleranz und Gewissensfreiheit (Berlin 1781.) von C. A. C. Becher; Ueber Gewissensfreiheit (Berlin 1830.) von Baumgarten-Crusius; La liberte de la conscience (Paris 1856.) von Jules Simon (welcher hier auch eine Geschichte der Gewissensfreiheit gibt). Doch liefern diese Schriften in der Regel keine Ausbeute für die Erörterung der Natur des Gewissens.

16) Die sogenannten Bedenken oder Rathschläge (consilia), namentlich von protestantischen theologischen Facultäten und Theologen. Es sind hier z. B. zu nennen Melancthon's Consilia sive iudicia theologica collecta studio Cp. Pezoli. (Neustadt 1600.) (Zeusch von demselben als Christliche Berathschlagungen des Ph. Melancthon, Neustadt 1600.); G. Debenk: Thesaurus consiliorum et decisionum (Hamburg 1623, neue Ausgabe durch J. G. Gerbard, Jena 1673.); Consilia Filemburgica: d. i. Wittenbergische geistliche Rathschläge Lutheri, seiner Collegen und Nachfolger von dem Reformationenfang bis auf jezige Zeit in dem Rahmen der gesammten theologischen Facultät ausgesetzter Urtheil, Bedenken und öffentliche Schriften, ordentlich zusammengebracht von der theologischen Facultät daselbst (Frankfurt a. M. 1664. 4 Theil. Fol.); Phil. Jac. Spener: Theologiae und andere briefliche Antworten auf geistliche, sonderlich zur Erbauung gerichtete Materien (Halle 1700—1702. 3. Ausg. 1715 [4 Bde.]); derselbe: Letzte theologische Bedenken, mit Vorrede

von R. H. v. Canstein (Halle 1711 u. 1721 [3 Thle.]); derselbe: *Consilia et judicia theologica latine* (Francof. a. M. 1709, [3 Thle.]); Ph. Jac. Spener's Deutsche und Lateinische Bedenken. In einer zeitgemäßen Auswahl herausgegeben von F. A. Ed. Henrichs (Halle 1838.); Ch. F. Börner: *Ausereine Bedenken der theologischen Facultät zu Leipzig* (Leipz. 1751, [3 Thle.]); Egm. Jac. Baumgarten: *Theologische Bedenken* (Halle 1742—1750, [7 Bde.]); derselbe: *Theologische Gutachten* (Halle 1753—1755, [2 Bde.]); derselbe: *Sammlung einiger Bedenken der theologischen Facultät zu Halle* (Halle 1747—1751, [4 Bde.]) Doch beziehen sich diese Arbeiten nur zum Theil auf wirkliche Gewissensfälle, d. h. auf Collisionen des Gewissens mit dem Antscheide u. s. w., während sie für die theoretische Begriffserforschung über das Gewissen unerschöpflich sind. Sie spielen in die nächste Nummer hinein.

17) Die Schriften über eigentliche Casuistik (mit Einschluß des Probabilismus). Wir nennen folgende. St. Baunp: *Summa casuum conscientiae sive manuale confessorum in gratiam eorum, quibus animarum cura incumbit*. (Paris 1631 und öfter.) Franc. Toleti *Summa casuum conscientiae sive instructio sacerdotum libri octo*. (Rom 1602. Ebn 1629 und öfter.) F. Balduin: *Tractatus de casibus conscientiae*. (Wittemb. 1628 und öfter.) At. Diana: *Resolutiones morales, in quibus selectiores casus conscientiae . . . sub variis tractatibus explicantur*. (Autm. 1645, [9 Bde.]) B. Amessius: *De conscientia ejusque jure vel casibus libri quinque*. (Amstelod. 1630, 1640, 1670. Francofurti 1697, deutsch von G. Ph. Harßdörfer, Nürnberg. 1654.) L. Molina: *De justitia et jure*. (Weing. 1659 [6 Thle.] und öfter.) J. Kr. Dannhauer: *Liber conscientiae apertus sive theologia conscientiarum*. (2. Ausg. Straßb. 1679, [2 Thle.]) A. Andr. Oslander: *Theologia casualis, in qua quaestiones, dubia et casus conscientiae circa credenda et agenda enucleantur*. (Tubing. 1680—1682, [6 Thle.]) L. Lopez: *Instructorium conscientiae*. (Lyon 1687.) A. Pfeiffer: *Informatorium conscientiae eucharisticum, completens triginta casus conscientiae de administratione sacrae coenae*. (Lips. 1687.) Fdm. Bachmann: *Theologia conscientiarum sive tractatus de casibus conscientiae*. (Jenae 1692, 1705, 1713.) Em. Schönbach: *Cynosa conscientiae, oder Keitern des Gewissens, d. i. deutliche Erörterung vieler mehrertheils feltamer und ungemainer, auch einiger zuvor noch niemals vollständig ausgeführter Gewissensfragen*. (Frankf. u. Leipz. 1692.) J. Giesbert: *Antiprobabilismus sive tractatus theologicus, silem totius probabilissimi stateram continens*. (Paris 1703.) Jer. Zaylor: *Ductor dubitantium, or the rule of conscience in all her general measures, serving as a great instrument for the determination of cases of conscience*. (Lond. 1660, 1676, deutsch Bremen 1705.) J. B. Weyer: Theo-

logia casualis. (Greifsw. 1706.) J. Pontas: *Dictionnaire des cas de conscience* (lateinisch Luremb. 1712 und 1731, [3 Thle.]). Em. Sa: *Aphorismi confessoriorum ex doctorum sententiis collecta*, sehr oft gedruckt, zuerst 1727. Dn. Cencina: *Della storia del probabilismo e del rigorismo, dissertazioni theol.-moral. e crit.* (Lucca 1748, [2 Thle.]) Ch. Em. Ulber: *Wegweiser in Erklärung einiger wichtigen Gewissensstrupei, welche der Glaube und die Gerechtigkeit eines Christen betreffen*. (Erlangn 1755.) Prosper Lambertini: *Casus conscientiae propositi ac resoluti*. (Augsburg 1766—1794.) J. At. Trinius: *Vermischte Gewissensfragen, kürzlich, doch gründlich erörtert*. (Leipz. 1771.) Euseb. Amort: *Dictionarium casuum conscientiae et controversiarum forensium ecclesiasticum*. (2. Ausg. Augsb. 1784.) Hier. Rottund: *Opus theologico-dogmatico-morale de regulis ac principiis inquirendae veritatis ad moralium quaestionum resolutiones*. (Rem 1787.) J. W. Roy: *Ausereine casuistisches Magazin*. 1. Bd. (Voppenheim 1788.)

18) Die speciellen Werke über das Gewissen (mit Ausschluß der Journalartikel). Auch diese spielen zum Theil in die Casuistik hinein, sodas fast nur Staudlin's Buch diese Rubrik ausfüllt. Witfius (lebte von 1636 bis 1708, j. B. in Leyden): *De conscientia an unquam errante* (in seinen Miscell. sacr. T. II. exere. 18.) J. La Placette: *Traité de la conscience*. (Amsterd. 1695.) (Hm. Dn. Hermès:) *Die große Lehre vom Gewissen*. (Leipz. 1769.) C. Fr. Staudlin: *Geschichte der Lehre vom Gewissen*. (Halle 1824.) Dazu derselbe: *De usu vocis ορνιδος in N. T.*, 1811. Staudlin sagt, daß vor ihm Niemand den Versuch gemacht habe, eine Geschichte der Lehre vom Gewissen zu schreiben. (J. Husemann.)

GEWISSENER. Es war im Spätsommer des Jahres 1674, als Universität und Bürgerschaft der guten Stadt Jena durch die Kunde in Schrecken gesetzt wurden, daß in ihrer Mitte eine höchst gefährliche Sekte bestche, die sich den Namen Gewissener (Conscientarii) beilegte. An 700 Personen — so hieß es — theils Bürger theils Studenten sollten diesem Geheimbunde angehören, der die Bibel verhöhe, weder einen Gott noch einen Teufel glaube, Ehe und Eureri für gleich halte und alle Ehrigkeit und Geistlichen aus dem Lande jagen wolle. Das Vorhandensein dieser Sekte war durch ausgezeichnete Schriften, die ihre Lehre predigten, ruchtbar geworden. Am 5. September — es war an einem Sonnabende — hatte man zwei dieser Schrift in der Stadtliche aufgefunden. Leute, die zur Weichte gekommen waren, hatten sie nahe bei den Professorenstühlen liegen gesehen und aufgehoben. Die einen derselben führte den Titel: „Ein Gespräch zwischen einem lateinischen Gasseher und drey ungleichen Religions-Gästen, gehalten zu Altona nicht weit von Hamburg;“ die andere war überschrieben: „Gespräch zwischen einem Feldprediger Namens Dr. Heinrich Drum-

mer und einem lateinischen Mönster-Schreiber.“ Beide Tractate waren nicht gedruckt, sondern von einer und derselben Hand geschrieben. Tags darauf ward dem Buchhändler und herzoglichen Bibliothekar Johann Ludwig Reunhan, dem Herausgeber der vorzigen Zeitung („der Weisen“), eine andere Abschrift der ersten jener Schriften ins Haus geworfen, während der Zeit, als er sich gerade in der Kirche befand. Auf dem Umschlage stand folgender Brief zu lesen:

Hochgehrter Herr. Thun ihm hiemit zu wissen, daß alhie zu Jena gewisse Leute, und zwar an der Zahl 700, theils Bürger, theils aus Studiosi sich aufhalten, welche dieser Lehr, wovon das eingelegte Colloquium handelt, zugehörig seyn. Gebieten Ihm demnach solches Colloquium mit eheben in die Weisen zu setzen, oder wir werden Ihn, nach Euer Schrift zu reden (maßon der Tod ein Schlaf ist) durch eine Windbüchse auff öffentlicher Straßß schlaffen legen. Gehabt euch wohl, und bleibet günstig

dem der Euch warnet

Hans Friedrich von Vernunft.

Einige Tage später fand sich noch ein dritter, lateinisch abgefaßt, aber wieder von derselben Hand geschriebener Tractat mit der Aufschrift: „amicus amicis amica“ in der Kutsche des Hofpredigers M. Johann Schlemm. Als Verfasser des letztern bezeichnete sich ein gewisser Matthias Knuffen, derselbe, welcher in den beiden teutschen Gesprüchen als Stifter der Gewissenersekte namhaft gemacht war. Nach der Angabe dieser von Rom den 24. Februar datirten lateinischen Epistel sollten sich in Paris, Amsterdam, London, Hamburg, Kopenhagen, Stockholm, Rom und den umliegenden Gegenden eine unzählige Menge von Anhängern Knuffens befinden.

Die Anschauungen der Sekte ließen kurz und bündig auf folgende in dem lateinischen Schriftstücke wörtlich ausgesprochene Grundsätze hinaus: „Die ganze Bibel halten wir für eine artige Fabel, wodurch die unvernünftigen Thiere die Christen ihre Vernunft gefangen nehmen und sich daran erfreuen und Vernunft zu rasen. Außerdem leugnen wir Gott, verachten die Obrigkeit gründlich, verwerfen die Kirchen sammt allen Priestern. Uns Gewissenern genügt das Gewissen: dieses, welches die gütige Mutter Natur allen Menschen eingeplant hat, ist uns statt Bibel, Obrigkeit und Priester.“

Das Gerücht von der neuauftauchenden Sekte verbreitete sich bald weit über Jena hinaus; ein Student, wie es scheint, meldete es in noch vergrößertem Maßstabe brüchlich nach Regensburg und von da kam es in kurzer Frist wieder nach Jena zurück.

Hatte schon die erste Kunde von der gemachten Entdeckung in der ganzen Stadt große Bestürzung erregt, so entsetzte man sich jetzt nur um so mehr vor dem Gedanken, daß nun Stadt und Universität wegen einer hier befindlichen gottlosen Sekte „weit und breit beschrien würde.“ Vor dem Regensburg der Eich des Reichstages, wo der Kurfürsten und Stände des heil-

gen römischen Reiches Abgeordnete versammelt waren: wie leicht konnte da eine Abschrift des verhängnisvollen Briefes von Hand zu Hand gehen und so die Kunde durch das ganze römische Reich sich verbreiten!

Der Herzog Bernhard von Sachsen-Jena ordnete sofort eine Untersuchung an, Rector und akademischer Senat ergriffen die Sache mit all dem Antzeifer, den der auf dem Spielt lebende Ruhm der Universität zu erheischen schien. Man stand damals in der Blüthezeit einer argwöhnlich über der reinen Lehre wachenden Orthodoxie: Nichts konnte das Ansehen einer Universität schwerer untergraben, als das Gerücht, daß in ihrer Mitte eine gefährliche Irrlehre gehegt werde.

Aber zum Troste der Belümmerten stellte sich bald heraus, daß die Universitätsstadt von diesem Malen wenigstens rein sei. Niemand in ganz Jena konnte entdeckt werden, der zu der Gewissenersekte gehörte: das ganze Gerüchte von den 700 Bürgern und Studenten, die der neuen Lehre gewonnen sein sollten, wies sich als eine lügnische Erfindung des Verbreiters jener Tractate aus, leblich darauf berechnet, um durch die Vorpiegelung einer weitverzweigten Bundesbrüderchaft erst sich Anhänger zu erwerben. Es war derselbe Kunstgriff, mit dem nachmals der Vertreter ähnlicher freigeistlicher Meinungen, der berühmte Bahrdt, Jahre lang die angesehensten und geschicktesten Männer Deutschlands getäuscht hat: nur war er plumper angelegt und die Lüge enthielt sich bei den ersten Nachforschungen von selbst.

Aber wer war nun jener „Satansapostel“, der es gewagt hatte, die Rechtgläubigkeit der Universität Jena durch seine lügenhafte Erfindung in Verruf zu bringen?

Eine Ausfage des Buchhändlers Reunhan führte auf die Spur. Freitag den 4. September, also zwei Tage, bevor jener Drohbrief ihm ins Haus geworfen wurde, war früh 8 Uhr ein fremder Mensch in Studententracht zu ihm ins Haus gekommen und hatte ihn gefragt, ob er nicht wisse, wer der Mann sei, der die Zeitung drucken lasse. Als Reunhan erwiderte, der sei er selbst, hatte jener alle weitere Auskunft über den Grund seiner Frage verweigert und war mit den Worten fortgegangen: „es ist schon gut.“ Die Vermuthung lag nahe, daß dieser Unbekannte derselbe gewesen sei, von dem der Drohbrief an Reunhan nicht minder wie die sämmtlich von derselben Hand geschriebenen Tractate herrührten. Weitere Nachforschungen bestätigten diese Vermuthung und führten schließlich zu dem sichern Ergebnisse, daß der Verbreiter der Flugschriften niemand Andres gewesen sei, als der angebliche Stifter der Gewissenersekte Matthias Knuffen selbst.

Die Ergebnisse der Untersuchung hat der erdentliche Professor der Theologie zu Jena, Dr. Johann Ansfus, eine Säule der Lutherischen Orthodoxie in einer eignen geschriebenen Abhandlung veröffentlicht, in der er zugleich seine im Streite wider Katholiken, Reformirte und Disseln längst erprobten Waffen gegen die gottlose Lehre jenes verkleumderischen und mörderischen Satans-

opfeils gerichtet hat¹⁾. Das ganze Auftreten Knutens in Jena ist ihm einer jener listigen Anschläge des Satans, um die Universität um ihren guten Ruf zu betrügen. Nämlich es hat hiesige Fürst, gesammte Universität bis dato in vollen Flor gestanden, an der Frequenz und Anzahl der Studiosorum und unverdrossenen Fleiß der Professoren andern berühmten Universitäten nichts zuvor gegeben, und hat in allen Facultäten gelehrte Leute, die theils Christi Reich zu bauen, theils in allerley Weltlichen Aemtern Gott und der Ehrbarkeit mit Ruh zu dienen geschickt sind, von Zeit zu Zeit in grosser Anzahl erzeugt. Dieses was es den Saten höchlich verdrossen, also hat er dieselbe für andern heftig angefeindet und deren gute Progessen auf mancherley Weise zu hemmen gesucht. Lange Zeit hat er sie mit dem schändlichen Peenalismo geplagt. Manchmal hat er sie durch Widersetzlichkeit und Empörung wieder die Ehrbarkeit, öfters aber durch einwirkende Balgereyen, Nachschärmerereyen und üppiges Leben unruhmig. Nun gebraucht er sich dieses Erlosens, aller Schwand vergessenen Bessermuths, durch Verleumdungen dieselbe ins Gescheh zu setzen, es halte sich hier eine abschlechtige Secte auf, welche die heilige Schrift für lauter Fabeln halten u. f. w. — Und zu diesem Ende wil der Lügen- und Mord-Geist, daß diese Handgreifliche und schändliche Verleumdungen sollen in die Zeitungen gebracht werden, in Meinung, dadurch aller Orten guterhige Leute zu bewegen, daß sie ihre hier studierende Angehörigen abfordern, oder die übrigen nicht anhero senden.“ Da ist es denn nun dem christlichen Rufus eine Gemuthung, noch weiter hinzusehen zu können: „Wie aber vorerzählten des Teuffels arglistigen Anläuffen, durch Gottes Gnade, und der gesammten hoch-Fürst. Herren Nutritoren hiesiger Universität, unseer allerseits gnädigsten Fürsten und Herren, höchst-rühmlichste Sorgfalt, und des Senatus academici Wichtigkeit von Zeit zu Zeit also begegnet worden, daß hiesige gesammte Universität bis hieher in beständigen Flor vertrieben, also wird auch nicht allein diesen Verleumdungen weiter mit solchen Nachdruck begegnet, daß derselben nicht Verleimerliche daraus könne zuwachsen, sondern auch andern, je böswilligen einwirkenden Mängeln, und besonders denen vom Teuffel, der ein Mörder ist vom Anfang, herrührenden Balgereyen kräftiglich ge-

steuert werden, daß sich Niemand einiger Gefährlichkeit hier wird zu befürchten haben.“

Ed den „Balgereyen“ wirklich auf die Dauer „gesteuert“ worden sei, lassen wir hier dahingestellt; aber Matthias Knutens würde wol sammt seiner angeblichen Geistesverfälschung vergessen sein, wenn nicht der eifrige Rufus selbst so wader für Bewahrung seines Ansehens gesorgt hätte. Seiner „Ableinung“ hat er selbst Knutens „gottelasterliche und aufrührerische Chartreuen“ Wort für Wort beidrucken lassen, damit Niemand auf den Argwohn gerathen könne, „ob wären andere wichtige Dinge, die in dieser Schrift nicht berührt worden, darin begriffen.“ Durch diese Chartreuen nicht minder wie durch die umfassenden Nachrichten, welche man von verschiedenen Seiten her über Knutens einzuziehen vermochte²⁾, sah sich Rufus in den Stand gesetzt, ziemlich vollständige Auskunft über den merkwürdigen Menschen zu geben; und was er zusammengebracht hat, ist noch heute die einzige Quelle für unsere Kenntniß von Person und Lehre des wunderlichen Seltenstücker³⁾.

Matthias Knutens war geboren ums Jahr 1645 zu Oldenswort, einem Flecken der schleswigenischen Landschaft Eidersdadt. Seine Aeltern waren christlich fromme Leute: Die Mutter Elisabeth war aus dem Dittmarschen gebürtig, der Vater Bernd Knutens vermalte in Oldenswort das Amt eines Organisten. Beide Aeltern starben früh; der Knabe wurde von seinen Vermöndern zu dem Recter seines Heimathortes Zacharias Jacobicus in die Schule geschickt, und nachmals wegen seines sähigen Geistes zum Studiren veranlaßt. Er machte auf der Schule schnelle und glückliche Fortschritte, namentlich in der lateinischen Sprache; aber zugleich trat in ihm auch ein mehr als gewöhnlicher jugendlicher Uebermuth hervor, und ein unbeständiger, ungebundenes Wesen. Seinen ehtlichen Lehrer bekümmerte es oft, daß der Knabe, flatt bei dem zu bleiben, was ihm gelehrt ward, „seltsamen Grillen und Einfällen“ nachging. Er hat einmal über seinen Zögling gurrethelt: „daß er entweder ein lumen mundi und ein herrlicher Mann bei der Kirche Gottes werden würde, oder auch ein pestiferum instrumentum Satanae, wenn er zu unglücklichen Seite aufschlagen sollte.“

Seine weitere Ausbildung sollte der junge Matthias in Königsberg empfangen, von ein älterer Bruder Organist war. Aber die strenge Aufsicht, unter der ihn der Bruder hielt, mißfiel ihm bald. Eines Tages lief der 15jährige Knabe von Königsberg fort: zu Fuß, ohne Begeleid, keinen Heller in der Tasche, bettelte er sich unterwegs, namentlich die Pastoren ansprechend,

2) Unter den bei Rufus gesammelten Nachrichten sind außer den Aussagen einiger jener Studenten am wichtigsten die Mittheilungen des früheren Diakons zu Oldenswort und damaligen Superintendenten zu Saalfeld Ludwig Baum, und des damaligen Pastors zu Oldenswort A. Samuel Bögen, womit die eigenen Angaben Knutens in seinen Aufschreien, namentlich in dem Gespräch mit den drei Hefen, zu vergleichen sind. 3) Die ältere Literatur über Knutens ist zusammengesetzt in *Mollers Germania literata* Tom. I. p. 305. Hier findet sich auch eine aus Rufus geschöpfte kurze Biographie.

1) Der handwurmartige Titel dieses Buches lautet, wie folgt: *Ableinung der aufgeschwemmten abschlechtlichen Verleumdung, so wäre an die hoch-Fürst. Schleswigenischen und gesammten Universität Jena eine neue Secte der so genannten Geistesverfälschung, und derselben eine nicht geringe Anzahl von Studiosis und Bürgern beygegeben: Nebenst umständlichen Bericht Von etlichen am 5. und 6. Sept. des verwichenen 1674. Jahres dafelbst aufgetreuten gottelasterlichen und aufrührerischen Chartreuen, von welchen solche Calumnias ihren Ursprung genommen, Und Von der vermeintlichen Geistesverfälschung, zum andern mal aufgeleitet und eingedammter fernewerthiger Nachricht dornetreibet, Welcher beigesetzt ist Eine nothwendige Vertheilung Der 4. Schrift wider die in besagten Chartreuen, die zu Jena gedruckt sind, enthaltenen Lehren derselben, geschribt von Johanne Musaeo Ss. Theol. D. und Prof. Publ. Jena, Verlegt Johann Dietrich Buchhändler, Gedruckt bey Samuel Reichen, 1675.*

X. Capit. I. B. u. R. Septe Section. LXVI.

den ganzen langen Weg durch Preußen, Pommern, Rügen u. s. w. hindurch bis in seine Heimath zurück.

Man that ihn aufs Neue zu seinem alten Lehrer in die Schule; aber schon war der Höchling seinem Meister entwichen: nachweis gab er ihm auszuübren, er versetzte seinen Terenz wol ebenso gut als der Präceptor. Unter solchen Umständen hielt man es doch für Gerathenseit, den Thunichtgut abermals nach Königsberg zurückzuschaffen. Ein Schiff, das dahin abging, nahm ihn auf, und so langte er wohlbehalten bei seinem Bruder wieder an. Diesmal hielt er besser aus; er vollendete seine Studien auf dem altstädtischen Gymnasium unter Leitung des Rectors Müller und bezog dann, um Theologie zu studiren, etwa ums Jahr 1662 die königsberger Universität. Noch jung an Jahren, aber als fertiger Student stellte er sich dem damaligen Pastor zu Oldenshoort M. Samuel Degen vor. Seine Selbstthätigkeit hatte sich mittlerweile womöglich noch vermehrt; er that sich etwas darauf zu Gute, mit weit älteren Leuten über gelehrte Gegenstände zu disputiren. Im Gespräche mit dem Pastor brachte er allerlei Fragen über die Wahrheit der hergebrachten metaphysischen und logischen Sätze auf die Bahn: in seiner schönfertigen Weise warf er Alles über den Haufen. Auf theologische Streitfragen scheint er sich damals noch nicht eingelassen zu haben, und der Pastor hielt alle seine „Pfeile“ für Ausbrüche einer jugendlichen Hitze, die sich mit den Jahren bei reiferem Urtheile schon legen würde. Doch wollte der fromme Herr und Andre mit ihm schon soviel gemerkt haben, daß er Lust hatte zu allerhand Neuerungen, ohne doch vorher für eine tüchtige Grundlage ordentlicher Kenntnisse gesorgt zu haben.

Von jener Zeit an wechselte er seinen Wohnort oft. Sei es um des lieben Brodes willen, sei es aus Wohlgefallen an dem ungeordneten abenteuerlichen Leben eines fahrenden Schülers — kurz wir finden ihn abwechselnd in verschiedenen Gegenden: zuerst auf einige Zeit im Eidersstädtischen bei einem Pastor Oldermann als Haushälter, dann in Kopenhagen, wo er seine Studien fortgesetzt haben will; von dort aus *) durchzieht er Preußen, Lurland und Polen, überall sich durchflehend, wie es nun eben geben will. Bald treibt er sich auf Gedehöfen umher, bald bereitet er Pastorenöhne zum Gymnasium vor, bald zieht er von einer Universitäts-Stadt zur andern, sucht um Freistelle nach oder geht Professoren und Studirenden um Vorlesern an.

Sein äußerer Auszug war ärmlich und unansehnlich. Eine kleine Statur, ein bageres, sonnengebräun-

tes Gesicht, lange schwarzhäutige Haare — ein elegant-gemüthlicher brauner oder grauer Reithrock, in der Mitte gekürtet, nach der Art, wie ihn damals die preussischen Studenten trugen, darüber einen braunen Mantel geworfen, in der Hand einen fingerdicken Stöck mit einem eisernen Hämmerchen darauf — so wird uns sein Aeußeres von denen, die ihn gekannt haben, geschildert.

Nach mehrjährigem Umherwandern ließ er sich wieder in seiner Heimath sehen. Er gab vor, zu Kopenhagen die Magisternurde erlangt zu haben; zur Beglaubigung brachte er eine lateinisch geschriebene Dissertation „über die Thronen Christi“ mit, welche er einigen Pastoren des eidersstädtischen Bezirks dedicirte; die übrigen Zeugnisse sollten ihm unterwegs von Selbsten geraubt worden sein. Aber trotz des Magistertitels schien er im Vaterlande kein Glück zu machen: die Pastoren „ließen den Rarren laufen.“ Er griff daher abermals zum Wanderstabe und kehrte nach einiger Zeit im ärmlichsten Aufzuge, aber mit einem noch stattlicheren Titel zurück. Er war inzwischen Licentiat geworden; aber mit den Zeugnissen hatte er zum zweiten Male Unglück gehabt: sie waren ihm bei einem Schiffbruche verloren gegangen. Daß er den einen wie den andern Titel eigenmächtig sich beigelegt, hat er nachmals selbst aus freien Stücken gestanden. „Da er gesehen,“ so drückte er sich aus, „wie in seinem Vaterlande fast alle Prediger in dem Geld- und Ehrgeize gleichsam erstickten wären, auch fast keiner befördert würde, es sei denn, daß er Doctor, Licentiat oder zum wenigsten Magister wäre, so habe er sich, nicht etwa einen Ruhm zu ersagen (denn sonst hätte er sich wol gar Doctor nennen können, welches er nie gethan), sondern einen geringen Pfrandienst damit zu erlangen, sich anfänglich für einen Magister, hernachmals für einen Licentiatum Theologiae auszugeben und tituliren lassen, wie etwa Aaron's Söhne Priester genannt worden, ob sie es gleich nicht waren, sondern inkünstigt werden konnten, oder der Drescher Gideon im Buche der Richter ein streitbarer Held genannt wird, ob er's gleich dajamal nicht war, auch niemals geworden ist.“

In seiner neuen Eigenschaft stellte sich Knauten im J. 1673 dem Generalsuperintendenten Johann Judemann in Kreme bei Glückstadt vor, erbat von ihm ein Fehrgeld und erlangte endlich durch dessen Vermittelung ein Unterkommen zu Süderau in der Kremepermarsh, wo er dem dortigen Diaconus beim Unterrichte der Bauernkinder an die Hand gehen sollte. Nebenher predigte er verschiedene Male zu Kreme, benutzte aber jede Gelegenheit zu „Nachlässigen Reden“ wider den geistlichen Stand. Die Lutherische Geistlichkeit war in jener Zeit bei aller Orthodoxie doch sittlich ziemlich entartet: und nach den Schilderungen, welche ein Andreas Thomassius u. A. von ihrem unglücklichen Leben entwerfen haben, läßt sich nicht leugnen, daß Knauten hier einen wundern Fleck empfindlich berührt hatte. Aber der „Licentiat“ ging in seinen Predigten weiter. Nach eigenem Gesandniss gegen Gelderwerb keineswegs gleichgültig, klagte er Drigkeit und Prediger der Habsucht

4) Die chronologischen Verhältnisse sind nicht ganz sicher zu ermitteln. Den einzigen Anhaltspunkt geben die bei der angeführten Untersuchung im Jahre 1674 zu Protestoll gegebenen Aussagen jener Studenten. Nach der Angabe des Cinen war er im Jahre 1661 oder 1662 nach auf dem Gymnasium gewesen, Andere hatten ihn in den Jahren 1664 und 1668 ebenfalls in Königsberg gesehen. Die Zeit seines Aufenthaltes in Lurland fällt ins Jahr 1668. Wahrscheinlich kehrte er also zwischen 1664 — 1668 nach holändischen Studien in seine Heimath zurück und kam nachmals auf seinen Wanderungen zum dritten Male nach Königsberg.

an, verglich sie mit dem geldgierigen Landpfleger Jelle in der Apostelgeschichte und suchte Handwerker und Bauern, die ihren sauren Schweiß hingeben müßten, gegen sie aufzuhetzen. Er pflegte in seinen Predigten wol die verschiedenen Titel der Gebühren aufzuzählen, die die Leute entrichten müßten: wie sie Geld zu zahlen hätten „in die heilige Kellende, Geld in den Beichtstuhl zur Absolution, Geld für das Ausbieten, Geld für das Gekerkeln, Geld für das Tausen, Geld für die Fürbitten, Geld für die Dankfassungen, Geld für das Leichenbegleiten, Geld für die Leichenpredigten, Geld für die Beerdigung“ u. s. f. Er bewies den Leuten, daß dies wider die eigene Bibel der Prediger sei und war nicht um Schriftstücken verlegen, seinen Beweis zu bekräftigen.

Die Folge seiner Predigtwaise war, daß ihm M. Hubemann — dafür Hubelmann von Knussen genannt — die Kanzel verbot, und zugleich den Diaconus veranlaßte, ihm den übertragenen Unterricht der Bauernkinder wieder zu entziehen.

Ueber das letztere wird er sich schwerlich sehr ge-
gründet haben: die Schulmeister bei der lieben Dorf-
jugend war wol kaum nach dem Geschmade des Herrn
„Licentiaten.“ Aber das Predigthalben brachte doch
etwas ein, und so wandte sich denn der brodlöse Mann
bald nach Weihnachten (am dritten Weihnachtstage
hatte er seine letzte Predigt in Kempten gehalten) zurück
in Ederfährtsche. Zu Tönnlingen, wo sein Bruder
Franz wohnte, auf, „schrie er laut, nackt und ohne
einen einzigen Heller ein.“ Der dortige pastor prima-
rius Dr. Brummer hatte schon früher zu seiner Magi-
sterwürde kein rechtliches Vertrauen gehabt: Knussen wagte
es doch nicht recht, sich ihm jetzt als Licentiat wieder
oben Zeugnisse zu präsentieren. Zur höchsten Unzu-
friedenheit des Herrn Dr. Brummer machte er ihm also
diesmal gar keinen Besuch, sondern ging sofort den
Diaconus an und erlangte von diesem auch ohne große
Schwierigkeit die Erlaubnis, am zweiten Epiphania-
sonntage Nachmittags für ihn zu predigen. Die Pre-
digt war ganz im bisherigen Style gehalten: er hatte
die Worte aus Jes. 9 „er heißt wunderbar u. s. w.“
zu erklären, worin er denn auch, wie ein Berichtskat-
ter sich ausdrückt „viel wunderliche Sachen, sonderlich
de ministerio et de ministerium vocatione soll
proponiret haben.“ Natürlich war unter solchen Um-
ständen auch zu Tönnlingen seines Bleibens nicht. Vom
Primarius aufgefordert, seine Zeugnisse vorzulegen und
über sein sonstiges Thun und Vorhaben sich auszuweisen,
zog er es vor, durch schleunige Entfernung allen weite-
ren Erörterungen zuvorzukommen. Sein Bruder, der
eben auch nicht besonders freundlich auf ihn zu sprechen
war, rüßte ihn doch einmal mit dem nöthigsten
Reisebedarfe aus und so macht er sich denn im Januar
1674 abermals auf die Wanderschaft. Seiner eigenen
Angabe zufolge ging er nach Rom, von wo er Briefe
aus Briefe nach allen Universitäten der Welt geschrieben
haben will: wie denn jener lateinische Tractat, wie
oben erwähnt, wirklich „Kom den 24. Februar“ unter-

schrieben ist. Die Unrichtigkeit dieser Angabe stellt sich
schon aus dem Vergleiche des vorgedachten Datums mit
der Zeit seiner Abreise aus dem Holfsteinischen heraus.
Er mag sich vielleicht in Teutschland umhergetrieben
haben, bis er denn nun Anfang September plötzlich in
Jena wieder auftaucht. Aber allerdings scheint in jener
Zeit, in welche er seine vorgedachte Reise nach Rom
verlegt, der Entschluß bei ihm zur Reise geblieben zu
sein, als Stifter einer neuen Religion aufzutreten.
Daß er schon früher atheistische Meinungen öffentlich
habe verkünden lassen, wird mindestens nirgends be-
richtet: die Pastoren in Schleswig-Holstein, für die er
predigte, haben wol von allerhand „nachlässigen Reden“
wider den geistlichen Stand, aber Nichts von Aegereien,
mit denen er hervorgetreten wäre, vernommen. Wirk-
lich scheint es, als habe er in jener Zeit noch immer
die Absicht gehabt, sich dem Pörramme zu widmen: um
diese Absicht leichter zu erreichen, hatte er sich ja nach
eigenem Geständnisse die Titel eines Magisters und Li-
centiaten beigelegt, und seine Schwärzreden gingen wol
hauptsächlich aus dem Ummuthe über vernünftliche Zu-
rücksetzung hervor. Und wol muß er öfters trübselige
Erfahrungen von Lieblosigkeit und hoffärtiger Härte
bei denen, die er um Unterstützung anging, namentlich
bei den Pastoren, gemacht haben: überall als Land-
streicher zurückgewiesen, verlumpet und verborben, sah
er jetzt die Unmöglichkeit ein, das bisher verfolgte Ziel
zu erreichen. Die Erbitterung, mit welcher sein Herr
wider alle bestehenden kirchlichen und bürgerlichen Ver-
hältnisse, namentlich aber wider den geistlichen Stand
und die Obrigkeit erfüllt ward, dürfte hierdurch wol die
beste psychologische Erklärung finden. Erst von jetzt an
ist er, soviel wir wissen, mit seinen Flugschriften in
der Welt umhergezogen, Verfasser, Copist und Colpor-
teur zugleich, um Anhänger für die neue Gewissensrecte
zu sammeln.

Die Universität Jena hatte er sich zum ersten
Schauplatz seiner nummehrigen Wirkksamkeit erwählt.
Draußen in der Vorstadt vor dem Rödterthore nahm
er sein Quartier im Gasthose zum „gelben Engel“: von
hier aus durchstreift er mit seinen Tractaten die Straßen
der Stadt. Einige Studenten aus Preußen, die in
Königsberg mit ihm zusammengekommen waren, der eine
vor 12 oder 13 Jahren, der andere vor 10, ein dritter
noch vor 6 Jahren, hatten ihn hier wieder erkannt: sie
ernannten sich, wie er während seines Königsberger
Aufenthaltes schon durch sein leichtfertiges Wesen und
seinen Umgang mit den Papisten anrührend gewesen war.
Von den vergesslichen Versuchern, die Knussen in Jena
machte, einen Anhängerkreis um sich zu scharen, wissen
wir schon. Er mußte bald merken, daß hier kein gün-
stiger Boden für ihn wäre: doch etwa acht Tagen ver-
ließ er die Stadt und wandte sich nach Coburg, wo er
nach alter Weise wieder vornehmte Leute um ein Ge-
geld anging und um eine Hauslehrerstelle sich bewarb.
Auch dieser Versuch schlug fehl, und so zog er denn
schon am folgenden Tage abermals weiter, ein Exemplar
seines lateinischen Tractates im Hause des Diaconus

M. Fischer zurücklassend. Bald nachher ward er in der Nähe der kleinen nürnbergischen Universitätsstadt Altorf gesehen. Einen Schulmeister, der in Gesellschaft eines altorfer Bürgers seines Weges daherkam, ging er mit der Frage an, ob er lesen könne. Als dieser dies bejahte, gab er ihm zwei seiner Tractate, einen teutschen für ihn selbst und einen lateinischen. Lehren sollte er einem Studenten zustellen: es wurde ein Gelächter darüber geben. Darauf erfragte er den Weg nach einem nahegelegenen Dorfe und eilte raschen Schrittes von dannen. Wenige Wochen darauf, Ende October, erschien er noch einmal auf wenige Tage in Jena, und nahm sein Quartier Anfangs wieder im gelben Engel, verlegte es jedoch bald, wahrscheinlich um nicht erkannt zu werden, in den halben Mond. Diesmal trat er unter falschem Namen auf: er nannte sich Matthias Donner, wagte aber doch, seine fünf Jahre früher in Kurland gemachten Bekanntschaften zu benutzen, um von einigen dorthin stammenden Studenten eine Unterstützung herauszulocken. Dies ist die letzte Spur, die man von ihm entdeckt hat. Fortan hat Niemand Weiteres von ihm gehört.

So wußt, wie sein Leben, sind die Grundsätze, mit denen Knüttin in der Welt auftrat. Seine ganze Weisheit bestand in einem paar ersichtlich rohen Gedanken, bei denen nur dieser ungewiß bleibt, was größere Verwunderung erregen muß, ob die naive Sorglosigkeit, mit welcher er sich fast jeder Begründung überheb, oder die rücksichtslose Verwegenheit, mit der er sie ausposaunte. Es find immer nur wieder dieselben Gedanken, die er in seinen Tractaten obendrein fast mit denselben Worten wiederholt: und soviel Fleiß und Mühe es ihm gekostet haben muß, jene eben genannten Flugschriften immer aufs Neue wieder abzuschreiben, so wenig find ihm doch beim Abschreiben jemals neue Gedanken in den Sinn gekommen: in jenen drei Tractaten war Alles erschöpft, was er zu sagen wußte. Der lateinische war wenigstens noch mit allerhand gelehrtem Geklitterwerk ausgestattet, und behandelte seinen Gegenstand doch mit einer freilich sehr eigenthümlichen Art von Gründlichkeit — auch in der äußeren Form ist er noch so ziemlich anständig gehalten; obgleich der Verfasser auch hier einige seiner kräftigsten Späße nicht unterdrücken kann. Dessen roher ist der Ton, der in den teutschen Gesprächen herrscht: die plattesten, plumpestn Späße, unfähige Schimpfreden und elende Wortspiele wechseln ab mit dem oberflächlichsten, eben nur für den Pöbel berechneten Raisonement. Wenn wir erzählen, daß er nicht müde wird, den Namen Christen die „Geschmierten“ zu überscheln, und damit ja kein Zweifel übrig bleibe, wie es gemeint sei, hinzusetzt: „nach Art der Wagenräder“ — so gibt dies schon eine hinlängliche Probe seiner Schreibart. Das Wort Studiren verdrängt er in „Stoffbieren“ (ein Witz, der allerdings seinen Ursprung nicht verleugnen kann), die Juristen heißen Suppenstudenten, das Wort Seelforger wird durch Umfegung der Buchstaben in „großer Esel“ umgedeutet; aber den Gipfel der Frivolität erstigt sein Witz da, wo er von der hei-

ligen Schrift redend, das Wort *sacra* im Sinne von excoeranda nimmt.

Tragen wir nun nach dem Inhalte seiner Lehre, so ist derselbe einfach die Ableugnung nicht blos der christlichen Religion, sondern alles Gottesglaubens überhaupt, an dessen Stelle das Gewissen als die einzige die Willkür des Menschen bindende objectivc Macht gesetzt wird. Den Ausgangspunkt nimmt sein Raisonement in der lateinischen Epistel ebenso wie in dem Gespräche eines Witzes mit drei ungleichen Religionsgelehrten von der Behauptung, daß die Bibel der Christen mit sich selber feichte.

Die lateinische Epistel beginnt mit der Bemerkung, er habe sich lange gewundert, wie die Christen immer in Streit und Zwiespalt mit einander lebten, bis er die Ursache davon darin erkannt habe, daß die Grundlage ihres Glaubens, welche sie Bibel nannten, selbst mit sich im wüthendsten Widerspruche stehe. Darauf werden von den unzähligen Beweisen, die er für diese Behauptung in Bereitschaft hat, damit die Leser durch ihre Menge nicht etwa den Schauspielen bekämen, nur einige wenige besonders schlagende zum Vorschein gegeben. Die Hauptstellen, auf die er sich beruft, sind 1 Kön. 7, 26, vergl. 2 Chron. 4, 5, an welchen Stellen in der Angabe des Maßes, welches das gegossene eberne Meer enthalten habe, ein unauflöslicher Widerspruch besteht; 1 Mos. 20, 34, vergl. 30, 3, wo Hofmath, die Gattin des Esau, das eine Mal eine Tochter des Hethiters Elon, das andere Mal eine Tochter des Ismael heiße; ferner Matth. 19, 5, vergl. Mat. 2, 16, indem die Ehecheidung dort verboten, hier geboten werde. Ebenso würde an vielen Stellen des Kanon die Auferstehung der Todten gelehrt, während sie andernwärts wie Jes. 26, 14, Ps. 18, 30, 88, 12, Hies 14, 12, Pred. 3, 19 geleugnet werde. Die Bibel wird dann mit dem türkischen Koran verglichen und dem „Altkoran der Christen“ vorgeworfen, daß sein Inhalt völlig verworren und bunt durch einander gemengt, seine Sprache ohne Gedankenzusammenhang und Bichtigkeit, obendrein ohne Sinn und Verstand sei. Ersteres wird aus den Sprüchen Salomons bewiesen, wo in einem Capitel die verschiedenartigsten Dinge wie Viehfutter unter einander gemengt seien; die Zusammenhanglosigkeit beweisst Job. 2, 1 und 3, 1, ne das Wort „aber“ Nichts verbindet, den Mangel an Bichtigkeit der Rede (verbisum color) Offenb. 5 und 8, wo alle Verse mit „und“ anfangen. Wie sehr es an richtiger Gedankenordnung fehlt, erhellt aus Luc. 20, 35, wo das Hinterste zuvordrückt, das ewige Leben vor der Todtenauferweckung steht. Wie der Altkoran der Christen ferner alles Sinnes und Verstandes ermangele, kann 2 Mos. 20, 18 lehren, wo es heißt: „das Volk sah den Ton der Posaune“ oder Hies 22, 6, „den Rachen die Kleider ausziehen.“ Ähnliches komme auch sonst in zahllosen Stellen vor. Oder es ständen darin Wunder zu lesen, die seine Wunder seien, z. B. 1 Mos. 25, 25, das Esau bei seiner Geburt tödtlich ausgesehen, was doch, wie jeder Sechsamme bezeugt, bei allen neugeborenen Kindern der Fall sei. Andernwärts würden

Dinge erzählt, die selbst für Christen abgeschmackt wären, z. B. daß es im Himmel vierfüßige Thiere und Gwürmer gebe, Apokal. 10, 12. 16, oder daß es eine unerlässliche Sünde sei, einen Döhlen zu schlachten, Joh. 22, 13, vergl. 68, 3. Endlich fanden sich viele Worte in der Bibel, die nicht bloß eine doppelte, sondern sogar eine neun- und zehnfache Bedeutung hätten, z. B. Ge-
sch, Geist, Welt u. s. w. — Hieraus gründet denn nun Knutzen den schon erwähnten Satz der Gewissener, die ganze Bibel sei eine hübsche Fabel, womit die unvernünftigen Thiere die Christen ihrer Vernunft gesungen nähmen, um mit Vernunft unvernünftig zu sein. Ähnliche Argumente finden sich auch in dem angegebenen teutschen Gespräche, nur daß hier die Sache noch sum-
marischer abgethan wird. Drei unglückliche Religions-
gäste, Vater Irsaus ein Katholik, Brummer ein Lutheraner und Bär ein Reformirter kommen zu einem altenaer Gastwirth, der der Gewissenersekte angehört, und verlangen zu essen. Als das Essen auf dem Tische steht, wollen die Gäste beten, was der Wirth für unnütz erklärt, weil ihm Essen und Trinken gerade so gut schmecke auch ohne Gebet. Nun erlündigt sich denn der Wirth, warum seine Gäste, wie sie alle drei fast einerlei Namen führten, nicht auch einerlei Religion hätten. Da sie sich sämmtlich und ebenso wie sie die Arianer, Arminianer, David-Jeriten auf die Bibel beriefen, so mußten entweder sie selbst oder aber die Bibel an ihrer Unmöglichkeit schuld sein. Nun ist Knutzen wieder im Fahrwasser: wie ein Gastwirth Jedermanns Freund sei, so sei auch die Bibel Jedem nach seinem besondern Geschmade, alle Reiter, so der Teufel selber dgrufe sich auf sie. Daraus kommen denn die alten Gründe zum Vorschein: daß ein Wort in der Bibel nicht eine, sondern vielfältige Bedeutung habe, weshwegen sich aus ihr nichts Gewisses schließen lasse, daß ein Anspruch wider den anderen freite, und was an einem Orte geboten werde, an einem anderen wieder verboten würde u. s. w. Ramenrich läßt er den Gastwirth seinen Gästen eine ganze Reihe von Bibelstellen vorzählen, wo kein bloß schwebender, sondern ein wahrhafter Widerspruch stattfindet. Noch dünniger wird die Sache abgethan in dem Gespräch zwischen einem Feldprediger (der abermals wie in dem anderen Gespräche der Lutherische Gast den Namen des frempfenden Superintendents Brummer trägt) und einem lateinischen Dünstschreiber. Da heißt es denn mit Berufung auf Ez. 13, 19. 22, 28, Röm. 3, 7, daß die biblischen Schriftsteller selbst Gottes Wort Lügen nannten, und nun folgt die runde Erklärung, daß nach der Bibel wie nach der gesunden Vernunft Alles erlogen sei, was von Christi Geburt, Leiden und Auferstehen gesagt werde, was daraus abgenommen werden könne, daß dies Alles — in der Nacht geschehen sei. Man wird nicht umhin können, mit dem Verfasser der neuesten Abhandlung über Knutzen, dem frühverstorbenen Hermann Koffel⁵⁾, selbst in diesem wüthen, tollen Gewebe ein Element der Wahrheit anzuerkennen. Wie

widerwärtig roh auch die Sprache des Mannes ist, wie ersichtlich, naiv auch seine Beweisführung — nichts-
destoweniger ist dieselbe bemerkenswerth als einer der ersten in Teutschland gemachten Versuche einer Kritik des mechanischen Inspirationsbegriffes, jener geistlichen Ausgeburt einer ausgedehnten Erthederie. Wenigstens einzelne Gedanken Knutzens sind nachmals in weit umfassender und wissenschaftlicher Weise wieder aufgenommen worden. Wenn er z. B. auf einige der wichtigsten Unterschiede aufmerksam macht, die zwischen dem alten und neuen Testamente in den Vorstellungen von der Heiligkeit der Ehe oder von dem Fortleben nach dem Tode bestehen, so können wir nicht umhin, hier eine der ersten Spuren der Reaction gegen die herrschende Ansicht von der unterschiedslosen Einheit der alten und der neuen Religionsökonomie zu erkennen, wenn auch Alles bei ihm in der oberflächlichsten Weise abgethan wird und ohne die leiseste Abnung von dem speculativen Wahrheitsgehalte, der sich nach jenen verzeigten Fähr-
nehmungen entwickeln ließ. Was übrigens die Proben einer theilen Eccegele anlangt, von denen die Knutzen'schen Schriften wimmeln, so war die Schriftauslegung derer, die er bekämpfte, wol öfter nicht viel weniger abgeschmackt und wenigstens der Ermüdung mag es anheimgegeben sein, was bei dieser Gelegenheit Koffel weiter gewürtheilt hat: „wollte man diese Angriffe Knutzens auf die damalige erhabene Auslegung mit manchen Angriffen Neuerer auf die gegenwärtige vergleichen, so möchte vielleicht weder Knutzen noch die gedachten Neueren dabei am schlimmsten fahren.“ Die erste Anregung zu seiner Kritik hat Knutzen, wie er den Wirth im Gespräche mit den drei Gästen offenbar in seinem eigenen Namen versichern läßt, durch eine Schrift erhalten, die ihm schon als Student in die Hände fiel; und da ein Verkehr Knutzens mit Römisch-Katholischen auch nach andermittigen Nachrichten feststeht, so mag Rufus wol recht haben, wenn er den Verfasser jener Schrift für einen Papisten hält und daran erinnert, daß namentlich der gelährte Scheit Becanus in mehrern Schriften sich die Aufgabe stellte, die Unverständlichkeit, Dunkelheit und Vieldeutigkeit des Bibelbuchs nachzuweisen, freilich in einem andern Sinne, nur um damit den Beweis zu führen, daß das rechte Verständniß der Schrift nur von der unselbischen Kirche überliefert sei. Knutzen nimmt die Voraussetzungen auf, zieht aber andere Consequenzen daraus: von der Annahme bloß schwebender Widersprüche in der Schrift, die nur die Kirche zu lösen vermöge, schließt er zur Behauptung wahrer und unlösbarer Widersprüche fort.

An die Stelle der so über den Haufen geworfenen Schriftautorität setzt Knutzen nun ganz einfach die Vernunft oder das Gewissen. So heißt es im Gespräch des Gastwirths mit den drei unglücklichen Religionsgästen, der neue Religionskister habe der Welt eine viel bessere Bibel gezeigt, welche alle Menschen mit sich führen, nämlich die Vernunft oder das Wissen. Knutzen ist hiernach einer der ersten offenen Vertreter des Naturalismus. Ganz wie seine späteren Nachfolger

5) H. Koffel, Matthias Knutzen. Theol. Studien und Kritiken. 1844. 4. S. 909 fg.

erzifert er sich namentlich gegen die Forderung, die Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens gefangen zu nehmen, d. h. wie er seinen Münsterschreiber im Gespräch mit dem Feldprediger diese Forderung auslegen läßt, „die Vernunft bei Seite zu legen“, „als ein Dummer noch dummer oder auch ein Dummer in einem Dummer d. h. ein Bär — zu werden.“ In demselben Gespräche hat übrigens Knutten den nicht uninteressanten Einsall gehabt, seine Gegner mit ihren eigenen Waffen zu schlagen, und aus den polemischen Schriften Lutherscher und reformirter Theologen den Beweis zu führen, daß diese selbst zur Bekämpfung ihrer Gegner auf das Zeugniß d. r. gesunden Vernunft zurückgreifen. „Saget, Herr Doctor,“ so läßt er den Münsterschreiber seine Darlegung schließen, „so redet dort ein Lutheraner wider die David-Soriten und wider sich selbst, hier ein Reformirter wider die Lutheraner und wider sich selbst, und beschäftigen auch wider Willen aller Gewissener Meinung.“ Allerdings macht er ein (übrigens in allen Schriften widerholtes) Zugeständniß durch die Behauptung, daß er unter der Vernunft, die ihm die Stelle der Bibel vertrete, nicht die Vernunft eines Menschen, welcher vielleicht rasen könne, sondern das Wissen Lehrer verstehe, mit dem Gewissen vereinigt. „Denn wie eine Blume die andere an Geruch, und ein Stern den anderen an Glanz: also übertrifft auch ein Mensch den anderen an Verstand und Nachdenken.“ Eine Stadt muß von vielen zugleich und nicht einzelnen Soldaten eingenommen werden.“ Ob es ihm mit dieser Unterordnung der Einzelvernunft unter die Vernunft der Gesamtheit Ernst gewesen sei oder nicht, bleibe dahingestellt: thatsächlich hat er sich allerdings auch von dieser Schranke befreit. Damit hätte sich ein Beurtheiler Knutten's in der berliner Monatschrift trösten können, welcher von mißverständlichen Fichteschen Principien ausgehend, die schlechthinige Autonomie des individuellen Ich proclamirt, und gegen Knutten den Vorwurf der Inconsequenz erhebt.

Richtigar hat ohne Zweifel Kossel geurtheilt, wenn er sagt: „Die Uebereinstimmung des Gewissens, wie Knutten sie zu Gunsten seiner Ansichten gern behaupten möchte, tritt ihm ganz zurück, wo sie mit seinen Ansichten in Widerspruch geräth. Derselbe, der auf das Wissen vieler sich beruft, nicht eines, da einer aus rasen könne, fragt nach dem Wissen der Vielen und Aller Nichts, wenn es an seinem eigenen sich nicht als das richtige Wissen erweist. Was das halten und glauben wer immer will — non ego Matthias Knutten, das ist seines Herzens vollste Meinung, die eigentliche Bedeutung seiner Lehre. Er, der eine, der Mensch von gestern, ohne alle rechte Bildung, ohne alle Tiefe, ohne Gesinnung und wäunlichen Ernst, setzt in flacher Verneinung sich, den Einsall seines unwürdigen von Dünkeln schwindelnden Gehirns der Menschheit, den ewigen Gedanken der Geschichte gegenüber.“

Wir werden noch einer Stelle der Knutten'schen Lehre zu gedenken haben, von welcher aus wenigstens ein etwas milderer Licht auf seine wüste Lehre fällt.

Vorerst haben wir aber noch die übrigen Consequenzen seines tollgewordenen Naturalismus zu entwickeln, wie er sie selbst mit der angelaubtesten Geistesbeschränktheit ausgesprochen hat.

Es scheint, als habe er mit der Bekämpfung des „Kraus's“ der Christen seine Polemik völlig erschöpft; denn mit allen übrigen christlichen Dogmen macht er sehr summarischen Proceß.

„Credant haec cuncta unctus et uncta, non ego Matthias Knutten,“ so lautet der Schluß seiner lateinischen Epistel. Dieses Bekenntniß ist so rückwärtslos als möglich. „Deum negamus,“ hieß es in der lateinischen Epistel, „ich glaube an keinen Gott,“ steht in dem ersten Gespräche der Wirth seinen Gästen. Ebenso beginnt das zweite Gespräch mit der Frage des Münsterschreibers an den Feldprediger, warum er sie doch allegirt mit Gott und dem Teufel schreie, da doch die meisten im Regimente Gewissener seien, welche nicht glauben, daß ein Gott oder Teufel sei. Dem Einwande des Feldpredigers, daß nach dem Zeugnisse des Cicero kein Volk so wild und barbarisch sei, daß es solches nicht glaube, wird entgegeng gehalten, daß Cicero nicht aller Orten gewesen sei: wirklich aber berichtet Hieronimus, ein vornehmer Reformirter, welcher nach Gallia Antaretica gereist sei, die Bewohner dieses Landes wüßten nicht, was Gott sei. Diese Meinung eines Volkes, dessen Dummheit und Rohheit der genannte Reisende nicht genug schildern kann, findet der Münsterschreiber ganz vernünftig, und fragt den „Setzungsmaacher,“ wenn ein Gott sei, wo er denn herkomme? Darauf wird noch die Zeugung des Teufels aus der Bibel verwiesen, weil derselbe nach Luc. 8, 33 — erschaffen sei! (gemeint ist die Geschichte von den Dämonen, die in eine Herde Schweine stürzen.)

Ebenso schnell wird Knutten mit Himmel und Hölle fertig. Von der Hölle, heißt es im Gespräche mit dem Feldprediger, sieht Nichts in der Bibel geschrieben (!); nach dem Gespräche des Wirths ist die einzige Hölle die Gewissenspein, eine andere ist nicht zu erwarten, denn dieses Leben ist, wie an mehreren Stellen ausgesprochen wird, das einzige und ein anderes nicht zu erwarten.

Daß bei solchen Grundfäden das geistliche Amt sammt allem Gottesdienste für unnütz und überflüssig erklärt werden mußte, liegt auf der Hand. Aber charakteristisch ist es für Knutten's Weltanschauung, daß auch die bürgerliche Obrigkeit gleicher Verdammmis unterliege. Welches Interesse konnte auch ein Mann, der durch seine Bände an das gesellschaftliche Leben geknüpft war, an den Bedingungen bürgerlicher Ordnung nehmen, und mochten es auch die allerersten und allenunterdrücktesten sein? Die Obrigkeit und die Geistlichkeit sind ihm die Blutsauger, denen die guten rechtlichen, aber armen Handwerksleute und Bauern ihren sanften Schwelch hingeben müssen: darum ist Nichts einfacher, als das man, wie der Wirth vorschlägt, „Priester und Obrigkeit aus der Welt jagen soll, weil man ohne dieselben doch wol leben kann.“ Man glaubt sich mitten in die Zeiten des Bauernkrieges versetzt, wenn man

ließ, wie Knutsen den altonaer Wirth weiter beweisen läßt, es sei eben so gut als der König von Dänemark, denn in der Bibel der Christen habe ihr sogenannter Gott sowohl zu dem Könige als zu ihm und zu allen Menschen gesagt: „Derrsche über die Fische im Meer und über die Vögel im Himmel.“ Er saget nicht, herrsche über Menschen, wie der König von Dänemark that, weil aus Menschen schon vor Adam gewesen, von welchen kein eine zum Weibe gehabt. — Es sehe aber die christliche Obrigkeit wol zu, ob sie diesen Worten ihres Gottes gemäß leben, da sie ihren Unterthanen nicht vergnügen das Jagen und Schenken u. s. w. Aber es scheint, daß die christliche sogenannte Obrigkeit sich ebenso wenig als ich an die Bibel lehre.“

Ähnliche Meinungen, wie die oben ausgesprochenen, mochten damals, wiewol zu allen Zeiten in den Volksschichten, mit denen Knutsen vornehmlich verkehrte, nicht selten vernommen werden: zum mindesten haben gewiß Viele mit Frohlocken den Worten des süßen Freiheitspredigers gelauscht.

Bezeichnend aber ist für die geschilderte Anschauungsweise — und auch hier wird man unwillkürlich an verwandte Erscheinungen, wenn auch nicht aus den Zeiten des Bauernkrieges, so doch aus der Glanzperiode des modernen Radicalismus erinnert — wie Knutsen sich befißen zeigte, den Lehrerstand mit der Bürde zu bekleiden, die er dem geistlichen Amte entzieht. „Die Schulen und die Bedienten“, berichtet der Gastwirth über den Stifter der Gewissensfeier, „hält er viel höher als die Christen selbst, und will, daß man diese Artzeit wohl befolgen soll, insbesondere wenn sie ansehnlich sittenhaft und wohlgelehrt sind. Nämlich diese Leute machen durch ihre Zucht aus wilden Thieren gleichsam Menschen und aus Huren Jungfrauen.“ Und den Grund dieser mehr als wunderlichen Lebenserhebung völlig zu verstehen, erinnere man sich, daß Matthäus Knutsen selbst, sobald er nicht betteln ging, seinen Unterhalt durch Schulhalten zu erwerben pflegte.

Nicht recht klar sind Knutsen's sittliche Grundsätze. Von einem Gottesdicuenern sagt man wol insgemein auch sittliche Verworfenheit voraus, und von der radicalen Verwerfung aller Grundbedingungen der bürgerlichen Ordnung ist wenigstens der Schritt nicht mehr weit zur Verwerfung der ersten Grundlage alles Familienlebens, der Ehe. In der That legt Knutsen seinem Gastwirth die Aeußerung in den Mund, daß nach der Bibel zwischen Ehestand und Hurerei in der Sache kein Unterschied sei, das einzige, was die Eigentümlichkeit der Ehe ausmache, sei das Ringgeben, Aufbieten und Copuliren, dieß aber seien Menscheneskungen, die Gott nirgends in der Bibel geboten habe. Den frechen Beweis, daß die Bibel keinen Unterschied mache zwischen Ehestand und Hurerei wird man uns gern anzuführen erlassen — und nur die eine Frage drängt sich auf, ob Knutsen hier seine eigene Ueberzeugung verräth, für die er nur nach seiner Art die Bibel zur Hülfschuld herbeizuziehen sucht, oder ob er im Grunde besser als seine wüsten Worte gewesen sei, und mit jenen Behauptungen nichts Anderes be-

zweckt habe, als was er sonst immer zu thun beliebt, nämlich das Ansehen der Bibel zu verhöhnen? Wir sind geneigt, der letzteren Auffassung als der beziehungsweise milderen den Vorzug zu geben. Niemals haben auch die eifrigsten Gegner des Mannes in seinem sittlichen Leben Grund zur Anklage gefunden: und gewiß würde ein Johann Musäus es nicht versäumt haben, jenen „Satansapostel“ auch als ein Bild tieferer sittlicher Verworfenheit hinzustellen, hätte er anders Beweise dafür in den Händen gehabt. Es gibt Naturen, denen man Unrecht thun würde, wollte man aus der Privatität ihrer Aeußerungen auf ihre Sinnes- und Lebensart schließen: und zu diesen Naturen glauben wir Grund zu haben auch Knutsen zu rechnen.

Bei aller Reibtheit seines Urtheils über Gott und göttliche Dinge hat er doch seinen ursprünglichen Gottesfunken im Menschenherzen, die Stimme des Gewissens, niemals erstickt. Ihm, der Schiffbruch gelitten hatte an allem religiösen Glauben, steht doch das Gewissen als eine Macht über den Menschen fest, der er seine Huldigung nicht versagt. Von der Unterrennung des Gewissens, als der einzigen für Alle gültigen Autorität, hat er den Namen für seine beabsichtigte „neue Religion“ entlehnt; ja er spricht vom Gewissen mit einer eigenthümlichen Art von Schwärmerei. Freilich ist es nur eine bodenlose flache Vorstellung von Sittlichkeit, die ihm eignet, eine Vorstellung, wie sie nur gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in „rationalistischen“ Kreisen wiedergekehrt ist. Man lese zum Belege folgende Worte des Gastwirths: „Ed ich gleich an meinen Gott glaube, so lebe ich doch selbst wie ein Gott, als euer Enoch und euer Noach, nicht nach der Bibel, welche dazumal noch nicht war, sondern nach meinem Wissen und Gewissen, wie ich und meine Glaubensbrüder gelebt haben.“ Allerdings finden sich Stellen, wo er das Gewissen mit der Vernunft in solcher Weise zusammenstellt, daß man mutmaßen könnte, er habe auch unter jenem nichts Anderes verstehen wollen, als die Vernunft, oder richtiger als den beschränkten Menschenverstand der gemeinen Menge. Wenn er z. B. in dem lateinischen Tractate das Wort conscientiam durch „scientia conjunctiva accepta“ erklärt, so scheint wirklich „Gewissen“ ihm nichts Anderes zu bedeuten, als das gemeinsame Wissen Aller. Indessen lehren andere Stellen das Gegentheil. In seinen deutschen Gesprächen macht er beide Male den Zusatz, daß das Wissen vieler „mit dem Gewissen vereinigt“ sein müsse. In dem Gespräche mit den drei Geisten hat er diese Worte durch größere Schrift herausgehoben; in dem anderen Gespräche kommt er auf denselben Gegenstand zweimal zu sprechen; das zweite Mal, nachdem er den Gebrauch der Vernunft mit dem Gebrauche des Gewissens verglichen hat, dessen sich die Soldaten bedienen müssen, um eine Stadt einzunehmen. Da heißt es denn: „wie aber die Soldaten mit dem Gewerbe solches verrichten, so müssen auch die Menschen urtheilen, doch nicht sonder ihrem guten Gewissen.“ Es wird sich doch nicht verkennen lassen, daß zu diesen Stellen das Gewissen in sittlichem Sinne

gefaßt ist: und so hätten wir bei Knutsen wenigstens noch das eine Zugeständniß gefunden, daß eine wahre Vernunftserkenntniß nur möglich sei, wenn der Verstand mit dem sittlichen Gewissen sich verbinde. Wäre nur sein Denken nicht so gar bedenlos oberflächlich gewesen, so würde vielleicht selbst ihm, dem ausgesprochenen Atheisten, eine Ahnung davon aufgestiegen sein, daß er hiermit einen Gedanken hingeworfen habe, aus welchem ihm ein besseres Verstandniß des verhöhlten Christenglaubens hätte erwachsen können. Bei dem Standpunkte, welchen er einnimmt, verdient aber immerhin die rückhaltlose Anerkennung des Gewissens sowohl nach seiner gesetzgebenden als nach seiner richterlichen Autorität unsere Beachtung. „Dies Gewissen“, so heißt es in dem Gespräche des Wirths, „dies Gewissen hat die gültige Mutter, die Natur, in unsern Leib gepflanzt, welches uns in unserm jetzigen Leben unsre Bibel, ja Prediger und Dämonist ist und lehrt, daß ohne einige Verluste: Gott leben, Niemanden beleidigen und einem Jeden das Seine geben. Wer wohl (oder recht) lebt, dem ist es der Himmel; wer Uebels thut, mehr als tausend Peiniger, ja die Hölle selbst. . . . Wer diese Bibel verachtet, der verachtet sich selbst.“ Und eben damit stimmt eine Stelle des lateinischen Briefes fast wörtlich überein, wo sich Knutsen noch außerdem auf das Zeugniß des Gregor von Nazianz beruft, daß dieses Gewissen unser wahrer Richterstuhl sei.

Dies ist die Lehre jenes abentheuerlichen Stiflers der Gewissensrechte. Charakteristisch sind die Beutheilungen, die sie zu verschiedenen Zeiten erfahren hat. Sein streitgerüsteter Gegner Johann Musäus hat seine lange Widerlegungsschrift mit den Worten geschlossen: „Der Gott der Wahrheit und des Friedens keure dem Laster und Lügenteufel und seinen Werkzeugen, und trete sie unter unsere Füße in Kurzem.“ Ganz in demselben Sinne und Geiste hat Valentin Ernst Löscher, jener eiserne Sturmbosch des Lutherthums in der brandenden See der Peterodorie in seinen „Unschuldigen Nachrichten“ es mit Dank und Preis gegen Gott gerühmt, daß er diesen Apostel aus der Schule des Satans mit seiner lugenhaften Prahlerei zu Schanden gemacht und den ausgestreuten Samen des höllischen Unkrautes, ehe er zum Aufgehen gekommen, nach seiner Gnade und Allmacht erstickt.“ Durch den Mund dieser zwei Zeugen redet die gesammte Lutherische Orthodorie jener Zeit zu uns: so viele unter den Lutherischen Theologen jenes Jahrhunderts des armen abentheuerlichen Knutsen Erwähnung thun, seiner unterläßt es, den Herrn zu preisen, daß er den Saten frühzeitig unter seine Füße getreten und einzusammeln in das Gebot: „Er keure ferner alle, welche die Vernunft unter den Scherhorn des Glaubens gesungen zu nehmen säumig seien, durch Christum!“ Anders schon lautet das Urtheil des Spener'schen Pietismus, der in Gottfried Arnold völlig mit seinen orthodoxen Vorgängern übere-

* ein: „es erhellet genugsam, daß sich bei dem Erfinder die Bosheit und Blindheit der verderbten Natur offensichtlich hervorgethan.“ Aber er setzt weiter hinzu: „Vermuthlich mag er einen und die andern Mängel in Kirchen, Schulen und Gemeinden attendirt haben, daran er sich geirrt und auf die elenden Gedanken gestanden, als sei es mit dem Wesen der christlichen Religion eben auch so elend bewandt, von welchem Ursprunge der meisten Atheisten schon zur Genüge erdet worden.“ Wiederrum anders hat der berühmte Ebersfelder der französischen Aufklärung in ihrer früheren gemäßigteren Zeit, Pierre Bayle, in seinem dictionnaire sein Urtheil über Knutsen zusammengefaßt: „die Grille dieses Zeugnisses zeigt, daß die Ideen der natürlichen Religion, die Ideen der Moralität, die Einbrüche der Vernunft, mit einem Worte, die innere Erkenntniß des Gewissens, selbst dann noch im Verstande des Menschen bestehen können, wenn auch sogar die Vorstellung vom Dasein Gottes und der Glaube an ein zukünftiges Leben darin vertilgt sind.“ Einen fast unbedingten Bewunderer dagegen hat Knutsen in der Person des bekannten Edelmann gefunden, der in seinem „Moses mit aufgedecktem Angesicht“ *) die Knutsen'schen Tractate aus Neuem als Zeugnisse der Wahrheit hat abdrucken lassen, welche der lebendige Gott weit reiner und unverfälschter habe bewahren lassen, als die Bibel der Christen. Ohne Theil an den harten und ungeübten Seelen allerdings ärgerlichen Ausdrücken dieses Mannes *) zu nehmen, findet er doch, daß in den drei Pflichten der Gewissener, „ehrlich leben, Niemanden beleidigen und einem Jeden das Seine geben“, „in der That der rechte Gottesdienst besteht, dahingegen alles Andre Gaudelwerk, es habe Namen wie es wolle, lauter Thorheit, Menschenfundein und eine pur lautere Abgötterei ist, die diese Unselbst nicht anders als mit Feuer und Schwert bei kaiserlichen Gemüthern unterhalten können.“ Nach ihm begehrt man die größte Unbilligkeit, diesen Mann einen Atheisten zu nennen, der vielmehr mit den Worten Gott geknuzet, in der That ihm aber viel kräftiger geglaubt habe, als Alle, die mit Worten noch soviel von ihm zu plaudern wissen. Denn eben das Gewissen oder die in uns allen lebende und uns alle erleuchtende Vernunft sei der lebendige Gott, hingegen sei der Gott der Christen Nichts als ein Eifergeist und „jene gewissenlosen Egidier und unvernünftigen Bibelvergötterter die wahren Atheisten.“

Ueber dieses Urtheil ging die Aufklärungsweltlichkeit der „neuen berliner Monatschrift“ noch hinaus. Der Verfasser des Aufasses im Aprilhefte 1801 fristete das Andenken Knutsen's als eines Vorläufers der neuen (richtigen) Philosophie wieder auf, wies ihm aber (wie schon erwähnt) die Inconsequenzen seines Schemens vor, die aus seiner Phantasie und der Versuchtheit seines Kopfes gesessen sei. „Freilich mag ich zweifeln, ob er schon bis zur völligen Reinheit des Espe-

6) Unschuldige Nachrichten sectio X. (1703) p. 371.

7) Dictionnaire edit. II. Tom. II.

8) „Zweiter An-

bud“ S. 32—95.

mes hindurchgedrungen war, indeffen ist dem, welcher erst die Bahn bricht, Manches nachzusehen. Die seltenste Ausnahmbarkeit des einzigen selbstigen Wissens fehlt ihm noch. Er war so schwach, einen Irrthum nur möglich zu halten. Zwar erkannte er sehr richtig, daß es nichts Höheres als die Gesetze der Vernunft selbst gibt; doch strebte er noch erst nach Sicherheit über ihren Ausdruck: er empfahl sein Urtheil an dem Verstande Anderer zu prüfen und auf die Uebereinstimmung zu merken.“ In diese Sprache stimmt auch ein anderer „Philosoph“ ein, der im Augusthefte desselben Jahrganges der Monatschrift nach einem Nachtrag über Knutsen geliefert hat. „Knutsen sowohl als Edelmann können für die Verläufer der goldenen Tage, die wir jetzt erleben, gelten.“ Die Worte scheinen ernstlich gemeint, doch klingt Vieles in dem genannten Aussage beinahe wie (trafschlichte oder unbedachtigte?) Ironie.

Mit dem Umschwunge des religiösen Bewußtseins hat sich auch das Urtheil über Knutsen wieder geändert. Sein mehrfach erwähneter neuerer Biograph, Hermann Kessel, der milde und doch christlich fromme Schüler Rander's, ist im Wesentlichen zu dem Standpunkte Gottfried Arnold's zurückgekehrt. Voll stiller Entrüstung über diejenige neuere Richtung, welcher die Theologie zur Anthropologie geworden ist, und der zugleich Nichts übrig bleibt, als „familiäres, Essen, Trinken und Baden“, bringt er die Recktheit, die Armut, die Bodenlosigkeit der Meinungen Knutsen's zusammen mit jenen „glänzenden, aus einem tiefen philosophischen Systeme hervorgegangenen Erscheinungen unserer Tage, und empfiehlt den jüngsten Anhängern der Hegel'schen Philosophie als Zeugen der Wahrheit neben dem Urheber des système de la nature, Helbach und Edelmann, denen man „die Hand zum Zeichen eines Zieles und eines Strebens reiche“, auch „einen fast gänzlich vergessenen.“ Matthias Knutsen, den Stifter der Gewissenskräfte. Aber daneben sucht er sorgfältig selbst die spärlichen Wahrheitselemente einer Lehre auf, von der er urtheilt, daß sie in ihrer Geistlosigkeit alles Interesse entbehre, und bemüht sich zu zeigen, wie sie, obwohl eine jener ursprünglichen Auslegungen gegen das Christenthum, dennoch nothwendig geworden sei durch die damalige Gestalt der christlichen Religion, durch die knechtische Orthodoxie, mit welcher der große Freiheitskampf der Reformation enden zu wollen schien.

Unsere Auffassung würde der des letzten Beurtheilers am nächsten kommen, wenn wir den Beruf in uns fühlten, über den abentheuerlichen Selbststifter zu Urtheile zu sitzen. Auch ohne im Entferntesten die Abneigung der Gefühlstheologie gegen die philosophische Speculation zu theilen, wurden wir einstimmen müssen in die Zusammenstellung des fahrenden schlesieniger Candidaten mit den bekannten Vertretern des religiösen und bürgerlichen Radicalismus unserer Tage, mit jenen an Geist und Herz bankrott gewordenen Philosophen.

Aber wichtiger als solche ziemlich nahegelegte Vergleichung ist für uns das psychologische und geschichtliche Verhältniß einer in ihrer Zeit so auffälligen Er-

scheinung; und auf Vermittelung dieses Verhältnisses ist unsere obige Schilderung von Knutsen's Leben und Lehre angelegt. Und ist es nicht zweifelhaft, daß es zumeist eine maßlose, aber unerschöpfte Giebelkeit war, welche ihn antrieb, als Ueberlinder eines neuen unerhörten Evangeliums seiner Person die Geltung zu erzwingen, die man ihr bisher beharrlich verweigert hatte.

Ihn drängte es, eine Rolle zu spielen, Aufsehen in der Welt zu erregen, seine Talente, seinen Will und seinen Scharfsinn zu erproben, sein Wissen an den Mann zu bringen und so zu einer besseren Lebensstellung sich emporzuschwingen. Sein schneller, empfänglicher Geist hatte mancherlei Kenntnisse mehr erhascht als redlich erworben; im bunten Gemische durchkreuzten sich in seinem Kopfe philosophisches und theologisches Wissen, Citate aus Aristoteles und Cicero, Erinnerungen aus Reisebeschreibungen und aus gelehrten Abhandlungen, Bruchstücke aus den Schriften der Kirchenväter und Reformatoren, wie aus Tractaten deistlicher und mystischer Schriftsteller. Von Haus aus genüß keine behagliche, aber eingebildete, eigenwillige, streitsüchtige Natur, und durch den Glauben in die eigene Unsicherheit bestürzt, war er durch sein herumhineisenden Leben verwirrt. Nirgends heimisch als auf der Landstraße und wie es die Gelegenheit bot, mit Leuten aus allerlei Volk verkehrend, war er durch seine sittlichen Bande an das kirchliche und bürgerliche Leben geknüpft; Theolog nur dem Namen nach, aber niemals von Herzen, hat er sich niemals die Mühe genommen, über religiöse Dinge nur ernstlich nachzudenken. Ein Denker im echten Sinne des Wortes ist er nie gewesen: sorgfältige Prüfung war überhaupt nicht seine Art: schon längst war er gewöhnt, die wichtigsten Angelegenheiten mit flüchtigen Einfällen und kurrellen Wägen, die nach der Landstraße oder nach der Bierbank schwedten, abzu thun: ein Paar armselige, schnell aufgeraffte Gedanken waren seine ganze Weisheit, die er unaufhörlich fast immer mit denselben Worten wiederholte. Dennoch mochten ihm etliche Zweifel aufsteigen sein gegen das auf der Universität ihm eingeprägteste theologische System; die damals herrschende ausgedorrte und verkümmerte Orthodoxie konnte sein Herz nicht erwärmen, das tiefere Gemüthsleben war ihm zudem nach seinem ganzen Lebensgange von Kindheit an ein verschlossenes Gebiet. Mit seinen Zweifeln und Einwürfen erregte er Aufsehen — im Disputiren scheint er nie seinen Mann gefunden zu haben — was Wunder, wenn er seinen Will that auch an der Bibel erprobte und seine Freude daran fand, Ungereimtheiten und Thorheiten in ihr zu entdecken? Jene korrige, mechanische Vorstellung von der göttlichen Eingebung der biblischen Schriften war nur geeignet, seinen Einwürfen Nahrung zu geben: was er Anfangs aus Lust am Widerspruch sagte, mochte schnell zu einer Art von Ueberzeugung in ihm erwachen. Trieb Lebenserfahrungen, deren Schuld ebenso sehr als ihm selbst der tiefsten Härte derer zur Last fällt, die ihm in das Gred des Landstrolachens immer aufs Neue zurückstießen, statt ihn aus seiner Versumpfung

emporzuhoben, und an eine ernste geregelte Thätigkeit zu gewöhnen, hatten sein Herz mit Haß und Bitterkeit erfüllt und ihn unempfänglich gemacht für jede edlere Gistserregung. Von dem Hauche der göttlichen Liebe hatte er bei denen, die sich Gottes vorordnete Diener nannten, Nichts gespürt; so verkümmerte in seinem verbitterten Gemüthe unter Dornen und Gestrüpp der auch ihm ursprünglich eingepflanzte Gottessinn, und sein Herz ward so öde und arm wie sein Leben. Jene entscheidende Frage, wo Gott denn herkommen solle, wenn er sei, ist mehr als die frivole Frage geistlichen Leichtsinns; sie ist der unerschöpflich Angluth einer Seele, die so namenlos elend geworden war, daß sie ihr eigenes Elend nicht mehr zu empfinden vermochte. So ward Knutzen ein Atheist, so kam er auf den ungeheuren Gedanken, wie derrinist die Logik und Metaphysik, so jetzt auch das Christenthum, ja alle Religion über den Haufen zu werfen.

Von einem Einflusse der Knutzen'schen Lehre auf weitere Kreise verlautet Nichts. Eine dennoth völlig isolirte Erscheinung inmitten der guten alten Zeit der Lutherischen Orthodorie ist sie aufgetaucht wie ein Meteor und wie ein Meteor wieder verschwunden. Die Versuche, sie lediglich aus dem Zusammenhänge mit früheren oder gleichzeitigen Erscheinungen herauszuerklären, sind sämtlich gescheitert: selbst der freisinnigste Begner Knuffen's, der vielfach genannte Rufsaus hat sich vergeblich bemüht, dergleichen Beziehungen aufzuweisen. Umsonst durchwühlte er die Lebrbücher der Rekeraschichte, die von allen verwandten Namen, eine ähnliche Richtung, unter deren Einflusse Knutzen seine wüthen Behauptungen entwickelt haben könne, zu entdecken. Der Reihe nach geht er die Lehren des David Joris, des Heribert von Gherburg, sogar des Hartesius und des berühmten Verfassers des tractatus theologico-politico, jenes „heimlichen Duadauers“ durch — aber überall findet er, daß bei aller Ähnlichkeit die Verschiedenheit doch noch viel größer ist. So nach und unerschallt hat keiner von allen den Atheismus gepredigt, die Bibel verhöhnt, die Grundlagen alles menschlichen Culturlebens in den Staub getreten. Ein Joris erkannte doch die Bibel noch als göttliche Offenbarung an, wenn auch das rechte Verständniß jenes buchstäblichen und geschriebenen Wortes erst durch die Offenbarung des wahrhaften und wesentlichen Wortes in Christus David empfangen werden; er mußte viel von den Geheimnissen des göttlichen Wesens zu reden, und seinen Anfang hat er gemacht, der Dämonist gehorsam zu sein, und an dem öffentlichen Gottesdienste gleich Anderen Theil zu nehmen. Die Deisten haben den Inhalt der Bibel für zweifelhaft, ungewis oder erdichtet erklärt und aus Vernunft und Gewissen die Grundzüge einer vermeintlichen natürlichen Religion entwickelt; aber diese reine Vernunftreligion lehrt das Dasein eines höchsten Wesens und die Pflicht, es durch Tugend und Frömmigkeit zu verehren: sie gebot, die begangenen Sünden zu bereuen, und wies auf ein künftiges Leben hin, wo das Gute wie das Böse vergolten werde. So bleibt auch

dem christlichen Rufsaus Nichts übrig, als das Geständniß, daß Knutzen seine schwärmerische Lehre und vermeintliche Gewissensreligion wol „unmittelbarer Weise vom Satam selbst und seinem eigenen verkehrten Sinne“ empfangen habe.

Wirklich scheint die Frage nach dem Ursprunge einer so rohen und geistlosen Lehre völlig müßig zu sein. Behauptungen, wie die, mit denen ein Knutzen die Welt in Erstaunen setzte, bedürfen zu ihrer Erklärung keines historischen Zusammenhangs: sie können zu allen Zeiten und aller Orten aus einem wüthen Gehirn entspringen, wie das Unkraut aus einem schlechtbestellten Acker emporwächst, ohne daß man fragen wird, wer es gesät hat. Dennoch wird der tiefer blickende Betrachter einen inneren Zusammenhang mit den Anschauungen seiner Zeit nicht verkennen. Nicht als ob wir abermals Gewicht legen wollten auf die freilich unzuverlässige Kunde, welche Knutzen von den damals im Eiderstädtschen, seinem Heimathlande, im Stilen verbreiteten Grundtönen jenes David Joris erlangt hat; auch seine Bekanntschaft mit Driften, zu der sein Aufenthalt auf so vielen Universitäten ihm sicher Gelegenheit bot, bleibe unerwähnt — von da wie von dort mag er einzelne Gedanken, einzelne Beweise entlehnt haben, mit denen er nachmalis seine Axtarte schmückte — aber dies hat der alte Rufsaus völlig richtig gesehen: alle jene Nachweise reichen zur Erklärung seiner Lehren nicht aus. Dennoch ist sein Auftreten in jener Zeit mehr als ein bloß psychologisches Phänomen, als ein Beitrag zur Pathologie des menschlichen Geistes: es ist die entscheidende Reife der gesammten damaligen Theologie. Jene geistlose Rohheit, mit welcher ein Knutzen alle religiösen Lebensmächte und Offenbarungsthatigkeiten einfach verleugnet, sie ist Nichts als das getreue Gegenstück jener völlig ebenso rohen und geistlosen Art, mit welcher die herrschende Orthodorie jener Zeit dem evangelischen Protestantismus alles Mark und allen Lebenssaft auszog, bis sie am Ende Nichts davon übrig behielt, als die ausgegetrocknete Haut. Und eben hierin liegt die historische Bedeutung der Gewissensreligion: sie ist ein Beitrag zur Krankheitsgeschichte des gelebten 17. Jahrhunderts, ein Stück Verwesungsproceß der in das Grab der toten Formeln eingestiegenen Orthodorie, aber auch ein Zeichen der Gewitterschwüle bei scheinbar stiller und wolkenloser Luft, das langsame, aber sichere Heranziehen des Sturmes vorausverkündend.

(Lipsius.)

GEWISSENSEHE. Unter Gewissensehe (matrimonium conscientiae, marriage de conscience) würde, wollte man sich dabei an die rein wörtliche Bedeutung halten, lediglich eine Ehe verstanden werden können, welche diejenigen, die sie mit einander eingegangen sind, nur in ihrem Gewissen bände, ihnen folglich Pflichten, die vor das äußere Forum gezogen werden könnten, überall nicht, sondern bloß moralische Verbindlichkeiten auferlegte. Bei einer solchen Verbindung, für welche hin und wieder der Name Gewissensehe aus-

schließlich vindicirt worden ist¹⁾, müßte dann die Frage von ihrem äußeren Rechtsbestande und von ihren rechtlichen Wirkungen von selbst hinwegfallen; sie vermöchte eine Ehe im juristischen Sinne niemals zu begründen. — Wenig im Einklange mit dem Wortverstande denkt man sich aber unter Gewissensehe häufig eine Gesellschaftsvereinigung, welche nicht nicht durch das Gewissen allein, sondern auch durch das bürgerliche Recht geschützt sei, — eine Vereinigung, welche für die durch sie Verbundenen und für die Kinder, die sie während der Dauer der Verbindung mit einander erzeugen, im Wesentlichen gleiche, oder wenigstens ähnliche bürgerliche Rechtswirkungen hervorbringe, wie die wahre Ehe und die legitime Ehe. Nur hat man sich freilich über den Begriff und über die nothwendigen Voraussetzungen der Gewissensehe in der juristischen Bedeutung noch bis heute nicht zu einigen vermocht, — was denn auch nicht Wunder nehmen darf, da der Ausdruck Gewissensehe unseren Rechtsquellen völlig fremd ist.

Einige nennen nur das eine Gewissensehe, wobei zwar die kirchlichen Formlichkeiten, wenn auch nicht im ganzen Umfange, beobachtet werden, die Ehe selbst jedoch bis zum Ableben der Eheleute geheim gehalten wird²⁾. Dieser Begriff fällt dann mit demjenigen zusammen, welchen Manche mit der heimlichen verknüpfen, hat aber sogar die päpstliche Autorität für sich³⁾. Nach Andern ist die Gewissensehe eine jederzeit ungeliche, der Frau nicht den Rang und den Stand des Mannes, den Kindern nicht die Rechte der in ehelichen Ehe Gegenseite mittheilende, heimlich und ohne kirchliche Feiertage und Einsegnung geschlossene Eheknecht⁴⁾. Noch Andere setzen die spezifische Verschwiegenheit der, — so behaupten sie, — rechtsgültigen Gewissensehe von einer

nach Kirchengebrauch eingegangenen Ehe einzig in die Unterlassung der kirchlichen Formlichkeiten. Oben ist sie unter Ehen einer Gesellschaft zweier Personen verschiedener Geschlechter, welche für ausschließliches eheliches Zusammenleben auf Lebenszeit⁵⁾, ohne Beobachtung kirchlicher Ehesakramente, bloß durch gegenseitige Erklärung des Ehereinfusses errichtet wird⁶⁾. Eine solche Ehe soll dann, samol heimlich, als öffentlich bestehen, sowohl standesgleich, als standesungleich sein und als morganatische oder als Ehe zur linken Hand, wo diese überhaupt Platz greift, nur dann betrachtet werden können, wenn die Rechtsgültigkeit durch Vertrag besonders festgesetzt wäre. Auch erhebt sich, wie man zugibt, der Rechtsbestand einer solchen Verbindung, daß die höchste kirchliche und weltliche Obrigkeit die Gatten von dem, was nach rechtlichen Grundsätzen zu den wesentlichen Formen der wahren Ehe gehört, entbunden habe. Deshalb soll bei katholischen Glaubensgenossen Dispensation des Papstes⁷⁾ dazu erforderlich, also nur ein evangelischer, nicht auch ein katholischer Landesherz diese Ehe zu ertheilen befugt sein, die Dispensation jedoch bei der vom protestantischen Souverain selbst durch bloßen Consens eingegangenen Ehe sich von selbst verstehen⁸⁾, indem dabei eine stillschweigend (ipso facto) geschene Selbstdispensation angenommen werden dürfe.

Um die so beschriebene und begrenzte protestantische Gewissensehe zu beschreiben, geht man davon aus, daß die Ehe an und für sich ein rein bürgerlicher Vertrag sei, und behauptet dann entweder, die kirchliche Einsegnung gehöre bei den Protestanten zu den bloß außerwesentlichen Formlichkeiten, von welchen, wo die kirchliche Einsegnung überhaupt eingeführt, auch nicht etwa bei Strafe die Nichtigkeit der Ehe geboten sei, die Rechtmäßigkeit und Vollgültigkeit der letzteren keineswegs abhänge⁹⁾, weshalb denn auch, wenn nicht ein ausdrückliches Gesetz entgegenstehe, das weltliche Staatsoberhaupt im einzelnen Falle die Trauung unbedenklich erlassen könne. Oder man erkennt zwar an, daß, wie

1) Gult. Aeneas, De consensu et ejus jura vel casibus. (Amstel. 1630.) Lib. V. Cap. XXXVI. §. 3. „Fieri potest (aeneas legibus positivis) ut tale aliqd matrimonium (— quod claret sit —) sit insonit et ratum in foro conscientiae.“ *Ung. Gult. Bauer, De matrimonio conscientiae.* (Lips. 1780.) (auch in *Künd. Respons. ad quaestiones ex jure vario.* Vol. I. [Lips. 1801.] commentat. I.) §. VI seq., meldet die Gewissensehe auch für gesetzlich erlaubt hält, so lange sie (et. f. XV) geheim bleibe. 2) Gmelin, Institut. juris ecclesiastici. P. II, 378. *Pohm, Praelection. in iura eccles. univ.* P. II. §. 508. M. *Schub. Institut. jur. ecclesiastici. commun. edit. v. Schell.* (Landsh. 1830.) T. II. §. 663. n. XX. „Matrimonium a. o. celebratur quodam coram parochia et testibus, etiam tamen, eo consilio, ut perpetuo occultum maneat.“ 3) In der Bulla „Sollis vobis“ vom 17. Nov. 1741 (Bullar. mag. rom. Luxemburg. 1739 seq. T. XVI. p. 53. *Eybel, Introd. in iura ecclesiastici. Cathol.* §. 358. a. 364 b) ermächtigt Papst Benedikt XIV. die Bischöfe, in außerordentlichen Fällen und aus gewichtigen Ursachen, ihren Standeserbenen Erlaubnis zu dergleichen Ehen zu ertheilen. Die Eheleute und die Bezeugen sollten alldem in ein besonderes Buch einzutragen werden, in den gewöhnlichen Ehen und in den Taufbüchern aber die Aктoren sowol, als die aus einer solchen Ehe entsprossenen Kinder unter erdheiltem Namen erscheinen. 4) *Jo. Nicol. Hert, De matrimonio instaur. et conscientiae in opus.* Vol. II. Tom. 3. p. 252. *Sam. Fried. Willenberg, Selecta jur. matrimon. (Hal. 1790.)* cap. V. §. 13. *Gerh. Fellmann, De impari matrim. liber* (Brenae 1891.) 1, 3. n. 422—442. *Egott, Einleit. in d. Eherecht* §. 173.

5) Dadurch soll sich die Gewissensehe zugleich vom Concubinate sowohl, als von dem sogenannten *matrimonium ad Thalam.*, d. i. demjenigen, wodurch sich die Verbundenen bloß beirathet oder zeitweise zur ehelichen Treue einander verpflichten, unterscheiden. Cf. *Fellmann I. l. Ch. Henr. Scheld, De matrimonio coeulentiae et ad Thalam.* (Giesae 1706.) 6) Bergl. (Zeb. Ludw. Klüber) *Rechtliche Ausföhrung der vörliehlichen Ehrengültigkeit und freierommissionarischen Zurechtensstellung der Herren Reichsgrafen Wilhelm Friedrich, Gultes Adelpsh. und Friedr. Anton Bentind (Wien 1830.)* §. 35. II. *Fellmann, Verhandlungen und Beobachtungen für Geschichte, Staats- und Rechtswissenschaft.* 2. Bd. (Frankf. a. M. 1834.) S. 102 fa., und besonders das durch gründliche historische Forschung ausgezeichnete Buch von Karl Friedr. Dietz, *Die Gewissensehe, Legitimation durch nachfolgende Ehe und Wiedererz, unter Berücksichtigung des reichspr. Bentind'schen Rechtsstreites dargestellt.* (Halle 1838.) §. 15. S. 71. 7) *E. v. A. von Trebe-Hülshof, Grundlage des gemeinen Kirchenrechts der Katholiken und Evangelischen.* (Wien 1830.) §. 210. *Die a. a. D. §. 10. S. 84.* 8) Klüber, *Darstellung a. a. D. Verhandlung a. a. D. §. 52. S. 111. Dietz a. a. D. §. 30. S. 87.* 9) Klüber a. a. D.

bei den Katholiken die Erklärung des Eheconsensus von Pfarrer und Zeugen zu den nothwendigen Requiriten einer rechtmäßigen Ehe gehört, deren Rechtsgültigkeit bei den Protestanten von der Trauung, auch wo auf deren Unterlassung nicht die Nichtigkeit der Ehe gesetzt sei, abhängig erscheine; hält jedoch die Befugniß des weltlichen Regenten, davon zu dispensiren, nichtbedeutend weniger für zulässig, weil man in der protestantischen Trauung gleichwohl nur ein formales, auf weltlicher Satzung beruhendes Erforderniß erblickt¹⁰⁾, auch wol das Hauptgewicht darauf legt¹¹⁾, daß der Bestand und das innere Wesen der Ehe schon nach römischen und entschiedenem älteren christlichen Kirchenrechte nicht durch die äußere Form bedingt, und die Nothwendigkeit der priesterlichen Trauung bei den Protestanten auf keine Weise zu den Glaubenslehren gezählt werde.

Allein bei näherem Eingehen auf die Sache zeigt sich, daß es bei den Protestanten eine Gewissensehe, welche auf rechtliche Gültigkeit Anspruch machen könnte, überall nicht¹²⁾ gibt.

Um die Ehe in allen ihren Beziehungen richtig und vollständig aufzufassen, ist es nöthig, sie von einem dreifachen Standpunkte¹³⁾ zu betrachten: einmal aus dem Standpunkte des rein bürgerlichen Vertrages oder der individuellen Freiheit; sodann aus dem Standpunkte des Staates, welcher auf die Ordnung der Familie gegründet ist, und also dabei im höchsten Grade interessirt ist; drittens aus dem Standpunkte der Religion, welche der Ehe die höhere Weihe gibt.

Denn obwohl die Ehe nicht, wie man oft sagen hört, eine Obligation, — ein Vertrag ist, sondern ein

Rechtseinstitut, auf welchem eine Menge von einzelnen Rechtsverhältnissen herorgehen, und obwohl die häufig aufgestellte These, als ob zur Begründung der Ehe nur Willenseinigung beider Theile, in beliebiger Form erklärt, erforderlich sei, auf einem Vernehmen des Wesens der Ehe beruht, indem das Wesentliche der ehelichen Verbindung von der Willkür der Einzelnen nicht verändert werden kann, und wer einmal in die Ehe tritt, der vom Staate und der Kirche gestifteten Ordnung sich unterwerfen muß; so bleibt doch für die freie Bestimmung des Willens, sowie für vertragmäßige Einigung der Gatten über das Zufällige in dem ehelichen Verhältnisse noch reichlicher Stoff übrig. Diese privatrechtliche Seite tritt am stärksten darin hervor, daß ohne freie Einwilligung beider Theile keine Ehe geschlossen werden kann¹⁴⁾, und daß weder eine weltliche, noch eine kirchliche Solennität für sich allein eine rechtmäßige Ehe herbeibringt¹⁵⁾, wenn dabei nicht jene freie Einwilligung, — welche in sofern also allerdings die Substanz der Ehe ausmacht, — zu Grunde liegt. Jener freie Wille bedarf aber schon, wenn wir bei der privatrechtlichen oder contractuellen Seite stehen bleiben, einer um so feierlicheren und formlicheren Erklärung, je wichtigere Folgen sich für die ganze Zukunft dessen, der sie abgibt, daran knüpfen. Die bürgerliche Ehegebietung ist bei vielen weit unbedeutenderen Gegenständen zu verbinden bemüht, daß nicht Ueberreibungen und unüberlegte Aeußerungen die Kraft ernstlicher und darum rechtsverbindlicher Willenserklärungen erlangen, und schreibt zu diesem Ende für die wichtigeren Handlungen des bürgerlichen Lebens sichere Formen vor. Um so unrichtiger ist es, bei Eingebung des innigsten Lebensverhältnisses, auf welchem das Wohl nicht nur der Vertragsschließenden allein, sondern auch der ganzen künftigen Familie beruht, — dem „consortium omnis vitae,“ — der „divini et humani juris communicatio,“ — der „individua vitae consuetudo“¹⁶⁾, — dergleichen verhängende Maßregeln und Formen zu verordnen.

Schon um der einzelnen Staatsbürger willen hat also der Staat das Recht und die Pflicht, über die Ehe und über die Form ihrer Eingebung gesetzliche Vorschriften zu geben. Noch tiefer begründet ist aber dieses Recht durch die Natur der Ehe in Beziehung auf den Staat selbst, der in keinem anderen Verhältnisse mehr und öfter in dem Falle ist, in dem Volk einwirkenden unzutüchtigen und lazen Gemüthen entgegen zu arbeiten, als in Ansehung der Familie und ihrer Erhaltung und Erhaltung durch die Ehe. — Eine Rechtsverfassung, die der Forderung entzage, daß die Ehe in einer bestimmten Form geschlossen werde, welche also ein

10) Dieck a. a. D. S. 86. 11) Hiernach hält die Gewissensehe protestantischer Landesherren für rechtmäßig Heinrich B. Zacharia, Deutsches Staats- und Völkerrecht. 1. Th. 2. Aufl. (Göttingen 1853.) S. 314 ff. Not. 8, mit besonderer Bezugnahme auf J. Henig, Böhmer, D. de sublimi principio ac statu evangelicorum dispensandi jura (Sal. 1722.) (auch in Ewald, Exercitationibus ad Pandect. T. I. p. 593 seq.). 12) Ehehe hierüber A. Friedr. Eichhorn, Grundsätze des Kirchenrechts. 2. Bd. (Göttingen 1833.) S. 329 ff. Aug. Wihl. Döfster, Die Erbfolgerecht der Kantonsämter, Kinder aus Gewissenhehen, aus putativen Ehen und der Brautleute der Lehen und Familienverrichtungen, mit Hinsicht auf den Reichs-Verordnungs-Heftigkeit bürgerlich (Berl. 1836.) S. 96—102, vergl. mit (dessen) Die gegenwärtige Lage des reichsgräflichen Döfster-Verordnungs-Heftigkeit u. s. w. (Berl. 1844.) S. mit zum. Richter, Lehrb. des kath. und evangel. Kirchenrechts. (Leipzig 1842.) S. 265. S. 521 ff. Ferner: Robert Arden, Die Nichtigkeit der Ansprüche des Obersten Sir Augustus d'Este auf Thronfolge in Großbritannien und Hannover u. s. w. (Leipzig 1825.) S. 100—108 (im Auszuge abgedruckt bei Döfster, Erbfolgerecht u. s. w. S. 212—206), vergl. auch: Wihl, Der reichsgräfliche Erbfolgerecht. 2. Abtheilung, in der Zeitschrift für deutsches Recht und deutsche Rechtswissenschaft, herausgegeben v. Reuscher u. Wihl a. a. D. S. 159—209 und Urtheil der Zürcher Facultät zu Bern, betreffend den reichsgräflichen Successionsfall (ausgearbeitet vom Ordinarius Carl Ernst Schmid), zum Druck befördert von E. Dieck (Leipzig 1843.) — Den Ausführungen Wihl's und den jenen Entscheidungsgründen sind wir in der nachfolgenden Darstellung hauptsächlich, und oft wörtlich, gefolgt. 13) Sena. Urtheil E. 296.

14) L. 2. D. de ritu nuptiar. 23, 2. 15) cap. 31. X. de sponsal. 4. 1. cap. 1. X. de spons. dur. 4. 4. 16) L. I. de ritu nuptiar. §. 1. X. de patr. potest. 1. 9. c. 3. XXXVII. qu. 2. Zirkonius und Linsius in biblischen Texten fassen das altgermanische Recht den Waisin der Ehe auf. Tacitus, De moribus Germanorum. c. 19: „Sic unum accipitur (virginem) maritum, quomodo unum corpus unaque vitam, ne uita cogitatio ultra, ne longior cupiditas, ne tanquam maritum sed tanquam matrimonium ament.“

sicheres, erkennbares Merkmal gilt, daß von nun an eine wohlhabende eheliche Verbindung begründet sei, nimmt damit in der That") dem Eherechte die sichere Grundlage, und gefährdet das sittliche Zusammenleben. Wo der formlose Consens die Ehe constituirte, müßte in vielen Fällen Unsicherheit über das Vorhandensein derselben entstehen, die Anerkennung der Ehe von einer im Erfolgsfalle höchst zweifelhaften, oft ganz unmöglichen Beweisführung abhängen. Ehen so möglich würde es aber auch sein, betrügerischer Weise eine angeblich eingegangene Ehe zu simuliren. Es würde nicht minder der Weg dazu gebahnt, die geschlossenen Ehen willkürlich wieder zu lösen, sobald nur die Gatten unter sich einverstanden wären, den erklärten Eheconsens nicht geltend machen, oder ihn nicht verlangen zu wollen; es würden bizzarrische Verbindungen mit Leichtfertigkeit eingegangen und der Kunde der Gerichte, dem strafenden Arme der Gerechtigkeit entzogen werden können. Concubinat und Ehe würden einander so nahe gerückt, daß es an einem festen Unterschiede ganz ermangelte. Die Heiligkeit der Ehe müßte mit einem Worte zur Zerkünderung der Heiligkeit der Ehebande führen, und das Heiß und wirklich dahin geführt, wo sie zeitweise herrschend gewesen ist. Die Gewissensehe soll aber, wie gesagt, nicht nur völlig formlos eingegangen werden können, es soll auch öffentliches Verlautbarung sein Erforderniß derselben sein. Gleichwohl ist die Ehe wesentlich auch ein öffentliches Verhältniß, nicht nur weil sie die Grundlage des sittlichen Zusammenlebens ausmacht, der Staat selbist nicht dulden kann, daß sie sich seiner Wahrnehmung und Bewachung entziehe, sondern auch weil die einer Ehefrau gebührende Achtung und Ehre nicht minder erfordern, daß sie sich auch als Ehefrau gerire und darstelle, und weil die Rechte Dritter von der Ehe vielfach berührt werden. Einseitigkeit muß die Ehe auch von Anderen anerkannt und geachtet werden, anderntheils kann die Ehefrau als solche Rechtsverbindlichkeiten nur mit Einwilligung ihres Ehemannes eingehen, oder es ist der Ehemann für seine Ehefrau rechtlich zu haften schuldig. Hiernach würdig ist sich von selbst, wenn die Verheimlichung der Ehe damit als gerechtfertigt werden wollen"), daß die Frau freilich das Recht auf die durch Ehe begründete individualis consuetudo habe, daß sie begehrt sei, zu verlangen, daß sie als Herrin und als Mehrerin der Güter des Mannes respectirt werde, daß der Mann sie äußerlich gegen Unbilden schütze, daß ihr überhaupt das jus uxorium sammt derjenigen Achtung zu Theil werde, welcher sie sich als Ehefrau mit Grunde versehen dürfe; — daß aber daraus nicht folge, daß sie verbunden werde, von allen diesen Rechten Gebrauch zu machen. Wenn eine Frau auch auf manche Rechte verzichten kann, so kann sie es doch, um ihrer selbst willen, nicht darauf, überhaupt als Ehefrau zu gelten, so kann sie sich doch nicht als Concubine, ihre Kinder nicht als Bastarde darstellen, am wenigsten aber, wo es sich nicht allein um

ihre Rechte und Würde, sondern darum handelt, kein öffentliches Vergerniß zu geben, um die Aufrechterhaltung der sittlichen Würde und das Ansehen und die Achtung der Ehen im Staate überhaupt, wo Andere kein Versehen oder Nichtverstehen der Ehe begehrt sind. In einer Weise, die manchen teutschen Juristen beschämen könnte, hat sich ein angesehener französischer Rechtsgelehrter¹⁹⁾ darüber ausgesprochen, indem er äußert: „D'après le droit commun, d'après la morale des Etats, ce ne sont point les cérémonies, c'est uniquement la foi, le consentement des parties, qui font le mariage et qui méritent à la compagnie qu'un homme s'associe, la qualité d'épouse; qualité si honorable, que suivant l'expression des anciens, ce n'est point la volupté, mais la vertu, l'honneur même, qui la font appeler de ce nom. Mais il importe à la société que le consentement des époux intervenienne dans une forme solennelle et régulière. — Le mariage soumet les conjoints à des grandes obligations envers ceux auxquels ils donnent l'être. Il faut donc, que l'on puisse connaître ceux qui sont tenus de remplir ces obligations. — Enfin la société contracte elle-même des obligations envers des époux dont elle doit respecter l'union. Elle est intéressée à protéger, contre la licence et l'entreprise des tiers, cette union sacrée, que doit être sous la sauve-garde des tous les gens de bien. — Ces importantes considérations ont déterminé les législateurs à établir des formalités capables de fixer la certitude des mariages et de leur donner le plus haut degré de publicité.“ — Die verschiednen Arten der heimlichen Ehe sedann aus einander setzend, welche die Franzosen viel bestimmter unterscheiden²⁰⁾, als es bei uns geschieht, fährt Pothier²¹⁾ fort: „Un mariage célébré selon les formes a toujours une publicité quelconque; mais on ne comptait pour rien cette publicité d'un moment, si elle était démentie par la vie entière des conjoints. On ne réputait un mariage public que lorsque les époux ne rougiraient pas d'être unis, lorsqu'ils manifestaient leur union par leur vie publique et privée, lorsqu'ils demeureraient ensemble, lorsque la femme portait le nom de son mari, lorsque les enfans portaient le nom de leur père, lorsque les deux familles alliées étaient respectivement instruites du lieu

19) Pothier, Code Napoléon suivi de l'exposé de motifs etc. (Paris 1810). Tom. II. p. 237. (Gegenheit aus gerichtlichen Verträgen entnommen, welche der Brief, schon vor dem Ausbruche der Revolution gehalten hatte, vergl. Merle, Répertoire t. v. clandestinité.) 20) Mariages clandestins nennen sie nämlich diejenigen, welche nicht in der legalen Form eingegangen worden sind, mariages secrets die, bei deren Eingehung zwar die üblichen Formen beobachtet wurden, das Festehen der Ehe jedoch verheimlicht wird. — Die Ehen, die heimlich eingegangen und dazu noch verheimlicht werden, nennt Portalis in den Motiven zu den Abschnitten des Code Napoléon über die Ehe Liv. I. Tit. V. (Ausgabe von Dittot, 1804. II. p. 245): „l'espèce de mariages clandestins la plus criminelle.“ 21) a. a. D. p. 244.

17) Bilda a. a. D. S. 107 sq. — 18) Dietz a. a. D. e. 103.

dazu eine Reihe theils innerer, theils äußerer, in dem Entwickelungsgange des päpstlichen Rechtes selbst begründeten Ursachen sind“), die durch die Stellung der römisch-katholischen Kirche zu den Vätern, unter denen sie ihr Banner aufspannte, hervorgerufen waren. Der erste und allgemeinste Grund möchte darin zu suchen sein, daß das kanonische Recht sich mehr dahin neigen mußte, jedes Versprechen, welches eine Gewissensverpflichtung erzeugte, auch äußerlich als vollkommen verbindend anzusehen, wenn schon im Staate, wo die Aussicht auf die allgemeine Rechtsförmlichkeit vorwaltete, die Rechtsverbindlichkeit oft zweckmäßig von der Beobachtung einer bestimmten Form abhängig gemacht wird; wie dies namentlich bei der Ehe der Fall ist. Besonders galt dies bei eidlischen beiderseitigen gegenseitigen Ehegelübden, welche beinahe die Regel bildeten“) und zunächst in das Auge gefaßt wurden. Eben deshalb legte man, bevor noch die Lehre von der desponsatio per verba de futuro und per verba de praesenti sich ausbildete, auch den Sponsaliten, auch wo sie nicht in allgemeiner Weise gleichsam als ein förmlicher Vertrag unter zwei Familien geschlossen waren, sondern in dem einfachen Versprechen bestanden, eine Ehe eingehen zu wollen, eine weit größere Kraft bei, als sie nach römischem Rechte hatten, sodaß man schon durch sie dahin geleitet wurde, die zu gegenseitiger Treue in der Ehe verpflichtende und unauf lösbare Verbindung als begründet anzusehen. Ein zweiter, mehr hervortretender Grund, welcher die Annahme der Nichtigkeit einer nicht förmlich eingegangenen Ehe verhinderte, war die Ausbildung der Lehre vom Sacramente der Ehe und von der absoluten Unauflöslichkeit derselben“). Es entstand dadurch eine gewisse Scheu, die Ehe anzuzweifeln, weil dadurch das Sacrament berührt werden konnte. Zwar sind die Vorschriften, nach welchen die Ehe in förmlicher Weise eingegangen werden sollte, älter als das Dogma vom Ehesacramente; da aber nicht ausgesprochen war, daß der sacramentale Charakter der Ehe durch Beobachtung jener Vorschriften bedingt werde, so mußte, wo die Sache in Frage kam, jene Furcht, das Sacrament anzuzweifeln, eher eine Hindeutung zur Verneinung hervorgerufen. Allein es fehlte, wie gesagt, auch nicht an äußeren Gründen, welche die Kirche, oder vielmehr die Christlichkeit, zur Toleranz der, im eigentlich kanonischen Sinne, heimlichen Ehe bestimmten, und welche hauptsächlich abzuwenden darauf, die von der Christlichkeit im Laufe der Zeit mehr und mehr ausschließend an sich gegangene gefeggebende und richterliche Gewalt in Ehesachen theils zu unterkriegen und aufrecht zu halten, theils weiter auszubehnen. Es ist bekannt, wie die Christlichen, welche das Christenthum unter den heidnischen, besonders den germanischen

Völkern verbreiteten, den Lehren desselben und den Vorschriften der Kirche zuerst dadurch Eingang zu verschaffen suchten, daß sie dieselben so viel als möglich mit den volksthümlichen Vorstellungen und Sitten in Uebereinstimmung zu bringen suchten. Auch die mittelalterlichen kanonischen Vorschriften bestränkten sich nicht darauf, zu einer rechtsgültigen Ehe die Beobachtung der von der Kirche vorgeschriebenen Formen zu fordern, sondern verlangten, daß neben denselben auch die bei den einzelnen Völkern üblichen, als Merkmale einer wahren Ehe geltenden Gebräuche befolgt wurden“). Besonders die Völker germanischen Stammes pflegten an ihren volksthümlichen Gebräuchen mit Zähigkeit festzuhalten. Während des ganzen Mittelalters war aber eine gewisse Willkür in Beobachtung der förmlichen Vorschriften über die Eingehung der Ehe nicht zu vermeiden gewesen“). Bald ließ man die Benediction der Vollziehung der Ehe vorangehen, bald nach Orts- oder Landesgebrauch sie ihr nachfolgen; oft auch unterließ sie ganz. Die Nichtigkeitserklärung aller mit Hintansetzung förmlicher Formen geschlossenen Ehen würde Kämpfe hervorgerufen haben, welche zu vermeiden die Kirche für sehr gerathen halten mochte. Es war also wol ein kluges Schließen in die thatsächlich einmal gegebenen Umstände, was dieselbe bewog, jene Duldsamkeit auf eine Art und Weise zu üben, welche die förmliche Autorität wenigstens dem Scheine nach salvoirte und unangefochten ließ. Ein ähnliches Accommodiren und Geschehenlassen kann im Verfahren der Kirche mehrfach nachgewiesen werden“). — Zugleich erteilte übrigens die Kirche, offenbar auch in dem Bestreben, das mit ihrem Geiste nicht zu vereinbarende Concubinat in eine Form der Ehe umzuwandeln“), ihre Anerkennung auch solchen ehelichen Verbindungen, welchen die Sitte und der Wille der Gatten nicht die volle bürgerliche Wirksamkeit zusagte, sondern welche, wie das ältere römische Concubinat, der Frau nicht als Hausfrau den Rang und Stand ihres Mannes, den Kindern nicht die Successionsfähigkeit in die väterlichen Titel, Ehren und Leben gaben. Dergleichen Ehen mit beschränkter bürgerlicher Wirksamkeit (matrimonia

49) c. 3. §. 1. C. XXX. qu. 2. Siehe auch die Stelle in Rot. 13. 50) Einen interessanten Beleg dafür, wie wenig die kanonischen Vorschriften über die Eingehung der Ehe noch in der Mitte des 15. Jahrhunderts allgemeinen Eingang in Deutschland gefunden hatten, wo sie mit weltlichen Gewohnheiten im Widerspruch standen, siehe bei Dietz a. a. D. S. 76. 51) So wurde auch das Concubinat, welches, der bestimmten Verbote ungeachtet, in manchen geistlichen Ländern immer noch häufig vorkam, — z. B. in den Dominikanern, und selbst in Spanien, wo bis ins 13. Jahrhundert, wie Eaten, noch Landesfeste, öffentlich mit ihrem Concubinat (Sarragana) lebten (vergl. E. Gans, Das Concubinat in weltlicher Hinsicht. Einleitung z. 3. Bd. S. 387 fg.), noch lange geduldet. Um aber dieselbe mit den Grundgesetzen der Kirche streitende Begehrnis zu beschränken, kam man u. a. auf den Ausweg, zu bestimmen, daß jedes Concubinat sich in eine rechte Ehe verwandeln solle, wenn es eine gewisse Reihe von Jahren hindurch bestanden habe. In Italien waren 3, in Navarra 10 Jahre erforderlich. Siehe Billa a. a. D. S. 196 fg. Grimm a. a. D. S. 439. 52) Grimm a. a. D. Engler a. a. D. S. 849.

ad c. 9. C. XXX. 5. cap. 9. cap. 25. cap. 30. cap. 31. X. de sponsalib. 4. l. cap. 2. X. de clandest. desponsa. 4. 3.

46) Vergl. Billa a. a. D. S. 190—197. 47) cap. 4. cap. 5. cap. 9. cap. 10. cap. 12. cap. 13. cap. 16. cap. 17. cap. 22. X. de sponsalib. 4. l. cap. 3. X. de constit. opposit. 4. 5. cap. 6. X. qui clerici vel uxores 4. 6. 48) Eichhorn, Kirchenrecht 2. Bd. S. 441 fg.

morganatane (s. ad legem salicam) sind aber allerdings wahr kirchlich vollkommene und geistlich gültig Ehen²⁴). Sie können nicht ekelig, selbst nicht mit Einwilligung beider Theile, aufgelöst werden; die darin erzeugten Kinder sind legitim und genießen alle Rechte der rechtmäßigen Kinder, in soweit sie ihnen nicht durch besondere Gesetze und durch den Ehevertragsvertrag der Eltern entzogen sind; es gelten bei der morganatischen Ehe im Wesentlichen dieselben Formen der Eingehung, wie bei der mit voller bürgerlicher Wirkung geschlossen. Eine läßt sich deshalb auch nicht, wie hin und wieder das geschehen wollen²⁵), mit der Gewissens-
ehr identifizieren.

„Erst das Concil von Trient aber schritt, um die heimlichen Ehen künftigh fern zu halten, nicht weiter, als daß es für die Erklärung des Eherensses eine theilweis neue spezifische Form vorschrieb“²⁾. Die Eingehung der Ehe (hierologia) wird auch von ihm noch als eine zwar schädlich und beifam, jedoch nicht notwendiger Solennität betrachtet. Wesentlich zur Eingehung der Ehe ist daher auch nach dem neunsten gemeinen römisch-katholischen Kirchenrecht bloß die vor Pfarrer und Zeugen erklärte: Einwilligung der Brautleute, die kirchliche Trauung hingegen zur Gültigkeit der Ehescheinigung nichtwendig. Ueberdies wollte auch die trienter Kirchenversammlung sehr formlos eingegangene Ehe auch fortbin von Allen, also auch von der weltlichen Obrigkeit³⁾, für rine wahre Ehe bis dahin erkannt wissen, bis die Kirche, welcher semit allein das Recht dazu vindicirt wurde, sie für nichtig erklärt haben werde; ja es wurde sogar das Anathem über Jeden ausgesprochen, welcher diese Lehre anzufechten sich beirhen ließe⁴⁾.

Daß diese Satzungen wenig geeignet waren, den Widerspruch aufzuheben, in welchen die Kirche vorläufig mit sich selbst in sofern gerathen war, als sie einerseits für die Eingehung der Ehe eine bestimmte Form vorgeschrieben hatte und auf deren Beobachtung dringen wollte, andererseits aber durch Verbindungen, die mit

Umgebung dieser ihrer Vorschriften geschlossen waren, dennoch dulde und um für diese Duldung eine Grundlage zu gewinnen, das „consensus facit nuptias“ als Princip unterstellt, durch welches die Ehe, des ihr beizulegenden sacramentalen Charakters ungeachtet, in das Gebiet der Verträge gezogen wurde, sie einleuchtend; eben so gewis, daß die trienter Beschlüsse zwar der Kirche die Wissenschaft um jede nicht formlos eingegangene Ehe wissent, jedoch keineswegs eine hinreichende Garantie dafür gaben, daß auch nur jede solche Ehe zur Kenntniß des Staates, des Publicums, oder auch nur der besonders dabei beteiligten Dritten gelangt. War ja dabei doch nicht einmal auf die Rechte der Väter und Vormünder bei der Verheirathung ihrer Kinder und Pflegersehtenen die gebührende Rücksicht genommen die nach deutlicher Verheirathung der kaiserlichen Rechte erforderliche Einwilligung derselben für eine wesentliche Bedingung des gültigen und wirksamen Eheconsensus keineswegs“) anerkannt werden. Kein Wunder also, wenn sich außerhalb des Kirchenstaates und der geistlichen Fürstenthümer fast allenthalben bald eine lebhaftte Reaction dagegen erhob, wenn selbst in Ländern, wo das Ansehen des Papstes am festesten begründet schien, die Staatsgewalt nur den in vollständiger Weisheit geschlossenen ehelichen Verbindungen die Wirkung vollgültiger Ehen zu sichern, und die Schließung brüthlicher Ehen durch ausdrückliche Gesetze zu verbinden demütht war. In Frankreich erließ Heinrich III. im Jahre 1579 die unter dem Namen der Ordonnance de Blois bekannte Verordnungs, deren Art. 40—44 bis zur neuesten französischen Gesetzgebung die Grundlage des dort geltenden Eherechts blieben. Darin wurde bestimmt, daß ohne dreimaliges Aufgebot kein Ehe sollte geschlossen werden können und nur nach einmaligem Aufgebote Dispensation stattfinden dürfe; daß bei der öffentlichen Verheirathung der Ehemündsfinden vier Personen zugegen sein und über deren Anwesenheit ein förmliches Protocoll aufgenommen werden müsse; dabei habe sich der Pfarer nach dem

53) Concil. Vtrp. S. 302 f. 569 S. 570 f. 571 Concil.
handb. des Reichthums. 2. Th. S. 649 f. 55) Concil.
Trident. Sess. XXIV. (vom 11. Dec. 1563) cap. 1. de reforma-
tione matrimonii. 56) Den Worten nach (die sie folge. Note)
hätte es scheinen können, als ob bloß den Eltern ob das Recht,
eine ohne ihrer Einwilligung von einem ihrer Kinder eingetragene
Ehe deshalb anzufechten, habe abgeprochen werden wollen; wäh-
rend nun doch dieser bürgerlich aufausg. Eingriffe her
weltlichen Obrigkeit abgubren. Biiba a. d. S. 190.
57) verb. „Tametsi dubitandum non est, clandestina matrimonii,
libero contrahendum consensu patris, rata et vera esse matri-
monia, quum Ecclesia as irrita non fecit, et proinde ju-
damani sat illi (ut non sancta Synodus anathemate damna-
ti) ea vera et rata, legiti. quum falso affirmant, matri-
monii, minus legitimi familiae, consensu parentum contra-
hita, et, et parentes ea rata vera irrita non fecerunt, ubi
minus sancta Dei Ecclesia et iustissima causa illis reprobis
detestata est, atque prohibuit.“ — An der 31. Berathung
seibst war reflect. worden, daß die brüderlichen Ehen „in unglück-
lichen Ehebündnissen Anal. abgen.“ P. Suvius Palsni (Sarg) Histo-
ria Concil. Trident. (Gren. 1638). Lib. VIII. p. 601.

58) Dem bestimmten Erben der den französischen Regierung entgegeng. Kirche *Serap* I. i. Lib. II. p. 639. 59) *Lombard*, Recueil des coutumes des anciens lois franciques. I. XIV. p. 201 seq. — Es verdient bemerkt zu werden, daß schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts ein fähiger Vererber einer katholischen Landes-, König Roger III. (alias Roger II. genannt) von Sicilien, eine strenge Verurteilung gegen die heimlichen Ehen erließ. Sie lautet: „Sanctus lege praesens volentibus omnibus contrahere matrimonium, necessitatem imponi universis hominibus regni nostri, et nullitas maxime, post sponsalia celebrata solummodo debita et benedictione sacerdotum praemissa, matrimonium solemniter celebret. Alioquin noviter a modo mortem contra nostrum regulam edicite, neque ex testamento neque ab intestato se habebunt heredes legitimos ex clandestinis matrimonio aut illicito contractu, nec auctoritate precoratorum, aut auctoritate quorumlibet subditorum, vel aliorum personarum, vel ecclesiarum.“ Vid. Constitut. Regni Siciliae, Lib. III. cap. 20. in *Cronicae Leges Barbar.* Tom. I. p. 360. Eine Vergleichung des nämlichen Inhaltes findet sich aber auch unter dem von König Alfons dem Weisen von Spanien (gest. 1284) erlassenen Gesetz. See lasie Partidos. Part. IV. Tit. I. L. 1. §. 3.

Stände der zu verheirathenden Personen genau zu erkundigen und wenn sie sich in älterer Ehe oder unter Vormundschaft befanden, nicht eher zur Trauung zu schreiten, als bis die Genehmigung der Ältern oder des Vormundes nachgewiesen sei; zwei Monate nach Ablauf eines jeden Jahres sollten die Pfarren ihre Heirathsregister, bei Strafe der Einziehung ihres Zeitlichen, einreichen, welche die Gerichte der verschiedenen Gerichtshöfe sorgfältig zu verwahren und den Betheiligten auf Verlangen Auszüge daraus mitzutheilen hatten. Durch die Declaration vom Jahre 1639 wurde noch festgesetzt, daß, wenn eine Ehe auch in der vorgeschriebenen Weise eingegangen, aber geheim gehalten worden, sie freilich nicht ungültig und die Kinder nicht illegitim seien, allein weder sie noch ihre Nachkommen zur Nachfolge zugelassen werden sollten, indem von solchen Verbindungen zugleich bemerkt wird: „qu'ils restent plutöt la honte d'un concubinage, que la dignité du mariage“). „Ähnliches geschah in Spanien“) und in den belgischen Provinzen, sowie in Oesterreich“), wo die bürgerliche Gesetzgebung wenigstens in soweit einschritt, daß sie die Eheschließungen und die ohne Zustimmung der Ältern geschlossenen Ehen für ungültig erklärte. Auch hatten bereits die 100 Beschwerden der teutschen Nation, welche vom Reichstage zu Rürnberg im Jahre 1523 von sämmtlichen Ständen des Reichs und dem kaiserlichen Statthalter, Erzherzog Ferdinand, beschlossen und darauf dem päpstlichen Legaten übergeben wurden“), allgemeine und laute Klagen über mißbräuchliche Anwendung der kirchlichen Gesetzgebung in Betreff der Ehe enthalten, worin alle nicht in göttlichen Geboten begründeten päpstlichen Bestimmungen in diesem Gebiete geradezu als unrichtmäßig bezeichnet waren.

Hierbei mußte man in den protestantischen Ländern um so mehr stehen bleiben, weil die evangelische Kirche die römisch-katholische Gesetzgebung über die Ehe grundsätzlich verworfen. Die Protestanten hatten in der Ehe eine göttliche Einrichtung erkannt, deren Würde und Heiligkeit in aller Weise aufrecht zu halten sei“). Vor allen Dingen kam es also darauf an, sie durch eine da-

mit übereinstimmende äußere Form zu sichern und den evangelischen Glaubengenosien sie in ihrer wahren, höheren Bedeutung vor Augen zu stellen. Dazu war aber Nichts notwendiger, als 1) die Offenbarkeit der Ehe in dem Sinne, daß sie unter Vermittelung eines öffentlichen dazu bestellten Beamten und unter der Autorität des Staates geschlossen werde, wodurch sie nicht von jeder heimlichen und eigenmächtig geschlossenen Verbindung unterschieden werden könne, und 2) die Kirchlichkeit derselben, die Festhaltung und Heiligung des geschlossenen Ehebandes durch die Diener der Religion, wie sie schon in der ältesten Zeit der christlichen Kirche hergebracht gewesen war. Da aber das Concubinat durch Reichsgesetze verboten war“), und die Landesoberkeiten sich verpflichtet hatten, das Zusammenleben leichtfertiger Personen außerhalb von Gott eingesetzter Ehe nicht zu dulden; so folgte, wenn diese Vorfälle wurde, von selbst, daß diejenigen, die als Eheleute mit einander lebten, ohne daß von ihrer Trauung etwas bekannt war, genötigt werden mußten, aus einander zu gehen, oder sich zu einer ordentlichen Ehe zu bekennen und diese dann auch wirklich zu vollziehen.

Allerdings fehlt es in der Lutherschen *) Kirche an einer bestimmten allgemeinen kirchenrechtlichen Vorschrift über die Eingehung der Ehe. Allein alle unmittelbar nach der Reformation in den protestantischen teutschen Ländern erschienenen Kirchenordnungen halten in Uebereinstimmung und Strenge den Begriff der Ehe als einer nach christlicher Ordnung eingegangenen Verbindung fest, und lassen keine für eine wahre Ehe gelten, welche nicht in der kirchlich-gesetzlichen Weise geschlossen worden“). Sie sind in dieser Hinsicht der

60) Hgl. d'Herleourt, Lois ecclésiastiques. Part. III. chap. 3. art. 2. no. 83. Pothier, Traité du contrat de mariage p. 426 seq.

61) Siehe Johnston, Instituta of the law of Spain. (London 1825.) (Uebersetzung der Institutionen von den DD. de Aazo und de Rio.) 62) Meyer, Jurisprudencia eclesiastica Part. IV. §. 81. Gmeiner, Institut. jur. ecclésiast. Tom. II. §. 374.

63) Meßberger, Oesterreichischer Kirchenrecht. 2. Bd. §. 159. edit. III. 64) Abgetruht bei Schüller, De libertate ecclesiar. Germaniae (Jen. 1685.) p. 859—920. Gleich im Gravam. I. kommen die Worte vor: „Inter reliqua onera vel iudic. malis postremo loco collocandum, quod constitutionibus humanis multa prohibetur, imperantur item multa, quae nullo divino praescepto vel interdicta vel praescripta sunt. — Ut illis his legum ac constitutionum humanarum reticulis. non modo magna numerorum copia a Germania explicata e Germania et trans Alpes lata, sed et maxima inter aequae Christianos orta iniquitas, plura offendicula et emulantes“ etc.

65) Concilio Augustan. Part. II. art. 16 und apologia art. VII. et art. XI.

65) Wie in der in Note 37 citirten Reichs-Poliz.-Ordn. von 1530, so später auch in der Reichs-Poliz.-Ordn. von 1547. Tit. XXV und von 1577. Tit. XXVI. 66) Anders in der reformirten Kirche; s. besonders die 2. Allgem. (basler) helvetische Confession von 1530, welsche in §. 37 in Bezug auf die Ehe heißt: „Conjugium nullius ordinis sacerdotalis requiratur, eorumque Quod in eo sit, non est, sed est potius coniugium inaugurat et sancti, ita magistratus interest, ut digni inestur et colatur“ etc. — Uebigens ist in den Schmalkald. Artikeln (Art. „von der Bischofs-Gewalt und Jurisdiction.“) §. bei Balch, Concordienbuch 2. 346) unter den unbilligen Zugunnen, welche die Bischöfe gemacht haben und welche die weltliche Obrigkeit anders zu befehlen schuldig sein soll, hervorgehoben, „daß ingemein alle Heirathen, so heimlich und mit Betrug, ohne der Ältern Bewiffen und Bewilligung geschehen, selten und kräftig sein sollten.“

67) Siehe z. B. die Württemberg. Kirchen-Ordn. von 1559 (bei Eilenberg, Württemberg. Sammlung der Württemberg. Gesetze. 1. Bd. S. 215) verb.: „Es ist wohl und Christlich bedacht, daß die neuen Eelichen in der Kirchen der der Gemein verständig und eingesant werden. Dann inwiewel der Eelich Contract, gleich wie sonst andere Eeliche Contract, nicht aus wol auf den Rathscheltern ober an deren gemeinen öffentlichen, eelichen und Württembergischen orten vericht werden, Sondern die will in der ersten Vorfürsung der heil. Evangelien Christi nach der Wapfel seit sich nicht finden haben. So den Eelichen Stand für ein unbilligen Stand, mit dem die Kirch Christi nicht zu thun haben solt, gehalten, auch sich durch Ansetzung des Stands — den Eelichen in dem Stand allerley unrichtigkeit begegnet, darin die Bewilligung jeder Eelichen zusammenfassung jure in dem Wissen nötig: So ist es zur

Abdruck der auf religiöser Grundlage beruhenden Rechtsüberzeugung, die sich im Volke gebildet hatte, und wenn sie auch nicht ausdrücklich sagen, daß eine Ehe ohne kirchliche Einsegnung nichtig sei, so geht doch ihr ganzer Sinn dahin, daß die Ehe erst durch die Einsegnung des Geistlichen zu Stande komme, daß ohne kirchliche Trauung eine Ehe gar nicht vorhanden sei⁷¹). Sie kennen jedenfalls keine andere Form der Eingehung der Ehe, wie denn auch noch neuer Landesgesetz die priesterliche Trauung, auch bei der morganatischen Ehe⁷²), ausdrücklich vorschreiben. Und da jene Kirchenordnungen in der That bezüglich jenes Grundgesetzes gemeines protestantisches Recht enthalten, so wird die kirchliche Trauung auch in denjenigen protestantischen deutschen Gebieten für notwendig zur gültigen Eingehung der Ehe gehalten werden müssen, in welchen particulargesetzliche Bestimmungen dieser Art nicht vorhanden sind.

Zwar ist die Trauung durch den Pfarrer in manchen Ländern durch eine andere Form ersetzt worden, ohne daß man darum die Gültigkeit der hiernach eingegangenen Ehen bezweifeln könnte. Es ist bekannt, daß in den vereinigten Niederlanden schon vom Ende des 16. Jahrhunderts an die kirchliche Ehe in soweit bei Seite gesetzt ward, als dort die Ehe durch eine förmliche Erklärung der Eheleute vor der bürgerlichen Obrigkeit geschlossen und jede Ehe ohne diese Erklärung als nichtig oder nicht vorhanden angesehen werden sollte. Ebenso ist die sogenannte Civilehe jetzt in Frankreich⁷³), seit der Revolution, und hin und wieder auch in Teutschland eingeführt. — Dazu⁷⁴) kann sich der Staat besonders dann genötigt sehen, wenn er für verschiedene Kirchen und Religionsgesellschaften in seiner Mitte eine allgemeine Form für die Eheschließung aufstellen muß, um die aus der Verschiedenheit der religiösen Ueberzeugungen und kirchlichen Vorschriften entspringenden Collisionen zu verhüten. Man kann auch nicht sagen, daß eine solche bloß weltliche Form der sittlichen und religiösen Würde und Heiligkeit der Ehe schleichlin entgegen sei, oder in den Gemüthern der Bürger die höhere Weihe derselben notwendig in den Hintergrund stelle.

Einerseits werden durch die Form der Civilehe die Zwecke der bürgerlichen Gesetzgebung vollkommen erreicht, andererseits wird durch die vorgeschriebene weltliche Form die kirchliche Feierlichkeit keinesweges ausgeschlossen oder die Kirche in ihrer Wirksamkeit gehindert. Die geistliche Ehe tritt dann an die Stelle des bloßen von der Kirche anerkannten Ehereinfusses, und es genügt auch bei der Civilehe kein formelles erklärter Consens, sondern derselbe ist nicht anders vorhanden⁷⁵), als wenn er in legaler Form erklärt ist. Auch kann es in den protestantischen Ländern ohnehin nicht bestritten werden, daß die Staatsgewalt sich auf die Form der Ehe und ihrer Eingehung erstreckt, und daher die Ehe nur durch die Beobachtung dieser Form zu einer gültigen werde.

Für die Gesetzgebung möchte also die kirchliche Trauung immerhin nur für eine Form gelten können, welche nicht zum Wesen der Sache gehört, nur ein Mittel, die Heiligkeit und den Ernst des Ehestandes festzuhalten, welches vielmals auch durch andere Mittel ersetzt werden könnte, während der eheliche Consens keine Form, sondern zum Wesen der Ehe gehörig ist. Allein für diejenigen, welche durch das bestehende Gesetz gebunden sind, ist die Trauung da, wo das Gesetz sie vorschreibt, eine vollkommen unerlässlich-nothwendige⁷⁶) Form, und indem sie zugleich die öffentliche und legale Erklärung des Ehereinfusses in sich schließt, indem diese Erklärung den zusammenfassenden Worten des Geistlichen notwendig vorangeht, muß sie sogar als etwas zum Wesen des Ehebandes Gehöriges betrachtet werden, ohne welches die Ehe nicht zum äußeren legalen Dasein gelangt. Niemand, der unter dem Befehle steht, kann sich unter dem Vorwande davon enthalten, daß sie ja nur etwas Außerliches und Zufälliges sei. Denn es kommt in dieser Hinsicht gar nicht darauf an, ob die kirchliche Trauung eine absolut nothwendige, oder ob sie unter verschiedenen anderen Formen die präeminenteste, sondern lediglich darauf, daß sie die gesetzliche sei.

Vereinigt nun die protestantische Trauung die drei Zwecke in sich: dem Ehebandnisse die religiöse Weihe zu verleihen, demselben die erforderliche Publicität zu verschaffen, und nach öffentlich von den Partheien verlautbartem Ehereinfusse, seine (relative) Unauflöslichkeit zu vermitteln; so kann eine unter Protestanten eingegangene sogenannte Gewissensehe auch dadurch nicht die Kraft einer wirklichen Ehe erlangen⁷⁷), daß der protestantische

besserung der Kirchen saß nützlich, daß die neuen Gesetze in öffentlicher Versammlung der Kirchen eingesetzt wurden.“ Ferner: Rürnberg. Kirchen-Ordn. von 1533 (bei Moser, Corp. Jur. evangel. eccles. Tom. II. p. 663 seq.), Kirchen-Ordn. für die Grafschaft Oldenburg vom 3. 1573 (Zena 1573) und Oldenburg. Kirchen-Ordn. vom 16. Juli 1725. Cap. II. (bei Oetken, Supplem. Corp. Constit. Oldenburg. No. 1). Braunschweig. Kirchen-Ordn. von 1569. §. 99. Weitere Nachweise aus protestantischen Kirchen-Ordnungen f. bei Robert, Rechtliche Gedanken über den Begriff der Ehe (Hrsw. u. Leipzig 1787.) S. 192.

65) Eichhorn, Kirchenrecht. 2. Th. S. 320. Heffter, Die Erbfolgerechte u. S. 117. Wilba a. a. O. S. 224 fg. Zena. Erkenntniß S. 316 fg. 69) Bergl. a. B. Ellgum. Landrecht für die Preuss. Staaten. 2. Th. I. Tit. 4. §. 860. Im §. 136 selbst ist geradezu bestimmt: „Eine weltliche Ehe wird durch die priesterliche Trauung vollzogen.“ 70) Durch die Constitution vom 2. Sept. 1791. Tit. II. Art. 7. — Im, Code civil Art. 165^a) heißt es: „Le mariage sera célébré publiquement.“ 71) Zena. Erkenntniß S. 319 fg.

71a) So fassen auch die holländischen Juristen die Sache auf, s. B. Groenwegen, De legibus abrogatis ad const. 6. C. de donation. ante nupt.: „Moribus nostris in ambiguo venire non potest, utrum a sponso an a marito donatum sit: cum enim hodie non opus consensu, sed et aliis solemnitate in contrahendis nuptiis non sit, ideo a sponso donatum intelligitur: quicquid datam nondum contracto matrimonio in facie ecclesiae aut coram magistratibus.“ und ad const. 22. 24. C. de nuptiis: „Moribus nostris in libere nuptiis consuetudine nuptiarum non intelliguntur, nisi in facie ecclesiae aut coram magistratibus solemniter celebratae sint.“ etc. 72) Zena. Urtheil S. 321. 73) Heffter, Die Erbfolgerechte S. 123. Wilba a. a. O. S. 232 fg.

Landesherr, sei es in seiner Eigenschaft als Kirchen- oder als Staatsoberhaupt die Gatten von der kirchlichen Trauung entbinde, oder, um eine von ihm eingegangene derartige Verbindung der rechtlichen Wirkungen einer wahren Ehe christlich zu machen, ausdrücklich oder stillschweigend sich selbst von der Trauung dispensirt.

Es und wie fern der Mangel der kirchlichen Weihe des Ehebündnisses durch landesherrliche Dispensation ersetzt werden möge, dies zu entscheiden wird freilich zunächst immer dem Gewissen und der religiösen Ueberzeugung der Betheiligten überlassen bleiben müssen. Daß und warum die christliche, also auch die evangelische, Kirche von ihrem Standpunkte aus die Gewissensehe überhaupt verwerfen müsse, ist bereits oben angedeutet worden. Welche Gewähr eine solche Dispensation aber leiste für die im Interesse der bürgerlichen Ordnung bei der Ehe schlechterdings gebotene Errichtung der so oben erwähnten beiden andern Zwecke, tritt klar an den Tag, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Vertheiliger der Gewissensehe sich zwar wol hüten, die Primordialität als zum Begriff der Gewissensehe gehörig und im Wesen derselben gegründet hinzustellen, gleichwol aber für die in der Gewissensehe Lebenden die Ermächtigung beanspruchen, ihre Verbindung geheim zu halten. Auch in bester Form Rechtens ertheilte Dispensation der Trauung war daher im Grunde bloß ein Freibrief dazu, in ein gesetzlich reprobiertes Verhältniß einzutreten oder darin zu verharren. Soweit reicht jedoch die landesherrliche Dispensationsbefugniß niemals, daß sie den Gesetzen und der Moral zumiderstehenden Handlungen der Staatsangehörigen den Stempel von erlaubt und sittlichen aufdrücken könnte⁷⁴⁾, und in keinem protestantischen Lande ist ein Gesetz aufgefunden, welche jene Befugniß auf die Dispensabilität von der Trauung erstreckte⁷⁵⁾.

Die nämliche Schwärze oder Grenze gilt aber auch, der richtigeren Meinung nach⁷⁶⁾, für das landesherrliche

Selbstdispensationsrecht. Es ist dies geleugnet worden, weil der Souverain überhaupt an die für die Unterthanen verbindlichen Gesetze für seine Person nicht gebunden sei. Das läßt sich allerdings in sofern nicht bestreiten, als das Staatsoberhaupt als solcher einer persönlichen Verantwortlichkeit nicht unterworfen ist. Allein daraus würde nur folgen, daß eine auf ungeschliche oder gesetzwidrige Weise vom Souverain eingegangene Ehe zwar thatsächlich gebuldet werden und kraftlos bleiben müsse, nicht aber, daß eine solche Ehe zu einer rechtlichen erhoben würde⁷⁷⁾, mit andern Worten daß sie zwar nicht wider seinen Willen gelöst werden könnte, daß sie aber für Andere niemals rechtliche Wirkungen hervorbringen und den Rechten derselben keinen Eintrag thun dürfe. Dem Staatsoberhaupte die fragliche Selbstdispensationsbefugniß einzuräumen, würde um so größeren Bedenken unterliegen, je mehr grade bei ihm Vieles in Betracht kommt, was sogar ein strengeres Festhalten an der kirchlichen, im bürgerlichen und öffentlichen Interesse begründeten Ordnung erheischt. Ist ja doch bezüglich seiner besonders die Festigkeit und Sicherheit der Successionsordnung bei weitem notwendiger, als bei dem Unterthanen, da jede Störung und Ungewißheit in derselben jedwem zugleich für das Land unaussprechliche Nachtheile im Gefolge hat. Deshalb haben auch die kaisers Reichsgerichte niemals zugegeben⁷⁸⁾, daß die Souveränität der trauenden Landesherren letztere zur Entscheidung in ihren eigenen Sachen berechtige, so oft auch dergleichen versucht wurde; es ist vielmehr immer darauf erkannt worden⁷⁹⁾, daß solche Ehevertheiliger durch gewählte Schiedsrichter, durch Consistorien, die mit unparteiischen Mitgliedern zu verstärken, oder im Wege der Actenversendung, immer also auf dem Wege Rechtens, zu entscheiden wären. Dem beim trauenden hohen Adel als Standeshäupter allgemein hergebrachten Gebrauche⁸⁰⁾, besondere Eheparten zu errichten, möchte ebenfalls zugleich die Ueber zum Grunde liegen, den von ihm eingegangenen Ehen größerer Deffinitivität zu verleihen. Der Annahme einer stillschweigenden (*ipso facto*,

74) Vgl. J. Fr. Pfeffinger, Virilium illustat. Lib. III. tit. 17. §. 107. Tom. III. p. 1315: „Contra ius divinum et naturae nullum valere dispensationem, quia circa iura haec homines nihil plane innovare possunt. — Imo ut dispensatio quoad ius positum procedere queat, iure venire debet, necessitas, utilitas, congruitas, honestas, quoniam dispensatio super iure positivo sine justa causa facti dissipatio potius quam dispensatio vendit est.“ 75) Wenn Willkür, in den kirchlichen Sätzen, für deutliche Rechtsunsicherheit, hervorgegangen von Richter und Schneider, S. Bd. S. 392, das Gegentheil behauptet und sich dabei auf die bei Böhmern, Vn. ecclesiastica. Prot. Tom. III. p. 1284 angeführte Stelle aus der kais. Willkür bezieht, so ist dies ein Verstoß. Es ist dort gar nicht von der Trauung, sondern von der Bestrafung derer die Rede, die mit Umgehung des Aufgebots sich im In- oder Ausland heimlich verheirathen. 76) Gatterer, De S. R. J. principum comitumve liberis ex matrimonio concubinae illegitimis. (Giesse 1773.) Gleichborn, Kirchenrecht. 2 Bd. S. 330. Rot. 12. Richter a. D. Jena. Urtheil S. 332 §. 2. Die entgegenge setzte Meinung ist schon früher mehrfach vertheidigt worden von Chren. Ignat. Wiese (Frankf. Schöner). Vindicte legitimorum natalium liberorum et matrimonialis S. R. J. Principum comitumve Augustanae Confessionis addicte. solo

mutuo consensu matrimoniali, neglecta omni solemnitate ecclesiastica contractis, notorum. (Mogunt. 1782.) §. 21 seq.

76) So konnte die Ehe oder eheliche Verbindung, welche Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen noch zu Lebzeiten seiner rechtmäßigen Gemahlin und mit Einwilligung derselben mit der kaiserlichen Margaretha von Habsb. geschlossen, weber durch seine landesherrliche Gewalt, noch durch die Bestimmung der Gemahlin, noch durch die theologischen Bedenken, welche dem Landgrafen doch nur das kleinere Uebel (den Umgang mit einer einzigen Person) statt des größeren (der ungeschlichen Verheirathung der Einnichtlichen) nachsahen, zu einer rechtswidrigen und wahren Ehe werden. Obenselbe konnte in späterer Zeit, als König Louis XIV. seine während des Lebens der rechtmäßigen Gemahlin mit der Marquise de Montespan erzeugten Kinder legitimirte, nicht widerprochen werden; als er ihnen aber auch Successionsrechte auf den Thron beizulegen versuchte, wurden seine Verordnungen vom Parlamente cassirt. 77) Moser, Deutschl. Staatsrecht. 30. Abth. Buch 3. Cap. 11. 2. Theil. Institut. jur. cameral. §. 298, no. 1. 78) Moser a. a. D. und dessen Familien-Staatsrecht. 2. Th. Cap. X. §. 1. auch Pfeiffer, Die gegenwärtige Lage a. s. w. S. 86 bei Rot. 4. und S. 85. 79) Pfeiffer a. a. D. S. 89 §. 1.

wie man es auch wol nennt) geschehenen Selbstdisposition von der Trauung steht überdies entgegen, daß jede Dispensation im rechtlichen Sinne eine bestimmt und in gehöriger Form“), also ausdrücklich abgegebene Erklärung erfordert. Es widerspricht der gesunden Vernunft, die bloße Nichtbefolgung oder Verletzung einer gesetzlichen Vorschrift, deren Beobachtung man auch bei dem Landesherren voraussetzt, daß eine Dispensation im Rechtssinne nennen zu wollen.

Gleichwie nun die Gewissenshe ihren Wesen nach nichts Anderes ist, als ein Concubinat, ebenso steht sie diesem auch in ihren Wirkungen“) gleich. Zuvörderst also kann ihr keine Unauflöslichkeit, wie der wahren Ehe, zukommen. Einmal wird wol Niemand behaupten mögen, daß nicht Personen, welche, wenn sie sich auch unter einander versprochen haben sollten, ihr ganzes Leben mit einander auszuhalten, Freud und Leid zu theilen und alle Pflichten von Gegenseitig gegenseitig zu erfüllen, auch wenn sie dies vor Zeugen erklärt hätten, wie wol die Fälle vorgekommen sind, um die Zweifel des Gewissens zu beschwichtigen, — daß nicht diese Personen, wenn sie sich auch, mit einer oft gebrauchten Redensart, vor Gott als Eheleute betrachtet haben, dennoch berechtigt seien, sich ihr Wort zurückzugeben, eine andere Verbindung einzugehen, auch einer Verheißung des einen oder des anderen Theiles nicht zu widersprechen, und daß alsdann weder die Kirche, noch der Staat gegen die Lösung eines, wenigstens vor der Welt, ungeheiligen Bandes das Geringste einzunehmen habe. Die vermeinte Gewissenshe genügt somit nicht einmal des Schutzes, dessen selbst bloße, jedoch öffentliche Eheverlobnisse in mehreren protestantischen Ländern theilhaftig sind, indem mehrere Kirchen- und Ehereordnungen der älteren Zeit auch den öffentlich Verlobten nicht gestatten, das Verlöbniß durch gegenseitige Einwilligung wieder aufzuheben, sondern in diesem Falle, weil sie mit der heiligen Ehe übelgehabt hätten, mit Strafen, wenigstens mit dem Verluste der auf die Ehe gegebenen Pfänder bedrohen“). Es ist aber selbst eine einseitige Auflösung eines solchen Verhältnisses nicht zu verwehren. Denn im Falle demselben ein Eheverlöbniß nicht vorausging, ist ja die Auflösung eine sogar gesetzlich gebotene Handlung; in dem entgegengesetzten Falle aber steht es nur in dem Willen des verlassenen Theiles, einen Anspruch auf Erfüllung des Versprechens geltend zu machen und die Vollziehung der Ehe durch kirchliche Trauung zu verlangen. Klagt der verlassene Theil nicht, so kann kein Verzicht, keine kirchliche Aufsichtsbehörde, kein Consistorium u. s. w. von Amtswegen einschreiten. Denn auch die Strafe der Verlobung mit zwei verschiedenen Personen konnte, in sofern sie bei den Protestanten anwendbar war, nur dann eintreten, wenn öffent-

liche Verlöbniße vorangegangen waren“). Der Unterschied der Gewissenshe von der wirklichen Ehe tritt weiter auch darin deutlich hervor, daß bei der ersten die Untreue des einen Theils nicht für einen Ehebruch geachtet, noch auch wenn sich Jemand mit mehr als einer Person in eine Gewissenshe einließ, der Ehestand und die Strafe der Bigamie als bedrängend angenommen werden könnte. Die peinliche Gerichtsordnung Kaisers Carl V. spricht (Art. 129 u. 131) in beiden Fällen, des Ehebruchs und der Bigamie „nur von dem Ehemanne und dem Ehemweib, welche die Ehe brechen, oder bei Lebzeiten des ersten Ehegeseßten ein ander Weib oder einen anderen Mann in Gestalt der heiligen Ehe nehmen.“ Diese Form der Eh: muß also vorhanden sein, wenn das Gesetz der zweiten Ehe soll angenommen werden können, und daher muß sowohl die erste, als die zweite Ehe in der gesetzlichen Form geschlossen sein“). Daher ist auch unter den neueren Criminalisten kein Zweifel darüber, daß die Verheißung der zur Gültigkeit der Ehe nöthigen äußeren Formlichkeiten zum Ehestande des Verlobten erforderlich sei“). Endlich folgt aus dem obigen Sage, daß die aus einer sogenannten Gewissenshe entsprossenen Kinder nicht die Rechte der ehelichen haben. Sie sind natürliche Kinder im Sinne des römischen Rechts; sie treten nicht in den Stand des Vaters und in dessen Familie ein, sie haben höchstens das sehr beschränkte Erbrecht, was das römische Recht den natürlichen Kindern zugelegt; sie haben insbesondere keinen Antheil an den Familienfideicommissen“), wenn darin auch die eheliche Abstammung nicht ausdrücklich zur Bedingung gemacht wäre“); sie sind eben so wenig“). lebensfähig.

Man hat, um die Gewissenshe als eine Form oder Art der wahren Ehe darzustellen, die Namen zum Theil hochgeachteter älterer Gottesgelehrter, Staatsrechtskundiger und Kirchenrechtslehrer heraufgeschworen, welche ihr das Wort geredet haben sollen; man hat zugleich eine Anzahl von in Druckschriften aufbewahrten Richtersprüche und Rechtsgutachten namhaft gemacht, um damit die Anerkennung der Gewissenshe in der Gerichtspraxis nachzuweisen; man hat hinzugefügt, Kindern aus

83) Koch, Institut. jur. criminal. §. 333. Wächter, Lehrbuch des Criminalrechts §. 210. 84) Bömer ad Corpus.

Practica rer. criminal. Lib. II. cap. 66. observat. IV. 85) Feuerbach, Lehrbuch des peinl. Rechts §. 383. Littmann, Handbuch des Strafrechts §. 554. Martin, Lehrbuch des Criminalrechts §. 296. Dittler, Lehrbuch des Criminalrechts §. 444. 86a) Dittler erkennt auch an: Val. Jagard in seiner Schrift: Prüfung der Gründe, welche den Ansprüchen August's von Ehe entgegengesetzt werden (Heidelb. 1836). §. 25. und in dem Heidelberger Jahrbüchern von 1840. §. 13 ff., obgleich er annimmt, daß auch nach dem heutigen Rechte der protestantischen souverainen Fürsten des deutschen Bundes die Gewissenshe beide Theile zur gegenseitigen Leistung aller der Verbindlichkeiten, und zwar lebenslanglich, verpflichte, welche ein Ehegatte dem andern zu leisten habe. Vergl. übrigens Wilda a. a. O. §. 263 ff. 86 b) v. Salfz und Lichter, Die Lehre von Familien-, Stamm- und Geschlechts-fideicommissen (Leipzig 1833). §. 27. 87) Fildesbrand, Lehrbuch des heut. gemein. deutschen Privatrechts. (Leipzig 1849). §. 269. §. 648 unter 4.

80) Wilda a. a. O. §. 239. Einige Rechtslehrer, welche den protestantischen Ewackoven von der protestantischen Einsegnung entbunden erklären, halten daher auch für unethisch, daß er seine Ehe öffentlich declare. So z. B. Robert a. a. O. §. 268. 81) Zenzl. Uebers. §. 324 ff. 82) B. Corpus. Jurisprud. ecclesiast. Lib. II. Tit. X. defin. 173.

Gewissensethen von Souverainen und anderen hohen Landespersonen, selbst Kindern aus Gewissensethen des niederen Adels, wären volle Legitimität, väterliche Ebenbürtigkeit, Nachfolge in die väterlichen Lehn- und Stammgüter, sowie der väterliche Abstand und Familienethen, ohne irgend Jemandes Widerspruch nicht selten bezeugt und zu Theil gekommen⁸⁸⁾. Sprüche Fälle der letzteren Art sind indessen aus dem protestantischen Deutschland, so viel und bekannt, nicht dargehen werden. Die Ehe Katharina's von Rußland, Schwester Heinrich's IV., Königs von Frankreich, mit dem Herzoge von Bar, die sich ohnehin kaum als eine Gewissensethen charakterisiren läßt⁸⁹⁾, und einige der Geschichte fremder Staaten angehörige Beispiele, wie die Verbindung Katharina's, Tochter Königs Karl VI. von Frankreich, Heinrich's V. von England Witwe, mit Owen Tudor⁹⁰⁾, sind so ziemlich die einzigen Belege für die obige Behauptung. — Responsa und Urtheile verschiedener teutscher Spruchhöfen, selbst reichsgerichtliche Erkenntnisse, welche vom Rechtsbestande der Gewissensethen unter Protestanten ausgingen oder wenigstens ausgingen zu sein scheinen, liegen freilich vor. Einestheils aber ist bei manchen derselben, da die Motive nicht näher bekannt geworden sind, mit Sicherheit darüber nicht nachzukommen; anderentheils hilft es auch nicht an entgegenstehenden dergleichen Rechtsgutachten und Rechtsprüchen, namentlich auch nicht an entgegenstehenden Entscheidungen der Reichsgerichte. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erachtete die Juristenfacultät zu Halle⁹¹⁾ und — abweichend von der früher von ihr selbst verteidigten gegenbärtigen Ansicht⁹²⁾, auch nicht ohne Widerspruch aus ihrer eigenen Mitte⁹³⁾, — die Facultät zu Helmstädt⁹⁴⁾: die Trauung sei für ein wesentliches Stück der protestantischen Ehe nicht zu achten, und zwar weder bei reichthummittelbaren, noch bei landfässigen Personen; die Facultäten zu Erfurt, Jena und Göttingen hingegen blieben fest dabei stehen⁹⁵⁾, daß die priesterliche Trauung zur Recht-

mäßigkeit einer jeden Ehe schlechterdings gehöre. In dem der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. angehörigen vielbezeichneten reichsgerichtlichen Leinungen. Unterschlum'schen Falle, welcher seiner Zeit ziemlich ebenso viele Fäden in Bewegung setzte, als allermeist der bekannte gräf. Bentinck'sche, wurden zwar durch Reichshofrath's-Erkenntnisse aus den Jahren 1782, 1783 und 1784⁹⁶⁾ den Klägern die Rechte rechtmäßiger Abfindung von Johann Ludwig L., Grafen von Leinungen. Dachsburg-Falkenburg, der nicht nachgewiesenen Trauung desselben mit der Gräfin Amalie Schöbille von Daun zu Falkenstein ungeschadet, ausgesprochen und die Ausübung ihrer Successionsrechte vorbehalten. Allein es traten dabei mehr besondere Umstände ein; unter andern stellte dem vertrauten Umgange des Grafen mit der Gräfin ein förmliches und öffentliches Eheverlöbniß voranzugehen sein. Da nun die Erkenntniße des Reichshofrath's ihrem näheren Inhalte nach zur Kenntniß des Publicums nicht gekommen sind, so läßt sich nicht sagen, wie viel Einfluß der eine oder der andere jener Umstände auf die Entscheidung geäußert habe. Es muß also dahingestellt bleiben, ob und in wie weit gerade der Sag, auf welchen die Kläger sich gestützt hatten, daß nämlich bei reichsständlichen Personen ausburgischer Confession die priesterliche Trauung nicht von solcher Nothwendigkeit und Wesenheit sei, daß in deren Ermangelung die erzeugten Kinder für unrechtmäßig und successionsunfähig zu erkennen wären, bei der Entscheidung zum Grunde gelegt wurde⁹⁷⁾. Essentielle Eheverlöbniße sind, wenn der eheliche Umgang hinzukommt, vielfältig in ihren Wirkungen der Ehe gleichgesetzt worden⁹⁸⁾, besonders zu Gunsten der Kinder. Ein von vier französischen Reichsgelehrten damals (Jen 27. Dec. 1775) ertheiltes, den Klägern günstige Gutachten⁹⁹⁾ war von dem in der französischen Jurisprudenz als schließlich anerkannten Principe ausgegangen: „Un enfant, pour prouver sa légitimité, n'a pas besoin ni du contrat de mariage de ses père et mère, ni de l'acte de célébration, pour prouver son état, il ne lui faut point d'autre titre, que son extract-baptême.“ Ziemlich gleichzeitig mit diesem Gutachten (im Jahre 1776) wurden aber im Parlament zu Aix die Worte gesprochen: „Une union

88) Klüber, Recht. Ausföhrung u. S. 35—68. Derselbe, Abhandlungen. a. a. D. S. 106—120. Dieck a. a. D. S. 78. 92. 116—128. 89) Eine priesterliche Einsegnung dieser Ehe hatte in der That stattgefunden; nur freilich hatte Katharina's königlicher Bräuer sie auf eine höchst eigenthümliche Art und Weise veranstaltet und bezeugt. Siehe darüber den ersten Bericht des Kardinal de Peretiere, aus dessen Histoire de Henry le grand a. a. D. 1599. p. 281. bei Schöner, Jus ecclesiast. Protest. Lib. IV. tit. 3. §. 48 (Tom. III. p. 1298) und Wlba a. a. D. S. 250. Not. 7. 90) Siehe Reinhard, Übersetz. ad P. Christiani Decis. Vol. VI. obs. 10. 92) Leyser, Mediat. ad Pand. specim. 288. medit. 10. 93) Leyser l. l. medit. 4. 94) Leyser l. l. medit. 3. 95) Reinhard l. l. Auch das Oberconsistorium zu Dresden urtheilte unterm 24. März 1616: „Ob nun wohl vordem-unter Martin J. mit Querer Tochter etliche Jahre lang als Eheleute bejungen, da für einander gehalten, auch Kinder mit einander gezeugt: die weil aber gleichwohl Querer eigenen Bericht nach et weder mit derselben getraut, noch Heirath jemals gehalten, und gleichwohl allein durch die priesterliche Segnung und Einsegnung die Ehe vollzogen wird, ohne dieselbe keine eheliche Bejehung für eine rechtmäßige Ehe zu halten: so kann daher Querer Ehem nach

zur Zeit nicht für einen ehelichen Ehemann, noch Querer Tochter ver sein Ehemann angetraut und genannt werden; sondern sie sind die Ehe nochmal durch priesterliche Segnung zu bezeugen schuldig.“ Corpus Jurisprud. ecclesiast. P. II. tit. 8. tit. 142. Ein letziger Responsum gleichen Inhalts von 1620 theilt Derselbe a. a. D. S. 118 mit eine lobungener Sentenz, welche von ähnlichen Grundsätzen ausgeht. Resold. Consilia Tubing. Part. IV. consil. 143.

95) „per unanimitatem“ wie Gerlach, Handbuch der Reichsgerichte. 10. Bd. S. 1834 sagt. 96) Gerlach a. a. D. Jena. Urtheil S. 329—331. 97) In dem bei Dieck a. a. D. S. 119 erwähnten jener Gutachten von 1672 war nicht die Gewissensethen, sondern die Erfüllung eines durch eheliche Bejehung verhängten Eheverlöbnißes in Frage. Jena. Urtheil S. 332. 98) Dieck a. a. D. S. 115. 99) Merin, Repertoire v. clandestinité. Tom. II. p. 395. Vergl. auch Wlba a. a. D. S. 261—263.

mystérieuse, dont les parties elles mêmes ont rougi, qu'elles ou craint de faire sortir des ténèbres ou elle fut formée, n'est donc point un titre valable pour recueillir ces biens. En un mot, le secret du mariage emporte avec lui une exhérédation légale. L'honnêteté publique a été violée, la famille méprisée: la loi prend elle-même le soin de la venger.¹⁴

Schwer in die Waghsaale fallen würde es aber allerdings, wenn Männer wie Johann Jakob Moser, Just Henning Böhmer, ja sogar Luther zu den Verteidigern der Gewissensehe zählen sollten. Doch dem ist nicht so!

Moser, der schon bei einer anderen Gelegenheit in Beziehung auf die vermeintliche Ungewandtheit juristischer Personen in Ehefachen, die man, um regellose Verbindungen zu rückfertigen, durch das: princeps legibus solutus est, durch das ipso facto Selbstkürzungsrecht hatte deken wollen, gelehrt hatte¹⁰³): „daß die Ehefachen, als Gewissensfachen, nach den principiis religionis sich richten müssen und die effectus civiles darnach zu beurtheilen seyn,“ mit dem Hinzufügen: „Einige evangelische esprits de loirs hingegen wollen alle Barrieren einreißen, seynd flugs mit der Souveränität der evangelischen Stände in Glaubens- und Gewissensfachen da, wollen gleich ad Jus naturae (welches sie nach ihrer Phantasie und Interesse bilden wie sie wollen) und ad Jus gentium recurriren, und machen es in effectu nicht besser, als jener Reichthümer, der, als ihm sein Pfarrer das sechste Gebot vorhielt, aus Dummheit oder Bosheit antwortete, „es sey erst zu untersuchen, ob die Reichthümer auch in das sechste Gebot consentirt hätte und ob es Ihren Juribus nicht nachtheilig sey,“ wobei er in edelm sittlichen Unwillen, „über die Juristen, die zur Demantelung großer Herren Gresse solche abentheuerliche und scandalöse Sätze verteidigen,“ ausbricht, sprach sich im Allgemeinen über die Reliquierung der Ehe der Reichthümer dahin¹⁰⁴) aus: ob die priesterliche Einsegnung dergestalt ad substantiam matrimonii gehört, daß eine Ehe ohne dieselbe ungültig sei, ist nach den Localrechten, wo die Ehe vollzogen wird, zu beurtheilen. — Wird die Ehe in Teutschland vollzogen, so ist zur Zeit des Religiöns- und weltlichen Friedens ein allgemeines Principium aller Evangelischen in Teutschland gemein, daß die copula sacerdotalis ad substantiam matrimonii gehöre: „mithin seynd die Evangelischen Reichthümer (nach den oben dargelegten Grundfätzen) noch jetzt sub poena nullitatis daran gebunden.“ Daß Moser diese Ansicht später, „nachdem er im Capitel der Ehe bessere Studien gemacht“¹⁰⁵), geändert habe, und „selbst zu den singulären Köpfen übergetreten sei, denen er (31 Jahre zuvor) ein so rüchtfähiges Quos ego! zugerufen“¹⁰⁶), ist eine Behauptung, die sich sofort als ungegründet

herausstellt, wenn man aus der so gebrauchten Stelle eines neueren Moser'schen Aufsatzes¹⁰⁷) nicht einzelne Worte und Sätze herausgreift und nur diese ins Auge faßt, sondern Moser's Aeußerung im Zusammenhang zu lesen und zu durchdenken sich die Mühe nimmt¹⁰⁸). Ähnlich verhält es sich mit Böhmer. Auch Böhmer hat ausdrücklich die Ansicht entwickelt, daß auch ein protestantischer Landesherr nicht in heimlicher (durch bloßen Consens begründeter) Ehe leben dürfe, und es kann ihm eine wirkliche Meinungsänderung hierüber nicht¹⁰⁹), wie es versucht worden ist¹¹⁰), nachgewiesen werden.

Gleich übel lautet die, welche Luther in der Billigung der Gewissensehe anbiethen möchten¹¹¹). Mit bewunderungswürdiger Tiefe und Klarheit hat Luther erkannt, wie das kanonische Recht in Widerspruch mit dem weltlichen, mit der notwendigen bürgerlichen Ordnung gekommen, in Zwiespalt mit sich selbst gerathen oder, indem es die heimlichen Ehen verbod, verabschuet, und doch bildete und gegen die weltliche Macht in Schutz nahm, wie dadurch der eigentlich sittliche Charakter der Ehe selbst erschüttert worden war. Einen gewichtigeren und eifrigeren Gegner, als ihn, haben die heimlichen Ehen niemals gehabt. Aber man muß sich Luther's Ansicht über die Ehe überhaupt vergegenwärtigen, um sein Urtheil über die Gewissensehe zu erkennen. Das Nachstehende¹¹²) wird zugleich darthun, daß fast jeder über die Gewissensehe oben vorgetragene Satz durch Aussprüche des Begründers der evangelischen Kirche belegt werden kann.

Die Ehe ist nach Luther die Grundlage der sittlichen Weltordnung, auf welche das Familienleben, wie das Staatswesen („Stände, Regiment, Polizei“) beruhen, und als solche ist sie von Gott selbst gegeben und eingesezt. Die Ehe aber und die Herrlichkeit des Ehestandes soll uns bewegen, daß wir bedächtlich und züchtig und christlich von diesem Stande lehren und reden, denn es ist ja kein gering, sondern ein schwer und groß Ding in der ganzen Welt, denn es ist der Ursprung aller Dinge, die die Menschen haben, und des ganzen menschlichen Geschlechtes, und hat dieses ganze Leben nichts Herrlicheres und Trefflicheres, darum soll man handeln mit großer Gottesfürchtigkeit, und aus wichtigen und beständigen Gründen und Bereisungen

103) Abhandlung verschiedener Rechtsmaterien. Bnd. 17. S. 33—132.

104) Siehe das Rühre bei Wlida a. a. D. S. 250—252.

105) Wlida a. a. D. S. 247—249.

106) Ähnlich von Dietz a. a. D. S. 89—92, f. auch Reichardt a. a. D. S. 3.

107) S. oben, durch dessen Aufklärung in dem Decret de matrimonio legitimum obique sacerdotali (Königsberg 1730 u. Halle 1732) sich zur Umänderung seiner früheren Überzeugung soll haben bestimmen lassen, sagt übrigens von der sogenannten Gewissensehe fürstlicher Personen (S. 14) selbst: „si dicendum quod res est, talia matrimonialia reuera sunt species concubitus.“

108) Wenn er gleich glaubt, daß sie unter den Parteien verbindlich seien.

109) Wie Kltber und Dietz an den in der Note 88 angeführten Orten.

110) Berol. Wlida a. a. D. S. 204—220, und im Allgemeinen: Preßler, Luther's Worte über die Ehe und die ethischen Verhältnisse. (Leipzig 1825.)

100) Staats-Recht. 1. Bd. S. 494 ff. 101) Familien-Recht der Reichthümer. 2. Bd. S. 208. 102) So meint Dietz a. a. D. S. 92, ingleichen Wlida a. a. D. S. 391.

und Ursachen; denn es ist leider dieser Stand sonst genugsam verfleckt mit der Lust des Fleisches und schändlicher Unzucht¹⁰⁰⁾.

„Alle Werke Gottes sind der Welt verborgen, und sie nimmt ihr nicht wahr, versteht sie auch nicht. — Denn wer kann sich genugsam verruntern über den Ehestand, welcher Gottes Gabe und Anordnung ist, von ihm selbst gestiftet und eingelegt, aus welchem alle Menschen seyn, die in der Welt sind, und alle Stände kommen, geistlich und weltlich und Hausregiment? Wo wären wir, wenn der Ehestand nicht wäre?“¹⁰¹⁾ „Aus diesem Stande (dem Ehestande) fließt, als aus einem Baume, das weltliche und häusliche Regiment, welches Alles leider zergerben und verfallen mußte, wo kein ordentlicher und gewisser Stand der Ehe wäre.“¹⁰²⁾

„Dreierlei Stände sind von Gott verordnet, darin man mit Gott und gutem Gewissen seyn mag; der erste ist der Hausstand, der andere das politische und weltliche Regiment, der dritte der Kirchen- oder Priesterstand, nach den dreien Personen der Dreifaltigkeit u. s. w.“¹⁰³⁾.

Aus diesem Standpunkte eifert Luther gegen alle Verächter des Ehestandes, gegen den Solibat, und tadelt die ungenügende Weise, wie von den Kanonikern insbesondere der Ehestand aufgeführt und beschrieben wird.

„Die Kanonikern machen zumal eine kalte Definition oder Beschreibung vom Ehestande, da sie sagen: „der Ehestand, wo Mann und Weib zusammengefügt werden, nach dem Gesetze der Natur,“ da ist zumal eine geringe und schwache Beschreibung, darum sie auch ungeschickt, diesen streitigen Handel von den Verlobnissen zu entscheiden; denn sie betrachten nicht, wie das ein so groß Ding sey. Die Theologie beschreibt den Ehestand anders und sagt also: „Der Ehestand ist, wo Mann und Weib zusammengefügt werden, daß sie nicht wiederum zu scheiden seyn, und das nicht allein nach dem Gesetze der Natur, sondern nach Gottes Willen, Laß und Wohlgefallen.“¹⁰⁴⁾ Auch die bekannte Erklärung, welche das römische Recht gibt, und aus der die des kanonischen Rechtes wesentlich entnommen, ist ihm unzufriedigend, da sie Nichts weiter sei, als „daß ein Ehestand sey, wenn Mann und Weib zusammenkommen,“ während nach seiner Ansicht die Erklärung dahin lauten sollte, „wo Mann und Weib göttlich und ordentlich werden zusammengefügt,“ und der Zweck der Vereinigung ein Zusammenleben nach der Ordnung und dem Willen Gottes ist“¹⁰⁵⁾.

In Verbindung mit dieser Erklärung gegen die Auffassung der Ehe als einer natürlichen bloß durch den Willen begründeten Vereinigung, bei welcher alles

Uebrige, insbesondere die Art, wie sie eingegangen wird, nur als außerwesentlich anzusehen ist, steht auch die Aeußernng: „Die Juristen und Kanonisten alßmal“¹⁰⁶⁾ sind der Meinung, daß die Substanz und das Wesen der Ehe sey des Bräutigams und der Braut Bewilligung, aber der Älteren Gewalt sey nur ein Accidens, ein zufälliges Ding, ohne welche die Ehe wol seyn könne, darum solle man die Substanz, das Wesen, um des Accidens — wegen nicht streuen und wehren. Dasselbige weiß ich wol, daß die Bewilligung eine Substantia und der Ehe Grundtheil ist, denn wo keine Liebe und Bewilligung, da muß eine unfelige Ehe seyn. — Gott hat ein Männlein und ein Fraulein geschaffen, die sollen und müssen bei einander seyn; das ist, nach seinem Willen (den er den Ältern gegeben hat), sollen sie zusammenkommen und sich verheirathen.“

Wenngleich die Ehe eine göttliche Institution ist, so ist sie nicht minder, — lehrt Luther weiter, — der weltlichen Obrigkeit, ihrer Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit unterworfen.

„Solcher und dergleichen Unrath kömpt nur daher, daß man nicht predigt, noch gehört hat, was die Ehe sey: Niemand hat sie für ein Werk oder Stand gehalten, den Gott geboten, und in weltliche Obrigkeit gefasset hat, darum hat jedermann damit gefahren als ein freier Herr mit seinem eigenen Gut, da er es mitmachen will, wie er es selbst gewollt, und kein Gewissen darüber dürft haben.“¹⁰⁷⁾

„Dort Martin Luther ward gefragt“¹⁰⁸⁾: für wen die Ehefachen gehören, und nach welchem Rechte sie sollten geurtheilt und entschieden werden? Da sprach er: ich halte, daß sie für die Juristen gehören. — Daß sie aber fügen, man solle die Ehen nicht nach Kanonischen Rechten urtheilen und sprechen, denn es steht geschrieben, Matth. XIX, 6: Daß Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden u. s. w. Sie wisse, wenn der Kaiser und die Obrigkeit in ihren Gesetzen und Ordnung die Ehe scheiden, so scheidet sie nicht ein Mensch, sondern Gott“ u. s. w.

Wegen ihrer Bedeutung als Grundlage der sittlichen Weltordnung und ihrer göttlichen Einsetzung nennt Luther die Ehe einen „öffentlichen Stand,“ der „öffentlich für die Gemeinde soll fügenommen und bekannt werden,“ darum sollte man ihn auch „mit den herrlichsten Ceremonien ansehn.“ „Deshalb ist die Bestellung und Zubereitung der Hochzeit nicht zu strafen, so sie ihr Maß hat,“ — „allein daß solches Alles geschehe in Gottesfurcht“¹⁰⁹⁾.

Indem Luther in dieser Weise auch die weltlichen Hochzeitsfeierlichkeiten nicht nur zulässig, sondern der Sache selbst angemessen erklärt, so hält er es doch für nothwendig, daß der Ehestand mit Gebet und Gottesfurcht begonnen werde und eine kirchliche Weihe empfangen.

100) Luther, Auslegung des 1. B. Röf. Cap. 24. Alenburger Ausg. 9. Bd. S. 656. 110) Luther, Tischreden. Von der Ehe Nr. 8.

111) Auslegung des 1. B. Röf. Cap. 24. T. 1 a. a. D. S. 392. 112) Tischreden. Von der Ehe Nr. 102.

113) Auslegung des 2. Buch Röf. Cap. 12. a. a. D. S. 656. 114) a. a. D. S. 855.

115) Luther, Tischreden. Von der Ehe Nr. 88. 116) Luther, Von Ehefachen. Alenburger Ausg. 6. Bd. S. 390. 117) Luther, Tischreden. Von der Ehe Nr. 107. 118) Luther, Von Ehefachen a. a. D. S. 371. Tischreden. Von der Ehe Nr. 35.

„Weil“¹¹⁹⁾ man denn bisher mit den Mönchen und Nonnen so trefflich große Ehrengenossen getrieben hat in ihrem Einsegnen, so doch ihr Stand — lauter Menschengeschichte ist; — wie vielmehr sollen wir diesen göttlichen Stand (der Ehe) ehren und mit viel herrlicherer Weise segnen, beten, zieren?“ — „Derohalben geschichts nicht umsonst, daß man sonderliche Ceremonien und Ordnungen braucht in den Kirchen, wo man die Eheleute einsegnet und sammelt; dergleichen, wo man die Diener des Wortes ordinirt. Denn wir segnen Bräutigam und Braut, wünschen ihnen Glück, lesen die Worte der Einsegnung des Standes, rufen Gott an, daß er darüber halten, denselben beschützen und bewahren wolle; den Dienern des Wortes aber legen wir die Hände auf und thun zugleich unser Gebet zu Gott, allem darum“¹²⁰⁾, daß wir damit bezeugen, daß es Gottes Ordnung sey“ u. s. w.

Eine festbestimmte Weise, wie die Ehen sollten eingegangen werden, hat Luther allerdings nicht vorgeschrieben, da er sich nicht für den Gesetzgeber, sei es in kirchlichen oder weltlichen Dingen, hielt. Auch läßt sich nicht behaupten, daß er die Trauung oder das Zusammengeben der Ehegatten durch den Geistlichen als eine besondere, in der heil. Schrift begründete Anordnung oder als eine nothwendige Folge der göttlichen Einsegnung der Ehe angesehen habe. Vielmehr rath er den Geistlichen, dem, was Landesstifte und obrigkeitliche Verfügung über die Eingehung der Ehe vorgeschrieben haben, nicht entgegen zu treten, sondern nachzugehen.

„So manches Land“¹²¹⁾, so manche Sitte,“¹²²⁾ sagt das Sprüchwort. Demnach weil die Hochzeit und Ehestand ein weltlich Geschäft ist, gebühret nun Geistlichen — nicht, darinne zu ordnen oder zu regieren, sondern lassen einer jeden Stadt und Lande hienne ihren Gebrauch und Gewohnheit, wie sie gehen. — Aber so man von uns begehret, vor der Kirche oder in der Kirche, sie zu segnen, über sie zu beten, oder sie auch zu trauen, sind wir schuldig, dasselbige zu thun.“

Die Bezeichnung des Ehestandes als eines weltlichen Geschäfts hat man¹²³⁾ mißbraucht, um Luthern eine Ansicht unterzuschreiben, die ihm fern lag. Er hat die Ehe so wenig für einen weltlichen Vertrag in dem Sinne, wie sie jetzt hin und wieder verstanden wird, angesehen, als er sie als Sacrament betrachtete, und es war nicht seine Meinung, daß sie nicht in kirchlicher Weise brauche eingegangen zu werden. Es würde dies seiner Auffassung der Ehe als einer Ordnung Gottes und seiner Vergleichung der Ehe mit der Ordination der Geistlichen widersprechen. Aber der weltlichen Obrigkeit ist die Handhabung der göttlichen Ordnung überlassen, und ihre Pflicht ist es, Bestimmungen über die Ehe zu geben, die dem Wesen derselben gemäß ist.

Wie die katholischen Erklärer der Bibel aus der Geschichte des ersten Menschenpaares und der Einsegnung der Ehe durch Gott die Gültigkeit der formlosen und heimlichen Ehe abzuleiten suchen, indem sie darauf hinweisen, daß bei der Eheschließung Adam's Zeugen gewesen, so findet Luther darin einen ganz entgegengesetzten Sinn.

„Daß Moses hinzukommt“¹²⁴⁾: „und brachte sie zu ihm.“¹²⁵⁾ ist eine feine Beschreibung des Verhältnisses. — Denn Adam sah seines Gesells nicht zu, greift die geschaffene Evaam nicht an, sondern wartet, bis Gott sie ihm zuführt, wie auch Christus gesagt hat, was Gott zusammengefüget, soll der Mensch nicht scheiden.“

In seinen verschiedenen Deutungen spricht sich auch deutlich der Gegensatz zwischen den Kanonisten, welche einer abstracten sogenannten naturrechtlichen Auffassung der Ehe sich zugewendet hatten, und den Reformatoren aus, welche zu dem zurückgekehrt waren, was die älteste christliche Kirche ursprünglich gelehrt und was des Welt's Recht und Sitte stets gefordert hatte.

„Die Kanonisten sagen, sprach Dr. W. Luther“¹²⁶⁾, „aussticht consensus. Das steht wol im Texte, wird aber nicht definit: quid aut qualis. Der Text redet relative auch de publico consensu et pactione sponsalium, et quando hoc sit cum aliqua solemnitate. Wir wollen sie es probiren, daß er de privato consensu rede? — Es thäte gar noth, in causis matrimonialibus, daß jemand wären heroicissimi et sapientissimi determinatores. Es geht sonst in der Welt lauter Sophisterei, fraudes und doli!“

„Der Papst versteht Nichts davon“¹²⁷⁾. Denn wo ihrer zwei zusammenlaufen und eins zum andern saget: Ich bin dein und du bist mein, da soll der Ehestand sein; er denkt aber nicht, daß Gott daran ein Wohlgefallen habe, womit sich die Eheleute trösten sollen“ u. s. w.

„Zum dritten“¹²⁸⁾ bestätigen solches auch die alten Kanones und die besten Stüde des geistlichen Rechtes, welche alle verbieten, solche heimliche Eheschließungen, ja auch noch heutigen Tages der Papst solche Verhältnisse verurtheilt, daß sie nicht geschehen sollen; aber wiederum, wenn sie geschehen sind, will er sie gehalten haben, daß sie gelten und binden sollen, und macht also allein eine Sünde des Ungehorsams daraus, und belohnet dieselbigen mit Freuden und Wohlgefallen des Ungehorsams, welches wider alle Billigkeit und Recht ist.“

„Denn weil“¹²⁹⁾ die Ehe ein öffentlicher Stand von Gott geordnet, und nicht ein Winkel-Geschäft noch finster Werk ist; wer sie im Winkel und Finstern sucht und heimlich annimmt, der ist ein Ehebrecher und hat sie geschlossen und nicht redlich mit Gott und seines Wortes Gehorsam bekommen, — darum soll die meuchlinge, gestohlene, heimliche, unehrbare

119) Bortede zum Traubüchlein. 1546. 120) Auslegung des 1. B. Weiss Cap. 41. B. 15. 16 a. a. O. S. 1255. 121) Bortede zum Traubüchlein. 122) Althier a. a. O. u. Dieck a. a. O.

123) Auslegung des 1. B. Weiss Cap. 2 a. a. O. S. 62. 124) Thierlein. Von der Ehe Nr. 152. 125) Auslegung des 1. B. Weiss Cap. 24. B. 1 a. a. O. S. 656. 126) Von Ehesachen a. a. O. S. 373. 127) Tafelst. S. 378.

bekommene Ehe weichen der offenbärligen, die mit Gott und Ebern bekommen ist¹²⁹⁾).

Nol kommt nun auch die Aeußerung Luther's vor: „Der Fürsten und großen Herren heimliche Ehe¹³⁰⁾ ist eine rechte Ehe vor Gott, ob sie wohl ohne alles Gepränge und Herrlichkeit zugebet¹³¹⁾, doch,“ — setzt er aber hinzu — „daß die Kinder, so darin gezeuget werden, weder Schild noch Helm führen; und ist nicht ungleich der Patriarchen und Erzväter Concubinat und Ehe, da die Kinder, so sie mit ihren Kebsweibern erzeugt haben, nicht recht Erben waren, sondern wurden mit einem Gennanten abgeweiht.“

Daß Luther damit habe sagen wollen: jede Ehe der Fürsten und großen Herren, nicht bloß die vor dem Altare des Herrn durch einen Priester öffentlich eingeseget oder in einem engeren Sinne vor Gott, — d. h. im Gotteshaufe, — eingegangene Verbindung, sondern auch die heimliche Ehe sei eine rechte Ehe vor Gott, der daher auch Sündlosigkeit, sowie Legitimität zukomme, würde mit allen seinen übrigen Aeußerungen im Widerspruch stehen. Seine Meinung ist daher wol nur die¹³²⁾ gewesen, daß eine solche heimliche Ehe die Verpflichtung vor Gott (im Gewissen) erzeugt, die Frau, der man Treue und eheliche Pflicht gelobt, nicht zu verlassen. Uebrigens hat Luther auch noch in einer anderen Stelle von einer solchen Gewissensehe geredet, und zwar ohne Beziehung auf Fürsten und große Herren. „Da einer“ — (sagte er¹³³⁾) — „bei ihm ein Kebsweib oder Concubine hätte, und sie sagten eins dem andern Treue und Glauben zu, und hielten sich in ihrem Gewissen für rechte Eheleute, das ist vor Gott eine rechte Ehe, unb, ob es wol ärgerlich ist, doch schadete solch Ärgerniß nicht.“ — Nur die Schlussworte sind etwas dunkel. Luther meinte unstreitig¹³⁴⁾, es sei dergleichen doch immer besser und der Sittlichkeit weniger verderblich, wie ein Concubinat ohne den Willen, sich eheliche Treue zu bewahren, oder der Verächter und Schänder des Ehestandes, „die durch einander leben, wie das Vieh rips raps.“ Auch muß es, nach dem ganzen Zusammenhange seiner Lehre, der Obrigkeit freistehen, solche Ehen wieder zu trennen; denn nach Luther's Lehre ist Gesezgebung und Gerichtsbarkeit in Ehesachen eine weltliche Sache, „die Ehe ein von Gott geordnet, aber in weltliche Ordnung gefaseter Stand, und wenn daher Kaiser und Obrigkeit in ihren Gesezen

und Ordnungen die Ehe scheiden, so scheidet sie nicht ein Mensch, sondern Gott.“

Gesetlich schlechthin verboten hatte die Gewissensehe Kaiser Joseph II.¹³⁵⁾ „Nur Auenholz und gesellschaftliche Vorurtheile, — hieß es im Eingange der desfallsigen Verordnung vom Jahre 1783 — „haben die marigen de conscience erfinden machen. Aber erröthet, eine Handlung öffentlich zu thun, soll sie auch ins Geheim überzeugt von seinem zeitlichen Glücke und Vergnügen, sie zu unternehmen sich entschließen, soll auch standhaft genug sein, den Vorurtheilen Trost zu bieten.“ (B. Ewingshaus.)

GEWISSENSVERTRETUNG. Wenn eine Partei thatsächliche Momente, worüber ihr in einem Civilrechtsstreite der Eid entweder dem beweispflichtigen Gegner angetragen, oder vom Richter auferlegt oder nachgelassen ist, statt zur Eidesleistung alsbald sich dabei zu lassen, oder den Eid, wo dies zulässig sein würde, der Gegenpartei zurückzugeben, durch allein Beweis mittel darzuthun vorzieht, so sagt man in der juristischen Kunstsprache von ihr, sie vertrete ihr Gewissen mit Beweis, und versteht unter Gewissensvertretung¹⁾ (defensio conscientiae pro probatione, probatio ad exonerandum conscientiam, pro defendenda conscientia, pro exonerando sacramento) einerseits die processualische Befugnis hierzu, andererseits den Inbegriff der auf die Erbringung eines solchen Beweises abweichenden processualischen Handlungen, oder endlich das Ergebniß oder den Erfolg dieser Beweisführung. Jene Befugnis nun statuirt bei gewissen Legaleiden und einigen richterlich zuerkannten oder auferlegten Eiden nur einzelne Landesgesetze. Namentlich ist dies der Fall bei solchen Haupteiden, welche zum Besten des Schwörenden selbst eingeführt sind und deren Ablegung an keine bestimmte Frist gebunden ist. So bei dem in Ermangelung eines zu Recht bekräftigten Inuentars auferlegten Eide, beim Offenbarungseide, beim Würdungs- und beim Minderungsseide u. s. w.²⁾

133) Biegel u. J. Georg-Doffinger, Lebens- und Regierungsgeschichte Joseph des Zweiten. (Stuttgart 1835.) 2. Bd. S. 141 fg.

1) Godofred. Surcouf, D. de probatione pro exoneranda conscientia. (Viteberg. 1695.) Mich. Hcar. Griesner, D. de probatione quae jurjurandi declinandi causa suscipitur, ambagibus recidenda. (Viteberg. 1716.) (auch in Hund. Select. opusculis Tom. V. p. 210 seq.). Tob. Jacob Reinhardt, D. de probatione pro exoner. conscientia. (Kerford. 1731.) Carol. Ehregott. Rüner, D. de probatione pro exoner. conscientia. (Kerford. 1731.) Glück, Erläuterung der Pandekten. 12. Bd. §. 804. S. 327—328. Einde, Ueber das Princip zur Lösung der Frage: ob bei Gewissensvertretungen eine Gegenbeweisführung auf Seite des Defensanten zulässig sei in der Beziehung der Civilrecht und Process. 2. Bd. S. 1—20. Derselbe, Ueber die Zulässigkeit der Gewissensvertretung und des Gegenbeweises wider dieselbe, in derselben Beilage 11. Bd. S. 134—174. Drem. Carl Kurz, Darstellung des Grades der Gewissensvertretung im gemeinen deutschen Civilproceß. (Wiesbaden. 1843.) 2) Hille Gschl. Proc. D. (vom 1622) Cit. XIX. §. 1 u. 2. Crenier Proc. D. von 1670. Part. I. Cap. IX. §. 17 u. 18. Eisenach.

129) Gegenwärtig war es hiernach, wenn Luther im J. 1546 in Erwiderung auf eine Anfrage in Betreff eines Urtheils des Consistorii zu Wittenberg schrieb: „daß beider Parteien heimlich Beistand, samst Allen auch des Consistorii Urtheil, eitel Aufseß Hesseß und Getreibe ist, dahin gerichtet, daß der selbige Pöbel kommt seinen Gesezen der Vermählung wider in unserer Kirche sitzen und pulst ärger werden möge, wenn er austricken werden.“ Siehe Luther's Schreiben an den Hiesigst. Bischofshof, worum es der Consistorii Urtheil in einer Ehefrage von heimlichem Beistand nicht leiden könne und wolle. Luther's Werke. Wittenburg. Ausg. 8. Bd. S. 591. 130) Wittenb. a. a. D. S. 218. 131) Wittenburg. Rr. 63. 132) Wittenb. a. a. D. S. 218. 133) Wittenburg. Rr. 118. 134) Wittenb. a. a. D. S. 219 fg.

nicht aber auch beim Eideschwur“) und, ohne speciell Einwilligung des Gegners, auch nicht beim Dissenss-eide“), noch weniger bei bloßen Nebenreden, z. B. dem Gefährdeide. Das Nämliche gilt von richterlichen Notheiden. Nach den Grundrissen des gemeinen Proceßrechts“) wurde bei diesen, — und zwar beim Reinigungs-eide“) so gut, wie beim Erfüllungseide — die Gewissensvertretung einen neuen Beweisantritt involviren, welcher nach derartigem Beweisverfahren regelmäßig unzulässig erscheinen müßte, und ausnahmsweise nur in der Verschlingung eines Revisionsgrundes seine Rechtfertigung finden konnte. Dennoch lassen manche Landesproceßordnungen die Gewissensvertretung wenigstens beim Purgatorium ohne Einschränkung zu“), während sie dieselbe beim Suppletorium meist ausdrücklich ausschließen“). Allein auch beim beschränkten Eide gründet sich unser Institut, was den gemeinen Proceß anlangt, keinesweges unmittelbar auf geschriebene Vorschriften, muß vielmehr fast lediglich als ein Gebilde der Praxis betrachtet werden. Dem römisch-justinianischen Rechte insbesondere und den teutschen Reichsgesetzen ist dasselbe so gut wie ganz unbekannt. Eine Reihe von Stellen der Justinianischen Gesammmlung“) und eine reichsgeschichtliche Verordnung“), in welchen man Spuren der Gewissensvertretung entdecken wollte, lassen bei richtigem Verstande eine solche Deutung keinesweges zu“); eine Aeußerung Quintilian's“) hingegen, die

häufig als Beleg dafür angeführt worden ist, daß die Gewissensvertretung ihrem Grundgedanken nach schon dem älteren römischen Rechte nicht fremd gewesen sei“), beweist dafür desohalb Nichts“), weil diese Aeußerung des Orators nicht sowohl als ein geschichtliches Zeugniß, sondern als ein allgemeines Reisetement sich anknüpft. In sofern aber in der Gewissensvertretung ein in der That geeignetes Mittel erblickt werden darf, möglichst zu verzeihen, daß nicht der Delat, je erster er selbst mit dem Eidschwur es nimmt, wenn ihm schlechterdings und unter allen Umständen nur die Wahl bliebe, alsbald zur Leistung des ihm angetragenen Eides oder zu dessen Zurückgabe an den Gegner sich entschließen zu müssen, desto leichter dem Mißbrauche eines minder gewissenhaften Rescripten preisgegeben werde“), finden dieselbe wie in nachstehenden Zweckmäßigkeitsbetrachtungen, so auch in einzelnen Gesichtspunkten allerdings Stützpunkte. Namentlich bietet eine bekannte Decretalenstelle“) eine kaum verwerthliche Analogie dafür dar, und ist daher auch schon von italienischen Rechtsgelahrten des 14. Jahrhunderts, welche der Gewissensvertretung bereits das Wort reden, für diesen Zweck in Bezug genommen worden“). Nur ist, da man selbst über das eigentliche Wesen und die gemeinrechtliche wahre Bedeutung der Gewissensvertretung bis auf den heutigen Tag sich noch keinesweges völlig zu einigen vermocht hat, die Lehre von der Gewissensvertretung in vielen Punkten fortwährend sehr controvers geblieben. Natürlich mußte man bei ihr zu größtentheils sehr von einander abweichenden Ergebnissen gelangen, je nachdem

Proc.-D. von 1702. Tit. X. §. 14 u. 16. Ultenburg. Proc.-D. von 1744. Part. I. Cap. 20. §. 1.

3) Siehe z. B. Bremen. Ger.-D. von 1820. §. 431 und von Redtenburg, Irtische, Materialien zu einem Handbuche des Rechtschwerin. Civil-Proc. (Hülfsr. 1837.). §. 105. §. 325. 4) Ultenburg. Proc.-D. Part. I. Cap. 20. §. 1. Güßrow. Königl.-D. vom Jahre 1765. Part. II. Tit. 27. §. 1. Preuss. Allgem. Ger.-Ordn. Abt. I. Tit. X. §§. 134 und 135. 5) S. Allg. Recht. System des ordn. Civilproceßes. I. Abth. (Leipzig 1854.). §. 26. S. 172. Die zum Theil abweichenden Ansichten s. bei Gluck a. a. D. §. 812. S. 389 fg. — Daß die Gewissensvertretung wie beim Erfüllungseide, so auch beim Reinigungs-eide unzulässig sei, bestimmen auch die Schöff. Ger.-Ordn. Proc.-D. von 1734 ad Tit. XXX. §. 3 und ad Tit. XXXII. die Weiz. Proc.-D. von 1776. Part. I. Cap. 16. §. 2, die Schwarzburg-Rudolst. Proc.-D. von 1704. Part. II. Tit. II. §. 3, die Bremen. Ger.-D. §. 265, die hannover. Unterger.-D. von 1827. §. 104, die Baden. Ger.-D. von 1832. §. 636 u. a.

6) Ernesti. Proc.-D. Part. I. Cap. IX. §. 18. Gluck. Proc.-D. Tit. X. §. 14 u. 16. Bellef. de Ob. et Off. Proc.-D. Part. II. Tit. 8. Sect. 3. §. 16. 7) Ultenburg. Proc.-D. Part. I. Cap. 20. §. 1. Kaffau. Proceßr. über das gerichtliche Verfahren in Civilsachstreitigkeit von 1822. §. 80. 8) Besonders pflegte man sich zu berufen auf L. 8. pr. D. de condie. instit. 28. 7. l. 14. §. 3. C. de non numer. pec. 4. 30 u. a. S. Jo. Godofr. Bauer, D. de defensionis conscientiae per probationem jure communi fundata (Lips. 1753.), auch in Künd. Opuscul. Tom. I. p. 381 seq. 9) Concept der Reichs-Kamm.-Ger.-D. Part. II. Tit. II. §. 2. 10) Georg. Gust. Lueder, D. de origine et fundamento probationis per exoneranda conscientia. (Götting. 1837.). Cap. I. §. 2. cap. 2. §. 6. 11) Instit. orat. Lib. V. cap. 6 verb.: „At la, qui desert (juejurandum) agere moderate capit, cum litia adversarium judicem faciet; et eo casu ejusque videtur, ovis liberat, qui profecto alieno juejurando stare, quam suo, malit. Quo diffidit. Ille recusatio est, nisi forte res ea est, quam credibile sit,

notam ipsi non esse. Quae excusatio si deest, hoc unum reprobatur, ut invidiam sibi querat ad adversario dicat, alique id agi, ut in causa, in qua vincere non possit. Itaque hominem quidem malum occupatorem hanc conditionem huius, se autem probare malum, quae asseruit, quam dubium cuiquam relinquere, non peccavit.“

12) Malblanc, Doctrina de jura jurando etc. edit. II. §. 58. Linde in der Beist. II. Bd. S. 160. Reinhardt, Fondb. des germ. teutsch. extenl. Proceßes. 2. Abt. §. 253. Not. I. S. 81; f. auch Zimmermann, Geschichte des Römischen Privatrechts. 3. Bd. §. 127. Ret. 14. vergl. mit §. 135. 13) Kuch, Progr. de probatione per exoneranda conscientia in foro Romano ignota. (Gies. 1783.) Gluck a. a. D. §. 804. S. 328 fg. Wolfson, über Gewissensvertretung im Archiv für civilist. Praxis. 25. Bd. S. 359 fg. v. Savigny, System des brüt. Röm. Rechts. 7. Bd. S. 88. Ret. e. Vergl. auch: Gerstlering, Kuchbrute von Kod. fortsetzung. 6. Bd. S. 124 fg. 14) Kind, Questiones forenses. Tom. III. edit. 2. p. 190. 15) Cap. 2. X. de probationib. 2. 19: „Sane apud vos condauertur esse didicimus, ut cum aliqua intentionem suam fundaverit, instrumentis aut testibus introductis, et sacramentum ab iniquis deferatur: quod si subire soluerit, fides probationibus exhibitis non habetur. Quod cum nulla sit umbra ratione, sed manifeste legibus adversetur, quae tunc demum ad huiusmodi ausfragium decurrendum esse decreverant, cum illae legitime probationes deesse noscuntur, talem conductuendū reprobamus.“ 16) Namentlich von Jacq. de Mayo, ad tit. Instit. de actionib. §. 11. n. 86 verb.: „Item addite et perpetuo notate, quod si illi, cui desertur iuramentum, non probavit, nec etiam offert, se probaturum: ita est iudex casum reconvenit iuramentum: tunc casu hoc multum notabilis et pergrinus in cap. 2. X. de probationib. et ibi Jo. Andreæ et al.“

die Gewissensvertretung einfach als Beweis eines Eides-Recurationsgrundes¹⁷⁾, oder als zulässiger Versuch des Delaten, den Eid überflüssig zu machen, behandelt, je nachdem sie ferner, als ein die Beweisführung durch Eidesantrag suspendirender Präjudicialpunkt¹⁸⁾, oder schließlich als Surrogat des Eides¹⁹⁾ aufzufassen, je nachdem endlich der Gewissensvertretungsbeweis entweder als ein Hauptbeweis²⁰⁾, oder aber als ein Gegenbeweis²¹⁾ angesehen ward. — Wie inbessenen jedoch schon angedeutet wurde, waren es italienische Juristen, welche der Lehre von der Gewissensvertretung im Mittelalter die Bahn brachen. In Teutschland fand sie aber nachweislich am frühesten bei sächsischen Rechtsgelehrten und in sächsischen Gerichtshöfen Anklang²²⁾, je seit dem 16. Jahrhunderte bereits auch Eingang in die sächsische Gesetzgebung²³⁾. Von hier aus erst ging sie auch in andere²⁴⁾, zunächst meist norddeutsche Landesgesetze und, wieviel anfänglich nicht ohne Widerspruch²⁵⁾, in die gemeinrechtliche Doctrin und in den gemeinrechtlichen Gerichtsgebrauch über. Erwägt man nun, daß dies zu einer Zeit geschah, wo der sächsische Proceß auf den gemeinen teutschen Civilproceß überhaupt einen tiefeingreifenden, ja vielfältig schließlich maßgebenden Einfluß übte²⁶⁾; vergißt man ferner nicht, daß die sichten-

Bemühungen der Wissenschaft den gemeinen Proceß später von den Folgen dieses Einflusses nur sehr allmählich und, soweit unter ihrer Herrschaft bereits ein konstanter Gerichtsgebrauch sich gebildet hatte, niemals vollständig wieder haben freimachen können: so scheint es vom dogmengeschichtlichen Standpunkte aus geboten, bei der Darstellung der gemeinrechtlichen Lehre von der Gewissensvertretung im Allgemeinen, an den dem gemeinen sächsischen Rechte entsprechenden Principien möglichst festzuhalten. Nur da müssen diese freilich in den Hintergrund treten und können für die gemeinrechtliche Doctrin von der Gewissensvertretung Geltung überall nicht in Anspruch nehmen, wo anerkannt, dem gemeinen Proceß eigenthümliche Grundzüge und Einrichtungen entgegenstehen, oder die Anforderungen der Natur der Sache mit ihren unabwieslichen Consequenzen das Gegentheil erheischen. Auf diesem Wege gelangen wir, zugleich den hauptsächlichsten particularrrechtlichen Abweichungen füglich Rechnung tragend, zu den in dem Nachstehenden niedergelegten Resultaten.

Die Gewissensvertretung kam regelmäßig bei allen Gattungen und Arten von Civilgerichtsverhältnissen zur Hand genommen werden, bei welchen man sich des Eidesantrages als Beweismittel bedienen darf. Eine Ausnahme findet, schon gemeinrechtlich, bei Klagen aus einem Drassidictum²⁷⁾ (s. diesen Art.), statt, indem hierbei dem Verklagten nach ausdrücklicher Gesetzesvorschrift²⁸⁾ nur die Wahl gelassen ist, den angeragten Eid zu schwören, oder zu zahlen. Landesgesetze lassen die Gewissensvertretung häufig überhaupt nur im ordentlichen Proceß zu, oder schließen sie wenigstens in geringfügigen oder in sogenannten Bagatelsachen²⁹⁾, und eben so in allen Injurien³⁰⁾, ganz aus. Andererseits findet sie auch da statt, wo dem Delaten der Eid über eigene Handlungen (facta propria) angetragen worden, und landesproceßordnungsgemäß³¹⁾ eben deshalb keine Zurückweisung des Eides erlaubt ist. Die Erklärung, sein Gewissen mit Beweis vertreten zu wollen, hat der Delat, — gleichviel, der Eid möge sofort im ersten Verfahren, über den ganzen factischen Inhalt der Klage, Einnede, Replik u. s. w., oder im Beweisverfahren und über einzelne zum Beweise gehörige Thatfachen ihm deferirt worden sein, zu der nämlichen Zeit abzugeben, zu welcher er die alsbaldige definitive Annahme oder die Zurückweisung des Eides zu bewirken gehabt haben würde. Unterließ³²⁾ dieses der

17) Carl Leop. Wolffschmidt, Abhandlungen aus dem teutschen gemein. Civilproceß. (Frankf. a. M. 1818.) Nr. VI. §. 70 f. v. ind. Abhandlungen aus dem teutschen gemein. Civilproceß. (Bonn 1823.) I. Bd. Nr. II. §. 8. §. 75. und in der Beitr. Schrift 3. Bd. §. 1 f. 18) Gönner, Handb. des teutschen gemeinen Proceßes. 2. Bd. edit. 2. Nr. XLVIII. §. 492 f. 19) Meier, a. d. §. 333. Martin, Lehrb. des teutschen gemeinb. Proceßes. §. 228. edit. 12. 20) Zibaut, System des Pandecten-Rechts. §. 1184. edit. 3. 21) Linde, Abhandl. a. d. und in der Zeitschr. a. d. Reinhardt a. d. §. 254. 22) Schauburg, Principia praxeos jurid. iudiciali. edit. Reicheard. Lib. I. Sect. 1. Membr. III. cap. V. §. XIII. Bauer I. L. Reicheard, Gemein-teutscher Civilproceß. Schöffel. (Heidelberg 1847.) §. 308. Wolfsson a. d. 23) Wolfschmidt a. d. §. 4. Lueder I. L. cap. III. §. 8. Wolfsson a. d. §. 298. 270 u. 274. Weigel a. d. §. 27. §. 177. Art. 35. Schon in einigen Stellen des Sächs. Land-Rechts, namentlich im Buch I. Art. 6 u. 13, haben ältere Ausleger die Gewissensvertretung angedeutet finden wollen; s. die Beil. Ausgabe des Sächsischen (Leipzig 1505.) Bl. XXX b. sub i, und besonders die Glossen zu Art. 22 verb. „die hastu abermal, das man dor nichts schwören mag, das man beweisen wird.“ — Bl. LXXII b. das. 24) Eurt. August v. Sächsischen Constitutionen von 3. 1572. Pars I. const. XIV. 25) Henric. Glorbert, Periculum statutor. hinc inde practices. (Lubeck. 1653.) artic. XIII. p. 391. no. 71. Lueder I. L. §. 8. p. 71. 26) Wiehe besonders *France. Duaren Opera.* (Franc. 1607.) Commentar. in D. de iur. p. 361. wo die Meinung, daß Gewissensvertretung nach gemeinem Rechte nicht zulässig sei, vertheidigt wird, mit dem Hinzusätzen: „et haec sententia est quoque receptior.“ Ferner: *Alfon. Ummitt Processus iudiciali. novus.* (Brenae 1658.) disput. 14. p. 597. Jerem. Besteri Tractat. de iuramento. (Lips. 1672.) Lib. IV. cap. III. p. 413. no. 12. 27) Weichmann-Hellwig, Grundriß zu Vorlesungen üb. d. gemein. Civilproceß in der Vorrede §. XXIV. Weigel a. d. §. 12 f. 28) Christoph Martin's Vorlesungen über die Theorie des teutschen gemeinen bürgerl. Proceßes, herausgegeben von Theob. Martin. I. Bd. (Leipzig 1855.) §. 5. §. 42—44.

27) L. 32. C. de fideicommissis. 6. 42. Erkenntnis des Ob-Appellat. Ger. zu Zena, bei Guß v. Hellfeld, Prakt. Beiträge aus dem gemeinen und Sächs. Civilrecht und Civilproceß. I. Heft. (Altenau 1835.) §. 27. Das Königl. bestimmen die Ehursäch. Decision XI. vom 3. 1746 und die Dessau. Rev. d. Aufsatz zur Einl. Proc.-D. vom 3. 1822. ad Tit. 10. cap. 11. §. 8. 28) Sächs. Civilr. Proc.-D. ad Tit. I. §. 6 und ad Tit. XIX. 2. Vergl. Hommel, Rhapsodia observationum. Tom. I. obs. 334. 29) Königl. Sächs. Gesetz vom 16. März 1839. 30) Sächs. Civilr. Proc.-D. ad Tit. XIX. §. 2. 31) Königl. Straf-Proc.-Ordn. von 1850. Art. 311. 32) Preuss. Der. ordentl. bürgerl. Proceß nach Königl. Sächs. Rechte. 2. Bd. edit. 3. §. 364. Art. 21.

Delat, so kann er zur Gewissensvertretung so wenig zugelassen werden, als ihm der Rückgriff zur Gewissensvertretung verweigert ist, wenn er den angetragenen Eid bereits definitiv angenommen oder zurückgelehnt hat“); es wäre denn, daß ein Rekussionsgrund ihm zur Seite stünde und er denselben rechtzeitig geltend gemacht hätte“).

Zur Antretung des Gewissensvertretungs-Beweises hat der Richter eine peremptorische Frist, die jedoch gleich jeder anderen Beweisfrist erstreckbar ist, zu bestimmen“). Versäumt diese der Delat, oder unterläßt er es, den Gewissensvertretungsbeweis gehörig fortzusetzen, so geht er der Befugniß zur Gewissensvertretung und, nach Landesgesetzen“) zugleich der Befugniß, den angetragenen Eid nun noch zu schwören, oder, wo nach schlagelagerter Gewissensvertretung die Eidesreligion überhaupt noch Platz greift, auch dieser, von da ab verlustig, so darauf zur Strafe Ungehorsams rechtskräftig erkannt ist. Dem gemeinen Rechte scheint es indessen mehr zu entsprechen, daß in dem erstlernten Falle nur die Gewissensvertretung für desert erklärt, zum Eidschwur der Delat hingegen noch zugelassen werde“), da

in der Desertion des Gewissensvertretungsbeweises an und für sich ein Verzicht auf die Eidesableistung ebenso wenig liegt, als in der Provocation auf die Gewissensvertretung, und die Androhung eines Präjudizes, welches die Annahme eines fingierten solchen Verzichtes rechtfertigen könnte, der speziellen gesetzlichen Begründung jedenfalls entbehrt. Stirbt der, welcher zur Gewissensvertretung sich erboten hatte, vor der Beendigung des Gewissensvertretungsbeweises, so ist seinen Erben die Fortsetzung der Gewissensvertretung nach gemeinem Rechte unbedingt gestattet. Nach einigen“) Landesgesetzen steht denselben aber auch frei, statt dessen den angetragenen gewesenen Haupteid als Glaubens- eid (de credulitate) zu leisten, während andere“) ihnen den Regress zum Haupteid unterlagern.

Beim Gewissensvertretungsbeweise selbst, der im ordentlichen Prozesse in die Formen eines feierlichen, im summarischen Prozesse hingegen in die Formen des minder feierlichen Beweises einzuliefern ist, aber jederzeit nur mit dem Nachweise der Unwahrheit des zu Eid gestellten Beweisesahes sich zu beschäftigen hat, nicht also auch auf den Beweis von etwa dem Delaten zur Seite stehenden Exemptionen, Repliksen u. s. m.“) gerichtet werden darf, stehen dem Beweiskämpfer alle im bürgerlichen Prozesse überhaupt zulässigen Beweismittel zu Gebote, mit alleiniger Ausnahme des Eidesantrages“), sobald zumal der Gewissensvertretungsbeweis ein natürlicher ist. Denn beim sogenannten künstlichen Beweise, welcher bei der Gewissensvertretung keineswegs ausgeschlossen ist, kann zur Bewährungsleitung der Vorderfrage, wie wenigstens jezt ziemlich allgemein angenommen wird“), auch die Eidesreligion gebraucht werden. Dem Geiste des gemeinen Processes ist dies indessen schwerlich gemäß, da die Gewissensvertretung vom Delaten alle Zeit in der Absicht geschieht, sich, wie das ältere sächsische Recht sich ausdrückt“), „des Eides zu ledigen,“ — welche Absicht aber vereitelt werden würde, sollte der dem Beweidgegner beim künstlichen Beweise angetragene Eid von letzterem nicht angenommen, sondern, was ihm doch kaum verweigert werden könnte, zurückgelehnt werden. Es kommt noch hinzu, daß, da die Rechte der Parteien

31) So noch der Alt. Sächf. Proc.-D. Tit. XIX. §. 1, der Gerensin. Proc.-D. Part. I. Cap. 9. §. 17, der Eifenach. Proc.-D. Tit. X. §. 14, dem Sonderhäusern. Proc.-Besef von 1834. §. 78. Für das gemeine Recht fehlt es auch hier nicht an abweichenden Meinungen; f. Glüd a. a. D. S. 301—303. Uebrigens ist die Gewissensvertretung, wenn auch weder vor Erlassung des den Eid auferlegenden Erkenntnisses, noch in demselben ausdrücklich vorgehalten, dennoch erlaubt: Alt. Sächf. Proc.-D. Tit. XIX. §. 1. — Daß der Delat, so lange die richterliche oder gesetzlich zur Würdigung der Wohl bestimmte Frist noch nicht abgelaufen ist, in der Erklärung auf den angetragenen Eid variiren könne, behauptet Höpfer, Beiträge zur einigkeitl. Praxis. I. Bd. Nr. V. S. 25 fg. und 2. Bd. S. 136 fg. 32) Ausdrücklich steht dies hervor die Baden. Proc.-D. §. 594. 33) Mart. Jac. Fisher, D. de eo, quod iustum est, si conscientiam probatione defensurus in probatione defecerit. (Götting. 1775.) cap. III. §. 17. Glüd a. a. D. S. 333. Wo, wie nach den meisten Landesgesetzen, die Beweisfrist überhaupt gesetzlich normirt ist, gilt diese in der Regel auch für den Antritt des Gewissensvertretungsbeweises; hin und wieder jedoch ist ausdrücklich eine kürzere dazu vorgegeben; f. Primbach, Erbschuss des sächs. bürgerl. Processes. I. Bd. (Zena 1832.) §. 126. S. 352. Rot. 4. 34) Alt. Sächf. Proc.-D. Tit. XIX. §. 1. Sächf. Erlaut. Proc.-D. ad Tit. XIX. Gerensin. Proc.-D. Part. I. Cap. 9. §§. 17 und 18. Eifenach. Proc.-D. Tit. X. §. 14 und 15. Baiern. Judicial-Ordnung. Tit. XIII. §. 2. Bewerzung der G.-B.-Beweisartikeln steht zugleich die Befugniß an Eid nach sich nach der Alt. Sächf. Proc.-D. a. d. §. 2, nach der Altendurg. Proc.-D. und nach der Weiba. Proc.-D. Part. I. Cap. 20. §. 4. Dagegen kommt es nach der Schwaburg. Rundschrift. Proc.-D. Part. II. Tit. II. §. 1 hier noch zur Ableistung des Eides, zu welcher der Richter alsbald Amtswegen einen Termin anzufragen hat. Verzicht auf die Gewissensvertretung hat gleichfalls die Wirkung der Recusation des Eides, sowie des Verlustes der Befugniß der Eides-Relation nach der Sächf. Erlaut. Proc.-D. a. a. D., der Altendurg. Proc.-D. Part. I. Tit. 20. §. 2, der Weiba. Proc.-D. Part. I. Cap. 20. §. 2, dem Baiern. Judicial-Ordnung. Tit. XIII. §. 2. Dagegen gilt bei der Desertion der Gewissensvertretung, nach der Schwaburg. Rundschrift. Proc.-D. Part. II. Tit. II. §. 1 der Eid für angenommen. 35) Linde, Abhandlungen. S. 85 fg. So stimmt auch das Reiningen. Besef vom 27. Juli 1844. Art. 23.

Die übrigen Lehrer des gemeinen Rechtes find fast ohne Ausnahme der entgegenstehenden Meinung; f. Glüd a. a. D. S. 334.

36) Altendurg. Proc.-D. a. a. D. §. 5. 37) Weiba. Proc.-D. a. a. D. §. 5. 38) Wernher, Locution. Commutationes in Pandect. Part. II. obs. 352. D. Rerles a. a. D. S. 247 bei Rot. 10 u. 11. 39) Martin, Erbschuss a. a. D. Rot. 4. Daß bei der Gewissensvertretung alle Beweismittel, außer der Eidesreligion, gebraucht werden dürfen, bestimmt ausdrücklich die Bremen. Ger.-D. §. 260, die Hannover. Unter-Ger.-D. §. 102, die Baden. Proc.-D. §. 587 u. a. 40) Leyser, Mediat. ad Pandect. specim. 135. medit. 7. Gensler im Archiv für civil. Praxis. 2. Bd. S. 325. Rot. 36. Linde, Erbsch. a. a. D. Johannes Schmid, Pandect. des gemeinen deutschen Civilprocesses. 2. Th. §. 167. S. 369. Die gegenwärtige Meinung ist indessen im Rechtsabst. für merkwürdige Rechtssätze u. zunächst für das Königlich. Codex. I. Jahrg. 1841. S. 52 und bei Boismann, System des sächs. Civil- u. Administrativ-Processes. I. Bd. §. 117. S. 176. Rot. 2. Alt. Sächf. Proc.-D. Tit. XIX. §. 1.

Defecent bei der Gewissensvertretung zum Gegenbeweise nicht zuzulassen sei. Keine Billigung verdient es dagegen gemeinrechtlich⁵¹⁾, wenn das sächsische Recht⁵²⁾ bei der Gewissensvertretung durch Zeugnisaussagen, nur allgemeine, auf die Person der Zeugen bezügliche, nicht aber auch spezielle Fragestücke („interrogatoria in meritis und sicut die Hauptfache betrifft“) statuiren will.

Anlangend die processualischen Folgen des möglichen Ergebnisses des Gewissensvertretungsbeweises, so äußert der vollständig erbrachte Gewissensvertretungsbeweis natürlich ganz die nämlichen Wirkungen, welche eintreten sein würden, hätte der Delat den ihm angetragenen Eid geschworen. Beim gänzlichen Mislingen eines solchen Beweises hingegen wird der Delat nach dem meisten Landesprocessordnungen⁵³⁾, deren einige ihn hier jedoch unbedingt die Erstattung der dem Gegner durch die Gewissensvertretung erwachsenen Kosten zur Pflicht machen⁵⁴⁾, zur Ableistung des defecirten Eides, gleich als ob er eine Gewissensvertretung gar nicht unternommen, sich vielmehr gleich Anfangs zum Eidschwur bereit erklärt hätte, nunmehr noch zugelassen, nach vielen, größtentheils neueren Processgesetzen⁵⁵⁾ aber, — und sobald man die Gewissensvertretung als Eids-Surrogat hinstellt, ohne die daraus sich ergebenden Consequenzen zu verlegen, gewiß folgerichtig, — der Regreß zum Eide für ausgeschlossen, der Eid mithin als verweigert angesehen; nach noch anderen⁵⁶⁾ Landesprocessordnungen aber, sowie nach der im gemeinen Process jetzt fast allgemein angenommenen Ansicht⁵⁷⁾, dem

Delaten im Gegentheile sogar freigestellt, den ihm angetragenen Eid, mag er selbst nicht schwören, dem Defecanten noch jetzt zu restituiren. Die Befugniß hierzu würde dann dem Delaten auch allerdings kaum abgesprochen werden können, wenn und in soweit in der Gewissensvertretung lediglich ein Präjudicialpunkt erblickt werden dürfte, welcher zunächst bloß die vorläufige Sistirung der durch Eidesantrag unternommenen Beweisführung zur Folge hätte. Anselten kommt hiergegen freilich in Betracht, einmal, daß die Gewissensvertretung, wie schon der Name deutlich an die Hand gibt, nur die Ausschöpfung des (recentius) angenommenen Eides entbehrend zu machen strebt⁵⁸⁾ und ferner, daß auch schon das ältere sächsische Recht⁵⁹⁾ im Falle des Mislingens des Gewissensvertretungsbeweises ausdrücklich nur den Rückgriff zum Eide, nicht aber auch den Regreß zur Eideszurückziehung sanctionirt. Weiter wird dem Delaten, wenn der Gewissensvertretungsbeweis gradezu gegen ihn ausgefallen ist, auch das Zurückgehen auf den Eid nicht zu gestatten sein⁶⁰⁾, indem ein solches Beweisergebniß wegen der statifindenden Beweis-Gemeinschaftlichkeit, gleich einem vom Defecanten geführten Hauptbeweise wirkt, und was bereits vollständig bewiesen ist, durch den Eid nicht entkräftet werden kann. Dagegen möchte der auf Grund der lange Zeit im Gange gewesenen gemeinrechtlichen Lehre⁶¹⁾ in viele Landesprocessordnungen⁶²⁾ übergegangene Satz, daß bei theilweise gelungenem Gewissensvertretungsbeweise auf einen notwendigen Eid zu erkennen sei, schwerlich Beifall verdienen, dem Delaten vielmehr auch hier lediglich zu überlassen sein, ob er den ihm angetragenen Eid nunmehr leisten wolle. Denn⁶³⁾ einestheils ist es ja anerkannter Regel, daß zur Ergänzung oder Vernichtung eines unvollständig erbrachten Gegenbeweises überhaupt kein Recht zulässig sei; anderentheils würde, wenn bei weniger als halb gelungenem Gewissensvertretungsbeweise dem Defecanten der Reinigungseid nachgelassen würde, der Delat offenbar in eine nachtheiliger Lage versetzt, als

Zit. X. §. 15. Kreuz-Plauen. Bzng. im. Decis. vom 3. 1764. Nr. IV. Altenburg. Proc.-D. und Gotha. Proc.-D. Part. I. Cap. 20. §. 2. Gell. Ob.-Weg. Ger.-D. Th. II. Tit. 8. Sect. 3. §. 1. — Die Bailern. Entwurf zu einer neuen Process-Ordnung vom 3. 1825 und vom 3. 1827 erklären einen Gegenbeweis gegen die Gewissensvertretung ebenfalls für unzulässig; ebenso der Entwurf zu einer Civilprocessordnung für S. Weimar, für Schwarzburg-Rudolstadt und für Schwarzburg-Sondershausen vom 3. 1832 (§. 364).

51) Gebr. Dierckh, Meditationen über verchiedene Rechtsmaterien. 10. St. Recht. 538. Glüd. a. a. D. §. 331. 52) Alt. Sächs. Proc.-D. Tit. XIX. §. 2. Erlaut. Sächs. Proc.-D. ad Tit. XIX. §. 2. 53) Alt. Sächs. Proc.-D. Tit. XIX. §. 2. Ernehr. Proc.-D. Part. I. Cap. 9. §§. 18—20. Gell. Sächs. Proc.-D. Tit. X. §§. 15—17. Weiningen. Geset. vom 27. Juli 1844. Art. 34. 54) Schwarzburg-Rudolst. Proc.-D. Part. II. Tit. 11. §. 2. S. Weimar. Process-Verordnung vom 1793. §. 34. 55) Sächs. Entwurf. Proc.-D. ad Tit. IX. §. 1. Altenburg. Proc.-D. und Gotha. Proc.-D. Part. I. Cap. 20. §. 2. Kreuz-Plauen. Bzng. im. angez. Decis. IV. Bailern. Judicial-Verord. a. a. D. Bremen. Ger.-D. §. 261. Hannover. Unter-Ger.-D. §. 102. Preuss. Allgem. Ger.-D. Th. I. Tit. 10. §. 255. Desterreich. Proc.-D. §. 205 (vergl. Pratoberera, Materialien für Gesetzgebung und Rechtspflege. 5. Bd. S. 208). Sondershausen. Geset. vom 20. Febr. 1834. §. 70. Dessau-Röthen. Reich. Aufsatz. v. Wapolt. Proc.-D. Tit. X. §. 1. §. 8. — Doch soll nach der angezogenen Cassau. Decreten. §. 80 der Rückgriff zum Eide gestattet sein, wenn er für den Fall des nichterbrachten Gewissensvertretungsbeweises ausdrücklich vorbehalten worden war. 56) S. B. nach der Bailern. Proc.-D. §. 399 und nach der Hannover. Unt. Ger.-D. §. 102. 57) Foker I. I. §§. 19 u. 20. G. L. Bömer, Acta Jur. civil. Tom. II. p. 678. §. 18. Martin, Lehrb. a. a. D. Glüd

a. a. D. §. 334 u. 335. Linde, Wapolt. a. a. D. §. 84 u. 85. Manche gestatten hier jedoch bloß die Annahme, nicht auch die Zurückziehung, — v. B. Lyeer I. I. Specim. 139. medit. 3. no. 3. Anderer hingegen, grade umgekehrt, nur die Zurückziehung. So Zischau a. a. D.

58) Das auf Gebieten zur Gewissensvertretung die eventuelle Annahme des Eides stillschweigend in sich schließt, bestimmt ausdrücklich der S. Weimar. Entwurf eines Geset. über das Processverfahren vom 3. 1847. §. 133. 59) Sächs. die angezogene Sächs. Constitution XIV. und die Alt. Sächs. Proc.-D. a. a. D. 50) Glüd. a. a. D. §. 334. Schmidt a. a. D. §. 371. Wegell a. a. D. §. 178. 60) Schumann I. I. Lib. I. Sect. I. membr. III. Cap. V. §. 14. Nöbke I. I. §. 38 I. f. Martin a. a. D. Rot. g. Linde, Lehrbuch a. a. D. Rot. 4. 61) Sächs. Entwurf. Proc.-D. Altenburg. Proc.-D. Gotha. Proc.-D. Kreuz-Plauen Bzng. im. Decis. Bremen. Ger.-D. Bailern. Proc.-D. an oben angez. Orten. Nur einen Ergänzungsbeis statuiren dem unvollständig erbrachten Gewissensvertretungsbeweise die Alt. Sächs. Proc.-D. Tit. XIX. §. 3, die Ernehr. Proc.-D. a. a. D. Tit. II. §. 20, die Schwarzburg-Rudolst. Proc.-D. Part. II. Tit. II. §. 3, die Altenburg. Proc.-D. a. a. D. §. 18. 62) Wegell a. a. D. §. 170. Rot. 30.

wenn jener Beweis ihm gänzlich mißglückt wäre. Neuere Rechtslehrer⁶³⁾ wollen daher den Gewissensvertreter, wenn er unvollständig für sich bewiesen hat, zuvörderst mit seiner Erklärung darüber gehört wissen, ob er von dem ihm zustehenden Rechte den ihm angetragenen Eid zu leisten, — beziehungsweise denselben zu referiren, — nunmehr Gebrauch zu machen, Willens sei? und erst dann, wenn er dieses Rechtes sich begiebt, ein Erkenntniß auf einen Notheid eintreten lassen. Landessiege gestatten indeß bald dem Delaten, selbst wenn er am Erfüllungseide sich versäumt hat, nach dem Rückgriff zum Haupteide⁶⁴⁾; bald betrachten sie im Gegentheile die Sache auch dann, wenn bloss unvollständig bewiesen ist, so, als wenn der Eid reussirt worden wäre⁶⁵⁾.

Auch über den legislativen Werth des Instituts sind die Ansichten getheilt. Schon ältere⁶⁶⁾ Juristen haben in der Gewissensvertretung lediglich ein unethisches, verwerfliches Mittel, die Proceß in die Länge zu ziehen, erblickt wollen. Einige Neuere sind der nämlichen Meinung⁶⁷⁾, halten die Gewissensvertretung auch wol für das Erzeugniß einer unläuteren, „frommelnden“ Praxis⁶⁸⁾, welche, wo sie von der Gesetzgebung recipirt worden, daraus baldig wieder verbannt werden mußte. Andere dagegen glauben, daß die Gewissensvertretung jedenfalls da, wo die Partei einen ihr deferirten Eid nur als Glaubenseid abzugeben vermöge, beibehalten und möglichst zu begünstigen sei. Wenn Eid mit einiger Zuversicht als Beweismittel gebraucht werden sollen, so müssen sie, — sagt man⁶⁹⁾, — durchaus nur sehr selten stattfinden. Daher sollen die Eide niemals Beweismittel sein, als wo und wiewfern sie keine anderen gibt. Deshalb wird denn auch vorgeschlagen, die Partei, welcher ein Wahrheitseid zugesprochen werde, schlechterdings zu der Erklärung zu nöthigen, ob sie den Eid leisten wolle, oder nicht; wer erkläre, nicht schwören zu wollen, solle angesehen werden, als ob er seiner Sache nicht völlig gewiß sei; er könne daher sein Gewissen durch Beweis nicht vertreten. Beim Glaubenseide dagegen müsse es dem Delaten freistehen, den Eid der antragenden Partei zurückzuschieben, ihn anzunehmen, oder Beweise anzugeben, wodurch die Wahrheit der Sache ohne Eid ausgemittelt werden könne; jedoch sei der Delat in diesem letzteren Falle schuldig, sich zu bestimmen, ob er auf den Fall,

daß der Beweis nicht hinlänglich wäre, den Eid zurückzuschieben, oder selbst leisten wolle⁷⁰⁾. Unverkennbar rief hierbei von einer hohen und würdigen Idee des Eides ausgegangen. Das Quinettian an dem schon angeführten Orte (vergl. Note 11) zur Empfehlung der Gewissensvertretung äußert, möchte in der That aus dem Innersten der Natur der menschlichen Denklingsart geschöpft sein und der Rücksicht entsprechen, welche keine Gesetzgebung der Feiligkeit des Eides ohne Gefahr entziehen darf⁷¹⁾. Deshalb ist es auch von französischen Juristen, als von teutschen⁷²⁾ Schriftstellern mit Recht getadelt worden, daß die französische Gesetzgebung die Gewissensvertretung unberücksichtigt gelassen hat. „Il est — bemerkt einer der Ersten⁷³⁾, — il est cependant des âmes scrupuleuses, des consciences timorées, qui se croyaient compromises en invoquant la divinité dans des intérêts aussi petits, ou qui craindraient d'encourir la vérité dans quelque circonstance indifférente; il serait injuste qu'une personne honnête et trop minutieuse devint la dupe d'un fripon qui connaîtrait ce faible; il faudrait admettre la défense de celui qui, en refusant le serment déféré, offrirait la preuve claire et manifeste de la vérité du fait.“ Ueber die Beibehaltung des Instituts in einer neuen Gesetzgebung an und für sich dürfte auch in der That kein Zweifel übrig bleiben. Aber freilich verdient die Art der Ausführung eine umsichtige Erwägung⁷⁴⁾, damit durch den Umfang der Zulässigkeit der Gewissensvertretung und das dabei einzuhaltende Verfahren nicht unnötige Wiederholungen der Beweisführung und somit wirklich gewaltige Proceßverlängerung herbeigeführt werden. (B. *Emminghaus*.)

GEWISSHEIT. Die Frage nach der Bedeutung des Begriffs der Gewissheit ist eine derjenigen, welche beim ersten Anlaufe ein jeder beantwortet zu können meint, von denen sich aber bei näherem Eingehen zeigt, daß sie zu den schwierigsten Problemen des menschlichen Geistes gehöre. Sie hat schon im Alterthume die Philosophen aller Schulen auf das Lebhafteste beschäftigt und die verschiedene Art und Weise ihrer Beantwortung

70) v. Egger a. a. O. §. 625. §. 626 u. §. 642. Von einer ähnlichen Ansicht geht aus: Engelhard im Entwurf einer verbesserten Gesetzgebung in bürgerl. Rechtsstreitigkeiten. (Rudolstadt 1817). 2. Bd. S. 168. 71) *Becker*, *Systema processus judicialis*, et communis et saxon. Tom. I. edit. 2. §. 103. not. 8. p. 210 seq. Einde in der angef. Zeitschrift 11. Bd. S. 161.

72) Savigny a. a. O. §. 87. 73) Zum Bach, *Wohlbändige Gegenüberstellung der Hauptmomente der preuß. und französ. bürgerl. Proceßordnung*. (Münchberg 1822). S. 213. v. Soli, *Schäfer*, *Der Rechtsweg*. Ein Versuch vergleichender Gesetzkritik des französischen und gemeinen deutschen Civil-Proceßes. (Münchberg 1831). S. 421. 74) *Meyer*, *Kapitel origine et progrès des institutions judiciaires*. (Paris 1823). Tom. V. p. 505. In einer Anmerkung bemerkt der Verfasser, daß die holländ. Gesetzgebung die früher abgeschaffte Gewissensvertretung wieder aufgenommen habe, und fügt hinzu: „Nous croyons le principe de la loi utile et respectabil; toutefois, pour prévenir la longueur des procédures et les questions de fait, nous n'admettrons que des preuves écrites.“ 74) Darüber f. Einde a. a. O. S. 162 f.

63) *Brander* a. a. O. S. 470 f. 64) *Ulte* *Sächs. Proc.* d. Tit. XIX. §. 3. *Ernst* *Proc.* d. Part. I. Cap. 9. §§. 18 u. 20. *Eisenach* *Proc.* d. Tit. X. §. 18. 65) *Preuß. Allgem. Ger.-O.* d. Tit. I. §. 255 — nach welcher zugleich der, welcher die Gewissensvertretung wählt, ohne Rücksicht auf den Ausgang der Sache, die Kosten tragen soll — *Erldt.* zu der Anwalt. *Proc.* d. ad Tit. IX. §. 6. 66) *So* *Quarantini* und *Schreus* an den in der Note 23 angeführten Stellen. 67) *Proceßhörer*, *Doctrina processuum* cum generali, cum *Saxoni*, edit. 11. cur. *Diedemann*, §. 160. u. fin. u. not. 3. 68) *Alzet*, *Notion* zu dem *Werkbuch* für das Großherzogthum Hessen über das Verfahren in bürgerlichen Rechtsfällen. S. 11. S. 117. 69) v. Egger, *Entwurf einer allgem. bürgerl. Proceß- und Gerichts-Ordnung*. (Büding 1799). Einleit. §. Tit. 12. Buch 2.

steht in der vordersten Reihe der Merkmale, welche diese Schulen von einander unterscheiden. In den neuern Jahrhunderten aber hat eine Untersuchung dieser Frage den epochemachenden Anstoß zu derjenigen Gedantenentwicklung gegeben, welche man, im Unterschiede der alten und der mittelalterlichen, die neuere Philosophie zu nennen und deren Anfänge man eben um des Einflusses dieser Untersuchung willen in die Philosophie des Descartes zu setzen pflegt. Sie hat solchen Anstoß gegeben nicht durch eine von ihr gefundene und für alle Folgezeit festgestellte Umschreibung des Begriffs der Gewissheit, sondern durch einen fuhnen Blick in die Tiefe des Problems, welches seitdem nicht aufgehört hat, die Geister zu beschäftigen, und in erhöhter Intensität, in stetiger Folge, als früher, zu beschäftigen. Die Arbeiten an diesem Probleme sind mit der Gesamtarbeit der neuern Philosophie so eng verknüpft, daß es unthunlich sein würde, ihre Geschichte als ein selbstständiges Ganze aus der Geschichte dieser Philosophie herauszunehmen. Da nun Entsprechendes doch auch schon von der ältern Geschichte dieses Problems gilt: so können wir es in gegenwärtigem Artikel nicht darauf abgesehen haben, sie, diese Geschichte, hier mit irgend welchem Ansprüche auf Vollständigkeit vorzutragen. Die Ansichten über die formale logische Bedeutung des Begriffs der Gewissheit stehen überall in so engem Zusammenhange mit Wesen und Beschaffenheit des Inhalts, welchen die Philosophie auf jedem einzelnen ihrer Stadien mit dem Prädicat der Gewissheit zu bekleiden sich verfaßt hält, daß eine geschichtliche Darlegung dieser Ansichten fast überall sich in die Notwendigkeit versetzt sehen würde, auch auf diesen Inhalt, das heißt auf die Gesamtheit des Lehrgehaltes der Systeme, von denen jene Ansichten aufgestellt sind, einzugehen. Derselben Schwierigkeit scheint auch eine Abhandlung unterliegen zu müssen, die von einem bestimmten, irgendwie schon festgestellten philosophischen Standpunkte aus den Begriff der Gewissheit ins Klare zu setzen unternähme. Es ist nicht wohl abzusehen, wie ihr dies auf wissenschaftliche, in das Problem dieses Begriffs wirklich eingehende, nicht bloß darüber hinwegschlüpfende Weise gelingen könne, ohne eine Erstreckung ihres Inhalts weit über die Grenzen hinaus, die man ungern von einer Abhandlung, die sich nur als die Erklärung eines einzelnen Begriffs anfänglich, überschritten sieht. An geeigneter Stelle, als Artikel eines großen encyclopädischen Sammelwerkes, würde eine solche Abhandlung ohnehin um so weniger willkommen geheißen werden können, je weniger es im Interesse eines derartigen Werkes liegt, einem bestimmten philosophischen Standpunkte eben nur als solchem das Wort zu geben; wenigstens sofern es dabei nicht ausdrücklich darauf angelegt wird, durch die Art und Weise, wie solcher Standpunkt sich über einen Gegenstand auspricht, zugleich die Gestalt, in welcher dieser Gegenstand sich für andere Standpunkte darstellt, ins Licht zu setzen. Unter diesen Umständen kann es leicht scheinen, als ob ein Begriff der Art, wie der Begriff der Gewissheit, sich überhaupt

nicht zum Gegenstande eines selbständigen Artikels für die Encyclopädie eigne. Nichtsdestoweniger ist es uns gelungen, einen Gesichtspunkt aufzufinden, dem man es, wie wir hoffen, nicht bestreiten wird, daß er eine fruchtbare Behandlung dieses Begriffs ausdrücklich zu den Zwecken, welche die Encyclopädie bei seinem ihrer Artikel aus den Augen lassen darf, ausdrücklich in einem Sinne, der es bewirkt, daß eine solche Behandlung auch hier, so hier vielleicht mehr, als irgendwo sonst, an ihrer rechten Stelle ist, möglich macht. Wir wollen es versuchen, diesen Gesichtspunkt in der Kürze darzulegen, und darauf, von ihm geleitet, wohlgerath zu Sache föhren.

Daß der Begriff der Gewissheit der philosophischen Speculation angehört, darüber kann zwar in sofern kein Zweifel sein, als nur von der Speculation die letzte Entscheidung über den eigentlichen Gehalt dieses Begriffs und über seine volle Tragweite zu erwarten ist. Dem unbeschadet ist er jedoch nicht in jeder Beziehung ein ausschließliches Eigenthum der philosophischen Speculation. Es gibt Begriffe, welche erst durch Speculation dem menschlichen Verstande zum Bewußtsein kommen, außerhalb derselben aber keine Bedeutung für ihn haben. Zu diesen gehört der Begriff der Gewissheit offenbar nicht. Derselbe hat eine Bedeutung für jedes menschliche Bewußtsein; er bildet einen Bestandtheil jedes Bewußtseins, ja es läßt sich gar kein Bewußtsein auch nur als möglich denken, von dem er nicht einen Bestandtheil bildete. Ein Denker, dessen Lehre noch vor Kurzem in den Augen vieler als die „gegenwärtige Philosophie“ schlechthin galt, beginnt sein tief sinniges Werk, die „Phänomenologie des Geistes“ mit einer Erörterung der „sinnlichen Gewissheit.“ Er legt damit an den Tag, wie die Vorstellung einer Gewissheit, welche unmittelbar in sinnlicher Empfindung gegeben ist, unmittelbar im Elemente dieser Empfindung eine mittelst der zwei Formen des räumlichen Hier und des zeitlichen Jetzt bestimmte Gegenständlichkeit zu besitzen meint, wie, sage ich, diese Vorstellung ihm recht eigentlich als das anthropologische Grundphänomen des Bewußtseins gilt. Dabei ist freilich nicht die Meinung, dieses thatsächliche psychologische Phänomen, die Vorstellung einer Gewissheit von unmitteibar sinnlichem Inhalte, schon dem Begriffe der Gewissheit, wie er nach Hegel sich im „absoluten Wissen,“ im Elemente des philosophischen Denkens vollzieht, adäquat zu setzen, oder auch nur, diese Vorstellung summt ihrem sinnlichen Inhalte in der Gestalt, den sie am Anfange des von dem Bewußtsein zu durchgehenden Entwicklungsprocesses hat, als ein unmittelbares Bestandsstück des „absoluten Wissens“ bestehen zu lassen. Man weiß vielmehr, wie dieser Proceß von dem Denker, der in dem genannten Werke dessen Geschichte, nicht die äußere, zufällige, sondern die nach ihm ewig notwendige und darum stets von Neuem nach demselben Gesetze sich vollziehende, zu vergegenständlichen unternahm, als eine fortgehende Reihe von Wandlungen so des Bewußtseins selbst, als auch, mit ihm, seines Inhalts betrachtet wird,

in deren nachfolgenden Stadien kein Bestimmtheit dieses Inhaltes der nämliche bleibt, der er in dem früheren gegeben war. Wir ahnen aber, daß eben durch diese Weise der Betrachtung, welche den Boden, auf den sich etwa eine rein phänomenologische, den höhern Ansprüchen der Speculation entsagende Behandlung des Begriffs der Gewissheit, — wenn man eine solche vielleicht für die unserer Encyclopädie eigentlich zukommende halten sollte, — stellen zu wollen sich könnte einfallen lassen, zu einem so schlüpfrigen zu machen scheint, — wir ahnen, sage ich, daß grade durch sie, wenn auch nur ganz indirect und ohne ihre Absicht, die Aussicht auf die Möglichkeit der Stellung eines Problems eröffnet wird, welches den Begriff der Gewissheit in einem von den Voraussetzungen jedes bestimmten philosophischen Standpunktes vorläufig ganz unabhängigen Sinne zu seinem Inhalte haben würde. Eine solche Stellung des Problems würde sich erheben, sofern es sich finden sollte, daß in den Zwischenstadien, welche, nach Hegel, das Bewußtsein auf seinem Wege von der „finnlichen Gewissheit“ zum „absoluten Wissen“ zu durchlaufen hat, der Begriff der Gewissheit, dann durch andere Prädicate bezeichnet oder zu bezeichnen, noch einmal auftritt, in einer Gestalt, von Inhalt und Form des Bewußtseins auf der Stufe, wo solches Auftreten stattfindet, in ähnlicher und entsprechender Weise charakteristisch, wie die Gestalt der „finnlichen“ Gewissheit für Inhalt und Form der ersten Stufe. Die Aufgabe wäre dann, in eben jener Weise, von welcher die „Phänomenologie des Geistes“ und das große Beispiel gegeben hat, die durch jene andere, für leicht uns noch unbekannten Prädicate bezeichnete „Gewissheit,“ oder genauer, die Vorstellung, welche in dem angenommenen Falle das menschliche Bewußtsein sich auf einer der in der Nothwendigkeit seiner Natur begründeten Entwicklungsstufen von der Gewissheit machen würde, der es dann nicht mehr das Prädicat der finnlichen gäbe, weil es sich von der Unvereinbarkeit dieses Prädicates mit der Gewissheit, welche hier gemeint und gewollt wird, überzeugt hätte, — diese Gewissheit oder diese Vorstellung von Gewissheit zum Objecte einer derartigen Betrachtung zu machen, die als eine phänomenologische zu bezeichnen auf Vorschlag des Hegel'schen Werkes schon vielfach zur Wohnstätte geworden ist. Es würde im Falle des Zutreffens unserer Voraussetzung allerdings zugleich die Vermuthung erwachsen, daß die Lösung dieser Aufgabe schon werden in dem Werke selbst, dem wie die Möglichkeit verdankt, sie uns in dieser Gestalt zum Bewußtsein zu bringen, vorausgenommen sein. Indessen würde uns dies, auch wenn es sich wirklich so verhielte, nicht abhalten dürfen, noch einmal auf diesen Gegenstand zurückzukommen; ja wir brauchen keine Scheu zu tragen, das an fruchtbaren Ideen so reichhaltige Werk, welches eben in Folge dieser Eigenschaft schon von so Vielen, und wahrlich nicht zum Schaden der wahrhaftesten und tiefsten Erkenntnis in gar manchen wissenschaftlichen Gebieten, benutzt worden ist, auch unsererseits, wenn wir sonst seinen Inhalt für die Zwecke desselben

brauchbar fänden, zum Besuche unsern Artikeln auszuheuten. Brauchbar aber würden wir ihn, solchen Inhalt, zu diesem Besuche wenigstens dann finden, wenn etwa sich auch noch dies erheben sollte, daß die Gestaltung des allgemeinen menschenethischen Bewußtseins, welche zu ihrem Principe den Begriff der Gewissheit in der phänomenologischen Bedeutung hätte, die wir hier als eine mögliche und möglicherweise auch in dem Hegel'schen Werke zur Darstellung gebrachte bezeichnet haben, eine auch noch in dem Zeitalter, in welchem wir leben, mächtige, ja vielleicht vorzugewiesene grade diesem Zeitalter eigenthümliche ist. Denn wie sollte es doch nicht in jedem Sinne zu den Aufgaben der Encyclopädie gezählt werden dürfen, dem Zeitalter die subjectiv in seinem Bewußtsein wirkenden Mächte, wie also in dem gedachten Falle der Begriff der Gewissheit ein solcher sein würde, auch objectiv zu dem Bewußtsein zu bringen?

Wie viele nun von den Voraussetzungen, die wir nicht ohne Absicht in Vorstehendem gehäuft haben, weil es uns als sachdienlich erschien, bei der Stellung der Aufgabe unsern Artikel an jenes berühmte Werk zu erinnern, dem wir uns auch in Ansehung des Inhaltes unserer Arbeit in mehr als einer Beziehung verpflichtet erkennen, — wir viele oder wie wenige von diesen Voraussetzungen wirklich zutreffen, darüber werden sich wahrscheinlich die meisten unserer Leser entweder schon im Stillen ein Urtheil gebildet haben, oder, je nach dem Maße ihrer Bekanntschaft mit dem Inhalte der „Phänomenologie,“ mehr oder minder leicht ein solches bilden können. Daß sie sämmtlich zutreffen, wird schwerlich Jemand annehmen, und vielleicht nur Wenige werden wir gleich ohne Weiteres geneigt finden, es uns einzuräumen, daß deren auch nur so viele zutreffen, wie wir an unserm Theile allerdings für zutreffend halten. Wir sind nämlich, um es kurz zu sagen, der Meinung, daß der Thatbestand in Bezug auf den Begriff der Gewissheit allerdings der ist, den wir hier geschildert haben; zugleich aber auch, worin man uns wol leichter beistimmen wird, daß die Aufgabe, die aus diesem Thatbestande hervorgeht, durch Hegel's Phänomenologie weder gelöst, noch auch nur, sie selbst zusammen dem Thatbestande, durch den sie bedingt wird, in ihrer eigentlichen Gestalt zum Bewußtsein gebracht ist. Die „Phänomenologie des Geistes,“ nachdem sie die „finnliche Gewissheit“ sich und dem Bewußtsein, dessen Metamorphosen sie beschreiben will, als Ausgangspunkt gesetzt, deducirt sich in ihrem nachfolgenden Verlaufe nicht nochmals des Wortes Gewissheit als ausdrücklicher Kategorie für eine oder die andere der Thesen dieses Bewußtseins. Wir würden aus diesem Grunde uns wohl vergebens in ihr nach Prädicaten umsehen, welche zum Besuche einer derartigen Ausprägung dieser Kategorie an die Stelle des Prädicates „finnlich“ einzutreten hätten. Nicht als ob darum das Wort in allen auf seinen ersten Abschnitt nachfolgenden Theilen auf den Gebrauch jenes Wortes verzichtete, oder dem Begriffe (nach seinem eignen Wortgebrauche würden wir, bis zum letzten Abschnitte, wo erst der „Begriff“ in sein

Recht eintreten soll, richtiger sagen, der „Vorstellung“) der Gewissheit für den gesammten Fortgang der Bewusstseinsentwicklung weiter keine Bedeutung einräumte. Wir halten es nicht für nöthig, zu diesem Behufe das Buch ausdrücklich durchzugehen, glauben aber, daß man bei etwa angestellter Untersuchung es befestigt finden wird, daß, seit jener seiner ersten, typischen Anwendung im Eingange der Phänomenologie, Hegel das Wort Gewissheit überall nur als allgemeiner Ausdruck dient für das, was dem Bewußtsein auf jeder seiner Stufen oder Gestaltungen als gegenständliche Wahrheit gilt. Dasselbe hat bei ihm aller Orten nur eine relative, nirgends eine absolute Bedeutung. Was subjectiv Gewissheit heißt, das kann mit dem, was objectiv Wahrheit heißt, zusammentreffen, und es trifft wirklich damit zusammen in dem letzten und höchsten Stadium der Bewusstseinsentwicklung, in dem Stadium des „absoluten Wissens.“ Von diesem Stadium, und nur von ihm, heißt es ausdrücklich (Phänomenologie, 2. Bd. der Gesamtausg., S. 602): „die Wahrheit ist nicht nur an sich vollkommen der Gewissheit gleich, sondern hat auch die Gestalt der Gewissheit seiner selbst, oder sie ist in ihrem Dasein, d. h. für den wissenden Geist in der Form des Wissens seiner selbst.“ Man sieht, wie hier (und ebenso schon früher, vergl. z. B. S. 131) das Wort Gewissheit als gleichbedeutend gebraucht wird mit Selbstgewissheit. Nur von sich selbst, dies will Hegel sagen, nicht von dem Andern seiner selbst hat der Geist auf allen Stadien seiner Entwicklung eine unmittelbare Gewissheit. Von dem Andern seiner selbst gewinnt er eine durch die Gesamtentwicklung des Bewußtseins vermittelte erst dann, wenn er durch diese Entwicklung inne geworden ist, daß zwischen ihm selbst und dem Andern der Gegensatz gar nicht besteht, der in der unmittelbaren Selbstgewissheit noch gesetzt war. Solchergehalt wird durch die gesammte Anlage der „Phänomenologie des Geistes“ der Gedanke ausgeschlossen, eines jener Stadien des Bewußtseins, welche zwischen der „sinnlichen Gewissheit“ (diese werden wir hiernach unstreitig auch eben nur als eine besondere Form der Selbstgewissheit, und zwar als die unterste und unvollkommenste zu betrachten haben) und dem „absoluten Wissen“ in der Mitte liegen, als bezeichnet zu denken den, an sich selbst zwar noch subjectiven, psychologischen oder phänomenalen Begriff einer Gewissheit von dennoch wesentlich objectivem Gehalte. Ein solcher Gehalt, der Gehalt einer Wahrheit, die, obgleich mit dem Begriffe der absoluten Wahrheit noch nicht schlechthin zusammentreffend, und darum auch nicht unmittelbar durch sich selbst Inhalt oder Gegenstand des Speculativen oder philosophischen Bewußtseins, bessergerichtet auch für den Standpunkt dieses Bewußtseins sich als Wahrheit behaupten und demselben die Anerkennung ihres Charakters als Wahrheit abgewinnen könnte, — ein Gehalt dieser Art, dessen es etwa einen solchen geben sollte, bleibt jenem Werke unbekannt. Der Hegel'sche Standpunkt, ich wiederhole es, der Standpunkt, den Hegel in der Phänomenologie

des Geistes aus den Thatfachen des außerphilosophischen Bewußtseins abzuheben und dann in den Werken, die sein eigentliches System enthalten, wissenschaftlich durchzuführen unternommen hat, dieser Standpunkt leugnet jede Möglichkeit eines derartigen Begriffs von Gewissheit, wie der hier vorläufig bezeichnete, bald näher von uns auszuführende. Er leugnet sie, zwar in Kraft des auf dem Wege der Phänomenologie gewonnenen Princips auf peremptorische und apodiktische Weise, aber doch, da solches Princip ihm selbst zuerst in einer Durchmusterung der fortwährend bestände des geschichtlichen Gesamtbewußtseins gewonnen ist, zugleich im Vertrauen auf die Voraussetzung, daß es unter diesen Beständen wirklich keine Thatfachen gebe, die solche Leugnung Lügen strafen können. Damit nun motivirt sich für eine gegenständliche Uebersetzung ein Unternehmen, dem man sich unterziehen kann, auch ohne von Fern herein auf die philosophische Prinzipienfrage einzugehen. Den Standpunkt einer bloß phänomenologischen Betrachtung einhaltend, über dessen Begriff und allgemeine Erfordernisse Hegel's Werk ein so gediegenes Bewußtsein eröffnet hat, gilt es, durch Aufzählung von Thatfachen des allgemeinen Bewußtseins, deren Prüfung sich in Jeder leicht unterziehen kann, den Beweis zu führen, daß es wirklich eine von Hegel übersehene Gestaltung des Bewußtseins gibt, für welche der Begriff der Gewissheit im vorhin bezeichneten Sinne eine principielle Bedeutung hat. Daß, auch wenn solcher Beweis gelingen sollte, damit für die philosophische Bedeutung dieses Begriffes noch Nichts entschieden ist: das stellen wir natürlich nicht in Abrede. Er bleibt für die philosophische Betrachtung so lange eben nur ein Phänomen des menschlichen Bewußtseins, bis er in der höheren Sphäre der speculativen Wahrheit seine Bewährung, und mit der Bewährung dann nothwendig zugleich auch seine Ergänzung und Berichtigung gefunden hat. Nur wird als absoluter Maßstab der philosophischen Würdigung dieses Begriffs nicht fernerhin ohne Weiteres noch derjenige Begriff von speculativer oder absoluter Wahrheit gelten dürfen, der sich bei Hegel als der Schlüsselpunkt und das Endziel der Bewusstseinsentwicklung darstellt. Er hat seinen Anspruch auf solche Geltung eben durch den Umstand hervorgerufen, daß er sich als hervorgegangen darstellt aus einer so lüdenhaften Betrachtung der Bewusstseinsentwicklung, in welcher eines der wichtigsten Phänomene dieser Entwicklung übersehen oder nicht vollständig gewürdigt worden war.

Ich muß mich darauf geüßt machen, daß es bei manchen Lesern nicht den günstigen Eindruck machen wird, wenn ich mich dazu bekenne, in Vorstehendem den Gedanken ausgesprochen zu haben, der mir bei Abarbeitung dieses Artikels der ständige gewesen ist. Man wird es nicht gern sehen; wenn eine Arbeit, an einer Stelle, die es ihr zur Pflicht macht, nöthigst Vielen, die nur die allgemeinen Erfordernisse wissenschaftlicher Bildung dazu mitbringen, eine leicht zugängliche Belehrung zu gewähren, die Miene annimmt, als gelte es, eine Streitfrage auszufechten mit einem Werke der

philosophischen Literatur, dem man, wie hoch man auch seine Bedeutung ansetzen mag, doch schwerlich an dieser Stelle den Anspruch auf eine so exclusive Beachtung zugesellen wird. Wäre es mir gelingen, dergleichen Besorgnisse niederzuschlagen durch den Charakter meiner Arbeit selbst. Diefelbe wird sich fortan nicht mehr ausschließlich, höchstens hier und da beiläufig, mit der „Phänomenologie des Geistes“ befassen; sie wird einen unabhängigen Weg der Betrachtung einschlagen, sich begnügen mit jener vorgängigen Hindeutung, zu der sie sich nicht allein aus Pietät gegen das Werk, von welchem in unserer Zeit so mächtige Anregungen ausgegangen sind, sondern auch im Interesse der Sache verpflichtet glaubte. — Der Begriff der Gewissheit, den ich im Obigen meinte, jener von Regel vernachlässigte oder so gut wie ganz ignorierte, welcher trotz dieser Geringschätzung, die er von einem Philosophen erfahren hat, welcher sonst die geschichtlichen Existenzmächte so gut zu schätzen verstand, zu den mächtigsten dieser Mächte gehört und gerade in unserer Zeit sich gewaltiger, als in irgend einer früheren, als Macht betätigt, — dieser Begriff ist derselbe, der in aller wissenschaftlichen Forschung außerhalb der eigentlichen philosophischen Speculation dasjenige ausmacht, was man gemeinhin das Formalprincip zu nennen pflegt. Er berührt sich nach der einen Seite mit derjenigen Vorstellung von Gewissheit, welche einen notwendigen Bestandteil des allgemein menschlichen Bewußtseins, des gemeinhin sogenannten gesunden Menschenverstandes bildet, nach der andern mit dem philosophischen Begriffe einer solchen Gewissheit, welche nur von der absoluten Wahrheit ausgeht, nur die absolute Wahrheit zu ihrem Gegenstande haben will. Er berührt sich mit beiden, ohne aber mit einer dieser beiden Gewissheiten zusammenzufallen. Er unterscheidet sich von beiden nicht auf gleiche Weise, nicht durch ein gleichartiges Verhalten zu jedem von beiden, vielmehr durch ein sehr ungleichartiges. Ueber die Gewissheitsvorstellung des gemeinen Menschenverstandes behauptet er die entschiedenste Uebereinstimmung. Er taucht nicht eher auf, weder in dem Ganzen des menschlichen Geschichts, noch in dessen einzelnen Individuen, als nachdem das Bewußtsein in irgend einer Weise mit dieser Vorstellung bebrochen hat. Alle wissenschaftliche Bildung im menschlichen Geschlechte beruht auf einem solchen Bruche. Sie beruht darauf, nicht nur daß der Mensch andere Gegenstände, einen andern Inhalt für sein Bewußtsein sucht, als die einem Leben unmittelbar die Wahrnehmung seiner Sinne und der Verkehr mit seiner zufälligen Umgebung gewährt, sondern auch, daß er für den Inhalt, den er irgendwie schon gewonnen hat oder ferner zu gewinnen hofft, eine andere, vollkräftigere Gewissheit sucht, nachdem er an dem, was er auf jener ersten Lebensstufe Gewissheit nannte, irre geworden. Was jedoch in demjenigen Geistes- und Erkenntnißzuständen, die aus diesem Bruche mit der ersten Unmittelbarkeit des Bewußtseins sich zunächst ergeben, was auf den früheren oder unteren Stufen der wissenschaftlichen Bildung Gewissheit heißt: das

ist noch weit unterschieden von dem Begriffe der Gewissheit, den wir hier im Auge haben. Es ist, namentlich im Gesamtbewußtsein des menschlichen Geschlechts, — doch auch an den Einzelnen läßt sich vielfach die entsprechende Beobachtung machen, oder es können diese, nach erlangter höherer Reife, beim Rückblicke auf ihre frühesten Bildungszustände dieselbe an sich selber machen, — eine noch unklare, bei fortschreitender Bildung mehrfache Wandlungen durchgehende Mischung der eigenthümlich philosophischen, speculationen Gewissheit mit jener für und bis jetzt noch namenlosen oder nur durch die allgemeine Benennung der wissenschaftlichen aber außerphilosophischen zu bezeichnenden, über deren Natur eben wir uns im Gegenwärtigen etwas näher verhandigen wollen. Es gehört zu den merkwürdigsten, aber auch zu den bis jetzt noch am wenigsten einer sorgfältigen Beachtung unterzogenen Absätzen der Geschichte des Menschengeistes, daß im Großen und Ganzen dieser Geschichte nur sehr allmählig diese zwei Begriffe von Gewissheit sich von einander aussondern, nur sehr spät der Begriff außerphilosophischer wissenschaftlicher Gewissheit zu einer derartigen Abgrenzung und Befestigung in sich selbst gelangt, die ihn, der philosophischen Gewissheit gegenüber, als ein eigenthümliches Phänomen des Bewußtseins erscheinen läßt und eine selbständige Betrachtung der Art, wie wir sie auf Hegel's Vorgang eine phänomenologische nennen können, möglich macht. In den einzelnen Individuen ist zwar der Entwicklungsgang in sofern nicht überall der genau entsprechende, als deren Bewußtsein die betreffenden Vorstellungen oder Begriffe überall schon mehr oder weniger zubereitet aus dem Gesamtbewußtsein überkommt und sie in einer ihrer Individualität entsprechenden Weise sich anzueignen in Stand gesetzt wird. Dadurch geschieht es, daß den Individuen, auf den höheren Bildungsstufen des Ganzen namentlich, manche der Durchgänge und Schwankungen erspart bleiben, denen sich das Ganze nicht entziehen kann. Dennoch zeigt auch der Bildungsgang der Individuen, und zwar vorzugsweise der fähigen und bedeutenden, noch immer Analogien genug mit dem naturnotwendigen Bildungsgange des Gesamtbewußtseins, und man kann in vielfacher Beziehung an seiner Beobachtung sich orientiren über die Natur des letztern. Daß aber, auch nach erfolgter Auscheidung des außerphilosophischen Begriffs der wissenschaftlichen Gewissheit von dem philosophischen, sein Verhältnis zu letzterem nicht das entsprechende sein kann, wie das Verhältnis der unmittelbaren sinnlichen Gewissheitsvorstellung zu ihm selbst: das ergibt sich klarlich schon aus dem so eben Bemerkten. Denn es läßt sich ja hiernach nicht annehmen, daß der Gedanke philosophischer Gewissheit in derselben Weise aus einem Bruche des Bewußtseins mit dem Gedanken der außerphilosophischen wissenschaftlichen Gewissheit hervorgehen sollte, wie dieser selbst aus dem Bruche mit der Vorstellung von sinnlicher Gewissheit. Der Gedanke philosophischer Gewissheit ist vielmehr schon bei diesem letzten Bruche ganz ebenso befreit, wie der Gedanke der

auserphilosophischen, so er kommt demselben noch zuver und ist es eigentlich, der seinerseits diesen Bruch herbeiführt. Der auserphilosophische Begriff von wissenschaftlicher Gewissheit entwickelt aller Orten sich aus ihm, aber nicht er aus diesem. Wer dies beweisen wollte, der dürfte nur einen Blick werfen auf den Gang der Geistesentwicklung im großen Ganzen der Weltgeschichte und auch in ihren einzelnen Hauptperioden und in den Völkern, die ihre hauptsächlichsten Träger sind. Bedeutende Volksmassen von einer bis in das frühe Alterthum hinaufführenden Cultur, — es genüge die Indier als Beispiel anzuführen, — haben zwar einen Begriff, und einen solchen, dem es weder an feiner, noch an tief-sinniger Ausbildung mangelt, von philosophischer Gewissheit, aber durchaus keinen von dem, was wir auf dem Gebiete der Naturkunde und der Geschichte Gewissheit nennen. Die Griechen betreffend, so finden wir die Kenner ihrer Philosophie eher geneigt, das Blüthenalter derselben mit Aristoteles zu beschließen, als mit ihm zu beginnen; und eben Aristoteles ist es, auf den sich nahezu Alles zurückführt, was von Principien wissenschaftlicher Forschung außerhalb des Gebietes der eigentlichen Speculation unter diesem Volke zur Wirklichkeit und zu einer gewissen Reife gehet. Die Anfänge empirischer und mathematischer Wissenschaftlichkeit, welche das klassische Alterthum gezeitigt hatte, fanden in dem Zeitalter wiedererwachtender Barbarei eine Zufluchtsstätte und Pflege bei dem Volke der Araber, aber mit ihnen zugleich fanden auch die philosophischen Ideen eine solche; von ihnen wurden auch dort jene Anfänge überall so zu sagen ins Schlepptau genommen und es kam auch hier nicht zum klar gedachten Begriffe einer von der philosophischen unabhängigen empirischen oder historischen Gewissheit. Das Christliche Mittelalter durfte es wagen, der mit übermächtiger Gewalt auf seinem Bewusstsein lastenden Vorstellung von religiöser Gewissheit den Begriff einer philosophischen Gewissheit als ebenbürtig gegenüberzustellen; den Begriff empirischer und historischer Gewissheit, sofern er überhaupt vorhanden war, und er war bis zum Ausgange des Mittelalters eigentlich nur in jenen seitdem wieder mehr verdunkelten Anfängen vorhanden, in denen das Alterthum ihn hinterlassen hatte, mußte die philosophische Gewissheit ganz ebenso, wie dort bei den Arabern, ins Schlepptau nehmen. Und so bezeichnet denn im Großen der Weltgeschichte erst die sogenannte Renaissance-periode das Zeitalter, in welchem wir für das Gesamt-bewusstsein der Menschheit den Proceß der Ablösung des Begriffs empirischer und historischer Wissenschaftlichkeit und Gewissheit von dem Begriffe der philosophischen allmählig beginnen sehen. Immer nur erst beginnen, und sehr langsam sich vollziehen. Denn noch der Mann, dessen Name, wenn auch nicht ganz durch sein Verdienst¹⁾, gemeinlich an die Spitze der Entwicklungs-

geschichte moderner, von der Philosophie abgelöster Empirie gestellt wird, noch Bacon von Verulam war und blieb weit davon entfernt, einem ausdrücklichen Unterschiede von philosophischer und auserphilosophischer Gewissheit, — es müßte denn unter letzterer die religiöse, die Gewissheit aus göttlicher Offenbarung gemeint sein, — in seinem Bewusstsein Raum zu geben. Die Ablösung hat sich im Laufe der Zeit von selbst vollzogen; zwar nicht ohne einen Bruch mit dem bis dahin herrschenden Vorstellungen von philosophischer Gewissheit, — man weiß, wie harte Kämpfe jene Geister, in denen die Forderung einer auf empirische Forschung zu begründenden Wissenschaftlichkeit nach und nach zum Durchbruch kam, mit dem zu bestehen hatten, was damals als „die Schule“ galt, — aber in keinem Sinne durch eine eigentliche Anwendung der Geister von dem Glauben an eine über die empirische Gewissheit übergreifende philosophische Gewissheit. Diesen Glauben haben die epochemachenden, erfindungsreichen Geister des empirischen Gebietes fast ohne Ausnahme festgehalten, und nicht die den großen Neubau unternehmenden Könige, nur die bei ihrem Werte beschäftigten Kärner find seitdem öfters, durch den Mangel an Lieberduld über den Unterbau auf der einen, über die Ziele des Wertes auf der andern Seite, an diesem Glauben irre geworden. Die Philosophen, die Vertreter des Begriffs philosophischer Gewissheit, haben zum größten Theil auch ihrerseits es sich nicht einsallen lassen, daß nur durch einen Bruch mit aller auserphilosophischen Gewissheit der Besitz der höhern Gewissheit, welche zu suchen ihr Beruf ist, erkaufet werden konnte. Nur der überspannte Idealismus, von dem wir allerdings auch Hegel's „Phänomenologie“ nicht in aller Beziehung frei sprechen können, ist hier und da an diese Zerung angekreift. Die solchen Idealismus nicht huldigen, haben in einer der andern Weise öfters ihr Streben ausdrücklich darauf gerichtet, zwischen den Ansprüchen der beiderseitigen Gewissheitsbegriffe eine wissenschaftliche Auseinandersetzung zu Stande zu bringen. Auch wir schließen uns im Gegenwärtigen diesem Streben an, obgleich wir es hier nicht darauf abgesehen haben können, den Begriff philosophischer Gewissheit, wäre es auch nur für den Standpunkt unserer eigenen Lieberzeugung, in der Weise zum Abschlusse zu bringen, wie nur die vollständige Ausführung eines philosophischen Systemes dies unternehmen kann.

Ist, datirt sich von der englisch-empirischen Schule des 18. Jahrh. Diese hat es durch zufällige Umstände, zum Theil von ganz beschränkter nationaler Natur, in ihrem Interesse gefunden, auf jenen allerdings vielseitigen und lehrreichen Geist, dessen Bedeutung aber für eigentliche Forschung und Wissenschaft, die physische sowohl als ethische, sie sprechender, nur gering anzuzeigen ist, zurückzublicken und seinen Namen auf ihr Aushängeschild zu setzen. Auch die merkwürdige Monographie über Bacon, von Kuno Fischer, hat sich von dieser Ueberzeugung nicht frei gehalten. Wie aber kann man doch für ein Erkenntnisgebiet, in welchem Alles oder so gut wie Alles an mathematischer Forschung hängt, epochemachende Bedeutung einem Manne zuschreiben, dessen Stellung zur Mathematik eine solche ist, wie Bacon die seinige de Augm. scient. lib. III. cap. 6 kundgegeben hat?

1) Die Ueberschätzung Baco's, dessen Einfluß auf die so gewaltig epochemachenden Forschungen und Entdeckungen des 17. Jahrh. nachweislich ein äußerst geringer, ja in der That — 0

Es ist der Mühe werth, etwas näher nachzuforschen, wie es zugeht, daß in den Bruch mit der unmittelbaren sinnlichen Gewissheitsvorstellung des natürlichen Verstandes, welcher unausbleiblich überall erfolgt, wo eine höhere Geistesbildung im Anzuge ist, nicht sogleich der Gewissheitsbegriff der wissenschaftlichen Empirie, sondern statt seiner der philosophische eintritt, — derselbe philosophische, welcher sich auch, nachdem jener aufgetaucht ist, nicht durch ihn verdrängen läßt, sondern sich, und zwar ausdrücklich mit dem Anspruche, der höhere, der allein für den Vollgenuß der Wahrheit empfangliche zu sein, neben ihm behauptet oder hinter ihm mit dem immer erneuten Streben seiner Vollziehung und Selbstbegründung wiederauftaucht. Die Macht der sinnlichen Gewissheit scheitert, — auch Hegel hat dies in seiner Weise treffend, obwohl nicht in dem Grade lehrreich nachgewiesen, wie es bei einfacherer Stellung der Aufgabe seiner Betrachtung wol möglich gewesen wäre, — sie scheitert an der Klippe der allgemeinen Vergänglichkeit alles sinnlich Besonderen und Einzelnen. Nichts bleibt, Nichts beharrt genau in der Gestalt, wie es sich räumlich und zeitlich dem Blicke des sinnlichen Beobachters einmal dargestellt hat; schon der nächste Zeitmoment zeigt uns das Ding, welches wir mit Auge oder Ohr, mit Geruch oder Geruch fassen wollten, als ein verändertes. Nicht zweimal kannst Du über dieselbe Stelle des Stromes hinweggehen, hatte Herakleitos, der Dunkle, wie ihn das spätere Alterthum nannte, der Tiefkunner, wie jetzt die Kenner der alten Philosophie ihn nennen, gesagt, und sein Schüler Kratylus hatte ihn noch überboten, mit dem Ausspruche: ja auch nicht bei einmaliger Ueberschreitung sei die überstrittene Stelle des Stromes wirklich die nämliche; Alles verschwände, Alles verände sich vor unsern Augen, wie beim Wandeln über den Strom die Wasser unter unsern Füßen²⁾. Dies bekanntlich das negative Grundaperçu des Lehrbegriffs der griechischen Sophisten, mit deren Bekämpfung nun der Sokrates, den Platon und auch noch den Aristoteles so eifrig beschäftigt finden. In der That kann uns die Lehre jener vielgeschmähten Männer, die aber doch nicht in der Beziehung ein ganz verächtliches Ferment der hellenischen Bildung war³⁾, als ein klarer und energischer Ausdruck gelten für den Schwindel, von welchem das Bewußtsein des natürlichen Menschen ergriffen wird, wenn es zuerst in sich die Erfahrung von der Unsicherheit alles des Besiges macht, den es sich unmittelbar aus sinnlicher Empfindung und Wahrnehmung aneignet hat. Die Sophistik ist nicht eine partielle Erscheinung nur der griechischen Geistesentwicklung; ähnliche Phänomene be-

gegenn uns allenthalben, wo der menschliche Geist an dem Thatbestande seiner ersten Besitztümer irre wird. Hat doch sogar die Bibel in ihrem Koberleth, diesem auch der Zeit nach schon ziemlich nahe gerückten Vorgänger der philosophischen Speculation des alexandrinischen Judenthums, ein in manchen Zügen sehr ähnliches Beispiel solcher, der philosophischen Erkenntniß vielmehr vorangehenden, als durch sie hervorgerufenen Skepsis aufzuweisen. Es sind dies eben die Erscheinungen, in denen sich das Bedürfnis einer wissenschaftlichen Bildung kund gibt, bevor die Bildung selbst schon da ist; die Ausläufer des unmittelbaren sinnlichen und der Vorläufer des philosophischen Bewußtseins. — Philosophisch nämlich: das ist der Charakter, welchen gleich von vorn herein — und eben von vorn herein in der prononcirtesten Weise, nicht noch als später, wo das Bedürfnis philosophischer Gewissheit zwar nicht verschwindet, aber doch vor den anderen, aus der Philosophie allmählig erzeugten Erkenntnisformen mehr zurücktritt — die Bildung tragen muß, welche die Wunde heilen soll, die durch den Verlust der unmittelbaren sinnlichen Gewissheit dem menschlichen Geiste geschlagen ist. Das Bedürfnis ist dort zunächst, die Gewissheit eines Allgemeinen zu gewinnen, einer Wahrheit, deren Charakter die Allgemeinheit ist, an der Stelle der abhanden gekommenen Gewissheit des sinnlich Besonderen und Einzelnen. Nicht als gelte es, die Vorstellung, den Begriff eines Allgemeinen dem Bewußtsein in jedem Sinne neu zu erodern; als hätte das Bewußtsein bis zu diesem Augenblicke noch gar keinen Begriff, noch gar keine Vorstellung eines Allgemeinen gehabt. Der Begriff, die Vorstellung eines Allgemeinen ist im menschlichen Bewußtsein so alt, wir dürfen zwar vielleicht nicht in jedem Sinne sagen, wie das Bewußtsein selbst, jedenfalls aber, wie Verstand und Befähigung des Bewußtseins zu jenem Bildungsproceß, in dessen Verlaufe wir dann auf späteren Stadien ein philosophisches und ein wissenschaftlich empirisches Denken und Wissen sich einkfinden sehen. Ein Allgemeines ja, um auch dieses Wort hier wenigstens vorläufig auszusprechen, ein Absolutes ist auch dem unmittelbaren natürlichen Bewußtsein gegenwärtig, von dem Elemente an, der ihm zu aller höhern Bildung, zu allem tiefern Lebensinhalte die erste Weiche gegeben hat; es ist ihm gegenwärtig in Gestalt der Religion, der religiösen Erfahrung. Allein die Religion, so lange sie über sich noch durch keine Philosophie, noch durch keine wissenschaftliche Bildung untersteigt ist, kann, den Gefahren der menschlichen Natur zufolge, nicht anders, als ihren Inhalt dem menschlichen Bewußtsein eben auch nur in Gestalt der Besonderheit, der Einzelheit vorführen, ganz ebenso, wie es die Sinnlichkeit, die äußere und die innere, in Bezug auf den übrigen thut — die Sinnlichkeit, von der die Religion zu diesem Behufe die Bilder, die Symbole entlehnt, mit denen sie ihren Inhalt, um ihn dem Bewußtsein vernnehmlich zu machen, überkleiden muß. Der Inhalt der Religion ist daher in das Schicksal mit eingeschlossen, welches aus der Bildungsstufe, von der wir

2) Oder auch wie, nach den Worten der Julie bei Epictet, der Bild:

— like the lightning, which doth cease to be,
Ere one can say — it lightens.

3) Ich schreibe mich, in Bezug auf den Charakter der Sophisten und ihre Stellung im Leben des hellenischen Volkes, der trefflichen Darstellung an, welche Grote in seinem großen Werke über die Geschichte Griechenlands von ihnen gegeben hat.

hier sprechen, den gesammten Inhalt des Bewußtseins theilhaftig. Zwar ist, näher betrachtet, nur er, der spezifische Inhalt der Religion, die Macht, welche auf dieser Stufe, wie früh oder wie spät sie auch eintrete bei den verschiedenen Völkern der Weltgeschichte, dem sinnlichen Bewußtsein die Kraft gibt, noch so lange gegen die an- dringenden Mächte der Auflösung Stand zu halten. Endlich aber muß auch er denselben weichen, und das Bewußtsein ist nun diesen Mächten unbedingt preisge- geben, so lange es nicht einen neuen Grund der Gewiß- heit in sich selber findet. Solcher Grund ist nun, ich wiederhole es, kein anderer und kann zuerst kein ander- zer sein, als das Allgemeine, das Absolute. Er ist das Allgemeine, das Absolute, sowie es jetzt nach ab- geworfener Hülle in seiner eigenen Gestalt auftritt, in Gestalt der reinen Vernunft, des reinen, nur dem Gesetze seiner eigenen Natur und Nothwendigkeit fol- genden, nicht der Erfahrung, weber der sinnlichen, noch einer höhern hinter der Sinnlichkeit sich verstellenden, eines äußerlichen Inhalt entnehmenden Denkens. Dies- ses Allgemeine, dieses Absolute muß hier von dem Be- wußtsein und für das Bewußtsein recht eigentlich neu entdeckt werden. Denn wissen es, war nicht eigentlich Inhalt der religiösen Erfahrung selbst, wol aber in sol- chem Inhalte eingeschlossen oder mitenthaltend war, so ist es dem Bewußtsein unverkündlich geworden. Das Bewußtsein vermag das Absolute als das, was es ist, zu erkennen nur inwiefern es dasselbe in sich selbst findet, nicht inwiefern es ihm in einer Erfahrung, an deren übrigen Elementen oder Inhaltsbestimmungen es eben irre geworden ist, geboten wird. Keine formale Be- stimmung, die etwa — man sieht, daß ich hier eben das, was in einer späteren Periode die wissenschaftliche Empirie dem Bewußtsein leistet, im Auge habe — an dem Inhalte der Erfahrung gesetzt würde, der sinn- lichen sowol, als auch der geistigen, kein Zusammenhang, in welchen die Bestandtheile dieses Inhalts unter einan- der verknüpft würden, vermag auf dieser Stufe das Be- wußtsein zu befriedigen, für welches das Bewußtsein in dem aus seinem Innern, nicht aus der Außen- welt ihm entgegengetretenen Begriffe des Allgemeinen, des Absoluten die Befriedigung sucht. Denn jene For- men selbst, durch welche der Inhalt der Erfahrung, wenn er an ihnen gesetzt wird, den Charakter der Wissenschaft gewinnt, jene Zusammenhänge, durch deren Anknüpfung das zuvor Vereingelte sich als ein Ganzes darstellt und als Ganzes den Mächten der Auflösung und Zerstörung einen Widerstand entgegenzusetzen be- fähigt wird, zu welchem das Einzelne als Einzelnes der Züchtigkeit entbehrt: was sind sie anders, als Ergeb- nisse der Anwendung des Allgemeinen auf einen vor- gefundenen Erfahrungsinhalt? Einer Anwendung, welche nicht eher gemacht werden kann, als nachdem das Be- wußtsein von dem Allgemeinen als solchem Besitz er- griffen und es in seine Gewalt gebracht hat?

In dem hier bezeichneten Gange der Bewußtseins- entwicklung erblicken wir auch schon die Schwierig- keiten, welche der Entstehung und Ausbildung eines

Begriffs von wissenschaftlicher Gewissheit in Bezug auf einen besondern oder einzelnen empirischen Inhalt entgegen treten. Mit je größerer Energie sich auf der von uns bezeichneten Entwicklungsstufe vor dem Bewußtsein der Begriff einer Gewissheit geltend gemacht hat, der zu seinem Inhalte das Allgemeine, das Absolute als solches hat, welches auch übrigens die Gestalt sei, in der das Bewußtsein von diesem Allgemeinen oder Abso- luten Besitz zu ergreifen begonnen hat: um so schwerer muß es der Natur der Sache nach dem Bewußtsein fallen, dem Gedanken auch nur an die Möglichkeit einer Uebertragung solcher Gewissheit auf einen Inhalt, der von der Natur des Besondern und Einzelnen ist, Raum zu geben. Das Bewußtsein großer Völker von edler Geistesanlage ist dieser Schwierigkeit erlegen und, durch sie von jeder Verstandesbedrückung abgesehrt, die von dem Allgemeinen und Absoluten der reinen Vernunft- erkenntnis zu entfernen drohte, zu einer Wissenschaft des wirklichen Weltinhaltes gelangt. So, wie schon vorhin bemerkt, das Bewußtsein der Indier. Will man jedoch sich näher ausklären über die eigentliche Be- schaffenheit der Hindernisse, welche die positive Natur der philosophischen Gewissheit auf dieser Stufe dem Hervortreten einer wissenschaftlichen Bildung im engeren Sinne entgegenstellt, so gibt es zu diesem Behufe wol kaum ein belehrenderes Studium, als das der Plato- nischen Philosophie. Die Speculation, auf der Stufe, auf welcher Platon sie erfasste, ist schon hinaus über die ersten kindlichen Versuche, die reine, schlechterdings keine Verneinung, keine Besondereit in sich thutende Ge- wissheit des Allgemeinen unmittelbar an die Stelle des concreten Vollgehaltes der gegenständlichen Wahrheit zu setzen. An dem All-Einen der Ideen, an dem Ge- danken der alleinigen Wahrheit des „Seienden“, der absoluten Unwahrheit des „Nichtseins“, hat Platon selbst eine scharfe Kritik geübt. Dennoch wird unter seinen Händen auch das Seiende, welches ein Princip des Unterschiedes und der Bewegung, das *κίνητος* und das *κίνητος* in sich trägt, zu einem „etwig sich Gleich- bleibenden“ (*ἀει ὡνόντος ἔχειν*), keinem Entstehen und Vergehen, keiner Veränderung Raum gebenden. Nur dieses raum- und zeitlos Unveränderliche, nur die Welt der „Ideen“ ist ihm Gegenstand der Gewissheit, alles in Raum und Zeit Verdringende und Wechselnde nur Gegenstand eines Vorstellens, Meinens und Dafürhaltens, wobei von eigentlicher Gewissheit nicht die Rede ist. Wie hätte von einem solchen Standpunkte aus auch nur zu einem ernsthaft gemeinten Versuche, in den sinnlichen Erscheinungen der materiellen Natur, in den Begebenheiten und Thaten der Menschengeschichte das Wahre festzustellen und von dem unwahren Scheine abzuschei- den, geschritten werden können? Auch ich, was hier und da in Platon's Schriften, was namentlich in dem Dialogen Timaios von Anfangen zu einer Construction der sinnlichen Erscheinungswelt, ja was gelegentlich wol selbst zu einer Construction geistiglicher Ereignisse oder Entwicklungen vorkommt, überall so deutlich von seinem Urheber selbst als ein außerhalb des Reiches der eigent-

lichen Wahrheit und gegenständlichen Gewissheit vorgebendes Gedankenspiel bezeichnet, daß man schon aus diesem Grunde Bedenken tragen sollte, den Inhalt dieser Darstellungen als im eigentlichen Sinne der Philosophie des Platon zugehörig anzusehen. — Auf die Polemik über des Aristoteles gegen die Platonische Ideenlehre fällt das rechte Licht eben erst dann, wenn man gewahrt wird, wie das Vollgefühl der Aufgabe und Berechtigung einer Erkenntniß auch des sinnlich Besonderen und Einzelnen, der lebendige Trieb zur Auffindung und Anwendung einer wissenschaftlichen Methode solcher Erkenntniß, fura wie das Princip specifisch empirischer Wahrheit und Gewissheit, welches in diesem mächtigen und umfassenden Geiste, wie in seinem vor ihm zum Bewußtsein erwacht war, in diesem Streite gegen die Hindernisse ankämpft, welche ihm dieselbe Speculation, aus der es sich emporringt, in den Weg gestellt hatte. Aristoteles war der im Alterthum dazu erschene Kopf, die Anfänge empirischer Wissenschaftlichkeit in die Bahn der Entdeckung einzuführen, von der sie dort nur eine immer noch kärglich ihnen zugewiesene Strecke durchwandeln sollten. Auch für ihn kann bei diesem Thun von einem Bruche mit dem Principe philosophischer Gewissheit als solcher in keiner Weise die Rede sein, nur von einer derartigen Umgestaltung dieses Principes, durch welche Raum geschafft ward für Anerkennung und Wirksamkeit auch der specifischen Principien empirischer Gewissheit und Wissenschaftlichkeit. Durch ein sonderbares Geschick, dessen Gedenken wir uns ein neuer Sporn sein muß zu geförderter Aufmerksamkeit auf das eigenthümliche und keineswegs so leicht, wie man oft meint, vollständig zu durchschauende Verhältniß jener beiderseitigen Principien, ist es geschehen, daß in einer späteren Periode gerade die Philosophie des Aristoteles zum Schieleth einer Schule ward, die für das Princip philosophischer Gewissheit eine alle Möglichkeiten wissenschaftlicher Gewissheit von fern herein umfassende und somit ausschließliche Bedeutung in Anspruch nahm, und daß gerade ihr, dieser Schule, die Principien einer erweiterten Empirie und empirischen Gewissheit in ganz ähnlicher Weise abgerungen und entwunden werden mußten, wie dort in alter Zeit die Anfänge der empirischen Methodik durch Aristoteles selbst der Platonischen Philosophie.

Wir versagen es uns für jetzt, diese geschichtlichen Bemerkungen über das Verhältniß der empirischen zu den philosophischen Gewissheitsprincipien noch weiter zu verfolgen. Wir wenden uns vielmehr der Frage zu, auf deren Beantwortung wir es in gegenwärtigem Artikel hauptsächlich abgeben haben. Ist diese Frage noch nicht im Obigen ausdrücklich von uns formulirt worden, so wird man sie doch schon mit hinreichender Deutlichkeit bezeichnet gefunden haben. Es gilt uns, den Begriff der Gewissheit, welcher bei allem wissenschaftlichen Thun außerhalb der eigentlichen philosophischen Speculation der leitende ist, nachdem dasselbe sich von letzterer so klar und vollständig ausgegliedert hat, wie dies erst in der neueren Zeit geschehen ist, — es

gilt uns, sage ich, diesen Begriff als solchen zum wissenschaftlichen Bewußtsein zu erheben. — Vielleicht mag es, wenn wir diese Absicht hier nach vorstehender Betrachtung aussprechen, Verwunderung erregen, wie doch dies jetzt noch nöthig sei; wie es noch einer ausdrücklichen Arbeit bedürfe, einen Gedanken für das Bewußtsein zu Lage zu fördern, der nach Obigem bereits durch seine Entwicklungsgeichte für dasselbe gewonnen ist. Die jedoch hierüber sich verwundern wollten, würden sich wenig unterrichtet zeigen von jener wichtigen Unterscheidung, über die wir der „Phänomenologie des Geistes“ eine so gründliche Belehrung verdanken, zwischen der Gestalt, die ein Gedanke oder Begriff an sich als wirkende Macht im Bewußtsein, und derjenigen, die er als Gegenstand, als gegenständlicher Inhalt, für sich und für das Bewußtsein hat. Nur in der ersteren Gestalt, nur seinem An sich nach, als wirkende Macht im menschheitlichen Gesamtbewußtsein, ist der Begriff der außerphilosophischen wissenschaftlichen Gewissheit das Werk jener weltgeschichtlichen Entwicklung, auf deren großen Gang wir im Eingange zu unserer Betrachtung ein Paar flüchtige Blicke werfen. Ihn zum ausdrücklichen Gegenstande für sein Bewußtsein zu machen, ihn, durch schaff bestimmte Unterzeichnung von der natürlichen, unmittelbaren sinnlichen Gewissheitsvorstellung auf der einen, von dem Begriffe philosophischer Gewissheit auf der andern Seite, zum Fürsichsein in diesem Bewußtsein zu bringen: das ist auch dann noch, oder vielmehr das ist eben dann erst die Aufgabe jedes Einzelnen, nachdem der Geist des Ganzen in dem großen Proceß seiner geschichtlichen Selbstentwicklung jenes Werk vollzogen hat. Die Lösung solcher Aufgabe den Einzelnen zu erleichtern, ist die Absicht unserer gegenwärtigen Arbeit. Welcher Art die Gewissheit ist, der er bei seiner wissenschaftlichen Forschungsarbeit nachgeht, das ist dem Mathematiker und Physiker, dem Chemiker und Physiologen, dem Sprach- und Geschichtsforscher u. s. w. in jedem einzelnen Momente seines Thuns, in Bezug auf die jedesmal vorliegenden Zwecke dieses Thuns in concreto sehr wohl bewußt. Es ist ihm bewußt, eben weil und in sofern das Gesamtbewußtsein des Menschengeschlechtes für ihn die Arbeit übernommen hat, der seinigen diese Zwecke und mit ihnen das Gefühl der Gewissheit, welches sich an die Erreichung dieser Zwecke knüpft, zuzuthellen. Dagegen fällt es jenen Forschern, so lange sie ein jeder nur in seiner besondern Arbeit begriffen sind, nicht ein, über die allgemeine Natur der Gewissheit, die sie in jeder gegenständlichen Erkenntniß antreffen, sich ausdrücklich Rechenschaft abzulegen. Dafür lassen sie den Geist sorgen, der ihnen für die specifischen Gegenstände ihres Faches den Instinct der Gewissheit eingelegt hat; oder sie wissen auch wohl, wenn sie in einem Momente weiteren Umklubs oder tieferen Einblicke in sich selbst einer Frage über diese Natur sich nicht erwehren können, ihre Beantwortung dem Philosophen zu. Wissenschaft also nicht etwas von jedem Einzelnen, der in der Arbeit empirischer Forschung begriffen ist, nothwendig schon Zuvoorgethanes denken wir

hier nur nachzusehen, wenn wir über jenen mehrgedachten Gewissheitsbegriff und zu verhängigen suchen.

Wol Keinem, mag er nun Philosoph im engeren Sinne sein oder nicht, der seinen Blick auf das Ganze des wissenschaftlichen Lebens namentlich in unserer nächsten Gegenwart gerichtet hält, kann es entgehen, wie die Arbeit der wissenschaftlichen Forschung, — die speculative oder philosophische im eigentlichen Sinne bleibt hierbei ausdrücklich ausgenommen, — immer entschiedener sich in zwei große Gebiete gesondert hat: das mathematisch-physikalische und das historisch-philologische. (Die Ausdrücke: physikalisch und philologisch werden hier, wie sich versteht, in der weitesten Bedeutung genommen, zu der ihr ursprünglicher Sinn und Gebrauch berechtigt, nicht in der engeren, welche im Laufe der Zeit sie beide angenommen haben, ohne daß jedoch die weitere darüber in Vergessenheit gekommen oder ganz aus dem Gebrauche verdrängt wäre.) Es ist nicht etwa blos die Verschiedenheit des gegenständlichen Inhalts, was zur Unterscheidung dieser Gebiete Grund und Anlaß gibt; es ist, allerdings im engeren Zusammenhange mit dieser Inhaltsverschiedenheit, ganz ebenso sehr auch die durchgängige Verschiedenheit der wissenschaftlichen Methode. Es ist, um noch geraderen Weges auf das Ziel unserer Untersuchung loszugehen, recht eigentlich ein durchgreifender Unterschied in dem eigenthümlichen Begriffe der Gewissheit, der in jedem dieser zwei großen Hauptgebiete der Forschung angestrebt wird. Die mathematische Gewissheit, welche auf dem physikalischen Gebiete überall den leitenden Grundgedanken bildet, wie sehr man auch von Vorn herein zugibt, daß keine empirisch-physikalische Erkenntniß ihr völlig adäquat werden kann, — die mathematische Gewissheit von der historischen zu unterscheiden, mit der man, wie wenigstens die Meisten dafür halten, auf dem Gebiete geistiger Thätigkeitlichkeit sich begnügen muß, das ist auch der gemeinsten Vorstellungswelt geläufig. Die Männer der Naturwissenschaft pflegen einen nicht geringen Stolz zu fühlen auf den Vorzug, den, wäre es auch nur die Annäherung an das Ideal mathematischer Gewissheit den Ergebnissen ihrer Forschens vor den auf dem rivalisirenden Gebiete gewonnenen oder zu geminnenden Wissensschätzen zu sichern scheint. So gar von Seiten der Philosophie ist längere Zeit hindurch dieser Stolz begünstigt worden. Die philosophische Speculation, wie geringt auch immer, nur ihre Gewissheit als wirkliche Gewissheit anzuerkennen, hat sich doch meist nicht entbrechen können, unter gewissen Bedingungen und Vorbehalten die mathematische als ebenbürtig gelten zu lassen, während sie der historischen erst alle und jede Anerkennung verweigerte. Indessen wird es wol nicht nöthig sein, daran zu erinnern, wie ja doch die physikalische Erkenntniß nicht vollständig in mathematischer aufsteht, und wie sie darum auch nicht wirklich, nicht im strengen und eigentlichen Sinne auf die eigenthümliche Evidenz oder Gewissheit der letzteren Anspruch machen kann. Es wird, sage ich, wol nicht erst nöthig sein, ausdrück-

lich hieran zu erinnern, um bemerklieh zu machen, wie es sich, bei der Entgegensetzung der physikalischen und der historischen, in Wahrheit nicht um einen quantitativen, sondern um einen qualitativen, nicht um einen Unterschied von Graden, sondern um einen Unterschied von Arten der Gewissheit handelt. Der Charakter beider als Gewissheit, wie häufig auch für die eine oder die andere angezweifelt, sei es von den einseitigen Jüngern der ihr gegenüberstehenden, sei es von Rigoristen der philosophischen Speculation, hat sich im gebildeten Bewußtsein der modernen Welt doch ziemlich gleichmäßig zur Anerkennung gebracht. Er hat sich dazu gebracht vorzugsweise grade in jüngster Zeit, nicht ohne Einwirkung selbst von Seiten der Philologie, die in einigen ihrer jüngsten Gestaltungen ebenso entschieden einer gründlicheren Ausbildung des Princips der historisch-philologischen Gewissheit Begünstigung und Förderung gewährt hat, wie in einigen früheren der Ausbildung des Princips der mathematisch-physikalischen. Aber auch beim Rückblicke auf die früheren Perioden der Geschichte finden wir für beide Hauptzweige der wissenschaftlichen Bildung und für die ihnen zugehörigen Gewissheitsvorstellungen, trotz ihres tiefgreifenden Unterschiedes, meist ähnliche oder parallele Geschehnisse. Beide keimen gleichzeitig auf, zuerst im späteren hellenischen Alterthume, unter dem epochenmachenden Einflusse der Philosophie des Aristoteles. Beide unterliegen gleichmäßig erst der Barbarei, dann der übermächtigen Macht exclusiver theologischer und speculativer Principien im europäischen Mittelalter. Beide endlich tauchen, wenn auch in sehr deutlich von einander sich abhebenden Regionen geistiger Thätigkeit und productiver Arbeit, gleichmäßig wieder auf in der Renaissanceperiode; sie gestalten sich von da an in stetigem, nun nicht mehr unterbrochenem Fortschritte zu geschichtlichen Mächten, die ihren Antheil, und füerwahr einen nicht geringen, an der geistigen Herrschaft über die Welt in Anspruch nehmen. Versuchen wir es jetzt, zunächst in scharfer Auseinanderhaltung die Natur der einem jeden dieser beiden Zweige eigenthümlichen Gewissheit zu schildern. Das Gemeinsame beider in jenem doppelten Gegensatz, der ihnen gemeinsam ist, wird sich uns dann um so leichter und sicherer herausstellen.

Daß die sinnliche Erfahrung, wenn sie wirklich Erfahrung ist, — ein Begriff, welcher nach der genaueren Bestimmung, die er für uns namentlich durch die Kantische Philosophie erhalten hat, immer noch etwas mehr, als die bloße Sinnesempfindung, immer schon eine gewisse Verstandesthätigkeit einschließt, — daß, sage ich, die Sinnesbefahrung einem Jeden von uns unmittelbar nur eine Gewissheit seiner eigenen zeitlich wechselnden und veränderlichen Zustände zu geben vermag, nicht, streng genommen, eine Gewissheit weder von dem Dasein, noch von der Beschaffenheit äußerer Dinge, oder von einem wirklichen Geschehen außer uns: das, das ist die von den ersten Regungen des philosophischen Denkens im Menschengeiste, — im allgemeinen Geiste der Menschheit und im Geiste jedes einzel-

nen Individuums, sofern dasselbe an dergleichen Regungen Theil hat, — unzertheilliche Einsicht, an welcher, wenn nicht für die Einzelnen, so doch für das Ganze jede Möglichkeit einer Uebersteigerung der ersten Naturzustände des Bewußtseins, jede Möglichkeit eines Fortschritts zu wissenschaftlicher Bildung, nicht zur philosophischen nur, sondern auch zur außerphilosophischen hängt. Sie selbst, diese Einsicht, ist wesentlich philosophischer Natur. Sie erzeugt sich daher auch nur in denjenigen Einzelnen, die irgendwie an philosophischer Bildung Theil haben; für das Ganze aber ist eben sie das Moment, worin die geschichtliche Nothwendigkeit des Fortschritts einer philosophischen Gedankenthatigkeit vor jeder außerphilosophischen wissenschaftlichen Erkenntnis oder Forschung ihren Grund hat. Durch sie wird jene von Hegel mit dem Namen der „sinnlichen Gewissheit“ bezeichnete Lösung des natürlichen Bewußtseins erreicht, vermöge deren der Mensch auf der untersten Bildungsstufe unmittelbar in der raumzeitlichen Form seiner sinnlichen Empfindungen die gegenständliche Wahrheit zu besitzen meint. Der zurückerlebende Rest, das Positive, was an die Stelle des verschwundenen Glaubens an die sinnliche Gegenständlichkeit tritt, ist, neben der Forderung einer Wahrheit von wirklich gegenständlicher Natur, nur die „Selbstgewissheit“, das heißt nur das Bewußtsein des eigenen Selbst und dessen wechselnder Zustände. Auf dieser Stufe, welche durch Beispiele auch aus der Geschichte merkwürdiger Philosophie zu belegen insbesondere den Kennern der indischen Literatur nicht schwer fallen dürfte, fand den Geist des hellenischen Volkes die Schule der Sophisten, und es war die Mission derselben, ihren Inhalt so vollständig, wie es bis dahin noch nicht geschehen war, für das allgemeine Volkselement zu gewinnen oder letzteres damit zu durchdringen. Wir überlassen es den Geschichtsschreibern der Philosophie, die große Mannichfaltigkeit der Versuche zu schildern, welche von da an und schon zuvor die philosophische Speculation angenommen hat, in ihrer Weise, das heißt in der Weise der Allgemeinheit des Gedankens, den Begriff gegenständlicher Wahrheit und die Gewissheit einer solchen dem menschlichen Geiste wiederzueröffnen. Ein Fund jedoch, der in der Atmosphäre dieser Bildungsstufe von der Speculation gemacht wird, ist von so eingreifender Wichtigkeit für unsern Gegenstand, daß wir seiner auch hier gedenken müssen. Auch die Sinnesempfindungen, obwohl ihrem wesentlichen Inhalte und ihrer qualitativen Beschaffenheit nach nur ein Subjectives, und, wenn überhaupt durch äußere Ursachen bewirkt, so doch jedenfalls durch solche, deren wahres Wesen nicht unmittelbar durch sie selbst, die Empfindungen, ins Bewußtsein tritt, — auch die Sinnesempfindungen tragen doch schon in ihrer sinnlichen Unmittelbarkeit ein Moment in sich, welches, abgesehen von dem Empfindungsinhalte, an welchem oder in welchem es überall zunächst zur Erscheinung kommt, sich dem Bewußtsein selbst als ein der jedesmal gegebenen Besonderheit und Einzelheit dieses Inhalts Ungleichartiges Fund gibt und von der Specu-

lation als ein Allgemeines erkannt wird, wenn nicht genau in dem Sinne, in welchem sie die objective Wahrheit als ein Allgemeines zu denken lehrt, doch in einem verwandten. Dies ist das Moment der Quantität, in den Gestalten der Zahlgröße, der Raum- oder Ausdehnungsgröße und der Zeit- oder Bewegungsgröße von dem Inhalte der Empfindung ablosbar, und Object einer Betrachtung, welche, ganz ebenso wie die philosophische Speculation als solche, sich, ohne dadurch ihr Object zu verlieren, ganz von dem sinnlich Gegebenen in die Reinheit des Gedankens zurückziehen kann, ja welche grade dann, wenn sie dies thut, und eben dadurch, daß sie es thut, die Gewissheit erlangt, daß ihr Object ein von dem betrachtenden Subjecte und dessen Zuständen oder Affectionen völlig unabhängiges, ein an und für sich Wahres ist. Es ist nicht durch Zufall geschehen, daß in der Sprache des Volkes, welches von allen andern zuerst diese That der Abstraction vollzogen und die Welt der Zahl-, Ausdehnungs- und Bewegungsgrößen zum Inhalte einer von aller Sinnesempfindung abgelösten, rein gedankenmäßigen Betrachtung gemacht hat, diese Betrachtung und ihr Inhalt mit dem Namen bezeichnet worden ist, welcher, wörtlich verstanden, ein Lernen oder eine Lehre schlechthin bezeichnet, mit dem Namen der Mathematik. Denn bei allem Lernen, bei aller Lehre kommt es ja wesentlich darauf an oder ist das Erste wie das Letzte eben dies, daß aus der subjectiven, sinnlichen Zuständigkeit des Bewußtseins, der unmittelbar gegebenen und der immer neu sich in ihm erzeugenden oder von ihm aufzunehmenden, ein objectiv wahrer und gültiger Inhalt herausgeschält werde, dem Bewußtsein ein bleibender Besitz, während jene Zuständigkeit sich unaussprechlich verwandelt und in keinem Augenblicke die nämliche ist, die sie in dem vorhergehenden war. Der Zweck alles Lernens, aller Lehre ist eben Gewissheit, und Gewissheit, gegenständliche Gewissheit findet das Bewußtsein nur in einem Besitze, dessen Dauer ihm durch die Natur seines Inhaltes mit gleicher Sicherheit verbürgt ist, wie der Besitz seiner selbst durch die seinige. Ja es findet solche Gewissheit selbst dann noch in dem Besitze der mathematischen Wahrheiten, wenn ihm durch die unaussprechlich vor-schreitende Speculation der scheinbar so sichere, so unverletzbare Besitz seiner selbst streitig gemacht wird, wenn die Speculation, die Unangemeßenheit des Inhaltes der unmittelbaren Selbstgewissheit, des Ich-Ich, zu jener absoluten Allgemeinheit gewahr werdend, die ihr allein das schlechthin Gewisse ist, es darauf anlegt, den Bestand an dem Wissen, welches er unmittelbar von sich selbst als empfindendem und vorstellendem, denkendem und wollendem Subjecte zu haben meint, irre zu machen. Der Sinn für mathematische Gewissheit ist, ich habe es bereits angedeutet, in dem allgemein menschlichen Bewußtsein nicht eher wach, als bis er ihm durch philosophische Speculation geöffnet wird. Er ist dem Bewußtsein des hellenischen Volkes, und mit ihm der Menschheit überhaupt, zuerst durch die Speculation der Schule des Pythagoras geöffnet worden, deren Lehr-

gehalt grade nach dieser Seite hin wol noch einer sorgfältigern Durchforschung bedürfen möchte, als ihr bisher zu Theil geworden ist. Einmal aber gewedt vertritt jenem Bewußtsein dieser Sinn, vertritt ihm die mathematische Gewißheit selbst, deren Vollgehalt im Einzelnen wie im Ganzen ihm in leichterer Weise zugänglich ist, als der eigentliche Gehalt der speculativen Gewißheit als solcher, die Stelle dieser letzteren. Er vertritt sie ihm nämlich in folgender Weise. Die sinnlichen Erscheinungen, von deren Vergänglichkeit und Nichtigkeit, von deren lediglich subjectivem, an jedem objectivem unmittelbar für die Erkenntnis zu führenden Gehalt so leeren Charakter das Bewußtsein, soviel das Qualitative ihres Thatbestandes betrifft, immer von Neuem die Erfahrung machen muß, — sie, diese Erscheinungen, werden durch die Erkenntnis ihrer mathematischen Eigenschaften, das heißt ihrer „Größenverhältnisse“, an ein objectiv Allgemeines anknüpft. Zwar der eigentliche Gehalt dieses Allgemeinen will ein für allemal nicht in das außerphilosophische Bewußtsein eintreten; aber sein Dasein bekräftigt sich ihm überall eben durch dieses sein in den mathematischen Größenbestimmungen zum Ausdruck kommenden Verhältnis zu dem Besonderen und Einzelnen der sinnlichen Erfahrung. Ein für allemal irre geworden oder immer aufs Neue irre werdend an der Galtigkeit des Inhalts dieser Erfahrung, sofern derselbe sich ihm unmittelbar in der Gehalt von Sinneindrücken darstellt, im Dunkeln tappend selbst in Ansehung des Maßes von Wahrheit und Gewißheit, welche es der scheinbar so einfachen Thatfache des reinen Selbstbewußtseins zuschreiben soll, hat das Bewußtsein nichtsdestoweniger an den durch die bunte Welt der Sinneserscheinung, wenn auch in kaum übersehbarer Mannichfaltigkeit ihrer eigenen Bestimmungen, doch an dem überall erkennbaren Faden eines dem rein verstandesmäßigen Denken zugänglichen Zusammenhangs sich hindurchziehenden Größenbestimmungen die Stelle, an welcher sich ihm das Archimedische *ὅς τις ποὶ τοῦ αὐτοῦ καὶ γὰρ αὐτοῦ* bewahrheitet, die Stelle, welche den Zweifel an der Voraussetzung, daß wirklich der sinnlichen Wahrnehmung eine gegenständliche Wahrheit entspricht, nicht aufkommen läßt. Wie geneigt auch immer, den Sinnesseins als solchen preiszugeben, oder vielmehr, wie immer von Neuem wieder, und nicht bloß durch die eigentliche Speculation, von der es sich gern möglichst fern hält, zu solchem Preisgeben auch wider Willen genöthigt, darf das Bewußtsein des gemeinen Verstandes nichtsdestoweniger die Ueberzeugung festhalten, daß dem Thatbestande der Sinneserfahrung überall wenigstens in soweit eine gegenständliche Wahrheit entspricht, als dieser Inhalt sich auf mathematische Größenbestimmungen und Größenverhältnisse zurückführen oder darin auflösen läßt. Das Streben solcher Auflösung oder Zurückführung tritt daher durch einen natürlichen Vernunftinstinct, der sich über diese Beschaffenheit seines Thuns nicht notwendig von Fern herein eine ausdrückliche Rechenschaft zu geben braucht, in die Stelle der dem Bewußtsein verloren gegangenen unmittelbar sinn-

lichen Gewißheit ein. Nicht mit einem Male allerdings, sondern nur sehr langsam und allmähig. Noch volle zwei Jahrhunderte sind vergangen in der Geschichte des Menschengeistes seit der ersten, durch die ersten großen Thaten oder Blicke der speculativen Vernunft herbeigeführten Entdeckung des Reiches der mathematischen Gewißheit, bevor der menschliche Verstand den Faden einer stetigen und methodischen, über alle Gebiete der Sinneswelt gleichmäßig sich erstreckenden Forschung, welche von dem Gedanken geleitet wird, den Inhalt der Sinneserfahrung durch die ihm inwohnenden Größenvorhältnisse zu bewahrheiten, aufzusuchen vermochte. Die lange Zwischenzeit hat nur einige wenige ins Große gehende Versuche, die physikalische Forschung in diesen Zug zu bringen, aufzuweisen. Im Uebrigen wird dieselbe, wobei die Gebiete dieser Forschung betrifft, immer noch vorwiegend durch eine unabgeklärte Mischung des Inhalts unmittelbarer Sinnesvorstellung mit Ideen speculativen und religiösen Ursprungs ausgefüllt, und selbst die Anfänge mathematischer Erkenntnis werden, sofern solche vorhanden sind, nur zu oft zum Dienste eines nicht die Erfahrung zur Wissenschaft verarbeitenden, sondern unberufen an die Stelle der Erfahrung sich einbringenden speculativen Idealismus verwendet. Von dieser gesammten Zwischenzeit, also von allen bis mindestens etwa zum Zeitalter des Copernicus verstrichenen Jahrhunderten ist zu sagen, daß die mathematische Gewißheit, obgleich im Bewußtsein, und zwar nicht mehr bloß im Bewußtsein einzelner speculativer Denker vorhanden, doch noch nicht in der umfassenden Weise auf den Inhalt der sinnlichen Erfahrung angewandt, noch nicht mit diesem Inhalte die eigentümliche Vermählung eingegangen war, woraus sich erst derjenige Begriff von empirisch-physikalischer Gewißheit erzeugt, welcher gegenwärtig das Gebiet der Naturwissenschaften beherrscht und einen so wichtigen Bestandtheil unserer modernen Bildung ausmacht. Sollten wir im Irrthum sein, wenn wir als die eigentliche Geburtsstunde dieses Begriffs, oder als die Geburtsstunde der Macht, die er heutzutage über das allgemeine Bewußtsein übt, eben jene den Standpunkt der Anschauung des räumlichen Universums so von Grund aus umgestaltende Entdeckung betrachten, die Entdeckung, durch welche, zwei Jahrhunderte nach dem ersten großen, von hellenischer Speculation gegen die „finstliche Gewißheit“ des natürlichen Verstandes geführten Sturm, die Einbildung solcher Gewißheit endlich auch aus dem Gebiete völlig verdrängt werden ist, in welchem sie sich noch durch diesen ganzen langen Zeitraum behauptet hatte? Der Einblick des gestirnten Firmamentes hatte durch seine augenfällige Bestimmtheit den aufstrebenden Mächten jener Dielektik Trost geboten, welche die Speculation der Griechen in den mehr der Vergänglichkeit unterworfenen Gebieten natürlicher Erfahrung gegen den Sinnesseins gerüstet richtete. Noch ein Platon und Aristoteles hatten in dem Baue und den Bewegungen des Sternenhimmels unmittelbar in der Gestalt, wie derselbe sich dem menschlichen Auge darbietet, einen directen

Widerschein des Ewigen und Unwandelbaren zu erblicken gemeint. Sie hatten in diesem Sinne, obgleich die Wichtigkeit der mathematischen Bestimmungen für den Thatbestand auch dieser Erscheinungen, und ihrer vor allen andern anerkennend, doch mit allen ihren Zeitgenossen und Nachfolgern diese Bestimmungen hier noch dem Sinnenblicke und dessen erstaunder speculativer Bedeutung untergeordnet, anstatt sie darauf anzusehen, ob nicht eben durch sie der Sinnenförmigen Lügen gestraft wird. Durch die Entdeckung des Copernicus ward zum ersten Male in der Geschichte des Menschengesistes für das große Ganze der äußeren Weltanschauung eine auf dem Wege der Messung und Rechnung ausgemittelte Thatsächlichkeit an die Stelle der Unmittelbarkeit des Sinnesbegriffes gesetzt. Dies, meine ich, mußte den Ausschlag geben für den Glauben an eine durch mathematisches Denken, durch Messen und Rechnen vermittelte Gewissheit auf physikalischen Gebiete, und es hat weitgeschichtlich dafür den Ausschlag gegeben. Freilich ist diese Gewissheit nicht die reine, welche das mathematische Denken unmittelbar als solches in seiner Abgeschlossenheit von allem Inhalte sinnlicher Erfahrung gewährt. Aber es ist eben diejenige, deren der menschliche Verstand bedarf, wenn ihm von der inneren Welt rein vernunftmäßiger Gewissheit, welche ihm die philosophische Speculation wenigstens verleiht, die mathematische, freilich immer nur in einseitiger Richtung, thatsächlich gewährt, eine Brücke geschlagen werden soll zur Welt der äußeren Wirklichkeit, zu welcher der unmittelbare Zugang mittels der körperlichen Sinne sich ihm versperrt hat.

Die rein mathematische Erkenntnis hat zu ihrem Inhalte nicht ein Wirkliches, eine Wirklichkeit, eine innerer subjective so wenig wie eine äußere objective, sondern einen Inbegriff von Formen, durch welche die Möglichkeit eines Wirklichen bedingt wird. Ob eines Wirklichen überhaupt, oder nur einer bestimmten Art von Wirklichkeit: das ist eine Frage, deren Beantwortung wir, dafern eine solche überhaupt im Bereiche menschlicher Vernunft liegen sollte, vorläufig noch als eine der philosophischen Speculation anheimzugebende bei Seite stellen müssen. Dagegen ist schon in derjenigen Formation des wissenschaftlichen Bewußtseins, von der wir im Gegenwärtigen handeln, die unmittelbare Gewissheit enthalten, daß die Möglichkeit eines Wirklichen der Art, wie es als Inhalt der physikalischen Erkenntnis gedacht wird, eines sinnlich Wirklichen, überall durch mathematische Formen bedingt ist. Keine sinnliche Wirklichkeit ohne Größenbestimmungen und Größenverhältnisse: das ist eben das dem natürlichen Verstande, sobald ihm einmal durch philosophische Speculation die Allgemeinheit dieses Elementes der Quantitätsbestimmungen zum Bewußtsein gebracht ist, unmittelbar einleuchtende Axiom, welches aller mathematisch-physikalischen Forschung, die wirklich diesen Namen verdient, ohne Ausnahme zum Grunde liegt. Ebenso unmittelbar aber leuchtet es diesem Verstande ein, daß durch dergleichen Bestimmungen die Wirklichkeit, auf die er es in solcher Forschung abgesehen hat, nicht erschöpft wird, und nicht nur solche

Wirklichkeit überhaupt nicht, sondern auch nicht das besondere und einzelne sinnlich Wirkliche, auch das kleinste, auch das an sich geringfügigste nicht. Allenfalls bedarf es, um eine Wirklichkeit in seinem Sinne, im Sinne dieses Verstandes, zu Stande zu bringen, aber um für ihn die Anerkennung eines gegebenen Wirklichen zu ermöglichen, des hinzutretens qualitativer Elemente, an welche die rein mathematische Erkenntnis nicht hinanreicht. Das Quantitative, die Quantitätsbestimmungen sind überall an diesem Qualitativen geknüpft, aber nicht sie sind für sich selbst das Qualitative, das Wirkliche. So, ich wiederhole es, urtheilt der natürliche, in der mathematisch-physikalischen Erkenntnis als solcher thätige oder bei ihr theilnehmende Verstand: hierin allerdings im Widerspruch zu gewissen Gestaltungen der philosophischen Speculation, und namentlich zu derjenigen, durch die ihm durch die Bedeutung der mathematischen Erkenntnis zum Bewußtsein gebracht ist. Denn wir wissen ja, wie gerade in der Philosophie der Pythagoreischen Schule die „Zahl“, dort als das Element des Quantitativen überhaupt gefaßt, als das Ein und Alles der Erkenntnis, als die Wahrheit, als die Wirklichkeit schlechthin angesehen worden war. Darin nun liegt, daß das Element der mathematischen Gewissheit derjenigen Anschauungsweise selbst, welche in diesem Elemente lebt und weht und sich der mathematischen Erkenntnis als allgemeinen, unantastbaren Werkzeuges für alle Erkenntnis bedient, nicht unmittelbar, nicht an und für sich selbst als die Gewissheit eines Wirklichen gilt oder gelten kann. Hinsichtlich dessen, was ihr dazu fehlt, um Gewissheit eines Wirklichen zu sein, findet sich der Verstand stets wieder auf die sinnliche Wahrnehmung, auf die sinnliche Empfindung zurückzuverweisen. Nur diese vermag ihn von dem Dasein, von der Existenz eines Wirklichen zu überzeugen, obgleich sie ihn, — zu dieser Einsicht ist der Verstand eben durch die Speculation erhoben worden, und er gibt sie praktisch, das heißt in seiner wirklichen Thätigkeit nicht wieder auf, wie sehr auch die Einzelnen, die an solcher Arbeit Theil nehmen, theoretisch darüber im Unklaren bleiben mögen, — nicht, oder wenigstens nicht unmittelbar, über die Beschaffenheit dieses Wirklichen zu belehren vermag. In diesem Sinne ist und bleibt allerdings die Feststellung des Thatsächlichen der sinnlichen Wahrnehmung, eben nur als solcher, auch abgetrennt von der Anwendung des mathematischen Calculs oder der Vermittlung durch den Calcul, ein wesentliches Interesse, eine nothwendige Vorbedingung alles physikalischen Wissens, und es wird vielfach schon auf sie der Name der Gewissheit angewandt. Es ist, was man so Gewissheit nennt, nichts Anderes, als das durch wiederholte Beobachtung constatirte Factum einer unter gewissen gegenständlichen Bedingungen unschlarbar eintretenden Sinneswahrnehmung. Ein Urtheil über den objectiven Wahrheitsgehalt solcher Wahrnehmung liegt nicht in dieser sogenannten Gewissheit. Diefelbe ist vielmehr gleicher Art mit der oben gedachten, von der eigentlichen mathematisch-physikalischen Gewissheit verdrängten „sinnlichen Gewissheit,“ sie

unterscheidet sich von ihr nur durch die Ausdrücklichkeit ihrer Beziehung auf den Inhalt jener, in deren Dienste sie gleichsam, doch immer nur auf Augenblicke, ins Leben zurückgerufen wird. — Die Gewissheitsvorstellung dagegen betreffend, von welcher der Verstand der mathematisch-physikalischen Empirie bei dem großen Gesamtwerke geleitet wird, welches er im Laufe der Weltgeschichte zu vollbringen hat: so ist ihr eigentlicher Thatbestand, nach allem Obigen bestimmter ausgedrückt, folgender. Der Verstand, ein für allemal überzeugt, wie er es durch die mathematische Erkenntnis ist, von der objectiven, d. h. von der seinem eignen, des empirisch beobachtenden Verstandes, subjectivem Dasein und Thun völlig unabhängig gegenüberstehenden Möglichkeit eines Daseins, an welchem, sofern es ist, die Größenbestimmungen und Größenverhältnisse, deren Inbegriff er durch reine Mathematik als ein Ganzes, als einen großen Totalzusammenhang erkennen gelernt hat, in ihrer Besonderheit gefest sind, und gefest sein müssen, weil solches Dasein sonst nicht sein könnte, — der Verstand hält sich auch der Wirklichkeit solchen Daseins versichert. Er hält sich ihrer versichert durch die Sinnesempfindung und Sinneswahrnehmung, die ihm zu jenen Quantitativen das Qualitative hinzubringt, welches er für nothwendig erkennt oder zu erkennen glaubt, um aus der Möglichkeit eine Wirklichkeit zu machen. Er würde da, wo es sich um die Annahme solcher Wirklichkeit handelt, dem Zeugnisse der Sinne für sich allein zwar nicht vertrauen, denn er hat von der Trägheit dieses Zeugnisses die Erfahrung gemacht. Aber der Umstand, daß der Inhalt, welchen die Sinne ihm bieten, in den Begriff von Möglichkeit eines Daseins überhaupt, von einer durch ihre eigene Natur in bestimmte Schranken und Bedingungen, — die mathematischen Form- und Quantitätsbestimmungen — gefaßten Möglichkeit hineinragt, — in jenen Begriff, der, unabhängig von aller Sinneserfahrung, in seinem Innern haftet und dort ihm, auf den Widerwurf der philosophischen Speculation, zum Bewußtsein gekommen ist: dieser Umstand gewinnt es ihm ab, daß er dem Zeugnisse der Sinne das Vertrauen schenkt, welches er ihm sonst verweigern würde. Allerdings gilt solches Vertrauen zunächst nur dem Daß einer dem Inhalte der Sinnesempfindung und Sinneswahrnehmung entsprechenden Wirklichkeit. Der Verstand entschließt sich zur Annahme einer gegenständlichen Causalität der Sinneserfahrung aus dem Grunde, weil in dieser Erfahrung aller Dingen Momente vorkommen, den Momenten der mathematischen Erkenntnis entsprechend und mit sich führend die Möglichkeit einer Anwendung der letzteren auf einen Inhalt, wie er von ihr selbst gefordert wird, damit der ihrige dadurch die Bedeutung der Wirklichkeit erlange. Dem Was und Wie jenes Inhalts der Sinneserfahrung vertraut dagegen das Bewußtsein überall nur in soweit, als es sich im Stande findet, die Erfahrung durch mathematische Erkenntnis zu concretiren. Es vertraut ihm also nur in Bezug auf die Quantitätsbestimmungen des Erfahrungsinhalts; in dem Qualitativen erkennt es nach wie vor

den Thatbestand nur der Einwirkungen, welche der Gegenstand auf das Subiect hervorbringt, nicht der gegenständlichen Eigenschaften und Vorgänge selbst, durch welche der Gegenstand solche Einwirkungen hervorbringt. Der Tauschung, welche auch dieses Quantitative, die sinnliche Licht- und Farbenempfindung, Schall- und Klangempfindung, Wärme- und Kälteempfindung, in den Gegenstand als solchen hineinlegt, dieser Täuschung können zwar die Einzelnen sich nie ganz entziehen. Sie können es um so weniger, je weniger sie für ihre Person sich von dem Ganzen des Verhältnisses, welches diesen Erkenntnisproceß zum Grunde liegt, die speculative Regenschau gegeben haben, welche in der von uns aufgezeigten Weise dem Proceß in der Gesamtentwicklung des menschlichen Geistes vorgegangen ist. Aber der Proceß selbst, sowie er in dieser Gesamtentwicklung vorgeht, der Fortschritt der mathematisch-physikalischen Forschung und Wissenschaft auf den Pfaden, die sich seit ihren ersten Anfängen ihr eröffnet haben und deren sich ihr seit jenen entscheidenden Wendepunkte der Neuzeit, welcher sie in den Zug eines stetigen Fortschritts gebracht hat, immer mehr eröffnen, dieser Fortschritt übt eine immer sich wiederholende Correctur an dem Fels sich erneuernden Widerstandnisse der einzelnen Arbeiter. Für ihn ist ein für allemal die Einsicht zu machen, daß nur die durch Mathematik bewährten oder in mathematische Erkenntnis umgewandelten Erfahrungen die Bedeutung eigentlichen, gegenständlichen Wissens haben. Diese Einsicht leitet, auch unbewußt, die Forscherarbeit der Einzelnen, sie reinigt in jeder einzelnen Phase des großen Gesamtfortschritts die helle Spiegelfläche der mathematisch-physikalischen Wissenschaft immer aufs Neue wieder von dem trübenden Anfluge jener Widerstandnisse.

Wir dürfen das Gebiet der mathematisch-physikalischen Gewissheit nicht verlassen, ohne zuvor noch einer Folge der hier geschilderten, so tief in der Natur dieser Gewissheit begründeten Eigenständigkeit der Forscherarbeit dieses Gebietes gedacht zu haben. Mit innerer Nothwendigkeit, nicht durch Zufall oder durch Schuld einer einseitigen Richtung der oder jener einzelnen Forscher findet sich nämlich für diese Arbeit das Streben ein, soviel nur immer möglich von den qualitativen Bestandtheilen der Sinneserfahrung auf quantitative, mathematisch bestimmbare zurückzuführen. Dieses Streben ist es, was sie in den neuen Jahrhunderten so vielfach in Conflict verwickelt hat mit der auch an ihrem Theile rastlos vordringenden philosophischen Speculation, mit welcher wir sie in den frühesten Perioden geschichtlicher Geistesentwicklung fast überall Hand in Hand gehen sehen. Die philosophische Speculation mußte auf ihrem ersten kindlichen Standpunkte, auf dem Standpunkte der Pythagoreischen Schule stehen geblieben sein, wenn sie es an ihrem Theile wollte gelassen lassen, daß alles Qualitative, alles Qualitative auch nur der förderlichen, sinnlichen Natur, sich in Quantitätsbestimmungen, in Zahl-, Ausdehnungs- und Bewegungsgrößen auflösen müsse, oder daß alle gegenständliche

Wahrheit, entweder überhaupt, oder im Gebiete dieser Natur nur in mathematisch erkennbaren Größenverhältnissen einer absoluten, nur zu diesem Behufe, nur in quantitativer, nicht in qualitativer Beziehung sich in eine Vielheit auseinanderlegenden Einheit befinde. Allerdings, selbst die Speculation finden wir, bald nach dem Beginn der Renaissanceperiode, nahe genug daran, soweit die äußere, körperliche Natur betrifft, den Standpunkt, wo dies von ihr behauptet werden konnte, wieder aufzunehmen. Es ist wirklich ein Dogma der Cartesischen Schule und mehrerer gleichzeitiger Philosophen, daß alle sinnliche Mannichfaltigkeit ohne Ausnahme nur beruhe auf dem Unterschiede von Ausdehnungs- und Bewegungsgroßen in der Einen materiellen Substanz. Dieses Dogma hat zur Zeit seiner Herrschaft nicht wenig dazu beigetragen, die mathematisch-physikalische Forschung in den Zug jener Richtung zu bringen, welche ihr unabhängig von aller Speculation durch ihre Natur angewiesen ist. Aber die Speculation, schon durch Leibniz, so nahe dieser Denker demselben noch in seiner Richtung stand, an der Wahrheit dieses Dogma irre geworden, hat sich seitdem immer weiter davon entfernt. Sie kann jetzt, fast von jedem einzelnen der verschiedenen Standpunkte aus, die sich seitdem zur Geltung gebracht haben, nicht umhin, gegen die Voraussetzung, als ob alles Qualitative der Sinnwelt bis in den innersten Grund seines Daseins nur quantitativer oder mathematischer Natur sei, energischen Protest einzulegen. Dennoch wird auch die Speculation selbst, je mehr sie sich von ihrer eigenen Aufgabe und Bestimmung, und ihr gegenüber von jener der mathematisch-physikalischen Forschung gründlich Rechenschaft gibt, um so weniger an letztere die Forderung stellen, daß sie auf den nach allen Richtungen fortgeführten und auf stets neuen Wegen immer neu beginnenden Versuch, das Qualitative in Quantitatives aufzulösen, überflüssig versuche oder demselben irgendwas von Vorn herein eine bestimmte Grenze setze. Ich habe vorhin die Bemerkung gemacht, wie häufig es der Fall ist, daß die einzelnen Arbeiter dieses wissenschaftlichen Gebietes in ihrem persönlichen Bewußtsein hinter dem Sinne des Ganzen, von dem sie nichtsdestoweniger bei ihrer Arbeit geleitet werden, zurückbleiben. Derselbe Unterschied kommt hier in umgekehrter Weise zur Anwendung. Die Speculation mag an diejenigen Einzelnen dieser Arbeiter, welche zugleich auf speculative Einsicht Anspruch machen oder einer solchen nachstreben, sie mag an diese die Forderung stellen, daß sie sich über die Tragweite der mathematisch-physikalischen Erkenntnis seiner Täuschung hingeben. Zur den Geist dieser Forschung in abstracto jedoch wird sie es, bei richtiger Verfassung über dessen eigenthümlichen Beruf, nur in der Ordnung finden können, wenn derselbe bei seiner Forscherarbeit so zu Werke geht, als sei es wirklich seine Aufgabe, alles Qualitative des sinnlichen Erfahrungsinhaltes in Quantitätsbestimmungen aufzulösen. Ohne Zweifel hat dieser Geist wohl daran gethan, wenn er, um das irrationale Verhältniß der Klangempfindung zu den mechanischen Bewegungen der klingenden und

klangleitenden Körper unbekümmert, schon im Alterthume (damals übrigens durch die Speculation selbst dazu veranlaßt und unter ihrem Vorwange, da die Speculation in dem Systeme der Tonbewegungen ein Geheimniß des Unterlumens ahnete) diesen Bewegungen nachgespürt und das Reich der Töne auf ein System von Vibrationsbewegungen jener Körper zurückgeführt hat. Er hat wohl daran gethan und ganz im Sinne seiner eigenthümlichen Mission gehandelt, wenn er in der jüngsten Zeit, nicht achtend auf den Einspruch der Speculation, welche dem Lichte eine rein ideale Natur vindicirte, auch die inneren Unterschiede der Lichterscheinung, die bunte Mannichfaltigkeit der Farbenwelt und was sonst dem Gebiete dieser Erscheinung angehört, aus Wellenbewegungen des leuchtenden Aethers, an Gestalt, Richtung und Geschwindigkeit von einander unterscheidend, zu erklären unternahm. Auch in diesem Falle haben wir, wie noch in gar manchen anderen, dem, was der philosophischen Speculation auf einem oder dem andern ihrer Standpunkte als ein hartnäckiger, beschränkter Eigensinn der physikalischen Forschung erscheinen mochte, Entdeckungen von weitestem Umfange und tiefgreifender Wichtigkeit zu danken, welche auf dem eigenen Wege der Speculation, oder auf demjenigen, welchen sie, so lange sie selbst sich auf jenen Standpunkten befand, der physikalischen Forschung vergleichen wollte, nicht würden gemacht werden sein. Und so wird es denn auch fernerhin noch dabei sein. Vordrängen haben und dem Fortschritte in Erkenntnis aller Art nur zum Vortheil gereichen, wenn die mathematische Physik auf allen ihrer Forschung offen stehenden Erfahrungsgebieten durch feinerer, speculativer Bedenken sich darin irre machen läßt, Erscheinungen jeder Art, die ihr nur irgendwie dazu einen Angriffspunkt darbieten, dem Goleum zu unterwerfen und jedwede sinnliche Besonderheit darauf anzusehen, ob sie nicht als ein in mathematischer Formel auszubrückender Modus allgemeinerer Ausdehnungs- und Bewegungsgroßen dargestellt werden kann. Man mag aus speculativen Gründen sich überzeugt halten, — und wie an unserem Orte stehen nicht an, diese Ueberzeugung auch als die untrügliche auszusprechen, — daß es nie gelingen wird, die electrisch-magnetische Polarität, die Cohäsionserscheinungen der festen und auch der flüssigen Körper, die chemischen Anziehungen und Aggregatzustände, die Artnahbildungen, vor allen aber die Lebensfunctionen des Organismus, aus rein mechanischen Bewegungsgesetzen zu erklären oder auf dergleichen Bewegungsercheinungen zurückzuführen. Aber wir begreifen es, wie der Physiker dazu kommt, seinen Begriff von gegenständlicher Gewissheit, sofern er nicht bloß auf das Dasei, sondern auch auf das Was und das Wie der Erscheinungen Anwendung leiden soll, überall nur auf solche Thatsachen zu beschränken, für die eine rein und streng mechanische Erklärung gelungen ist. Wir haben es nicht vergessen, was im Obigen von uns nachgewiesen ward, daß alle objectiv Gewissheit der empirischen Physik auf der Evidenz der mathematischen Erkenntnis beruht, daß ohne diese Evidenz alle sinnliche Erfahrung

für das Bewußtsein selbst, welches sich wissenschaftlich mit ihr beschäftigt, nur eine subjective, aber keine gegenständliche Bedeutung würde haben können. Der Versuch dieser wissenschaftlichen Enquirie bleibt sich daher vollkommen selbst treu, wenn er für die Erkenntniß des Was und des Wie seiner Gegenständlichkeit allenthalben auf einen durch Mathematik vermittelten Zusammenhang dringt; und ein solcher Zusammenhang ist eben nur der streng mechanische. Wir nehmen es auch diesem Verstande gar nicht übel, wenn er es, bewußt oder unbewußt, darauf anlegt, die unvermeidlichen Lücken dieses Zusammenhangs durch Hypothesen auszufüllen, durch welche die Causalreihe der mechanischen Vorgänge bis in die der sinnlichen Wahrnehmung und Beobachtung entzogenen Regionen des räumlichen Dafins hinein fortgeführt wird. Dergleichen Hypothesen sind z. B. die neuerdings soviel besprochene, so hartnäckig von dem speculative Idealismus bekämpfte und so spärlich mitunter wohl auch freigebliebene, von dem physikalischen Realismus vertheidigte Atomistik; dergleichen der als beharrendes Substrat für die Bewegungen der sogenannten Impenetrabilien, des Lichts, der Wärme, des Magnetismus, der Elektricität, supponirte „Äther.“ Der mathematisch-physikalischen Aufbaumungsweise ist die Ausgestaltung solcher Hypothesen ein Bedürfnis, um für den Mangel eines in dem wirklichen Dabestande ihres Wissens, sei es dem rationalen mathematischen, oder dem sinnlich-empirischen, gegebenen Bandes zwischen dem Allgemeinen und dem Besondern und Einzelnen, ein Surrogat zu gewinnen. Es erwächst ihr solches Bedürfnis eben aus dem Umstande, daß der Grund der Gewissheit aus dem Besondern und Einzelnen für sie nicht, wie für das unmittelbare sinnliche Bewußtsein, in diesem Einzelnen und Besondern selbst, sondern in dem Allgemeinen liegt. Für die philosophische Speculation freilich kann dieses Bedürfnis der mathematischen Physik, diese Genenigkeit derselben, aus ihrer Noth eine Tugend zu machen, ein ausreichender Beweggrund nicht sein, dem Inhalte solcher Hypothesen darum auch eine speculative Wahrheit aufzuschreiben. Der Physiker, der Mathematiker selbst, wenn er Unbefangenheit des geistigen Blickes in hinlänglichem Maße sich bewahrt hat, um über die Gründe und die Beschaffenheit seines Thuns sich Rechenschaft zu geben, er wird, auch wenn er sich nicht wirklich durch speculative Einsicht bewegen findet, jene Hypothesen aufzugeben, doch entfernt davon bleiben, ihnen dieselbe „Gewissheit“ aufzuschreiben, wie, — der rein mathematischen Wahrheiten nicht zu gedenken, — den durch Beobachtung des erfahrungsmäßig Gegebenen und Anwendung des mathematischen Calculs von ihm aufgefundenen Momenten des Naturmechanismus. Er wird sich bescheiden, daß die Gewissheit, die er innerhalb seiner Sphäre zu erreichen vermag, ihrer Natur nach, sofern sie über die rein formale mathematische Evidenz hinausgeht und auch Thatfactisches und Wirkliches umfaßt, sich in alle Wege nur über Bruchstücke des Wissens erstreckt, eine universale, über das Ganze des Dafins sich verbreitende

Gewissheit aber dem menschlichen Geiste entweder überhaupt nicht, oder nur durch philosophische Speculation erreichbar ist.

Kann nun nach allem Bishergesagten kein Zweifel sein, wie das Eigenthümliche des Begriffs von Gewissheit, welcher in allen physikalischen Wissen obwaltet, einzig und allein in dem Antheile besteht, welchen durch seine quantitativen Eigenschaften und Verhältnißbestimmungen der Inhalt der Sinneserfahrung an der Evidenz des Mathematischen hat: so erhebt gleich beim ersten Blicke, wie gänzlich verschieden davon jener Begriff von Gewissheit ist, welcher das Gebiet des historischen Wissens beherrscht. — Das historische Wissen ist, so scheint es wenigstens, von dem Zweifel gar nicht berührt, welcher dem Bewußtsein, das aus dem Wege der Mathematik sich der gegenständlichen Wahrheit des Inhalts des Sinnesempfindung zu versichern sucht, vor dem Erwachen dieses Strebens durch Einwirkung der philosophischen Speculation an jener Wahrheit ausgegangen war. Daß das historische Wissen sich davon unberührt halten konnte, das wird man, auch dies beim ersten Blicke, genügt sein dem Umstande aufzuschreiben, daß es zu seinem Inhalte nicht, wie das physikalische, wenigstens nicht wesentlich oder hauptsächlich, ein sinnliches Geschehen hat, daß vielmehr derjenige Inhalt, auf den es eigentlich und zuletzt in ihm abgesehen ist, überall ein geistiger ist. Allerdings ist dem Einzelnen, der sich im Besitze eines historischen Wissens weiß oder glaubt, dieser Inhalt allenthalben durch Sinneserfahrung vermittelt. Allein weil diese Erfahrung hier nur die Bedeutung eines subjectiv vermittelnden Elementes hat, so scheint eben darum der Charakter der Subjectivität, auch wenn das Bewußtsein sich schon daran gewöhnt hat, ihn für alle Sinnesindrücke vorauszusetzen, einer möglichen Selbstbeglaubigung des wesentlich davon unterschiedenen Inhalts, dem hier das Mittel der Sinneserfahrung nur an das Subject zu bringen dient, nicht im Wege zu stehen. Um so dringender jedoch wird hier die Frage eben nach dieser Selbstbeglaubigung, und zwar, was nicht außer Acht zu lassen, auch sie in ausdrücklicher Gegenüberstellung gegen die von Seiten der Speculation in Anregung gebrachten Zweifel an der Realität alles zeitlichen Geschehens. Denn keineswegs erstreckt sich diese Zweifel, erstreckt sich die Kraft der Dialektik, welche z. B. schon die älteste griechische Speculation an dem Begriffe der Bewegung geübt hat, nur über sinnliches Geschehen. Das geistige, das im engeren Sinne sogenannte historische Geschehen wird durch sie um so sicherer mit betroffen, je entschiedener grade seine Bedeutung, unmittelbarer noch als die des sinnlichen, an die Zeitform als solche, an die Form zeitlicher Bewegung geknüpft ist. Für uns, sofern wir des oben von uns über den Ursprung des Principes der mathematisch-physikalischen Gewissheit Bemerkten eingedenk bleiben, muß die Vermuthung entstehen, daß auch an der hier als notwendige Voraussetzung der historischen Gewissheit geforderten Selbstbeglaubigung des geistigen Thuns und Geschehens die Speculation, die wir als die Wiege

des mathematischen Wissens erlännten, irgendwie befestigt sein werde. Die arglose Zuversicht, mit welcher der natürliche Mensch einen entsprechenden Glauben, wie dem Zeugnisse seiner feineren Sinne, auch den Bildern der Vergangenheit zuwendet, wie sie die Erinnerung eigener und die Erzählung fremder Ereignisse wechselführend, oder unabhängig in seiner Seele hervorruft: auch sie hat, ganz ebenso wie die „sinnliche Gewissheit,“ dem Vordringen der Speculation weichen müssen, welche in jenen ihren weltgeschichtlichen Anfängen, von denen solche Wirkung ausgeht, Wahrheit und Gewissheit nur dem durch ihre Gedankenarbeit aufgefundenen Allgemeinen und Absoluten, oder schlechterdings keinem Einzelnen und Besonderen zugesieht. Die Speculation hat mit dem Inhalte, der hier zu besitzigen war, leichte Arbeit, um so leichtere, als die allzeit regsame Kraft erfunderischer Täuschung im Menschengesichte, die Phantasie, schon dafür gesorgt hatte, jenen Bildern eine Gestalt zu geben, in welcher sie dem mit feiner Jugendlicher Klarke erscheidenden, wenn auch noch nicht zu seiner Reife gediehenen Wahrheitsfinne unmöglich Stand halten können. Wenn wir nun aber, trotz der speculativen Verhüllung von der Unwahrheit, von der Nichtigkeit alles Besonderen und Einzelnen, ziemlich gleichzeitig mit den Anfängen der Macht, welche diese Behauptung über das auf den Wegen der Bildung begriffene Bewußtsein gewinnt, in diesem Bewußtsein ein zuver nicht vorhandenes Interesse an der historischen Gegenständlichkeit als solcher, ein Streben erspüren sehen, diese Gegenständlichkeit in ihrem Uebertouen zu fassen und dem Zeitstrome, der sie zu überfluthen droht, zu entreißen: so ist uns in der That, bei Betrachtung der Genesis des physikalischen Wissens gemachten Erfahrung, der Anlaß gegeben, auch dafür uns nach einem Entstehungsgrunde umzufragen, vielleicht von entsprechender Art, wie dort bei dem Interesse an und dem Streben nach physikalischem Wissen. Dort war es, wie wir uns erinnern, die in dem philosophischen Gedanken erste Allgemeinheit, welche sich in Gestalt mathematischer Eigenschaften in dem Gegenstande der physikalischen Erkenntnis widerspant. Es fragt sich, ob nicht auch hier nur daraus, daß auf irgend eine Weise das Allgemeine, das Absolute der philosophischen Speculation sich der historischen Besondtheit vermaßt, das neu erwachte Interesse am historischen Wissen und Forschen, der neu entstehende Begriff historischer Gewissheit, wie zu erklären sein?

Nur vorläufigen Bestätigung dieser Vermuthung dient jenes Apercü über die Gleichzeitigkeit des geschichtlichen Ursprungs und Wachstums der Richtung des menschlichen Gesamtbewußtseins auf historisch-philologische Erkenntnis und Forderung und auf mathematisch-physikalische, und über den geschichtlichen Vortritt der philosophischen Speculation vor beiden Richtungen, welches und seinem allgemeinen Inhalte nach schon oben ausgeführt ist. Der eigentliche Durchbruch beider Richtungen ist in der wissenschaftlichen Thätigkeit des Aristoteles ersichtl. Aber wie die Philosophie des Aristoteles

nur als die reife Frucht einer vorangehenden sehr intensiven Thätigkeit der philosophischen Speculation zu betrachten ist, so war es nahe gelegt, uns nach den Anfängen dieses Durchbruchs schon in jenem Vorangehenden umzufragen. Wir haben, was die mathematisch-physikalische Richtung betrifft, solche Anfänge fast ausschließlich in der Philosophie der Pythagoreischen Schule aufgefunden: für die historisch-philologische kann als ein näherer Wink, wo wir die entsprechenden Anfänge aufzusuchen haben, möglicher Weise folgender Umstand dienen. Auch die Anfänge der historischen Wissenschaft und Forschung sind, wie die der mathematischen, älter als Aristoteles. Doch sind sie nur um Weniges älter, und ganz gleichzeitig einer Gestaltung der Philosophie, deren innere Verwandtschaft zu ihnen, wenn auch nicht ganz so augenfällig wie die Verwandtschaft der Pythagoreischen Philosophie zu den Anfängen der Mathematik, doch vielleicht nicht mindere Beachtung verdient. Ich spreche nämlich, wie man nicht übersehen möge, von den Anfängen der wissenschaftlichen Historie. Ich spreche von jenen, welche sich, wäre es auch nur in Bezug auf einen engeren Kreis geschichtlicher Gegenständlichkeit, noch nicht in der universellen Gestalt, die auch hier nur allmählig gewonnen wird, die eigentümliche Forderung historischer Gewissheit zum Bewußtsein gebracht hat, im esdrücklichen Gegensatze gegen die phantastischen Elemente mythischer Dichtung, mit denen überdeckt aller Orten in älterer Zeit die Geschichtserzählung aufsteht. Es ist wol allgemein anerkannt, daß es in diesem Sinne unter seinem Velle einen wissenschaftlichen Historiker gegeben hat, welcher hinaufreichte über das Zeitalter des Thukydides. Das erste Geschichtswerk dieses Historikers ist in Wahrheit das erste aus diesem Bewußtsein hervorgegangene, das erste Werk wissenschaftlicher Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung. Thukydides aber war, und das ist es, was ich hier zu aufmerkamer Beachtung empfehlen möchte, ein Zeit- und Volksgenosse des Sokrates. Sollen wir es von Vorn herein für ein heilungswirksames Unternehmen erklären müssen, wenn Jemanduhn genaug wäre, in dem eigentümlichen Charakter der Philosophie des Sokrates die Elemente aufzuwachen, welche in ganz entsprechender Weise den Geist historischer Forschung entzündeten, den Begriff historischer Gewissheit erweckten und formenten, wie die Philosophie des Pythagoras oder der Pythagoreer? den Geist mathematischer Forschung, den Begriff mathematischer Gewissheit? Der große Gedanke, durch welchen der „Weisste der Griechen“ in der weltgeschichtlichen Entwicklung des Menschengesichts Epoche gemacht hat, er ist, wenn wir recht sehen, kein anderer, als dieser, daß das real Allgemeine oder Absolute, das Göttliche, der absolute Geist, keine höhere, keine vollkommere Gestalt seiner Erscheinung oder Selbstoffenbarung hat, als das praktische Bewußtsein des wackenden und handelnden

4) Die älteren griechischen Schriftsteller, Platon und Aristoteles, citiren bei ihren häufigen Erwähnungen Pythagoreischer Philosophie nie den Pythagoras, stets die „Pythagoreer.“

Menschen, als die sittliche Persönlichkeit. Ich kann es hier nicht unternehmen, für die Richtigkeit dieses Satzes den geschichtlichen Beweis zu führen; indessen darf ich hoffen, daß man denselben nicht allzu weit abweichend von dem auch sonst über die Philosophie des Sokrates vorwaltenden Vorstellungen, und also nicht geradezu unannehmbar erachten wird. Läßt man ihn aber gelten, so ist dann das Moment des Uebergangs von dem Interesse einer derartigen Speculation zum historischen Interesse, von der Gewissheit, die eine derartige Speculation gewährt, zur specifisch-historischen Gewissheit nicht mehr schwer zu finden. Das Interesse an menschlichen Thaten und Geschehnissen, den wirklichen, nicht den bloß eingebildeten, ist eben das Interesse an der absoluten Wahrheit selbst, weisen dieselbe im Elemente solcher Thaten und Geschehnisse dem menschlichen Bewußtsein gegenständlich wahr. Die Gewissheit aber, welche dem Bewußtsein aufsteht von der Gegenständlichkeit dieses Thatfactischen, sie ist überall eine durch die Vorstellung des Zusammenhangs, welche in Kraft der Inwohnung jener Wahrheit zwischen allen Momenten dieser Thatfactischkeit gesetzt wird, vermittelte. Sie unterscheidet sich von der Unmittelbarkeit der Erinnerung an Thatfactisches; sowohl der aus eigener Erfahrung stammenden, als auch der aus fremder Mittheilung angeeigneten, in ganz entsprechender Weise, wie von der sinnlichen Anschauung der Außenwelt sich die durch Anwendung des mathematischen Calculs vermittelte Gewissheit von dem Thatbestande dieser Außenwelt unterscheidet. Wie diese letztere nicht die Totalität der sinnlichen Erscheinung, sondern nur das Quantitative in derselben, so hat auch sie nicht die Totalität des zeitlichen Geschehens zu ihrem Inhalte, sondern nur diejenige Seite desselben, nach welcher sich das zeitliche Geschehen dem Bewußtsein als Erscheinung oder Offenbarung eines Absoluten kund gibt, welches in der sittlichen Persönlichkeit des Menschengeistes seinen Sitz genommen hat. Das zeitliche Geschehen nur als solches, nur als in der Zeit und mit der Zeit Vorübergehendes und Verschwindendes ist ebenso nicht, wie der Zeitmoment selbst, den es erfüllt. Es kann seiner Natur nach kein Gegenstand einer Gewissheit sein, denn alle Gewissheit hat zu ihrem Inhalte nur das Seiende, nicht das Nichtseiende. Davon hat der menschliche Verstand, der allgemeine, in aller wissenschaftlichen Forschung auch bei etwaiger Beschränktheit des forschenden Individuums in der Unmittelbarkeit der sinnlichen Anschauung und Erinnerung eigentlich thätige und wirkende, er hat davon, sobald ihm einmal durch philosophische Speculation die Augen für die Bedeutung von Sein und Nichtsein geöffnet sind, ein ebenso sicheres Bewußtsein, wie über die lediglich subjective, alles objectiven Wahrheitsgehaltes bare und ledige Bewußtseinsheit des Qualitativen der Einneserscheinung. Von dem Instinkt dieses Bewußtseins geleitet, sucht er daher, auch ohne sich darüber ausdrücklich Rechenschaft zu geben, in dem zeitlich Vorübergehenden und Verschwindenden überall nur das Dauernde und Ewige, und er scheitert dem zeitlichen Geschehen nur in sofern Wahr-

heit und Gewissheit zu, als es sich ihm von dem Inhalte dieses Dauernden und Ewigen erfüllt darstellt.

Was wir hier ausgesprochen, das muß, wir fühlen es wohl, so sehr es sich, wie wir hoffen dürfen, durch seinen innern Zusammenhang in sich selbst und mit dem gesammten vorangehenden Inhalte unserer Betrachtung empfehlen wird, auch dem schärfer und gründlicher Denkenden als eine starke Paradoxie erscheinen, so lange über das Verhältnis jenes Dauernden und Ewigen, welches wir als das eigentliche Object der historischen Gewissheit zu bezeichnen wagten, zu seiner sittlichen Erscheinung in der sittlichen Persönlichkeit des Menschen die nähere Verständigung noch mangelt, welche dabei allerdings vorausgesetzt wird. Das Unangemessene wird Jedem auf den ersten Blick auffallen, welches in unserer Erklärung dieser Gewissheit liegen würde, wenn wir unter dem Verhältniß, von dem wir hier sprechen, jenes directe gemeint hätten, welches die philosophische Speculation unmittelbar in dem großen Elemente zu ihrem Gegenstande macht, wo sie, um an jenes berühmte zur Bezeichnung der Sokratischen Philosophie gesprochene Wort zu erinnern, ihren Blick vom Himmel nach der Erde kehrt. Die ideale Menschheit, an welche der große Wiederkunft zum Bewußtsein ihrer selbst durch Sokrates erging, ist freilich eine sehr andere, als jene reale, deren Thun und Treiben an dem Beispiele der nächsten Zeitgenossenschaft beider Männer Vorbildes zum Gegenstande seiner Betrachtung machte. Aber nur um so bedeutsamer muß uns das gleichzeitige Auftreten beider großen Geister erscheinen, gleich auch, daß zwischen beiden, wie dies allerdings so scheint, keine andere Gemeinsamkeit, als die der gemeinsamen Atmosphäre Athenischer Geistesbildung bestanden hätte, — es muß uns, sage ich, dieses gleichzeitige Auftreten nur um so bedeutsamer erscheinen, wenn wir gewahr werden, wie ihre Tendenzen sich einander gegenseitig ergänzen und für die spätere Folge der Geistesentwicklung zu Einer Gesamteinwirkung sich vereinigen. Was dem Bewußtsein des Sokrates vorlebte, der Gedanke der Verwirklichung eines ewigen, geistig absoluten Gehaltes im Willen und Thun des Menschengeistes: das kommt in Wahrheit zu Stande nicht bloß auf jene directe Weise, durch subjective Erhebung des einzelnen persönlichen Menschengeistes zum Ewigen und Durchdringung desselben mit dem Ewigen. Allerdings nur auf diese directe Weise der Einteilung des Ewigen in das zeitliche Menschliche war unmittelbar die Intention des Sokratischen Philosophirens gerichtet³⁾. Aber es gibt neben derselben noch eine andere ungleich mehr umfassende indirecte: die Ausgestaltung

3) Dies kann man zweifeln, ohne darum der in der That aus der Tiefe geschöpften, für unsern Zusammenhang sehr bedeutsamen Äußerung Schelling's zu widersprechen (Philosophie der Mythologie S. 284): „Das Wesen im Sokrates ist das Bewußtsein, daß gewisse Fragen keine rationale, sondern bloß geschichtliche Antworten zulassen. Er hätte wohl gern an die Stelle von Worten die wirkliche Geschichte gesetzt, hätten ihm dazu nicht große und notwendige Data gefehlt, in deren Besitz wir gekommen sind.“

einer sittlichen Gesamtheit oder Gesamtpersonlichkeit, eines socialen Gesamtorganismus im menschlichen Geschlechte. Dieses erfolgt keineswegs nur durch das Thun solcher Persönlichkeiten, deren Geist und Wille für sich selbst schon mit einem Inhalte von der Natur des Ewigen und geistig Absoluten erfüllt ist. Sie vollzieht sich perennirend im ganzen Laufe der Menschengeschichte durch Begebenheiten und Handlungen der verschiedensten Art, auch durch solche, die an und für sich an jener höheren Natur keinen Antheil haben. Durch dieses unfreiwillig von ihnen vollogene Werk, unvoresehen aus ihnen sich auswickelnde Ergebnis, gewinnen dem zufolge auch solche Handlungen und Begebenheiten, an sich gehaltlos und nichtig wie sie als einzelne, zeitlich vorübergehende sind, doch eine Bedeutung für das Beharrende und Bleibende und für die Erkenntnis dieses Bleibenden und Beharrenden. Sie werden zum Gegenstande einer Forschung, welche an ihrer Thatfächlichkeit ein Interesse nimmt und sie als Inhalt historischer Gewissheit kritisch festzustellen trachtet, nicht um ihrer selbst willen, sondern um des Zusammenhangs willen, in den sie, als Glieder der großen Causalreihe, an welcher die Verwirklichung des socialen Gesamtorganismus hängt, durch ihre Wirkungen eintreten. Der klare Blick in diesen Zusammenhang, das deutliche Bewußtsein der Stelle, welche in ihm die einzelnen Thatfachen einnehmen, und die Gewissheit, welche dadurch für dieses Bewußtsein die Thatfachen als solche erlangen: das ist es, was den Geschichtsforscher, den Geschichtsschreiber macht, während dagegen das Ziel, dem der Zusammenhang der Thatfachen zutrifft, für sein Bewußtsein noch in Dunkel gehüllt bleiben kann. Nur daß aus diesem Dunkel doch einzelne Strahlen hindurchbrechen, wäre es auch nur wie ein rasch aufleuchtender Blig, dem Bewußtsein die Fäden jenes Zusammenhangs offenbaren, deren es sich, um durch sie der Thatfachen sich zu bemächtigen und über sie zur Gewissheit zu gelangen, sich versichert sehen muß: nur dies erkennen wir allerdings für die unumgängliche Bedingung jenes Begriffs von specifisch historischer Gewissheit, ohne den es keine Möglichkeit wissenschaftlicher Geschichtsforschung und Geschichtsdarstellung gibt. Hieraus eben erklären wir uns die Gleichzeitigkeit der ersten, noch ganz in der Particularität befangenen Anfänge einer wissenschaftlichen, auf historische Gewissheit gerichteten Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung mit den Anfängen einer Speculation, welche den ewigen Gehalt des Menschengeistes zu ihrem Inhalte macht; wenn auch solcher Gehalt sich diesen Anfängen nur erst in subjektiver Gestalt darstellen konnte. Der Durchbruch der objectiven ethischen Idee ist zugleich der Durchbruch des universalen Principes historischer Wahrheit und Gewissheit im wissenschaftlichen Bewußtsein. Dieser Durchbruch fällt, wie schon bemerkt, in die Philosophie des Aristoteles. Die Aristotelische Philosophie ist ganz durchdrungen von dem Bewußtsein des Zweckbegriffs, — des Zweckbegriffs nicht als einer seitenjähigen, der Idealwelt angehörigen, nur durch die Subjectivität des sit-

lichen Menschenvillens in das Diesseits übertragenden, — als. solche hatten ihn, auf den nur in schwachem Versuche stehenden Vorgang des Anaxagoras, schon Sokrates und Platon gefaßt, — sondern als „Entelechie,“ das heißt, nach der Bedeutung, welche dieses von ihm selbst erfundene Wort bei dem Philosophen von Stagira hat, als einer thatächlichen und wirklichen, der empirischen Wirklichkeit, der Natur und der Menschengeschichte inwohnenden Macht. Diese Philosophie ist in Kraft dieses Bewußtseins zur Bedeame geworden für das sociale und politische Gesamtbewußtsein des Menschengeistes. Erst der Staat, die Gesellschaft, wie Aristoteles sie erfassen gelehrt, ist der wirkliche Staat, die wirkliche Gesellschaft, während noch Platon seinem Staats- und Gesellschaftsideale nur eine der empirischen Wirklichkeit völlig incongruente Ausprägung zu geben vermocht hatte. Und so datirt sich denn von Aristoteles, mit den Anfängen einer physikalischen Empirie, welche über die abstracte Mathematik hinausgeht, — auch hierzu, was zu dem Obigen nachträglich noch zu bemerken wol der Mühe werth sein dürfte, durch das Bewußtsein der Innanzug des Zweckbegriffs in der sinnlichen Erscheinungswelt in Stand gesetzt, — die gesamte historisch-philologische Bildung des späteren Alterthums, und auch noch, soweit dort von einer solchen die Rede sein kann, des Muhammedanischen und des christlichen Mittelalters. Hat sich in dieser Bildung zwar noch nicht der Begriff der menschlichen Gesellschaft als einer sittlichen Gesamtentelechie sammt den Begriffen ihrer organischen Lebens Elemente und Lebensfunctionen so ausdrücklich an die Spitze gestellt, wie dies in unserer heutigen wissenschaftlichen Bildung der Fall ist, so haben wir doch auch dort schon in diesem Begriffe, durch philosophische Speculation jenen Zeitaltern zum Bewußtsein gebracht, wie er es von dem angegebenen Zeitpunkt an war, die Bedingung zu erkennen, ohne welche nimmermehr ein trotz aller der Lüdenhaftigkeit und beziehungsweise Oberflächlichkeit, die wir jetzt daran zu rügen finden, doch immer verhältnißmäßig schon so ausgedehntes und so stetig andauerndes Interesse an den Studien, die im weitesten Sinne dem historischen und philologischen Gebiete angehören, sich hätte bilden, nimmermehr die Forderung historischer Gewissheit für das Thatfächliche, welches in diesem Interesse dem Gedächtnisse des menschlichen Gesamtbewußtseins angeeignet und als bleibendes Besitzthum darin aufbewahrt wird, sich hätte geltend machen können.

Wir haben bisher — nur von den speculativen Bedingungen der specifisch historischen Gewissheit gesprochen, noch nicht von dem eigenthümlichen Elemente, innerhalb dessen sie gewonnen wird und durch dessen Natur die ihrige wesentlich mitbestimmt ist. Bei der mathematisch-physikalischen Gewissheit brauchte von einem solchen nicht ausdrücklich die Rede zu sein; ihr Element ist, auf der einen Seite die sinnliche Wahrnehmung, auf der andern die Mathematik, und beide waren dort schon unter andern Gesichtspunkten in die Betrachtung herangezogen. Die historische Gewissheit aber bedarf eines besondern

Daselbstelementes, innerhalb dessen sie sich gestaltet. Denn ihr Inhalt ist kein unmittelbarer, nur ein mittelbarer Gegenstand sinnlicher Empfindung und Wahrnehmung. Er hält dieser Empfindung und Wahrnehmung nicht in gleicher Weise stand, wie die unmittelbaren Objecte derselben, sondern er verschwindet ihr so zu sagen unter den Händen. Das ethische Princip aber, aus welchem sie nach der idealen Seite ihren Ursprung hat, ist nicht auf gleiche Weise wie dort das mathematische, ein solches, welches in sich selbst eine Totalität rein ideeler Bestimmungen trägt und für diese Bestimmungen eine äußere Anwendung auf einen gegebenen Stoff verstatet. Es selbst verlangt, um aus sich heraus zu einer Mannichfaltigkeit und Totalität, zu einer Gestaltung zu kommen, einen zuvorgegebenen Stoff; es verlangt ausdrücklich einen solchen, wie er in der Unmittelbarkeit sinnlicher Empfindung und Wahrnehmung eben nicht gegeben ist. Was also ist, so müssen wir jetzt fragen, was ist das Element, durch welches und in welchem dem ethischen Principe dieser Stoff seiner Selbstgestaltung, dem Bewußtsein die Möglichkeit einer Erkenntnis dieses Selbstgestaltungsprocesses und seiner Erzeugnisse gegeben wird? Ist es für beide das nämliche, oder ist es ein anderes für den Proceß als solchen, ein anderes für dessen Erkenntnis? Wir denken wenig Widerspruch zu finden, wenn wir im Allgemeinen ein gemeinsames Element für beide nennen: die Sprache. Denn nur die Sprache ist es ja, wodurch ebenso sehr die praktische Gemeinschaft des Verkehrs der Menschen im persönlichen Thun und Handeln ermöglicht wird, welche durch die Einwirkung des ethischen Principes ihre organische Gestaltung, und in welcher umgekehrt dieses Princip die seinige gewinnen soll, wie die theoretische der Erkenntnis dessen, was in diesem doppelseitigen Gestaltungsproceß zu einem zwar in der Zeit vorübergehenden, aber in der Erinnerung beharrenden Dasein kommt. Die Sprache ist nach ihrer der Sinnenwelt zugekehrten Seite das Element der Wahrnehmung, in welches alle geistige Thätigkeit⁶⁾ eingeht, und überhaupt dem Bewußtsein, sei es in theoretischer oder in praktischer Beziehung, gegenständlich zu werden. Sie ist nach ihrer geistigen Seite das unablässig neu sich erzeugende Werk der geistigen Thätigkeit selbst, sofern dieselbe aus dem Subjecte heraustritt und zur Erscheinung für Andere wird. Die Sprache ist daher recht eigentlich die Daseinsphäre, innerhalb deren allein sich eine historische Gewisheit gestalten kann. Nur was sich in Sprache oder durch Sprache fund gibt, ist Gegenstand einer solchen Gewisheit, nur ein Bewußtsein, welches seinen Inhalt aus sprachlicher Mittheilung

schöpft, ist Subject einer solchen. Sobald daher die Forderung historischer Gewisheit in jenem unverfälschten Sinne ins Bewußtsein tritt, von dem wir bemerkt haben, daß er sich in der Geistesbildung des Alterthums auf Aristoteles zurückführt, so kann es nicht fehlen, daß auch jenes ihr Element, die Sprache, zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Aufmerksamkeit wird. Der historischen Bildung geht mit innerer Nothwendigkeit eine philologische zur Seite und der Grund für jene wird mit derselben Nothwendigkeit überall nur in dieser gelegt. So bekanntlich schon im classischen Alterthume. Die Bildung, auf deren Grund sich erst in den späteren Jahrhunderten des Alterthums ein wissenschaftliches Gesamtbewußtsein erzeugte, worin die Forderung historischer Gewisheit in Bezug auf alles zeitliche Geschehen ohne Unterschied, nicht bloß auf einen eng begrenzten Kreis desselben, sich zu der ihr gebührenden Geltung brachte, diese Bildung ist wesentlich jene sprachliche, literarische oder philologische, die zuerst in der Alexandrinischen Schule zu ihrer Reife kam. Sie trägt noch den Charakter nationaler Beschränkung, nicht in Bezug auf den Sinn, aber auf den Umfang ihrer Studien. Sie wogte es nicht, oder wogte es nur zögernd in doch immer nur sehr schwach bleibenden Anfängen, auch fremde Sprachgebiete in ihr Reich hereinzugiehen und das Gebiet ihrer historischen Forschung zum welt-historischen zu erweitern; nur griechische Sprache und Literatur, und neben der griechischen dann später noch die römische, war der Gegenstand ihrer Arbeit. Auch die historische Gewisheit wurde daher von ihr nur für einen viel beschränkteren Kreis von Gegenständlichkeit wirklich angestrebt, als der allgemeine Begriff davon, in dessen Besitz sie sich gesetzt, an sich wol es verstatet haben würde. Mehr noch in der Tiefe unterscheidet sie sich von der philologischen Bildung der Neuzeit dadurch, daß sie nicht dazu gelangt ist, die Sprache nach ihrer Genese und organischen Gesamtgestaltung zum Gegenstand ihrer Forschung zu machen; daß sie dieselbe nur als äußeres, mechanisches Mittel zur Geistesäußerung und Geistesbethätigung zu betrachten weiß, nicht selbst als Werk oder lebendiges Erzeugnis geistiger Schöpferthätigkeit. Trotz dieser und anderer Mängel war indessen durch die von dem genannten Zeitpunkt an nie ganz wieder abbrechende Reihenfolge sprachlich-literarischer Studien und Arbeiten die Region entdeckt und für das allgemeine Bewußtsein gewonnen, in welcher der Begriff historischer Gewisheit seinen Sitz hat, und diesem Begriffe in jenem Bewußtsein die Ebenbürtigkeit mit dem gleichzeitig erworbenen Begriffe mathematisch-physikalischer Gewisheit gesichert.

Ueber den Gehalt dieses Gewisheitsbegriffs, sowie er sich gleich bei seiner ersten Gestaltung im Gesamtbewußtsein darstellt, nicht erst auf jener höhern Stufe der Durchbildung, die er in neuerer Zeit erreicht, ist hier noch folgende Bemerkung zu machen. Der Umfang, daß die geistige Thätigkeit, um für das Subject selbst, dem sie angehört, und für andere Subjecte zu einem Gegenstande des Bewußtseins zu werden, sich das Ele-

6) Nicht bloß die fremde oder äußere, sondern auch die eigene, innere, die Lebenserfahrung jedes einzelnen Subjects. Auch diese wird, wie die Psychologie dies näher nachzuweisen und davon die Gründe aufzuzeigen hat, dem Subjecte selbst, welches an sich und in sich diese Erfahrung macht, nur durch Sprache gegenständlich. Ohne den Gebrauch der Sprache wäre (bei Taubstummen) ihrer Botschaft halber durchaus keine Erinnerung im Bewußtsein, auch nicht die des Selbstbegriffs.

ment solcher Gegenständlichkeit, das Mittel ihrer Erscheinung und Selbstoffenbarung, aus sich selbst, und immer von Neuem, erzeugen muß, — eben dieser Umstand begründet in der Sphäre des historischen Wissens einen eigentümlichen Begriff von Thatsächlichkeit, wesentlich unterschieden von der nackten sinnlichen Thatsächlichkeit des physikalischen Gebietes, und in anderem Sinne, als dieser, Object und Problem einer wissenschaftlichen Gewissheit. Auch die historische Gewissheit hat zwar ihren Sitz in der Unmittelbarkeit der Erscheinung. Ihr Inhalt ist die geistige Thatsache, sowie sie in dem Elemente der Gegenständlichkeit des Geistes, in der Sprache, namentlich der durch Schrift zur bleibenden Objectivität der Erscheinung befähigten, sowie auch in anderen der Sprache äquivalenten Mitteln geistiger Selbstoffenbarung, in Werken der bildenden und der tönenden Kunst u. s. w., zur Erscheinung kommt. Aber diese Thatsache, die Thatsache des geistigen Lebens, des sittlichen Gesamtlebens, hat in der Unmittelbarkeit ihrer Erscheinung selbst, für das Bewußtsein die Bedeutung objectiver Wahrheit, welche dem Qualitativen der klos sinnlichen Thatsächlichkeit abgeht. Die Frage nach ihrer Gewissheit nimmt daher einen wissenschaftlichen Charakter an, wie die Frage nach der Gewissheit einer Thatsache sinnlicher Wahrnehmung an und für sich einen solchen nicht haben kann. In den schriftlichen Denkmälern, in den Denkmälern überhaupt, welche die Vergangenheit uns hinterlassen hat, das Factum der Geistesbethätigung auszumitteln, welches sich an jeder einzelnen Stelle in sie hineingelegt hat: das wird, unangesehen zuerst noch die Beschaffenheit des so hineingelegten, zu einem besonderen Geschäft der Forscherthätigkeit, zu einem solchen, welches für deren weitere Geschäfte erst den Stoff herauszuarbeiten hat. Es versteht sich, wie bereits dieses Geschäft, — das Geschäft philologischer Kritik und Exegese in weitester Wortbedeutung, — nicht geübt werden kann, ohne schon für sich alle die Hebel in Bewegung zu setzen, welche der Gesamtarbeit philologisch-historischer Forschung dienen müssen. Um auch nur an der einzelnen Stelle eines Schriftstellers die wirkliche Meinung des Schriftstellers zu reuiren, um in dem Texte des Schriftwerkes die Worte und Wortverbindungen, deren der Schriftsteller sich bedient hat, zu constatiren: dazu ist in gar nicht seltenen Fällen schon ein ganz entsprechendes Aufgebot von Schlüssen erforderlich, zu welchen nur die wirkliche Erkenntnis der Persönlichkeit des Schriftstellers und des Charakters, welchen diese Persönlichkeit im Elemente des sprachlichen Ausdrucks annimmt, der Verhältnisse, unter denen er sein Werk abfaßt, und der Gegenstände, mit denen er sich beschäftigt, die Prämissen liefern kann, wie zur wissenschaftlichen Begründung und Darstellung der geschichtlichen Zusammenhänge, für welche wiederum in dem selbsergehalt auf dem Wege philologischer Auslegung Genommenen nur erst das Material enthalten ist. Dennoch muß zwischen jener philologischen Arbeit und dieser im engeren Sinne historischen, — der Gesichtspunkt, aus welchem auch die Beschäftigung mit der Sprache

als solcher, mit den Denkmälern als solchen eine im höheren Sinne historische Bedeutung gewinnt, liegt uns für jetzt noch entfernt, — ohne Zweifel unterschieden werden. Die philologische Arbeit ist die Voraussetzung und Grundlage der historischen, nicht umgekehrt. Das Geschäft der philologischen Arbeit, soweit als es zum Behufe der praktischen Ausübung, immer seitlich zuerst noch in beschränktem nationalem Kreise, eheferlich war, zum Bewußtsein gebracht und dadurch die historische Forscherarbeit, wenn auch zunächst noch innerhalb dieses Kreises, doch in einem auch für das Allgemeine schon aufgeschlossenen Sinne, nennlich zu haben: das eben ist das unergänzliche Verdienst der Alexandrinischen Schule, wodurch dieselbe in einem Zeitalter erlöschender Productivität, der absterbenden sowie als auch der speculativen, den Fortschritt der allgemeinen Geistesbildung so bedeutend gefördert hat. Auf den Begriff historischer Gewissheit in jenem höheren Sinne, in welchem an ihm, wie wir alsbald darauf zurückkommen werden, alle tieferen Interessen des Geistes so unmittelbar theilhaftig sind, war das Bewußtsein dieser Schule nicht ausdrücklich gestellt. Dagegen war es durch und durch auf den Begriff jener eigentümlich philologischen Gewissheit gestellt, der allerdings nur das Factische der Geistesbethätigung als solches zu seinem Inhalte hat, und auch dieses Factische nur, wiefern es in Sprache, Schrift und Denkmal zur gegenständlichen Erscheinung wird und zur Anschauung und Wahrnehmung in ein Verhältnis der Unmittelbarkeit tritt, der aber eben dadurch zu einer notwendigen Zwischenstufe wird, über die hinaus allein zur historischen Gewissheit im vollständigen Wortsinne zu gelangen ist.

Die neunten Jahrhunderte zeigen uns zwei epochemachende Momente des Aufschwungs der philologisch-historischen Studien, deren erster noch nicht, wol aber deren zweiter den Begriff historischer Gewissheit in einer völlig erneuten und umgewandelten Gestalt für das allgemeine Bewußtsein ausgebeugt hat. Der erste dieser Momente fällt nicht nur in die schon mehrfach von uns erwähnte Renaissanceperiode, sondern er selbst ist es, der mit diesem Ausbruche Renaissance zunächst bezeichnet wird. Es ist gebrauchlich geworden, mit diesem (übrigens bekanntlich auch, und neuerdings sogar vorzugsweise, auf die Gestaltung des Kunststiles, die aus diesem Umschwunge hervorgegang, angemendeten) Worte die „Wiedergeburt“ der klassischen Studien auszudrücken, wie sie in der Schlussperiode des Mittelalters stattfand, das heißt in vollständiger Bezeichnung, die Aufnahme von Studien, welche darauf gerichtet sind, die Geistesbethätigung des griechisch-römischen Alterthums, sowie dieselbe in die Literatur und Kunstdenkmäler eingearbeitet und für die Anschauung der Nachwelt gegenständlich geworden war, thatsächlich für diese Anschauung wiederzugewinnen. Das Werk solcher Wiedergewinnung kann demzufolge an und für sich selbst von uns ganz nur als eine Erneuerung des Werkes der Alexandrinischen Schule betrachtet werden, unter veränderten Umständen allerdings, welche eine erhöhte Intensität der

Geißarbeit, einen ganz eigenthümlichen Schwung producirt. Begierde dafür in Anspruch nehmen. Gleich jenem war es aber zunächst und blieb es noch für längere Zeit wesentlich nur auf den Gewinn jener Gewissheit von unmittelbar factischer Natur gerichtet, auf die Gewissheit des urkundlichen Thatbestandes der in der Schrift- und Kunstdenkmäler eingegangenen Geistesthätigkeiten, welche wir vorhin als das specifisch-philologische Object des Bewusstseins der Alexandrinischen Gelehrtenschule bezeichneten. Die Kenntniss der Sprachen des classischen Alterthums kam auch hier überall nur als Mittel zum Zwecke, nicht als Selbstzweck in Betracht. Die eigenthümliche Arbeit der Geschichtsforschung und Geschichtsdarstellung aber, an sich selbst freilich der höhere Zweck jener philologischen, blieb damals, ebenso wie sie es im Alterthume stets geblieben ist, eine speculativ, dem Genius der Einzelnen überlassen, aber nicht von der Schule als solcher in die Hand genommen. Eine Schule zu begründen, welche auch dieser Arbeit in einer stetigen Folge sich unterzieht und zwar in einem Umfange und einer Tiefe, von welcher spätere Zeiten kaum hier und da eine schwache Ahnung gehabt haben: das war einer noch späteren Periode vorbehalten. Da es in der Natur der Sache liegt, daß erst in der Arbeit dieser Schule der eigenthümliche Begriff historischer, historisch-philologischer Gewissheit zu seiner Reife gelangt und in dieser reiferen Gestalt zu einer Inhaltbestimmung des allgemeinen Bewusstseins wird: so müssen wir es als noch in die Grenzen unserer Aufgabe eingeschlossen betrachten, über die Principien dieser Schule, die wir als eine große Errungenschaft der jüngsten Zeitperiode ansehen dürfen, nach Maßgabe der Gesichtspunkte, die unsrer bisheriger Gedankengang dafür bietet, und wenigstens annäherungsweise zu verstandigen.

Wir haben im Obigen und bestrbt, deutlich zu machen, in wie engem Zusammenhange das erste Aufstehen des Begriffs historischer Gewissheit im Gesamtbewusstsein des menschlichen Geschlechtes mit dem Wendepunkte der philosophischen Speculation im griechischen Alterthume steht, welcher durch das Auftreten des Sokrates bezeichnet wird, und mit der Reife, zu welcher diese Speculation durch Aristoteles gebracht ward. Wir iren wol nicht, wenn wir für die vollständige Ausgestaltung dieses Begriffs im Gesamtbewusstsein der Neuzeit einen ähnlichen Zusammenhang voraussetzen mit dem Umschwunge, welcher für die philosophische Speculation zunächst im deutschen Volke, seit Kant begonnen hat. Die Bezeichnung dieses Zusammenhanges wird uns freilich erschwert durch den Umstand, daß die Ziele jenes Umschwungs noch in der Zukunft liegen. Die Neugestaltung des Gebietes der historisch-philologischen Studien, die wir hier im Auge haben, die Erweiterung und Vertiefung des Begriffs historischer Gewissheit, die mit solcher Neugestaltung Hand in Hand geht: in beiden erblicken wir das Werk nicht jenem der schon geschehenen, als vielmehr des nur erst beginnenden Umschwungs, das Werk, dessen dieser Umschwung eben zu seiner Selbstvollziehung bedurfte, und es hervorrief oder veranlaßte

nicht in Kraft einer schon erreichten, sondern in Reife der von ihrer Reife vielleicht noch ziemlich weit entfernten Tendenzen einer werdenden Aufbaumung und Erkenntniss. Die Speculation, auf diesen Weg zuerst durch Kant geführt, dem über das Ziel desselben erst nahe am Ende seiner Laufbahn ein noch keineswegs deutliches, nur erst dümmendes Bewusstsein aufging¹⁾, durch die Nachfolger Kants zwar mit fortwährend sich steigendem, aber keineswegs noch zu wirklicher Klarheit hindurchgebrungenem Bewusstsein über die Beschaffenheit des Ziels in der Verfolgung der Bahn bekräftigt und gefördert, sucht den Begriff des concreten Absoluten, des „absoluten Geistes“ als lebendiger, organischer Totalität alles Daseins, aller Wirklichkeit. Sie sucht ihn, sie strebt ihm mit Bewusstsein nach, aber sie besitzt ihn noch nicht; sie arbeitet darauf hin, durch Hülfe einer reismusförmigen Empirie zu ihm zu gelangen. Wesentlich dieser im Innern des Geistes vorgehenden Arbeit, von deren Principien, nachdem sie einmal im Gesamtbewusstsein eines Zeitalters Platz ergrißen haben, unverbürgt auch solche Forscher geleitet werden, die an der Arbeit der Speculation nicht selbst Theil nehmen, wesentlich ihr verdanken wir zuvörderst die veränderte Stellung der philologischen Wissenschaft zur Sprache oder zu den Sprachen, deren Kunde ihr bisher nur als Mittel, nicht als Selbstzweck galt. In der Sprache als solcher, in jeder einzelnen Volkssprache ein großes, aus dem lebendigen Gesamtgeiste der Menschheit herausgebornes und in ihrer selbst lebendiges, selbst organischen Gliederung die Gesche seiner Lebensbethätigung an sich ausgeprägt tragendes Ganze gewahr zu werden, in diesem Sinne nicht die aber jene besondere geschichtliche Sprache nur zum Mittel, sondern die Gesamtheit aller geschichtlichen Sprachentwicklung zu einem unmittelbar aus seiner selbst willen angestrebten Probleme und Objecte der Forschung zu machen: das war der erste große, entscheidende Schritt auf der neuen, durch den Geist und die Tendenzen der modernen Speculation vorgezeichneten Bahn, auf der wir eben jetzt die philologisch-historische Wissenschaft in allen ihren Richtungen begreifen sehen. Die unermessliche Bedeutung dieses Schrittes zu deutlicherem Bewusstsein zu erheben, das wird am leichtesten vielleicht dann gelingen, wenn man es nicht zu früh findet, den Gesichtspunkt zu fassen, daß durch ihn für die Sprachforschung in dem ganzen fast unüberschaubaren Umfange, welcher sich hiermit für sie eröffnet, ein gewissermaßen analoges Verhältnis zu der übrigen Forschung auf den Gebieten der Geschichte begründet wird, wie das Verhältnis der Mathematik zur Naturforschung. Hat es doch nicht an Denkern gefehlt, die auch ohne daß es ihnen grade um die Analogie dieses Verhältnisses wäre zu thun gewesen, zwischen Sprache und Mathematik ein enges Verwandtschaftsband zu knüpfen beflissen waren.

1) Richt in der „Kritik der reinen Vernunft“ finden wir solches Bewusstsein niedergelegt, auch nicht in den Schriften zur praktischen Philosophie, sondern erst in der „Kritik der Urtheilskraft“, in der „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ und in dem „Streit der Facultäten.“

indem sie in beiden gleichmäßig den Ausdruck jener ursprünglichen, aller Anwendung auf eine erfahrungsmäßig gegebene Gegenständlichkeit, allem wirklichen Denken und Handeln vorangehenden Gesetzmäßigkeit des Geistes zu erblicken meinten, durch welche für jeden einzelnen Menscheng Geist das Bewußtsein selbst sammt aller Thätigkeit des Bewußtseins bedingt wird. Dieser Gesichtspunkt würde sich nun zwar wol nicht in voller Strenge durchführen lassen, ohne damit die Bedeutung unbedingter Evidenz und unmittelbar gegenständlicher Wahrheit in Frage zu stellen, welche mit Recht für das rein mathematische Wissen in Anspruch genommen wird. Denn die Sprache als solche, wie tief auch immer in der Gesetzmäßigkeit des Menscheng Geistes wurzelt, bleibt doch ein spontanes Erzeugnis desselben; was von dem Inhalte der Mathematik eben nicht, nur von dem Denken gesagt werden kann, welches solchen Inhalt sich zum Bewußtsein bringt. In soweit jedoch dürfen auch wir jenes Verwandtschaftsverhältnis anerkennen, als durch die Sprache in ganz ähnlicher Weise für den Menscheng Geist das Gebiet der Möglichkeit des ihm eigenthümlichen Thuns und Geschehens umschrieben wird, wie durch die Mathematik für die körperliche Natur das Gebiet der Möglichkeit ihres Daseins und Erscheinens. Und darin eben besteht die Analogie des Verhältnisses beider zu den beiden großen Hauptgebieten des empirischen Wissens. Es erwacht aus dieser Analogie für uns die Ansicht, daß erst durch die vorhin erwähnte Umgestaltung des Gesichtspunktes der Sprachforschung die historisch-philologische Wissenschaft sich in den entsprechenden Vollreife ihres allgemeinen Organons gesetzt hat, wie die mathematisch-physikalische durch die von Vern herein gesetzte Wahrnehmung des Uebergrreifens der mathematischen Wahrheit über das gesammte Gebiet der sinnlichen Erscheinung. Dabei darf aber nie übersehen oder vergessen werden, daß die Sprachkunde selbst den Charakter des Empirischen trägt, daß sie nur als Wert oder Ergebnis empirischer Forschung gewonnen werden kann, während die Mathematik als solche ein rein rationales Wissen ist. Dieser Unterschied kann seinerseits zur Erklärung des Umstandes dienen, daß die historisch-philologische Wissenschaft sich erst so spät in den Besitz ihres Organons setz, während die mathematisch-physikalische das ihrige von Vern herein bezieht.

Schon in der Sprachforschung als solcher, wenn sie in dem großen allgemeinen Sinne geübt wird, welchen wir als den der Reizet eigenthümlichen bezeichnen, kommt nun der spezifische Bezugs historischer, historisch-philologischer Gewissheit in Anwendung, der zwar seiner selbst noch unbewußt zu allen Zeiten, wo es überhaupt Geschichtsforschung und Geschichtsdarstellung gab, die Forscher und Darsteller getrieben hat, den aber zum vollsten Bewußtsein seiner selbst und zur Möglichkeit einer universalen Anwendung zu bringen dieser jüngsten Periode der Geistesentwicklung vorbehalten blieb. Es beruht diese Gewissheit, sofern sie sich, wie alle empirische Gewissheit, zunächst auf Besonderes und

Einzelnes bezieht, überall das Besondere und Einzelne zu ihrem nächsten Gegenstande hat, doch wesentlich auf der Art und Weise, wie dieses Besondere und Einzelne sich in den organischen Zusammenhang eines lebendigen Ganzen einreicht. Sie ist Gewissheit, eben nur weisen sie durch diesen Zusammenhang des Einzelnen mit dem Ganzen beglaubigt wird; sie steht, als Gewissheit des Einzelnen, in einer gegenseitig bedingenden Wechselbeziehung zu der Gewissheit, die aus der Erkenntnis des Ganzen für dieses Ganze hervorgeht. In der Sprache, weisen sie Gegenstand, nicht die Mittel der historischen Gewissheit ist, hat auch das Besondere und Einzelne, das einzelne Wort, die einzelne grammatische oder syntaktische Regel, die Bedeutung eines Allgemeinen, einer allgemeinen Möglichkeit für eine unbefindbare Vielheit von Fällen der Verwirklichung, der wirklichen Anwendung. Auch hierin können wir die Analogie des sprachlichen Wissens mit dem mathematischen wiederfinden. Denn in der Mathematik freilich noch mehr als in der Sprache ist die Notwendigkeit auch des Besonderen und Einzelnen eine ebenso absolute, wie die des Allgemeinen, und als absolute selbst allgemeines Gesetz für eine unendliche Möglichkeit empirischen Daseins in Form dieser Besonderheit, dieser Einzelheit. Und so geschieht es denn, daß, wie sehr auch in sich selbst schon eine unerhöfliche Fülle des lebendigsten individuellen Wissens von concreter Geistesbethätigung gehend, die Sprachforschung dennoch für den eigentlichen, universalen Inhalt des geschichtlichen Wissens, der geschichtlichen Gewissheit, nur so zu sagen die allgemeine Form, den allgemeinen Typus bietet. Wie sehr auch Gegenstand ersten, angestrengten Forschens selbst in solchen Fällen, wo wenig oder keine Aussicht ist, die Kunde einer ausgetragenen Sprache zum Verständnis von Schriftentwürfen zu verwerten, die auch für die weiter vordringende Geschichtsforschung von Erheblichkeit sind, nur allein um ihrer selbst und um der unmittelbar in ihrem Organismus niedergelegten Geistesbethätigung willen, hört die Sprachforschung doch nicht auf, zugleich als Mittel zu dienen für alle weitere Forschung und Erkenntnis des großen Lebensgebietes der Menschengeschichte. Sie wird dazu noch in viel weiterem Umfange, als zuvor, noch in unerschöpflich gesteigerter Tragweite der Schlüsse, die sich mit historischer Gewissheit aus den in die Schriftentwürfen eingegangenen Zügen eines der Vergangenheit anheimgefallenen Geisteslebens auf die auch in einer Reihe anderer, unmittelbar noch lebendiger Wirkungen fortdauernde Wirklichkeit solcher Geisteslebens ziehen lassen. Wie die geistige Gesamtanschauung der organischen Sprachgebäude dafür das große Beispiel gegeben hat: so ist jetzt die Forschung des gesammten Geschichtsgebietes nicht mehr beliebig gerichtet, wie alle frühere Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung es fast ausschließlich war, auf das in Form unmittelbar zeitlicher That und Begebenheit rasch vorübergehende Geschehen und auf dessen durch menschliche Freiheit und überfinnlische Notwendigkeit vermittelten Causalzusammenhang, sofern derselbe einem noch

unbekannten, nur erst gezeichneten Endziele zustrebt. Sie ist ganz eben so sehr auf Erkenntniß der organischen Totalitäten gerichtet, zu denen sich in jeder Periode der Weltgeschichte nach innerer Gesetzmäßigkeit durch das wenn auch unbenutzte, doch um so unwiderstehlichere Wirken großer, von der Natur des Geistes unabtrennlicher Zwecke das Leben der Völker ausgestaltet, in Staat und Religion, in Sitten und materieller Civilisation, in Kunst und Wissenschaft. Ueber alle diese Gestaltungen des Geisteslebens erstreckt sich von jezt an der Begriff, erstreckt sich das Bewußtsein historischer, historisch-philologischer Gewissheit, vermittelt ganz ebenso, wie dort auf dem sprachlichen Gebiete, durch die Erkenntniß des Zusammenhangs zwischen Einzelnem und Ganzem, zwischen Besonderem und Allgemeinem. So erstreckt, bei stets wachsender Theilung der Arbeit, eine Reihe besonderer Disciplinen der historisch-philologischen Erkenntniß und Forschung. (Daß das Entsprechende auch von der mathematisch-physikalischen Erkenntniß gilt, fanden wir dort nicht nöthig, ausdrücklich zu bemerken.) Geschrieben von einander sind dieselben theils durch die zeitlich und örtlich getrennten, auch durch Verschiedenheit der Volkssprachen bezeichneten Geschichtsgebiete, theils durch die Beschaffenheit der organischen Totalitäten, deren jede eine eigenthümliche Erkenntnisarbeit für sich in Anspruch nimmt. Sie alle aber sind vereinigt ebenso in formater Beziehung durch das ihnen gemeinsame Gewissheitsprincip, wie in sachlicher durch den großen in ihnen allen durchwaltenden Gedanken einer lebendigen, organischen Gemeinschaft alles Menschlichen und eines gemeinschaftlichen, noch von dem Schicksal der Zukunft bedeckten Endzieles, dem sie alle mit oder ohne ausdrückliches Bewußtsein zustreben.

Dieser Grund- und Kerngedanke, dessen wir hier nicht zum ersten Male gedenken, hat, dies ward von uns bereits im Obigen bemerkt, seinen Ursprung nicht selbst im historischen Wissen, er hat ihn nirgend anders, als in der philosophischen Speculation. Auch kann er, sowie uns wenigstens für jezt noch sein Verhältnis zu dem gegebenen Inhalte geschichtlicher Erfahrung sich darstellt, nicht unmittelbar, nicht seinem principiellen Inhalte nach zum Gegenstande des historischen Wissens, der historischen Forschung werden. Er bleibt das Object, er bleibt das Problem der Speculation als solcher, und obgleich er sich als solches, als vollständig erwiesen hat, ein Princip historischer Gewissheit aus sich zu erzeugen, so ist doch seine eigene Gewissheit, sofern es ihm gelingt, im menschlichen Gesamtbewußtsein sich selbst mit einer solchen zu überkleiden, nicht historischer, sie ist wesentlich speculativer Art. Und dies nun gibt uns die Veranlassung, nachdem wir im Vorstehenden, kurz zwar, aber für die Zwecke dieses Artikels, wie wir hoffen, genügend, die eigenthümliche Natur jener zwei specifisch wissenschaftlichen Gewissheitsformen, der mathematisch-physikalischen und der philologisch-historischen dargelegt haben, jezt noch mit einem Worte über das Verhältnis beider zum Begriffe der philosophischen Gewissheit uns zu verständigen. Wir haben es im Ein-

gange unsers Artikels abgelehnt, diesen Begriff unmittelbar zu diesen Gegenstände zu machen, weil es uns scheinen wollte, als ob dies nicht geschehen könne, ohne über Inhalt und Geschichte der Philosophie selbst auf eine Verhandlung einzugehen, welche die notwendigen Grenzen dieses Artikels überschritten haben würde. Dies aber darf uns nicht abhalten, den Weg bis zum Ende zu verfolgen, der uns durch Sinn und Verstand unserer bisherigen Betrachtung vorgezeichnet ist, auch wenn derselbe uns auf die Frage über die eigenthümliche Natur jenes Gewissheitsprincipes, dessen Begriff wir von Anfang an unserer Betrachtung mehr entfernt zu halten für rathsam erachteten, zurückführen sollte. Ist es ja doch gar nicht so undenkbar, daß auch über ihn uns diese Betrachtung ganz von selbst einen Gesichtspunkt eröffnen haben könnte, zu dem wir ohne sie vielleicht nur auf Umwegen gelangt sein würden. Wir hoffen, unsere Leser, wenn sie uns auch noch bei diesem letzten Schritte begleiten wollen, zu überzeugen, daß dem in der That so ist, und halten es in diesem Sinne für unsere Pflicht, die Erwägung nicht zurückzuhalten, die sich uns nach allem Vorhergehenden ganz ungeflucht aufdrängt.

Wir haben gefunden, daß beide von uns in nähere Betrachtung gezogenen Gewissheitsformen, die mathematisch-physikalische und die philologisch-historische, in einem Princip speculativer, speculativ-philosophischer Gewissheit wurzeln und nur durch die geschichtlich irgendwie schon vorhandene Wirksamkeit solches Principes selbstkräftig auf die Weise ins Bewußtsein des menschlichen Geschlechts eintreten, wodurch die große Gesamtercheinung des mathematisch-physikalischen und des historisch-philologischen Wissens und Forschens bedingt wird. Beide jedoch von vorn herein nicht in gleicher Weise. Die mathematisch-physikalische Gewissheit erwies sich als abhängig von einem Princip schlechthin überempirischer, rein vernunft- oder verstandesmäßiger Gewissheit, dem abstract mathematischen, welches, obgleich zuerst durch physiosophische Speculation gewendet und ins Bewußtsein eingeführt, doch im Bewußtsein alsbald die Natur einer eigenthümlichen, ganz nur auf sich selbst ruhenden Gewissheit annimmt und in dieser Gestalt unmittelbar zu einem Factor oder Coefficienten der physikalischen Gewissheit wird. Die philologisch-historische Gewissheit dagegen zeigte sich, wie in ihrem Ursprunge, so auch in ihrem Fortzuge, als durchdrungen von einem ihr selbst jenseitig stehenden Princip, welches nicht unmittelbar durch sich selbst zu einem Inhalte, zu einer Gestaltung, dem Inhalte und der Gestaltung des mathematischen Principes entsprechend, gelangt, sondern seinen Inhalt, seine Gestaltung erst von einer Anschauung erwartet, zu deren Verbindung es seinerseits die Dienste der philologisch-historischen Forschung und Wissenschaft in Anspruch nimmt. Diese Doppelseitigkeit des Behaltens deutet auf einen innern Gegensatz, auf eine Zweisplitztheit in dem Principe der speculativ-philosophischen Gewissheit als solchem. Denn woher sonst, wenn nicht von ihm selbst, von seiner eigenen, und die

jetzt nicht näher bekannten, nur eben von und vorausgesetzt und in ihren geschichtlichen Äußerungen beobachteten Natur läme doch sonst dem philosophischen Princip diese gänzlich verschiedene Art seiner Einwirkung auf das Gesamtbewußtsein des Menschengestirns, — des Menschengestirns, der in Folge dieser Einwirkung jene zwei Gewissheitsformen in sich erzeugt und sich durch sie auf die zwei ihnen entsprechenden Bahnen der Forschung und Erkenntnis fuhren läßt? Wir dürfen also wol hoffen, durch die Beobachtung dieser zwei Erkenntnisbahnen, dieser zwei Gewissheitsformen, fast ungedacht ein weniglicht nicht unwichtigen Aufschluß über die eigene Natur der philosophischen Erkenntnis, der philosophischen Gewissheit gewonnen zu haben, und dürfen es nicht verschmähen, noch einen Schritt weiter die Spuren zu verfolgen, auf denen es, wenn nicht uns selbst, doch weiter Forschenden gelingen mag, sich dieses Aufschlusses vollständiger zu versichern und seine Früchte zu ernten.

Es sei also gestattet, zuvörderst in Bezug auf die Mathematik die Frage aufzuwerfen: worin besteht die, mit der philosophischen Gewissheit entweder überhaupt, wie wir nach Obigem voraussetzen dürfen, oder mit einem Theile derselben ihr gemeinsame Eigenschaft ihres Gewissheitsprinzips, welche sie zu einem unentbehrlichen Bestandtheile der physikalischen Gewissheit macht? Die Eigenschaft, welche sie in Stand setzt, der physikalischen Erkenntnis den Verlust zu ersetzen, den sie an ihrem empirischen Bestandtheile durch das Verschwinden jener unmittelbar sinnlichen Gewissheit erlitten hat, deren Verstoß das Bewußtsein den Angriffen der philosophischen Ereculation gegenüber nicht zu behaupten vermag? Auf diese Frage wird die Antwort nicht schwer zu finden sein, wenn wir auf die Ergebnisse unserer obigen Erörterung des Prinzips der mathematisch-physikalischen Gewissheit einen Blick zurückwerfen. Die Mathematik, die rein mathematische, von allen Elementen sinnlicher Empfindung und Wahrnehmung völlig abgehebene Erkenntnis erstreckt sich über das Allgemeine, oder genauer ausgedrückt, sie erstreckt sich über das ganze Reich der Möglichkeit derjenigen Eigenschaften des Inhalts der Sinneserfahrung, welche in Bestimmungen und Verhältnissen von Zahl, Ausdehnungs- und Bewegungsgrößen bestehen oder sich auf solche Größenbestimmungen und Größenverhältnisse zurückführen lassen. Sie ist ausdrücklich nur auf diese Möglichkeit gerichtet, auf die Größenbestimmungen und Größenverhältnisse, nicht weisen sie an einem Inhalte der Sinneserfahrung wirklich gesetzt sind, sondern weisen sie, nur mit der Möglichkeit solcher Setzung, in dem allgemeinen Begriffe der Größe als solcher, der Zahl, Ausdehnungs- und Bewegungsgröße, unmittelbar und ohne alle Vermittelung durch sinnliche Empirie einhalten sind. Wesentlich nur der Beschränkung auf dieses Gebiet des Allgemeinen, auf dieses Reich der Möglichkeit eines Sinnlichen verbannt die Mathematik ihren rein rationalen Charakter, verbannt sie ihre von aller und jeder Sinneserfahrung völlig unabhängige Evidenz. Zwar hat man ihr diese Unabhän-

gigkeit bestritten wollen, sofern sie nicht bloß, als arithmetische Analysis, von Zahlgrößen und Zahlverhältnissen, sondern auch, als Geometrie, von Ausdehnungsgrößen, als reine Mechanik, von Bewegungsgrößen und deren Verhältnissen handelt. Ausdehnung und Bewegung nämlich, so meinte man, oder genauer, Raum und Zeit, welche nichts Anderes sind als, jener die reine Ausdehnung, diese die reine Bewegung, sie sind nicht ein rein Quantitatives, sie sind an und für sich schon ein Qualitatives, und als solches von sinnlicher Anschauung abhängig, Gegenstand sinnlicher Anschauung oder von ihr abgezogen. Und dies ist ein Widerspruch, ein Irrthum, der durch die gesammte Natur der rein mathematischen Evidenz widerlegt, und auch von Kant, dem Urheber jener Theorie, durch welche Raum und Zeit allerdings als Gegenstände einer Anschauung, aber ausdrücklich nicht einer sinnlich-empirischen Anschauung bezeichnet worden sind, nicht getheilt wird. Man mag immerhin die Eigenschaften, wodurch der reine Raum und die reine Zeit, die reine Ausdehnungs- und die reine Bewegungsgröße sich von der reinen Zahlgröße unterscheidet, man mag sie immerhin ein-Qualitatives nennen. Aber man wird nicht in Abrede stellen können, daß dieses Qualitative ganz ebenso von der Natur des Allgemeinen und rein Rationalen ist, ganz ebenso an und für sich nur eine Möglichkeit, nicht eine Wirklichkeit des Daseins bezeichnet, wie das rein Quantitative. Man wird demzufolge auch dies nicht in Abrede stellen können, daß die den reinen Ausdehnungs- und Bewegungsgrößen eigenthümlichen Verhältnissbestimmungen sammt jenem wenn man will Qualitatives, womit sie behaftet sind, ganz eben so und nicht im Geringsten weniger, Problem und Object einer streng apriorischen, dem Zaden reiner Denknothwendigkeit folgenden Ableitung oder Entwicklung sind, wie die Verhältnissbestimmungen der Zahlgrößen. Es bleibt also dabei, daß das spezifische Moment mathematischer Evidenz oder Gewissheit in alle Wege auf dem durchgängigen Charakter ihrer Gegenständlichkeit beruht, darauf beruht, daß diese ihre Gegenständlichkeit eben nur ein mögliches Dasein ist, aber kein wirkliches. Nur das schlechthin Allgemeine, nur die Möglichkeit des Daseins läßt sich ohne Widerspruch auf solche Weise in den Bestand eines endlichen Wesens und in dessen Bewußtsein eingeschlossen denken, daß solcher Bestand ihr Erkenntnis ganz ebenso auf sich selbst, als wäre es seine eigene, zu schöpfen vermag; nur die Möglichkeit, aber nimmermehr eine Wirklichkeit, vorausgesetzt nämlich, daß für solche Wirklichkeit zugleich das Prädikat gegenständlicher, von dem erkennenden Verstande unabhängiger Wahrheit in Anspruch genommen würde. Nur auf das Mögliche eben als Möglichkeit leidet das Prädikat absoluter Denknothwendigkeit Anwendung, während alles sinnlich Wirkliche, wie durchgängig aus sein Dasein und sein Zusammenhang durch unumwandelbare Gesetze bedingt sein mag, doch mit einem Momente der Zufälligkeit behaftet ist; wodurch es eben bewirkt wird, daß wir in Betreff seiner Erkenntnis überall auf sinnliche Erfahrung gewiesen sind. Die

Mathematik aber wurzelt, so wissen wir, wir wissen es ausdrücklich auch historisch, sie wurzelt in philosophischer Speculation. Die Evidenz der Erkenntniß, die sie gewährt, ist der menschliche Verstand nicht unmittelbar, nicht ohne Weiteres gewahr geworden; es hat für ihn dazu des Vorganges der Speculation bedurft, die ihn auf das Vernunftallgemeine hinwies als die Region, in welcher er den Erlaß für die verlorene Gewissheit der unmittelbar sinnlichen Wahrnehmung zu suchen habe. Werden wir es demzufolge glaublich finden wollen, daß an dieser Beschränkung des rein mathematischen Wissens auf Möglichkeit, Möglichkeit eines Daseins, von dessen Wirklichkeit der Verstand sich nur durch Sinneserfahrung zu vergewissern vermag, worauf, wie wir uns überzeugt haben, doch wesentlich die dem mathematischen Wissen eigenthümliche Evidenz beruht, die Natur der philosophischen Gewissheit keinen Antheil haben sollte? — Wir brauchen, um uns vorläufig über die Art und Weise zu verständigen, wie wir uns solche Betheiligung der philosophischen Gewissheit an der eigenthümlichen Natur der mathematischen zu denken haben, nicht etwa von vorn herein dies anzunehmen, daß auch die philosophische Erkenntniß zu ihrem alleinigen Gegenstande überall nur eine Möglichkeit des Daseins habe. Dies würde nicht nur stark verstoßen gegen die allgemein geltenden Vorstellungen über das Wesen des philosophischen Wissens, und zwar auch gegen solche Vorstellungen, die in seine Kraft und Bedeutung nur ein geringes Vertrauen setzen, fast nicht minder, als die ihm das höchste zuwendend, sondern es würde auch für uns die Gefahr einer Benachtheiligung derjenigen Seite des Begriffs philosophischer Gewissheit daraus erwachsen, deren wir alsbald noch in Ansehung ihres Verhältnisses zur philosophisch-historischen Gewissheit werden zu gedenken haben. Aber sollte denn die Erwägung so fern liegen, daß, wenn es in der That, wäre es auch nur als eine Forderung der menschlichen Vernunft, eine philosophische Erkenntniß, eine Erkenntniß des Absoluten gäbe, dann eben wenigstens eine Seite dieser Erkenntniß der allgemeinen Möglichkeit des Daseins wird zugewandt sein müssen? — Wir wissen nur zu wohl, wie ungern die meisten der bis jetzt vorhandenen Richtungen der Speculation sich dazu entschließen, in irgend einem Sinne eine von der Wirklichkeit unterscheidene Möglichkeit des Daseins als eigenthümliches Object oder Problem des philosophischen Wissens gelten zu lassen. Es pflegen dies diejenigen, welche die Bestimmung der Philosophie in die Erkenntniß der Idee des Absoluten setzen, als eine Beeinträchtigung des erhabenen Charakters dieser Idee anzusehen, indem sie von letzterer ohne Weiteres voraussetzen, daß in ihr die Gegenstände, wie des Objectiven und des Subjectiven, des Realen und des Idealen, so auch des Wirklichen und des Möglichen getilgt sind. Den realistischen oder materialistischen Gesinnten aber, den Jüngern der empiristischen und sensualistischen Schulen, erscheint vollends der Begriff einer der Wirklichkeit des Daseins vorangehenden Möglichkeit überall nur als ein

leeres Phantom; sofern derselbe nämlich etwas mehr sein will, als nur ein aus sinnlicher Betrachtung der empirischen Wirklichkeit Abgeleitetes, wofür sie auch den Inhalt des mathematischen Wissens aufzuheben sich berechtigt achten. Es wäre aber hier die Frage aufzuwerfen, ob nicht eine genauere Betrachtung der eigenthümlichen Eigenschaften ausdrücklich des Inhalts der Mathematik vielleicht mehr als alles Andere dazu geeignet wäre, ein deutliches Bewusstsein zu eröffnen über die, factisch überall im menschlichen Verstande, wenn auch unerkannt, vorhandene, von aller empirischen Wirklichkeit und deren Erkenntniß unabhängige Gewissheit, eines derartigen Inhalts, wie er, als Inhalt eines speculativen Wissens, sonderbarer Weise von jenen beiden sonst überall sich bekämpfenden, nur eben in der Verbreitung der Wahrheit eines solchen Inhalts mit einander einverstandenen Parteien in Abrede gestellt wird. Weder die absolute Apriorität, der rein rationalen Charakter des mathematischen Wissens läßt sich ja doch auf die Länge ernsthaft bestreiten, wenn man nicht die bestimmten Aussagen der gesunden Menschenvernunft geradezu Lügen strafen will, noch auf der andern Seite ihre vollkommene Leere an allem solchen Inhalte, dem unvollständig eine Wirklichkeit könnte zugeschrieben werden. Kann man aber auf dem Gebiet der Mathematik die Wahrheit und Wirklichkeit einer Erkenntniß, einer rein rationalen, von aller Empirie völlig unabhängigen Erkenntniß des Möglichen eben nur als Möglichen, einer Gewissheit, die sich auf das Mögliche eben nur als Mögliches bezieht, nicht bestreiten: was liegt dann näher, als diesen Begriff, wenn auch vorläufig nur in Gedanken, dahin zu erweitern, daß er sich als der Begriff einer Erkenntniß, einer Gewissheit darstellt, welche alle Möglichkeit eines Daseins überhaupt, nicht bloß, wie die mathematische Daseinsmöglichkeit, eines sinnlichen, umfaßt? Was liegt, ich frage nochmals, näher, als, in dieser allgemeinen philosophischen Erkenntniß, welche auf die Daseinsmöglichkeit überhaupt gerichtet ist, die Wiege der besonderen mathematischen Erkenntniß zu erblicken, deren Aufgabe nur ist: jenen Theil der allgemeinen Daseinsmöglichkeit sich erstreckt, welcher in der Eigenschaft von Größenbestimmung und Größenverhältniß an den Dingen sinnlicher Empfindung und Wahrnehmung unmittelbar zur Erscheinung kommt? Wenn die philosophische Erkenntniß zu der Zeit, als sie geschichtlich zuerst der mathematischen den Ursprung gab, noch nicht ausdrücklich sich selbst in dieser ihrer Eigenschaft als Erkenntniß der allgemeinen Daseinsmöglichkeit erkannt und bezeichnet hat; wenn sie auch freilich noch nicht über ihr Verhältniß zu diesem ihrem zwar nicht einzigen, aber ersten und nächsten Gegenstande zu einem ganz klaren Bewusstsein hat gelangen können: so müßte, wer hierin einen Beweis gegen unsere Auffassung dieses Verhältnisses finden wollte, vergessen haben, daß der philosophischen Speculation überhaupt nicht von vorn herein die volle Klarheit über ihre eigenen Aufgaben und über den Inhalt der großen allmählig in ihr aufsteigenden

Anschauungen über das Allgemeine und Absolute beschreiben ist, die sie eben nur allmählig im Laufe ihrer geschichtlichen Entwicklung erringen soll.

Es wäre eben für diese Klarheit selbst, die wir, wie gesagt, als nicht den Anfang, sondern das Ziel der philosophischen Forschung anzusehen guten Grund haben, vielleicht ein nicht gering zu achtender Gewinn, wenn aus der hier von uns angestellten Betrachtung über die Natur des Gewissheitsbegriffs, der sich durch ihre Einwirkung zunächst in den von ihr getrennt bleibenden Gebieten des wissenschaftlichen Fortschritts erzeugt, für sie selbst die bestimmtere Einsicht hervorginge, die wir hier im Sinne haben, — die Einsicht, daß diejenige Evidenz oder Gewissheit, welche sie innerhalb ihres eigenen Gebietes anstreben soll und zu allen Zeiten, wenn auch mit unvollkommenem Bewußtsein, thatsächlich angestrebt hat, ihren ursprünglichen Sitz nicht in der Wirklichkeit, sondern in der Möglichkeit des Daseins hat. Wir glauben nur etwas auch dem natürlichen Bewußtsein, dem gesunden Menschenverstande unmittelbar Einleuchtendes auszusprechen, wenn wir auch in Bezug auf das philosophische Erkennen den Satz aufstellen, dessen wir vorhin in Bezug auf das mathematische gedachten. Jene vollständige unmittelbare Identität des Wissens mit seinem Gegenstande, jene Immanenz des Gegenstandes im Wissen, die mit Recht zu allen Zeiten, so oft der philosophischen Speculation über das Wesen der Erkenntnis, die von ihr angestrebt wird, ein heftiger Bewußtsein ausdämmerte, von ihr als die unumgängliche Bedingung alles Wissens erkannt worden ist, sie findet nur statt, sie kann, der Natur der Sache zufolge, nur stattfinden in Bezug auf die Möglichkeit des Daseins, nicht in Bezug auf seine Wirklichkeit. Nicht einmal das Subjekt des Wissens, das denkende, das erkennende Ich, ist, als wirkliches, als individuelles, persönliches, sinnlich-vernünftiges Einzelwesen, seinem eigenen Denken in der Weise immanent, mit seinem eignen Denken in der Weise identisch, daß für es selbst ein völlig unmittelbares Wissen seiner selbst dadurch ermöglicht würde. Der Cartesianische Satz: Ich denke, also bin ich, drückt keineswegs, wie er es ausdrücken will, das Verhältnis wirklicher Unmittelbarkeit des Wissens zu seinem Gegenstande³⁾. Er drückt es wenigstens dann nicht aus, wenn als das Subjekt sowohl, wie auch als das Object des Denkens, von welchem er spricht, das denkende Einzelwesen, der einzelne Mensch in der Totalität seines Seelendaseins, denn das körperliche wollte ja Descartes ausdrücklich davon ausgeschlossen wissen, verstanden wird. Noch viel weniger ist aber dieser Satz geeignet, dem Bewußtsein auch die Erkenntnis äußerer Gegenstände, ja überhaupt nur ein Verhältnis zu solchen Gegenständen, wann auch ein noch so oberflächliches, zu vermitteln.

3) Der Verfasser gegenwärtigen Werkes erlaubt sich, über diesen Punkt auf seine Abhandlung: „Ueber den letzten Grund der Gewissheit im Denken“ (in der *Richte-Ulrich-Wietz'schen Zeitschrift für Philosophie*. 26. Bd. Heft 2) zu verweisen, und auf die übrige Reihe erkenntnis-theoretischer Abhandlungen, mit welcher dieselbe im Zusammenhange steht.

tehn. Um das für die Vermittelung zu finden, sah auch Descartes sich genöthigt, einen neuen Anlauf zu nehmen, der mit jenem seinem ersten Satze nur in einem ziemlich lockeren Zusammenhange steht. Ich darf es hier nicht unternehmen, die Beschaffenheit dieses zweiten Anlaufs näher zu untersuchen, wage aber die Versicherung, daß, wenn er dem Cartesianus gelungen wäre, dann sich auch ihm das wahre Moment dieser Vermittelung zugleich als Moment der Vermittelung für das Selbstbewußtsein, für die Selbstgewissheit des Denkens würde dargestellt haben. Solches Moment ist nämlich überall kein anderes, als die in allem und jedem Denken von vorn herein wirklich und vollständig enthaltene Möglichkeit des Daseins. Das gemeine Denken ist sich dieser Möglichkeit als eines Selbstverständlichen, unmittelbaren Gewissens und gar keinem Zweifel Raum gebenden Bewußt; das philosophische hat die Aufgabe, sie sich in ihrem ganzen Umfang, — ihr Umfang aber ist ein unendlicher, ja er ist das Unendliche, das Absolute selbst, nur freilich eben als Möglichkeit, — zum gegenständlichen Bewußtsein zu bringen. Wenn die philosophische Speculation einst diese Aufgabe vollständig gelöst haben wird: dann wird es ihr auch zur vollständigen Klarheit kommen, wie die Evidenz, die Gewissheit des Absoluten, welche sie sucht, unmittelbar für sie eben nur in dem Absoluten der reinen Daseinsmöglichkeit, in dem absoluten Können zu finden ist, in denjenigen Absoluten, von welchem das Absolute der reinen Mathematik, die Totalität der Größenbestimmungen und Größenerwärtnisse in den Elementen der Zahl, der Zeit und des Raumes, eben nur eine besondere Abzweigung ist.

Allerdings jedoch ist diese Erkenntnis, diese Gewissheit nicht die einzige oder letzte der Philosophie, nicht diejenige, mit der ihre Aufgabe schon vollständig für erschöpft gelten könnte. Dies selbst vielmehr, daß es der Philosophie so schwer fällt und so spät gelingt, über die eigenthümliche Natur dieser Gewissheit und ihren gegenständlichen Inhalt eine deutliche Einsicht zu gewinnen: dies selbst dient dazu, uns auf ihren Versuch zu einer Gewissheit, zu einer Erkenntnis noch von anderer Art hinzuweisen. Denn eben diese anderartige Erkenntnis und Gewissheit fündigt sich sogar in den Irrungen an, die wir über die Beschaffenheit jenes Absoluten, welches wir als den ersten und nächsten Gegenstand der Speculation bezeichnen durften, fast auf allen Stadien der bisherigen Philosophie obwalten sehen. Es beruht keineswegs nur auf einer Täuschung, wenn die Philosophie in dem Absoluten der reinen Vernunft unmittelbar ein Absolutes der Wirklichkeit zu ergreifen meint. Denn auch ein solches Absolute ist ihr zugänglich, wenn auch nicht unmittelbar auf dem Wege eben nur der reinen Vernunft. Es ist sogar in jenen noch nicht zur vollen Klarheit in sich selbst gediehenen Vorstellungen über das Absolute der reinen Vernunft schon unmittelbar gegenwärtig; obwol freilich nicht in der Eigentümlichkeit erkannt, die es von dem Absoluten der reinen Vernunft unterscheidet. Seine Gegenwart gibt sich mit lebendiger Macht am meisten in denjenigen

Gestaltungen der Speculation zu vernehmen, aus denen, wie unsere obige Darlegung dies gezeigt hat, die historisch-philologische Forschung und der dieser Forschung eigenthümliche Gewissheitsbegriff sich hervorgebildet hat. Denn auch diese Gestaltungen sind an und für sich noch nicht von der Irrung frei, welche das Absolute der reinen Vernunft und das Absolute der Wirklichkeit unmittelbar mit einander verwechselt oder die Begriffe beider zusammenfallen läßt, statt sie beide von einander zu unterscheiden und aus einander zu halten. Das Absolute des Geistes oder der sittlichen Persönlichkeit, wie Sokrates und Platon, ja selbst noch wie Aristoteles es faßte, kleidet sich mit entsprechender Unmittelbarkeit für das Bewußtsein dieser Denker in die Gestalt des Absoluten der reinen Vernunft, der reinen Daseinsmöglichkeit, wie umgekehrt sich für das Bewußtsein der Pythagoreischen Schule in den Begriff des Vernunftabsoluten und in dessen natürliches Symbol, den Zahlbegriff, bereits eine sich selbst noch unklare Anschauung des geistig Absoluten eingedrängt hatte. Und auch die neuere Speculation der deutschen Schule, obwohl von Vorn herein durch den Verlaß auf die Ergebnisse der Philosophie ihres großen Stifteres auf die Unterscheidung jener zwei Begriffe des Absoluten hingewiesen⁹⁾, zeigt doch in ihrem bisherigen Fortgange noch immer mehr Neigung zu ihrer Vermischung, als zu ihrer Auseinanderhaltung. Aber in beiden großen Wendepunkten der wissenschaftlichen Geistesarbeit, in jenem älteren durch die athenische, und in diesem neueren durch die deutsche Speculation bezeichneten, hat der Geist dieser Arbeit selbst dafür gesorgt, daß unwillkürlich und ohne Absicht im wissenschaftlichen Gesamtbewußtsein die Unterscheidung vollzogen wird, welche mit ausdrücklicher Klarheit ihres Bewußtseins zu vollziehen die philosophische Speculation noch nicht herangereift war. Er hat dafür gesorgt, dort durch die Gründung, hier durch den erhöhten Aufschwung der Schule philosophisch-historischer Forschung neben der mathematisch-physikalischen. Die philosophisch-historische Forschung ist unbestimmt und unwillkürlich ganz eben so auf die Herovorbereitung des Begriffs und der Erkenntnis des Absoluten der lebendigen Wirklichkeit, des geistig Absoluten gerichtet, wie die mathematisch-physikalische ihrerseits überall auf dem Hintergrunde des Bewußtseins des Vernunftabsoluten, des Absoluten der reinen Daseinsmöglichkeit ruht. Sie ist ganz ebenso durchdrungen von der ihrer selbst noch unentwickelten Gewisheit des geistig Absoluten, wie die mathematisch-physikalische von der Gewisheit des Vernunftabsoluten, obgleich die Gewisheit des Thatfactischen, auf dessen Erkenntnis sie zunächst gerichtet ist, von dieser Gewisheit noch ebenso unterscheiden bleibt, wie die sinnlich-empirische Gewisheit, welcher die letztere nachstrebt. Das Princip dieser Gewisheit, der Gewisheit des geistig oder sittlich Absoluten, ausdrücklich zum

Bewußtsein seiner selbst zu bringen, in seinem Unterschiede sowohl von dem Princip der Gewisheit des Vernunftabsoluten, als auch in seiner Beziehung auf dasselbe und Bedingtheit durch dasselbe, sowie in seinem Verhältniß zu den Principien der empirischen Gewisheit, deren Abhängigkeit von ihm in keiner Weise verbergen bleiben kann: das ist die zur Zeit noch ungelöste oder noch nicht vollständig gelöste Aufgabe der eigentlichen philosophischen Speculation. Mit ihrer Vollziehung wird erst der Begriff der Gewisheit in allen seinen Gestalten und Beziehungen vollständig für das wissenschaftliche Gesamtbewußtsein des menschlichen Geschlechts gewonnen sein. Es ist aber nach den Ergebnissen vorstehender Betrachtung aller Grund vorhanden zu dem Urtheile, daß die wirkliche Vollziehung dieser Aufgabe erst dann zu erwarten ist, wenn die philosophische Speculation sich zuvor des reinen und klaren Volkseigens der Gewisheit des Vernunftabsoluten in seiner eigentlichen Gestalt, das heißt in Gestalt der reinen, von aller und jeder empirischen Wirklichkeit noch völlig unberührt, Daseinsmöglichkeit versichert haben wird.

Die zuletzt von uns ausgesprochene Ansicht bedarf, um nicht mißverstanden zu werden, noch einer erläuternden Bemerkung. Damit, daß wir das klare wissenschaftliche Bewußtsein der Gewisheit eines Absoluten der Wirklichkeit, eines geistig oder sittlich Absoluten, von dem entsprechenden Bewußtsein der Gewisheit des formal Absoluten der reinen Vernunft als abhängig bezeichnen: damit war nicht etwa dies unsere Absicht, eine Abhängigkeit aus unmittelbar jener ersten Gewisheit selbst von dem ausdrücklichen Bewußtsein der letzteren zu behaupten. Wir haben schon noch bemerkt, wie in aller bisherigen Speculation diese beiden Principien sich mit einander vermischen; wie die reale Gewisheit vorhanden ist, längst bevor noch das Princip der formalen zur Klarheit des Bewußtseins kommt. Allein wir müssen noch einen Schritt weiter rückwärts gehen. Wir müssen bemerken machen, wie das Princip der Gewisheit des geistig Absoluten schon vor aller Speculation im menschlichen Bewußtsein seine Stätte findet und aus dieser Stätte nie vollständig durch die Speculation vertrieben wird, auch wenn dieselbe es noch so eifrig für sich selbst zu gewinnen, noch so beharrlich es mit dem Principe der Gewisheit des formal Absoluten zusammenzuschmelzen und darin zu absorbiren trachtet. Wir haben schon oben wenigstens mit einem flüchtigen Wink auf diese Stätte hingewiesen. Dieselbe ist nämlich keine andere, als die Religion. In der Religion ist das Absolute der geistigen Wirklichkeit recht eigentlich Inhalt einer Erfahrung; einer Erfahrung zwar nicht genau gleicher Art, wie die sinnliche, welche in die physikalische, oder wie die zwar geistige und sittliche, aber gleichfalls nur in Gestalt ethlicher, zeiträumlicher Wahrnehmung auftretende, welche in die historische Gewisheit eingeht, aber doch einer Erfahrung, und einer Gewisheit, welche ausschließlich auf Erfahrung beruht. Diese Erfahrung ausdrücklich als solche zum Bewußtsein zu bringen, das, das liegt recht eigentlich in der Auf-

9) Auch hier möge man dem Verfasser die Verweisung auf eine frühere Schrift verzeihen, auf die akademische Rede: „In welchem Sinne die deutsche Philosophie jetzt wieder an Kant sich zu orientiren hat.“ (Leipzig 1847.)

gabe der Speculation, sofern sie sich an ihrem Theile des Reiches der Gewissheit jenes real Absoluten versichern will. Nur in sofern sie dies thut, vollzieht sie, wenigstens dem allgemeinen Begriffe nach, die Unterscheidung dieses real Absoluten und der darauf bezüglichen Gewissheit von dem Begriffe und von der Gewissheit des formalen oder Vernunftabsoluten. — Es drängt sich jedoch hier noch eine Frage auf, welche wir zu beantworten suchen müssen, da ihre Nichtbeantwortung eine empfindliche Lücke in unserem Gedankengange zurüßlassen würde. Die Frage ist, wie eine und dieselbe Gewissheit zugleich zweien so wesentlich von einander unterschiedenen Gebieten des Bewusstseins angehören kann, wie wir doch annehmen, daß religiöse Erfahrung und speculatives Denken dies sind, und wie in der einen Erkenntnisthätigkeit der Speculation so verschiedene, nicht nur durch die Beschaffenheit ihres Inhalts, sondern auch durch ihre subjective Natur verschiedene Arten der Gewissheit vereinigt sein können, wie die streng apriorische Gewissheit des Vernunftabsoluten, und die empirische des Religionsinhalts. Ich halte auf diese Frage, — es ist, wie man leicht bemerken wird, die nämliche, welche man so vielfach unter dem Namen der Frage nach dem Verhältnisse des Glaubens und des Wissens verhandelt hat, nach der Natur der Gewissheit, welche ein jedes dieser beiden zu gewähren verspricht, — ich halte auf sie nach allem Dingen keine andere befriedigende Antwort für möglich, als folgende. Das Absolute der Wirklichkeit, das griechisch oder sittlich Absolute kommt an das menschliche Bewusstsein überall zunächst in Gestalt jener Erfahrung eigenthümlicher Art, welche wir eben die religiöse, die Religion nennen. Auf die Natur dieser Erfahrung näher einzugehen, dies ist uns im Gegenwärtigen nicht mehr verstatet; die eine Beschreibung der Art, wie wir sie zu bieten vermöchten, begehren, werden solche anderwärts zu finden wissen. Dagegen haben wir bereits darauf hingewiesen, wie auch die religiöse Erfahrung das Schicksal der gemein sinnlichen theilt, von der Speculation des Charakters der Subjectivität überführt und dadurch jener Gewissheit, welche bis dahin von ihr unzertrennlich schien, entleidet zu werden. Auch hier jedoch erweist sich die philosophische Speculation alsbald als der Spec, der die Wunde heilt, die er selbst eingeschlagen hat. Wie sie, um in dem Bereiche der Sinneserfahrung den Wahrheitsgehalt zu retten, ja um erst jetzt den Schatz dieses Gehaltes für die Erkenntnis zu heben, die auf Wahrheit als solche gerichtet ist, das Organ der Mathematik herbeizieht, oder vielmehr es eben zu diesem Behufe neu aus sich erzeugt: so tritt, in Bezug auf den Inhalt der religiösen Erfahrung, unmittelbar sie selbst vor den Miß. Sie strebt, zufolge ihrer Natur und in Kraft der Idee des Vernunftabsoluten, von der sie durchdrungen ist, danach hin, ihn, diesen Inhalt, nicht bloß ein Organ seiner Auffassung, aus sich selbst zu reproduciren. Dies gelingt ihr freilich so lange nur unvollkommen, so lange sie nicht das allgemeine Element oder die Form solcher Reproduction, — dies aber ist eben nichts Anderes, als

das Absolute der reinen Vernunft, die unendliche Daseinsmöglichkeit eben als unendlich, als absolute, von dem Inhalte, welcher reproducirt werden soll, deutlich und bestimmt zu unterscheiden gelernt hat. So lange solche Unterscheidung noch nicht vollzogen ist, so lange ist und bleibt der Glaube, bleibt das unmittelbare Erfahrungsbewusstsein der Religion zur Speculation in einem, wie die Erfahrung aller Zeiten lehrt, schwer zu beseitigenden Verhältnisse gegenwärtiger Spannung. Er, dieser Glaube, bleibt der Speculation gegenüber in seinem Rechte, wenn von ihm gegen sie die Anschuldigung gerichtet wird, daß sie seinen lebendigen Inhalt nur verflummert, nur in tote Abstractionen eingesargt, wo nicht gar vollständig von ihnen ausgezehrt, wiederzugeben wisse. Gegen diese Anklage vermag sich die Speculation nur auf eine Weise mit Erfolg zu vertheidigen. Sie vermag es nur dadurch, daß sie die Erfahrung eben als Erfahrung ausdrücklich anerkennt, und daß sie für den gegenständlichen Charakter ihres Inhalts in dem Absoluten der reinen Vernunft ebenso sehr auf der einen Seite die Würdigkeit aufweist, auf der andern die Noth der Controle handhabe, wie in der reinen Vernunftserkenntnis der Mathematik für den objectiven Charakter der Sinneserfahrung. Die Anerkennung der eigenthümlich empirischen Natur des Religionsinhalts und die solcher Anerkennung entsprechende wissenschaftliche Behandlung dieses Inhalts ist aber für die Speculation überall bedingt durch das Vorhandensein einer allgemein wissenschaftlichen Methode der Behandlung geistigen, geistig-sittlichen Erfahrungsinhalts. Daher die unvermeidliche Abhängigkeit der philosophischen Speculation in dieser ihrer erst auf den eigentlichen Vollgehalt des Gegenstands gerichteten, des Verhältnisses zum Gegenstande sich klar bewussten Thätigkeit, von dem Vorgange einer historischen Schule. Denn eben die historische Schule (wir bedienen uns dieses Wortes in dem prägnanten Sinne, der sich erst in Folge des modernen Aufschwungs philologisch-historischer Forschung dafür eingedrungen hat) steht zu dem endlichen und zeitlichen Erfahrungsinhalte in dem entsprechenden Verhältnisse, wie die Speculation zu dem unendlichen und ewigen. Daher ferner, daß die Speculation selbst so ist, von welcher die Anlässe zum Entfachen und zur Ausbildung der historischen Schule ausgehen. Der eigenthümliche Begriff der Gewissheit, welcher von ihr für den Inhalt der religiösen Erfahrung, für das Absolute der geistigen und sittlichen Wirklichkeit angestrebt wird, kann betrachtet werden als zusammenfassend aus der Gewissheit, welche die reine Vernunftspeculation, und der Gewissheit, welche das philologisch-historische Erkennen gewährt; auf ähnliche Weise unzerfärbt zusammengefaßt, wie die physikalische aus den Elementen der unmittelbar sinnlichen und der mathematischen Gewissheit. Von der philosophischen Erkenntnis überhaupt herrscht bekanntlich in weiten Kreisen die Meinung, daß sie nicht eines gleichen Grades von Gewissheit fähig sei, wie anderes Wissen. Insbesondere für das mathematische und auch das mathematisch-physikalische wird, im

Gegensatz des philosophischen und nur hin und wieder beilaufend des historischen Wissens, das Prädicat des *eracten* in Anspruch genommen. Eine zwar nicht ganz diesem adäquate, aber doch einigermaßen verwandte Vorstellung von *Eractheit* hat sich auch selbst für das philosophische Wissen gebildet. Uns, nach den von uns gewonnenen Ergebnissen, müßte es nicht wenig bestreulich dünken, wenn das philosophische Wissen für sich selbst einen *Gewissheit* entbehren sollte, von der wir uns doch überzeugt haben, daß sie wesentlich aus ihm stammt, auch wo sie als das Bestreben anderer Wissenschaften auftritt. Indessen begreifen wir gar wohl, wozu dieses Vorurtheil, welches in Bezug auf die bisherige Speculation allerdings nicht ein ganz grundloses ist, hat entstehen müssen. Es ist veranlaßt eben durch die von uns gerügte Vermischung des Vernunftabsoluten mit dem Absoluten der religiösen Erfahrung. Der Mangel an *Eractheit* in aller bisherigen Philosophie besteht in der Nichtunterscheidung des absolut Allgemeinen, was nur Möglichkeit, und eben darum, weil nur Möglichkeit, das schlechthin Denknothwendige ist, von dem relativ Allgemeinen, von der Wirklichkeit der religiösen Erfahrung. Genau desselben Mangels würde sich auch die Physik theilhaftig machen, wenn ihr je die Unterscheidung der rein mathematischen Erkenntnis von derjenigen, die zugleich auf sinnlicher Erfahrung beruht, abhanden kommen könnte. Der eigentliche Sitz derjenigen *Gewissheit*, von welcher die Eigenschaft der *Forschung*, die in dem Prädicate des *Eracten* gemeint ist, im Allgemeinen ausgeht, und welche dann im Einzelnen sich wiederum aus dieser Eigenschaft erzeugt, ist überall die reine Möglichkeit des Daseins. Denn nur solcher Möglichkeit entspricht, wie vorhin gezeigt, die unbedingte Nothwendigkeit des Denkens, welche in der *eracten* Forschung zu Tage kommt. Das physikalische Wissen ist nur in dem Maße ein *eractes*, in welchem eine selbstbewußte, der Beschaffenheit des Stoffes adäquate, aber keiner Verwerthung des Stoffes mit den mathematischen Principien Raum gebende Anwendung der Mathematik dabei zum Grunde liegt, und selbst das philosophische nähert sich der Eigenschaft des *Eracten* immer nur in sofern, als die Sprache der Sprache Ausdruck, wenn nicht der absoluten, doch einer relativen Denknothwendigkeit find, welche nach ihrer gegenständlichen Seite die Bedeutung der Möglichkeit eines lebendigen Gedankenausdrucks hat. Und so dürfen wir denn nicht zweifeln, daß auch der Philosophie ein *eractes* Wissen erreichbar, ja daß es für sie schon wirklich vorhanden sein wird, von dem Augenblicke an, da sie sich das Allgemeine, das Absolute der reinen Vernunft als reine Daseinsmöglichkeit nach der einen, als unbedingte Denknothwendigkeit nach der andern Seite zum Bewußtsein bringt. Die *Gewissheit*, welche innerhalb dieses Elementes für ihre Erkenntnis zu gewinnen ebenso im Verufe der philosophischen Speculation, wie in ihrem Vermögen liegt, gibt der Evidenz des rein mathematischen Wissens nicht das Mindeste nach; nur der menschliche Verstand bedarf einer stärkeren Anstrengung und eines

weiteren Umfichts über den Erkenntnisinhalt, um ihrer sich zu bemächtigen. Von wesentlich verschiedener Art ist dagegen an und für sich selbst die *Gewissheit*, welche das Absolute der geistigen Wirklichkeit, den Inhalt der religiösen Erfahrung zu ihrem Gegenstande hat. Diese, sofern sie eben in solcher Erfahrung selbst besteht, haben wir bereits oben der auch ihrerseits nur empirischen und darum subjectiven *Gewissheit* verglichen, welche die unmittelbare Empfindung und Wahrnehmung der Sinne gewährt. Daß sie als *Gewissheit* gegen diese letztere in Noththeil gefaßt sei: das wird, auch abgesehen von der Innigkeit der eigenen religiösen Ueberzeugung, weder derjenige behaupten wollen, der sich mit den Phänomenen dieser beiderseitigen *Gewissheit*, der sinnlichen und der religiösen, in der Geschichte des menschlichen Geistes hinlänglich vertraut gemacht hat, noch jener, dem es, wie uns im Obigen, nicht unemerkt geblieben ist, wie die sinnliche Anschauung den ihr eigenen Mangel an gegenständlicher *Gewissheit* durch mathematische Erkenntnis zu ergänzen sucht. Wie die sinnliche zur mathematischen, ganz ebenso wird die religiöse eben durch das Interesse objectiver *Gewissheit* zur speculationen hinausgetrieben. Es wird dem zufolge nur auf diese letztere aufkommen, nur auf den Grad der Vollkommenheit, in welchem sie sich in den Reih jener *Gewissheit* setzt, die wir suchen mit der mathematischen Evidenz vergleichen haben, um durch Anwendung eines Wissens, welchem das Prädicat der *Gewissheit* in diesem allerdings nicht schlechthin einfachen, sondern aus rationalen und empirischen Elementen gemischten Sinne zukommt, auch der concreten, empirisch speculationen Erkenntnis des Absoluten der Wirklichkeit einen Charakter von Strenge und Genauigkeit ertheilen zu können, demjenigen vergleichbar, was man in den empirischen Wissenschaften außerhalb der Philosophie *Eractheit* nennt.

(Ch. H. Weiss.)

GEWISSHEIT (juristisch). I. Im Civilproceß. Diefelbe ist im Civilproceß keine absolute Wahrheit, zu deren Anerkennung schon nach allgemeinen Grundfätzen alle Vernunftstreben gezwungen werden können, sondern eine relative Wahrheit, welche nur in Beziehung auf die Partien und deren streitiges Rechtsverhältnis angenommen wird. Sie kann eine materielle Unwahrheit sein, wie das rechtskräftige Urtheil (*res judicata*) materielles Unrecht; allein dennoch begründet sie formale Wahrheit innerhalb derselben Grenzen, wie das rechtskräftige Urtheil formelles Recht. Der Grund, warum im Civilproceß nur formale Wahrheit verlangt wird, liegt in der den Partien zustehenden Befugnis, über ihr Vermögen zu disponiren, und demnach auch auf Rechte zu verzichten. Juristische *Gewissheit* und deren Verstellung (Beweis) wird blos verlangt in Bezug auf Thatfachen; denn in Bezug auf das Geseh bedarf es keines Beweises, da das Geseh schon durch die Publication bekannt ist (s. den Artikel Gesez). Nur in Bezug auf solche Rechtsnormen, die nicht auf Publication des Willens des Gesezgebers beruhen, kann auch ein Beweis ihres Daseins nöthig werden, z. B. bei

Gewohnheitsrechten, da es hier an der Publication fehlt, wodurch sie zur Kenntnis aller Staatsbürger gebracht werden. Juristische Gewissheit ist vorhanden 1) hinsichtlich aller Thatfachen, worüber die Parteien einverstanden sind. Was eine Partei in demselben Rechtsstreite gegen die andere Partei zugestanden hat, gilt juristisch so lange für wahr, als nicht dieses gerichtliche Geständniß aus genügenden Gründen von dem Gerichte angefochten wird (s. Geständniß). Nur ein solches gerichtliches Geständniß macht jeden weiteren Beweis der zugestandenen Thatfache entbehrlich und der Richter hat sich nicht weiter darum zu bekümmern, ob dasselbe der wirklichen Wahrheit entspreche. Jedes andere Geständniß, welches in einem anderen Proceß derselben Parteien oder außerhalb eines Rechtsstreites, sei es vor Gericht oder außer Gericht gegen die Gegenpartei oder dritte Personen abgelegt worden ist, wird, wenn es in Abrede gestellt wird, selbst Gegenstand des Beweises, und wird es bewiesen, oder es war die Thatfache der Ablegung des Geständnisses zugestanden, so reicht es doch allein zur Herstellung juristischer Gewissheit nicht hin, sondern erfordert noch andere unterstützende Momente. Gleich dem wirklichen gerichtlichen Geständniß begründet das zur Strafe Ungehorsams in demselben Proceß der Parteien fingirte Geständniß juristische Gewissheit; es kann dieser Fall aber, außer bei Eidesverweigerungen, weniger im gemeinen deutschen Civilproceß vorkommen, als nach deutschen teutschen Landesgesetzgebungen, deren Civilproceß die Strafe des Eingeständnisses bei unterlassener Litisconstatation kennt, wie z. B. der sächsische Proceß. 2) Für juristisch gewiß gilt ferner dasjenige, was eine Partei, sei es auf Verlangen der anderen (reſerirter oder reſerirter Eid) oder in den gesetzlich zulässigen Fällen auch ohne darauf gerichteten Antrag der anderen Partei (sogenannte Regal-eide), beschworen hat, oder was durch Erloß des obliegenden Eides oder durch Verweigerung desselben feststeht. Gewöhnlich ist der Fall, daß der Richter den Eid im Proceß erst durch ein Erkenntniß auflöst. Das römische Recht läßt aber auch einen außergerichtlichen Vertrag der Parteien zu, wodurch sie irgend einen Anspruch von einer Eidesleistung abhängig machen¹⁾. Dieser conventionelle Eid ist zwar in Teutschland nicht in lebendigen Gebrauch gekommen, dennoch aber grundsätzlich nicht für ausgeschlossen zu halten²⁾. 3) Juristisch gewiß ist und bedarf keines Beweises das Notorische, d. h. dasjenige, was vermöge der Erfahrungen des Lebens und des menschlichen Verstandes auf den Grund sinnlicher oder Verstandeswahrnehmungen bei allen aufmerksamen, schon in einer gewissen Lebensbreite stehenden Personen für so bekannt anzunehmen ist, daß darüber ein vernünftiger Zweifel nicht stattfindet, und jeder Zweifel wenigstens durch eine große Masse zur Hand liegender Beweismittel sofort beseitigt werden konnte, mit anderen Worten ausgedrückt: alles dasjenige, des-

sen Nichtwissen eine *supina ignorantia* (unentschuld-bare Unwissenheit) sein würde. Der Ausdruck ist in dieser Bedeutung dem römischen Rechte fremd³⁾, weil aber erkennt dasselbe Verhältnisse und Erfahrungen an, mit deren Nichtwissen kein vernünftiger Mensch entschuldigbar wird, nämlich bei dem, *quod omnes sciunt*⁴⁾, ingleichen bei demjenigen, worüber man sich ohne Mühe bei Anderen hinreichenden Aufschluß sofort verschaffen kann⁵⁾. Den Begriff des Notorischen in dem Sinne, daß dasselbe keines Beweises bedürfe, stellt das kanonische Recht in Bezug auf Kirchenglauben und Kirchen-disciplin, besonders der Geistlichen auf, indem es nicht in dem Plane der Päpste lag, in Bezug auf Abweichungen vom Kirchenglauben und Kirchen-disciplin eine weitläufige und formliche Untersuchung zu gestatten⁶⁾; es wurde dies auch in den Decretalen häufig eingeschränkt⁷⁾. Das kanonische Recht spricht aber überhaupt von einem *factum notorium*, „per evidenciam rei, quae ter-giversatione aliqua celari non possit“⁸⁾. Auf der anderen Seite warnt das kanonische Recht den Richter davor, nicht für notorisch anzunehmen, was irgend zweifelhaft sei, da Vieles für notorisch ausgegeben werde, was es nicht sei⁹⁾. Das ältere teutsche Recht spricht von fundlichen unsehbaren Thatfachen und Dingen. Als solche galten nach demselben diejenigen, welche durch den Eid dessen, gegen welchen eine thatsächliche Behauptung zur Begründung eines Anspruchs aufgestellt wurde, nicht abgelehnt werden konnte. Die Ablegung durch den Eid war aber nach der älteren teutschen Beweis-theorie unsittlich hinsichtlich derjenigen That-fachen, welche auf dem eigenen Wissen des Gerichts auf Grund eigener Sinneswahrnehmung beruhten, sei es, daß der streitige Gegenstand dem Gerichte zur Ein-nahme des Augenscheins vorgeführt worden war (leibliche Verweisung), oder daß das Gericht über frühere, vor ihm vorgekommene Vorgänge sein Zeugniß erteilte (Gerichtszeugniß). Nach der späteren teutschen Beweis-theorie, welche sich der noch geltenden gemeinrechtlichen sehr nähert, werden als unsehbare, d. h. durch den Eid nicht abzuleugnende Thatfachen alle diejenigen angesehen, deren Wahrheit durch andere Beweismittel dar-gelassen werden kann, indem man dem Wissen des Ge-richts auf Grund eigener Sinneswahrnehmung dasjenige Wissen des Gerichts gleichstellte, was auf Combinationen und Schlussfolgerungen auf Grund anderer vorge-führten Beweismittel beruht¹⁰⁾. Der Begriff des No-torischen in dem Sinne, daß es dasjenige bedeutet, was

1) L. 3. pr. D. XII, 2. 2) Höffter, System des civil- und deutschen Civilproceßrechts §. 228.

3) Notoria, deren in L. 6. §. 3. D. XLVIII, tit. 1. 7. C. IX, 2 und in anderen Stellen gedacht wird, sind Anzeigen, Bericht. Cujas. Observ. lib. 1. cap. 33. Matthaeus. De crimin. pro legem. cap. 4. n. 15. 4) L. 213 §. 2. L. 223. pr. D. L. 16. 5) L. 9. §. 2. D. XLII, 6. 6) Cap. 3. X. II, 22: „Quod factum est notorium, non eget testium depositionibus declarari, cum talis probationem, vel ordinem judicium non requirant.“ 7) Cap. 10. X. I, 17. Cap. 3. X. IV, 13. Cap. 9. X. V, 1. Cap. 23. X. I, 6. Cap. 21. X. II, 24. 8) Cap. 10. X. II, 2. 9) Cap. 14. X. II, 28. 10) Ueber die ältere teutsche Beweis-theorie und deren allmähliche Veränderungen vergl. Pland, Das Recht zur Beweisführung

so bekannt ist, daß es keines Beweises bedarf, wird zwar von Manchen ganz geleugnet¹¹⁾; allein mit Unrecht, da die Sache selbst, nämlich daß es allgemein bekannte Thatfachen gibt, deren Nichtkenntniß unentschuldigbar ist und welche keines Beweises bedürfen, im römischen und kanonischen Rechte anerkannt ist¹²⁾. Man unterscheidet verschiedene Arten der Notorietät nach dem Umfange der Kreise, in welchem die fragliche Thatfache bekannt ist; nämlich: a) das sogenannte Menschenkundige, z. B. die gewöhnlichen Wechselungen der Jahreszeiten oder zwischen Tag und Nacht, die Eintheilungen des Jahres, die natürlichen, einfachsten Zahlenverhältnisse, die alltäglichen Lebensbedürfnisse und Verrichtungen u. s. w. b) Das Volks- oder Gemeinkundige im Staate, namentlich die gemeinen Staatseintrichtungen und Anstalten, die Hauptereignisse in der Landesgeschichte, welche im Gedächtnisse des jetzigen Geschlechtes noch wirklich leben, oder worüber man sich wenigstens aus unerschöpflichen Quellen sofort Belehrung verschaffen kann; ferner dasjenige, was nach dem Zustande des öffentlichen Unterrichts bei jedem schon aus der Schule entlassenen Staatsunterthan als bekannt oder doch allenthalben erkundbar vorausgesetzt werden muß, wie z. B. die Regeln der niederen Rechenkunst und dgl. Ueber Fragen oder Gegenstände solcher Art kann nicht erst Beweis gefordert werden; ein Gegenbeweis ist hier nur denkbar, wo die Möglichkeit eines Irrthums oder ein Zustand des Zweifels wegen Nichtübereinstimmung der zur Hand liegenden Erfahrungsquellen obwaltet; dann hat freilich der Richter zu entscheiden, ob dem Zweifel Statt zu geben und ein förmlicher Beweis über den Punkt zu erfordern sei; auch ist der etwa angebotene Gegenbeweis zu verurtheilen. c) Auf einer etwas niedrigeren Stufe steht das Bezirks- oder Gemeinkundige, d. h. Alles, was in einem gewissen Orte oder Gemeinkreise eine gleiche Staatsbürgerliche oder Lebenswichtigkeit für sämtliche dazu Gehörige hat, wie die Verfassungen, Beamten- und allgemeinen statistischen Verhältnisse des Ortes, sowohl die gegenwärtigen, als die vergangenen, welche aus eigener Wahrnehmbarkeit der jetzigen Bewohner beruhen, und daher auch in einem allgemeineren Gedächtnisse derselben leben. Für den Richter der Sache ist die derartige Notorietät freilich nur dann vorhanden, wenn er selbst zu dem besonderen Orte- oder Gemeindevorstande gehört, um dessen Verhältnisse es sich handelt; er kann hier als Richter nicht weniger wissen, als alle Uebrigen in demselben Kreise wissen oder sofort erkunden können; sie ist aber nicht für den, außer jenem Kreise stehenden, Richter vorhanden, z. B. nicht für den Berichter, welcher nicht eben-

falls dazu gehört, für welchen es dann noch einer besondern Beglaubigung der Notorietät bedarf, die schon der Unterrichter aus seinem Bezirke erteilen kann. Die Kriterien wahrer Notorietät sind überhaupt: allgemeines Interesse an der Wahrnehmung gewisser Gegenstände oder Begebenheiten in einem gewissen Kreise, allgemeine sichere Wahrnehmbarkeit dieser Zustände und Begebenheiten, endlich allgemeine Uebereinstimmung hinsichtlich des Wahrgenommenen. Sie leiden keine Anwendung auf bloße Privat- und Familienercignisse, weil diese keinen Anspruch auf allgemeine Beachtung haben und die Wahrnehmung dabei erschwert ist, auch nicht auf bloße Gerüchte und Geschwätze, weil bei ihnen eine sichere Wahrnehmung nicht verbürgt ist, daher sie auch im kanonischen Rechte ausdrücklich von der Notorietät ausgeschlossen werden. Es kann, da das Notorische hiernach nicht zu bezweifeln ist, davon, daß der Beweis einer Notorietät widerfänglich sei, nicht die Rede sein. Macht es den Beweis einer Behauptung überflüssig, wenn sie für notorisch zu halten ist, so muß auch der Beweis der Notorietät, daß nämlich etwas in einem gewissen Kreise allgemein bekannt sei oder einstimmig gewesen sei, dieselbe Wirkung haben, wenn man nur dabei die richtige Begriffsbegrenzung der Notorietät festhält. Denn das Notorische als das unermittellich allgemein Kundbare ist so gut, wie die Sache selbst. Es ist daher nicht abzusehen, warum sich der Richter statt des unmittelbaren Beweises von der Beschaffenheit eines Gegenstandes oder einer Begebenheit nicht auch mit dem Beweise der darüber vorhandenen Notorietät begnügen sollte, z. B. wenn es sich von längstvergangenen Thatfachen handelt, welche zwar früher notorisch waren, es aber jetzt nicht mehr sind, oder vom Gewohnheitsrechte eines dem Richter enstremten Ortes. — Von der Notorietät ist die Gerichtskundigkeit zu sondern, wenn auch das kanonische Recht diese unter denselben Gesichtspunkt zu stellen scheint¹³⁾. Es läßt sich nur sagen, das Notorische sei unter den obigen Voraussetzungen zugleich etwas Gerichtskundiges. Den engeren Begriff über davon bildet dasjenige, was der Richter als solcher weiß. Es gehört aber dahin nicht Alles, was ein Richter auf Veranlassung oder durch Gelegenheit seines Amtes in Erfahrung gebracht hat, sondern nur dasjenige, was wirklich und unmittelbar der Gegenstand einer gerichtlichen Handlung gewesen und so dem Richter bekannt geworden ist, die gesta judiciali. Hierüber kann er selbst das nächste und unverdächtigste Zeugnis abgeben, wie kein Anderer außer ihm. Auch hat das ältere deutsche Recht, wie bemerkt wurde, darauf besonderes Gewicht gelegt, indem es eine Ablehnung desjenigen, worüber das Gericht Zeugnis erteilte, durch den Eid nicht verstatte. Dem Richter gehört daher besondere Glaubwürdigkeit. Indessen kann das richterliche Selbstwissen oder Zeugnis nicht in demselben Maße die Thatfachen vertreten, wie die Notorietät in der gegebenen Abgrenzung, weil das Gedächtnis eines Einzelnen oder

nach dem älteren deutschen, besonders sächsischen Verfahren in der Zeitschrift für deutsches Recht. 10. Bd. S. 305 — 324. Derselbe, Die Lehre von dem Beweisurtheil. (Göttingen 1843.) S. 48 ff. § 2.

11) Es von Meier, Ueber die Verbindlichkeit zur Beweisführung im Civilproceß Nr. 2. § 2. 12) Hefstet zu Oberr's angeführter Schrift S. 198 ff., welcher überhaupt über das Folgende zu vergleichen ist.

einiger Weniger irren und besonders jenes sich nicht selbst kontrolliren kann, außer wenn es durch die kerkenden der Thatfachen unterstügt wird, welchenfalls diese eigentlich den Beweis liefern, nicht das richterliche Wissen. Letzteres kann also den Gegenbeweis niemals ausschließen¹⁴⁾, während bei dem Notorischen ein Irrthum außer aller Berechnung liegen muß. Diesem gemäß ist auch die Gerichtsfundigkeit recht eigentlich, nicht wie die Notorität, als Gewissheit voranzuführen, sondern als Zeugniß, als Beweismittel zu behandeln; sie muß daher auch ausdrücklich in Anspruch genommen, zu den Akten registriert und der Gegner darüber gehört werden. Sie hat sich auch, gleich anderen Zeugnissen, wesentlich auf Thatfachen zu beschränken, während die Notorität sogar zur Bewahrheitung eines wirklich bestehenden Gerechtsamerkes, ohne weitere Nachweisung einzelner Fälle der Uebung dienen kann. Gar nicht unter den Begriff der Gerichtsfundigkeit fällt: a) was der Richter bloß im Privatleben oder nur zufällig und bei Gelegenheit seines Amtes in Erfahrung gebracht hat, wo nur von gewöhnlicher Zeugenschaft die Rede sein könnte, wenn sich dieselbe überhaupt mit der Ausübung des Richteramtes vertrüge; b) was der Richter durch besondere, jedoch nicht von Staatswegen geprüfte oder zu seinem Amte erforderliche Studien an Kenntnissen erworben hat. 4) Juristisch gewiss ohne weiteren Beweis ist ferner das Anbringen, welches sich auf eine Rechtsvermutung stützt, weil hier der zureichende Grund für die Gewissheit der Thatfache im Gesetze selbst liegt. Einerlei ist es dabei, ob das Gesetz den Beweis des Gegentheils zuläßt (Rechtsvermutung im eigentlichen Sinne, praesumptio juris) oder ausschließt (eigentlich gesetzlich begründete Gewissheit, gewöhnlich praesumptio juris et de jure genannt). Im ersten Falle kann zwar die Verneinung nicht für unsatthafte erachtet werden; dieselbe kann aber nicht die gewöhnliche Folge haben, daß der Bejahende nach der Regel: *affirmanti iuvabit probatio* mit dem Beweise beschwert würde, da derselbe bereits den zureichenden Grund für seine Behauptung durch die Beizugung auf die Rechtsvermutung erbracht hat, sondern sie hat hier die Wirkung, daß der Verneinende zum Beweise des Gegentheils dessen, was durch die Rechtsvermutung als bewiesen gilt, bezeugt ist. Im zweiten Falle hat das Verneinen gar keinen Erfolg, indem ein Beweis des Gegentheils dessen, was vermöge der Rechtsvermutung feststeht, gar nicht zulässig ist. Es können insofern bei den Rechtsvermutungen die tatsächlichen Voraussetzungen, die Prämissen, derselben, in Behauptungen von Thatfachen bestehen, welche daher mit Erfolg verneint werden und demjenigen, welcher sich auf die Rechtsvermutung stützt, nach der erwähnten Regel mit dem Beweise dieser gelegenen Thatfachen belassen, um die Unwendbarkeit der Rechtsvermutung selbst zu begründen. Denn eine Rechtsvermutung besteht bloß in einer aus bestimmten tatsächlichen Voraussetzungen (Prämissen) durch das

Gesetz selbst gezogenen Schlussfolgerung auf das Dasein oder Nichtdasein einer anderen Thatfache, welche daher die allein vermuthete und somit genügend bewahrheitete Thatfache ist. — In allen anderen Fällen, außer den unter 1—4 angeführten, wo die juristische Gewissheit ohne weiteren Beweis vorhanden ist, bedarf es zur Herstellung derselben des Beweises. Darüber, ob durch den Beweis juristische Gewissheit hergestellt sei, entscheiden die Beweisregeln. Es lassen sich diese hier erschöpfend nicht darstellen. Die Beurtheilung des Resultates einer Beweisführung steht nach dem römischen und kanonischen Rechte dem Richter zu; denselben leiten hierbei nur gewisse in beiden Rechten enthaltene Regeln. Was den Zeugenbeweis anlangt, so ist die allgemeine Regel die, daß zwei vereidete Zeugen hinsichtlich der von ihnen bezeugten Thatfache vollen Beweis machen¹⁵⁾. Da aber die Gesetze nicht alle Zeugen für gleich glaubwürdig erklären, sondern Gründe, welche ihre Glaubwürdigkeit vermindern oder ganz ausheben, anerkennen, so wird diese Regel dahin verstanden, daß nur das als vollständig erwiesen gilt, was durch zwei vereidete classische Zeugen bekundet ist. Im Uebrigen ist auf den Artikel Zeugenbeweis zu verweisen. Den Aufwand beweise betreffend, so ist allgemein anerkannt, daß kerkenden, in soweit sie unbedingte Gesandnisse dessen, gegen welchen sie producirt werden, enthalten, voll beweisen. Im Uebrigen ist auf den betreffenden Artikel zu verweisen. Der Beweis ist häufig nicht vollständig hergestellt, sondern es bedarf zu dessen Vervollständigung noch eines vom Richter aufzuerlegenden Eides (Erfüllungseid, sogenanntes *jusjurandum suppletorium*). Nach Leistung dieses dem Beweisführer auferlegten Eides ist juristische Gewissheit hinsichtlich der zu erweisenden Thatfache vorhanden. II. Im Strafproceß. Die Verschiedenheit des Civilproceßes und des Criminalproceßes in Bezug auf die Erforschung der Wahrheit wird lediglich durch die Verschiedenheit des Gegenstandes begründet, auf welchen sich das Rechtsverhältniß in dem einen und dem anderen Proceß bezieht. Das Criminalrechtverhältniß, in welches Jemand durch ein Verbrechen zum Staate tritt, hat als solches die Verminderung oder Entziehung solcher Rechte, welche dem bürgerlichen Verkehre entgegen, als unuerkäuflich sind, zum Gegenstande. Für den Thäter entsteht durch das Verbrechen aus dem Gesetze die Verpflichtung, sich dieser Verminderung und Entziehung in der gesetzlich bestimmten Quantität und Qualität zu unterwerfen. Auf der einen Seite darf nun der Staat die Geltendmachung dieser Criminalobligations nicht unterlassen, wenn nicht die Mächtigkeit der Gesetze seinen Untergang herbeiführen soll; auf der anderen Seite darf er aber auch dem Verbrechen an seinen unuerkäuflichen Rechten nicht mehr entziehen, als derselbe in der That nach den Gesetzen verschuldet (verurteilt) hat. Denn eine Ueberschreitung des gesetzlichen Maßes, wenn sie nicht gesetzwidrige Gewaltthatigkeit, also selbst ein Verbrechen sein soll,

14) Cap. 28. X. II, 20.

15) L. 12. D. XXII, 5.

tiefe sich nur durch die Einwilligung des Schuldigen, also durch freiwilliges Aufgeben des nicht verwirkten Mehr, durch Verzicht rechtfertigen; ein solcher Verzicht würde aber, als eine Veräußerung nach Civilrechtsnormen, wegen der rechtlichen Unveräußerlichkeit des Gegenstandes nichtig und unwirksam sein. Aus dieser rechtlichen Beschaffenheit des Gegenstandes der Criminalobligations sind alle, vom Civilproceß abweichenden Eigentümlichkeiten des Strafproceßes rechtlich abzuleiten; diese Beschaffenheit macht es dem Staate nicht bloß zur Pflicht, wegen Verfolgung jener Obligation von Amtswegen, sei es durch Inquisition oder öffentliche Anklage, einzuschreiten, sondern sie verpflichtet ihn auch zu einer solchen Einrichtung des Strafverfahrens, daß es auf die möglichste Art geeignet sei, die wirkliche Wahrheit aller dem in Frage stehenden Criminalrechtsverhältnisse zum Grunde liegenden und darauf bezüglichden Thatfachen herzustellen, und auf diese Weise eben so den wirklich Schuldigen auszumitteln, als dem Unschuldigen vor ungerechter Strafe zu schützen. Im Strafproceß darf mithin die Erforschung der Wahrheit in seiner Weise von der Willkür der Privaten abhängig gemacht werden, sondern der Staat hat dafür Sorge zu tragen, daß sich die Wahrheit selbst gegen den Willen der Beteiligten als ungewisshafte Endresultat des Verfahrens ergebe. Im Strafproceß handelt es sich daher um die Erforschung der wirklichen (materiellen) und nicht bloß formellen Wahrheit, welche letztere im Civilproceß wegen des Principes des Verzichtes hinreicht. Dies bedeutet nicht, daß das Streben im Civilproceß nicht auch auf wirkliche Wahrheit gerichtet und die Form im Strafproceß ohne Bedeutung sei, sondern der Unterschied liegt darin, daß im Civilproceß die Form der letzte Grund der Wahrheit ist, während sie im Strafproceß nur ein Mittel zur sicheren Auffindung der Wahrheit ist. Da es im Strafproceß auf die Erforschung der materiellen Wahrheit von Thatfachen ankommt, so entsteht zunächst die Frage, wenn eine Thatfache materiell wahr sei? Rein objectiv ausgesagt ist jede Thatfache materiell wahr, welche sich wirklich ereignet hat, und ungeachtet ist auch eine negative Thatfache (das Nichtsein eines Factums) materiell wahr, wenn sich die Thatfache wirklich nicht ereignet hat. Der Begriff der materiellen Wahrheit bezieht sich daher sowohl auf das Sein (positive Wahrheit), als das Nichtsein einer Thatfache (negative Wahrheit). Die rein objectivie Wahrheit ist aber für uns erst dann vorhanden, wenn wir uns derselben bewußt geworden sind und sie als solche erkannt haben. Es ist also die objectivie Wahrheit (das äußere positive oder negative Factum) erst mit dem Bewußtsein eines Subjects dergestalt in Verbindung zu bringen, daß dieses durch die Denkfähigkeit genügt wird, daß objectiv Wahre auch für wahr zu halten. Eine solche geistige Höhepunkt findet aber nur dann statt, wenn alle Momente, welche die Thatfache wirklich herbeigeführt haben, in derselben Weise, wie sie in der That äußerlich wirksam waren, dem Bewußtsein als wirklich vorhanden erscheinen. Die

negative Wahrheit wird subjectiv dadurch erkannt, daß sich dem Bewußtsein diejenigen Momente, welche allein der Gegensatz von Nichtsein dem bewirken konnten, als in der That nicht vorhanden darstellen. Dadurch nun, daß das objectiv Wahre auch im Bewußtsein eines Menschen als wirklich seiend erkannt und so zugleich subjectiv wahr wird, entsteht der Begriff von Gewissheit, welche eben in der subjectiv gewordenen objectiv (materiellen) Wahrheit oder in den im Bewußtsein als wirklich vorhanden erkannten Momenten (Gründen) besteht, welche in ihrer Gesamtheit die Notwendigkeit einer Thatfache bedingen. Die Gewissheit, auf das Subject, welches sie besitzt, bezogen, heißt auch Ueberzeugung. So erscheint die Erforschung der Wahrheit nur als ein Streben, die, das Sein oder Nichtsein einer Thatfache bedingenden, Gründe zum Bewußtsein derjenigen zu bringen, welche nach demjenigen Strafverfahren das Urtheil zu fällen haben, mithin als eine Ermittlung der Gewissheit. Eine Thatfache heißt demnach gewiß, wenn die vorhandenen Gründe in uns die Vorstellung von ihrer Wirklichkeit dergestalt hervorbringen, daß die Möglichkeit des Gegentheils nach den physischen Gesetzen (dem Laufe menschlicher Dinge) ausgeschlossen wird. Gewöhnlich unterscheidet man verschiedene Arten von Gewissheit, z. B. objectiv und subjectiv, je nachdem die Gründe der Gewissheit in dem Objecte oder in dem Subjecte liegen; die moralische und historische, je nachdem sie bloß auf Vernunftschlüssen oder auf glaubwürdiger Erzählung Anderer beruht u. s. w. Es lassen sich aber diese und ähnliche Abtheilungen theils nicht billigen, wenn man, wovon im Strafproceß allein die Rede sein kann, je auf die Gewissheit der Thatfachen bezieht, indem z. B. sich eine solche bloß durch Vernunftschlüsse nicht erlangen läßt, theils sind sie ohne eigentlichen theoretischen und praktischen Nutzen. Sie betreffen größtentheils die Art und Weise, zur Gewissheit der Thatfachen zu gelangen, wovon aber der Begriff von Gewissheit ganz unabhängig ist. Die Gewissheit heißt eine rechtliche oder juristische, wenn die Gründe derselben nach den Rechtsgesetzen genügen, die fragliche Thatfache als gewiß anzunehmen. Der Begriff der criminalrechtlichen Gewissheit insbesondere ist hiernach von selbst klar. Nur darf sie nicht etwa als Gegensatz der civilrechtlichen oder formellen Gewissheit aufzufassen werden, da weder die civilrechtliche Gewissheit überhaupt oder auch nur der Regel nach die materielle Wahrheit, noch die criminalrechtliche die Form ausschließt. Der Begriff der criminalrechtlichen Gewissheit setzt positive rechtliche Normen, welche der untersuchende und erkennende Richter bei der Erforschung und Beurtheilung der Wahrheit der Thatfachen zu befolgen hat, d. i. eine gesetzliche Beweis-theorie voraus, von welcher noch die natürliche unterschieden wird, obwohl die gesetzliche in der That nur bezweckt, die natürliche, d. i. auf Verstand und Erfahrung beruhende Beweis-theorie durch positive Vorschriften gegen Mißbrauch sicher zu stellen, und daher ein innerer Unterschied zwischen der natürlichen und gesetz-

lichen Beweisetheorie nicht stattfinden kann. Es ist die Zweckmäßigkeit einer solchen gesetzlichen Beweisetheorie bestritten worden, weil sie leicht durch positive Beweisnormen die Unschuld, und durch negative die bürgerliche Sicherheit gefährde, und bei der Unmöglichkeit der gänglichen Ausschließung des richterlichen Ermessens doch nie vollständig gelingen könne. Allein der Mangel aller Beweisvorschriften ist für die Unschuld und die Sicherheit des Staates nicht weniger gefährlich, als eine positive Beweisetheorie, welche das subjective Ermessen des Richters ganz ausschließen wollte. Wenn man dagegen eine solche Beweisetheorie lediglich als eine negative Begrenzung des subjectiven richterlichen Ermessens betrachtet, so daß der Richter keine Thatfache als gewiß annehmen darf, welche nicht wenigstens auf die gesetzlich erscheidliche Weise bewiesen ist, ohne daß er durch dieselbe genötigt wird, die nach den Gesetzen formell genügend erwiesene Thatfache unbedingt als wahr anzunehmen, so ist die Zweckmäßigkeit derselben mit Grund nicht in Abrede zu stellen. Eine andere Bedeutung kann eine gesetzliche Beweisetheorie im Strafproceß schon deshalb nicht haben, weil es sich in denselben um materielle Wahrheit handelt, deren Ermittlung durch so mannichfache Verhältnisse bedingt ist, daß eine Erreichung derselben durch positive Normen im Voraus rein unmöglich erscheint. Im gemeinen deutschen Criminalproceß ist eine gesetzliche Beweisetheorie durch die peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karl's V. aufgestellt. Art. 22. dieses Gesetzes lautet dahin: „Es ist auch zu merken, daß niemand auf einigerley Anzeigung, Argwohn, Wahrzeichen oder Verdacht, endlich zu peinlicher Straff soll verurtheilt werden, sondern allein peinlich mag man darauf fragen, so die Anzeigung, als hernach funden wird, genugsam ist. Dann soll jemand zu peinlicher Straf verurtheilt werden, das muß aus eigenem Bekenntnis oder Beweisung (wie an anderen Enden in dieser Ordnung klärllich funden wird) beschehen, und nicht auf Vermuthung oder Anzeigen.“ Hiernach soll eine Verurtheilung zu einer Criminalstrafe nur auf Grund eigenen Geständnisses des Angeklagten oder äußeren directen Beweises geschehen, nicht auf Anzeigen; letztere sollen vielmehr nur ein Grund zur peinlichen Frage oder Tortur sein. Da das Geständnis ein freiwilliges oder durch die Folter erzwungen war, galt nach der peinlichen Gerichtsordnung gleichviel. So lange die Tortur bestand, reichte die Beweisetheorie der peinlichen Gerichtsordnung aus. Als aber die Tortur als den Anforderungen der Zeit und der geistigen Bildung nicht mehr entsprechend in vielen deutschen Staaten abgeschafft, in anderen, wo die Festgebung sie nicht ausdrücklich befristet, nicht mehr angewendet wurde, entfiel in dieser gesetzlichen Beweisetheorie eine Lücke. Denn da eine Verurtheilung auf bloße Anzeigen nach der peinlichen Gerichtsordnung nicht zulässig war, so blieb gegen denjenigen, welcher des ihm zur Last gelegten Verbrechens weder geständig war, noch durch äußeren Beweis überführt werden konnte, nur die Ausweisung eines Reinigungseides oder die Loßsprechung von der Instanz

übrig. Die Lücke, welche durch die Abschaffung der Folter in der gemeinrechtlichen Beweisetheorie entstand, hat man in vielen deutschen Staaten dadurch auszufüllen gesucht, daß man eine Verurtheilung zu einer Criminalstrafe aus bloßen Anzeigen für zulässig erklärte. Man ist aber dabei auf verschiedene Weise zu Werke gegangen. In einigen Staaten ließ man nur eine außerordentliche Strafe gegen den Angeklagten, gegen welchen bloß Anzeigen vorlagen, zu; in anderen ließ man eine Verurtheilung zu der ordentlichen Strafe, mit Ausnahme der Todesstrafe in Folge des durch Anzeigen erbrachten Anschuldigungsbeweises zu. In den letzteren war aber wieder ein Unterschied, indem man in einigen die Erfordernisse und Voraussetzungen, unter welchen eine Ueberführung durch Anzeigen (also juristische Gewisseheit) angenommen werden konnte, gesetzlich bestimmte, also eine gesetzliche Beweisetheorie für den Anzeigenbeweis aufstellte, in anderen dem Richter auf seine Ueberzeugung hin, ohne die Gründe dafür näher zu bestimmen, auf Anzeigen hin Ueberführung anzunehmen gestattete. Letzteren Falls war der Richter doch nicht von allen Beweisregeln entbunden; er durfte z. B. nicht eine Anzeig für vollständig erwiesen annehmen, wenn nicht die dieselbe begründende Thatfache zugestanden oder von zwei verordneten Zeugen bekannt worden war, indem dies dem allgemeinen Beweisregeln zuwider gewesen sein würde; die dem Richter gebährte Freiheit hinsichtlich seiner Ueberzeugung bezog sich nur darauf, daß er nicht an eine bestimmte Zahl von Anzeigen und an eine bestimmte Art derselben gebunden sein solle, um eine Ueberführung annehmen zu können. Für die Geschworenen wird allerdings eine ganz andere Stellung, als die der Richter im gemeinen deutschen Criminalproceß und nach den einzelnen deutschen Porticulargesetzgebungen, welche keine Schwurgerichte haben, in Anspruch genommen. Die Geschworenen sollen von allen Beweisregeln entbunden sein und nur nach ihrer moralischen Ueberzeugung zu urtheilen haben (siehe den Artikel Geschworenengericht). Allerdings ist dieses die Stellung der Geschworenen in Frankreich und in den deutschen Staaten, welche die Schwurgerichte nach französischem Muster eingeführt haben, und es ist dies gesetzlich ausgesprochen. Allein in dem Vaterlande des Geschworenengerichts, in England, sind die Geschworenen an bestimmte Beweisregeln (Gesetz der Evidenz, law of evidence) gebunden, und wenn sie diese vernachlässigen, kann ihr Verdict aufgehoben werden. Auch in Frankreich und in den deutschen Staaten, welche Schwurgerichte haben, kann ungeachtet des gesetzlichen Ausspruchs, wenigstens hinsichtlich der Schuldigerklärung eine Entbindung von allen Beweisregeln nicht angenommen werden. Es ist dies auch durch die Gesetzgebung selbst in sofern anerkannt, als der Gerichtshof, wenn er einstimmig der Ansicht ist, daß die Geschworenen, hinsichtlich des Schuldigen, sich geirrt haben, das Verdict der Geschworenen de Reite setzen, und die Sache vor ein anderes Geschworenengericht verwirken kann. — Der Gewisseheit, welche in ihrem wahren Be-

griffe keine Abkufungen oder Gewitter zuläßt, steht die Ungewißheit gegenüber. Diese ist im Allgemeinen vorhanden, wenn die für das Sein einer Thatsache sprechenden Gründe in unserer Vorstellung die Nothwendigkeit von ihrer Wirklichkeit nicht zu erzeugen vermögen. Sie hat im Verhältnisse zur Gewißheit drei Gründe; sie ist a) Wahrscheinlichkeit, wenn mehr Gründe für das Sein, als für das Nichtsein einer Thatsache vorhanden sind; wie die Gewißheit Ueberzeugung begründet, so begründet die Wahrscheinlichkeit nur eine Vermuthung für das Sein einer Thatsache; b) Unwahrscheinlichkeit, wenn mehr Gründe für das Nichtsein, als für das Sein einer Thatsache sprechen; c) Zweifelhafteit, wenn gleich viel Gründe für das Sein, als für das Nichtsein einer Thatsache vorhanden sind. Die Wahrscheinlichkeit läßt wieder ebenso viele Abkufungen von der Gewißheit bis zur Zweifelhafteit zu, als die Unwahrscheinlichkeit von der Zweifelhafteit bis zur Gewißheit des Gegentheils.

(C. W. E. Heimbach.)

GEWITTER. Jedes Meteor, welches aus einem Niederschlage besteht, der von elektrischen Entladungen begleitet ist, nennt man ein Gewitter. Auf die nähere Beschreibung dieser luftelektrischen Vorgänge beim Gewitter, des Blizes und des Donners, können wir uns jedoch hier nicht tiefer einlassen, da dieselben in besonderen Artikeln abgehandelt werden.

Der die Erde umgebende freie Himmelsraum zeigt positive Electricität. Es muß daher die Oberfläche der Erde in Folge der Verteilung negativ elektrisch sein. Tritt nun durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen eine Verdampfung des auf der Erdoberfläche befindlichen Wassers ein, so werden die in die Höhe geführten Dampfschichten negative Electricität von der Erde mitnehmen, und werden diese Wasserdämpfe durch irgend eine Ursache zu Wolken condensirt, so muß sich in diesen die Summe der negativen Electricität der sie bildenden Dampfschichten vorfinden. Hierdurch werden aber die elektrischen Verhältnisse complicirt, indem nun auch die Wolken eine Verteilung auf der Erdoberfläche und auf sich selbst gegenseitig ausüben. Geht die Verdichtung der Wasserdämpfe soweit, daß sich ein Niederschlag bildet, so wird sich auch die Electricität der Wolke mit der auf der Erde durch Verteilung von ihr erzeugten wieder vereinigen, entweder bei einem schwächeren Niederschlage durch allmähliche Ableitung durch die feuchte Luft, oder bei einem stärkeren, bestirren durch plötzliche gewaltsame Entladung, durch Bliz. Das Charakteristische eines Gewitters ist also nicht das dabei stattfindende Auftreten der Luftelectricität, denn diese zeigt sich auch bei jedem anderen Niederschlage, sondern nur die gewaltamen Entladungen derselben, und zugleich folgt hieraus, daß für irgend eine Gegend die Zeit der heftigsten Niederschläge auch die Periode sein wird, in der die meisten Gewitter auftreten.

Die Hauptbedingung zur Entstehung eines Gewitters, sowie überhaupt jedes Niederschlages ist die Berührung und Vermischung zweier verschieden warmer

Luftschichten. Es kann dies entweder dadurch zu Stande kommen, daß sich ein sogenannter Courant ascendant bildet, der eine erhitzte, mit Wasserdämpfen gesättigte Luft in die Höhe führt, aber in kältere Regionen tretend erkaltet und die mitgebrachten Wasserdämpfe niederschlägt; oder es kann auch der Zusammenstoß zweier ungleich temperirter Winde den Anlaß dazu geben. In tropischen Gegenden ist, wie wir weiter unten bei der geographischen Verbreitung der Gewitter sehen werden, wegen der enormen Erhitzung des Bodens und der darüber ruhenden Luftschichten der Courant ascendant die Hauptursache der Gewitter, während dies in unsern Gegenden nur unter besonderen Umständen vorkommen kann, da die meisten Gewitter der gemäßigten und kalten Zonen nur durch Vermischung ungleich warmer Winde entstehen.

Die Gewitterwolke ist schon nach ihrem äußeren Ansehen leicht von anderen Regennöcken zu unterscheiden. Ihre ersten Bildungen zeigen sich bei ruhigem Wetter am Horizonte als aufgebauete, scharf begrenzte, Schüben mit schneebedeckten Gipfeln ähnliche Massen, die allmählig an Größe zunehmen und zusammenfließen. Zwischen ihnen und am Horizonte bildet sich endlich eine große dunkle Wolke und von den höchsten Theilen dieser ganzen Wolkenmasse gehen lange, allmählig den ganzen Himmel überziehende Wellenverzweigungen aus, und auch unterhalb der großen dunklen Gewitterwolke sieht man, sobald sie den größeren Theil des Firmaments überzogen hat, sich kleine, zerflossene Wolken herumtreiben, welche sich gegenseitig anzuheben und aufstoßen scheinen. Jedenfalls gibt es aber locale Einflüsse, welche diesen Entwicklungsgang und dieses Aussehen der Gewitterwolken bedeutend abändern können, wenigstens gibt die Beschreibung, welche d'Abadie von den Gewitterwolken in Jaffenslinien liefert, einen deutlichen Beweis davon. Er sagt nämlich, daß einige dieser Wolken, trotz der heftigen elektrischen Ausbrüche, deren Heft sie waren, nicht gehindert haben würden, die Sterne durch sie hindurch zu sehen.

Während die untere Fläche der Gewitterwolken ziemlich eben erscheint, so ist dies doch mit der oberen keineswegs der Fall. Peytier und Hossard hatten bei ihren geodätischen Arbeiten in den Pyrenäen oft Gelegenheit, sich über den Gewitternollen zu befinden, und haben dabei die Bemerkung gemacht, daß, wenn die Wellenschicht an ihrer unteren Fläche auch ziemlich eben und abgeglühten erschien, doch die obere Seite überall sehr hohe Hervorragungen und beträchtliche Vertiefungen hatte, ja daß sich sogar oft in sehr heißen Tagen von einer solchen Wellenschicht plötzlich Erhebungen bilden, welche sich wie lange verticale Spindeln in sehr entfernte Regionen der Atmosphäre ausdehnen. Daß auch kleine einzelne Wolken als Gewitterwolken auftreten können, ist von mehreren ausgezeichneten Physikern, darunter Franklin und Saussure, geklagt worden. Trago hat jedoch eine Anzahl von Beispielen gesammelt, welche beweisen, daß dies stattfinden kann.

Was die Höhe betrifft, in der sich die Gewitter-

wollen über der Erde bilden, so kann man in gebirgigen Gegenden dieselbe leicht aus der Vergleichung mit der Höhe der benachbarten Berge bestimmen. Auch hat man wol die Schmelzungen und Berglasungen, welche der Blitz an den Felsen verursacht, zu diesem Zwecke benutzen wollen, es ist dies jedoch ein sehr unsicherer Anhalt, da der Blitz aus einer Gewitterwolke sowohl nach Oben als nach Unten schlagen kann. Eine directe Beobachtung von Condamine auf dem Pic de la Vierge lehrt, daß in den Cordillären Gewittern in einer Höhe von 15,500 Fuß stattfinden können, während Sauzeau, Vater und Sohn, in den Alpen Gewitter in der Höhe von 11,000 und 14,000 Fuß über der Meeressfläche wahrnahmen.

Finden die Gewitter in der Ebene statt, so kann man leicht ihre Höhe berechnen, wenn man die Zeit beobachtet, welche zwischen Blitz und Donner verstreicht, und zugleich den Winkel mißt, welchen die Augenlinie nach dem Orte, an welchem Blitz und Donner hervorbrechen, mit dem Horizonte bildet. Den meisten derartigen aufzeichnungen Beobachtungen fehlt jedoch die letztere Winkelbestimmung, sodaß dadurch die vertikale Höhe der Gewitterwolke nur sehr ungenau gefunden werden kann.

Diese Höhe ist übrigens ungeheuer verschieden, denn nach den Beobachtungen von de l'Isle schwankt dieselbe zwischen 25,700 und 3200 Fuß, während die des Abbé Gaspard zu Tobolsk sogar nur Höhen von 930 und 682 Fuß liefern; ja Gaidinger führt ein Gewitter an, in welchem die Höhe der Gewitterwolke über dem Boden nur 89 Fuß betrug, doch befand sich in diesem Falle über dieser unteren Wolkenschicht noch eine zweite, deren Höhe 2335 Fuß betrug.

Die geographische Vertheilung der Gewitter auf der Erdoberfläche ist noch keineswegs so genau ermittelt, als dies wol der Fall sein könnte; denn sehr oft ist selbst an Orten, wo meteorologische Beobachtungen angestellt werden, die Aufzeichnung der Gewitter vernachlässigt worden. Um eine gewisse Uebersicht zu geben, will ich eine Reihe von Frage gesammelter Daten in folgender Tabelle zusammenstellen, welche den Namen des Ortes, seine geographische Position, die Zahl der Beobachtungsjahre, die Zahl der Gewittertage in einem Jahre, und wo es möglich war, auch die Vertheilung derselben auf die einzelnen Monate enthält. Bei den Orten, für welche sich diese letzteren Angaben nicht vorfinden, sind die Zahlen durch Querstriche ersetzt.

Name des Ortes.	Geographische		Beobach- tungs- jahre.	Gewittertage im												
	Länge.	Breite.		ganzen Jahre.	Jan.	Febr.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dec.
Calcutta . . .	86° ö.	20½° n.	1	60	0	4	6	5	7	8	6	10	9	5	0	0
Patna . . .	82° ö.	25° 37' n.	1	53	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Rio Janeiro . .	45½° w.	23° s.	6	50,6	10,2	9,3	4,0	1,7	0,8	0,7	1,3	1,1	2,8	3,7	6,0	9,0
Maryland . . .	79° w.	39° n.	1	41	0	0	5	1	10	8	11	5	0	1	0	0
Martinique . . .	63½° w.	14½° n.	—	39	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Habessinien . .	35° ö.	13° n.	1	38	0	0	4	4	6	7	3	6	4	4	0	0
Guadeloupe . .	64° w.	16½° n.	—	37	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Bienitz . . .	2½° ö.	44½° n.	10	24,7	0,0	0,1	0,6	2,2	4,0	3,4	5,1	3,4	3,1	2,2	0,6	0,0
Luebeck . . .	73½° w.	46½° n.	—	23,3	0,0	0,0	0,0	0,6	2,5	5,5	8,0	5,0	1,0	0,5	0,1	0,1
Buenos Ayres . .	60½° w.	34½° s.	7	22,5	1,9	2,6	2,1	1,8	1,7	1,1	1,3	1,0	2,9	2,3	1,8	2,0
Dreissviller . .	0°	48° n.	24	20,6	0,1	0,1	0,5	1,6	3,6	4,5	4,4	3,5	1,5	0,5	0,3	0,0
Smirna . . .	24½° ö.	38½° n.	1	19	2	4	4	1	1	0	0	0	3	0	1	3
Berlin . . .	11° ö.	52½° n.	15	18,3	0,0	0,0	0,1	0,6	2,6	3,9	4,2	5,3	1,3	0,1	0,1	0,1
Padua . . .	9½° ö.	45½° n.	4	17,3	0,0	0,0	1,2	2,2	1,2	3,5	3,5	2,5	0,7	1,0	1,5	0,0
Strassburg . . .	5½° ö.	48½° n.	20	17	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Strascht . . .	3½° ö.	51° n.	11	16,5	0,0	0,1	0,4	1,5	2,5	2,9	3,7	3,3	1,4	0,5	0,1	0,1
Kochsee . . .	1½° w.	50° n.	18	15,7	0,2	0,2	0,5	1,1	2,6	3,2	2,3	1,8	1,3	0,7	0,8	1,0
Koulouf . . .	1° w.	43½° n.	7	15,4	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Ultrad . . .	2½° ö.	52° n.	—	15	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Zübingen . . .	6½° ö.	48½° n.	9	14,6	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Paris . . .	0°	48° 50' n.	51	13,5	0,1	0,1	0,3	0,8	2,6	3,0	2,6	2,1	1,2	0,6	0,1	0,1
Leiden . . .	2° ö.	52° n.	29	13,5	0,1	0,4	0,2	0,3	2,1	2,7	2,9	2,9	1,0	0,3	0,3	0,2
Utrecht . . .	21½° ö.	38° n.	3	11	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Polsper (Corn- wall) . . .	6½° w.	50½° n.	23	10	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Petersburg . . .	28° ö.	60° n.	11	9,1	0,0	0,0	0,0	0,7	2,7	2,1	2,5	0,9	0,1	0,0	0,1	0,0
London . . .	2½° w.	51½° n.	15	8,3	0,0	0,2	0,4	0,4	1,8	1,4	2,0	1,3	0,4	0,1	0,2	0,1
Peking . . .	114° ö.	40° n.	6	5,8	0,0	0,0	0,0	0,2	0,5	2,0	1,7	1,0	0,3	0,1	0,0	0,0
Rairo . . .	99° ö.	30° n.	2	3,5	1,0	0,0	0,5	1,0	0,0	0,0	0,0	0,0	0,0	0,0	0,5	0,5

Obige Zusammenstellung lehrt, daß die Gewitter im Allgemeinen in niederen Breiten häufiger sind als in höheren. Doch ist diese Regel keineswegs consequent durchzuführen; denn es ist z. B. für Kairo die jährliche Durchschnittshöhe der Gewitter nur 3,5, während sie in Berlin, welches 22½° nördlicher liegt, 18,3 ist; ja in Niederperu entwickeln sich an dem zwar oft nebeligen, aber keine eigentlichen Wolken bildenden Himmel niemals Gewitter. Die Gewitter in den Tropengegenden zeichnen sich aber nicht nur durch ihre Häufigkeit, sondern auch durch ihre Heftigkeit aus, und das Leuchten sowohl der Blitze, als das Rollen der Donner soll nach den Berichten der Reisenden alle Begriffe übersteigen. Zugleich sind sie von gewaltigen Stürmen begleitet, die Tornado's, Orkane und Typhonen genannt werden. Ihr Entstehen verdankt diese Gewitter dem in diesen Gegenden, besonders in der Region der Calmen, so energischen Courant ascendant. Man kann wol annehmen, daß in dieser Region stets irgendwo ein Gewitter stattfindet, sodaß man sie auch nicht mit Unrecht die Region der ewigen Gewitter nennen könnte. Die Tageszeit, an welcher sie losbrechen, ist die Zeit der größten Wärme, wenn sich die Atmosphäre gehörig mit Wasserdämpfen gesättigt hat; selten hat man sie in der Nacht beobachtet; und es gilt dies auch für unsere Breitengrade, obgleich bei uns die Nachtgewitter nicht so ganz selten vorkommen. So groß übrigens auch die Heftigkeit dieser Gewitterstürme ist, so beschränken sie sich doch meistens nur auf einen sehr kleinen Raum und dauern in der Regel auch nicht lange, und zugleich durchläuft während ihrer Dauer der Wind oft ziemlich regelmäßig die ganze Windrose.

Solche durch den Courant ascendant erzeugte Gewitter treten, wenn auch mit geringerer Heftigkeit, unter günstigen Umständen auch unter höheren Breiten auf. Besonders geschieht dies da, wo der aufsteigende Luftstrom durch Bergwände vor stürzenden Winden geschützt ist. Hierhin gehören die von Volta am Comersee beobachteten Gewitter, besonders aber die skandinavischen Wintergewitter. Während nämlich im Winter die noregischen bis an die steilen Felswände der Fjorde sich erstreckenden Hochebenen mit Schnee bedekt sind, bringt unten in die Fjorde das durch den Golfstrom erwärmte Meerwasser und erzeugt einen aufsteigenden, mit Dünsten gesättigten Luftstrom, der in den kälteren Luftschichten angelangt, zu heftigen, von Blitz und Donner begleiteten Schneeschauern Veranlassung gibt. Besonders stark sind diese Gewitter auf den Inseln, schwächer im Innern der Fjorde und im Lande völlig unbekannt. Ganz ähnliche Erscheinungen zeigen sich auch auf Island, den Faröern, den Hebriden, den Shetlandinseln und den Orkneys.

Die Gewitter der tropischen Zone treten besonders zu Anfang und zu Ende der Regenzeit auf, und diese Erscheinung kann man sogar noch bis zum Nordrande des Mittelmeeres verfolgen. In Italien ist sie noch so deutlich und auffällig, daß schon Lucret in seinem Gedichte „de rerum natura“ die Bemerkung machte,

daß Herbst und Frühjahr die Zeit der Gewitter seien. Obgleich man jedoch weiter nördlich, so ziehen sich diese beiden Maxima zu einem Sommermaximum zusammen, wie wir es bei uns vorfinden. Unsere Gewitter entstehen durch rasche Vermischung südlicher und nördlicher Winde. Ist es der nördliche Wind, der den südlichen verdrängt, so dreht sich der Wind dabei von Süd durch West nach Nord, und das Wetter wird, wie man sich ausdrückt, durch das Gewitter abgebläst, was nicht der Fall ist bei den selteneren Gewittern, welche mit Ostwind aufsteigen und durch das Eindringen eines warmen Windes in einen kalten erzeugt werden. Zu diesen Gewittern der Ostseite gehören besonders, außer einigen schweren Sommergewittern, diejenigen Wintergewitter, welche schnell Frühlingswärme verbreiten und die Folge eines nach Norden vordringenden südlichen Luftstromes sind.

Die Polargegenden kennen die Gewitter fast gar nicht. So hat Scoresby auf seinen zahlreichen Fahrten jenseits des 65. Breitengrades nur zweimal Blitze und niemals Donner bemerkt, und Parry und Ross haben jenseits des 75. Breitengrades niemals Gewitter beobachtet. Daß locale Verhältnisse auf die Ausbildung und den Gang von Gewittern Einfluß haben können, haben wir schon bei den Gewittern am Comersee und den noregischen Wintergewittern; ferner war der gänzliche Mangel an Gewittern in Niederperu ein gutes Beispiel davon. Doch lassen sich, besonders aus den Tropengegenden, noch mehrere Beweise anführen. Interessant sind in dieser Beziehung die Gewitter um die Gipfel der Gebirge von Port Royal auf Jamaica, welche dort von Anfang November bis Mitte April täglich nach Mittag stattfinden, sodaß während auf den benachbarten Inseln und den klimatisch ähnlich gelegenen Punkten des Festlandes die jährliche Zahl der Gewittertage ungefähr 50 beträgt, der Einfluß der Gebirge von Port Royal sie auf ziemlich das Dreifache erhöht. Einen ähnlichen Einfluß berichtet Viat von einem Gipfel der Apenninen in der Nähe des Weilers Grondone im Genuciensischen. Man könnte wol auch zu solchen durch locale Einflüsse erzeugten Gewittern die bei vulkanischen Ausbrüchen auftretenden zählen. Was den spezifisch verschiedenen Einfluß von Festland und Meer auf die Bildung von Gewittern anlangt, so folgert Krato aus einer Reihe von ihm gesammelter Thatsachen, daß die Zahl derselben auf dem Meere entschieden geringer ist, als auf dem Festlande.

(Dr. A. Weiske.)

GEWÖLBE (Anatomie). Ganz analog, wie in der Baukunst, wird dieser Name in der Anatomie hin und wieder angewendet, um damit die dahmformige Bedeckung oder Schließung eines Hohlraums zu bezeichnen. So redet man vom Schädeldgewölbe (Forix cranii), dem Dache des großen und kleinen Gehirns, welches durch die dritten Schädelknochen gebildet wird, vom Augenhöhlengewölbe (Forix orbitae) oder Augenhöhlenbogen, welches durch den Augenhöhlenheil des Stirnbeins nebst einem Stückchen des Keilbeins erzeugt wird, vom Scheidengewölbe (Lacunar va-

glaue), womit der obere etwas erweiterte Theil der Scheide bezeichnet wird, der sich an den dünneren Theil der Gebärmutter ansetzt. Im Besonderen nennt man aber jenen Gehirntheil Gewölbe (Fornix), welcher nachtrag über der Höhle des dritten Ventrikels liegt (s. Gehirn).

GEWÖLBE (Baukunst), nennt man vorzugsweise eine künstlich gebildete steinerner Decke über einen durch Mauern, Pfeiler oder Säulen begrenzten Raum, bei welcher die einzelnen Steine entweder nur durch ihre eigenthümliche Verarbeitung und Aneinanderfügung, oder dadurch und im Verein mit der Bindkraft des Mörtels, oder endlich durch diese allein, nicht aber etwa dadurch in ihrer Lage erhalten werden, daß sie von einer Seite bis zur andern hinüberreichen.

Man bildet die Gewölbe aus Bruchsteinen, die man in Bezug auf ihre Verarbeitung auch Quadersteine, Haussteine oder Schnittsteine nennt, aus gebrannten Ziegeln und aus unverbearbeiteten Bruchsteinen. Um das Gewicht des Gewölbes zu vermindern, nimmt man statt massiver Steine auch ausgehöhlte, sogar auch hohle, topfartige Cylindern, endlich auch künstliche und natürliche poröse Steine, Schlacken und dergl.

Die Unterbaue, auf denen das Gewölbe ruht, nennt man Widerlager, weil sie dem Schube des Gewölbes nach der Seite widerstehen müssen. Diese ihre Fähigkeit, bei der Voraussetzung, daß sie tüchtig genug gegründet und gebaut sind, um den senkrechten Druck des Gewölbes zu ertragen, ist die Hauptbedingung zum Bestande desselben.

Diejenigen Begrenzungsmauern eines gewölbten Raumes, die den Seitenhub nicht auszubalten haben, und nur der Abschiebung des Raumes wegen vorhanden sind, nennt man Stirnmauern oder Schildmauern.

In der Regel ist die untere Fläche eines Gewölbes nach einer einfachen oder zusammengesetzten Bogenlinie gebildet. Diese Fläche nennt man die Leibung des Gewölbes. Man hat aber auch Gewölbe, deren untere Seite wagrecht ist, und diese nennt man scheidrechte Gewölbe.

Der obere Theil der Widerlager, der zunächst den Schub des Gewölbes auffängt, heißt der Kämpfer, und wird gewöhnlich durch die Architektur ausgezeichnet. Die Linie, in der die Wölbung mit dem Kämpfer zusammentrifft, heißt die Kämpferlinie.

Die künstliche Färgung der Haussteine sowohl als der Ziegel, durch welche sie, wenn die Widerlager als durchaus standfest zu betrachten sind, und wenn jene Verarbeitung fehlerlos ausgeführt ist, in der ihnen angewiesenen Wölbungslinie auch ohne Hilfe des Mörtels stets im Gleichgewichte verharrten müssen, nennt man den Fugenschnitt oder den Steinschnitt überhaupt. Man nimmt indessen auch bei der besten Ausführung des Fugenschnitts stets mehr oder minder den Mörtel zur Hilfe, um der Einwirkung etwa möglicher Fehler in der Bearbeitung und Verworbung der Steine, durch seine Bindkraft entgegenzutreten, und die Widerlager

daher nicht allzuweit machen zu dürfen. Die Verstärkung der Gewölbe durch Eisen kommt unter gewissen Umständen nur ausnahmsweise vor. Die Gewölbfugen, in welchen die Steine nach der Dicke gegen und auf einander liegen, heißen Lagerfugen, und die, in welchen sie der Länge nach zusammenlagern, Stoßfugen.

Den ersten unmittelbar auf dem Kämpfer liegenden Gewölbsstein nennt man Anfänger, und den letzten Stein im Scheitel des Gewölbes, mit dem dasselbe vollendet wird, nennt man den Schlußstein. Den unteren Theil des Gewölbes nennt man den Schenkel.

In der Regel gibt man den Gewölben an den Widerlagern, d. h. in den Schenkeln die größte, am Scheitel die geringste Stärke. Bei Verwendung von Haussteinen geschieht dies meist dadurch, daß man die Wölbsteine selbst, in ihrer Höhe gegen den Scheitel, nach und nach abnehmen läßt; bei Ziegelgewölben aber, und Gewölben von lagerhaften Bruchsteinen verbindet man die Steine zu einem von Unten nach Oben zu in der Dicke abnehmenden Gewölbskörper. Wo jenes und dieses aber nicht geschieht, und bei Anwendung von formlosen Bruchsteinen, Schlacken und Kappen u. zum Gewölbe, die einen zweckmäßigen Verband nach der Dicke nicht zulassen, ist es doch nothwendig, bis zu einer gewissen Höhe des Gewölbes, die durch die Umstände bestimmt wird, gewöhnlich aber etwa bis zur Hälfte der Höhe, hinter dem Gewölbschenkel eine Aufmauerung anzubringen, die man Hintermauerung nennt und die, wie jene verbandmäßige Verstärkung dazu dient, das Ausdrängen des Gewölbes nach Oben hin, an gewissen Punkten der Schenkel zu vermeiden. Diese Stellen nennt man die der Bruchungsfugen und sie werden je bei den verschiedenen Curven der Gewölbe durch die Theorie näher bestimmt. Die nöthige Stärke der Gewölbe und der Widerlager ist je nach den so vielfach verschiedenen Umständen durch die Theorie und die Erfahrung festzusetzen, und kann hier nicht näher angegeben werden. Ganz im Allgemeinen möge hier nur die Bemerkung stehen, daß für ein aus Haussteinen gebildetes Kuppelgewölbe etwa der 30ste Theil seines inneren Durchmessers zur Dicke des Scheitels, für die Schenkel aber die doppelte Stärke hinreichend ist, und $\frac{1}{3}$ bis $\frac{1}{2}$ des Durchmessers für die Stärke des Widerlagers. Bei Brückengewölben von großer Weite, etwa von 70' ab, kann man die Stärke des Scheitels zu $\frac{1}{4}$ der Weite annehmen, bei kleinerer nimmt man $\frac{1}{3}$ + 1'. Die Stärke der Widerlager sadert $\frac{1}{3}$ bis $\frac{1}{2}$ der Weite. Die unendlich verschiedenen Umstände bei den Bauten machen aber oft die bedeutendsten Abweichungen nothwendig. Ueber die Abmessungen anderweitiger Gewölbe wird in Nachfolgendem noch das Nähere gesagt werden.

Die regelrechte Anordnung der Steine im Gewölbe, dergestalt, daß die der einen Schicht stets die Fugen der anderen überdecken, nennt man den Steinverband, und die Ausführung dieser und jeder Anordnung für die nothwendige und zweckmäßige Stellung und Lagerung der Steine, nennt man das Versetzen derselben.

Die Breite des von einem Gewölbe überdeckten Raumes heißt die Spannung des Gewölbes. Die Höhe zwischen der Sehne des Bogens und dem Scheitel, heißt die Bogenhöhe oder die Pfeilhöhe.

Für die Gewölbe in Wohngebäuden bedient man sich vorzugsweise der Ziegel, weil sich mit ihnen auf die bequemste, einfachste Weise und ohne große Kosten jedes Gewölbe zweckmäßig und gut ausführen läßt. Da der Fugenschnitt eines Gewölbes aber nach dem zu seiner Bogenlinie gehörigen Mittelpunkt gerichtet sein soll, und bei den gewöhnlichen Ziegeln, welche normale Prismen bilden, diese Bedingung nicht erfüllt werden könnte, so müssen die Ziegel entweder keilförmig verhaufen werden, oder man macht die durch den Mörtel ausgefüllten Fugen, wie es fast stets geschieht, keilförmig, also, daß die richtige Fugenlinie durch ihre Mitte geht. Bei wichtigen, besonders sorgfältig auszuführenden Gewölben bedient man sich auch wol der eigends dazu geformten keilförmigen Ziegel, die man dann vorzugsweise Gewölbeziegel nennt.

Die Gerüste, deren man sich meistens zur Ansetzung der Gewölbe bedienen muß, und aus welchen das Mauern derselben vor sich geht, die daß der Schlussstein eingestückt ist, bekommen genau die Form, die, nur umgekehrt, die Gewölbsfläche haben soll, und heißen Gewölbrüstung oder Lebrgerüste, die einzelnen Haupttheile derselben Lebrbögen, die in den meisten Fällen nöthige Verkleidung des Ganges mit Brettern heißt die Schalung. Das Wegnehmen dieses Gerüsts nennt man das Ausrücken.

Je größer und schwerer ein Gewölbe ist, um so mehr kann man darauf rechnen, daß es sich nach dem Ausrücken im Scheitel etwas senken wird; diese Bewegung nennt man das Sehen. Um die beabsichtigte Bogenlinie aber trotz dem in möglichster Genauigkeit zu erhalten, gibt man der Höhe des Lebrgerüsts soviel zu, als man aus der Erfahrung bei ähnlichen Bauten und den Hilfsmitteln der Theorie, auf das Sehen rechnen zu können glaubt. Dies nennt man das Ueberhöhen des Lebrgerüsts. Es wird indessen nur bei sehr bedeutenden und ihrer Form nach genau in die Augen fallenden Gewölben angewendet.

Bei manchen sehr künstlichen, besonders schiedreichen Gewölben, nimmt man außer dem sorgfältigsten Fugenschnitte und der Bindekroft des Mörtels auch wol noch die Hilfe metallener Klammern zc. in Anspruch.

Die Gewölbe werden nach ihrer Form und Anordnung in nachfolgende hauptsächlichste Arten eingetheilt:

1. Das Tonnengewölbe oder Kufengewölbe. Es hat in der Regel die Form eines nach der Länge durchgeschnittenen halben Cylinders und ruht auf zwei parallel gegenüberstehenden Mauern. Diese sind die Widerlagsmauern, die anderen die etwa nach dem Raum begrenzende, die Stirnmauern. Diese Gewölbe werden häufig, da sie eine große Dauerhaftigkeit und Tragfähigkeit haben, bei unterirdischen Räumen und Brücken angewendet. Dabei reicht man indessen manchmal mehr oder minder von der Form des Halbkreises ab, nimmt ein

flacheres Birkelförmig, oder überhöhet den Bogen entweder oder erniedrigt ihn nach mancherlei Curven, als Ellipsen, Kettenlinien, Korbbögen u. s. w.

Wenn die Tonnengewölbe keine sonderliche Last zu tragen haben, wie z. B. bei Kellerräumen nach einem Halbkreise oder doch einem sich diesem nähernden Bogen mit guten Ziegeln und gutem Mörtel sorgfältig ausgeführt und gehörig hintermauert werden, so ist bei einer Spannung von etwa 15' eine Stärke von 5—6" vollkommen hinlänglich. Derselbe reicht auch bei 20' Spannung noch aus, wenn das Gewölbe dadurch verstärkt wird, daß man es etwa alle 5' auf 1—1½" Breite doppelt so stark macht, welche Anordnung man Verstärkungsurte oder Gurtbogen nennt.

II. Das Kappengewölbe. Jedoch nach einem einfachen flachen Bogen gebildet für sich bestehende Gewölbe heißt eine Kappe. Man kann den Kappen eine Spannung bis zu 12' weit geben, wenn man sie bei einer Höhe von wenigstens ½ der Spannung 5 bis 6" stark macht, und wenn man sie bis ½ ihrer Höhe hintermauert. Ueberwölbt man einen langen Raum bergestalt, daß man etwa alle 10—12' Gurtbogen über seine Breite spannt, die mindestens 1½" Breite und Stärke erhalten, und zwischen diesen Kappen nach der Länge des Raumes in der Weise einwölbt, daß die Gurtbogen ihre Widerlager bilden, so heißt diese Bedeckung ein Kappengewölbe. Es ist für Keller und für Wohnräume im Erdgeschosse der Häuser sehr brauchbar. Die Ziegel in diesen Kappen werden entweder in mit den Widerlagern parallelen Reihen, oder aber, und besser, so einwölbt, daß sie in einem Winkel von 45 Grad gegen dieselben an und in der Mitte des Scheitels rechtwinklig zusammenstoßen, welches Verfahren man das Wölben auf den Schwalbenschwanz nennt.

In der Regel liegen die Kämpferlinien der Tonnengewölbe sowohl als der Kappen je in einer und derselben wagerechten Ebene. Ist diese Ebene nach der Länge des Gewölbes geneigt, so nennt man das Gewölbe ein schräges oder abhängiges. Liegen die Kämpferlinien in verschiedenen Höhen, so heißt das Gewölbe ein steigendes oder einhöftiges.

III. Denkt man sich zwei in derselben Höhe sich durchschneidende Tonnengewölbe, so entsteht im Durchschnitt ein vieredriger Raum, in dessen Ueberwölbung die Diagonalen nach Unten scharf vorkönnen und sich durchkreuzen. Zwischen den Diagonalen, die man Grate oder Gratbögen nennt, befinden sich die Kappen, Kreuzkappen, die hier indessen oft, statt des flachen, einen dem Halbkreis sich nähernden, oder auch einen Spitzbogen bilden. Ein solches Gewölbe nennt man Kreuzkappengewölbe. Da die Kappen ihre Widerlager in den Graten haben, so ist bloß für die Widerlager der letztern anderweitig zu sorgen, und es sind daher für das ganze Gewölbe vier Stützpunkte oder vier Pfeiler, auf denen die Grate ruhen, hinlänglich, so daß keine der etwaigen Stirnmauern eine Widerlagermauer, sondern jede nur eine Stirnmauer ist, die durch einen bloßen Gurtbogen ersetzt werden kann. Bei diesen Ge-

wölben sind die Anfänger der Grate die niedrigsten, und die Scheitel der Kappen, mit dem Durchschnitte der Grate mitwiegend in derselben wagerechten Ebene liegend, die höchsten Punkte; auch bilden die Grate stets einen flacheren Boden als die Kappen. Ein Gewölbe solcher Art bekommt bei der Kulaße gewöhnlich nur ein Lehrsgerüst für die Grate, und diese werden in Verband mit den Kappen und wenigstens doppelt so stark dergestalt eingewölbt, daß die Steineisen rechtwinklig gegen die Gratlinien liegend, in dem unteren Theile gegen die Umfassungen treffen, in dem oberen Theile aber in der Mitte der Kappen auf den Schwalbenschwanz zusammenstoßen. Die Einwölbung der Kappen geschieht dabei mit Hilfe des Mörtels in der Regel aus freier Hand.

Dergleichen Gewölbe kann man bei tüchtiger Arbeit und tadellosem Baustoffe über Räume bis zu 20' Seite spannen, wenn man gehörige Höhe für die Gratebogen von mindestens $\frac{1}{4}$ der Breite hat, die Grate 10 bis 15' stark macht und für tüchtige Hintermauerung sorgt, wobei eine Kappenstärke von 5 bis 6' hinlänglich ist. Bei einem höheren Bogen der Grate und ihrer und der Kappen angemessene Verstärkung sind diese Gewölbe im Stande, die größten Lasten zu tragen. Als Abart von diesen findet man auch Kreuzlappengewölbe von lagerhaften Bruchsteinen in alten Gebäuden, bei denen die Steineisen der Kappen rechtwinklig auf die Umfassungen treffen und in den Graten schwalbenschwanzförmig zusammenstoßen, grade als wenn zwei Tonnengewölbe sich wirklich durchdrungen hätten und die Lage ihrer Steineisen bis zum Zusammenstoßen in der Mitte geblieben wäre. Diese Wölbungsart ist indessen der vorigen bedeutend nachzustellen. Es muß bei derselben ein vollständiges Lehrsgerüst für die Kappen gemacht werden, und sie bekommen ihre Festigkeit nicht sowohl durch eine besondere Construction der Grate, die hier nicht stattfindet, als durch die bei den Bruchsteinen von selbst entstehende Verstärkung der Kappen und das ineinandergerathen der Strine in der Linie des Zusammenstoßens jener, was dann die Stelle der besseren Anordnung der Grate vertritt. Gewöhnlich wird hier auch die Bindekraft des Mörtels bedeutend in Anspruch genommen.

Wenn die Grate der vordiehend beschriebenen Gewölbe, für sich ohne Verband mit den Kappen, aus besonders geformten Strinen, die nach Unten vordiehn und hier gewöhnlich noch eigends geklebt oder profiliert sind, gewölbt und zwischen ihnen die Kappen eingespannt werden, so hat man das eigentliche Kreuzgewölbe, dessen Grate dann verzugsweiße Rippen heißen. Man wendet es besonders über den Räumen an, die eine große Gewölbböhe darbieten, als z. B. in Kirchen, und es bekommen dann die Rippenbogen meist die Halbkreisform, wonach also für die Form der Kappen, die bei derselben Höhe einen kleineren Raum überspannen, ein höherer Bogen in der Gestalt des Spigbogens eintritt. Sind die Diagonattrippen selbst schon nach dem Spigbogen geformt, so fallen die Kappen in

demselben desto später aus. Die Rippen werden meistens in Schmittsteinen gebildet.

Ist der Raum, über dem das Kreuzgewölbe zu spannen ist, so groß, daß die Breite der Kappen zwischen den Diagonattrippen bedenklich wird, oder will man durch die Wölbungsart besondere Festigkeit oder Reichthum hervorbringen, so theilt man diesen Raum noch durch besondere Rippen in kleinere Theile; und da die Anordnung derselben gewöhnlich nach einer Sternform als der einfachsten und zweckmäßigsten geschieht, so nennt man ein solches Kreuzgewölbe Sternengewölbe.

Die Kreuzgewölbe sämtlich werden auch wol gothische genannt, sowie dieser Name auch oft jedem Gewölbe gegeben wird, dessen Form der Spigbogen ist.

Bei den Kreuz- und Sternengewölben wird der Schlusstein so bearbeitet, daß er zugleich die obern Enden aller Rippen enthält und auch wol in der Mitte eine Oefnung bildet. Ebenso erhält der untere Anfängerstein der Diagonattrippen alle Anfänge auch der übrigen von hier entspringenden Rippen. Beim Sternengewölbe werden übrigens oft die Diagonattrippen durch die Nebenrippen unnötig und fallen dann ganz fort.

Da die zwischen den Rippen bleibenden Kappenräume des Sternengewölbes oft sehr gering sind, so findet man sie in alten Gebäuden häufig nur 4" stark.

Man hat auch Sternengewölbe mit herabhängendem Schlussteine, und findet auch manchmal dabei, daß die Rippenanfänger ganz frei vor der Kappe stehen. Es sind dies indessen verwerfliche Kunstfehler, die keine besondere Wölbungsart bebingen.

IV. Denkt man sich einen quadratischen Raum durch ein Gewölbe so überdeckt, daß dies von allen vier Seiten gleichmäßig nach der Mitte ansteigt, so wird hier der höchste Punkt sein, und ein solches Gewölbe nennt man Klostergewölbe. Es werden in demselben durch das Zusammenstoßen der vier Gewölbtheile Kehlen, d. h. nach Oben geklebte Grate (also den Kreuzlappen entgegengesetzt), entstehen, die sich im höchsten Punkte in der Diagonale kreuzen. Wenn man danach das Gewölbe mit seinen Kehlen im Grundrisse sich dargestellt denkt, so erscheint es hier genau so, wie das Kreuzgewölbe. Seine Unterdrückung tritt aber sonst allenthalben sehr deutlich hervor. Wie schon gesagt, hat das Klostergewölbe nach Oben geklebte Kehlen, das Kreuzgewölbe dagegen nach Unten vordiehende Grate. Bei diesem sind nur die vier Ecken Widerlager, alle vier Seiten bloß Stienmauern, und an ihnen liegen die Scheitel der Kappen in derselben Höhe als der Durchschnittpunkt der Grates; bei jenen dagegen sind alle vier Seiten Widerlagermauern und die Scheitel der Kappen treffen sich mit dem Durchschnitte der Kehlen in einem und demselben höchsten Punkte. Endlich sind beim Kreuzgewölbe und beim Kreuzlappengewölbe in der Regel die Grate als Haupttheile besonders gebildet und stärker als die Kappen, und das ganze System der Wölbung beruht auf ihnen; beim Klostergewölbe dagegen sind die Kehlen ohne Bedeutung für die Haltbarkeit und bilden nur die Enden der Kappen.

Wird ein länglicher Raum so überwölbt, daß das Gewölbe nach der vorigen Art von den vier Seiten in gleichem Bogen aufsteigt, so wird sich in der Mitte auf gewisser Länge ein gewöhnliches Tonnengewölbe zeigen, an den Enden aber werden aus dem Scheitel, wie beim Klostergewölbe, je zwei Kehlen nach den Ecken hinabgehen. Ein solches Gewölbe nennt man *Rulden-gewölbe*.

Denkt man sich den oberen Theil eines Klostergewölbes oder eines Ruldengewölbes wagerecht abzuschnitten, so daß nur rings an den Widerlagmauern Gewölbsstücke übrig bleiben, und den so geöffneten Raum wieder mit einem Scheibechten Gewölbe ausgefüllt, so erhält man ein Spiegelgewölbe. Diese Gewölbe, deren mittlerer Theil, der Spiegel, nicht leicht über 10' weit spannen darf, müssen mit ganz besonderer Sorgfalt ausgeführt und bis zum Spiegel voll hintermauert werden, und lassen sich in der Regel nur bei Räumen anwenden, die nicht über 20' weit sind. Ihre Stärke muß dabei mindestens 1' sein, und sie sind nicht im Stande, Lasten zu tragen.

V. Ein Gewölbe, bei dem jeder wagerechte Durchschnitt einen Kreis bildet, heißt vorzugsweise ein *Kuppelgewölbe*. Bildet eine senkrechte Ebene, die man sich durch den Scheitel desselben gelegt denken kann, einen Halbkreis, so umfaßt die Wölbung den Raum einer Halbkugel und heißt ein *spätärisches* oder *Kugelformiges*. Bildet die senkrechte Ebene eine Ellipse oder eine andere Curve, so wird danach das Gewölbe bezeichnet.

ist ein quadratischer Raum mit einem Kuppelgewölbe zu überspannen, so gibt die Diagonale desselben zugleich den Durchmesser der Kuppel in der Grundlage, in deren Peripherie also die vier Ecken des Raumes fallen. Die Gestalt der Kuppel entwickelt sich nun daraus, daß man auf der gedachten Peripherie sich das Gewölbe und zugleich die vier Mauern, bis sie dasselbe treffen, senkrecht in die Höhe geführt denkt. Die sich dann in den vier Winkeln zwischen diesen Mauertheilen ergebenden Stücke des Kuppelgewölbes nennt man *Winkel*. In der Regel ordnet man indessen statt der gedachten Mauern Bogenöffnungen an, zwischen denen die Winkel sich aus den Ecken erheben. Die Kämpfer der Bögen befinden sich dann in derjenigen wagerechten Ebene, auf der die Kuppel construiert ist.

Man wölbt auch Kuppeln über viereckige Räume, wobei man entweder wie beim quadratischen Grundriss verfährt, oder die viereckige Grundform auch im Gewölbe selbst beibehält, und oft die sich hier ergebenden Kehlen durch nach Außen vortretende Rippen verstärkt. Eine solche Kuppel kann man auch zu den Klostergewölben zählen.

Da die weitesten Räume in Kirchen und anderen großen Gebäuden mit Kuppelgewölben überdeckt sind, so findet man in diesen die größten Kriecherstücke der Baukunst. Um diese kostbaren Werke sicherer zu erhalten und ihnen von Außen auch das angemessene Ansehen zu geben, ordnet man oft vier Kuppeln über ein-

ander an und zwar dergestalt, daß die innere einen flacheren Bogen als die äußere erhält und zwischen beiden ein leerer Raum bleibt. Da die äußere Kuppel, die dann auch die sogenannte *Laterne*, die Krönung des ganzen Baues trägt, hauptsächlich dient, um die Einflüsse der Witterung, von der inneren abzuhalten, so wird sie deshalb *Schutzkuppel* genannt.

Weitens werden die großen Kuppeln aus Hausteinen erbaut, die in wagerechten Reihen im Kreise herum angeordnet werden und deren Zugschnitt nach dem Mittelpunkte geht. Statt des vollen Schusses von Stein wölbt man aber gewöhnlich einen Steinkranz von ziemlich großem Durchmesser ein, durch dessen Öffnung das Licht von Oben herabfällt.

Wird ein Gewölbe in der Form der Oberfläche einer Viereckstugel gebildet, so heißt es *Nischen-gewölbe*.

Ein über einen ganz kleinen quadratischen Raum gespanntes, ganz flaches Kuppelgewölbe heißt auch eine *böhmische Kuppel*.

Dies sind nach ihrer Form die hauptsächlichsten Arten von Gewölben. Es kommen indessen noch sehr viele Abarten vor, je nach der Gestalt der Räume, über denen sie liegen und nach den Ideen der Baumeister, sowie nach den Forderungen des angewendeten Baustoffes u. s. w. Sie werden indessen alle leicht auf die Hauptarten zurückgeführt werden können. Es kommen auch hölzerne Dächer nach der Form von Gewölben vor, die man uneigentlich *Holzgewölbe* nennt.

Alle die gedachten Gewölbe werden, wenn sie von beträchtlicher Ausdehnung sind, unter Voraussetzung hinlänglicher Widerlager am dauerhaftesten in Schnittsteinen ausgeführt. Der großen Kosten wegen vermietet man diesen Baustoff aber meist und wendet ihn nur noch bei Brücken und großen Kuppeln an; bei anderen bedeutenden Gewölben macht man, wenn man die Schnittsteine nicht ganz vermeidet, in der Regel nur die wichtigsten Theile von diesen. In den meisten Fällen wird man mit guten Ziegeln, die fast immer wohlfeiler zu stehen kommen, ausreichen, und auch oft gute lagerhafte Bruchsteine verwenden können. Je weniger die Steine und die etwa ihre Stelle vertretenden Körper, die man zum Wölben verwendet, in Bezug auf die Regelmäßigkeit ihrer Gestalt vorzüglich sind, desto mehr wird man aber auf sorgfältige Arbeit und auf guten Mörtel rechnen müssen, wobei dann weniger der Zugschnitt und das darauf beruhende Gleichgewicht, als der Mörtel, das ganze Gewölbe erhält. In letzterem Falle besonders sucht man durch Anwendung der leichtesten Gewölbförmen das Gewicht zu vermindern, wodurch auch die Widerlager geringer werden können.

Man wendet auch oft für Kuppeln und kuppelartige Gewölbe, sowie für Tonnengewölbe und sogar auch für Scheibechte, statt der Steine hohle Cylindern und topfartige Gefäße von gebranntem Thone an, und nennt solche Gewölbe *Torgewölbe*. Es werden dabei die Gefäße auf dem Lehrgeställe neben einander geordnet und ihre Zwischenräume mit leichten Steinblöcken und dergl. ausgefüllt und mit Stopp oder sonst schnell und

fest bindendem Mörtel, Cement u. ausgegossen. In Bezug auf die Lage der Gefäße gegen einander ist ein Tonnengewölbe in Sicilien aus hohem Alterthume merkwürdig, bei welchem die Cylinder von 3" Durchmesser und 6—7" Länge, an einem Ende offen, am anderen in eine Spitze ausgehend, nach der Länge parallel mit den Widerlagern und mit der Spitze einer in den andern gesteckt, dreifach über einander gelegt sind. In ähnlicher Weise ist unter Anderem auch die Kuppel der unter Kaiser Justinian im 6. Jahrh. erbauten Kirche St. Vital zu Ravenna gewölbt worden. Diese Kuppel ist ein Halbkugengewölbe von 52" inneren Durchmesser. Die mit dem spitzen Ende in einander gesteckten, im Wesentlichen ebenso wie die vorgedachten geformten Cylinder bilden eine von Unten nach Oben sich verengende Spirale, die oberhalb doppelt, an den Scheiteln dreifach über einander liegt. Die Hintermauerung besteht aus Hentelsteinen von 8" Durchmesser und 22" Länge, die aufrecht gestellt und vermauert sind.

In der neuesten Zeit und besonders in Frankreich, wo der vortheilhafte und weithinige Gyps dergleichen Wölbungen begünstigt, hat man vielfältig wieder von dieser Art leichten feuerfesten Deden mit hohlen Körpern Gebrauch gemacht. Bei flachen Kappen hat man meistens Kegel, an den Enden verschlossene Cylinder von etwa 8" Länge, 4" Durchmesser und $\frac{1}{2}$ " Wandstärke verwendet, und sie aufrecht, radial, in Reihen parallel mit dem Widerlager, neben einander auf die Schalung verlegt und dann mit Gyps vergossen. Diese Construction ist die beste, wenn man die größtmögliche Widerstandsfähigkeit der Cylinder in Anspruch nehmen will, und reicht auf 16 bis 20 Weite vollkommen aus. Man hat auch schiefrechte Gewölbe in dieser Weise gebildet, sich aber dabei längere und stärkerer Cylinder bedient, und meist auch Eisenschienen gegen das Zerbrechen der ganzen Gewölbbasse angewendet. Daß dergleichen Gewölbe keine große Lasten tragen können, eben weil ihr Körper gegen das Zerbrechen nicht Festigkeit genug besitzt, ist leicht einzusehen. Sie sollen nur dazu dienen, eine feuerfestere und weithinige Decke zu bilden, die ein möglichst geringes Widerlager erfordert.

Dieselben Vortheile als diese Wölbungsart gewährt diejenige mit porösen Ziegeln. Dies sind solche, die mit einem mit dem Thone Kohlen und dergl. vermischt sind, die beim Brennen der Steine verzehrt werden und an ihrer Statt Riefnungen übrig lassen, wodurch die Steine bis unter die Hälfte ihres sonstigen Gewichts leichter werden und dennoch bei geschicktem Verfahren die vollkommen hinlängliche Widerstandsfähigkeit behalten. Sie werden ganz so wie die gewöhnlichen Steine eingemörtelt, nur verlangt ihre zweckmäßige Anwendung auch der bei den Toppengewölben erforderlichen vorzüglichen Mörtel.

Unter Benützung desselben, also des Gypses und der verschiedenenemente nimmt man auch statt der Steine und Kämpfe bloße Schlacken und gänzlich formlose Bruchsteine von möglichst leichter Art zu den Wölbungen und mit demselben Erfolge. Es kommt dabei

Alles allein auf die Bindkraft des Mörtels an, da von einem Gleichgewichte der Wölbkörper durch den Zugschnitt hier nicht die Rede sein kann. Sie werden auf der Schalung sorgfältig und in der Dicke, welche die Wölbung erhalten soll, dicht neben einander geordnet, dann mit Mörtel bestens ausgegossen, und geben danach Wölbungen, die wie die übrigen, Sahnbaubereit überdauern.

Eine Wölbungsart, die auch nur allein auf der Bindungskraft des Gypses beruht, ist die in Frankreich früher gebräuchliche der d'Espieschen Gewölbe. Ihrer Form nach find sie Spitzgewölbe. Sie werden auf sorgfältig verschalteten Lehrsgerüste aus Ziegeln, die flach, doppelt über einander in Verband gelegt sind, mit Gyps gemauert und bis zur Höhe des Spitzgipfels eben so hintermauert. Sie sind nicht fähig, Lasten zu tragen und dürfen nicht weit gespannt werden.

Was die Geschichte der Kunst des Wölbens betrifft, so ist diese schon im hohen Alterthume bekannt gewesen und angewendet worden. Man hat hier abgesehen von denjenigen Bildungen der Ueberdeckung eines Raumes, die durch ein allmähliches Uebertragen der Steine der Seitenwände, bis sie in der Mitte zusammenstießen, bewirkt wurden, ebenso von denjenigen Deden, die in den wagrecht gelegten Decksteinen in Gewölbförmigkeit geschnitten sind. Beide Bildungen finden sich namentlich in den allerältesten Werken Griechenlands und Aegyptens, sowie in den Bauten aller anderen alten Völker, deren Reste auf uns gekommen. Auch in den Ruinen der alten amerikanischen Städte sieht man die Ueberdeckungen in der ersigedachten Weise allgemein verbreitet.

Wir haben die eigentlichen Wölbungen zunächst da zu suchen, wo aus Mangel an großen Haussteinen und an geeignetem Holze, bezüglich zur Errichtung der Mauern und zur Ueberdeckung der Öffnungen, der Bau mit Ziegeln vorzüglich ausgebildet worden war. Dies ist vor Allem in Asien, in den ausgedehnten Ebenen des Euphrat und Tigris, in Babylon und Niniveh der Fall gewesen. Wenn auch die neueren Entdeckungen daselbst bis jetzt noch keine Gewölbe an das Tageslicht gebracht haben, da die meisten wol aus ungebrannten Ziegeln erbaut gewesen sein mögen, so sagt doch Strabo ausdrücklich, daß die hängenden Gärten der Semiramis aus Gewölben geruhet haben und daß alle Häuser in Babylon gewölbt gewesen sind. Letzteres kann allerdings von Strabos Zeitalter selbst gemeint sein, und Ersterem widersprechen die Nachrichten anderer Alten; doch spricht die Wahrscheinlichkeit für die Annahme zu Gunsten des uralten Gebrauchs der Gewölbe dort. Da nun Babylon 600 Jahre vor Christi Geburt auf seinem Höhepunkte war, so ist danach auch anzunehmen, daß in dieser Zeit mindestens schon die Kunst des Wölbens auf ihrem Gipfel gekommen und lange vorher geübt worden sein muß, wenn man auch von den Bauwerken jener fabelhaften Königin absehen will.

Nach den neuesten Untersuchungen ägyptischer Bauwerke findet man in den Pyramiden Gewölbe mit concentrischem Steinschnitte aus dem 6—7. Jahrhundert

v. Chr. Geb., und da dies Alter der Gebäude mit ziemlicher Sicherheit festgestellt ist, so möchten diese Gewölbe wol als die erweislich ältesten noch vorhandenen anerkannt werden müssen.

In den ältesten Werken der Griechen, den cyclopischen Mauern findet man hin und wieder, namentlich in Kleinasien, z. B. in Enidus, Thorbogen im Halbkreise, die mit den Mauern aus derselben Zeit sind, und deren Steine einen ganz regelmäßigen Fugenschnitt, ein vollständiges Gewölbe zeigen. Dergleichen findet man auch in den Mauern der uralten griechischen Stadt Pastum in Italien regelrecht gewölbte Thorbogen. Aus diesen Anzeichen und manchen Spuren in altgriechischen Gräbern läßt sich bei der lebhaften Verbindung der alten Culturvölker wol schließen, daß auch die Griechen mehre Jahrhunderte v. Chr. Geb. die Wölbungen bereits gekannt, sie aber vielleicht meist nur in den vorzüglichsten Biegeln, die ihnen ebenfalls nicht unbekannt waren und bei untergeordneten Gebäuden ausgeführt haben.

In Italien war das älteste Volk, von dessen Kunst wir auch Denkmäler besitzen, das betrübteste. Diese Denkmäler, vorzüglich Festigungsgebäude, z. B. die Mauern ihrer Städte Fiesole, Volterra, Cortona u., in denen wir noch jetzt vollständige kunstgemäße Wölbungen finden, mögen zwar nur aus den Zeiten stammen, in denen die Etrurier mit den Römern um ihre Freiheit kämpften, also aus den ersten Jahrhunderten nach der Erbauung Roms. Ihre Gräber aber, in denen sich dieselbe Kunstfertigkeit zeigt, mögen leicht zu den ältesten bekannten Denkmälern der Wölbkunst gehören.

Nicht viel jünger sind wol die ersten Spuren der Wölbkunst bei den Römern in dem unter Tarquinius Priscus um das Jahr 600 v. Chr. Geb. angefangenen Baur der Cloaken.

Hiernach scheint es, daß die Kunst des Wölbens bei allen alten Culturvölkern gleichzeitig schon mehrere hundert Jahre vor unserer Zeitrechnung gekannt und geübt worden ist, obgleich ihre größere oder geringere Ausbildung da oder dort mit Sicherheit jetzt nicht mehr erkannt werden kann und diese Kunst wol in Asien und zwar in den Landstrichen des Euphrat und Tigris aus Nothwendigkeit zuerst erfunden, am häufigsten angewendet und aufs Höchste ausgebildet worden sein wird.

Die Griechen, begünstigt durch die vorzüglichsten Baustoffe ihres Landes an Steinen und Holz, bildeten ihre Baukunst ganz unabhängig vom Gewölbsysteme aus, und in all ihren Prachtgebäuden, die uns zum Theil erhalten sind und von denen wir sonst wissen, findet sich keine Spur eines Gewölbes. Hierin liegt eins der Hauptunterschiedszeichen der griechischen von der römischen Baukunst. — Die Römer, von der Natur ihres Landes in einer Art nicht so begünstigt, indem ihnen nicht solche Hülfen der vorzüglichsten Baustoffe zu Gebote stand, wogegen ihnen aber andererseits das ausgezeichnete Bindemittel zu Bauwerken, die Puzzolaneerde in uner schöplichem Vorrathe zur Hand war, das

wiederum den Griechen fehlte, wurden dadurch von selbst auf künstliche Herstellung feinerer Ueberbedungen gebracht, die sie auch im Laufe der Zeit mehr und mehr und in allen von ihnen beherrschten Ländern, je nach den Umständen üben und in Einklang mit ihrem ganzen Baustyle zu großer Vollendung entwidelt. Aus dieser Kunstübung der alten Römer ist die Wölbkunst des Mittelalters hervorgegangen, die sich, in der späteren und neuesten Zeit mit den übrigen technischen Künsten Schritt haltend, fort und fort ausgebildet hat.

Wir können hier nicht im Einzelnen auf alle die unzähligen Gewölbbauten der Römer, die sie bis zum gänzllichen Verfall ihrer Kunst in allen möglichen Formen und Anordnungen bei ihren Tempeln, Theatern, Triumphbögen, Wasserleitungen, Brücken, Gräbern, Häusern, Palästen und Kirchen u. schufen, eingehen. Wir können nur erwähnen, daß sie in denselben je nach den Zwecken und Umständen, sowohl den vollen Kreisbogen als den flachen und den Scheitlichten, das Tonnengewölbe, die einfache Kuppel, die Kreuzkuppel wie das Kugelgewölbe, sowohl den Hauffstein als den Ziegel, den Bruchstein, die Kasse, die Schale und die Kasse anwandten, und endlich sowohl den genauesten Fugenschnitt beobachteten, als diesen bei Anwendung der letztern Baustoffe und des ausgezeichneten Bindemittels der Puzzolane ganz außer Acht ließen. — In Nachfolgendem wollen wir nur einige derjenigen Gebäude nach der Zeitfolge angeben, die die hervorragenden für die Ausbildung des Gewölbsystems, und die zum Theil noch ganz, zum Theil aber in bedeutenden Ueberbleibseln erhalten sind.

Außer dem schon erwähnten Baur der Cloaken um 600 v. Chr. Geb. scheinen die großen Quadergewölbe über dem Abfluskanale des albaner Sees, um das Jahr 300 erbaut, die erweislich ältesten noch vorhandenen Gewölbe der Römer zu sein. Die Wasserleitung aqua Appia um das Jahr 312 und die aqua Marcia um das Jahr 140 erbaut, ruhet zum Theil auf großen Gewölben. Im J. 62 wurden die Brücken zur Tiberinsel Fabricius und Cestius, im Halbkreise, erstere in zwei Bogen, letztere in einem von bezüglich 81 und 74' Breite in Quadern erbaut. Sie wurden damals als äußerst schöne Werke angesehen und stehen jetzt noch. Im J. 26 v. Chr. Geb. vollendete Agrippa den Bau des Pantheon (sicht Rotunda) in Rom, ein Werk des Baumeisters Valerius von Ostia. Dieser Tempel, ursprünglich dem Jupiter altar, hernach allen Göttern geweiht, das bedeutendste Rundgebäude des Alterthums und eins der schönsten aller, hat ein Kugelgewölbe, dessen innerer Durchmesser gleich der ganzen inneren Höhe vom Pflaster bis zum Scheitel 134 1/2' ist. Hier bildet ein ehoerter Ring eine Oeffnung von 27 1/2' Durchmesser, gegen den sich das aus Gusswerk von leichten Bruchsteinen, Zinnsstein und Puzzolane bestehende Gewölbe spannt. — Der Umstand, daß das Gebäude schon im 7. Jahrh. unserer Zeitrechnung als Kirche diente, hat den Bau bisher im Wesentlichen unverletzt erhalten. Im J. 22 nach Chr. Geb. wurde im Capitol ein

schwerdrecht Gewölbe von Hausleinen im sogenannten Corcor Tullianus angelegt, das noch vorhanden ist.

Nesepasian weihte im J. 75 den berühmten Friedensstempel in Rom, ein der größten und allervorzüglichsten Gebäude dafelbst, und das erste Beispiel der Anwendung von Kreuzlappengewölben, die hier neben den Lonnengewölben auch gleich in so ungebückerem Maßstabe ausgeführt wurden, daß sie allgemeine Bewunderung erregten, und im Alterthum so wenig wie im Mittelalter und in der neueren Zeit in einem Gebäude erreicht worden sind. Der mittlere Raum hat drei Kreuzlappen je von $77\frac{1}{2}$ Breite, der Scheitel lag 112' über dem Fußboden, und die Seitenräume sind mit Lonnengewölben von je 71' Breite bedeckt. Bei den Kreuzlappen war die Spannung der Grate dadurch um $10\frac{1}{2}$ verringert, daß man als Anfänger derselben Säulen vor die Mauern gestellt und sie durch Architrave mit ihnen verbunden hatte. Der Gewölbkörper besteht aus Ziegeln und Bruchsteinen, die durch so vortrefflichen Mörtel verbunden sind, daß jetzt Alles eine Masse ausmacht.

In den Thermen des Titus aus den Jahren 79 bis 81 waren zwei Rundböue mit Kuppeln von 80' Durchmesser und aus Gipswerk gebildet. In den Thermen des Trajane, zwischen den Jahren 211 und 217 erbaut, findet sich unter Anderem ein Saal mit ähnlich angeordneter Kreuzlappe, wie im Friedensstempel, deren Scheitel 93' Höhe über dem Fußboden hat und dessen Breite 71' beträgt. Auch eine Kuppel von 105' Durchmesser ist in diesen Trümmern vorhanden.

In den Thermen des Diocletian, die also in der Zeit von 284—305 errichtet wurden und mit fast lauter Kreuzlappen überdeckt sind, ist besonders ein solches Gewölbe von 74' Spannung bei 94' Höhe des Scheitels, und ähnlich wie das im Friedensstempel und in den vorgedachten Bädern angeordnet, merkwürdig, eben so unter Anderem eine Kuppel von 70' Durchmesser, wie auch in den Thermen des Constantin ein solcher Bau von 72' Durchmesser. Alle diese Gewölbe waren aus Gipswerk wie das des Pantheon gebildet.

Theodorich baute um das Jahr 500 die Pflasterleitung von Spoleto, aus 10 Bogen je 68' Spannweite bestehend. Die mittleren sind über 300' hoch und die höchsten, die man kennt. Der Unterbau seines Grabmals zu Ravenna, nach seinem im J. 526 erfolgten Tode geweiht, ist mit einem Kreuzgewölbe von Hausleinen überdeckt.

Justinian, sein Nachfolger, der bis 565 regierte, erbaute die Sophienkirche zu Constantinopel. Die Baumeister waren Anthemius von Tralles und Isidor von Milet. Die Kuppel der Kirche, von ganz leichten Bausteinen gewölbt, hat im Innern 110' Durchmesser bei 38' Höhe des Bogens.

Nach diesen Angaben aus der Geschichte der Baukunst bei den Alten bleibt nur noch übrig, die wichtigsten und hervorragenden Ergebnisse dieser Kunst im Mittelalter und bei den Neuern anzuführen.

In Bezug auf den Bau der Kuppeln sind besonders drei Gebäude als Vertreter derselben zu nennen, die würdig neben dem römischen Pantheon stehen, aber den inneren Durchmesser der Kuppel desselben dennoch nicht erreichen, wenn sie auch in Bezug auf die Kunst ihrer Konstruktion diese übertreffen.

Auf der im J. 1295 von Arnolfo di Lapo gegründeten Kirche St. Maria del Fiore zu Florenz erbaute Filippo Brunelleschi die berühmte doppelte Kuppel von Hausleinen, die er indessen bei seinem Tode im J. 1444 noch nicht ganz vollendet hatte. Der innere Durchmesser derselben ist 130' bei 125' Bogenhöhe und ihr Scheitel liegt 291' über dem Fußboden.

Die Kuppel des größten aller Kirchengebäude, der Peterskirche in Rom, vom Baumeister Bramante, der im J. 1514 starb, gegründet, wurde von Michel Angelo Bonaroti 50 Jahre später in der Gestalt, wie sie ausgeführt worden, entworfen und von Giacomo della Porta vollendet. Sie ist ebenfalls doppelt von Hausleinen, hat 130' inneren Durchmesser und ihr Scheitel ist 487' hoch über dem Pflaster der Kirche.

Im J. 1675 wurde von Christoph Wren die Paulskirche in London gegründet und von demselben in 35 Jahren vollendet. Ihre doppelte Kuppel ist wie die vorgedachte von Hausleinen und hat eine innere Breite von 98' bei einer Höhe des Scheitels über dem Pflaster von 208'.

Was die übrigen Wölbungen außer denen der Kuppeln betrifft, so wurde auch dieser Theil der Kunst bei den Kirchenbauten besonders geübt und weiter gebildet. Man hat es hierbei aber in der Kühnheit der Ausführung und in der Breite der Spannung den Alten nicht gleich gethan. Bis in das 12. Jahrhundert hinein wurden die Kirchenräume entweder mit Holz flach überdeckt, oder bei Gewölbeanwendung meist die Lonnengewölbe gewählt, die immer nur geringe Spannweiten erhielten. Später erst trat die Kreuzlappe und mit ihr das Kreuzgewölbe im Spitzbogen an ihre Stelle, welche letztere Bogenform sich aus dem Orient, wo sie schon in ägyptischen Wölbungen des 9. Jahrhunderts gefunden wird, über Europa verbreitete und um 1220—30 endlich den Rundbogen gänzlich verdrängt hatte. Die hiernach im Spitzbogen ausgeführten Kreuzgewölbe über Räume in weltlichen Gebäuden und über Kirchenschiffen erreichen nur in einzelnen Fällen die lichte Breite von 50' und überschritten dieses Maß noch viel seltener. Eine der allergrößten und bedeutendsten Kirchen überhaupt, der im J. 1377 gegründete Kloster zu Ulm, hat ein mit Kreuzgewölbe überspanntes Mittelschiff von 52' Breite, dessen Scheitel 141' hoch liegt. Bei dem im J. 1245 gegründeten schönen Dome ist das ebenso überwölbte Mittelschiff nur 50' breit und 150' hoch.

Wie die Kühnheit der Alten in der Breite der Gewölbspansionen bei Laubgebäuden von den Neuern in ihren Werken zum Theil nicht erreicht worden ist, so ist sie doch von ihnen in hohem Grade bei den Brückenbauten übertroffen worden.

Diese Bouten sind meist von Quadern, zum Theil aber auch von Ziegeln errichtet, und es haben in der neuesten Zeit, die Engländer und Franzosen besonders, in der sichern Ausführung dieser sehr schwierigen Bauwerke die größten Fortschritte gemacht und die bedeutendsten Werke aufzuweisen.

Von den wichtigsten dieser Art aus dem Mittelalter und der neueren Zeit, in Bezug auf Weite der Spannung oder Kühnheit in der geringen Bogenhöhe geben die folgenden einige Beispiele:

Die Brücke bei Lucca über den Serchio soll im 10. Jahrh. erbaut seyn, und hat einen Bogen von 120' Weite bei 68' Höhe.

Die Brücke Trinita zu Florenz mit drei Bogen, deren mittlerer über 100' Spannung in sehr flacher elliptischer Form hat, ist im J. 1251 erbaut.

Ueber der Abba bei Arezzo bestand früher eine Brücke, welche unter Barnabo Visconti, Herzog von Mailand, in einem Bogen von 251' Spannweite und 140' Höhe aus Granit erbaut war. Sie wurde im 14. Jahrh. zerstört.

Die im J. 1464 erbaute Brücke Bielle Brioude über den Allier hat einen Bogen von 172' Spannweite bei 65' Höhe desselben.

Die im J. 1545 erbaute Brücke Tournon über den Doubs hat einen Bogen von 152' Spannweite bei 63' seiner Höhe.

Die alte Marmorbrücke zu Florenz aus unbekannter Bauzeit hat einen Bogen von 134' Spannung bei nur 29' Höhe.

Die Fleischbrücke zu Nürnberg vom J. 1599 hat einen Bogen aus Quadern von 94' Weite bei der sehr geringen Höhe von 12'.

Die im J. 1756 über den Loaf in England gebaute Brücke hat einen Bogen aus Ziegeln von 145' Spannung bei 39' Höhe.

Die im J. 1765 bei Mantua über die Seine gebaute Brücke von Quadern hat drei Bogen, wovon der mittlere 124' Spannweite bei nur 37' Bogenhöhe hat.

Die Brücke über die Seine bei Neuilly, im Jahre 1774 aus Quadern errichtet, hat fünf Bogen je von 124' Spannung bei der geringen Bogenhöhe von 31'.

Eine außerordentliche Kühnheit zeigen mehrere andere Brücken, z. B. die über die Dife im J. 1784 errichtete Brücke St. Maizenne aus Quadern, deren Bogen bei 74' Weite nur eine Höhe von 1/2 haben. Noch weiter ist man in der Flachheit des Bogens bei der Quaderbrücke über den Loing in Nemours gegangen, dem man bei 51' Spannung gar nur 3' Höhe gegeben hat. Bei solchen Ueberreibungen ist insofern die Dauerhaftigkeit stets gefährdet.

Sin und wieder wurde auch der Spigbogen bei Brücken angewendet. So unter Anderm bei der Brücke in Pavia, die Herzog Galeazzo Visconti erbauen ließ. Sie hat 7 Bogen aus Ziegeln von je 68' Spannung. Die Pfeiler sind aus Marmor.

In neuester Zeit sind fast in allen Ländern Europas Brücken von großer Spannweite der Bogen und

sonst merkwürdiger Anordnung der Gewölbe, besonders bei den Eisenbahnbauten, entstanden. Ihre besondere Ausführung hier würde aber die Grenze dieser Abhandlung überschreiten. (Stapel.)

GEWÖLBE, GEWÖLBMAUER (Bergwissenschaft). Man versteht hierunter beim Bergbaue eine aus lauter keilförmig gearbeiteten und nach einer aus einem einzigen oder aus mehreren Bogenflächen bestehenden regelmäßigen trummen Linie aufgeführte Mauer. Man wendet sie an in Stollen, Strecken, Schächten, Kallörtern, Hornkäten und Wasserröcken, überall, wo eine große Festigkeit und Dauer erfordert wird.

Gewölbe dieser Art haben den Zweck: entweder einen, auf einen einzigen Punkt, in einer einzigen Richtung, und zwar meist von Oben nach Unten wirkenden Druck abzuhalten; oder der Gesammtheit eines aus verschiedenen Punkten und in verschiedenen Richtungen wirkenden Druckes zu widerstehen. In beiden Fällen, von denen der letztere der allgemeinste Fall ist, wird der Druck durch das Gewölbe auf zwei feste Punkte: die Widerlager desselben, abgelenkt. In der bürgerlichen Baukunst, namentlich bei der Mauerung von Brücken, Kanälen, Röhren und Wasserleitungen über und nahe unter Tage wird im Allgemeinen die Kettenlinie als diejenige trumme Linie bezeichnet, in welcher das Gewölbe dem darauf ausgeübten Drucke am besten widerstehen kann. Allein für Gewölbe bei der Grubenmauerung ist die Keitlinie nicht nur hinreichend, sondern man wähet dieselbe auch; weil nach ihr die richtige Construction der Gewölbe mit geringeren Schwierigkeiten verbunden ist. Man wendet auch die Ellipse an, allein bei der Grubenmauerung selten anders, als aus verschiedenen Kreisbogen zusammengesetzt, da hierdurch der von mehreren Seiten und in verschiedenen Richtungen wirkende Druck vollkommen abgehalten wird. Die Gestalt, Größe und Bestimmung des frei zu erhaltenden Raumes entscheiden übrigens stets über die Wahl der für das Gewölbe anzuwendenden trummen Linie.

Ein anderes Erforderniß bei der Gewölbeconstruction ist die Spannung, d. h. das angemessene Verhältniß der Höhe zur Weite des Gewölbes. Betrachtet man das Gewölbe als einen Theil oder als einen Aufschnitt eines hehlen Spindlers oder cylindrischen Körpers, oder auch eines Prismas, dessen Querschnitt aus einer oder mehreren zusammengeführten Ringflächen besteht, so nennt man die Höhe des Gewölbes die Höhe des Bogens, nach welcher dasselbe geformt ist. Die größte Höhe ist diejenige, bis zu welcher sich die Krümmung des Gewölbes vertical über dessen Scheit oder Weite erhebt. Die Weite des Gewölbes ist die Scheit der Krümmung, auf welcher dasselbe gespannt ist. Die Spannung des Gewölbes wird hauptsächlich nach der Größe des Druckes bestimmt, so daß ein Gewölbe einen desto größeren Widerstand gegen einen auf seinen Rücken wirkenden Druck ausübt, je stumpfer der Keil ist, welchen es im Ganzen und in jedem einzelnen Theile bildet. Ein Gewölbe von 180° Grad oder nach dem vollen Halbkreis erreicht hierin die größte Vollkommenheit.

Gewölben der gewöhnlichen Art gibt man $\frac{1}{4}$ oder 3 Zoll Bickel, d. h. auf eine Elle Schenklänge 3 Zoll Bogenhöhe. Wird der Druck stärker, so gibt man $\frac{1}{2}$ oder 4 Zoll Bickel. Die höchst Spannung ist 5 Zoll, die niedrigste $2\frac{1}{2}$ Zoll Bickel. Stützengewölbe, d. h. welche auf dem Rücken liegen, die Krümmung nach Unten, die innere Fläche nach Oben wenden, erhalten nicht über 2 Zoll Bickel.

Die dritte Bedingung für ein Gewölbe sind feste Widerlager, auf welcher der aus dem Gewölbe lassende Druck gleichmäßig verteilt wird. Bei dem Grubenbaue muß daher die Festigkeit genau untersucht werden; denn mit der Sorgfalt für die Sicherheit der Widerlager wächst die Wichtigkeit der Anlage. Besitzt das Gestein zunächst des zu überwölbenden Raumes nicht genügende Festigkeit, so muß so weit in das Gestein hinein gearbeitet werden, als feste Widerlager vorhanden sind. Gemauerte Widerlager sind möglichst bei der Grubenmauerung zu vermeiden, und nur in solchen Fällen anzuwenden, wo Gewölbe auf Schichtenmauern gesetzt werden. Die Widerlagflächen werden stets in die Kabinen des Gewölbes gelegt, da nur auf diese Weise der von dem Gewölbe aufgekommene Druck tangential auf den Füßen desselben ruht, und daher rechtwinklig auf die Widerlager und in das Gestein gerissen werden kann. Die Größe der Spannung und die der Druckwinkel des Gewölbes werden daher stets in ein solches gegenseitiges Verhältnis gesetzt werden, daß beide zusammen eine größte Leistung geben. Die jedesmaligen örtlichen Umstände, Größe und Richtung des Druckes, Festigkeit, Lage der Flächen, zwischen denen das Gewölbe aufgeführt werden soll, müssen hierbei zur Untersuchung gezogen werden.

Für die Stärke der Gewölbe bei der Grubenmauerung hat man durch Vergleichung der hauptsächlichsten und am häufigsten vorkommenden Fälle eine praktische Formel, welche für jeden gewöhnlichen Fall die Stärke des analogenen Gewölbes auf 20 facher Druckhöhe mit vollkommener Sicherheit gibt. Wird nämlich aus der in Ellen gegebenen Länge der Sebbe oder der Weir des Gewölbes die Quadratwurzel gezogen, dieselbe mit 11 oder bei sehr großem Drucke mit 12 multipliziert, so erhält man die dem Gewölbe zu gebende Stärke in Zollen. Ist also z. B. die Stellen- oder die Ortsweite 4 Ellen, so ist die Stärke des Gewölbes $\sqrt{4} \times 11 = 22$ Zoll. Dieses Verfahren ist für die Stärke des Kreisgewölbes als auch für die des Elliptengewölbes ausdehnend, indem man den größten Durchmesser der Ellipse als die Sebbe eines Kreisbogens annimmt, und für diesen die Stärke bestimmt.

Für den gehörigen Verband der einzelnen Theile müssen die Widerlager ganz eben gearbeitet sein, jeder Wölbfuß muß die Form eines Keils haben, dessen beide Seitenflächen, bei dem gewöhnlichen, nach einem Kreisbogen geschlossen, Gewölbe in den Kabinen dieses Bogens liegen. In Ellipsen, welche aus mehreren Kreisbögen zusammengesetzt sind, liegen die Fugen der Steine

in den den verschiedenen Bögen zugehörigen Kabinen. Bei der wahren Ellipse und dem Kettengewölbe müssen die Fugen rechtwinklig auf der mittleren Wölbung stehen. Alle Steine müssen mit ihren Stirnen gut an einander anschließen, mit ihren Kanten aber in dem Streichen des Gewölbes liegen. Sie müssen in ihren Fugen einander gut decken. Der Schlüsstein, im Scheitel des Gewölbes, muß am sorgfältigsten bearbeitet, gut eingepaßt und scharf eingetrieben werden.

Bei der Grubenmauerung kommen vor: ganze Gewölbe, welche nach einer ganzen, umlaufenden Krümmung Linie, und halbr oder Stützgewölbe, welche nur nach einem Theile, meist weniger als die Hälfte einer solchen Krümmung, hergestellt sind. Hiernach theilt man die Gewölbe ein, in 1) Lonnengewölbe, aus der Hälfte eines nach irgend einer regelmäßigen Krümmung, meist aber nach einer Kreislinie geformten hohlen Cylinders bestehend, welcher nach seiner Art geschnitten ist; 2) Kuppelgewölbe, aus zwei oder mehreren sich schneidenden Lonnengewölben, oder einer vier- oder vielsichtigen regelmäßigen Grundfläche aufgestellt, oder auch aus einer einzigen hohlen Halbkugel bestehend. Sie kommen nur selten in Anwendung, nur etwas in Maschinenräumen; runde Kuppelgewölbe aber gar nicht. 3) Kellersbögengewölbe sind Lonnengewölbe oder Stücke derselben, mit gegen den Horizont geneigter Axe. 4) Kreuzgewölbe, sind zwei einander im rechten oder schiefen Winkel schneidende Lonnengewölbe.

Hinsichtlich der Lage ihrer Sebben werden die Bögen und Gewölbe noch unterschieden: 1) In Spannengewölbe, Spannbögen, welche mit ganz oder ziemlich ganz horizontaler Sebbe zwischen zwei Stützen oder sich diesen nähernden Flächen eingespannt sind und dabei meist zugleich einem nach der Richtung der Sebbe wirkenden Drucke zu beugen bestimmt sind. 2) In Stützgewölbe, Stützbögen, deren Sebbe unter einem sehr starken Winkel gegen den Horizont geneigt ist, oder ganz vertikal zwischen den beiden Flächen liegt, zwischen denen das Gewölbe eingespannt ist. Siehe den Artikel: Grubenmauerung.

Literatur: s. Ertl, Versuch einer Anleitung zur Strecken- und Schachtmauerung. Göttingmann, Anleitung zur Grubenmauerung. Thurnagel, Ueber Mauerung im Schwimmbaden Gebirge in Karsten's Archiv IX. Weisbach, Lehrbuch der Tagelieuer- und Maschinenmechanik. (C. Reinhardt.)

GEWÖLBE nennt man das, was die Mauerbögel von ihrer Nahtung, weil es unverständlich ist, wie Heben und Hoare, wieder aussprechen. (W. Pfeil.)

GEWOHNHEIT. Gewöhnung, Angewohnheit, An- und Abgewöhnung, Verwöhnung (sprachlich, psychologisch, ethisch, pädagogisch und politisch). — Das Wort Gewöhnheit bezeichnet im Allgemeinen die Wiederholung der öftern Wiederholung einer gleichförmigen Thätigkeitsäußerung, einer Empfindungs- oder Handlungsweise, die angenommene oder hergebrachte Art, etwas zu thun oder zu leiden, dergleichen die daraus hervorgegangene Fertigkeit oder Neigung; bestimmt: den Ein-

fluß, welchen die öftere Wiederkehr derselben Ursache, welche eine bleibende Wirkung hinterläßt, auf lebende oder organische Wesen, insbesondere auf besetzte hat. Es zeigt sich in der That, daß dieser Einfluß oder die Macht der Gewohnheit sich nicht blos auf die Menschenwelt beschränkt, sondern sich auf Thiere und selbst auf Pflanzen erstreckt, die sich z. B. in Bezug auf Arbeit, Nahrung und Klima ebenfalls an ihrer ursprünglichen Natur ganz Widersprechendes gewöhnen lassen. Jedoch bleiben hier vier vorzugsweise bei der Rede stehend, welche die Gewohnheit in unserem Menschenleben und desselben Hauptbeziehungen hat.

Sprachlich deutet schon die Etymologie des Wortes Gewohnheit von *Wohnen* auf den Hauptbegriff, nämlich das Bleibende, Gleichförmige, Beharrende hin. *Wohnen* nämlich bedeutete ursprünglich nicht blos an einem bestimmten Orte oder in einem Gebäude seinen gewöhnlichen Aufenthalt haben, sondern überhaupt verharren, bleiben; so heißt es bei Ditsried: *Ther wohnt in der Qual, der im Guten bleibt, verharret, und im Kero ist durchkommen verharren, perseverare* (vergl. Adeling s. „*Wohnen*“); derselbe gebraucht *kiuonen* für gewohnt sein, pflegen (vergl. Adeling s. „*Gewohnheit*“). „*Gewohnen*“ als verb. reg. neutr. bezeichnet die Fertigkeit zu Empfindungen oder Handlungen Einer Art, die sich durch Wiederholung bildet; so in dem Spruchworte: „jung gewohnt, alt geübt!“ „Daß du nicht gewohntest der Mätheit.“ Jes. Sir. 23, 19.

„Die man die süssen Dingen nennt,
Und die das Denken nie gewöhnen.“

Geistert.

„Man gewohnt endlich Alles.“ Doch ist statt dieses Zeitworts das Mittelwort *gewohnt* mit den Hilfszeitwörtern sein oder werden im Hochdeutschen üblicher. Gewöhnen, als das verb. act. des ersten, ist soviel als gewöhnen machen, jene Fertigkeit hervorbringen, die Pferde an den Wagen, die Jugend zur Schule oder Arbeit gewöhnen, so daß demnach die Gewohnheit als das Produkt dieses Gewöhnens erscheint. Gewöhnen im schiedtweigen von Kindern gesagt, bezeichnet eigentlich das Geübtsein, nämlich ihre Entzöhung von der Mutterbrust, ist jedoch in sofern auch richtig, als eine Gewöhnung zu anderer Nahrung darunter verstanden wird; jedenfalls ist letztere physikalisch und psychologisch der eigentliche Anknüpfungspunkt aller bewußten menschlichen Gewohnheit, da bekanntlich das Säugen an der Mutterbrust der einzige dem Menschen verliche Anknüpfung ist.

In Bezug auf das Sprachliche werden Gewohnheit und Gewöhnung meistens als Synonyme gebraucht. Dasselbe gilt von den Wörtern *Gewohnheit* und *Angewohnheit*, in sofern beide eine durch öftere Wiederholung zur Fertigkeit gewordene Handlungsweise oder Neigung bezeichnen. Doch ist der Begriff der Gewohnheit allgemeiner und in sofern als Gattungsbegriff anzusehen, während das *Angewohnheit* einem doppelten Unterschied begründet. Es weist nämlich erstlich darauf hin, daß wir die Gewohnheit vorher nicht ge-

habt, sondern erst an uns gebracht, daß wir sie selbstthätig oder absichtlich angenommen haben. Nur in den Fällen also, wo dies sich denken läßt, wird *Angewohnheit*, in den übrigen nur *Gewohnheit* gesagt. Da nun der Mensch in der Regel sich Nichts absichtlich zur Gewohnheit macht, was ihm unangenehm ist, so wird auch *Angewohnheit* hauptsächlich blos von dem Angenehmen, höchstens von dem Gleichgültigen, von dem Unangenehmen hingegen nur *Gewohnheit* gesagt. Ist wird ein Schmerz uns zur Gewohnheit, aber nicht zur *Angewohnheit*.

„Gewöhnt, auf diese Weise sich selbst zu quälen.“

Goethe.

Sodann wird durch das *Angewohnheit* die Gewohnheit als eine innere, an uns liegende Bestimmung betrachtet. Sofern also auf ein äußeres Verhältnis, z. B. auf das Sein in einem Orte, gesehen wird, wird nicht *Angewohnheit*, sondern *Gewohnheit* gesagt.

„Deraus in rure Schatten, rege Bist
Des alten, heil'gen, nicht belaubten Hains,
Wie in der Göttin stillen Heiligtum
Iret ich noch jetzt mit schauderndem Gesüh,
Als wenn ich sie zum erstenmal beträte,
Und es gewöhnt sich nicht mein Geist bierher.“

Goethe (Schloß).

(*Angewöhnen* konnte hier offenbar nicht gesagt werden; vergl. Eberhard-Gruber's Synon. I, 122.)

Auf ähnliche Weise verhält es sich mit den andern, mit „*Gewohnheit*“ innerverwandten Wörtern: *Sitte* und *Gebrauch*, *Herkommen*, *Mode*, *Fertigkeit*, *Uebung*, *Verwöhnung* und *Schlendrian*, in welchen jenes Merkmal das allen Gemeinsame bildet. Nach der gewöhnlichen Annahme drückt das Wort *Sitte* den Gattungsbegriff aus, worin sogar die Gewohnheit besetzt werden kann. Dieses Wort, in sofern es von sich abgeleitet wird (wofür auch die doppelte Bedeutung des griechischen *ἥθος*, Aufenthalt und *Sitte*, spricht, siehe Kuttmann, Lexik. I, 292), deutet darauf hin, daß alle Civilisation oder Sittung doch erst von der Periode an datirt, seit welcher die Menschen das herumschweifende Jäger- und Nomadenleben verlassen und durch Ackerbau feste Wohnsitze gründeten¹⁾; was auch das erwähnte ganz analoge Verhältnis von Gewohnheit und Wohnen unterstützt, sowie die Ableitung des römischen *mos* von *morari* (welche letztere Döderlein, Latein. Synonyme V, 72 und 74 früher annahm, aber jetzt verweist; s. jedoch Eberhard-Gruber's Synonym. 1826. 3. Bd. S. 139, vergl. Adeling sub „*Sitte*“). — In sehr vielen Fällen kann *Sitte* und *Gewohnheit* als ganz gleichbedeutend gelten, besonders in sofern hierbei blos von äußerlichen Handlungen die Rede ist, z. B. die Klagelieder bei den Israeliten 2 Chron. 35, 25, die Gewohnheit, dem Volke einen Gesangenen loszugeben, Matth. 27, 15; Jesus lehrte am Sabbath in der Schule

1) Pastoret, Hist. de la legalité. I. p. 19 suiv. Dezel, Naturrecht und Staatswissenschaft S. 203. Heeren, Al. geogr. Gezeiten. 2. Bd.

nach Gewohnheit, Luc. 4, 16; wegen in andern Fällen das Wort *Sitte* eine Beziehung auf die moralischen Gebräuche oder die sittliche Befahrung insbesondere auch auf das Anständige und Schickliche zu haben pflegt.

„Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte.“
Schiller.

Es ist nicht Sitte in unserem Lande, daß man die Jünglinge ausbeugt vor der Ältesten.“ I. Mos. 29, 26. Auf ähnliche Weise unterscheidet sich im Lateinischen *consuetudo* und *mos*, in welcher Beziehung Döderlein a. a. D. S. 75 bemerkt, daß die Ausrufung Varro's bei Macrobius Sat. III, 8: „Varro de moribus morem esse dixit in iudicio animi, quem sequi debent consuetudo,“ nicht etwa die Folgerung in sich schließt, daß der *consuetudo* jederzeit die mos voranzugehen müsse. Schärfer gefaßt stellt sich das Verhältnis so: die gleichförmige Beobachtung einer Sache heißt entweder *consuetudo*, die Gewohnheit, wenn sie sich von selbst bildet, und ihren Grund in der Neigung oder Bequemlichkeit des Individuums oder des Volks hat; oder *mos*, die Sitte, wenn sie ein Product der Vernunft und des selbstbewußten Willens ist und ihren Grund in moralischen oder ästhetischen Ansichten von Recht, Tugend oder Anstand hat. Die *consuetudines* desethen bloß factisch und haben keinen moralischen Werth, die *mores* sind auf irgend eine Weise moralisch sanctionirt, durch stillschweigende Uebereinkunft, sowie die jura legesque dasselbe politisch sind durch förmlichen Beschluß.“ — Nach Schmittbeurer ist Gewohnheit der allgemeinere Begriff, unter welchen Sitten und Gebräuche als Art-Begriff fallen. Er bemerkt zunächst, daß das Gesetz der menschlich-sittlichen Natur, welches erst in späterer Entwicklung als Rechtsgesetz dem subjectiven Willen gegenübertritt, in dem früheren unentwickelten Zustande des Menschen in der Form des natürlichen Gefühls und Triebes existirt und dem Instinkt der Thiere gleich das Thun und Lassen der Menschen regulirt. „Daher das Bewußtsein der Verpflichtung lebende Mutter den Säugling an die Brust, ohne den bestimmten Gedanken der Gerechtigkeit übt der Barbar Talion, ohne über die Natur der Rechtsinstitute nachzudenken, erwirbt der Mensch Eigenthum, tritt er in die Ehe und in den Staat. Da nun diese Gefühle und Triebe theils bei allen Menschen, theils, soweit nämlich individuelle Verhältnisse einwirken, bei den Gliedern eines Stammes und natürlichen Volks dieselben sind, so bilden sich allgemeine Handlungsformen oder Gewohnheiten, die,

in sofern sie das Sittliche zum Inhalte haben, Sitten (*mœurs*), in sofern sie aber ohne Beziehung auf das sittliche Gesetz sind, Gebräuche (*manières*) heißen. So sind also Gewohnheiten die erste Form, in der das Recht sich manifestirt, d. h. zur äußern Existenz kommt.“ — Schmittbeurer, 12 Bücher vom Staat I, 254. — Im genauern Sprachgebrauch unterscheidet man Sitte und Gebrauch so, daß man unter letzterem die gleichförmige Handlungsweise versteht, worüber man sich vereinigt hat, daß man sie bei gewissen Geschäften beobachtet wolle; so z. B. die Kunst-Gebräuche, vergl. Gerhard-Gruber's Synonymik III, 48; der Handwerks- oder Studenten-Brauch (Comment).

„It's nicht ein Mann,
Es's doreil ein Galan.“

sagt Placophiles zu Gretchen, worauf sie erwidert:

„Das ist des Landes nicht der Brauch.“

Wenn hiernach Gebräuche als vorzugsweise bloß durch Conuenienz, also menschliche Willkür, bestimmte Gewohnheiten zu erklären sind, so drückt im Gegentheil das römische *ritus*, was in Bezug auf religiöse Gebräuche oder Ceremonien in unserm Ritual sich erhebt, eben das ursprüngliche angeborene, durch die Natur oder das Wesen der Sache selbst bestimmte, also den Gegensatz von *mos* und *consuetudo* als dem erst Gewordenen oder Angenommenen aus; weshalb es auch vorzugsweise von dem Instinkt der Thiere gebraucht wird, wie z. B. *Plant. Men. II, 3. 44. Lucr. IV. v. 1260. Cic. amic. IX.*

Auch die Moden sind als bloße Gewohnheiten zu erklären, in sofern man in Bezug auf Kleidung, Zimmergeräthe, Umgangsformen u. dgl. m. eine gewisse einmal conventionell angenommene Art und Weise befolgt. Offenbar kommt Mode von *modus* als der Weise, wie etwas ist, her. Es hat aber zugleich den Nebenbegriff, daß diese Handlungsweise auf Nachahmung eines den Ton angebenden Beispiels beruht. Ihren physiologischen Grund drückt unser Dichter's Wort aus:

„Der Mensch ist ein nachahmendes Geschöpf,
Und wer der Erste ist, führt den Reihn.“

Sobald ist das Unterscheidende der Moden, daß sie selber einem steten Wechsel und der Veränderlichkeit unterworfen sind, was übrigens im Principe des möglichen Fortschrittes und im Gegensatz gegen das jähe Halten am Hergebrachten nicht zu tadeln ist; vergl. Garus, Moralphilosoph. S. 96 u. Fischer, Aesthet. 4. Th. Dagegen sind allerdings nur zu oft gerade diese Arten von Gewohnheiten in directem Widerspruch mit allen Regeln oder Grundgesetzen eines wahrhaft gebildeten Geschmacks, wie dies sich selbst noch gegenwärtig in unserm gebildeten Europa, z. B. in Bezug auf die unsanftigen Corsets (vergl. das Pannamagazin Nr. 12 vom 20. Juli 1833); ferner die sogenannten Crinolinen (vgl. Guckens Unterhalt. am bausischen Herd „Götin Mode“ Nr. 7. 1836.) und beim männlichen Geschlechte in Bezug auf die „dumme und geschmacklos

2) Lin. XXXII, 34: Quam ipse pro lege hunc antiquitus morem servent. Cic. Plac. 6: Quae accensorio iure et more sunt facta. Terent. Andr. V. 3: Praeter civium morem atque legem. Suet. Caes. I, 8: Neque more neque iure. Cic. Off. II, 32. 118: Plerumque parentum praecepta inbuti ad eorum consuetudinem moremque deducimur. Mos. 41. Cuent. 35. Rep. III, 10: Genera si velim iura institutorum, morum consuetudinumque describere. Suet. Rhet. I: quae praeter consuetudinem moremque maiorem sunt.

Kleidung der Fracks" (f. Tiedt's Novelle in der Urania f. 1839, „des Lebens Ueberflus" S. 7), oder das „Dachselengewand," wie der Gallist Hoffmann in der Scraphionbrüder Supplementband S. 234 es nennt; ferner unsere ebenfalls meist ganz lächerlichen Feszenbröden gleichenden Filzhütebüden aus dem Kopfe u. dgl., wobei noch zu bemerken ist, daß die Nachahmung der französischen oder vielmehr pariser Moden, namentlich für unser teutsches Volk vom moralischen wie vom national-ökonomischen Standpunkte als ein wahrer Krebsbauch anzusehen sind³⁾. Jedenfalls macht das blinde Mitmachen (schwerer neuen Mode die sogenannten Modemenschen zu einer „race essentiellement moutonnière," wie sich ein neuerer Socialpolitiker ausdrückt) und schon Seneca in einem bekannten Spruche andeutet⁴⁾. — Schlenbrian bezieht sich theils ursprünglich die zur Gewohnheit gewordene Art eines bequemen, langsamen Gehens (Schlenbens), was ohne Zweifel mit *lento* von demselben Stamme ist), wobei man sich nicht zusammennimmt (den Schlenbengang); sodann figurlich das Beharren in einer einmal herkömmlichen Art des Verfahrens, z. B. der Schlenbrian im Geschäftsstyle, Ackerbaue, Kunstwesen. — Das Perkommen ist ebenfalls ein Gewohnheit, welche, namentlich in Bezug auf Rechtsverhältnisse (vergl. Gewohnheitsrecht), zur Befolgung verpflichtet und zwar eben bloß darum, weil es früherhin damit so gehalten war; meistens beruht sich das Perkommen auf so lang schon vergangene Zeiten, daß man dabei nicht mehr reißt, wo es selbst hergekommen! (vergl. übrigens den Artikel Gewohnheitsrecht). — Wenn und sofern das zur Gewohnheit Gewordene nach einer der Natur der Sache gemäßen Regel geschieht, so wird diese Gewohnheit wegen der Leichtigkeit, jenes zu vollbringen, Fertigkeit genannt, die mehrmalige Wiederholung einer und derselben Handlung heißt Übung und ist als solche vornehmlich die Grundursache aller activen Gewohnheiten. — Verwöhnung bezeichnet (nach Analogie von Verwischung, Verwilderung) die Angewöhnung an Bedürfnisse, die bloß sich auf Unnützlichkeiten, Bequemlichkeiten beziehen, den sogenannten Luxus, und die dadurch den Menschen verweichlichen oder doch vielfach abhängig machen.

Psychologisch und selbst physiologisch, sowie ethisch, politisch und pädagogisch gehört die Gewohnheit zu den allerwichtigsten Phänomenen des geistigen Menschenlebens, was auch allgemein anerkannt ist⁵⁾. Alle Thätigkeitsäußerungen desselben stehen, wie unter

dem Gesetze des Gedächtnisses, so unter dem damit zusammenhängenden Gesetze der Gewohnheit. In so schnellem Wechsel die sinnlich angeregten Geistesthätigkeiten vor unserm Bewußtsein vorüberströmen, so geht unserm Geiste doch keine ihm einmal angeregte Thätigkeit wieder ganz verloren, sondern wir haben im Gedächtnisse das Vermögen der Aufbewahrung und einmal geordneter Thätigkeiten darin, daß die Anregung einer jeden uns zugleich eine Fertigkeit zu demselben gibt, dergestalt, daß sie durch bloß innere Gegenwirkung wiederholt vor dem Bewußtsein erscheinen kann. Was wir einmal gesehen, gehört, gedacht, gerührt, gewollt haben, wird so der Fertigkeit nach ein bleibendes Eigenthum unseres Geistes; es kann zwar durch anderweitige Einwirkungen (durch das Einbringen neuer Vorstellungen u.) gleichsam in den Hintergrund unseres Gemüths (in das Gebiet der sogenannten dunklen Vorstellungen) zurückgedrängt werden (in solchen Verdrückungen besteht das Vergessen), aber es geht uns, wenigstens dem Vermögen nach, nie völlig verloren. Dadurch ergibt sich dann das Gesetz der Gewohnheit für die allmähliche Fortbildung des Lebens in der Zeit. Da nämlich die sinnlichen Anregungen unserer Thätigkeiten bleibende Wirkungen hinterlassen, so werden diese durch die Wiederholung verstärkt und eine auf diese Weise öfters vorgekommene Thätigkeit bildet eine innere größere Fertigkeit zu ihr, indem sie uns zur Gewohnheit wird. Die zwei leicht verständlichen psychischen Hauptgesetze desselben sind, daß passive Einbrüche immer schwächer werden, indem sich die Fertigkeit der Gegenwirkung verstärkt, active Veränderungen dagegen immer stärker oder leichter erfolgen. Wer kennt nicht das alte Sprichwort: *gutta cavat lapidem!* So zeigt es sich bei dem vermindernden Einbrüche, den Lust oder Unlust, Freude oder Leid bei der Wiederkehr auf unser Gemüth machen, worin das sogenannte Abstumpfen der Gewohnheit liegt (die Belege hierfür sind bereits im Art. „Geschmack" gegeben und in dem bekannten Sprichworte *toujours perdrix!* und in andern Sprichwörtern allgemein anerkannt), gleicherweise bei dem Einüben körperlicher Geschicklichkeiten, z. B. der Turnkünste, der Applicatur beim Clavierspielen u. dgl., ebenso bei dem (Christen, des Lesens, Schreibens), Auswendiglernen, sowie des Denkens und Dichtens. Gleicherweise gilt dies in Bezug auf das Thatvermögen oder den Willen, in dem sich durch Gewohnheit einerseits Leiden schafften, andererseits auch Tugenden bilden. Das Gesetz der Gewohnheit ist in sofern ein Analogon des Gesetzes der Trägheit im physikalischen Sinne, unter welchem Ausdrucke bekanntlich die Naturforscher das

7) Ad vocem Schreiben erlaube ich uns auf die Einführung des Herrn Beckmann aufmerksam zu machen, durch welche es, wie in Baden, Bozen u. s. w. schon vielfältig durch die Erfahrung bewiesen ist, möglich wird, mittels der Gewöhnung die Kalligraphie zu einem Gemeingut zu machen, f. Allgem. Zeit. vom 23. Juli 1837. Bei, welches sonach auch dem Gelehrten Werke zu Theil werden würde, das desselben nach dem bekannten Sprichworte bisher entbehrt.

3) Wolff, Venzel, Geschichte der Deutschen. 3. Ausg. 1837. S. 1080. 4) G. Schuler, Rat. Lekt. 1856. S. 797 ff. 5) v. Preitwitz, Fortsch. d. Geistesf. 1855. S. 169. 6) „Nihil magis praestandum est, quam ne pecorum ratio aequante antea- cedentium ergorem, pergentes, non qua eundem sed, sed qua litur." Sen. de vita beata c. 1. 6) Mubolphi, Physik I. 272. 475. Trevisanus, Organ. Leben I. 163. Keil, Allgem. Therap. S. 544. Steeb, Ueber den Menschen. 3. Bd. S. 104 ff. Reinhard, Ueber den Geistl. Moral. 3. Ausg. 1814. I. S. 188. 277. 565. V. S. 335. Fries, R. Kritik der Vernunft I. S. 38. Pflü. Anthropol. I. 20 ff. Kogit S. 74. Schröder, Physiol. 1833. S. 385. (Eine Monographie der Gewohnheit fehlt noch.) 8) Enschl. u. W. u. z. Erste Section. LXVI.

auf dem Principe der Gewöhnung an die Selbstbeherrschung beruht, bedarf keines Beweises¹⁶⁾.

Auch die Volkphilosophie aller Völker und Zeiten erkennt in vielen bekannten Sprüchwörtern das ethische Moment der Gewöhnheit an. Aber allerdings kann aus ihr selbst kein höchstes Moral- und Rechtsprincip abgeleitet werden, da sie sich so vielfach widerspricht, obwohl dies schon Aristippos¹⁷⁾, Carneades¹⁸⁾, Pyrrho¹⁹⁾, neuerdings Helvetius²⁰⁾ u. A. versucht haben; eine Ansicht, welche schon Cicero in seiner bekannten Schrift de legibus I, 14 seq. (nam vero stultissimum illud, existimare, omnia iusta esse, quae sita sint in populorum institutis aut legibus!) neuerdings Kant u. A. widerlegt haben²¹⁾). In literarhistorischer Hinsicht ist hierbei zu bemerken, daß Montaigne fälschlich von Kant, Erb. Schmid und selbst Henrici als derjenige bezeichnet wird, welcher das Moral- und Rechtssystem aus das Princip der Erziehung und Gewöhnheit begründet habe, was er im Gegentheil bekämpfte!²²⁾ — Gewöhnlich steht ohnehin als unentzerrbare Thatsache fest, daß kaum in einer andern Sache ein solcher Widerstreit der Vernunft und Unvernunft sich findet, als in den Gewohnheiten der verschiedenen Völker oder derselben Nation in verschiedenen Zeiten. Es wäre zu wünschen, daß eine Monographie der Gewöhnheit in culturhistorischer und ethnographischer Beziehung diesen Einfluß speciell nachweise; viele Beiträge hierfür finden sich im Montaigne und Herder, in Krafft's „Sitten der Völker“, und in den Schriften über die Sprüchwörter, Rechtsgewohnheiten und Moden.

Welche große Macht die Gewöhnheit auch in socialer Beziehung bis zu dem Grade selbst bei gebildeten Völkern hat, um die natürlichsten und berechtigtesten Gefühle zu unterdrücken, zeigt u. A. die unbefleckbare Thatsache, daß jene altjüdische Sitte, die jüngere Tochter nicht vor der ältern zu verheirathen, sich auch in Teutschland eingebürgert hatte und noch vor 100 Jahren in der freien Reichsstadt Hamburg so streng herrschte, daß die älteste Tochter das Recht hatte, zuerst oder vor ihren jüngern Schwestern verheirathet zu werden, welche so lange ledig bleiben mußten, bis jene ihren Mann gefunden hatte, oder bis sie es ausdrücklich erlaubte. Befam sie keinen oder verweigerte sie, auf ihrem Rechte bestehend, dem Consens, so mußten die Schwestern auch ohne Männer durchs Leben pilgern. (S. darüber die im vorigen Jahre, 1856, in Hamburg erschienenen „Hamburg'sche Geschichten und Denkwürdigkeiten“, von D. Wenzke und „Reimarer Sonntagsblatt“ Nr. 4. 1857.) Als Beleg neuern Datums kann

die Thatsache gelten, daß die nach Nordamerika ausgewanderten sogenannten Pioniere oder Hinterwälder in Folge ihrer Lebensart aller frühern Genüsse der Civilisation völlig entwöhnt werden und daß sogar der mächtige Trieb der Geschäftigkeit in ihnen erstickt wird, während die anscheinend eltere Seite jenes einsamen Waldlebens, daß man dort fast gar nicht von Diebstählen u. dgl. hört, auch nicht aus einem wahren sittlichen Motive, sondern eben nur aus der Macht der Gewöhnheit stammt²³⁾.

Vom ethischen Standpunkte aus sind die Gewohnheiten an und für sich in sofern als Adiaphora anzusehen, als sich eben nicht in abstracto, sondern nur in concreto bestimmen läßt, welche Arten von Gewohnheiten man sich erlauben kann und welche man sich versagen muß, wobei außerordentlich viel auf Zeit und Ort, Individualität und sonstige Verhältnisse ankommt. In Bezug auf die Gewöhnheit schätzbare ist ebenfalls einerseits anzuerkennen, wie wichtig dieselbe nach den bereits erwähnten für die sittliche Entwicklung ist, namentlich in sofern das größte Hinderniß der Sittlichkeit, die Leidenschaft, immer erst allmählig entsteht, und nichts Anderes ist als eine durch Gewöhnheit bis zu dem Grade angewachsene Begierde, daß der Mensch dabei die Herrschaft der Vernunft oder die Freiheit des Willens verliert²⁴⁾. Andererseits kann aber auch die Gewöhnheit, als alleiniges Princip gedacht, der sittlichen Entwicklung schaden, weil sie als solche die freie Selbstthätigkeit (vergl. oben S. 138) so zu sagen nicht zu Wort kommen läßt, daher denn bloße Gewohnheitsmenschen, wie schon Bacon (sermone fideles) es ausdrückt, so wenig eigentliches Leben zeigen,

16) Anton. III, 13; Sen. op. 94; vergl. Liedemann, System der höchsten Philosophie III, S. 128.
17) Diog. Laert. II, §. 93. 18) Cicero de Legibus instit. div. V, 14, §. 3. c. 16. §. 5. 19) Diog. Laert. II, §. 61; Sert. Empir. Hypotyp. III, 23. 20) In seinen Schriften de l'Esprit und de l'homme.
21) Kant, Crit. der pr. Vern. — E. Schmid, Metaphysik, §. 44 ff. Reinhardt, Syst. d. krit. Moral. I, 189. Henrici, Einf. Begründ. d. Rechtstheorie. 1810. S. 290. 278 ff. 22) Siehe Platner, Philos. Aphorismen II, S. 99 ff.

23) So heißt es z. B. in der vor einigen Jahren erschienenen trefflichen Zeitschrift „Atlantische Studien“ (Göttingen, Wigand, 1853. III, S. 201): „Manches ist anziehend, Manches macht einen guten Eindruck bei diesem Wollleben; man hüte sich aber, alle diese Dinge von der vortheilhaften Seite aufzufassen. Die Verhältnisse sind so, weil sie nicht anders sein können. Die Leute werden nicht den elden Leiden zur Weichheit geleitet, es sind traditionelle Gewohnheiten, Gewohnheiten ihrer Erziehung. Den Bildung wollen sie nicht wissen und die alten in Folge ausgewachsenen Farmer haben und führen die Civilisation. Sie wollen ihre Wälder, ihr farges Leben, ihre Nachkommen, ihre Jagd, und wenn ihnen die Annehmlichkeiten zu nicht werden, verlaufen sie ihre Wohnung und wieder um Spotttreibe und ziehen weiter in den Wäldern, von Keinem die Wälder des Elendens (Urbarmachens) übernehmend. Oft übernimmt der 21jährige Waise, der sich eben verheirathet hat, die angebaute Farm und die alten Weidern ziehen fort in den tiefen Wald. — So wird der Mensch daran gewöhnt, ohne Gesellschaft, ohne Umgang mit Andern zu leben, eine zahlreich Familie erzieht ihm diesen Genuß, seine Arbeit verdrängt ihm die Zeit und die Gewöhnheit läßt ihm nicht den Mangel an Bequemlichkeiten fühlen, er ist fast wild von Jugend auf, die Weiber „Kunst und Wissenschaft“ sind ihm fremd, Erziehung ist bei ihm ein ganz anderer Begriff als in Europa.“ 24) Dezerates, de passion. animae. Hudelson, on passions. Kant, Anthropol. §. 221. Carus, Physiol. I, 306. G. C. Schulze, Physiol. Anthropol. S. 410 ff. Raab, über die Leidenschaften. Derbart, Physiol. als Wissenstheorie. II, S. 107. Albrecht, Physiol. der Leidenst., über d. S. 46. Scheller, 12nde. Diander, Physiol. II, 246. Scheller, Physiol. S. 479 ff.

wie die Räder in einer Maschine. Hierauf scheint auch Goethe's Zemie zu deuten:

„Viele Gewohnheiten darfst du haben,
Aber keine Gewohnheit.
Dieses Wort unter des Richters Gaben
Sollte nicht für Thorheit!“

Hierbei kommt der große Unterschied zwischen activen und passiven Gewohnheiten in Betracht, von denen die letztern den Wechsel der Zustände mit Gelassenheit ertragen lehren, während die erstern unsere Thätigkeit in Anspruch nehmen²⁵⁾. Sehr richtig sagt in dieser Beziehung F. H. Jacobi: „Passive Angewohnungen erziehen den Menschen bloß zum nützlichen Hausthier. Activer, wenn er sich freiwillig entschließt, tugendhafte Fertigkeiten zu erwerben, sind die eigentliche Entwicklung seiner höheren Natur. Der Mensch kann sich also nie zu sehr gegen alle die Freiheit seines Geistes beschränkende Gewohnheiten des Denkens, Empfindens und Handelns sträuben; im Gegentheil kann er nie zu eifrig sich bemühen, auf dem Pfade freier Wahl und eigenen Entschlusses das Ziel zu erringen, wovon alle Herrschaften automatischer Nichtigkeit des Denkens und Verhaltens immer weiter den bequemen Wanderer entfernen. Hier ist der Fall, mit Homer's Achill auszurufen: Lieber ein Bettler unter den Lebendigen, als ein König unter den Schatten!“ (Weibemar 1, 101. 135.)

Da den Gewohnungen die Abgewohnungen entgegenstehen, so versteht sich, daß auch letztere in der praktischen Ethik, in der Akse oder Axiel in ursprünglichen (nicht im menschlichen) Sinne²⁶⁾, dergleichen in der sogenannten christlichen Gnomastik²⁷⁾ eine große Rolle spielen. Dies deutet schon Shakespeare in dem berühmten Dialog Hamlet's mit seiner Mutter an:

„Rehmt eine Tugend an, die ihr nicht habt.
Der Teufel Angewohnung, der des Besen
Gefühl verschlingt, ist hierin Engel doch:
Er gibt der Tugend schöner guten Thaten
Nicht minder eine Kleidung oder Tracht,
Die gut sich anlegt. Seid zur Nacht enthaltfam,
Und das wird eine Art von Feigheit sein.
Der folgenden Enthaltung lehm; die nächste
Wird dann noch leichter: denn die Tugend kann
Fast das Gepräge der Natur verändern;
Sich zähmt den Teufel oder stößt ihn aus
Mit wunderbarer Macht.“

Auch steht die Möglichkeit solcher Wirkungen ebenfalls als Thatsache der Geschichte fest, wie aus den vielen Lebensgeschreibungen Bekannter, besonders aber aus der Geschichte der Mäßigkeitsvereine, sich ergibt²⁸⁾. Mit Recht sagt der um die sozialen Probleme der Gegenwart, besonders die Volksbildung, so verdiente Lord Brougham in einer Parlamentsrede über die Verhinderung der Verbrechen: „Ich sehe großes Vertrauen auf die Gewohnheit, auf welche zu allen Zei-

ten der Gesetzgeber und die Schullehrer sich verlassen haben. Man mache die Nüchternheit zu einer Gewohnheit und die Unmähigkeit wird verabschuet werden; man mache die Klugheit zu einer Gewohnheit und das sorglose Laster oder die lasterhafte Sorglosigkeit wird dem Kinde ebenso sumider sein, wie die größten Laster es Eueren Herrlichkeiten sind“²⁹⁾.

Dabei ist es keineswegs nöthig, daß die Abgewohnung eine gleiche Zahl von negativen Actionen erfordere, als die Angewohnung positiver, was mit Recht als eine falsche, medianische Ansicht des Geistes bezeichnet worden³⁰⁾. „Es kommt auf die Klarheit des Verstandes und die Festigkeit des Willens an, eine Gewohnheit, die wir zum Rechtsfeinloken verurtheilen, so fort für immer fallen zu lassen“³¹⁾.

Dies führt uns unmittelbar auf die Bedeutung der Gewohnheit im Gebiete der Pädagogik. In dieser Beziehung kommt hier vor Allem das Moment der Zeit in Betracht, in sofern, wie sich schon aus dem Begriffe der Gewohnheit ergibt, eben alle Fertigkeiten größtentheils von der Gewohnung abhängen, der man sich in der ersten Jugend viel leichter anbequemt als späterhin, wie schon das Sprüchwort treffend ausdrückt: jung gewohnt alt gethan! Jedermann weiß aus seinen eigenen Lebenserfahrungen, wie schwer es wird, uns in späterer Zeit von falschen Angewohnungen los zu machen, z. B. Genüssen, die gar nicht in der Reihe natürlicher Bedürfnisse liegen (Kaffee und Tabakrauchen oder Schnupfen!) oder umgekehrt uns an eine neue Ordnung der Einrichtungen zu gewöhnen (z. B. an früheres Aufstehen), während das eine wie das andere in der Jugend leicht ist³²⁾. Auch diese Wahrheit wird durch mehr als ein Sprüchwort bestätigt: „Lebung und Gewohnheit wurzeln ein mit der Zeit“, „Gewohnheit ist die andere Natur“, „Wider Wahrheit, Gewalt und Gewohnheit ist böses sechten“³³⁾. In diesem Sinne sagt Luther: „Es steht mit uns leider! also, daß, so ich allein den Alten predigen sollte, wollte ich vor dreien Jahren aufgehört haben; aber um der Jungen willen, die daher wachsen, muß ich predigen. Wir Alten bleiben Johannes in eodem! und gebet mit uns nach dem Sprüchwort: alte Hunde find nicht dändig zu machen, alte Schälte mag man nicht fromm machen“³⁴⁾. Ramentlich gilt dies in Bezug auf die physische Ausbildung, da der Körper nur in der Jugend die nöthige Geschmeidigkeit zur Erlernung der allermeisten gymnastischen oder sonst physischen Gewandtheit voraussetzenden Fertigkeiten hat, und hauptsächlich hiervon das Sprüchwort gilt:

25) Freusler, Jugendbildung S. IV. S. 120, vergl. I, 18. 111, 2, 106. 26) Rosentrang, Pädag. S. 20. Schleiermacher's Monologen II.: „Ein einziger feiner Entschluß gehet dazu, ein Mensch zu sein; wer den einmal gefaßt hat, wird's immer bleiben; wer außers es zu sein, ist's nie gewesen!“ Vgl. auch Kant's treffliche Abhandlung „Von der Macht des Gewissens“ u. s. w. 27) Feinroth, Orthobol. 1830. S. 209. 28) Billie, Eitellkeiten in Denkschriften S. 31 fg. 29) Korte, Sprüchwörter der Deutschen in „Gewohnheit.“ 30) Luther, Ausleg. d. Joh. Ep. 18. Brief. ed. Walch VIII. S. 1014.

25) Vergl. Rosentrang, Pädagogik S. 18. 26) Anton. ad ep. lps. 1, 7. Arrian, dissert. Epist. III, 12. 27) Korte's de discipl. christ. (Opusc. theol. p. 295) und Reinhard, Christl. Moral I. S. 5 fg. 28) Siehe Carov's Notizama. 2. Bd. S. 194.

was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr! Besonders Lode hat in seiner Schrift über Erziehung (S. 5 fg.) dies Capitel ausführlich erörtert. Eine der bekanntesten praktischen Erläuterungen der Macht der Gewohnheit ist die Erzählung vom Krotontischen Kilon, welcher ein Kalf nach der Geburt eine halbe Stunde trug und jeden Tag damit fortbekam auch den ausgewachsenen Dschen so zu tragen vermochte.

Diese Wahrheit und überhaupt die Wichtigkeit der Gewohnheit wurde denn auch von sehr von den Pädagogen, namentlich bei den Griechen, schon in den früheren Perioden ihrer Cultur allgemein anerkannt, und man hat mit Recht behauptet, daß ihre ganze Erziehung, und zwar nicht nur bei den Spartanern, sondern auch bei den Athenern, bei letztern besonders bis auf die Zeit des peloponnesischen Krieges oder bis zum Auftreten der Sophisten und des Sokrates, eigentlich nur aus Gewöhnung oder aus einer den hergebrachten Sitten und Gebräuchen der Nation angemessenen Bildung des jüngeren Geschlechts zu einem möglichst hohen Grade vollstümlicher Virtuosität bestanden habe³⁴⁾. Dieser Gewöhnung lagte schon Pythagoras hohen Werth bei: „Wähle die,“ sagte er, „das beste Leben und die Gewohnheit wird es angenehm machen“³⁵⁾, woran ein Philosoph unserer Tage, der durch sein Gefühlsprincip manches Aehnliche mit Pythagoras hat, die treffende Bemerkung knüpft: „Das Dürnlich zum Guten lehrt der überlegende Verstand erkennen und gebrauchen; Gewohnheit aber macht erworbene Weisheit dem Menschen eigen und gibt ihm Beständigkeit“³⁶⁾. Die Krieger, sagte Pythagoras, müssen auch gewöhnt werden, daß sie gleich vom frühesten Alter die Nahrungsmittel nach einer gewissen Ordnung zu sich nehmen; denn Ordnung und Maß ist überall schon und nützlich, das Gegenheil aber schädlich und unnütz. Diese Gewöhnung, wie überhaupt die ganze Zucht und Unterweisung der Jugend, was die Pythagoreer *noúpaiviv* nannten, sollte sanft, mild und friedlich sein, deshalb durfte der Ältere den Jüngeren nur auf sicheverle Weise zurechtweisen, und erstere Strenge mußte immer mit freundlicher Milde gepaart sein; denn nur so werde die Erziehung nützlich und zweckmäßig zugleich werden³⁷⁾. — Eine Parallele der ersten Behauptung des Pythagoras hat Jean Paul³⁸⁾: „So früh als möglich bestimme die Uhr die Gp. und folglich die Schlafzeiten, nur freilich in den ersten Jahren mit häufigen kleinen Abtheilungen. Der Wagen ist ein solches Gewohnheitsstücker, eine solche Journaliere, daß, wenn man bei Hunger um einige Stunden den Termin (fatalis) versäumt, er Nichts thut, sondern ausflücht (proludit). Sind ihm aber die Frohnstunden anberaumt, so arbeitet er über Verdrögen.“ (Besonders gilt dies auch vom Schlafen, Aufstehen und Frühaufstehen, worauf auf gute Angewöhnung in De-

zug auf Zeit“, mithin Lebensgewinn nicht genug gesehen werden kann“³⁹⁾.

„Denn alle Fleiß, der münlich schätzwürthigste, ist morgenlich; nur er genüßt den ganzen Tag Raubrun, Schögen, und der Stunden Beläunf.“
Goethe (Fandora).

Daß alle bedeutenden Philosophen, die über Erziehung geschrieben, die Macht der Gewohnheit anerkennen, ist schon bemerkt worden. Daß auch Hegel die Bedeutung der Gewohnheit gehörig zu würdigen wußte, ist in Taulow's Schrift: „Hegel's Ansichten über Erziehung und Unterricht.“ 1854. 3. Bd. S. 46 gezeigt. Es gilt dieses natürlich noch mehr von den Pädagogen ex professo, und zwar wie von der ganzen Geistes-, so besonders der eigentlichen Gemüthsbildung, in welcher Gewöhnung es genügen mag, an die Erfahrungen hierüber zu verweisen, welche sich in einem der bedeutendsten pädagogischen Werke unserer Nation finden, welche zugleich die possendsten praktischen Winke darüber gibt⁴⁰⁾.

39) Schönbler, Hefeg. 3. Ausg. 1847. S. 354 fg., wo selbst sich die nöthigen literarischen Angaben darüber finden. 40) Schwarz und Cermann, Lehrbuch der Erziehungs- und Unterrichtsheit. 3. Ausg. 1. Ab. S. 176: „Neben den Willern und dem Beispielen ist das dritte Erziehungsmittel die Gewöhnung. Sie fängt mit dem Frühesten an und geht nicht nur durch die Jugend, sondern bis ins hohe Alter fort, und sie wird zur andern Natur. Der Mensch ist so hart wie Eisen, und darum scheitern oft an ihr auch die einigendsten Versuchungen. Die Erziehung soll daher das Kind zu einem Guten gewöhnen, und das mit der Voraussetz, daß der junge Mensch das Angenehme zu dem machen werde, was er selbst erwünscht, und worin er das Rechte für seine Bestimmung findet. Solche Gewöhnung macht den Menschen wahrhaft frei; also ist sie unendlich verschieden von dem Gewöhnen der Thiere. Dieses wichtige Erziehungsmittel hat drei Punkte zu beachten: 1) das Ideal, zu welchem sie abzuwecken muß, welches also der Erzieher in seiner Idee hat, und wornach er seinen Plan in allem Einzelnen macht, so daß der Jüngling seiner Zeit als daß sie seine Gewöhnung für das Leben werde, auch nicht jene Hülle, welche sich dann nie beizulegen fähig, und also keine feste Zukunft bereitet; weshalb die einfachste Gewöhnung immer am sichersten geht; 2) daß die Gesetze der Reaction berechnen, wornach eine dormalige als gut erscheinende Gewöhnung in eine schlimme umschlagen kann. Die Erfahrung gibt zu allem diesem Beleg. Wenn Rousseau meint, die beste Gewöhnung sei, an Nichts gewöhnt zu sein, so ist das nur in einer sehr beschränkten Anwendung richtig. Wenn sie die rechte ist, so macht sie die gute Gewöhnung und Gewöhnung zur andern Natur, und der ständige Erfolg ist der Dant des innerlich frei gewordenen Gemüths. — Die Gewöhnung ruft die Tugenden hervor und bestärkt sie. Die Gewöhnlichkeit und Aufmerksamkeit des Kindes ist also das Erste, was in der Erziehung angewandt werden soll. Ferner sein also alle Störungen in beiden! Die Liebe der Menschen um das Kind her und ihre kindliche Unterhaltungsgabe die das früherer Hauptmittel, bald aber tritt der Unterricht hinzu. — Der fromme Sinn wird angewöhnt, wenn dem Kinde in Mutter und Vater das Ebenbild Gottes erscheint, das Vertrauen einflößt, Folgsamkeit durch Liebe gewinnt und seinem Herzen überhaupt den Zug zum Uebernatürlichen beleiht.“ — „Weisheit verbindet sich hiermit die Weisheit. Die fromme Gilt hilt diesen Sinn beleben und bestärken. Die Hauptsache ist, daß sich mit diesem Gefühle die Mündigkeit verbindet, der Gehorsam; dieser befaßt der beständigen Übung, wenn er zur Gewohnheit werden soll.“ — Der Geist wird an-

34) Gramer, Geschichte der Erziehung II. S. 130. 35) Plutarch. de exilio. Regl. Wittenbach ad Plut. praeccept. ann. 129 c. und Auct. ad Herenn. IV. 27. 36) Tafel in Wöhrmann S. 115. 37) Gramer a. a. O. 38) J. P. Verana II. (über die phys. Gp.) S. 261.

In Bezug auf die Schädlichkeit der Verwöhnung mag hier an Rousseau's Spruch erinnert sein: „Soll ich auch das sicherste Mittel anwenden, euer Kind elend zu machen? Gewöhnt es nur daran, Alles zu erhalten, was es begehrt!“⁴¹⁾; eine Wahrheit, die Rousseau treffend weiter ausführt. Dabei sei bemerkt, daß Rousseau fälschlich in den Verdacht gekommen, die Gewöhnung an den Gehorsam in der Pädagogik verworfen zu haben; wogegen Riemer gerügt hat, daß eben „Rousseau's erster Erziehungsgrundsatz Gewöhnung an strengen Gehorsam ist“⁴²⁾.

Letzteres ist nun zugleich das allein richtige volks- und staatspädagogische und mithin politische Grundprincip, welches Anklagen treffend in den Worten andeutet: „Die Erziehung kann ihr großes und schwieriges Werk nur vollbringen, wenn sie ihr zur Grundlage gute Gewohnheiten gibt und den Gehorsam zur ersten Gewohnheit und zum ersten Bedingung aller Gewohnheiten macht“⁴³⁾. Diese große Macht der Gewohnheit in Bezug auf die Politik oder praktische Staatskunst ist gleichfalls von jeder anerkannt worden und auch aus den bereits angegebenen psychologischen Gründen sehr erklärlich. So gilt es für eine unbestreitbare Regel der Staatsklugheit, das einmal Bestehende schon darum, weil es besteht, zu achten, und nur im Falle einer unermüdlichen Nothwendigkeit sich zu Veränderungen des einmal durch Gewohnheit geheiligten zu verziehen. Schon Aristoteles hat dies wichtige Moment bemerklich gemacht⁴⁴⁾, desgleichen Machiavelli⁴⁵⁾. „Eine jede Regierung“ sagt einer unserer berühmtesten Staatslehrer⁴⁶⁾, „ist ein Wagnisspiel. Nur mit der äußersten Schutzsamkeit lege man die Hand an Einrichtungen und Gebräuche, mit welchen sich die Meinungen und Gewohnheiten des Volks seit langer

Zeit verschlungen haben. Wir wissen wol aus Erfahrung, welche Noththat sie mit sich führen, aber wir kennen nicht das Gefolge von Uebeln, von welchem eine Veränderung begleitet sein würde.“ In dieser Hinsicht gibt es keinen politischen Probabilitäts calcul; denn nur die Folgen des schon Bekannten, Bekendeten, Ungewanderten lassen sich vorausberechnen, wie La Place in seinem bekannten Meisterwerke über diesen Gegenstand zeigt⁴⁷⁾ und was die Geschichte auf allen ihren Blättern mit Beispielen belegt. Selbst Fesseln werden dem Menschen erträglich, wenn er sie lange getragen hat. Alte Abgaben sind gut, weil sie alt sind! — Am wichtigsten ist der Einfluß der Gewohnheit in politischer Hinsicht für das Grundverhältniß alles Staatslebens, nämlich das der Regierung und des Unterthanenthums, oder in Bezug auf den Staatsbürgerlichen Gehorsam, da der Mensch, nach Kant's (bereits angeführtem und erläuterten)⁴⁸⁾ Aussprache, „ein Thier ist, welches einem Herrn nöthig hat,“ die Regierten oder das Volk immer die physische Ueberrmacht haben und an gar keine wahre Civilisation zu denken sein würde, wenn dieses Volk nicht von Jugend auf an die Achtung der Auctorität oder der Obrigkeit und Gesehe gewöhnt würde. Auf dieser Macht der Gewohnheit beruht denn auch die des historischen Rechts, namentlich des Princip's der Legitimität, wie dies die Geschichte in Bezug auf Revolutionen und Usurpationen in alter und neuer Zeit zur Genüge bewiesen hat. Sehr treffend hat dies unser Dichter in dem berühmten Monologe des Wallenstein ausgesprochen:

„Und was ist dein Beginnen? Daß du die's
Auch redlich selbst bekannt! Du wußt die Macht,
Die ruhig, sicher thronende erklüchtet,
Die in verlor'ner abgetheiltem Reize,
In der Gewohnheit tief gegründet ruht,
Die an der Welle stromem Kinderglauben
Mit tausend jähren Buzeln sich beschützt.
Das wird kein Kampf der Kraft sein mit der Kraft,
Den fürcht' ich nicht. Mit jedem Gegner wag' ich's,
Den ich kann sehen und in's Auge fassen.
Der, selbst wol Muth, auch nur den Muth entkramt.
Ein unsichtbarer Feind ist's, den ich fürchte,
Der in der Menschenkraft mir widersteht,
Durch seine Rührung allein mir fürchtlichst —
Nicht was lebendig, krafftvoll sich verwindet,
Ist das gefährlich Furchtbare. Das ganz
Gemeine ist's, das ewig Geheime,
Was immer wachend immer widersteht
Und megen sich, weil's heute hat gegolten!
Denn aus Gewohnen ist der Mensch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er seine Ahnen.
Weß' dem, der an dem würdigen alten Houstrath
Ihm rüht, das Ihure Heißt sich seinen Ahnen!
Das Jahr hat eine heilige Zeit Kraft!
Was grau vor Alter ist, das ist ihm göttlich.
Sei im Besitze und du wohnst im Reich!
Und heilig wird's die Menge die bewahren.“

Dies übrigens dieser Respekt vor dem Vergehrten oder Gewohnten sich nicht bloß im Volke, sondern ebenfalls

gewöhnt, wenn der Thätigkeitstrieb endlich beschäftigt wird, und mit zunehmender Kraft immer stärker; aber so, daß er sich nie überhebt, auch nie erschläft, sondern in ein frohes Kraftgefühl vermischt. Denn der Mensch ist gut, wenn geboren und so wird ihm leicht zur andern Natur. — Der Mensch gewöhnt sich noch leichter von selbst an, denn er ist schon die Natur des Kindes; nur verbanne man mächtig die Störungen effekten und lasse das Kind in der ersten Jugend auch die freudigste Bereitwilligkeit, ihm Freude zu machen, erfahren; überhaupt möge es die Menschen soviel als möglich von der besseren Seite sehen, um sich der Menschheit außer sich und in sich zu erfreuen. — Die Gewöhnung zu den weiter aufzulegenden Tugenden erfolgt die zur ersten Selbstherrlichkeit im Jünglingsalter hiernach von selbst. — Auch die Gewöhnung an äußeren Anstand und conventiönelle Schicklichkeit sagt jener innern zu und wird durch sie natürlich, also die wehrhafte seine Bildung. — Man sieht hieraus, daß die geordnete Erziehung nicht mit Unrecht junge Leute, die so gewöhnt sind, Leute von Erziehung nennt. Und grade hiernit bestehen alle naturgemäße Treiben von Kindes- bis zum Jünglingsalter; sowie die frühbaren Thätigkeiten des Gehorsams, der Bescheidenheit, des Fleißes.“

41) Rousseau, Emil Buch II. (I. Bd. S. 331 der Campes'schen Uebersetzung.) 42) Riemer's Veracht. auf Wissen. 4. Bd. 2. Abth. S. 183. 43) Ancillon, 3. Vermittel. der Erträge. 2. Bd. 44) Aristot. Polit. II. 4. 45) Macchiav. discorsi 1. 3. Principe c. 3 u. 4. 46) Schachtel, 40 Bücher vom Staate I, 480.

47) Essai philosophique sur les probabilités. (Paris 1814.) p. 51. 48) Siehe die Art. Gehorsam und Gerechtigkeit.

in den höhern, ja höchsten Ständen zeigt, ergibt sich aus der Berücksichtigung der Ausdrücke *roture*, *roturier*, womit die Sprache jener den die Schranken der Gewohnheit oder des Herkommens überspringenden „Emporkömmling“ bezeichnet, wie wir denn grade jetzt durch die Säkularerinnerung an das eigentliche Motiv des siebenjährigen Krieges an dieses Element erinnert werden, da jenes offenbar darin lag, daß Friedrich der Große als ein solcher fürstlicher Roturier angesehen ward“). Dies, hat denn auch der preussische Walter Scott, Willibald Alexis, in seinem vorzüglichsten vaterländischen Romane „Cobanius“ recht klar in den Worten ausgesprochen: „Was weckte dem größten unter den Großen, unserm bewunderten Heroe, seine zahlreichen Feinde? Die im flaubigen Purpurrothe konnten es dem Fürsten, dessen Purpurkleid noch im Roth des jungen Morgens glänzte, nicht vergeben, daß sein Aderflus über ihre altgekronten Häupter dahin rauschte!“ Allerdings aber sind die niederen Volksschichten, besonders der Stand der Landwirthe, am meisten Anhänger des Herkommens“), besonders der Bauernstand, auf den das *ad vove majore discit arare minor* ebenfalls paßt, was übrigens aus sein Gutes hat, wie der berühmte Statistiker Hoffmann nachgewiesen hat“).

Für uns Deutsche genügt es wol, in national-pädagogischer Beziehung an das glänzende Bissco unter berühmten und berücksichtigten nationalen und als berechtigt auch von dem damaligen Bundesstage, sowie allen „Unionserregungen“ noch 1850 anerkannten Erhebung von 1848 zu erinnern, daß seinen allerersten Grund doch nur in der „süßen Gewohnheit“ der sechs- und dreißigfachen Particular-Souverainität und der Particular-Unterbanthümlichkeit oder der deutschen Ur- und Erbsünde der Sonderthümlichkeit hatte“). Ist hiermit die Symptomatik und Pathologie der leidigen Zustände der Teutschen, die schon Herder „die ungewordene Nation“ nannte, richtig festgestellt, so ist als alleiniges Heilmittel die Abgemäßung jenes Particularismus durch die Macht der Lehre, des Unterrichts, der Wissenschaft indicirt. Natürlich geht's damit nicht so rasch, oder endlich einmal wird jene Macht einer übeln Gewohnheit gebrochen werden und einer bessern Platz machen. Möchten nur allen in diesem Punkte schon klar sehenden und mutvollen Männern, — eingedenk des *gutta cavat lapidem*! und des Catonischen: *Præterea censeo*! in steter Erinnerung die Worte unseres Dichters sein:

„Ein Oberhaupt muß sein, ein häßlicher Richter,
Bei dem das Recht man findet in dem Streit.“

Ferner:

„Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein
Ganzes
Sein, als dienendes Glied schließ' einem Ganzen dich an!

Endlich:

„Eid einig, einig, einig!“

(Dr. K. H. Scheidler.)

GEWOHNHEITSRECHT heißen diejenigen Rechtsnormen, welche im Wege der Gewohnheit Rechts geworden sind und lediglich aus dem Grunde beobachtet werden, weil dies von jeher so geschehen ist. Concretet wird dieser Grund durch „Herkommen“ ausgedrückt; in diesem Ausdrucke (der nicht etwa nur eine besondere Art des Gewohnheitsrechts bedeutet, sondern ganz generell zu nehmen ist) sind wir nämlich gewohnt, bereits die Achtbarkeit und Unverbrüchlichkeit anflingen zu hören, die eine gewisse Ordnung der Dinge oder eine gewisse Norm unmittelbarer Weise dadurch für sich zu haben pflegt, daß sie schon von Alters her beobachtet und respectirt worden ist. Und eben hierauf beruht im letzten Grunde die Vorstellung und das Dogma von der Rechtsgültigkeit einer solchen hergebrachten Ordnung oder Norm. Der entsprechende römische Ausdruck ist „*mores majorum*“; ferner gebrauchen die classischen römischen Juristen den Ausdruck „*consuetudo*“, verfehlen aber nicht, durch ein Breviort daran zu erinnern, daß die *consuetudo* von Alters her bestehen müsse („*inveterata*“ — „*diuturna*“ — „*longa*“ *consuetudo*; l. 32. §. 1, l. 33 l. 35 D. de leg.). In den bezüglichen Constitutionen der Kaiser, die in ihren Zugeständnissen gegen das Gewohnheitsrecht schon schwieriger sein mußten, findet sich daher jenes Erforderniß auch schon ängstlicher hervorgehoben, namentlich in Bezug auf die Frage, ob eine Gewohnheit gleiche Auctorität haben könne, wie ein Gesetz („*consuetudo ususque longaevis*“ — „*antiquitus probata et servata tenaciter consuetudo*“; l. 2 u. 3 C. quae sint longa consuet.). Dagegen ist „*jus consuetudinarium*“ ein erst von den Neueren aufgebrachtter Ausdruck. Derselbe deutet ebenso, als wenn wir im Teutschen generell sagen: „das Gewohnheitsrecht“, auf die Vorstellung hin, als gebe es ein Gewohnheitsrecht an sich oder in abstracto, im reinen Begriffe; wie denn überhaupt in der heutigen Lehre vom Gewohnheitsrechte der Gesichtspunkt des Rechts dogmatisch vorderricht. In den römischen Rechtsquellen herrscht hinsichtlich unseres Gegenstandes umgekehrt der Gesichtspunkt des Factums vor, d. h. die Römer gehen hier nicht von einem allgemeinen abstracten Rechtsbegriffe aus, wonach das Gewohnheitsrecht eine Forderung und Nothwendigkeit der Vernunft und die einzelne Erscheinung indifferent wäre, sondern sie gehen davon aus, daß es erfahrungsmäßig Gewohnheiten gebe, die wie ein Gesetz beobachtet würden; und daran knüpfen sie dann in secundärer Weise die Reflexion, daß und in wiefern dies wohlgehe und rechtlich zu statuiren sei; für sie gibt es demnach ein Gewohnheitsrecht eigentlich nur als empirische Einzelheit, und nicht als allgemeine, begrifflich vor

49) Heeren, *Alt. hist. Schr.* II. S. 74. Vergl. Scheidler in Bran's *Minerva*. Sept. 1856. „Versuch. deutsche Säkularerinnerungen.“ 50) 1856. I. S. 40. 51) Feilenberg, *Landw. Blätter* von Heßel S. III. S. 60. 52) *Alt. Schr.* den vermissten Inhalt. 53) Vergl. Scheidler in Bran's *Minerva*. April 1850. („*Public. Analisten*“); dessen *Public. Beleucht.* und Ergänzungen der v. Radewig'schen Gespräche aus der Gegenwart. 1852. *Rechtsp. Postzeit.* Nr. 1 vom 1. Jan. 1853 und *Rechtsp. Postzeit.* Nr. 177 vom 27. Juli 1857.

handene Form der Rechtszeugung und Rechtsgestaltung. Daher sprechen sie eben nur von der *consuetudo* und nicht von einem *jus consuetudinis*; oder wo sie einmal den Ausdruck „*jus*“, z. B. „*jus moribus constitutum*“, l. 32 §. 1 cit. (vergl. auch l. 36 eod. tit.) gebrauchen, da verstehen sie darunter doch nur das singuläre Rechtsprodukt einer einzelnen, empirisch vorhandenen Gewohnheit. Sie lehren: was einmal durch eine lange Gewohnheit eingeführt und befestigt worden sei, was sich in der Form der Gewohnheit von einer Zeit zur andern bewahrt und bewährt habe, das müsse von der Jurisprudenz ebenso gut als eine zu Recht bestehende Norm geachtet werden, als wenn es durch ein Gesetz vorgeschrieben worden wäre. Dafür berufen sie sich: a) auf den formalen Grund, daß der Volkswille sich als solchen ebenso gut stillschweigend und durch die That (nämlich eben in der Form der Gewohnheit) müsse zu erkennen geben dürfen, als er berufen sei, sich ausdrücklich, durch das geschriebene Gesetz, als allgemeine, rechtsgültige Norm zu konstituieren — ein Grund, der freilich nur bei allgemeinen Volksgewohnheiten und dann auch nur da zutrifft, wo, wie zur Zeit der römischen Republik, das Volk verfassungsmäßig legislative Gewalt hat; — b) auf den sachlichen Grund, daß eine lange und sich stets gleichbleibende Gewohnheit eben darum durch die Erfahrung erprobt erscheine und die Vermuthung für sich habe, daß sie gut sei, d. h. dem Bedürfnisse, welchem sie dient, entspreche (vergl. überhaupt l. 32—38 D. de legibus etc.). Dagegen lehren die elastischen Juristen Nichts von einem Rechte der Gewohnheit überhaupt, Nichts mit andern Worten von einer in dem allgemeinen Begriffe des Rechts apriorisch enthaltenen Nothwendigkeit der Gewohnheit, wonach diese Form der Darstellung und Existenz dem Rechte an sich gleich wesentlich und angemessen, wie die des Gesetzes, oder wol gar in gewissen Beziehungen die ausschließlich angemessene und wahre oder auch nur wünschenswerthere Quelle und Daseinsform des Rechts bildete. In der That gibt es auch eine solche begriffliche Gleichsetzung von Gewohnheit und Gesetz nicht; sondern die Gewohnheit kann immer nur vermöge der Auctorität, die sie als Factum und somit als empirische Einzelheit in Anspruch nimmt, einem Gesetze — nicht dem Gesetze überhaupt — gleich geachtet werden, und zwar nur, so lange und sofern es an einem Gesetze fehlt, d. h. sie vertritt in ihrem besonderen Falle das fehlende Gesetz und ergänzt in ihrer Weise diesen Mangel, ohne übrigens die Gesetzgebung hindern zu können, sich ihrerseits der Sache anzunehmen. Man hat dies auch von jeher, wenigstens implicite, durch den Satz anerkannt, daß unvernünftige und unbillige, überhaupt verwerfliche Gewohnheiten nicht zu respektieren seien. Ein Gesetz kann einem solchen Vorwurfe unterliegen, und muß dennoch anerkannt und befolgt werden, eben weil es Gesetz, d. h. diese dem Rechte schon durch den allgemeinen Begriff angehörige Form ist; und wo eine abstracte Bestimmung überhaupt nur in dieser Form des Gesetzelns von einer dazu berufenen politischen Aucto-

rität auftritt, da ist sie eo ipso Rechts, bis diese Auctorität ein Anderes bestimmt. Das juristische Urtheil über den inneren Werth des Gesetzes bleibt hier also gleichgültig oder wenigstens machtlos. Ganz anders bei der Gewohnheit, deren Rechtsgültigkeit in jedem Falle erst noch von dem juristischen Urtheile, daß sie nicht verwerflich sei, abhängt oder doch an sich einem solchen Urtheile unterworfen ist. Dies ließe sich nicht denken, wenn die Gewohnheit eine an sich oder aufseize des allgemeinen Begriffs eben so gültige, dem Rechte ebenso wesentliche Form wäre, wie das Gesetz; denn eine dem Rechte begrifflich angehörige Art und Weise seines Bestehens kann rucksichtlich ihrer Gültigkeit dem einzelnen juristischen Urtheile grade ebenso wenig unterthan sein, als dieses darüber zu disponieren haben kann, ob das Recht überhaupt gelten solle oder vielleicht auch einmal das Unrecht. Gleichwol hat die neuere Jurisprudenz und hat vorzugsweise die historische Schule eine Vorstellung vom Gewohnheitsrechte sich angeeignet und marktgängig zu machen gesucht, worin man den Gesichtspunkt des Factums zu einem Gesichtspunkte des Zus dogmatisch generalisirt findet, wonach also das Gewohnheitsrecht, anstatt bloß aus dem relativen Grunde des Factums und der Erfahrung zu beruhen, vielmehr eine absolute, eine in dem allgemeinen Vernunftbegriffe des Rechts bleibend und unüberdrehlich einbegriffene Art und Weise der Positivität des Rechts bildet, ja wol selbst noch den Vorzug vor dem geschriebenen Rechte verdient. Die echten Anhänger der historischen Schule sprechen dies Letztere unüberhoben aus; sie schwärmen förmlich für dieses abstrakte Ideal von Gewohnheitsrecht, und möchten für dasselbe das Terrain zurückerobern, von welchem sie es durch das geschriebene Recht verdrängt sehen. Ihnen ist mit andern Worten das Recht im Grunde nur in sofern das wahre, zweckmäßige und seiner selbstwürdige, als es im Wege der Gewohnheit Rechts geworden ist und kraft Gewohnheit besteht; in dem geschriebenen Rechte dagegen oder wenigstens in dem Umfange dessen zum Nachtheile des Gewohnheitsrechts sind sie sehr geneigt, einen Zustand der Verberbnis zu erblicken. Um eine solche Vorstellung von der dem Rechte angemessensten und würdigsten Entstehungsart und Form zum wissenschaftlichen Gedanken auszurüsten zu können, postulieren sie allgemein hin ein gewisses inneres Wesen und Bedürfnis, ein gewisses Hangen und Bangen des Rechts, wo möglich nur durch Gewohnheit und unreflektirte Sitte zu sein und zu bestehen, sich wo möglich rein naturpachsig und mit Ausschließung des Elements der Reflexion zu erzeugen und zu positivieren. Das Recht, sagen sie oder denken sie sich, werde gegen dieses sein allgemeines und ursprüngliches Wesen und Bedürfnis, gegen diese ihm an sich eigene, ihm angeborne Natur verändert, wenn man ihm eine solche von der Reflexion ausgehende allgemeine Daseinsform, wie das Gesetz, anmüthe. Sie statuieren auf diese Weise anstatt des kritischen Begriffs und des geistigen Charakters des Rechts, überhaupt statt dieses so zu sagen männlichen Principes eine bloße Seele

des Rechts und ein rein seelisches Wachsthum als das dem Rechte an sich allein Conforme. Wo in diesem Sinne die Seele des Rechts, unter sonst zuträglichen Verhältnissen, lediglich sich selbst überlassen bleibe, um die entsprechenden Stoffe an sich ziehen und sich darin vertheilichen und auswaschen zu können, da allein könne von einem fruchtbaren und fröhlichen Gedeihen und von wirklicher Erfrischlichkeit des Rechts die Rede sein; in der gemachten Form des Gesetzes dagegen und somit in die Gewalt des kritischen Geistes gebracht, befinde sich jene ursprüngliche Seele des Rechts in einem sehr melancholischen Zustande; und ein solches Recht sei nicht mehr das wahre und eigentliche. Und ob auch die Gesetzgebung das Gewohnheitsrecht noch neben sich bestehen lasse, d. h. das Recht noch immer gewissermaßen dieser seiner eigenen Seele überlasse, so könne die letztere sich hiernit doch keineswegs beruhigen und trösten; sondern es müsse ihr das Gebiet des Rechts im Großen und Ganzen und im Principe freigegeben bleiben, und die Gesetzgebung dürfe ihr überhaupt nicht dazwischen kommen. Demnach dürfe auch die ursprüngliche Lebenskraft und Wirksamkeit jener Rechtsseele nicht nach den Daten der neuen, gesetzgebungsähnlichen Zeit beurtheilt werden (— wo nämlich vor einer lebendigen Reaction des Gewohnheitsrechts gegen die Gesetzgebung, die auf eine solche ursprüngliche Kraft und Wirksamkeit schließen lassen könnte, Nichts zu gewahren ist —), sondern man müsse in dieser Hinsicht auf die Zeiten zurückgehen, wo jene Rechtsseele noch freies Spiel gehabt habe. Uebrigens lasse sich nicht weiter sagen, worin jene Seele des Rechts an sich bestzue und wie es mit ihrer systematischen, nämlich trotz aller Unversüßtheit im Grunde doch immer planmäßigen und zweckentsprechenden Vertheiligung zum positiven Rechte eigentlich zugehe; es lasse sich dies ebenso wenig bestimmen, als sich nachweisen und begründen machen lasse, wie überhaupt die Sitte und wie die Sprache entspreche, und wie es komme, daß Beides bei einem Volke sich gleich sei; man wisse nur, daß das echte Recht (zum Unterschiede von dem gesetzlichen Afterrechte) in einer solchen Seele, die einen Theil der Volkseele überhaupt ausmache, beruhe, und daß es die Form der Gewohnheit und der unbewußten Sitte sei, worin diese Seele sich bethätige und allein bethätigen könne. Alles Weitere sei ein Geheimniß; und es gehöre zur wissenschaftlichen Würdigung und Bestimmung der ganzen Angelegenheit, einzugesehen und darauf zu bestehen, daß es damit etwas Geheimnißvolles sei und daß es keine Wissenschaft davon gebe. Mit dieser Anschauung vom Rechte hat man nun das Gewohnheitsrecht eben als allgemeinen abstrakten Gedanken gewonnen, wonach es also ein Gewohnheitsrecht an sich gibt, oder vielmehr: wonach das Recht an sich und seinem ursprünglichen Begriffe nach eigentlich nur Gewohnheitsrecht, also von Haus aus und durch seine eigene Natur bestimmt ist, Gewohnheitsrecht zu sein und stets zu bleiben, sobald die Wissenschaft das Gewohnheitsrecht als das eigentliche Mutterrecht und als das Ideal des Rechts überhaupt dogmatisch anzuerkennen hat.

Es involviret demnach eine Verkennung und Verleugung dieser echten und ursprünglichen Natur des Rechts, eine Veräußerung des Zeitgeistes an derselben, wenn die Gesetzgebung, diese grade umgekehrt kritische Macht, hinzutritt und sich der positiven Ausprägung des Rechts unterzieht, anstatt die Gewohnheit frei walten zu lassen. Leider hat sich nun die Gesetzgebung dieser Annahme seit Jahrhunderten schuldig gemacht und immer mehr schuldig machen können, weil die historischen Kuspicien für die freie Entwicklung und Herrschaft des Gewohnheitsrechts immer ungünstiger geworden sind. Das ist nämlich, so viel das Recht betrifft, eben nur als ein Verlust zu beklagen — die Volkseele hat unter dem stets zunehmenden Umfange und Drange des allgemeinen Entwicklungsprocesses allmählig den ursprünglichen und uferkräftigen Sinn und Trieb verloren, das Recht rein aus sich selbst zu produciren und dieses Product als ihr Eigenthum zu bewahren; oder dieser Sinn und Trieb ist wenigstens immer mehr in einen Zustand der Gebundenheit hineingerathen. Aber diesen Mangel historischer Bewährung darf man doch keineswegs etwa so deuten, als sei es am Ende Nichts mit dem angenommenen Wesen und Bedürfnisse des Rechts, Gewohnheitsrecht zu sein, und als strebe das Recht im Laufe der Entwicklung vielmehr dahin, sich von der unkritischen Form und Herrschaft der Gewohnheit frei zu machen. Man darf sich daher auch nicht auf den Standpunkt des Factums stellen, darf sich nicht dadurch irre machen lassen, wie es heutigen Tags oder wie es schon seit längerer Zeit *de facto* mit dem Gewohnheitsrechte steht (— nämlich ein Recht der Gewohnheit im Großen und Ganzen, ein System des positiven Rechts aus dem Principe der Gewohnheit gibt es in der That schon seit lange nicht mehr —); denn die *jure* sollte es ganz anders damit stehen, da jure müßte noch heutigen Tags alles Recht primärer Weise ein Werk der Gewohnheit im Großen und Ganzen sein. Und eben auf diesen Standpunkt des *jus* (heißt es weiter) hat sich der wissenschaftliche Jurist zu stellen, um die richtige Anschauung vom Gewohnheitsrechte gewinnen und sich überzeugen zu können, daß das Recht von Haus aus Gewohnheitsrecht, ein totales Product der Gewohnheit als solcher zu sein verlange, und daß eine Zeit, welche die Positivierung des Rechts in diesem Maße vielmehr der Gesetzgebung überlasse, jenes Ideal des Rechts aus den Augen und aus dem Sinne verloren habe. — Dies ist die unclaffische Grundansicht der historischen Schule vom Gewohnheitsrechte oder eigentlich vom Rechte überhaupt — im Gegensatz zu der oben bezeichneten Auffassung der classischen römischen Juristen. Die Clafficität der letzteren besteht nämlich darin, daß sie die subiective Vertheilung von einem juristischen Objecte von vorn herein in der diesem Objecte an und für sich eigenen Begrenztheit zu gewinnen und nun ihre weitere Betrachtung und Beurtheilung in dieser Begrenzung zu erhalten wissen. Auf diese Weise in die objectiv bestimmte des Gegenstandes gefaßt, bestimmt nun ihr subiectives Urtheil den Gegenstand für das Wissen auch

wirtlich so, wie es an und für sich bestimmt ist und bestimmt sein will. Eben in diesem gegenseitigen Bestimmteise, in dieser Concretion zwischen Object und Urtheil beruht die Bündigkeit, die Präcision und resultative Geschlossenheit, überhaupt diese Positivität, die wir an den Aussprüchen und Lehren der römischen Juristen bewundern. Die neuere Jurisprudenz dagegen liebt es nicht, sich in ihrem subjectiven Elemente von dem Objecte begrenzen, also beschränken zu lassen; sie meint vielmehr dem Objecte seine Beschränktheit ideell entnehmen, seine empirische Einzelheit überall auf eine abstracte, gedankenmäßige Allgemeinheit zurückführen zu müssen; daher erweitert sie die begrenzte Vorstellung, die ein einzelnes juristisches Object von sich gibt, zugleich zu einem allgemeinen Gedanken, wovon nun dieses einzelne Object bloß ein für sich indifferentes Beispiel ist — oder vielmehr sie gewinnt diese Vorstellung selbst schon nicht mehr ein und echt, weil sie das Einzelne überhaupt schon nicht mehr ohne den Pruritus abstracter Verallgemeinerung zu verabschieden weiß. Das ist nun zwar ganz gut für alle die Fälle, wo der empirischen Einzelheit wirklich ein allgemeiner Begriff, worin sie ideell eingekeiffen ist, zum Grunde liegt (— nur daß die Wissenschaft auf andere Weise zu solchen allgemeinen Begriffen gelangen soll, als durch bloßes Abstrahiren von dem Einzelnen und Positiven —); ist dies aber unglücklicher Weise nicht der Fall, wird also ein solcher allgemeiner Begriff dem einzelnen juristischen Objecte von dem ableitenden Verstande bloß untergeschoben, so erhält nun die juristische Anschauung und Lehre von einem solchen Grenzstande natürlich einen viel zu weiten Aufschnitt, eine Form mit andern Worten, die nicht von dem wirklichen Stoffe refüllt und angestraft ist, sondern bei welcher erst der Wind der subjectiven Meinung hinzukommen muß, damit das Vacuum ausgefüllt und eine gewisse Figur in das Ding hineingebracht werde. Und je praller und voller nun etwa eine solche Form erscheint, desto mehr hat in der Regel die subjective Einbildung, die nämlich in solchen Fällen von einer gewissen geistreichen Ueberspannkraft sein kann, hinzugesetzt, und desto mehr verschwindet in dieser Auffassung die eigentliche, einfache, natürliche und anspruchsvolle Gestalt des Gegenstandes. Diese Manier, das Object für das Wissen zu erziehen und schmeißen, fördert also statt der plastischen Congruenz und Identität von Form und Inhalt ein unpflichtiges Wesen zu Tage, wo die subjective Form, nämlich die Lehre, zwar gewissermaßen von dem Gegenstande entnommen ist, aber in der Weise und in dem Momente, daß die subjective Veranschaulichung den Gegenstand zugleich aufgelöst und verflüchtigt hat. Diese Manier, die eigene Bestimmtheit des Objectes in die Fugen einer solchen vorgestellten Meinung zu bringen, sodaß nun das subjective Princip zur bestimmenden und maßgebenden Norm, man kann sagen: zu dieser Totalität für den objectiven Inhalt wird, nennen wir unclusslich. Die Gefahr einer solchen Unclusslichkeit besteht nun für unsere, in methodischer Hinsicht noch so unfertige Jurisprudenz vorzugs-

weise in Bezug auf diejenigen juristischen Objecte, die uns historisch überliefert worden sind und auf einem historischen Grunde beruhen, während die Gegenwart sie nicht mehr hervorbringt und sie nicht mehr, wie sonst, lebendig in sich hegt und trägt. Hier fehlt nämlich der einzelnen Erscheinung die Grundlage und die bleibende Gewähr des allgemeinen, von historischen Verhältnissen und Veränderungen an sich unabhängigen Begriffes. Sie erzeugte sich zu ihrer Zeit aus damals gerade herrschenden, aber an sich vergänglichem und deshalb nachher wieder verschwundenen Meinungen, Bedürfnissen, Zeichen u. s. w.; und in sofern sie für unsere Zeit noch besteht, so verbannt sie dies lebendig ihrer Thatfähigkeit und der historischen Auctorität, die sie als dieses überlieferte Factum einmal für sich hat; die ihr eigen gebliebene rechtliche Geltung und Bestimmtheit will daher nur als eine singularitas juris, nicht als etwas allgemein und schon als sich Rechtliches genommen werden; oder in sofern es eine Mehrheit solcher Einzelheiten gibt, von denen jede in rechtlicher Hinsicht im Ganzen dassteile gilt, so bringt diese bloße Pluralität doch keine eigentliche Allgemeinheit der Sache mit sich und macht daher in dem Rechte der Einzelheit keinen Unterschied — sie ist rechtlich indifferent und nur historisch, statisch und empirisch von Belang. Wenn man nun solchen bloß historisch fundierten und für unsere Zeit vermöge der fortgeschrittenen Entwickelung singularis gewordenen Daten dennoch einen allgemeinen Begriff unterlegt, wodurch sie logisch fundiert und unter einander verbunden scheinen, und wemoch sie eigentlich auch jetzt noch lebendig fortbestehen und im innersten Bewußtsein der Zeit als ein unverrückliches Gut abgebet und gepflegt werden, so! ist in ganz anderer Ausbildung, als sonst, fortzuleben müßten (dann alles Begriffliche ist eben als solches zur Reife höheren Entwickelung bestimmt), so stellt man die Sache gradwegs auf den Kopf und vermehrt die Jurisprudenz mit einer falschen Lehre, die dann natürlich auch schon in sich selbst an mannichfachen Widersprüchen und Ungelegenheiten laborirt. Auf diese Weise ist es z. B. mit der herrschenden Lehre vom Gesamttheigenthume bestellt. Das Gesamttheigenthum hatte einmal — in der Form der Markgenossenschaft (weiter ist unter Gesamttheigenthum Nichts zu verstehen) — seinen lebendigen Grund und Trieb in dem Bedürfnisse und dem Bewußtsein der Zeit; dieser Grund und Trieb, dem lediglich eine vorbeübergehende historische Bedeutung, keine constante Begrifflichkeit zukam, und der mit dem Begriffe des Eigenthums vielmehr im Widerspuche steht, ist eben darum im Laufe der Entwickelung verschwunden; seitdem besteht das Gesamttheigenthum nur noch factisch, als erstarrtes, nummehr selbst zum Verschwinden bestimmtes und wirklich auch immer mehr verschwindendes Vermächtniß jener historischen Periode, als reine singularitas juris mit keiner andern Auctorität, als der des historischen fact accompli. Dennoch hat man sich einen allgemeinen dogmatischen Begriff „Gesamttheigenthum“ gebildet, als wäre das Gesamttheigenthum von

Haus aus eine logische Bestimmung; man hat an diesem Begriffe trotz des unmittelbaren und auch offen eingestandenen Widerspruches desselben mit dem Begriffe des Eigentums festgehalten, sich höchst naiv damit beruhigend, daß das Gemeinseigentum eigentlich ein unlösbares Räthsel sei; man hat, um hier zu dem allgemeinen Begriffe doch auch die erforderliche Mannichfaltigkeit der Erscheinung zu haben, außer der Markgenossenschaft auch noch verschiedene andere historische Rechtsfacta, z. B. die Erbverbrüderung, die Ganerbschaft, man hat sogar die eheliche Gütergemeinschaft genöthigt, sich gemeinsam unter den Gesichtspunkt „Gemeinseigentum“ zu begeben, und man hat durch alles dies höchst unclassischer Weise eine confuse, ärgersüchtige, praktisch nicht nur unbrauchbare, sondern auch sehr hinderliche Lehre geschaffen. Ganz ähnlich geht es mit der Lehre vom Wohnheitsrechte; doch müssen wir in dieser Hinsicht nunmehr etwas näher in die begriffliche Natur des Rechts eingehen, um zu sehen, wie sich dazu die Wohnfreiheit, als Princip der Erzeugung und Darstellung des positiven Rechts gebacht, verhält.

Die Idee des Rechts und der Gerechtigkeit tritt erst in der Gesellschaft hervor, und hat, wie die sittliche Idee überhaupt, in welcher sie eingegriffen ist, kein anderes Element. Mit dem Bedürfnisse des Rechts begibt die Gesellschaft, um überhaupt als diese lebendige Wechselbeziehung der Menschen zu einander bestehen zu können, zwei andere in sich: das der Ordnung und das der Freiheit. Das gesellschaftliche Zusammenleben bedarf und man kann sagen: bedarf vor Allem der bewältigenden Macht, welche wir Ordnung nennen, weil sonst die gegenseitige Beziehung nur in einem Kriege Aller gegen Alle bestehen könnte. Der Sinn und Zweck der gesellschaftlichen Ordnung ist demnach der, die natürliche, äußere Freiheit der Einzelnen einzuschränken. Aber andererseits bedarf die Gesellschaft zu ihrem Bestehen nicht minder dieser äußeren Freiheit der Einzelnen; ja, ihr eigentliches höheres Ziel, das Ziel und Gesetz ihrer Entwicklung ist nicht sowohl die Ordnung, als die Freiheit — freilich erst die innere, sittliche und intellectuelle Freiheit, für deren Entwicklung aber jene äußere Freiheit eine unerlässliche Bedingung ausmacht. Es zeigen sich Ordnung und Freiheit dem abstracten Beobachter nach im unmittelbaren Conflict mit einander begriffen (und auch in der Wirklichkeit hat dieser Conflict sich von jeher bemerklich gemacht und bei allen culturfähigen Völkern eine wichtige historische Rolle gespielt). Es stellt sich demnach als ein drittes Bedürfniß der Gesellschaft heraus, daß dieser Conflict zugleich aufgehoben werde. Dies kann aber weder ausschließlich im Wege und unter der Gestalt der Ordnung, noch ausschließlich im Wege und unter der Gestalt jener äußeren Freiheit geschehen. Die Ordnung, rein für sich genommen, hat eben nur für sich Sinn und nicht auch für die Freiheit, die sie vielmehr direct ausschließt; je mehr Beschränkung dieser Freiheit der Einzelnen, desto mehr Ordnung; der vollendetste Despotismus, die äußerste Unfreiheit ist in diesem Sinne die höchste Ordnung.

Ebenso hat die Freiheit, rein abstract genommen, nur für sich Sinn und Interesse, und nicht auch für die Ordnung; je weniger Bewältigung des einzelnen Willens durch die Ordnung, desto mehr Freiheit; die roheste Willkür und Ungebundenheit, die ärgste Unordnung ist in diesem Sinne die höchste Freiheit. Der unmittelbare Conflict zwischen der gesellschaftlichen Ordnung und der gesellschaftlichen Freiheit kann vielmehr in Wahrheit nur durch Vermittelung beider Factoren aufgehoben werden, nämlich im Punkte ihres geistigen Wesens, worin sie an sich identisch sind. Jene Vermittelung ist demnach näher so zu denken, daß ein Geist der Ordnung sich bildet, der eben als solcher fähig und gereizt ist, das Wesen der Freiheit anzunehmen, ohne darüber sein eigenes aufgeben zu müssen; und daß eben so ein Geist der Freiheit sich bildet, der als solcher das Wesen der Ordnung unbeschadet seines eigenen annimmt. Die Ordnung wird so zu einer Ordnung der Freiheit, und die Freiheit wird zur Ordnung. Denken wir uns nun die Vermittelung beider Factoren so weit durchgeführt oder die natürliche Differenz beider geistig in so absoluter Weise aufgehoben, daß diese Negation als selbstständige Idee und somit zugleich als unendliche Affirmation ihrer selbst und als unendlicher Selbstzweck hervortritt, so ist dies das Recht. Das Recht ist diese absolute Negation der Differenz und Zweiertheilung von Ordnung und Freiheit, indem es diese affirmative und als neue, selbstständige Idee heraus tretende Einheit von Ordnung und Freiheit ist, worin beide als unterschiedliche Momente sich nunmehr in innerster und gebundenster und dabei gleichmäthiger Beziehung und somit in einer Wechselwirkung und Gegenseitigkeit befinden, deren Princip und Product weder ausschließlich oder auch nur vorherrschend die Ordnung, noch auch ausschließlich oder auch vorherrschend die Freiheit, sondern die geistige und logische Einheit von Beidem, d. h. eben das Recht ist. In der Idee des Rechts werden die Ideen der gesellschaftlichen Ordnung und der gesellschaftlichen Freiheit erst wahrhaft gegen einander gerecht und für einander empfänglich, indem sie sich darin zu dieser geistigen Einheit aufheben, ohne doch darin unterschiedliche zu verschwinden, sondern diese logische Einheit besteht als solche grade erst dadurch, daß dieser Unterschied lebendig in ihr enthalten und wirksam ist. Das Recht ist hiernach die absolut notwendige Dritte in der Idee der Gesellschaft; es ist der Punkt, in welchem Ordnung und Freiheit an sich eine und schließlich einverstanden sind und es im Leben immer von Neuem werden sollen, während ohne diesen Concretionspunkt die eine nicht vor der andern würde bestehen können. Erst dadurch, daß Recht und Gerechtigkeit besteht, wird es der Ordnung und der Freiheit möglich, eine jede für sich in ihrer Weise zu bestehen. Wir haben dies Alles schon in dem Artikel „Rechtswesen“ näher erörtert, und kommen hier nur darauf zurück, um summarisch vor Augen zu führen, daß und in wiefern das Recht von Haus aus Idee, also geistiger und logischer und näher begrifflicher Natur, also Nichts weniger, als ein bloßes

Gewächse ist, von dem man weiter Nichts wissen und sagen könnte, als daß es empirisch da sei. Das Recht entsteht und besteht — in der Geschichte und in der actualen Wirklichkeit so gut, wie im Begriffe — dadurch und darin, daß die Gegenseite von Ordnung und Freiheit, diese schon an und für sich geistigen Principien, sich zur Einheit ausbilden, und zwar zu einer Einheit, die sich fort und fort und in jeder Beziehung, sich überhaupt unendlicher Weise nach jenen Gegenseiten in sich unterscheidet; hierin zeigt sich aber eben unendlich mehr, als bloße Creatürlichkeit; es zeigt sich darin logische Structur und dialektisches Wesen. Als Begriff ist nun aber das Recht wesentlich für das Selbstbewußtsein, näher für das kritische Wissen und Verstehen bestimmt, und keineswegs etwa nur Gegenstand für das bloße Erkennen und Beobachten. Was überhaupt und was unter gewissen gegebenen Verhältnissen Recht sei, welche Sagenen und Institutionen und welche Handhabung die Gerechtigkeit heische — das muß man wissen und aus der Idee des Rechts (da der Begriff und die Wirklichkeit dieses Begriffs in Eins gedacht ist) nachweisen können; und erst von da, wo ein solches kritisches Wissen, Verstehen und Urtheilen sich hervor-
 rührt, beginnt bei einem Volke die eigentliche Entwicklung des Rechts, indem namentlich die anfängliche bloße Naturwüchsigkeit des letzteren sich in geistiges Wissen und Gebahren umwandelt. So beginnt bei den Römern die eigentliche Entwicklung des Rechts erst von da an, wo die Prätoren — diese zunächst noch in mehr praktischer und gelegentlicher Weise — über das bis dahin noch geistig unlebendige und starre Recht vermöge des geistigen Principes der *aequitas*, d. h. dieser Art und Weise der Ausgleichung zwischen dem Principe der Ordnung und dem der Freiheit kritisch hinausgehen; und diese Entwicklung gelangt zur Blüthe, indem die classischen Juristen diese praktische Lösung des Rechts aus den Banden eines bloß erst schematischen Bewußtseins durch Hinzufügung einer kritischen Theorie vollenden. Ueberhaupt stellt sich bei allen zur Entwicklung bestimmten Völkern derjenige Zustand des Rechts, wo dieses erst noch bloßes Gewächse ist und wo das Rechtsbewußtsein noch keine lebendige, geschmeidige Form, sondern allein erst einen starren Schrein bildet, als bloße Vorstufe der Rechtsentwicklung dar. — Ist nun aber das Recht von Haus aus kritischer Begriff, so kann die, diesem Begriffe entsprechende Form seiner Positivierung und Objectivierung — worin es nämlich als allgemeine, abstracte Norm äußerlich gesetzt erscheinen soll — selbst nur eine kritische sein. Eine solche kritische Form — und zwar die höchste und entsprechendste, die es gibt — ist die des geschriebenen Gesetzes. In der Form des geschriebenen Gesetzes erscheint das positive Recht, wie es soll, sowohl als Product der Ueberlegung und Abwägung, der Kritik des Urtheils und des Willens, wie auch als Gegenstand eines eigentlichen Wissens und Verstehens, überhaupt als Angelegenheit des kritischen Bewußtseins — es erscheint und gestaltet sich in dieser Form als das, was es an sich ist. In der

Form des geschriebenen Gesetzes ist das Recht am nächsten und sichersten in der Lage, aus seiner eigentlichen Begrifflichkeit sich positiv zu bestimmen und bestimmt zu erscheinen; man hat in dieser Form das positive Recht als ein solches, welches im Betreff seiner Entstehung wie seiner Widersarkeit und Ausdehnbarkeit die Beziehung auf den Begriff in kritischer Bestimmtheit an sich trägt und eben in dieser Beziehung sich als Recht darstellt. In der entgegengesetzten Form der Gewohnheit fehlt dem Rechte vor Allem diese Fertigkeit und Reiz prompter Gegenwärtigkeit des äußeren positiven Habitus, diese unmittelbare objective Bestimmtheit und Gewißheit, Widersarkeit und Ausdehnbarkeit; das Gewohnheitsrecht ist in allen diesen Punkten noch wesentlich subjectiv bedingt und dadurch noch viel zu sehr dem Zufalle, dem Zweifel, dem Widerstande u. s. f. ausgesetzt; es ist objectives Recht in subjectiver Fassung, es entsteht somit noch der eigenen, nämlich an und für sich selbst objectiven Form. — Was den Inhalt betrifft, so kann zwar auch das Gewohnheitsrecht gut sein; wie denn überhaupt nicht etwa behauptet werden soll: bloß die Gesetze könnten gutes Recht enthalten und die Gewohnheiten nur schlechte. Das Gesetz kann seinem Inhalte nach ebenso schlecht sein, als die Gewohnheit gut sein kann, und umgekehrt. Wenn aber ein Gesetz schlecht ist, so liegt das am Gesetzgeber oder an einer sonstigen Missethat außerer zufälliger Umstände, nicht aber an der allgemeinen Natur des Gesetzes als dieser kritischen Art und Weise der Positivierung des Rechts; ist dagegen eine Gewohnheit schlecht, so ist daran nicht etwa die Gewohnheit als solche unschuldig, sondern die Schuld beruht hier grade in der allgemeinen Natur der Gewohnheit als dieser unkritischen, ihrer selbst unmächtigen Form der Positivierung des Rechts. Ein schlechtes Gesetz kann im Wege des Gesetzes beseitigt oder corrigiert werden, eben weil das Gesetz seiner allgemeinen Natur nach diese ihrer selbst mächtige kritische Form ist; schwerlich aber wird eine einmal herrschende schlechte Gewohnheit sich im Wege der Gewohnheit von sich selbst befreien und sich in eine gute verwandeln können; denn das ist ja eben die allgemeine Natur der Gewohnheit, daß sie an sich selbst gefesselt ihrer selbst unmächtig ist. Eine schlechte Gewohnheit kann vielmehr nur durch das Gesetz beseitigt werden (— oder es wird ihr im einzelnen Falle juristisch, durch richterliches Urtheil, also wiederum erst kritischer Weise, die rechtliche Geltung abgesprochen). Hierin zeigt sich also das Gesetz im Verhältnisse zu der Gewohnheit bereits als die höhere und mächtigere Form des Rechts, als eine Macht, wodurch das Recht sich auf freie und vernünftige Weise aus sich selbst zu bestimmen, sich aus sich selbst von einer unsrigen und unmaßbaren, überhaupt unangemessenen Zuständigkeit zu erlösen im Stande ist, während es als Gewohnheitsrecht nur ein passives Product der Gewohnheit bildet und ohne innere Reaktionsfähigkeit in den Banden derselben eingeschlossen liegt. Denn um den obigen Satz: an schlechten Rechtsgewohnheiten sei die Gewohnheit als solche schuld, namentlich

etwas näher zu begehenden, so ist die Gewohnheit an und für sich immer nur eine leere, nicht schon auf gewissen Inhalt bezogene, vielmehr gegen die Qualität des Inhalts gleichgültige, also für einen schlechten Inhalt gleich sehr, wie für einen guten, empfängliche Form des Handelns. Die bloße Gewohnheit gilt demnach überhaupt in sittlicher Beziehung nur als eine sehr untergeordnete Art und Weise des Thuns und Lassens, und es ist in dieser Hinsicht ein unbestrittener Satz der Moral, daß der Mensch kein bloßes Gewohnheitsthier sein dürfe. Nun gibt es freilich, wie gesagt, auch gute Gewohnheiten, wo nämlich der Inhalt für sich genommen gut ist; aber das ist für das allgemeine Wesen der Gewohnheit etwas Zufälliges und hebt den obigen Satz keineswegs auf. Es ist niemals das Verdienst der Gewohnheit als solcher, wenn eine einzelne Rechtsgewohnheit ihrem Inhalte nach gut ist, sondern dieser gute Inhalt ist das Verdienst eines gesunden Sinnes und inneren Triebes der Rechtsverzeugung, der sich grade einmal durch ein tiefer begründetes und nachhaltigeres, wahres und wirkliches Bedürfnis besonders angeregt und geschärft und somit unter sonst günstigen Umständen auf die richtige Spur geleitet fand, und der nun die Form der Gewohnheit sich in der Weise aneignet, daß er sie nach sich bestimmt. Hätte in einer solchen Beziehung umgekehrt die Gewohnheit das Präveniente gespielt, um den Sinn für die eigentliche Natur des Bedürfnisses in dunkler Besangenheit und die Triebkraft der Rechtsgestaltung in passiver Unterthanigkeit zu erhalten, so würde sich eine schlechte Rechtsgewohnheit gebildet haben. Eine schlechte Rechtsgewohnheit besteht eben darin, daß der innere Sinn, der das Bedürfnis zu gewahren und dessen wahre Natur zu espüren, und das freiere der Trieb, der die entsprechende rechtliche Norm dafür zu schaffen bestimmt ist, vor der überwiegenden Macht der bloßen, leeren Gewohnheit nicht dazu hat gelangen können, sich der Angelegenheit frei zu bemächtigen. Einer solchen Rechtsgewohnheit fehlt demnach entweder das wirkliche, sachliche Bedürfnis, d. h. lediglich schon die leere Gewohnheit als solche macht hier das Bedürfnis aus, und darnach können im Wege der Gewohnheit selbst die ärgsten Unsitlichkeiten zum constanten Bedürfnisse werden; — oder eine solche Gewohnheit entsteht dem wirklich vorhandenen Bedürfnisse nicht oder verzerrt es wol gar durch die unangemessene Art und Weise, wie sie ihm entspricht, so daß hier die Befriedigung wiederum nur in der leeren Gewohnheit als solcher liegen kann; darnach kann man im Wege der Gewohnheit dahin gelangen, sich selbst von den ärgsten Angereimtheiten befreit zu finden. In dem einen wie in dem andern Falle ist also die Gewohnheit darum schlecht, weil sie nichts Anderes, als lediglich sich selbst zum Inhalte und Gegenstande, zum Grunde und Zwecke, oder weil sie, was dasselbe besagt, überhaupt keinen Inhalt und Gegenstand, keinen Grund und Zweck hat, wenn nicht einen niedrigen. Es ist nun aber eben die allgemeine und eigentliche Natur der Gewohnheit, gleichgültig gegen den Inhalt, vielmehr bloße

leere Form zu sein, die alles Mögliche in sich aufzunehmen bereit ist. Denken wir uns nun umgekehrt die Gewohnheit als gut in dem oben erörterten Sinne, so nämlich der Inhalt für sich genommen gut ist, so ergibt dies darum doch noch gutes Nicht, weil hier der gute Inhalt bloß erst Gewohnheitsfache, d. h. noch in dieser gegen ihn indifferenten oder gleichgültigen Form befangen und in sofern noch mit seiner eigenen Negation vergesellschaftet ist. In dieser harten, anorganischen Schale der Gewohnheit ist dieser gute Inhalt nicht frei, nicht entwicklungsfähig, überhaupt nicht in seinem Elemente; er ist darin der Verkrüppelung, der Uneinigkeit mit sich selbst, der Verwundlung in Unkun und Plage ausgesetzt, sobald die äußeren Verhältnisse und Bedürfnisse, die Bestellungen, Ueberzeugungen u. s. w., überhaupt die Zeiten sich ändern. Wirklich gut und fähig, sich als gut über sich auszuweisen und zu bewahren — activ gut, um es einmal so auszudrücken, wird er erst, wenn die Gesetzgebung ihn von der bloßen Gewohnheit entseht und in ihr freies, kritisches Element aufnimmt.

Für die bloße Gewohnheit ist also auch der gute Inhalt eine reine Zufälligkeit, nicht Etwas, was sie notwendig haben müßte, um in Wahrheit Gewohnheit sein zu können; sie bleibt sich selbst gleich, auch wenn sie keinen guten Inhalt oder bloß sich selbst in ihrer Leerheit und Gleichgültigkeit zum Inhalte hat; es entspricht dieses so gewiß ihrer allgemeinen Natur, ihrem Begriffe, daß man ihr keinerlei Vorwurf daraus machen kann. An das Gesetz dagegen stellt man zufolge der allgemeinen begrifflichen Natur und Bestimmung desselben die Forderung, daß es einen guten und vernünftigen Inhalt in sich habe; ein hierren abweichendes Gesetz nennt man daher deshalb ein schlechtes Gesetz, weil es dieser seiner allgemeinen Bestimmung nicht entspricht; die Gewohnheit aber hat wider keine Bestimmung, als: Gewohnheit an sein, und bei ihr ist daher eine solche Kritik nicht anzubringen. Man kann fordern, daß das Gute, z. B. daß die Tugend dem Menschen zur Gewohnheit werde; man kann aber nicht umgekehrt darauf rechnen wollen, daß die Gewohnheit jemals zur Tugend werde. Wenn man nämlich fordert, daß das Gute dem Menschen zur Gewohnheit werde, so meint man dies in dem sittlichen Sinne, daß der Mensch sich das Gute mit Wissen und Willen als sein eigenes Gesetz und seine eigene Nothwendigkeit unverbrüchlich aneigne, sich somit diese Gewohnheit des Thuns und Lassens selbstbewußt aneigne, sich also von der bloßen Gewohnheit emancipire. So lange das Gute bloß erst Gewohnheitsfache ist, entspricht es sich selbst noch nicht, befindet es sich vielmehr in einer ihm fremden und unangemessenen Situation; denn seine Bestimmung ist, durch und für das Selbstbewußtsein zu bestehen. Das Gute, das allein erst Gewohnheitsfache ist, besteht noch nicht durch sich selbst und um seiner selbst willen, sondern allein erst vermöge der Gewohnheit und um der Gewohnheit willen, gegen deren blinde Autorität die seinige somit in den Hintergrund tritt. — Ob es also auch gute Rechtsgewohn-

heiten gebe, ja, ob sie die Mehrzahl bilden, so kann das Gewohnheitsrecht darum doch noch lange nicht für gutes Recht erachtet oder gar zum Principe genommen werden. Der kritische Begriff und die ganze geistige Natur des Rechts weist vielmehr die Form und das Bildungsprincip der bloßen, begrifflich indifferenten Gewohnheit entschieden von sich ab, und bringt vielmehr die Forderung mit sich, daß das Recht auch in seiner Zuständigkeit als positives Recht vom Geiste aus bestimmt und geleitet, also in solcher Form des selbstbestimmten Geistes, wie das Gesetz sie bildet, gefaßt sei und dadurch auch in dieser Zuständigkeit im inneren Rapport eben mit seiner allgemeinen geistigen Natur und mit seiner legitimen Idee bleibe. Man beistimmt dieser Forderung nicht, sondern man mißversteht sie nur, wenn man das als ein gemachtes Recht im Gegensatz zu dem ursprünglichen und natürlichen Rechte bezeichnet und vermehrt; man denkt dabei an ein Nachwerk der Willkür, die sich um die innere Natur und Bedürftigkeit des Gegenstandes nicht kümmert; es verhält sich aber mit jener Forderung gerade umgekehrt. In dieser Hinsicht ist noch Folgendes hervorzuheben. Nicht überhaupt nur die kritische Form heißt das Recht, um als positives Recht vom Geiste aus bestimmt sein und erscheinen zu können; sondern in dieser Form verlangt es zugleich aus der Totalität des Begriffs und nach dessen innerem Zusammenhange geleitet zu sein und zu erscheinen, nämlich als System, als eine Ordnung und Verhältnismäßigkeit der einzelnen Bestimmungen, in welcher das Recht überhaupt und als dieses unbegriffliche Ganze sich in Uebereinstimmung mit sich befindet. Ohne daß das positive Recht eines Staats ein solches System bildet oder sich wenigstens in der Richtung auf dieses Ziel begriffen zeigt, ist es noch weit davon entfernt, gut zu sein; es ist dann eben noch nicht aus der Herrschaft des Zufalls, der Willkür, des Unverständnisses u. s. w. heraus. Zu diesem Ziele kann es aber nur im Wege der Gesckgebung gefördert werden; die Gewohnheit vermag dies nun und nimmermehr. Durch Gewohnheit kann das Recht nur für einzelne Bedürfnisse und überhaupt immer nur in der Einzelheit und Vereinzelung positiv festgelegt werden, d. h. die Gewohnheit ist nicht zugleich gemacht und im Stande, dafür zu sorgen, daß diese verschiedenen einzelnen Rechtsgewohnheiten nun auch durchweg unter einander stimmen und sich zu einem wohlgeordneten und innerlich flüssigen Ganzen des Rechts zusammenschließen, daß sie nicht vielmehr mannigfach sich widersprechen (z. B. bloß schon darin, daß rücksichtlich eines und desselben Bedürfnisses in den verschiedenen Gegenden, Districten u. s. w. verschiedene Gewohnheiten herrschen) — daß nicht Lücken bleiben u. s. w. Ja, es gibt Bedürfnisse, in Bezug auf welche, z. B. weil sie schon an sich kritischer Natur, Ergänzungen einer tieferen geistigen Entwicklung sind, ein bloßes Gewohnheitsrecht geradezu unmöglich ist, obwohl sie eine positive rechtliche Normierung so gut, wie alle übrigen, bedürfen. Es hat einmal eine Zeit gegeben, wo das Gewohnheitsrecht ge-

wissermaßen ein systematisch geschlossenes und in sich befriedigtes Ganze des Rechts bildete und bilden konnte, weil die allgemeine Entwicklung noch so weit zurück, die socialen Bedürfnisse und deren System noch so einfach und so leicht faßlich waren, daß der bloße Instinkt hinreichte, um sich dieses Substrats des Rechts im Ganzen zu vergewissern — und die bloße Gewohnheit, um das Einzelne in Uebereinstimmung mit dem Ganzen, und umgekehrt, zu gestalten. Wir denken hierbei namentlich an das germanische Gewohnheitsrecht. Damals bildete der Instinkt überhaupt noch (nämlich nicht etwa blos im Betreff des Rechts) das methodische Princip der gemeinsamen Ueberzeugung, und die Gewohnheit bildete überhaupt noch die Grundform der gesellschaftlichen Beziehungen; und so wurde es auch dem Rechte, obwohl es eben bloß erst Gewohnheitsrecht war, möglich, sich in einer gewissen Totalität und Solidarität zu entwickeln und zu gestalten. Wer nun die Macht hat, unsere Zeit auf jene Stufe der Entwicklung zurückzuschrauben — ihr den kritischen Geist, in welchem sie seitdem herangewachsen ist, wieder auszutreiben und ihr dafür die kindliche Einfalt und Einfachheit jener Verhältnisse zurückzugeben, der schiebt allerdings nur dreist auf die Annahmen der Gesckgebung und fordert dafür das reine Gewohnheitsrecht als das wahre Recht. Andernfalls kann eine solche Vorliebe für das Gewohnheitsrecht nur als ein schlimmer wissenschaftlicher Irrthum erscheinen, und zwar als ein Grundirrtum, denn er betrifft den letzten Grund und den Anfang aller Wissenschaft des Rechts, den Begriff desselben und die logische oder kritische Natur dieses Begriffs.

Man faßt das Gewohnheitsrecht gewöhnlich im Gegensatz zum gesetzlichen Rechte, wie auch wir bisher gethan haben; die ganze Angelegenheit ist jedoch keineswegs schon in diesem Gegensatze ausschließlich begriffen, sondern der letzte und entscheidende Gegensatz, auf den es hier ankommt, ist der, im Vorstehenden gleichfalls schon angedeutete zwischen nicht kritischem und kritischem Rechte oder zwischen nicht kritischem, d. h. sich selbst noch nicht faßlich und gegenständlich gewordenem — und kritischem Rechtsbewußtsein. Für das nicht kritische Recht oder Rechtsbewußtsein ist — eben zum Zeichen, daß es sich noch nicht in sich unterscheidet — die Gewohnheit die einzige Form und Ausdrucksweise; für das kritische dagegen ist das Gesetz nur eine der ihm angehörigen Formen; eine andere kritische Form dafür ist die allgemeine und ideale des kritischen Geistes überhaupt: die Wissenschaft und die Lehre und die aus Selbstbewußtsein und Selbst (statt aus blinder Gewohnheit) geschöpfte Bethätigung und Anwendung des durch Wissenschaft und Lehre eruierten und an sich bestimmten Stoffes. Unter dieser Form des kritischen Geistes überhaupt und nach dem eben bezeichneten Unterschiede gestaltet sich der empirische Rechtsstoff oder das positive Recht a) als Jurisprudenz oder als dieses kritische Wissen und Verstehen des Positiven, und b) als Juristenrecht oder als Inbegriff derjenigen Sätze und Bestimmungen, welche sich aus der Beziehung

zwischen Jurisprudenz und Leben unter der kritischen Obhut der ersten als allgemeine objective Normen hervorgebildet und als solche allgemeine Geltung gewonnen haben. Die positive Form, worin sie sich diese Geltung allmählig aneignen, sie beurfunden und sie allein beurfunden können, nennen wir die Praxis. Wir denken hierbei zunächst an die gerichtliche Praxis. Auf das allein erst durch die Theorie oder allein erst durch die abstrakte Jurisprudenz positiv bestimmte Recht, das nicht zugleich von der Praxis recipirt worden, würde der Ausdruck „Juristenrecht“ nicht passen. Um aber diesen Begriff vollständig zu fassen, hat man sich die Praxis, d. h. diese qualifizierte Art und Weise, wie das Leben in Beziehung und Spannung zu dem Gesichtspunkte des Rechts tritt, zugleich als den Fonds zu denken, aus welchem die Theorie schöpft und sich substantiiert, um zum Juristenrechte werden zu können. Die Praxis bildet also für das Juristenrecht sowohl den Grund und Fonds, woraus es sich webt, als auch das Element, worin es lebt; wobei aber nie vergessen werden darf, daß die Theorie als dieses innere, aus dem kritischen Geiste flammende Maß und Ziel oder als diese Verknüpfung eines solchen Processes und Productes ebenso wesentlich dazu gehört. Somit ist das Juristenrecht eben wesentlich kritischer Natur, so gut, wie das Gesetzesrecht; mit welchem zusammen es demnach, so viel das positive Recht anlangt, den Anbegriff des kritischen Rechts bildet, so zwar, daß das kritische positive Recht sich in Juristenrecht und Gesetzesrecht in sich unterscheidet. Beide Arten des positiven Rechts stehen hierdurch gemeinsam im graden Gegensatz zum Gewohnheitsrechte als dem nicht kritischen positiven Rechte. Diese für eine begriffliche Erörterung des ganzen Gegenstandes wesentliche Entgegensetzung ist jedoch der ordinären, hergebrachten Jurisprudenz so wenig präsent und geläufig, daß sie sich unter Praxis und Juristenrecht viel eher eine gewisse Art des Gewohnheitsrechts zu denken pflegt. Dazu verleitet sie der Umstand, daß die Praxis ihr rechtliches Ergebnis (das Juristenrecht) in ähnlicher Weise producirt und zur Geltung bringt, wie die Gewohnheit das ihrige (das Gewohnheitsrecht), nämlich kraft einer gewissen unsichtbaren, im Verborgenen wirkenden Auctorität und ohne daß der Vorgang, wodurch hier Etwas Rechtens wird, sich in einem solchen äußeren und für sich heraus tretenden Datum, wie das Gesetz es bildet, unmittelbar vergegenwärtigt und objectiviert. Scheint doch die Praxis schon an und für sich, nämlich als dieses beherrschende und unverbrüchliche Befolgen der gleichen Richtschnur oder Maxime ganz und gar unter den Begriff der Gewohnheit zu fallen. Als ob man nur aus Gewohnheit und nur in der Form der Gewohnheit, und nicht auch aus Grundfatz und in der Form der freien selbstbewußten Handlung sich zu einem gewissen gleichmäßigen Thun als die Dauer bestimmt finden könnte! Das wäre grade ebenso viel, als wenn überhaupt die Moralität nur Gewohnheitsfatz sein könnte. Der wahre Begriff der Praxis hebt vielmehr den der bloßen Gewohnheit in sich auf; die Gewohnheit ist in

der Praxis nur noch als Moment, nicht mehr als herrschende Form vorhanden; sie ist darin zu einer Form des freien selbstbewußten Thuns erhoben. Und so findet auch hinsichtlich des Grundes der Geltung der große sachliche Unterschied statt, daß dieser Grund, nämlich jene vorhin erwähnte unsichtbare Auctorität beim Gewohnheitsrechte lediglich der Instinkte ist, der sich nämlich wirksam erweist, ohne sich von dem „Warum?“ und „Wie?“ Rechenschaft geben zu können; daß dagegen beim Juristenrechte jene unsichtbare Auctorität in der kritischen, nach ihrem Grunde und ihrer Genesis sich selbst gegenständlichen Ueberzeugung, welche Vernunft und Verstand geben, beruht oder doch jedenfalls dem Begriffe der Sache nach beruhen soll. Wie schon angedeutet worden, ist die Praxis als diese Form der Positivierung des Rechts nur dann in ihrem Rechte, wenn sie ihre Wirksamkeit und Auctorität einem theoretisch stichhaltigen Inhalte angedeihen läßt; oder mit andern Worten: es kommt ihr jene Auctorität begrifflich und somit vernünftiger Weise keineswegs etwa ohne Rücksicht auf die Qualität des Inhalts zu, gleich als wäre zur Begründung einer Praxis schon die Zufälligkeit hinreichend, daß eine gewisse Richtschnur überhaupt nur eine gewisse Zeit hindurch unverändert, wenn auch noch so gedankenloser Weise, beobachtet worden. Wenn die Praxis keinen andern Grund für sich hat, als den des hergebrachten gedankenlosen Thuns, wenn sie wol gar in feindlicher Spannung mit der Theorie steht, so verdient sie zwar als Schandrian, aber noch lange nicht als Gewohnheitsrecht gerachtet zu werden. Die Praxis ist eine Form der Rechtsbildung, die in den Händen der Gerichte liegt oder in welcher die Gerichte, soviel an ihnen ist, sich als Träger und Pfleger des Rechts zu bethätigen haben. Nun kann man es zwar dem Volke nachsehen, wenn es sich in Angelegenheiten des Rechts vom Instinkte leiten läßt; mit der Idee des Volks steht dies in keinem Widerspruche, sondern der Volkseinstinkt bildet sogar trotzdem, daß er sich eben zur kritischen Ueberzeugung noch nicht aufbelehrt hat, immer schon eine sittliche Macht, die ihre Rolle in der allgemeinen Entwicklung spielt, und die daher auch in Beziehung auf das Recht so lange und in soweit respectirt werden muß, als sie noch nicht von einer höheren geistigeren Macht der Entwicklung hat abgelöst werden können. Man hat daher ein Gewohnheitsrecht zu statuiren, in sofern und so lange man ein aus dem Volke unmittelbarer Weise hervorhebendes Recht zu statuiren hat. Keineswegs dagegen kann man es den Gerichten nachsehen, wenn sie sich vom Instinkte und von der bloßen Gewohnheit leiten lassen; denn der begriffliche Beruf der Gerichte ist ganz entschieden der, sich kritisch mit dem Rechte zu befassen, sich in Allem, was sie zum Zwecke des Rechts und der Gerechtigkeit beschließen und thun, dieses Zweckes und des inneren Grundes, kraft dessen Etwas recht und gerecht ist, klar und unterschiedlich bewußt zu sein. Erst durch dieses kritische Verhalten, erst dadurch, daß sie Etwas für Recht erkennen, bilden sie diese sittliche und intellectuelle Macht

und Auctorität im Staate und in der Gesellschaft; dagegen sind sie weit davon entfernt, diese Macht und Auctorität gleich dem Volke vermittelt Instinkt und Gewohnheit bilden zu können. Was das Volk als solches in dieser Art und Weise der Erzeugung und Bewahrung des Rechts vermag, das vermögen nicht etwa auch die Gerichte; nur Schiedsriem können sie auf jene Weise zuwege bringen, nicht ein wahres Gewohnheitsrecht; diesem gerichtlichen Gewohnheitsrechte, das eben nur im Instinkt und in der Gewohnheit bestände, würde zu einem wahren Gewohnheitsrechte gleichwol Alles fehlen, nämlich der Grund und Boden und der ganze Halt und Inhalt, den das Volks-Gewohnheitsrecht eben in der sittlichen Substanz des Volksbewußtseins hat. Denn das Volk ist diese sittliche Substanz schon von Natur, es ist die geborene Sittlichkeit; die Gerichte aber sind ein Institut, ein Werk der Reflexion, das freilich bestimmt ist, sich sittlich zu erfüllen, dem aber die Macht und Bestimmung, dies gewissermaßen von selbst und naturwüchsiger Weise zu thun, nicht eben so schon eingegeben ist, sobald es sich dem bloßen Naturtriebe überlassen könnte. Das gerichtliche Gewohnheitsrecht, um die Praxis einmal so zu nennen, muß vielmehr den Grund und Rückhalt der geprüften und sich selbst prüfenden, kurz, der kritischen Ueberzeugung haben. Demnach hat eine Praxis, die bloß in der leeren, gedankenlosen und zufälligen Gewohnheit beruht, das also eine gerichtliche Gewohnheit, die nicht Praxis im obigen kritischen Sinne ist, für die Gerichte auch keine bindende Kraft, sondern die Gerichte sind eben Augenblick befragt oder vielmehr verpflichtet, von solchen hergebrachten Banden ihres Berufs, in welche eben nur sie selbst sich verstrickt haben und über welche daher auch ihnen selbst die freie Verfügung aufliegt, sich wieder frei zu machen und sich dafür von kritischen Normen und Maximen leiten zu lassen. Ja, wir müssen bis zu dem Sahe fortgehen, daß überhaupt keine Praxis von bestimmter Beziehung und Beschränktheit — sie wäre denn dergestalt mit dem ganzen Rechtsleben verflochten, daß die Gerichte allein nicht mehr darüber zu verfügen vermöchten — daß also, abgesehen hiervon, keine rückfichtlich dieses oder jenes Punktes beschänte Praxis unbedingt bindende Kraft für die Gerichte hat; sondern in sofern die Gerichte sich eines Besseren überzeugen, müssen sie, soweit ihr Wirkungskreis und ihr Beruf, Praxis zu machen, reicht, auch über eine solche einmal entstandene Praxis hinaus im Wege der Praxis zum Besseren fortschreiten dürfen. Dies bringt die eigene kritische Natur der Praxis schon von selbst mit sich; es ist eine Negation des Begriffs „Praxis“, wenn dabei die weitere, kritisch vorwärts strebende Entwicklung ausgeschlossen bleibt. Wie die Gesetzgebung ihrer eigenen Gesetze muß reformieren können, so muß auch die gerichtliche Praxis, soweit sie nur überhaupt sich selbst in der Gewalt hat, sich selbst reformieren können, und zwar, gleich der Gesetzgebung, aus eigenem kritischen Antriebe. Darin eben theilt das Juristenrecht — also diese im Wege der Praxis geschänte und im Elemente der Praxis bestehende

Vollendung der Theorie zur allgemein gültigen, objectiven Rechtsnorm — die Würde des gesetzlichen Rechts, unter dem Begriffe des kritischen Rechts mit begriffen zu sein, wogegen das Gewohnheitsrecht sich nicht selbst reformieren kann; der Unterschied ist nur der, daß die Gesetzgebung das Recht immer schon im Allgemeinen und Ganzen reformiert, während die Praxis dies zunächst nur in Bezug auf einzelne concrete Fälle thut und erst durch mehrfache Wiederholung dieses Actes wieder zu einem festen Resultate gelangt. Es ist freilich, wegen etwa die Bestimmung des Juristenrechts, in einer einmal gewonnenen Bestimmtheit so lange apathisch zu verharren, bis der Gesetzgeber sich veranlaßt findet, es aufzuheben oder abzuändern; sondern auf demselben Wege kritischer Entwicklung, auf welchem es diese einzelne, bestimmte positive Gestaltung gewonnen, muß es sich von derselben auch wieder losmachen können, wenn seine kritische Natur und sein Entwicklungsprinzip dies heischt. Soweit das Rechtsgebiet überhaupt unter die Herrschaft des Juristenrechts gestellt sein kann, übt das letztere diese Herrschaft, dem Begriffe nach, als die durch ihre innere kritische Tristigkeit zur Praxis geordnete und somit zu ihrer concreten Erfüllung gelangte juristische Theorie — und umgekehrt: als die im Momente der Theorie mit sich einig gewordene und zum Abschlusse gediehene Praxis. Dieses dialektische Verhältnis von Praxis und Theorie, das wir und in weiterer Perspektive als eine Beziehung und Wechselwirkung zwischen Leben und Geist, zwischen Erfassung und Erkenntnis u. s. w. zu denken haben, unterliegt nun aber eben darum einer steten ferneren Entwicklung, wodurch die Knotenpunkte zwischen beiden Factoren sich von Zeit zu Zeit allmählig wieder lösen. Bald kann es die Theorie sein, die über einen solchen Abschlußpunkt hinaus vorwärts drängt und der Praxis den höheren Zielpunkt bezeigt; bald kann sich die Praxis, angeregt durch eine reichere oder mannichfaltigere Entwicklung des Lebens, auf dieselbe Weise zur Theorie verhalten. Darin bereitet sich dann eben auch für das Juristenrecht eine Veränderung vor. Man braucht nicht zu fürchten, daß auf diese Weise das Juristenrecht niemals etwas Gewisses und Feststehendes sein möchte; es wird selbst bei der lebendigsten Gegenseitigkeit von Theorie und Praxis doch stets Ruhe genug behalten, um eine feste und bestimmte Haltung und Physiognomie anzunehmen; und der Uebergang auf eine höhere Entwicklungsstufe wird im Ganzen stets nur sehr allmählig und kaum merklich erfolgen. Wir haben hierbei ja nur eine Praxis im Sinne, die sich, wie gesagt, an die allgemeine wissenschaftliche Theorie bindet und denselben besonnenen und stetigen Entwicklungsengang geht, wie eben die Wissenschaft im Allgemeinen — nicht etwa eine sich vornehmlich überlebende Praxis, die klüger sein will, als die Theorie; eine solche verhorren wir grade ebenso, wie jene träge, die Gewohnheitspraxis, die sich gegen die Theorie überhaupt gleichgültig verhält. — Ubrigens gilt diese ganze Erörterung über den Beruf der gerichtlichen Praxis, sich von einem kritischen Principe, aufst aus der bloßen Gewohnheit, leiten zu

lassen, selbstverständlich nur in Bezug auf solche Rechtsmaterien, die an sich selbst kritischer Natur sind. Es gibt nämlich deren, die überhaupt keine Beziehung auf ein kritisches Urtheil haben, sondern an sich Sache der willkürlichen Bestimmung sind und bei denen es, damit die Willkür ein Ende finde, bloß darauf ankommt, daß überhaupt nur eine feste Bestimmung ein für allemal getroffen werde, gleichviel, welche — z. B. bei der Frage, ob 5 oder 6 Procent Zinsen. In sofern nun solche Angelegenheiten durch gerichtliche Praxis ihre Erlebung finden, so ist für den guten und fristigen Grund einer solchen Praxis allerdings schon die bloße Gewohnheit zu halten, denn diese reicht bereits vollständig hin, um jenen Zweck zu erfüllen. Für ein derartiges gerichtliches Gewohnheitsrecht scheint der Ausdruck „Gerichtsgewohnheit“ oder auch „Erfahrung“ am passendsten zu sein.

Hiermit haben wir gezeigt, in wiefern die Jurisprudenz in einer engen Begriffslöslichkeit verfaßt und sich in ihrem eigenen kritischen Wesen und Thun noch nicht kennt, wenn sie die gerichtliche Praxis oder gar das Juristenrecht unter dem Gesichtspunkte des Gewohnheitsrechts auffaßt. Es gibt nun noch eine andere, nicht gerichtliche, sondern im Gebiete des alltäglichen bürgerlichen Verkehrs liegende, so zu sagen conventionelle Praxis, deren Rechtsprodukte ebenfalls ganz dem äußeren Schein des Gewohnheitsrechts haben und daher mit in die Kategorie des letzteren hineingerechnet werden, streng genommen jedoch abemal vom eigentlichen Gewohnheitsrechte zu unterscheiden sind, weil sie mehr dem kritischen Verstande angehören, als dem bloßen Instincte. Nicht alles direct aus dem Leben sich hervorbildende und bloß schon durch das Leben getragene und gebotene Recht ist darum schon eigentliches Gewohnheitsrecht, d. h. nicht kritisches, bloß auf Instinct und Gewohnheit beruhendes Recht; sondern das Leben kann auch schon für sich allein recht wol kritisches Recht erzeugen und in sich hegen, nur daß es freilich nicht die Macht hat, dies in der adäquaten kritischen Form zu thun. Die Praxis, durch welche solches Recht allgemeine objective Gültigkeit und Bündigkeit gewinnt und bewahrt, ist dann von der bloßen Gewohnheit in gleichem Sinne, wie die gerichtliche Praxis, zu unterscheiden. Ein Beispiel möge hier zur näheren Veranschaulichung genügen, die Handelsusancen. Sie tragen in der Regel zu deutlich den Stempel der Berechnung, der Reflexion, der besonnenen, unterschiedlich erwägenden Rücksichtnahme auf Zweck und Mittel, auf Umstände und Verhältnisse u. s. w. — kurz, die Zeichen ihrer Herkommung aus dem kritischen, spontanen Verstande an sich, als daß man nicht Bedenken tragen sollte, sie nur so ohne Weiteres dem eigentlichen Gewohnheitsrechte mit zuzugählen. Nicht der Instinct hat sie ursprünglich erzeugt — das ist sogar schon nach der Natur des ganzen Gegenstandes nicht recht denkbar —; sondern sie sind ihrem Ursprunge nach Satzungen des Verstandes, nicht eines individuellen, sondern des kaufmännischen Verstandes, der als solcher eine allgemeine Quelle und Autorität der Satzungen

bildete. Und kraft eben dieses Verstandes und der Einsicht der Handelsgenossen in die Unentbehrlichkeit solcher Bestimmungen erhalten sie sich auch und bewahren sie ihren Charakter als verbindende Rechtsnormen — nicht eigentlich, kraft Gewohnheit, d. h. der moralischen Macht der Gewohnheit, die sich gegen den intellektuellen Beweggrund gleichgültig verhält. Die Jurisprudenz aber und etwa auch die Gesetzgebung erkennt diese conventionelle Praxis als rechtlich maßgebend an, weil sie eben ein dem Zwecke entsprechendes und durch Übung bewährtes und eingetragenes Recht in sich begreift; — denn nicht etwa nur dem eigentlichen Gewohnheitsrechte als solchem kommt eine solche Anerkennung zu; sondern wenn bereits das bloße Gewohnheitsrecht einer solchen Anerkennung würdig erachtet wird, so muß eine Rechtsübung, die kritisches Recht in sich begreift, einer solchen Anerkennung noch weit eher würdig erscheinen. — Uebrigens bilden solche Rechtsprodukte der nicht schon gerichtlichen, sondern bloß erst gesellschaftlichen und conventionellen Praxis, wie wir sie hier im Auge haben — da bei ihnen der theoretische Factor gebunden oder wol selbst indifferent bleibt — allerdings nur eine sehr untergeordnete Art des kritischen Rechts, die wir ebenso gut, wie das Gewohnheitsrecht, der Gesetzgebung oder dem Juristenrechte preiszugeben bereit sind.

Wir fassen also das Gewohnheitsrecht als den Gegenstand oder als die Negation des kritischen Rechts; und da erst das letztere das dem Begriffe entsprechende Recht ist, so steht das Gewohnheitsrecht zu dem kritischen Rechte im Verhältnisse der Unterordnung. Es steht zu dem Rechte in dem Verhältnisse einer bloßen Zustandslichkeit, die das Recht über sich ergehen lassen muß, weil und in sofern es mit seiner kritischen Bestimmtheit historisch noch im Rückstande ist, die es aber eben dadurch, daß es diese kritische Bestimmtheit im Laufe der Entwicklung sich aneignet, zu überwinden berufen ist. Unter diesem historischen Gesichtspunkte hat man sich in der ganzen Angelegenheit zu orientieren, um den dogmatischen mit Sicherheit gewinnen zu können. Es ist die Idee des Gewohnheitsrechts, eine historische Zustandslichkeit des Rechts zu bilden, und zwar in dem Sinne, daß das Recht seine Entwicklung damit beginnt, sich unter die Herrschaft der Gewohnheit zu begeben, um überhaupt erst positive sein zu können, daß aber späterhin diese Art und Weise seiner Existenz nicht mehr und mehr in dem Verhältnisse verschwindet, in welchem das kritische Rechtsbewußtsein sich entwickelt und in Wirksamkeit tritt, bis das Gewohnheitsrecht zuletzt nur noch in der Gestalt einzelner Rechtsgewohnheiten und gewohnheitsrechtlicher Gebilde vorfindet, die ihren Zusammenhang und nicht selten auch ihren Sinn und Zweck verloren haben, somit eine ziemlich öde und trübe Figur im Gebiete des positiven Rechts spielen, und weiter keine Bestimmung mehr haben können, als die, der ferneren kritischen Entwicklung endlich ganz zum Opfer zu fallen. Unter diesen machen sie der Jurisprudenz so zu sagen spukhafter Weise zu schaffen; oder in sofern die theoretische Jurisprudenz nicht zweifelhaft darüber

sein sollte, wie sie mit diesen verfallenden Denkmälern einer vergangenen Entwicklungsperiode daran sei (was sie doch nur so oft ist), so muß sich doch die Praxis in den einzelnen Rechtsfällen, wo die eine Partei sich auf dieses oder jenes Gewohnheitsrecht beruft und die andere ein solches leugnet, oft genug in verdrüsslicher und unwürdiger Weise mit der Untersuchung solchen angeblichen objectiven Rechts herumplagen, muß sich die objectiv Rechtsnorm erst im Wege des Beweises von der Partei (suppeditare lassen!) u. s. w. — Wir wollen nun eben von jenem historischen Gesichtspunkte aus jetzt näher und systematischer in die ganze Angelegenheit eingehen. Eigentlich wären nur zwei Perioden zu unterscheiden: die des Gewohnheits- oder nicht kritischen Rechts und die des kritischen Rechts. Die Entwicklung des letzteren läuft sich aber wieder in zwei Perioden ab, in denen jeder auch das Verhältniß des Gewohnheitsrechts zum kritischen Rechte sich anders gestaltet, dergestalt, daß sie zugleich als Perioden in der Geschichte des Gewohnheitsrechts gesonderte Bedeutung gewinnen; zunächst nämlich thun sich Jurisprudenz und Juristenrecht als Träger der kritischen Entwicklung vor der Gesetzgebung hervor; dann aber findet sich zu diesen Trägern auch noch die Gesetzgebung ein, deren Idee sich nämlich erst dann in Wahrheit zu erfüllen vermag, wenn Jurisprudenz und Juristenrecht bereits einen gewissen Entwicklungsproceß, sowohl für sich, als auch gegen das Gewohnheitsrecht durchgemacht haben. Wir werden demzufolge unterscheiden: erstens die Periode der Naturwüchsigkeit des Rechts, in welcher das Gewohnheitsrecht leimt und wächst; zweitens die Periode der Jurisprudenz und des Juristenrechts als diejenige, worin das Gewohnheitsrecht vermöge dieses Gegensatzes zu dem kritischen Rechte als fertiges Product unterschiedlich hervortritt und gilt, zugleich aber unmerklich und mit der Zeit mehr und mehr unter die Herrschaft des kritischen Geistes geräth — und endlich die Periode

der mit Jurisprudenz und Juristenrecht sich verbindenden Gesetzgebung, in welcher die kritische Auflösung des Gewohnheitsrechts soweit zum Schluß gebricht, daß run die historische Idee desselben als erschöpft und erledigt angesehen werden kann.

I. (Erste Periode.) Die Rechtsentwicklung an und für sich oder ihrer Idee nach, wie wir solche bei den christlich germanischen Völkern (nicht ebenso auch schon bei den Römern) verwirklicht finden, beginnt in der Form der Naturwüchsigkeit, deren schließlich positives Product dann nur das sein kann, was wir Gewohnheitsrecht nennen. Die allgemeinste Voraussetzung ist hierbei die, daß die Menschen, durch Instinkt und unreflektirtes Bedürfnis geleitet, bereits in gesellschaftliche Beziehung getreten sind, daß somit das Princip der Vergesellschaftung in lebendiger Entwicklung und Wirksamkeit begriffen ist, um den Sinn und die Sitten auf sich zu concentriren und unter seine Oberröhrschaft zu stellen, und daß demzufolge die Einzelnen sich bereits unwillkürlich über ihre Einzelheit hinaus auf die höhere Macht und Auctorität des Ganzen hingeworfen finden, während das Ganze sich als solches darin ersaft und bekräftigt, daß es die Einzelnen in sich hegt und in Beziehung zu einander setzt. Diese lebendige Gegenseitigkeit ist bereits ein sittliches Element; und in diesem sittlichen Elemente erzeugt sich in naturwüchsiger Weise die an sich selbst sittliche Idee des Rechts auf Anregung derjenigen in den Beziehungen der Einzelnen zu einander unvermeidlich eintretenden Willensconflicte, welche diese sittliche Ordnung zu turbiren geeignet sind. Die Frage, wie weit der Einzelne in der Geltendmachung seiner natürlichen Freiheit gegen den Einzelnen und gegen das Ganze äußerlich vorzudringen dürfe, oder umgekehrt: in wie weit er hierin um des Ganzen und um der übrigen Einzelnen willen positiv zu beschränken sei — diese Frage, die das eigentliche Substrat des Rechts in abstracto bildet, stellt sich hier in mannichfacher individueller Gestalt, nämlich eben in Gestalt einzelner thatsächlicher Conflicte, also empirisch (nicht auch schon in abstracto) als eine sociale Angelegenheit, als eine Angelegenheit des Ganzen sowohl wie der beteiligten Einzelnen heraus. Man macht von Außen her, wie auch im Verlaufe, nämlich in der Form eines bereits sittlich bestimmten Instinkts die Erfahrung, daß die Lösung jener Conflicte nicht dem Zufalle, noch weniger der Willkür und der rohen Gewalt der beteiligten Einzelnen überlassen bleiben könne, sondern daß es einer Auctorität der Gesamtheit als solcher vorbehalten bleiben müsse, diese gesellschaftlichen Discrimina zu erdienen, damit das sociale Princip darin gewahrt werde. Es macht sich daher im Laufe der Entwicklung des letzteren wie von selbst, daß die Entscheidung solcher, eben dieses Princip angehenden Conflicte einer das sittliche Ganze in sich repräsentirenden Macht oder Auctorität, sei diese das Oberhaupt (König oder Familienoberhaupt) oder die Gemeinde oder die Volksoberhauptung u. s. w. anheim fällt, und zwar so, daß dies zu einer allgemein anerkannten, unerschütterlichen Ordnung

1) Obes solchen Beweises der einzelnen streitigen Rechtsgewohnheit bedarf es allerdings, weil alle Gewohnheitsrechte, da es als solches nicht schon an sich Recht ist, also nicht schon im Begriffe existirt, nur nach unter dem Gesichtspunkte des Rechtswillens sein, nur nach als Thatfache Dasein und Geltung haben kann. Allerdings aber braucht kein Richter ex officio zu kennen. Das Gewohnheitsrecht übertrifft ist ein historisches Factum und nur als solches Gegenstand unserer Wissen, nicht auch als Begriff, vollends aber find für unsere Zeit, wo das Gewohnheitsrecht längst vor dem kritischen Rechte in den Hintergrund getreten ist, die übriggebliebenen einzelnen Rechtsgewohnheiten nur noch factisch vorhanden, nur noch durch ihre Abtheiligkeit gültig und von rechtlichem Belange, nur noch in der Weise erkennbar und weisbar, wie es reine, singuläre und mehr oder weniger zufällige Facta sind. Diejenigen, welche derjenigen, daß der Richter das Gewohnheitsrecht ex officio kennen oder kennen zu lernen sucht, z. B. Kierulff, Archiv 2. 14, der in dieser Beziehung sogar von einem „wissenschaftlichen (!) Beweise“ redet, sind in dem oben erwähnten Grundriss über das Wesen des Gewohnheitsrechts befangen, und scheinen sich noch für unsere Zeit ein in einer gewissen systematischen Totalität bestehendes und dadurch für ein theoretisches Erkennen und Wissen geeignetes Gewohnheitsrecht voraussetzen — ein solches existirt aber eben nur noch in der Emdulung.

wird. Nur daß diese Ordnung noch weiter keinen inneren Grund und Halt für sich hat, als das, was man „die gemeine Ueberzeugung“ zu nennen liebt, nämlich jenen vorhin bezeichneten socialen und darin sittlich bestimmten Instinkt, dessen Recht in diesem Stadium der Entwicklung aber schon vollkommen ausreicht, um eine solche Ordnung allgemein zu begründen und bei sich zu erhalten. Der Sinn dieser Ordnung, vom Gesichtspunkte der Rechtsidee aus bestimmt, ist das Princip der Negation der Selbsthilfe, und zwar zugleich in der affirmativen Bestimmtheit, daß statt der Selbsthilfe und Eigenmacht eine höhere Tuctorität, die das sociale Ganze als solches in sich repräsentirt, als entscheidende Gewalt instituirt wird. Mit der Gewinnung dieses Resultates hat die Rechtsidee den ersten festen Ausgangspunkt für ihre geschichtliche Entwicklung gewonnen. Das Weitere ist, daß in dieser ersten Ordnung des Rechts, die zunächst allein erst etwas Formelles ist, die Rechtsidee nun auch hinsichtlich des Inhalts und der Qualität der Entscheidung oder hinsichtlich der Gerechtigkeit derselben näher auf sich eingeht — natürlich wiederum nur nach Art und Weise des Instinkts, des unmittelbaren Sinns und Gefühls des Sittlichen. Es genügt jener instinctiven gemeinen Ueberzeugung in ihrer durch das sociale Princip gewonnenen sittlichen Bestimmtheit nicht, daß die gedachten gesellschaftlichen Discrimina überhaupt nur im Wege jener Ordnung ihre Lösung finden, gleichviel welche? — es genügt ihr also nicht schon die bloße Ordnung und Anordnung; sondern sie fordert für jeden individuellen Fall zugleich eine solche Lösung, welche sowohl dem sittlichen Ganzen, wie auch dem theilhaftigen Einzeln als Glicke und Mitgenossen jenes Ganzen genug zu thun und zwar eben im Punkte des inneren sittlichen Bedürfnisses und Bewusstseins, welches die Seele dieses Bedürfnisses ausmacht, genug zu thun im Stande ist. Eine auf diese Weise sich qualificierende Lösung der einzelnen socialen Discrimina ist aber eben das, was wir Gerechtigkeit nennen; und der bestimmte Sinn jener Forderung ist demnach der, daß gerecht entschieden werde oder daß für so solchen Lösungen berufen höhere Tuctorität nicht bloß entscheide, sondern zugleich richte. Die Forderung ergibt sich unwillkürlich und schon unmittelbarer Weise aus dem dem Menschlichen eingeborenen Rechtsempfinden, welches im Laufe der socialen Entwicklung und zwar gerade in Bezug auf das sociale Princip frei wird, so daß es allgemein ins Bewußtsein tritt und eine Macht des gemeinen Bewußtseins zu bilden beginnt. Indem die Einzelnen, sich in eine sociale Gesamtheit aufgenommen wissend und sich dadurch sittlich angeregt fühlend, an sich selbst die Erfahrung machen, wie ein hohes, unschätzbares Gut die persönliche Unverletzlichkeit und näher die Freiheit des Willens und des Thuns gerade in gesellschaftlicher und somit in sittlicher Beziehung sei, nicht minder aber auch den Segen an sich erforschen, den das gesellschaftliche Ganze dadurch übt, daß es den Sinn der Einzelnen auf sich richtet und der persönlichen Ungebundenheit und Willkür, der Barbarei des Willens

und Thuns gewisse Schranken setzt, so widerstrebt diesem ihrem unmittelbaren Bewußtsein und Gefühle schon im Allgemeinen die Vorstellung, daß der einzelne Genosse in seiner äußeren Freiheit und persönlichen Geltung willkürlich und ohne Rath zum Vertheile des Ganzen oder anderer Einzelner verkurzt werden, d. h. daß ihm Unrecht geschehen könne — nicht minder aber die Vorstellung, daß er sich seiner Freiheit und persönlichen Geltung willkürlich und ohne Rath zur Verkurzung des Ganzen oder anderer Einzelner sollte bedienen, d. h. daß er Unrecht selbst thun dürfe. Es ergibt sich daraus die Aufgabe, die Grenze zu finden und zu setzen, welche in den Beziehungen der Einzelnen zu einander und zum Ganzen einzuhalten, damit jene Vorstellung ihre Befriedigung finde. Der bloße Instinkt vermag nun aber in dieser Hinsicht offenbar noch nicht zu leisten, was der kritische Verstand darin leistet; er vermag jene Grenze nicht schon an sich und in thesil, nicht schon als abstracte, allgemeine und objective Rechtsnorm zu finden und zu setzen, sondern er vermag dies allein erst in streiter und ausschließlicher Beziehung auf den einzelnen concreten Fall und allein erst auf Anlaß und Antrieb eines solchen singularen wirklichen Erlebnisses, so daß das Recht, welches er — sogar ohne einmal die unterschiedliche Vorstellung oder gar schon den Begriff „Recht“ dabei zu haben — für einen solchen concreten Fall setzt, eben nur erst das Recht oder diese, dem sittlichen Gefühle entsprechende Nothwendigkeit dieses besonderen Falls ist und auch dem Bewußtsein noch Nichts weiter gilt. Seine erste Anlehnung und Anspannung gewinnt also jener Gerechtigkeitsinstinkt rein empirisch, durch die Art und Weise, wie der einzelne concrete Fall auf ihn eindringt oder dadurch, daß ein solches individuelles Erlebnis des socialen Principes, worin es in Spannung mit sich gesetzt erscheint, ihn in die gleiche Spannung mit sich selbst versetzt und ihn somit zu Entscheidung für diesen concreten Fall treibt. Soll dies nun aber wirklich und mit nachhaltigem Erfolge zu einer Schule für den Rechts- und Gerechtigkeitsinstinkt im Ganzen und Allgemeinen — wir meinen: für das gemeine Rechtsempfinden werden — denn dieses Element verlangt die Rechtsidee zu ihrer Entwicklung — so muß die gesellschaftliche Einrichtung (wie dies im Ganzen bei den christlich-germanischen Völkern der Fall war, die wir hier überhaupt im Auge haben) so beschaffen sein, daß die Entscheidung der einzelnen socialen Discrimina, wenn auch nicht gerade vor das ganze Volk, so doch vor eine sociale Gesamtheit als solche, z. B. vor die Gemeinde gehört, sei es, daß diese selbst zu entscheiden habe, oder daß sie wenigstens dabei sein müsse, damit von einem einzelnen Oberhaupt oder Richter gütlich entschieden werden könne. Bei Völkern von gesundem Sinne und deren Entwicklung ihren natürlich-freien Lauf behält, wird sich eine solche Einrichtung ganz von selbst machen; jene einzelnen socialen Discrimina sind ja, wie wir gezeigt haben, ihrer ursprünglichen, einfachen Natur nach zugleich Erlebnisse des socialen Principes, also der Gesellschaft als solcher,

und diese einfache Natur der Sache wird sich bei normaler Entwicklung schon ganz von selbst geltend machen. Aber dann aber wird die Urtheilsfindung (— der bloße Instinkt kann eben allein erst finden —) im einzelnen concreten Falle ganz und gar in der Lage sein, sich in Uebereinstimmung mit dem gemeinen sozialen Bewußtsein und namentlich mit dem gemeinen Gerechtigkeitsinstinkte zu befinden; oder in sofern einmal ein einzelnes Urtheil dem letzteren nicht unmittelbar entspräche, so wird aus dieser Collision doch der letztere immer irgendwie als Sieger hervorgehen, und zwar bereichert und tiefer angeregt durch die überwundene Negation. In diesen, bald in dieser, bald in jener Beziehung abgegebenen Entscheidungen oder in diesem, aus der Unmittelbarkeit des Instinkts heraus concreter gefassten Rechte wird das gemeine Rechtsgefühl oder wird eben jener Instinkt mehr und mehr sich selbst objectiv (nur freilich, ohne daran schon geistig in sich reflectiren zu können); und zwar schaut er sich darin mit um so größerem Interesse an, als er dieses Rechte, diese sittliche Befriedigung seiner selbst aus sich selbst heraus gefunden und diesen äußeren Ausdruck dafür entdeckt hat, denn in diesem unmittelbaren „Finden“ und „Entdecken“ einer gefassten sittlichen Befriedigung ist für den kindlichen und einsichtigen Sinn der Eindruck und die Befriedigung um so größer. So kommt es in diesem Stadium der Entwicklung, daß die gefundenen Lösungen der einzelnen sozialen Discrimina für das gemeine Rechtsbewußtsein zugleich zu Denkmälern seiner Entwicklung werden und die Bedeutung denkwürdiger sozialer Ergebnisse gewinnen — so gut, als die dadurch entschiedenen sozialen Discrimina diese Bedeutung für die Gesellschaft hatten. Für uns, die wir den Begriff und den Gedanken des Rechts und die abstracte Rechtsbegriffe haben, die wir das Recht überhaupt in seiner Allgemeinheit und Geistigkeit kennen, bleibt die einzelne Erscheinung höchst gleichgültig; für jene erste Entwicklungsperiode dagegen ist sie noch das einzige objective Unterscheidungszeichen des Rechts, noch das einzige Zeugnis von einem Geworden- und Geistessein des Rechts, noch das objectivste Recht selbst — kurz noch alles das, was für uns die abstracte Wissenschaft vom Rechte, das Gesetz u. s. w. ist. In jener Zeit nimmt daher die einzelne res judicata als diese sociale That und Begebenheit, als dieses Denkmal der Rechtentstehung, worin das Recht als Product und Erzeugenschaft enthalten ist, das gemeine Interesse in einem und fremden Maße in Anspruch; sie wird Inhalt der Volkserinnerung, die Nachrich von ihr pflanzt und erbt sich von Munde zu Munde fort; und wo später schon dazwischenwandelte Fälle abermals zur Entscheidung vorliegen, da ist unwillkürlich die Erinnerung an das früher in einem solchen Falle gefundene Urtheil zur Hand, um sich jetzt als ein Leitstern und Muster für die neue Entscheidung darzustellen. Das ist nun die Ueberlieferung im ursprünglichen und ersten Sinne, die eine so wichtige Rolle in dieser ersten Periode der Rechtentstehung spielt. Die Ueberlieferung hat hier nicht etwa schon abstracte Rechtsätze als solche

zum Inhalte; sie bezieht sich allein erst auf einzelne concrete sociale Ergebnisse, auf Geschehnisse; oder sie abstractirt doch von dem concreten Geschehnisse noch nicht in dem Maße, daß die Vorstellung, die sie vom Rechte gibt, nicht noch irgendwie ihren Ursprung aus einer solchen Geschichte verliere.

Aber nicht bloß im Wege der richterlichen Urtheilsfindung kommt es zur instinktiven Rechtsproduktion (— nur die Idee der Gerechtigkeit wird ursprünglich nicht noch anders zum Bewußtsein gelangen können —), sondern auch im Wege der Privatdisposition, der Autonomie, der oberherrlichen Anordnung u. s. w. Mit andern Worten: außer dem Urtheile erweist sich auch der Wille als diese das Recht concreter setzende Macht und Auctorität; und zwar schirmt und bekräftigt den Willen der Einzelnen in dieser Hinsicht das gemeine sociale und darin sittlich bestimmte Bewußtsein; denn es ist schon an sich sittlich, daß der besondere Wille diese Geltung in der Gesellschaft habe und es stellt sich dies auch schon im Anfange einer gefundenen sozialen Entwicklung sehr leicht als eine Forderung der sozialen Gesamtheit aus unmittelbare oder instinktmäßige Weise heraus. Nur daß der besondere Wille, um diesen Rudhalt für sich haben zu können, eine gewisse Grenze, jenseits welcher er sich mit dem gemeinen sittlichen Bewußtsein und Bedürfnisse in Opposition setzen würde, nicht wird überschreiten dürfen; diese Grenze im einzelnen Falle zu finden, wird ihm aber zunächst wieder der Instinkt lehren müssen, in sofern sie ihm nämlich nicht schon zum Voraus gefast sein wird, weil es überhaupt noch keine Rechtsnormen in abstracto gibt; desgleichen wird dadurch andererseits der gemeine Instinkt oder das natürliche Rechtsgefühl der Gesamtheit sich in der gleichen Richtung interessirt und angespannt finden, und es wird somit diese Gegenseitigkeit eintreten, in welcher nun der besondere Wille sowohl durch und für sich, als durch und für die Gesamtheit sein Recht in concreter Beziehung findet. Und eben auf diese Weise wird nun auch der Wille zu einer Recht erzeugenden Auctorität. Damit aber diese Rechtsproduktionen des Willens unterschiedlich als solche hervortreten und Bedeutung für die Rechtentwicklung gewinnen können, müssen sie wiederum Facta von solcher Bestimmtheit und Anschaulichkeit und von solchem allgemeinem Interesse sein, daß sie dem gemeinen Instinkte in ihrer Weise und in ihrem Falle einen unmittelbaren Anschluß über die Idee des Rechts, die er verborgen in sich trägt, geben, sich ihm eben in dieser Beziehung verständlich und beachtenswerth machen. Sie müssen sich mit andern Worten abermals als sociale Begebenheiten qualifiziren, und müssen dadurch geeignet sein, Gegenstand der Ueberlieferung zu werden, falls es nicht fortdauernde Facta, z. B. Einrichtungen, sind, die unmittelbar sich selbst von einer Zeit zur andern überliefern. — Endlich wird eine gewisse Ordnung der Dinge von an sich richtiger Beschaffenheit sich in mannichfachen Beziehungen schon ganz von selbst machen, d. h. sie wird sich aus der sittlichen Substanz des Re-

rußteins hervorbrüten, ohne als förmliches Problem und als sociales Discrimin herauszutreten. In dieser Hinsicht haben wir die Sitte als den Grund und das Element zu betrachten, woraus und worin das Recht sich in sichtbarer Gestalt producirt und wodurch es aufbewahrt und stets gegenwärtig erhalten wird. Damit aber in diesen Beziehungen das Recht von der Sitte unterschieden werde, sind zunächst wieder besondere concrete Vorgänge erforderlich, in denen dieser Unterschied sich veranschaulicht und unmittelbar erlebt wird; dieselben werden dann wegen der Wichtigkeit, die sie auf diese Weise für das gemeine Bewußtsein erlangt haben, ebenfalls Gegenstand der Uebersieferung werden, und die letztere wird in dieser Hinsicht dazu dienen, die einmal gewonnene Unterscheidung im Bewußtsein gegenwärtig zu erhalten, d. h. sie wird dem das Recht aus der Sitte herausförmenden Urtheile zur Anleitung dienen. — Kurz die ursprüngliche Art und Weise, wie das Recht ins Leben tritt und Gegenstand des Bewußtseins wird, kann nur die sein, daß es sich in der Gestalt von Thatfachen, die als sociale Begebnisse ins Gewicht fallen, ereignet und in dieser Gestalt erlebt und darin angeschaut wird — letzteres entweder unmittelbar oder durch Hülfe der Uebersieferung als dieser im Munde des Volks sich fortplanzenden Geschichte jener socialen Begebnisse. Daß aber in diesen äußeren Thatfachen und in diesen Geschichten das Recht als dieser innere Sinn und diese qualitative Bestimmtheit enthalten ist und gegenwärtig bleibt, daß ist das Werk des Instinkts, der sich in dieser Hinsicht productiv und reproductiv verhält. In ihm hat das Recht in dieser ersten Periode seines Werdens seinen theoretischen Factor, durch ihn ist es schon jetzt ein Graugut und eine Säkung des Bewußtseins; aber der bloße Instinkt ist noch seiner kritischen Form für seine Productionen mächtig; er vermag sich aus den letzteren noch nicht selbstbewußt, als Begriff und Gedanken, überhaupt noch nicht als geistige Allgemeinheit in sich zurückzunehmen; sondern das Factum seiner Production ist noch Alles, was er von der letzteren hat; er schwebt vor sich selbst mit dem Factum, mit dieser äußeren singulären Erscheinung noch dergestalt zusammen, daß er nur in dieser empirischen Besonderheit und Zuständigkeit sich selbst zu haben und zu genießen im Stande ist und abgerechnet davon sich selbst fremd und unverständlich bleibt. Aber das Alles betrifft eben nur die Kern des Bewußtseins. Seiner Substanz nach ist dieser Rechts- und Gerechtigkeitsinstinkt nicht etwa selbst bloß etwas Singuläres und Gelegenliches, sondern etwas Allgemeines und Ideales, das an sich unendlich über die einzelne Erscheinung hinausreicht. Seiner Substanz nach ist er bereits die Idee des Rechts und der Gerechtigkeit selbst, nur daß diese Idee hier eben bloß erst Instinkt ist, d. h. noch in einer bloß erst natürlichen und unmittelbaren, nicht schon kritischen Bewußtseinsform eingeschlossen bleibt und daher auch noch nicht als Idee sich selbst geistig gegenwärtig werden und zur adäquaten Erscheinung kommen kann. Ohne an sich in dieser Idee be-

griffen zu sein, wurde der Instinkt niemals diesen theoretischen Factor noch überhaupt einen Träger der Rechtsentwicklung bilden können; er wäre dann an sich etwas nicht weniger Zufälliges und Nachsichselbes, als es das singuläre Factum an sich ist, und seine Productionen würden, anstatt sich zu halten und Anknüpfungspunkte für eine fernere Entwicklung zu bilden, alsbald wieder den Weg des rein Factischen gehen, würden verschwinden oder sich verunklärten nach dem Gesetze der steten Veränderlichkeit, unter welchem das rein Factische steht, würden ihm selbst wieder in Vergessenheit gerathen oder gleichgültig werden. Wenn in dieser Periode der Naturwüchsigkeit einzelne Rechtsfacta, um es so zu nennen, nämlich, wie wir gesehen haben, Thatfachen, in denen das Recht in dieser oder jener Besonderheit erleblich und veranschaulicht erscheint und so zum Bewußtsein kommt, sich bilden, die nun zu Ausgangspunkten und Vorbildern der weiteren Entwicklung werden, sei es, daß sie selbst sich erhalten, oder daß die Uebersieferung ihr Gedächtniß bewahrt, so ist dies nicht das Verdienst des Factums als solchen, sondern des Instinkts, der in dies Factum den Sinn des Rechts, also diesen idealen, unvergänglichen und zur Entwicklung berufenen Inhalt hineingelegt und es dadurch seiner natürlichen Bedeutungslosigkeit und dem Schicksale, alsbald wieder unterzugehen und vergessen zu werden, entziehen hat. Es ist die Rechtsidee selbst, die durch das Medium des Instinkts — der aber, wie gesagt, sich selbst hierüber noch keinen Aufschluß zu geben vermag — dieses Factum sich angeeignet hat, um auf diese Weise ihre Entwicklung zu beginnen; oder genauer gesagt: der Keim der Rechtsidee, der von Anfang an im Menschen liegt, zeigt sich hier in seinem ersten Wachsen begriffen, und dieses Wachsen, das noch keine freie Selbstbestimmung sein kann, äußert sich als instinktmäßiges Verhalten des Bewußtseins. Aber das, was hier wächst, ist doch eben schon die Idee selbst, und das Gesetz, nach welchem es wächst, ist das eigene Wesen der Idee; und so ist es selbst bei dieser ersten, instinktiven Entwicklung doch schon die Idee, die den Grund, die Seele und den Zweck der ganzen Gegebenheit bildet. Und nur dadurch, daß es sich somit um dieses geistige, unendliche und innerlich allgemeine Wesen handelt, das für Alle und unter allen Umständen die gleiche Macht und Wahrheit sein und bleiben muß — nur hierdurch geschieht es und kann es geschehen, daß ein gemeines Rechtsbewußtsein sich bildet, daß dieses, sobald der Instinkt in der einen oder anderen Beziehung in der That das Rechte herausgefunden hat, zum Zeichen dessen und als Folge davon eine tiefe, unendliche Verfrachtung in sich spirit und nun dieses gewonnene Rechtsproduct mit geheimnißsamem Pathos und Interesse hegt und sich gegenwärtig zu erhalten sucht, und daß endlich aus diesen verschiedenen concreten Rechtsproducten auch noch die Nachkommen derselben Inhalt, dasselbe geistige Wesen und dieselbe moralische Macht anspricht. Die Uebersieferung wäre nicht denkbar, wenn in den Thatfachen und Begebenheiten, die sie zum Gegenstande hat und

die vielleicht von ihrer rein fortsetzenden Seite genommen von gar keinem Interesse sind, nicht dieser Stoff der Idee als Sinn und Bedeutung enthalten wäre. — Es ist nun Nichts natürliches, als daß bei fortschreitender Entwicklung dasjenige, was die einzelnen sinnlichen Rechtsprodukte auf diese Weise von dem allgemeinen und idealen Wesen des Rechts und der Gerechtigkeit in sich enthalten und thatsächlich bekräftigen und veranschaulichen, sich allmählig auch wirklich von Seiten dieser seiner Allgemeinheit und Idealität im Bewußtsein effectuirt, wodurch nun der Instinkt gewissermaßen schon über sich hinausgeführt und dem Rechte neben der Sphäre des äußeren Geschehens und empirischen Daseins auch eine innere, geistige Welt eröffnet wird. Dahin wird es kommen im Wege der constanten Übung desselben, einmal gefundenen Rechts, nämlich indem (wie später noch näher zu besprechen sein wird) die in dieser oder jener besonderen Beziehung gewonnenen und entweder noch unmittelbar oder durch Uebersieferung gegenwärtigen concreten Rechtsbegriffe in den wiederkehrenden gleichen oder ähnlichen Fällen zu Mustern und Begreifern genommen werden und im Momente einer solchen Übung nun auch der innere Sinn für Recht und Gerechtigkeit sich ausdehnt und tiefer auf sich einlegt. Es kommt jedoch in dieser Periode auf diese Weise noch nicht eigentlich zur Unterscheidung und Bildung allgemeiner abstracter Rechtsnormen, überhaupt noch nicht zu einer abstrakten Kenntnis und Wissenschaft vom Rechte, die nämlich sich des Rechts auch abgesehen von dem äußeren Geschehen und Geschehen sein zu vergewissern wüßte oder sich des Rechts gerade im Momente einer solchen Abstraktion zu vergewissern suchte (wie es später die Rechtsgelahrtheit thut) — es kommt noch nicht zur begrifflichen Auffassung und dialektischen Behandlung, noch nicht zu einer eigentlichen Unterscheidung von *jus* und *factum* und somit auch noch nicht zu jener Kunst der Anwendung und Übung, die zwischen *jus* und *factum* dialektisch vermittelt und so das concrete Recht des einzelnen Falls schafft; — das Alles werden wir erst von der nachfolgenden kritischen Periode erwarten dürfen. Dagegen kommt es, wenigstens bei Völkern von tieferem Bildungsfonds und regerem Entwicklungstribe, zu gewissen idealen Intuitionen und Erkenntnissen vom Rechte, in denen sich mehr die sittliche Natur desselben auf sinnige Weise und in der Form der Allgemeinheit, aber doch wesentlich bloß erst unmittelbar Weise dem Bewußtsein vergegenwärtigt; man könnte es sinnige Aufschlüsse nennen, die der Instinkt im Momente seines sittlichen Angeregt, wie seines sittlichen Befriedigtheits sich über sich selbst in dieser Hinsicht gegeben, verhält, daß er sich darin gewissermaßen schon als allgemeinen Sinn und allgemeines Gesetz erhebt. Dergleichen ideale Intuitionen haben dann für die Rechtsentwicklung bereits die Bedeutung theoretischer Gesichtspunkte; in sofern nämlich das Rechtsbewußtsein in ihnen eben ein Ideal in sich trägt, das es im Leben verwirklicht zu sehen verlangt und auch unwillkürlich verwickelt, d. h. das Recht findet sich in

seinem ferneren Wachsen und Werden nun schon an sich durch dieses geistige Princip bestimmt. Sofern nun das naturwüchsige Recht unter der Herrschaft eines solchen idealen Gesichtspunktes standen, zeigt es sich nicht bloß innerlich gehaltvoller, sondern auch planmäßiger gebildet und in einem gewissen sinnvollen Zusammenhange begriffen, dessen es rein von sich selbst nicht fähig ist. Sprechende Beispiele solcher idealen Auffassungen und Definitionen des Rechts sind aus dem germanischen Volkrecht her die Idee des Friedens und die Idee der solidarischen Genossenschaftlichkeit. In ihnen gab das Volksbewußtsein sich auf ideale Weise Aufschluß darüber, welches der Zweck, der Sinn und Werth des Rechts in den und den Verhältnissen sei und in wiefern es durch ein solches Recht innerlich befriedigt zu werden verlange. Und in der That gestaltete sich das germanische Volkrecht nach diesen Ideen, soweit deren Kreis reichte, als eine gewisse harmonische Einheit des Mannichfaltigen, sodaß man noch heutigen Tages nachweisen kann, wie es in seinen verschiedenen Theilen doch von einem und demselben Principe beherrscht gewesen. Aber einen spezifisch rechtlichen Gesichtspunkt, eine Definition vom Rechte, die sich bereits aus dem Gegensatz zwischen Recht und Gerechtigkeit hergeleitet hätte, enthalten jene Ideen noch nicht, sondern sie zeigen recht eigentlich an, wie sehr das Recht noch unter dem sittlichen, d. h. unter diesem allgemeinen und dabei mehr unmittelbaren Gesichtspunkte angeschaut wird und für das Bewußtsein allein erst diesen unmittelbaren Sinn des Sittlichen, nicht auch schon die dialektische Bestimmtheit, durch die es sich vom Sittlichen zugleich unterscheidet, gewonnen hat. Es sind sinnige Auffassungen und Anschauungen, aber noch keine eigentlichen Urtheile und noch keine Begriffe. Und so werden diese idealen Intuitionen auch noch keineswegs unabhängig von der Erscheinung und Facticität des Rechts, sondern allein erst im Momente derselben beige; — kurz, die Form des Instinktiven bleibt hier noch immer die herrschende.

Wie nun alle Entwicklung darin besteht, daß ein theoretischer und ein praktischer Factor sich lebendig zu einander verhalten (nur daß dies Verhältniß in der Periode der Naturwüchsigkeit noch nicht für sich ins Bewußtsein tritt), so ist dies auch im Betreff des Rechts schon in dieser ersten Periode der Fall gewesen. Wir haben bisher gesehen, in wiefern der Instinkt, beziehungsweise sich schon zu idealen Intuitionen in sich ausbühnend, den theoretischen, das Recht im Momente des einzelnen concreten Falls ursprünglich aus sich erzeugenden Factor bildete und wie demgemäß das Wissen und die Kenntnis des Rechts durch Anschauung des concreten Geschehens, die sich der späteren Zeit durch Uebersieferung vermittelte, bedingt war. Es ist nun weiter zu untersuchen, wie es andererseits mit der Übung des Rechts im Allgemeinen und Ganzen beschaffen war und in wiefern diese überhaupt einen selbständigen Träger der Rechtsentwicklung oder eben den praktischen Factor bildete. Das Ver-

hältniß zwischen Instinkt und Übung ist aber folgendes. Der Instinkt als dieses spirituelle und agile Princip hört während der Periode der Naturwüchsigkeit, d. h. so lange die Herrschaft des Instinkts dauert, nicht auf, immer neu zu produciren; nämlich jeder neue Fall, jedes neue sociale Discrimin fordert ihn von Neuem heraus und gibt ihm den Reiz zu schaffen, weil er seines Theils das Recht stets nur in individueller, concreter Beziehung, nicht schon in der Totalität und im Abstracten, zu produciren vermag und somit und da das Leben in der Hervorbringung immer neuer individueller Fälle des Rechts unerschöpflich ist, eigentlich niemals mit seinem Substrate fertig werden kann. Hat man erst den Begriff und eine abstracte Theorie des Rechts, hat man erst allgemeine abstracte Rechtsgrundsätze, Rechtsregeln und Rechtsnormen gewonnen, so hat man hiermit das Recht schon in der abstracten Totalität und in sofern im Voraus für alle kommenden Fälle gewonnen; man weiß, was an sich Recht und Gerechtes ist und braucht dieses Wissen auf die, wenn auch immer neu und immer anders vorkommenden Fälle nur noch anzuwenden, nicht aber braucht man für jeden neuen Fall das Recht an sich erst von Neuem zu schaffen. Das verhält sich aber in der Periode der Naturwüchsigkeit grade umgekehrt, weil hier das Bewußtsein noch nicht des Rechts an sich mächtig und gewiß geworden ist; jeder neue Fall fordert also den Instinkt zu neuer ursprünglicher Rechtsproduction heraus. Es würde nun zu keinem sicheren und nachhaltigen Resultate und somit überhaupt zu keiner fertigen und erfolgreichen Rechtsentwicklung kommen, wenn der Instinkt in seinem natürlichen Drange, das Recht in jedem einzelnen Falle immer von Neuem und ursprünglicher Weise zu produciren, durch Nichts aufgehalten würde. Er wurde dann, wie Saturn, seine eigenen Kinder verschlingen, wenn auch nur unwillkürlich. Es muß daher ein Factor hinzukommen, der den Instinkt in dieser Hinsicht so zu sagen zu einem gefesteten Wesen bringt — nicht etwa gegen die Natur des Instinkts, sondern in dem Sinne, daß dadurch die in der eigenen Natur des Instinkts enthaltene Bestimmung, sich für seine eigenen Schöpfungen zu interessieren und dieselben zu affirmiren, ankastet sie immer wieder zu negiren oder zu ignoriren, effectuiert wird. Dieser hinzukommende Factor, dieses Moment der Ruhe und Positivität gegenüber dem fluctuiren und agilen Wesen des mit der individuellen Mannichfaltigkeit des Lebens verkehrenden und dadurch immer neu angeregten und aufs Mannichfachste irritirten Instinkts ist die in einer gewissen gefesteten und beharrlichen Uebereinstimmung mit sich in der Gesellschaft sich bildende Uebung des Rechts, für die wir nur gleich den Ausdruck „Gewohnheit“ gebrauchen wollen, nur daß hier noch an keine fertige, sondern allein erst an eine werdende Gewohnheit gedacht werden darf. Der Instinkt nun hat das Moment der Uebung schon unmittelbar an sich, d. h. er kann das Recht des einzelnen concreten Falls gar nicht produciren, ohne daß dieser Product in Form der Uebung oder, wenn man will, des

thatfactischen Geschehens zum Vorschein kommt. Allein die Uebung in diesem Sinne steht noch in keinem selbständigen Verhältnisse zu dem Instinkte und bildet in dem Gange der Rechtsentwicklung noch keinen Gegenstoß und noch kein Gegengewicht gegen denselben, kurz, noch keinen gleich geltenden Factor. Dies thut sie erst in sofern, als die in den einzelnen verschiedenen Fällen gewonnenen concreten Rechtsbilder in neuen gleichen oder ähnlichen Fällen zu Vorbildern genommen werden, nach denen das Rechtsbewußtsein sich auch in diesen neuen Fällen richtet; denn in soweit dies geschieht, findet der Instinkt sich von einer neuen ursprünglichen Production des Rechts ausgeschlossen und vielmehr zur Beobachtung und weiteren Ausbildung des bereits Producten, also zu dieser positiven Selbstbeschränkung bestimmt. Wird nun diese fernere Uebung und Anwendung einmal gewonnener Rechtsanschauungen zur Maxime des Rechtsbewußtseins — und dies kann naturgemäß gar nicht ausbleiben — so ist dies die werdende Gewohnheit und das Element, aus welchem später das eigentliche Gewohnheitsrecht (nämlich als fertiges und fix gewordenes Resultat des ganzen Processes) hervorgeht. An der sich bildenden Gewohnheit findet also der productive Instinkt seine Sphäre; durch sie gelangt er in sich selbst zur Ruhe und zum Resultate seiner selbst. Aber noch nicht absolut; noch immer bewahrt er der Gewohnheit gegenüber zugleich seine eigene Natur, d. h. seine Geltung und Wirksamkeit als dieses agile, schöpferische oder umgestaltende Princip, sobald die Gewohnheit eben dieserhalb dies erst als eine werdende erscheinen kann, die sich noch nicht absolut gefest, den Instinkt noch nicht absolut unter sich gefangen genommen, sich noch nicht zur herrschenden Form des Rechts vollendet hat. Denn nicht nur, daß, so lange die socialen Verhältnisse selbst erst noch im Entstehen begriffen sind, sich immer neue, noch nicht dagewesene sociale Discrimina herausstellen werden, hinsichtlich deren es noch gar keine Uebung gibt, sondern eine neue ursprüngliche Rechtszeugung notwendig wird, so kann auch in den Fällen, für welche bereits concrete Rechtsvorbilder vorliegen, die Uebung während der Periode der Naturwüchsigkeit doch noch keineswegs so unbedingt ihrer selbst gewiß sein, daß sie nicht noch mancherlei Wandlungen und Abweichungen von sich selbst ausgeht sein sollte, in denen himmiederum der Instinkt als dieses agile und schöpferisch neu gestaltende Princip sich zum Meister der Uebung aufwirft und somit die Gewohnheit unterbricht und wieder in den Process der Unruhe und des Werdens verwickelt. Z. B. die Ueberlieferung ist in Bezug auf gewisse Fälle wieder verloren gegangen oder undeutlich geworden, so daß sie kein richtiges Bild des früher in solchen Fällen beobachteten Rechts mehr gewährt; oder eine bereits in concreter Beziehung gewonnene Rechtsanschauung paßt nicht ohne innere Modifikation u. s. w. auf den neuen Fall, weil dieser, wenn er auch ähnlich ist, doch wieder seine besonderen Seiten hat u. dgl. m. Doch um statt bloßer Beispiele die Sache selbst in einen allgemeinen Satz zu geben,

so ist sie die, daß während der Periode der Naturwüchsigkeit die alltägliche gemeine Uebung des Rechts überhaupt — nicht etwa nur in gewissen Fällen — noch ebenso sehr im Elemente des Instinkts verliert, als umgekehrt der Instinkt im Elemente der Uebung oder des unmittelbaren thatsächlichen Geschehens; jeder dieser Factoren findet sich in seiner Sphäre noch unmittelbar aus den anderen bezogen und von dem anderen innerlich beschränkt; jeder hat den andern noch als seine eigene Bedingtheit an sich, ohne sich schon irgendwie im Zustande der Sonderung von dem andern und im Gegensatz oder gar in Opposition zu dem andern befinden zu können. Das bringt in jener Periode die kindliche Einfachheit und Einfachheit, die ganze hier noch herrschende Unmittelbarkeit und Naturnatürlichkeit des Bewußtseins mit sich. Der Instinkt als dieser theoretische Factor vermag gleichwohl nicht schon als solcher zu sich zu kommen und sich für sich zu setzen; allein erst im Momente der Uebung und in der Form derselben, der des thatsächlichen Geschehens, ist er im Stande sich zu betätigen und Zeugnis von sich zu geben. Andererseits ist die Uebung noch Nichts ohne den Instinkt, der sie in jedem einzelnen Falle als eine ihr innewohnende Seele anleitet und dazu bestimmt, in Uebereinstimmung mit sich zu bleiben; ohne dies würde sie noch nicht im Stande sein, den praktischen Factor zu bilden. Später gestaltet die Sache sich anders: der kritische Verstand, der dann an die Stelle des Instinkts getreten ist, sucht sich des Rechts grade mittels Abstraction vom dem Empirischen zu vergewissern und bildet abstrakte Theorien, in denen er im Stande ist, die Praxis zu verleugnen und sich in schroffe Opposition mit dem Leben zu setzen; andererseits sondert sich jetzt die Uebung von dem theoretischen Factor ab und tritt ihrerseits in Opposition mit der Theorie, indem sie sich definitiv zur fixen, öden Gewohnheit verhärtet, mit welcher kein innerer geistiger Verkehr mehr möglich ist. Hier ist es also zum Bruche zwischen diesen beiden Factoren gekommen, die in der Periode der Naturwüchsigkeit sich noch im Zustande unmittelbarer Identität befanden; — und es muß auch zu diesem Bruche kommen, damit Vermittelung an die Stelle der Unmittelbarkeit und freie Gegenseitigkeit an die Stelle der naturwüchsigsten Gebundenheit treten könne. — Wir haben uns also, was die Uebung des Rechts während der Periode der Naturwüchsigkeit betrifft, die Sache so vorzustellen, daß sie an und für sich wiederum ein Werk desselben Instinkts ist, der das Recht im Momente des befondern concreten Falls ursprünglicher Weise erzeugt — aber mit dem Unterschiede, daß er in diesem Elemente der weitern Uebung und Anwendung des einmal in concreter Bezeichnung producierten Rechts sich zugleich setzt und zur Ruhe gewöhnt, sich darin des Besizes und Genusses seiner Productionen vergewissert, auf diese Weise sich in sich selbst sammelt und tiefer und beharrlicher auf sich eingeht — kurz, sich selbst in soweit an sein eigenes positives Werk bindet, als es nöthig ist, damit er nicht im Regiren seiner Rechtsschöpfungen immer wieder sich selbst negire. Ist

der Rechtsinstinkt wirklich diese, wenn auch bloß erst anfängliche und noch unvermittelte Art und Weise der Rechtsbilder, sich im Bewußtsein und vom Bewußtsein aus zu betätigen, so bürgt auch jede einzelne concrete Rechtsschöpfung, bei welcher der Instinkt sich in Gemäßheit seiner Idee betätigt hat, einen allgemeinen Rechtsinhalt in sich, den der Rechtsinstinkt als solcher ohne fühlbaren Widerstreit mit sich selbst — und für den Instinkt ist eben schon das bloße Fühlen und Werken unmittelbares Gesetz und unmittelbare Nothwendigkeit — nicht wieder negiren, sondern nur noch affirmiren kann. In dieser Hinsicht wird der Instinkt sich als Gesinnung manifestiren, als ein *traces*, *un patetisches* und aufopferungsfähiges Festhalten des Bewußtseins an dem, was sich ihm einmal als recht und gerecht dargestellt hat. Dieses Festhalten wird aber offenbar nicht etwa bloß ein abstract theoretisches Caprice sein, sondern sich wesentlich und unmittelbar als das praktische Bedürfnis und Streben äußern, diese Rechte immer von Neuem unter allen den Umständen zu betätigen, auf die es an sich paßt und durch welche das Bewußtsein sich instinktmäßig daran erinnert findet. Somit wird die Uebung des Rechts kraft des ihr als Seele innewohnenden Instinkts darin bestehen, den allgemeinen Rechtsinhalt, den der Sinn in den verschiedenen, ihm durch unmittelbare Anschauung oder durch Ueberlieferung gegenwärtigen concreten Rechtsvorbildern instinktmäßig gewahrt, eben als dieses Allgemeine, Wesentliche, Bleibende und stets mit sich Identische des Rechts immer von Neuem lebendig zu betätigen; sie wird die Art und Weise bilden, wie der Instinkt dieses Allgemeine und Wesentliche des Rechts aus der Verschränkung und gleichsam Verausbarung, worin es sich in den einzelnen concreten Rechtsvorbildern befindet, löst und in die ihm zukommende allgemeine Herrschaft über das Leben effektiv einsetzt — wie er also seine einzelnen concreten Rechtsschöpfungen eben im Punkte dieses ihres allgemeinen und wesentlichen Inhalts affirmirt. Zu dem Allem muß er sich an sich oder theoretisch getrieben fühlen; aber nur im Elemente der Uebung kann er dieses Drangs inne werden, und nur im Wege und in der Form der Uebung ist er im Stande, ihm nachzukommen, da ihm der Weg und die Form des Begriffs und des Gedankens sich schon vorerhalten bleibt. Für das Bewußtsein identificirt sich daher jener allgemeine Rechtsinhalt nach wie vor mit der concreten Erscheinung, in der er enthalten ist oder in welcher er sich wiederholt betätigt; das Bewußtsein vermag ihn noch keineswegs mittels Abstraction von diesem seinem concreten, empirischen Dasein oder Geschehen zu fassen; und so behält die Ueberlieferung ihre Bedeutung, oder vielmehr sie gewinnt ihre eigentliche Bedeutung erst dadurch, daß sie der Praxis des Rechts dient und daß diese ihrer nicht entbehren kann. Aber der Sache nach besteht die Uebung des Rechts doch keineswegs etwa bloß in einem äußerlichen Copiren oder Nachahmen der vorhandenen Rechtsvorbilder, sondern das Recht an und für sich selbst wächst und mehrt sich hier von

Innen heraus — nur freilich auf dieselbe geheimnißvolle Weise, die überhaupt dem Wachen und der ganzen instinctiven Entwicklung eigen ist.

Während also die Uebung als practischer Factor dem Rechtsinstincte die äußere positive Verfassung hinzusetzt, bildet umgekehrt der Instinct die Seele der Uebung, in dem Sinne, daß die Uebung sich dadurch fort und fort von Innen heraus bestimmt findet und im lebendigen Fluße der Entwicklung begriffen bleibt. Eben darum aber kann, so lange dies Verhältniß, d. h. die Periode der Naturwüchsigkeit dauert, die Uebung noch keine eigentliche Gewohnheit und das Recht noch kein Gewohnheitsrecht genannt werden; denn unter Gewohnheit verstehen wir die innerlich abgeordnete und indifferent gewordene Uebung, die sich von selbst so macht, wie sie einmal ist und weil sie einmal so ist, ohne sich in den verschiedenen Anwendungsfällen durch ein inneres Princip geleitet und affirmirt zu finden. Die Gewohnheit ist für das Bewußtsein eine äußere Nothwendigkeit, in der es nun einmal befangen ist und die ihm nur in sofern zupassen kann, als es darüber den Mangel innerer Nothwendigkeit und den Zustand innerer Passivität und Indifferenz nicht mehr fühlt; mit der Rechtsübung während der Periode der Naturwüchsigkeit ist es dagegen so bestellt, daß dabei dieses innere, sittlich bestimmte Interesse und Bedürfnis sein Recht behält und die innere sittliche Befriedigung nicht aufhört, den Gesichts- und Zielpunkt des äußeren Thuns zu bilden. Somit hat diese Rechtsübung auch noch den Werth und die Bedeutung eines wirklichen, in sich lebendigen Entwicklungsmoments, was bei der eigentlichen Gewohnheit nicht mehr der Fall ist. Ueberhaupt ist das Recht im Zustande der Naturwüchsigkeit noch das werdende, das wachsende, das noch im Proceß eines Princips der Beweglichkeit und Negativität und eines Princips der Ruhe und Positivität begriffen und somit noch überall nicht zur definitiven Ruhe und Positivität, noch in keinem Punkte zu einem schließlichen Resultate seiner selbst gelangt ist. Die aus diesem Proceß auftauchenden positiven Producte bleiben trotzdem, daß der Instinct sich in der Form der Uebung als conservatives Princip bethätigt, doch noch immer dem Proceß, d. h. der Wiederauflösung oder Umgestaltung ausgelegt; es kann sich noch jederzeit ereignen, daß sie dem Bewußtsein unter veränderten Umständen eine Befriedigung mehr gewähren und daß somit der Rechtsinstinct sich getrieben findet, sich in einer solchen Beziehung vielmehr negativ, als affirmativ zu verhalten; es kann mit anderen Worten noch immer geschehen, daß das in solchen Producten enthaltene seelische Princip, obwohl es sich darin ausgemacht und zur Ruhe gesetzt zu haben scheint, zufolge eines unersessenen empfangenen Anstoßes, einer anderweiten Befruchtung u. v. von Neuem beginnt zu wachsen, sich zu verändern, sich mit anderen Bildungstrieben in Verbindung zu setzen, so daß nun auch die bisherige positive Gestalt eine andere wird; denn dieses dem Positiven innewohnende seelische Princip, das als solches weder schon die abgeschlossene, defini-

tive Bestimmtheit des Gedankens oder der gebotenen objectiven Norm, noch wird es von der äußeren Erscheinung bereits unterschieden; was also mit ihm passiert, das muß unmittelbar auch mit der letzteren passieren. Kurz, das Recht ist in der Periode der Naturwüchsigkeit noch nicht in dem Sinne positiv, daß seine Positivität schon eine entschiedene, definitive Schranke für das Princip der Beweglichkeit bildet; ebenso wenig ist es schon ein objectives Recht, sondern noch wesentlich in der Sphäre der Subjectivität befangen. Aber es ist auf dem Wege, das Alles zu werden, und zwar in der Gestalt als Gewohnheitsrecht, so daß wir das Recht im Zustande der Naturwüchsigkeit als das werdende Gewohnheitsrecht und die Art der Uebung, worin es sich während jener Periode befindet, als die werdende Gewohnheit werden betrachten dürfen (— man könnte diese Art der Uebung etwa auch die noch besetzte und in sofern sich selbst noch nicht gleich gewordene Gewohnheit nennen —). Das Gewohnheitsrecht ist nämlich dieses bereits gewordene, in sich und mit sich selbst hin fertige Recht, das als solches nur das Schlussergebnis einer vorausgegangenen Entwicklungsperiode, in welcher das Werden das herrschende Princip war, gedacht werden kann, und das nun als dieses fertige historische Resultat und Vermächtnis zugleich den Charakter der Positivität und Objectivität annehmen an sich trägt. Aber freilich allein erst für den kritischen theoretischen Verstand, der sich dieses Resultat als solches oder, in sofern er es nicht schon aus seinem historischen Grunde durchaus begreift, doch als etwas erfahrungsmäßig Gegebenes vergegenständlicht und diesem gegebenen Rechte zugleich die Fähigkeit und Bestimmung zuerkennt, eben als Recht, als zum Voraus, im Allgemeinen und in abstracto gesetzte Norm und Einwirkung zu gelten. Ueberhaupt aber ist das Hervortreten des Gewohnheitsrechts als dieses positiven, Schlussergebnisses der Periode der Naturwüchsigkeit und ist in sofern der Abschluß dieser Periode selbst dadurch bedingt, daß das Rechtsbewußtsein sich kritisch in sich aufzuheben und zu entwickeln beginnt, daß also der Instinct als solcher aufhört; denn eben erst indem auf diese Weise aus den Rechtsproducten jener Periode das seelische Princip und somit das Wachsthum verschwindet, vollenden sie sich zu diesem fertigen, in sich und aus sich fortan unveränderlichen positiven Resultate und verhärtet sich die bisher in sich lebendige und besetzte Uebung zur bloßen Gewohnheit, die weiter keinen Grund und Zweck mehr hat, als unmittelbar sich selbst, und weiter keinen Trieb mehr kennt, als den, durchweg sich selbst gleich zu bleiben. — Wir sind hiernit an dem Punkte angelangt, wo die kritische Rechtsentwicklung beginnt, wo demnach das bisherige nicht kritische Recht seinen Gegensatz und seine Negation an einem kritischen Rechte und kritischen Rechtsbewußtsein findet und sich nun gegen diese Negation eben als starres und fixes, auf seine historische Autorität und seine innerer Unbeweglichkeit trotzendes Gewohnheitsrecht setzt und zu behaupten sucht. Wir haben demnach das Gewohnheitsrecht jetzt in diesem

kritischen Gegensatz zu betrachten; und zwar stellen sich uns nach unserer obigen Disposition

II. die Jurisprudenz und das Juristenrecht als die nächsten kritischen Gesichtspunkte und Ausrufen für das Gewohnheitsrecht dar.

Die Jurisprudenz ist das kritische Rechtsbewußtsein, in wieweit es sich im Momente des Positiven angelegentlich und wissenschaftlich mit sich selbst beschäftigt, sich selbst kritisch erfährt, sich selbst als Grund, Zweck und Bestimmtheit des Positiven setzt, kurz sich spezifisch juristisch zu dem Positiven verhält; und das Juristenrecht ist die That, durch die es seinen Beruf, das Positive aus seiner eigenen kritischen Macht zu bestimmen und mit der Auctorität derselben auszurufen, effectiv und in Gestalt eines positiven Ergebnisses bekrundet. Wie nun aber schon aus dieser Begriffsbestimmung wird entnommen werden dürfen, so bilden Jurisprudenz und Juristenrecht nicht etwa schon den Anfang der kritischen Rechtsentwicklung, noch auch das ausschließliche Element derselben; sondern sie sind ein Product der kritischen Rechtsentwicklung überhaupt, worin diese zum Unterschiede von sich fortgeht und somit, was das Positive betrifft, erst wahrhaft bei sich anlangt. Sie bilden mit andern Worten einen Höben- und Zielpunkt der kritischen Rechtsentwicklung, worin diese sich aus ihrer Breite heraus sammelt, sich aus ihrer Formlosigkeit zur Selbstverfassung aufsummen nimmt, sich selbstbewußt in sich concentrirt, kurz, sich in Acht auf das Positive als mit sich selbst beschäftigte Idee förmlich und angelegentlich constituirte. Jurisprudenz und Juristenrecht setzen also sowohl der Zeit wie dem Begriffe nach eine allgemeine kritische Rechtsentwicklung voraus, worin sie an sich begriffen sind und auch begriffen bleiben. Demnach muß das spezifisch juristische Verhältnis, in welches das Rechtsbewußtsein sich zu dem Positiven setzt — theoretisch durch planmäßige und zweckbewußte Erwirrung und Anordnung, Kenntniß und Rebe des Rechtsmaterials, praktisch durch selbstige Ausprägung des lebendig sich darbietenden Stoffes zum objectiven Rechte — also dieses spezifisch juristische Verhältnis muß im Wesentlichen schon in dem kritischen Rechtsbewußtsein überhaupt, schon in dem gemeinen Volksbewußtsein, in wieweit dieses in Bezug auf das Recht eine kritische Haltung annimmt, als Potenz und Anlage enthalten sein, sobald es durch die Jurisprudenz bios noch zur Entbindung und zur förmlichen, unterschiedlichen und effectiven Erfüllung gelangt. Wie dies nun namentlich auch in Bezug auf das Gewohnheitsrecht zutrifft, ja grade in Bezug auf dieses historische Resultat, welches dem erwachenden kritischen Rechtsbewußtsein als nächstes Object und nächstes Substrat für dessen kritische Operationen sich darbietet, recht eigentlich zutreffen muß, so wird es angemessen sein, wenn wir unser Augenmerk zuvörderst näher auf diesen Punkt richten, und demnach

A. untersuchen, in welches Verhältnis das Rechtsbewußtsein überhaupt im Momente seines Uebergangs zur kritischen Verfassung und Entwicklung sich zu dem historisch vorliegenden Rechte setzen wird. Wir

werden finden, um dies gleich im Voraus zu bemerken, daß dieses Verhältnis für den Anfang noch kein freies ist, noch sein kann, sondern noch unermiedlich an der Abhängigkeit von dem gegebenen Gegenstande leidet; daß es aber bereits den Keim und die ganze Anlage zu der kritischen Selbstermanzipirung des Rechtsbewußtseins von dieser positiven Auctorität in sich trägt; welche Potenz dann eben unter der Gestalt der Jurisprudenz und des Juristenrechts zur näheren Entwicklung und, soweit dies in diesen kritischen Formen möglich ist (sie haben nämlich noch die Rechtswissenschaft und die Gesetzgebung als höhere Formen über sich), zur effectiven Erfüllung gelangt.

Wie der Instinkt überhaupt, in dessen Elemente alle Entwicklung beginnt, bestimmt ist, im Laufe eben dieser Entwicklung sich schließlich zum kritischen Bewußtsein in sich aufzuheben und somit als Instinkt aufzuheben, so auch der Rechtsinstinkt. Ueber die Zeit dieses Uebergangs — um dies ein für allemal vorweg zu nehmen — läßt sich im Allgemeinen Nichts weiter bestimmen, als daß dieser Uebergang zwar immer schon von einem gewissen Zeitpunkte an in dieser oder jener Beziehung erkennbar sein und von da an sich immer deutlicher und umfassender darstellen wird, daß er sich aber wenigstens dem Erfolge nach und obgleich das kritische Princip an sich bereits festsetzt, nur sehr allmählig macht, sobald möglicherweise die Herrschaft des Instinkts in einzelnen Beziehungen noch lange, nachdem das Rechtsbewußtsein im Großen und Ganzen schon eine entschiedene kritische Haltung angenommen hat, fortauern kann; was dann ein Zeichen davon ist, daß und in wiefern das kritische Rechtsbewußtsein sich doch noch im Rückstande mit sich befindet. Diese Bemerkung für diejenigen, die sonst unserer Erörterung den Vorwurf könnten machen wollen, als statuire sie, im Widerspruche mit der Erfahrung, von da an, wo das Rechtsbewußtsein überhaupt nur eine kritische Haltung angenommen, auch überhaupt keine neue und fernere Entfaltung von Rechtsgeboten mehr. Ein solches fernere Entfalten instinktiven Werdens des Rechts statuiren wir allerdings auch noch, nachdem jene Kritik an sich bereits eingetreten, und selbst noch, nachdem sie sich im Großen und Ganzen bereits effectiv hat; aber wir thun dies eben nur in sofern, als im Rechtsbewußtsein in einzelnen Beziehungen noch ein Rest instinktiver Bestimmtheit zurückgeblieben ist und den Umständen nach vor der Kritik noch Ruhe hat und freies Spiel behält. Was wir also von dem Ausbilden des Rechtsinstinkts und von der dafür eintretenden kritischen Rechtsentwicklung weiter sagen werden, das wird mit der eben bezeichneten Beschränkung, und wird überhaupt vorzugsweise vom Principe aus zu verstehen sein. — Uebrigens nehmen wir keinen Anstand, zu behaupten, daß die Entstehung neuer Rechtsgebotenheiten im eigentlichen Sinne für unsere Zeit entschieden ein Ding der Unmöglichkeit geworden ist, und auch schon seit längerer Zeit nicht mehr hat geschehen können.

Mit dem Uebergange des Rechtsinstinkts zum kritischen Bewußtsein verschwindet aus dem Rechte die Ra-

türwürdigkeit und gewinnt das Recht nimmere die Bestimmung, Product und Object des selbstbewußten Geistes zu sein. Aber zunächst bleibt das wachgewordene kritische Bewußtsein noch auf das positive Rechtsproduct der Periode der Naturwürdigkeit wie auf sein eigenes Product bezogen, d. h. daß nicht auf kritischem, sondern nur auf naturwürdigem Wege gewordene Gewohnheitsrecht, das jetzt sich als solches unterschiedlich herausstellt, gilt dem kritischen Rechtsbewußtsein gleichwohl noch für das ihm selbst gemäße Recht; und erst sehr allmählig gelangt es dahin, sich von diesem historischen Vernunftnisse einer im Principe abgethanen Zeit zu emanzipiren und an dessen Stelle seine eigenen kritischen Rechtserschöpfungen zu setzen. Es ist aber auch für den Anfang Nichts natürlicher, als daß das kritische Rechtsbewußtsein in dem Gewohnheitsrechte als diesem historischen Resultate sein positives Alter ego erblickt, ohne welches es noch nicht leben und noch nicht fertig werden kann (— eine Bemerkung, die überhaupt da gilt, wo die Kritik noch nicht viel über den Anfang hinaus ist —); denn eben erst diesem positiven Gegenlage und somit der *facultas*, ein solches positives Rechtsproduct von sich anzusprechen, sich selbst also davon zu unterscheiden, verdankt das Rechtsbewußtsein sich selbst als kritisches; erst im Momente dieser Auscheidung und Unterscheidung hat es dazu gelangen können und gelangt es vorerst ferner dazu, in sich zu reflectiren und sich eben hierin kritisch zu erfassen. Daß also der ursprünglich warme und flüssige Proceß der Naturwürdigkeit des Rechts, in welchem das innere, seelische Princip und das äußere Geschehen noch schlechthin Eins und in sich ununterschieden sind, daß dieser Proceß erkalte und erstarrt und so dieses positive, fortan in sich unveränderliche Rechtsproduct, das wir Gewohnheitsrecht nennen — gleichsam diese Crystallisation absetzt: das ist die unerläßliche Bedingung dafür, daß das kritische Rechtsbewußtsein als solches zu sich kommt; und es ist dies wesentlich das Element und der Vorgang, worin und wodurch der Instinkt sich zum kritischen Bewußtsein aufhebt. In sofern ist also das kritische Rechtsbewußtsein ein Product aus diesem Sich-Vollenden des naturwürdigen Rechts zum Gewohnheitsrecht; und es muß sich somit und bevor es sich im Laufe der Entwicklung davon frei gemacht haben kann, wesentlich auf dieses historische Rechtsergebnis bezogen und durch dasselbe bedingt finden. Aber die Sache hat zugleich die andere Seite (und dadurch zeigt sich dieses Bezogenheit um so tiefer begründet), daß das Gewohnheitsrecht als festes, definitives Resultat der Naturwürdigkeit nicht minder ein Product des kritisch in sich erwachten Rechtsbewußtseins ist. Denn dieses Erwachen ist Außerben des Instinkts als solchen, ist also der Vorgang, wodurch das seelische Princip aus den naturwürdigen Rechtsgestaltungen, die nun *eo ipso* den rein natürlichen Grund und das Daghutem verlieren, verschwindet und diesen Gestaltungen als seelisches Princip gegenübertritt; es ist, wie schon gesagt, der Vorgang, wodurch das Bewußtsein das Positive als ein Ding für sich zu einer eigenen Sphäre selbstbewußt von

sich ausschließt, es sich unterschiedlich objectiviert und es in sofern erst als ein in sich fertiges und hierdurch des Bestehens und der Geltung fähiges Recht setzt und bekräftigt. Hierbei ist zu bemerken, daß der Instinkt bei normaler Entwicklung vor dem kritischen Bewußtsein nicht eher das Feld räumt, als bis er in der Verarbeitung seines Stoffs Alles geleistet hat, dessen er als bloßer Instinkt fähig ist, sodas man bei dem positiven Resultate, welches er dem kritischen Bewußtsein hinterläßt, auf ein wirkliches Vollendet- und Fertigmachen der rein naturwürdigen Entwicklung rechnen darf. Sein Absterben ist nichts Anderes, als seine Selbsterschöpfung; er stirbt ab, weil er in der Fortführung der Entwicklung an der Grenz seiner von Haus aus nur endlichen Macht und Bestimmung angelangt ist; — nun erst ist für das Bewußtsein die Möglichkeit und zugleich die Nothwendigkeit gekommen, sich kritisch in sich aufzuheben; und zwar thut es dies, indem es, an inner Grenze angelangt, der Ohnmacht und Unzulänglichkeit des bloß instinktiven Bestimmtheits auf Dringlichkeit — man kann vielleicht sagen: auf peinliche und schmerzliche Weise inne wird, hierdurch in innerer Spannung mit sich geräth, und nun in diesem Proceß der in ihm liegenden höheren geistigen Macht und Fähigkeit sich befreit wird.

Wir haben uns das bezeichnete positive Rechtsproduct aus der Periode der Naturwürdigkeit, das im Momente des Uebergangs des Instinkts zum kritischen Bewußtsein schlechthin und definitiv erstarrt und als abgemachtes Object, als ausgemachtes Recht hervortritt, bereits als Gewohnheitsrecht vorgestellt, weil, nachdem aus der Uebung das seelische Princip und überhaupt aus dem Ganzen die Naturwürdigkeit verschwunden, nur noch die leere, in sich indifferente Gewohnheit als Grund der Uebung und der abstracten Selbstständigkeit derselben übrig bleiben und gedacht werden kann, so zwar, daß dieses Recht an und für sich selbst nur noch durch die Macht der Gewohnheit sich erhalten und sich selbst gleich bleiben kann, nämlich in dem Punkte, worin es eben nur sich selbst gleich und von jeder andern Art positiven Rechts wesentlich unterscheidet, wir meinen im Punkte seines naturwürdigen, also, nicht kritischen Gewordenseins. In sofern demnach dieses historisch überlieferte Recht in der einen oder andern Beziehung nicht sowohl aus Gewohnheit, wie vielmehr wesentlich und absichtlich um seines inneren Werths willen niemals geübt und anerkannt worden ist, in sofern also das Rechtsbewußtsein bei diesem Rechte von dem Grunde und Zweck der Gewohnheit kritischer Weise abstrahirt, so hört es nun auch als Gewohnheitsrecht auf und ist vielmehr zu einem kritisch reproducirten Rechte geworden; das Gewohnheitsrecht ist hier grade in dem Punkte, worin es als solches stets sich selbst gleich bleiben muß, sich selbst ungleich geworden, nämlich im Punkte seiner inneren Genese und des inneren Grundes seiner Geltung. Wir wollen hiermit im Voraus darauf hingewiesen haben, daß und in wiefern auch das Gewohnheitsrecht sich in kritisches Recht verwandelt

oder eine Bestimmung des kritischen Rechtsbewußtseins zu seinem inneren Grunde und beliebenden Principe gewinnen kann, ohne sich nothwendig in seiner äußeren, positiven Bestimmtheit ändern zu müssen; zugleich aber wollen wir hierdurch dem Einwande begegnet haben, als könne das Gewohnheitsrecht auch als solches recht wohl dem kritischen Rechtsbewußtsein innerlich entsprechen und oem diesem innerlich getragen und lebendig offenbart sein, da ja die Erfahrung manche Rechtsgewohnheiten und gewohnheitsrechtliche Gebilde, namentlich Einrichtungen aufweise, bei denen dies wirklich der Fall sei. Ein solches Gewohnheitsrecht hat ihren angehört, reines und eigentliches Gewohnheitsrecht zu sein; und diese Erwägung ist mit nichten unerheblich in einer Angelegenheit, wo es sich zur Aufklärung so mancher und so ordentlichlicher Irrthümer und Missverständnisse um den scharfen kritischen Begriff „Gewohnheitsrecht“ und um das Principe handelt, ob Gewohnheit? ob Kritik und Begrifflichkeit? Jene einzelnen gewohnheitsrechtlichen Gebilde, die das kritische Rechtsbewußtsein und eine durch die fernere kritische Entwicklung bedingte Genehmigung für sich gewonnen haben, sind eben dieses lebendigen inneren Principe wegen auch gar nicht durchaus dasselbe geblieben, was sie ursprünglich waren; sie haben sich von ihnen heraus ihrer Idee und Folgeweise aus ihrer äußeren Gestalt nach mannichfach verändert, haben kritische Unterschiede und Discrimina in sich aufgenommen, die die Gewohnheit nicht erzeugt haben kann, und für welche die Gewohnheit überhaupt keinen Sinn und kein Verhältniß hat; kurz, das eigentlich gewohnheitsmäßige erscheint in ihnen kritisch negiert, und sie barren der Geseßgebung, um auch ihrem äußeren formellen Verstande nach kritisch berichtigt und fundirt werden zu können. — Hieron abgesehen, befindet sich das erwachte kritische Rechtsbewußtsein, indem es, wie gezeigt worden, um seiner Selbstuntercheidung und Inselflexion willen das Gewohnheitsrecht als diesen seinen positiven Begriffs und als das einzige sich ihm vorerst darbietende Object anzuerkennen hat, zugleich in der Lage, die ganze innere Beschränkung, die darin für es enthalten sein muß, so lange über sich ergehen zu lassen, bis es dieses Widerspruch im Laufe der Entwicklung — und eben dieser Widerspruch ist das unmeßbare Element dieser Entwicklung — mächtig und in sofern des Gewohnheitsrechts selbst ledig geworden sein wird. Mit dieser inneren Beschränkung, mit dieser erst durchzumachenden positivistischen Bedingtheit und Abhängigkeit verhält es sich folgendermaßen. Das Gewohnheitsrecht als dieses positive Vermächtniß aus der Periode der Naturwüchsigkeit, aus welchem die lebendige Seele entstehen ist, vermag eben deshalb allein noch durch seine äußere Haltung, durch seine formelle Fertigkeit und Abgemessenheit, kurz allein noch durch seine historische Positivität und Thatfähigkeit zu bestehen und zu dauern. Seine Gewähr dem kritischen Principe gegenüber liegt allein darin, daß es die starre, unberegbare Gestalt, in welcher es am Schlusse der Periode der Naturwüchsigkeit selbständig und unterschiedlich hervortritt, daß es den Troß der reinen Positivität dem

kritischen Principe gegenüber bewahrt, sich rein auf seine historische Gegebenheit und Thatfähigkeit stützt und so dem kritischen Geiste kraft der unmittelbaren Auctorität widersteht. Eben hierdurch verfallt es der Gewohnheit, und ist es Gewohnheitsrecht; denn die Gewohnheit ist die einzige denkbare Art und Weise, wie ein akritisches Princip sich in Bezug auf einen sittlichen, an sich dem Leben und der Entwicklung angehörigen Inhalt zu erhalten und gegen diese Entwicklung zu behaupten vermag. Das Gewohnheitsrecht als solches verträgt keine Entwicklung; ja, es schließt an sich die Forderung in sich, daß die Entwicklung überhaupt aufhöre und sein Fortschritt über das in ihm einmal erreichte positive Ergebniss hinaus mehr statfinde, damit es nicht etwas selbst wieder in Fluß gesetzt und darin aufgelöst und umgebildet werde. — Indem nun das Gewohnheitsrecht diese Auctorität des Historischen und Positiven gegen das erwachte kritische Rechtsbewußtsein zunächst wirklich behauptet und dies für das letztere selbst noch eine Nothwendigkeit ist, weil es ohne diesen festen positiven Gegenstand und Gegenstand sich selbst überhaupt noch nicht haben würde, so kann das Verhalten dieses Rechtsbewußtseins zu diesem vorgefundenen Rechte zunächst allein erst ein so formell kritisches sein, wodurch es sich mit diesem positiven Probenste allein erst äußerlich und formell beschäftigt und zu verfahrenen sucht, ohne es schon innerlich durchdringen zu können (was bereits einer kritischen Auflösung desselben gleichkommen würde). Hierüber sind folgende nähere Bestimmungen zu geben:

a) Das kritische Rechtsbewußtsein stellt sich dieses schließliche Ergebniss der vorigen Periode, worin der rein naturwüchsigke Bildungsproceß mit sich und seiner Aufgabe fertig geworden und zum Abschlusse gediehen ist, eben als solches, als dieses fertige positive Rechtsprodukt objectio vor Augen. Es wird sich darin dieses Abschlusses und dieser Summe positiver Bestimmungen, die dabei herausgekommen sind, unterschiedlich bewußt und oberhalb sich zu diesem Objecte selbstbewußt als Subject. Erst von jetzt an gibt es ein positives und objectives Recht im eigentlichen Sinne; das Recht hat aufgehört, unmittelbares subjectives Bestimmnis zu sein. Dies ist aber eben bereits eine kritische That des Rechtsbewußtseins, worin es sich als kritisches affirmiert und seine Erlösung aus der Form des bloßen Instinkts so gewis und so bündig bezeugt, daß, soweit der Umfang dieser That reicht, der bloße Instinkt nie wieder zu Kräften kommen, das Recht nie wieder seine positive und objective Unterschiedlichkeit für das Bewußtsein verlieren kann (wobei nur nicht das zufällige Rechtsbewußtsein dieser oder jener Einzeler mit dem Rechtsbewußtsein überhaupt und im Ganzen verwechselt werden darf). Aber nicht etwas nur auf die empirische Gestalt und Erscheinung, worin jenes Vermächtniß dem Bewußtsein vor Augen tritt, beschränkt sich jene Untercheidung, die letztere ist mit anderen Worten nicht etwa bloß ein bestimmteres und deutlicheres Wahrnehmen; sondern sie ist wesentlich zugleich schon Urtheil und verstandemäßige Erfassung. Das Recht wird als solches im Gegensatz zum Factum und überhaupt zum

Empirisch unterscheiden; das Bewußtsein unterscheidet die abstracte positive Rechtsnorm (es erweitert sich also in sich selbst und selbstbewußt zu diesem allgemeinen und thetischen Wissen von Rechte); es bemächtigt sich der Kenntniß des Rechts mittelst Abstraction von der Erscheinung, die somit bereits indifferent wird; es lernt das Recht in der Gestalt von Rechtsvorschriften, Rechtssätzen, Rechtsregeln u. s. w. kennen. Die Ueberlieferung hört auf, den früheren Sinn und Werth zu haben; sie wird zu einer im Munde des Volks sich fortsetzenden Lehre des Rechts, d. h. sie bekommt jetzt abstracte Rechtsätze zu ihrem Inhalte; und wenn sie dieselben in einzelnen Beziehungen auch noch einhüllt in die Geschichte von einzelnen Rechtsfällen, so figuriren diese dabei doch nicht mehr als die Sache selbst, sondern nur als Belege oder Veranschaulichungen des Abstracten. Wenn man selbst heutigen Tages noch phantasiren hört von der Ueberlieferung als von dieser stets lebendig fließenden und ursprünglichen Quelle des Rechts und als von dieser dem Gewohnheitsrechte und nur diesem eigenen Bereichsanse, wodurch es für sich selbst das beste und gültigste Zeugniß ablegt, so ist das eben nur Phantasie oder vielmehr ein Spul der Studirstube; es gibt ein solches Ding schon lange nicht mehr. Die Ueberlieferung ist zu einem Mittel der Gewohnheit geworden, wodurch diese sich von einer Zeit zur andern bei sich selbst erhält; ein Mittel des lebendigen und ursprünglichen Werdens und Sichfortzeugens des Rechts hat sie aufgehört zu sein. Seitdem die Uebung des Rechts zur Gewohnheit geworden, hat sie eo ipso ein für allemal ihren festen positiven Rechtsinhalt gewonnen, und die Kenntniß dieses Inhalts, die Kunde von dem, was unter den und den Verhältnissen kraft Gewohnheit Rechtens sei, ist nun positive Rechtskenntniß geworden oder wenigstens auf dem Wege, es zu werden; bei so bewandten Umständen aber, wo von keinem Wachsen und Werden des Rechts mehr die Rede sein kann, muß eben auch die Ueberlieferung aufhören, das zu sein, was sie früher war, ein lebendiger Träger der Rechtsentwicklung. Die Gewohnheit als solche sucht sich nicht mehr im Spiegel der Vergangenheit, wie es das Rechtsbewußtsein zur Zeit der Naturwirklichkeit mit Hilfe der Ueberlieferung that; sie hat sich gefunden, geniest sich im gegenwärtigen, abgeschlossenen Besitze ihrer selbst, bezeugt sich selbst schon dadurch, daß sie eben da ist und herrscht, und ist gleichgültig gegen ihre Vergangenheit geworden; wie ihr denn überhaupt ihrer ganzen in sich indifferenten Natur nach kein Interesse innerwohnen kann, sich irgend eine Idee von sich selbst zu machen und sich mit dieser zu vergleichen. Das ist der praktische und effective Bestand der Sache; theoretisch ist er der, daß das Recht ein intellectuell gegenwärtiges und darin unabhängig von dem Gedächtnisse des einst Geschehenen geworden ist oder doch im Begriffe steht, es zu werden. Lebensfalls würde die Ueberlieferung bei den sich immer mehr erweiternden, vermannichfachenden und verwickelnden socialen Verhältnissen gar nicht mehr im Stande

sein, dieselbe Wirksamkeit, wie zur Zeit der Naturwirklichkeit, wo ihr die große Einsicht und Einsalt des Sinnes, der Sitten, der socialen Verhältnisse u. s. w. entgegen kommt, zu üben; weder würde sie noch den immer mehr anwachsenden Stoff bewältigen, noch fernweit auf dasselbe Interesse für ihre Beschichten rechnen können; denn die letzteren betreffen eben nur Vorwissen, die früher zwar die Bedeutung socialer Erkenntnisse haben konnten, später aber anfangen, zu den alltäglichsten Dingen zu gehören, die immer nur für weniger Theilhabende von Interesse, für tausend Andere aber höchst gleichgültig sind.

So gewiß nun aber auch das Rechtsbewußtsein in den oben angegebenen Beziehungen sich rücksichtlich des Gegenstandes bereits kritisch affirmirt, so ist dieses Verhalten, wie gesagt, doch bloß erst ein formell kritisches, das sich noch nicht auf den Inhalt bezieht, noch weniger aber sich schon nach der substantiellen Idee des Rechts zu bestimmen und das vorgefundene positive Recht schon mit dieser zu vergleichen vermag. Es steht dieses vorgefundene Rechtsinhalte ohne Weiteres als ganz voraus; es affirmirt ihn so, wie er da ist, und sein ganzes abstractes Wissen vom Gewohnheitsrechte läuft somit darauf hinaus, das letztere theoretisch bei seiner Identität und Unveränderlichkeit zu erhalten, d. h. bei derjenigen formellen oder äußeren Bestimmtheit und Gestalt, an welcher das kritische Rechtsbewußtsein als solches in sich reflectirt und von der es sich seine Rechtskenntniß abstrahirt. Denn die solchergestalt einmal gewonnene abstracte Rechtskenntniß bringt theoretisch die Forderung mit sich, daß das Recht auch in der Praxis so bleibe, wie es in Gestalt dieser Kenntniß dem Rechtsbewußtsein vor Augen steht; die Praxis des Gewohnheitsrechts fängt also (der Idee des letzteren völlig entsprechend) an, von der Theorie an sich selbst gebunden zu werden, und das Gewohnheitsrecht erfährt in sofern eine kritische Bestätigung. Andererseits hat das Bewußtsein jene Rechtskenntniß, worin ihm das Recht intellectuell gegenwärtig ist, nur von einer bestimmten empirischen Gestalt des Gewohnheitsrechts (nicht etwa von einer allgemeinen logischen Idee desselben, die es gar nicht gibt) abstrahiren können; es findet sich also auch seinerseits, nämlich rücksichtlich seines theoretischen Wissens vom Gewohnheitsrechte, an jenes empirische Mutter geßelt und somit positivitätlich gebunden und bedingt, was mit anderen Worten soviel heißt, daß überhaupt das Wissen des Rechts noch in die Schranken gebannt bleibt, die ihm die Gewohnheit, dieser praktische, aber in sich gegen die Theorie indifferente Factor rein empirisch setzt, daß es über diese Schranken noch nicht frei hinausstreben, das Recht noch nicht aus seinem Bezirke sehen und bestimmen kann — es wäre denn, daß es das Gewohnheitsrecht im Principe aufzuheben wüßte. Theorie und Praxis treten hiernach zwar bereits als Gegensätze hervor, aber in einem Zustande gegenseitiger Gebundenheit, worin sie sich einander nicht weiter fördern, sondern nur bestimmt sein können, sich einander stets auf denselben Punkte festzuhalten. Das Rechtsbe-

müß sein, daß also die Factoren der weiteren — kritischen — Rechtsentwicklung, Theorie und Praxis, zwar an sich gewonnen, aber nicht schon in Beziehung auf die logische Substanz des Rechts, sondern allein erst in Beziehung auf ein positives, von der Vergangenheit geschaffenes und hinterlassenes Rechtsprodukt, aus welchem die logische Idee des Rechts noch nicht frei herauszuleuchten vermag. Das kritische Verhalten bleibt, wie gesagt, noch durchaus positivistisch besagen, und muß sich erst allmählig von jenem historischen Vermächtnisse und dessen unmittelbarer Auctorität emanzipiren, um sich seiner Bestimmung gemäß auch substantiell kritisch verhalten zu können. Dies heißt aber nichts Anderes, als daß ein wahrer Fortschritt auf der Bahn der Rechtsentwicklung fortan nur in sofern Statt habn kann, als dadurch zugleich das Princip des Gewohnheitsrechts immer tiefer und bündiger aufgelöst und überwunden wird. Dies ist also von jetzt an die Zukunft des Gewohnheitsrechts — ein notwendiges Ziel der Entwicklung, falls diese nicht still stehen soll. Der Anfang hierzu ist nun aber immer schon unwiederbringlich dadurch gemacht, daß das Rechtsbewußtsein sich überhaupt nur kritisch, wenn auch vorerst bloß formell kritisch, zu jenem historischen Vermächtnisse verhält; Alles, wodurch es sich mit diesem Producte weiter zu verständigen und ins Einvernehmen zu setzen sucht, ist trotz dieser Absicht und trotzdem, daß das Gewohnheitsrecht dadurch recht eigentlich bekräftigt und befähigt zu werden scheint, im Grunde der Sache doch schon ein Schritt auf der Bahn zu dem vorhin bezeichneten Ziele; denn das Gewohnheitsrecht wird dadurch unmerklich mehr und mehr unter den kritischen Gesichtspunkt gebracht, den es doch seiner inneren Natur nach nicht verträgt; und seine positiver und historischer Auctorität wird dadurch in dem Maße allmählig abgeschwächt, daß nun auch das kritische Princip freie Hand bekommt, um das Recht in seiner Weise sehen und bestimmen zu können.

Eine besonders sprechende Art und Weise, wie das kritisch gewordene Rechtsbewußtsein sich das vorgesehene Gewohnheitsrecht objectivirt, ist die schriftliche Aufzeichnung — gleichsam diese förmliche Avertung und Einschreuerung des bis dahin gewachsenen und nun zur Ernte reis gewordenen Rechts. Beispiele davon sind bei den Römern die *Twelf-Tablen* (wenigstens theilweise) und im Mittelalter die *Vollrechtsbücher* (leges *Barbarorum*). In diesem Uebergange vom *jus non scriptum* zum *jus scriptum* markirt sich also dem tieferen Grunde nach der Uebergang vom bloßen Rechtseinsichte zum kritischen Rechtsbewußtsein. Nicht nur ist die Schrift überhaupt schon eine Form der Objectivierung, Präcisierung und bleibenden Feststellung, so daß ein Recht, welches man aufzeichnet, damit es eben aus dieser Aufzeichnung erkennbar sei und bleibe, sich hierdurch von seiner bisherigen Naturwüchsigkeit und natürlichen Freiheit abgeschnitten, sich statt dessen in die Haft der Schrift gebracht und zu derselben positiven Unwandelbarkeit, die der Schrift eigen ist, verurtheilt finden muß; — sondern die Schrift ist zugleich wesentlich eine

kritische Form, in welcher der Gegenstand die bisherige akritische Verfassung *ex professo* aufhebt; und das um so gewisser, je mehr er an sich logischer Natur ist und noch dazu eine die Gesellschaft als solche unmittelbar angehende Anglegenheit betrifft, wie dies beides beim Rechte der Fall ist. Ein bisher ungeschriebenes gewesenes Recht, zumal ein Volkrecht, kann gar nicht in ein geschriebenes verwandelt werden, ohne daß es eo ipso Gegenstand einer, wenn auch noch positivistisch besagenden, doch schon wesentlich kritischen Thätigkeit — Gegenstand der Nachforschung, Untersuchung, Prüfung, kurz, des Urtheils wird; ja, es kann kaum fehlen, daß der kritische Verstand der Aufzeichnenden, selbst ohne eigentlicher Absicht, von dem Seinigen hier und da etwas hinzuthut, um einzelne Rechtspunkte deutlicher und bestimmter auszudrücken, als es das Leben gethan, Verbindung und Zusammenhang herzustellen, einzelne Widersprüche zu entfernen oder zu veräußen u. dgl. m. Aber die schriftliche Aufzeichnung des Rechts ist nicht etwa nur so ein beiläufiges und gelegentliches Zeichen davon, daß das Rechtsbewußtsein bereits in einer kritischen Richtung auf das Recht begriffen sei; sondern sie bezeichnet zugleich einen wesentlichen und bemerkswerthen Fortschritt auf der Bahn der kritischen Rechtsentwicklung. Mit der schriftlichen Aufzeichnung — wenn auch zunächst nur des überlieferten naturwüchsigsten Rechts beginnt das Recht diejenige äußere Formbestimmtheit und Verfassung anzunehmen, die im kritischen Begriffe des positiven Rechts liegt. Das ungeschriebene positive Recht ist noch etwas Unfertiges; es ist dies zunächst im Punkte der positiven Form, aber eben wegen dieses Mangels formeller Gesetzmäßigkeit, Bestimmtheit und Ausgemachtheit vermag sich auch der Inhalt noch nicht in sich zusammen zu fassen, sich also noch nicht inbegrifflich gegenwärtig zu werden. Die bloße Erfahrung und Gewohnheit sind noch durchaus unsicher und problematische, noch viel zu sehr subjectiv bedingte und von Zufälligkeiten abhängige Erkenntnisquellen dessen, was Rechtens; man muß sie oft erst an und für sich untersuchen und feststellen, um in einem individuellen Falle wissen zu können, was Rechtens sei. Das Recht an sich und in abstracto soll aber für jeden Individuellen Fall vielmehr schon ein für allemal im Voraus feststehen und nicht erst selbst immer wieder Gegenstand der Ermittlung werden; somit verlangt das abstracte positive Recht in eine Definite- und Erscheinungsform gefaßt zu sein, worin es eben als diese abstracte allgemeine Norm unmittelbar und ein für allemal gewiß, ohne weiteren Proceß erkennbar und schlechthinweisbar ist, kurz, als förmliche Sägung besteht; und eine solche Form kann allein die Schrift sein. Sobald daher das Rechtsbewußtsein angefangen hat, sich des positiven Rechts in abstracto zu bemächtigen, stellt sich als wesentliches Zubehör auch das Bedürfnis und die That schriftlicher Abfassung ein; und es kann dann nicht fehlen, daß diese Aufzeichnungen die Bedeutung von Rechtsquellen und selbst gesetzliches Ansehen gewinnen. Und zwar wird jenes Bedürfnis nicht bloß empirisch, sondern zu-

gleich intellectuell empfunden, indem das Rechtsbewußtsein für jene kritische Form schon als solche Sinn und Interesse gewinnt, d. h. als für diejenige, welche dem Bedürfnisse nicht überhaupt nur irgendwie, sondern gerade zufolge der Nothwendigkeit des Begriffs entspricht. — Hiernach haben die Bestimmungen: *jus scriptum* und *jus non scriptum* nicht etwa nur eine grammatische, sondern zugleich die weit prägnantere Bedeutung, daß das *jus non scriptum* die anfängliche und vorausgehende, bloß erst natürliche Rechtsform des Rechts ist, von welcher die Entwicklung zum *jus scriptum* als zu dieser kritischen Rechtsform fortschreitet. *Jus scriptum* ist mit Einem Worte das im Laufe der Entwicklung um die begriffliche Eigenschaft der (schriftlichen) Urkundlichkeit vermehrte positive Recht²⁾.

Das erwachte kritische Rechtsbewußtsein bleibt nun nicht dabei stehen, sich das vorgefundene Recht als solches zu objectiviren und diesem Rechte die Eigenschaft einer allgemein gültigen und bündigen Norm zuzuerkennen, sondern es sucht sich mit dem auf diese Weise unterschiedenen und affirmirten Rechtsproducte der Vergangenheit nun auch innerlich zu verständigen, nur freilich wieder in bloß formell kritischer Weise, indem hier nämlich wieder nicht die logische Idee, sondern deren vorliegende positive Zustandigkeit zum Ausgangs- und Zielpunkte und zum Maße des Verständnisses genommen, und das so erlangte Verständnis gleichwohl schon für das Verständnis des Rechts an und für sich, für die absolute Wahrheit und Verunft des Rechts gehalten wird. In dieser Hinsicht beendend sich das erwachte kritische Rechtsbewußtsein zunächst

b) darin, daß es sich den Grund des Gewohnheitsrechts unterschiedlich vergewissert und auf diesen Grund theoretisch tiefer eingeht, um sich eben aus diesem Grunde und somit im Principe mit der ganzen Erscheinung näher zu verständigen und ins Einvernehmen zu setzen. Der Grund des Gewohnheitsrechts, nämlich der offenbare Grund, aus welchem es *de facto* im Volke gilt und gleichmäßig geübt und aus welchem es dann zugleich als dieser positive Rechtsinhalt erkennbar wird — dieser Grund ist nun die Gewohnheit oder nach einem etwas concreteren Ausdrücke das Herkommen. Derselbe wird also nunmehr von

der Erscheinung selbst unterschieden und für sich abstract vorgestellt und in Betracht genommen; und zwar wird dieser an sich bloß factische und empirische Grund für einen solchen genommen, der dem Rechte an sich und seinem Begriffe noch absolut eigen und angemessen sei. So stellt sich nun das Gewohnheitsrecht als das durchaus wahre und gute und an sich unbeweisbare Recht dar; oder mit anderen Worten: das Recht überhaupt gilt dem Rechtsbewußtsein auf dieser Stufe der kritischen Entwicklung im Ganzen nur für wahr und gut, weil und in sofern es auf Gewohnheit beruht. Dadurch findet sich das kritische Recht vorerst noch ganz und gar in den Schatten gegen das Gewohnheitsrecht gestellt; mau mißtraut ihm im Allgemeinen, indem man im Grunde nur dem Gewohnheitsrechte als solchem die Fähigkeit traut, dem Rechtsbedürfnisse in äußerer und innerer Beziehung zu entsprechen. Oder vielmehr, man vermag sich zunächst noch gar nicht einmal vorzustellen, wie es im Gegensatz zum Gewohnheitsrechte ein kritisches Recht von gleicher Allgemeingültigkeit geben könne; man weiß vorerst noch Nichts von einem Verufe des Geistes, das Recht im Ganzen aus sich zu setzen und zu bestimmen, und noch Nichts von einer Bestimmung des Rechts, aus dieser kritischen Quelle her vorzugehen; sondern man weiß sich das Recht allein erst als ein Product der Gewohnheit zu denken; wo sich daher bereits kritisches Recht hervorthut, da erscheint es doch noch dem Gesichtspunkte des Gewohnheitsrechts untergeordnet und accomodirt. So wird jetzt die Gewohnheit im Wege der Abstraction und Reflexion zu einem obersten Principe des Rechts überhaupt erhoben; und dadurch das Gewohnheitsrecht zugleich aus seinem eigenen Grunde formell kritisch affirmirt. Dieser letztere Punkt verdient noch etwas näher ins Auge gefaßt zu werden, zumal sich dabei zugleich erkennen lassen wird, wie dieses Verhalten des Rechtsbewußtseins, trotzdem, daß es dem Gewohnheitsrechte so äußerst günstig erscheint und trotz der inneren Beschränkung, die hier die Kritik noch durch das positive Recht erleidet, doch schon einen Fortschritt gegen das Ziel der allmählichen Auflösung des Gewohnheitsrechts enthält, weil doch immer schon das kritische Princip die Hand im Spiele hat. Die Gewohnheit wird also als Grund der Erscheinung im Gedanken unterschieden und ideell aufgefahst, und das in mannichfacher Förmlichkeit empirisch vorliegende Recht im Gedanken auf diesen Einen und allgemeinen Grund zurückgeführt. Dadurch gewinnt die abstracte Kenntniss des positiven Gewohnheitsrechts erst eigentlichen Halt und gedankenmäßigen Inhalt; sie gewinnt dadurch erst ihr eigentliches theoretisches Princip, worin sie sich als in ihrem Grundgedanken ideell zusammenfaßt und sich selbst erst in ihre Gewalt bekommt. Dem zufolge bleibt das Rechtsbewußtsein nicht bei der bloßen abstracten Kenntniss des positiven Inhalts des Gewohnheitsrechts und bei der bloßen Unterscheidung des Rechts an sich stehen, sondern es kommt dieses Urtheil über die dem Gewohnheitsrechte als solchem innewohnende Vortheilhaftigkeit hinzu, wodurch es Gegenstand und Zu-

2) Uebrigens finden wir in Laushtand noch lange, nachdem die schriftlichen Aufzeichnungen begannen, eine eingetragene Art und Weise der Urkundlichkeit des Rechts im Gebrauche, indem die Schöffen, d. h. Leute, die das Recht gesaugt aus der Erfahrung kennen (früher die „*Sagibarones*“, mutmaßlich die „*Sogebaren*“, die zu sagen wußten, was Recht ist, gleichwie man später „*Schöffensbare*“ sagte), das Recht in den Gerichten je für den individuellen Fall weisen und so als mündliche und lebendige Rechtsquelle dienen. Aber auch das so beurkundete Recht hing man an aufzuzeichnen (Meisthümer), und überhaupt darf diese Erscheinung nicht so verstanden werden, als hätte, so lange sie dauerte, die schriftlichen Aufzeichnungen die Bedeutung eines Fortschritts der Rechtsentwicklung noch nicht gehabt, sondern sie bewies nur, daß auch hier die kritische Form die Herrschaft über die unkritische nicht schon von vorn herein haben, sondern zu der ihr begrifflich zukommenden Ausgeschlossenheit erst mit der Zeit gelangen konnte.

halt der Ueberzeugung wird. In praktischer Hinsicht aber bleibt die Sache nicht bei der bloß gewohnheitsmäßigen Uebung, sondern zu der Macht der bloßen Gewohnheit gesellt sich die jener Ueberzeugung entsprechende Gesinnung, die den Zwang der Gewohnheit ideell zur Wohlthat in sich aufhebt, und zufolge deren es im Volke so zu sagen als Tugend und als eigentlicher Rechtsgenuß gilt, an dem Herkommen unverrückbar festzuhalten und Nichts davon an diese oder jene kritische Rücksicht aufzuwerfen. Gesinnung und Urtheil vereinigen sich zur Befestigung des gegebenen Gewohnheitsrechts in dem Verhältnisse eines praktischen und eines theoretischen Factors; die Geltung dieses Rechts gestaltet sich dadurch als eine gleiche Nothwendigkeit des Wissens und des Willens, und so gilt das Gewohnheitsrecht nicht bloß mehr als dies unvermeidliche Vermächtniß einer vergangenen Entwicklungsperiode, sondern es gilt zugleich vom Bewußtsein aus oder indem das Bewußtsein sich dieses Vermächtniß aneignet und sich darin in Harmonie mit sich zu befinden weiß. Und wahrlich! nur wenn man dies hinzu nimmt, ist es zu erklären, daß das Gewohnheitsrecht sich überhaupt hat historisch behaupten können; die bloße, starrsichige Gewohnheit würde nach allen Befehlen der Entwicklung außer Stande gewesen sein, eine solche Rolle in der Geschichte des Rechts zu spielen. — Was nun aber das Gewohnheitsrecht einerseits dadurch gewinnt, daß es auf diese Weise von seinem Grunde aus die Zustimmung und Befestigung des Bewußtseins erfährt, das verliert es andererseits. Indem es das kritische und sich selbstbewußt entscheidende Rechtsbewußtsein für sich gewinnt und aus diesem Grunde gilt, verliert es seinen eigenen natürlichen und unmittelbaren Grund. Es gilt nun im letzten Grunde der Sache nicht mehr rein und unbedingt durch die Macht der Gewohnheit; sondern durch den Sinn und den Werth, den das Bewußtsein (durch Schuld einer innerlich noch nicht frei gewordenen Kritik) in die Gewohnheit hineinlegt; es verandert also seine Geltung im letzten Grunde diesem Bewußtsein, das dabei wesentlichsten in einem kritischen Verhalten begriffen ist. Das Bewußtsein stellt sich als den Grund des Rechts allerdings eben nur die Gewohnheit vor; aber es eignet sich diesen Grund kritisch an, und das Gewohnheitsrecht geräth somit unversehens in diese Abhängigkeit von dem kritischen Rechtsbewußtsein, durch die es sich selbst entfremdet wird, da die Gewohnheit ihrer eigenen Natur nach durchaus keine kritische Affirmation trägt, ohne, soweit dabei das bekräftigende Urtheil reicht, sich aufzuheben, bloße Gewohnheit zu sein. Diese Abhängigkeit von dem kritischen Principe ist aber nothwendig ominös für das Gewohnheitsrecht; denn wo das kritische Principe einmal im Spiele ist und sich mit seinem directen Gegenfasse, dem Kriticism, das sich vielmehr seinerseits zum Principe aufzuwerfen sucht, so nahe engagirt findet, wie hier, da entweder es sich unausbeizlich mit der Zeit mehr und mehr auf Kosten des Kriticism. Es ist in der That schon eine, wenn auch noch gänzlich unwillkürliche Ueberwindung des Gewohnheitsrechts im

Principe zu nennen, daß das kritisch erwachte Rechtsbewußtsein den Grund der Gewohnheit, aus welchem das Gewohnheitsrecht zu gelten verlangt, sich kritisch aneignet; — der Erfolg davon wird im weiteren Verlaufe der kritischen Entwicklung darin zum Vorschein kommen müssen, daß die Gewohnheit rein als solche im Betreff des Rechts mehr und mehr an ihrer eignen Macht und Herrschaft über das Bewußtsein, folgerweise aber das Gewohnheitsrecht selbst mehr und mehr an der anfänglichen Auctorität und Erkennbarkeit und endlich selbst an effectivem Thatbestande verliert.

Auf das gleiche Ziel läuft die Befestigung hinaus, die das Gewohnheitsrecht vom Anfange der kritischen Periode an dadurch erfährt, daß

c) das Rechtsbewußtsein den einzelnen hauptsächlichsten Rechtsgewohnheiten und gewohnheitsrechtlichen Gebilden einen gewissen Sinn beilegt und sie nun in diesem Sinne nimmt, sich also in dieser intellectuellen Hinsicht mit dem vorgefundenen Gewohnheitsrechte zu verhandigen und vertraut zu machen sucht. Wir meinen hier allein erst den bloßen Sinn im Gegenfasse zur Begrifflichkeit — so zu sagen: die niedrigste Stufe des intellectuellen Verhältnisses. Ein positives Etwas hat für sich Begrifflichkeit, wenn es unter einem allgemeinen Begriffe als eine positive Besondere oder Einzelheit desselben begriffen ist und sich somit aus seinem allgemeinen Begriffe zu erkennen und zu verstehen gibt; es hat dann Sinn im Sinne des Begriffs als dieser allgemein logischen Bestimmung. Es hat dagegen bloß erst Sinn oder läßt sich bloß erst in einem „gewissen“ Sinne nehmen, wenn es überhaupt nur erst intellectuell gedeutet werden kann, nicht aber schon in dem inneren logischen Sinne des allgemeinen Begriffs, zu welchem es in offenkundiger Beziehung steht, wenn es also bloß erst diese formelle Beziehung auf das intellectuelle Princip hat — oder mit anderen Worten: wenn es war die Eigenschaft hat, in Gedanken mit einem Urbilde seiner selbst verglichen und in sofern eben intellectuell gedeutet werden zu können, dieses Urbild jedoch bloß ihm particulariell und singulariell Weise angehört, bloß von ihm abstrahirt werden kann und somit sein Sonderprincip, also zugleich seine Ausschließlichkeit gegen das allgemeine logische Princip ausmacht. Dieser einem positiven Etwas ausschließlich eigene Sinn, in welchem es sich so zu sagen immer nur eigenfinniger Weise zu behaupten vermag, bildet nun einerseits sein Unterscheidungszeichen von bloßen, sinnlosen Zufälligkeiten und Anomalien; denn es hat doch nun eben Sinn und in diesem Punkte vermögen sich Verstand und Gesinnung für ein solches Etwas zu interessiren; andererseits aber macht dieser Sinn, in sofern er eben bloß erst Sinn ist und noch Nichts weiter sein kann, eben so gewiß die Negation des eigentlich Begrifflichen in diesem positiven Etwas aus — so gewiß nämlich, daß er sich selbst abgeben kommt, ja, sich gradezu in Unfinn verandert, wenn man es versucht, ihn über seine Particularität hinaus zu einem allgemeinen logischen Principe zu erheben oder mit einem solchen

in Gedanken zu identifizieren, — wenn man es unternimmt, sich im Sinne des Begriffs mit ihm einverstanden zu finden, anstatt ihn überhaupt nur als die Möglichkeit einer intellektuellen Verbindung zu nehmen. So z. B. hat das Gesamteigentum (— ein echtes Product der Naturwüchsigkeit —) seinen guten Sinn, worin es für sich und in ausschließlicher Beziehung auf sich oder als sein eigenes Sonderprincip genommen vollkommen verständlich wird (nämlich den Sinn der solidarischen Genossenschaftlichkeit in ihrer Anwendung auf das Eigentum am Grund und Boden); dagegen wird das Gesamteigentum sofort darrer Unfönn und ein dogmatisches Rathsel (was es denn auch für unsere gelehrten Juristen noch bis auf den heutigen Tag ist), wenn man es sich unter dem Gesichtspunkte des allgemeinen logischen Begriffs des Eigentums und als eine besondere Art dieses Begriffs vorstellig und verständlich zu machen sucht, oder vielmehr gar nicht einmal auf die Idee kommt, daß man von dem allgemeinen Begriffe des Eigentums erst gewissermaßen werde abstrahiren müssen, um den eigenthümlichen Sinn des Gesamteigentums ohne Widerfönn fassen zu können. Denn in der That bildet das Gesamteigentum nur ein historisches Sonderprincip im Gebiete des Eigentums, worin der allgemeine logische Begriff des Eigentums einstweilen noch regiert, aber so, daß diese Regation doch für sich Sinn hat und nicht etwa bloß eine sinnlose Anomalie oder Zufälligkeit ausmacht. Was wir hier nun beispielsweise vom Gesamteigentume angeführt haben, das gilt überhaupt von den Producten der Naturwüchsigkeit, in sofern sie sich seit dem Aufhöben der Naturwüchsigkeit, d. h. seit dem Wachwerden des kritischen Bewußtseins zu einzelnen Rechtsgewöhnheiten und sonstigen gewohnheitsrechtlichen Gebilden fñrt und innerlich verhärtet haben, und nun das Bewußtsein sich mit ihnen in ihrer Einzelheit und Besonderheit intellectuell zu verhandeln sucht. Dies ist in Wahrheit eben nur in dem beschränkten Sinne möglich, daß diese Rechtsproducte in dem Sinne genommen werden, dessen sie ein jedes für sich und in ausschließlicher Beziehung auf sich fähig sind. Sie sind allerdings bereits überhaupt intellectuell deutbar, denn sie bilden Erscheinungsweise der Idee des Rechts, stehen also in Beziehung zu dem Logischen; aber sie haben sich nicht zugleich im Elemente des Logischen gebildet, sondern im Elemente des Natürlichen, können daher nicht schon den Begriff als solchen in sich hegen, d. h. nicht schon Affirmationen des allgemeinen Begriffs im Besonderen und Einzelnen ausmachen, noch auch in ihrer Besonderheit oder Einzelheit durch den Begriff als durch diese logische Allgemeinheit und Totalität affirmirt erscheinen. Sie bilden Erscheinungsweisen der Idee des Rechts in dem Sinne einer historischen Zuständigkeit, welche die Idee erst durchzumachen hat, um sich entwickeln und sich dem Bewußtsein, das diese Idee unendlich schon von vorn herein ganz und rein fassen kann, vermitteln zu können; sie haben also schon gewissermaßen Theil an

der Idee, wie die Idee an ihnen, sind aber der Idee eben allein erst vorübergehend und relativ, nicht schon an und für sich angemessen; dieses Theilhaben kommt ihnen daher allein erst als „Sinn“, und nicht zugleich schon als Begrifflichkeit und logisches Wesen, also nicht schon als dieses eigentümliche Wesen der Idee zu Gute. Und dieser bloße Sinn, worin nun diese verschiedenen Rechtsproducte aus der Periode der Naturwüchsigkeit, deren Summe nachher das Gewohnheitsrecht bildet, ein jedes für sich einer intellektuellen Auffassung fähig werden (— wir sehen dabei ob von den mannichfaltigen sinnlosen Anomalien, die dabei haben mit unterlaufen müssen —) dieser bloße Sinn kann, da ihm die logische Allgemeinheit des Begriffs und hiermit überhaupt die intellectuelle Allgemeinheit abgeht, immer nur ein particularisirt und singularisirt Sinn sein, der grade nur dieser einzelnen besonderen Rechtsgeftalt zukommt, genau von ihr eingeschlossen und mit ihr vermachfen ist, außerhalb ihrer keine Sphäre des Bestehens mehr hat und kein Sinn mehr ist — und der dann, in sofern er das innere Princip dieser einzelnen Rechtsgeftalt ausmacht, zugleich dieses Sonderprincip im Gebiete des Rechts bildet. Das Gewohnheitsrecht als diese Summe von Rechtsproducten, die mit der Naturwüchsigkeit ihr lebendiges festliches Princip, worin sie alle an sich Eins waren, verloren haben, ehe dafür die allgemeine logische Grundlage und den inneren Zusammenhang des Begriffs zu gewinnen — das Gewohnheitsrecht im Ganzen also bildet aus diesem Grunde in intellectueller Hinsicht allein erst ein äußeres Aggregat solcher Sonderprincipien, welche sich ausschließlich gegen einander verhalten, wenigstens kein Verhältniß lebendiger innerer Gegenseitigkeit haben, und nur in Beziehung auf sich von Interesse und eines Verhältnisses fähig sind. Die Versuche, welche die juristische Doctrin gemacht, um zwischen verschiedenen gewohnheitsrechtlichen Gebilden einen inneren Zusammenhang und eine begriffliche Gemeinsamkeit nachzuweisen, haben sich meistens, zumal wenn dabei noch obenin kritisches Recht und Gewohnheitsrecht blind durch einander gemengt wurde, als schlimm, die Sache verwirrend und auf gelehrte Einbildungen hinauslaufende Irrthümer herausgeftellt oder wenigstens fñhbar gemacht, z. B. der Versuch, die Markgenossenschaft, die Genossenschaft, das Familienfideicommiss u. s. w. unter einen gemeinschaftlichen Begriff „Gesamteigentum“ zu bringen. Das Gewohnheitsrecht ist nichts begrifflich Totales, nichts Inbegriffliches; es ist als Ganzes genommen Nichts, als diese Summe von Rechteinselheiten, die, wie sie unter einander nur im äußeren Verhältnisse stehen, so auch sammt und sonders ein Außerhalb des Begriffs bilden, und nie das kritische Bewußtsein für sich zu interessieren vermocht hätten, wenn sie nicht wenigstens eines gewissen, mitunter sehr fannigen Sinnes — eine jede für sich besonders — theilhaftig oder fähig gewesen wären. Um den ganzen Unterschied noch etwas bestimmter herauszuheben, wollen wir erinnern, daß die Freiheit das innerste begriffliche Wesen der Rechtfelder ausmacht; aber

welches einzelne Gewohnheitsrecht ließe sich aufweisen, worin dieses Princip der Freiheit als solches sich ausgesprochen fände oder dessen besonderer Sinn, so gut und künig er sonst sein möchte, schon aus diesem Principe herzuleiten stände? — wie viele, zum Theil für unsere Zeit schon längst nicht mehr bestehende einzelne Rechtsgewohnheiten und sonstige Gebilde des Gewohnheitsrechts würden sich dagegen nachweisen lassen, bei denen das Princip der Freiheit recht eigentlich ausgeschloffen erscheint, und die trotzdem ihren guten, d. h. in ausschließlicher Beziehung auf sich selbst sehr wohl faßlichen Sinn haben? z. B. das Gesamteigentum verstoßt wesentlich gegen die Idee der Freiheit des Eigentums und steht hierdurch in Opposition mit dem begrifflichen Rechte; aber hierpon abgesehen und rein in Beziehung auf sich genommen, hat es seinen guten, so finigen Sinn, vermöge dessen man sich sehr wohl in diese historische Erscheinung als solche hineinfinden kann. — Also mit den einzelnen Gebilden aus dem Gebiete des Gewohnheitsrechts ist eine intellektuelle Verknüpfung in Wahrheit und ohne Selbsttäuschung nur im Momente des ihnen innerwohnenden oder beizulegenden Sinnes, der noch Nichts weiter ist, als eben nur Sinn, nicht auch schon im Momente des Begriffs möglich, nämlich nicht in dem Sinne, daß man das begriffliche Wesen der Rechtsidee in ihnen bereits affirmirt finden und somit begrifflich mit ihnen einverstanden sein könnte. Wären wir nun auf das Rechtsbewußtsein im Anbegriff seiner kritischen Entwicklung zurück, wo es sich eben durch die letztere getrieben findet, sich mit den einzelnen Gebilden aus dem Gebiete des Gewohnheitsrechts intellektuell zu verknüpfen, so kommt es demselben auch in der That hierbei noch auf weiter Nichts, als eben nur auf den Sinn an, aber freilich nicht aus dem Grunde, weil es bereits unterschiede, daß ein solches Gebilde bloß erst Sinn und nicht auch schon Begrifflichkeit haben könne, sondern aus dem Grunde, weil ihm der höhere intellektuelle Gesichtspunkt und Maßstab, der des allgemeinen logischen Begriffs, überhaupt noch nicht zu Gebote steht, ihm also auch noch die Vergleichung mit diesem fehlt. Ihm gilt der bloße Sinn noch statt des Begriffs, noch für die höchste und innerste Vernunft des Rechts selbst; im Momente dieses Sinnes verständlich ist sich nicht etwa nur überhaupt mit dem einzelnen Rechtsprodukte, sondern findet es sich mit der Art und Weise, wie in diesem Produkte das Recht sich darstellt, innerlich einverstanden und rücksichtlich seiner Idee von Rechte schlechthin befriedigt. Wie auf dieser Stufe der Entwicklung die Gewohnheit als dieser allgemeine Grund des Rechts vorgestellt wird, der der Idee desselben durchaus gemäß sei, eben so wird in Bezug auf das Besondere und Einzelne schon dieser bloße Sinn, worin es sich dem Verstande erschließt, für den Ausdruck der Idee selbst genommen, mit welchem es sich nicht anders verhalten könne. So findet sich das Gewohnheitsrecht nun auch im Besonderen und Einzelnen vom Bewußtsein aus kritisch affirmirt, nämlich durch den ihm in dieser Beziehung

abgewonnenen Sinn, der dem Bewußtsein noch für Begriff und Wesen des Rechts gilt. Darin bietet sich der Beobachtung wiederum die zweiseitige Seite dar, erstlich: daß und in wiefern das Rechtsbewußtsein sich hier abermals bereits kritisch zu seinem positiven Gegenstande verhält, und zweitens: daß und in wiefern dies doch wiederum bloß erst ein formell kritisches Verhalten ist. Es verhält sich kritisch, indem es sich jetzt, im Gegensatz zu seiner früheren bloß instinktiven Bestimmtheit, Rede und Antwort darüber steht, in wiefern die einzelnen positiven Rechtsbestimmungen und Rechtsgestaltungen dem inneren, sittlichen Bedürfnisse entsprechen und in wiefern in ihnen eben dieses Innere zum positiven und objectiven Rechte geworden ist; denn eben darin, wie dieses innere sittliche Bedürfnis sich durch die einzelne positiver Sätze und Einfügung gescheht mit dem äußeren Rechtsbedürfnisse in Beziehung und Vergleichung gesetzt und in dieser Beziehung befriedigt findet, gewinnt die einzelne Sätze oder Einfügung für jenes Rechtsbewußtsein das, was wir ihren Sinn genannt haben. In diesem Sinne hat der Instinkt diese einzelnen Rechtsprodukte erzeugt (und eben deshalb kann bei diesem Sinne noch von keiner Begrifflichkeit die Rede sein); aber der Instinkt betätigte sich in diesem Sinne sich selbst unbewußt, während jetzt das Rechtsbewußtsein diese innere Bestimmtheit seiner einst instinktiven Wirksamkeit und die dadurch in die einzelnen Rechtsprodukte übergegangene innere Verständlichkeit und Berechtigung sich unterschiedlich vor Augen stellt und sich hierin eben kritisch verhält. Diese kritische Richtung auf den Sinn der verschiedenen positiven Rechts einzelheiten entwickelte sich zugleich mit um so mehr Interesse an sich selbst, als die unter b) erörterte Auffassung der Gewohnheit als eines allgemeinen Principes des Rechts eigentlich erst in dieser Richtung zu ihrer vollen Befriedigung gelangt — was sich übrigens auch umgekehrt nehmen läßt. Die verschiedenen positiven Rechts einzelheiten, die für jenes Rechtsbewußtsein dadurch, daß sie auf Gewohnheit beruhen, schon im Allgemeinen die Vermuthung für sich haben, werden nun mit um so mehr Interesse zugleich eine jede für sich auf ihren besonderen Grund und Zweck oder eben auf ihren Sinn hin kritisch angesehen, werden unter dem allgemeinen Gesichtspunkte der Beurtheilung, den die Gewohnheit bildet, zugleich mit sich selbst in Gedanken verglichen; und zwar wird hierbei das Rechtsbewußtsein von der mehr oder weniger klaren Absicht geleitet, seine hohe Meinung von dem allgemeinen Werthe der Gewohnheit im Besonderen und Einzelnen bestätigt zu finden. Umgekehrt kommt die Befriedigung, die hier das Rechtsbewußtsein in Bezug auf das Einzelne durch den darin gefundenen Sinn gewinnt, wieder jener Auffassung der Gewohnheit zu statten; denn es wird im letzten Grunde der Gewohnheit zum Verdienste angerechnet, daß das Einzelne auf diese Weise dem Rechtsbewußtsein entspricht. Das kritische Verhalten desselben zeigt sich demnach zugleich schon als eine Art von Dialectik: man sucht sich des Allgemeinen im Momente des Besonderen

und des Besonderen im Momente des Allgemeinen bewußt zu werden und das Eine durch das Andere bestärkt zu finden. Als das Gesamtergebnis hiervon stellt sich, indem sich zu dem Urtheile zugleich das Bekenntniß, die entsprechende Gesinnung und Gläubigkeit gefestigt, die gemeine Ueberzeugung heraus, durch die das Gewohnheitsrecht sowohl im Ganzen und Allgemeinen, als im Einzelnen und Besonderen, sowohl kritischer als auch unmittelbarer Weise erst den eigentlichen Halt und Reichthum im Volksbewußtsein gewinnt. Die gewöhnliche Lehre vom Gewohnheitsrechte nimmt die gemeine Ueberzeugung (sofern sie es nicht bei einer unbestimmten und unbestimmbaren Vorstellung davon verwenden läßt) gern nur in dem Sinne einer bloß instinktiven Uebereinstimmung des Volksbewußtseins mit dem Gewohnheitsrechte, die dann um so mehr die hohe Trefflichkeit und Vollgemächtheit des Gewohnheitsrechts als solchen beweisen soll. Allerdings äußert sich nun die gemeine Ueberzeugung überwiegend in der Form der Unmittelbarkeit, als Bekenntniß und Gesinnung; aber darum ist sie noch keineswegs etwas rein Instinktives; — sie ist dies nicht mehr von da, wo das Gewohnheitsrecht als solches fertig ist und unterschiedlich hervortritt, d. h. vom Anfange der kritischen Entwidlung an, sondern sie ist von da an im letzten Grunde von kritischer Bedingtheit und Bestimmtheit, ist, wie oben gezeigt worden, eben ein Beweis und ein Erfolg des kritisch gewordenen Verhaltens des Rechtsbewußtseins; sie kann, sofern nur ihr Object unterschiedbar ist, als Sach und Grundfals gefaßt und ausgeprochen, kann überhaupt jederzeit aus der Form der Unmittelbarkeit in einen kritischen Gedanken umgesetzt werden. — Aber in dem Altem zeigt sich bloß erst ein formell kritisches Verhalten, wobei noch der positive, empirische Gegenstand das maßgebende Princip für die Kritik, diese also noch positivistisch besangen bleibt. Eine solche Abhängigkeit des Urtheils von dem Positiven beurkundet sich eben darin, daß der bloße Sinn, der als solcher wesentlich erst der Sphäre des Positiven, nicht eben so schon der Sphäre des Begriffs angehört und darauf hinaudläuft, das Positive als solches, in seiner Einzelheit, Particularität und Anschließlichkeit gegen Anders zu affirmiren, noch das das Begriffliche selbst genommen wird. Oder in sofern wir uns hierbei das Rechtsbewußtsein nicht bloß als mit dem äußeren Gegenstande, sondern zugleich als mit sich selbst beschäftigt zu denken haben, so finden wir es hier noch nicht darin begreifen, frei aus sich selbst, d. h. aus seiner eigenen logischen Substanz sich das Princip seines intellektuellen Verhältnisses zu dem Positiven zu schaffen; sondern es bleibt in dieser Hinsicht noch mehr contemplativer Weise auf die That und das Vermächniß des Instinkts bezogen; es bleibt mit anderen Worten noch darauf beschränkt, sich den Sinn zu vergegenwärtigen, in welchem derselbe der Zukunft das Positive aus sich erzeugt und so und so gestaltet hat. Es befinnt sich hier noch mehr im Momente seines Gewesenseins, als in dem seiner begrifflichen Bestimmung auf sich selbst, und die kritische That besteht hier somit

mehr noch darin, daß es den bloßen Instinkt als solchen in sich aufhebt und den Inhalt desselben kritisch transformiert, als in einem freien und spontanen, von der logischen Substanz erfüllten Sichselbstsetzen. Weiterhin ist das vorhin bezeichnete Verhältniß, in welchem die Auffassung der Gewohnheit als allgemeinen Principes und die Richtung auf den Sinn der positiven Einzelheiten sich gegenseitig tragen und für das Bewußtsein beglaubigen, noch keine freie Dialektik — eben aus den Gründen nicht, aus welchen so wenig das Eine wie das Andere, für sich genommen, schon in sich selbst oder seinem Inhalte noch etwas Logisches ist. Vielmehr erscheint die Kritik durch dieses Verhältniß nur um so mehr im Sinne des positiven, empirischen Objects gebunden, nur um so bündiger unter den positiven Gesichtspunkt gefangen genommen. Wo die Gewohnheit noch als oberstes Princip des Rechts im Ganzen kritischer Weise aufgeführt und proclamirt wird, da wird die intellectuelle Verknüpfung mit dem Einzelnen auch allein erst im Momente des bloßen Sinnes geschehen können; und nur da, wo das Rechtsbewußtsein im Betreff des Einzelnen sich schon durch den bloßen Sinn schließlichiu befriedigt findet und den darin liegenden Verzicht auf sich selbst noch nicht als solchen empfindet, wo also das Positive im Einzelnen diese maßgebende Autorität über die Kritik übt, nur da kann es dieser Herrschaft über das Bewußtsein zugleich im Ganzen, d. h. unter dem Gesichtspunkte der Gewohnheit sich verschärft finden. Dem zufolge ist auch jene gemeine Ueberzeugung, die allein erst dem Gewohnheitsrechte als solchem dient, und mit welcher die Anhänger des Gewohnheitsrechts so gern die absolute Trefflichkeit desselben beweisen möchten, doch keine in sich freie Zustimmung und Beglaubigung, also für eine begriffliche Auffassung des Rechts noch lange keine Autorität, sondern bloß erst ein und derselbe unmittelbare Ausdruck sowohl für das kritisch gewordene Verhältniß des Rechtsbewußtseins zum Gewohnheitsrechte als auch für die innere, positivistische Beschränktheit, woran diese Kritik noch leidet. Sie ist in ihrer Beziehung auf das Gewohnheitsrecht als dieses unmittelbar geworden, in der Form der Gesinnung und Gläubigkeit gegebte Urtheil, somit als diese gemeine moralische Macht und sittliche Autorität nur so lange und nur in sofern zu respectiren, als der kritische Geist sich von dem Gewohnheitsrechte oder von diesem historischen Vermächniß und dieser historischen Zuständigkeit noch nicht zu emanzipiren vermocht hat und somit das Gewohnheitsrecht noch durch seine eigene Macht im Besitze und dadurch im Rechte bleibt. Heutigen Tages ist — Dank den Fortschritten unserer kritischen Entwicklung — von einer gemeinen Ueberzeugung, durch welche das Gewohnheitsrechtliche als solches gezeugt und gepflegt würde, Nichts mehr zu fürren; und wenn die gelehrten Vertreter des Gewohnheitsrechts das Gegentheil mit solcher blinden Zuversichtlichkeit annehmen, daß sie es sich noch nicht einmal einfallen lassen, in der Wirklichkeit danach Auslug zu halten, so ist das eben wieder nur ein gelehrter Spul, eine bloße gelehrte Re-

minirenz aus einer vergangenen Entwicklungsperiode. Die Sache verhält sich heutigen Tage grade umgekehrt; die gemeine Ueberzeugung ist jetzt ganz entschieden für das kritische Recht und namentlich gegen das mittelalterliche Wesen im Rechte, das seinen Grund und Halt in der Gewohnheit hat. Nicht mehr das Volk, sondern nur noch einzelne Stände oder Classen der Gesellschaft sehen wir ferner am Gewohnheitsrechte festhalten, weil und in sofern es ihrem particularen Interesse und ihren particularen Gesichtspunkten entspricht; mit je mehr Ueberzeugtheit und Fähigkeit dies nun geschieht, um so mehr sehen wir dieses festhalten als Standesurtheil, vorgefaßte doctrinaire Meinung und dergl. grade in Opposition und Kampf mit der gemeinen Ueberzeugung geraten, so zwar, daß es eine Auslesung gegen das stitische so gut wie gegen das logische bildet, die das allgemeine Wohl als eine solche empfindet und gegen die es mit Abicht und mit gemeiner Kraft und Anstrengung reagirt.

Also die bewußte Richtung auf den Sinn der positiven Einzelschritte des Gewohnheitsrechts ist zwar wieder etwas, wodurch das Rechtsbewußtsein sich als ein kritisch gewordenes affirmirt, aber mit der inneren Beschränkung, daß dadurch im letzten Grunde und Zwecke noch nicht die Kritik als solche, noch nicht die im Momente des Rechts sich selbst begreifende und sendende Vernunft, sondern allein erst diese gegebene positive Zuständigkeit der Rechtsidee, die sich als Gewohnheitsrecht darstellt, d. h. diese Form einer Negation der logischen Rechtsidee schlechtthin affirmirt wird. Und dennoch ist die Rechtsentwicklung im Grunde der Sache auch hier abermals bereits auf das Ziel der allmählichen Auflösung und Ueberwerfung des Gewohnheitsrechts gerichtet. Abermals wird hier freilich, wie gesagt, das Gewohnheitsrecht, d. h. dieses nicht kritische Recht, zum Resultate eines kritischen Processes — aber um intellectuellen Resultate. Das kann es jedoch in Wahrheit nicht sein und nicht bleiben; denn darin liegt ein Widerspruch. Das Nichtkritische kann nicht in Wahrheit ein Ergebnis und Bekenntnis der Kritik sein; in sofern aber das Bewußtsein sich hierüber zeitweilig täuschen kann, so kann es dieses in einem Widerspruch begriffene Resultat doch nicht auf die Dauer festhalten, es wäre denn, daß die Entwicklung aufhörte. Dem Kritischen ist aber die Entwicklung durchaus wesentlich, und der Widerspruch, worin es sich zusehender Weise mit sich selbst verwickelt findet, ist so wenig im Stande, ihm die Entwicklung zu ver kümmern, daß er vielmehr recht eigentlich das Ferment derselben bildet. Die Entwicklung besteht aber als solche darin, daß das stitische Princip als das allein zur Entwicklung berufene mehr und mehr aus sich herauswächst und so im Verhältnisse zu dem Nichtkritischen oder zu dieser Negation, mit welcher es noch befaßt ist, das mächtigere wird. Das nächste Ziel der Entwicklung geht dann dahin, diesen Widerspruch aus seiner anfänglichen Vorborgenheit hervorzu treiben und als Widerspruch zum Bewußtsein zu bringen — das fernere weiter dahin: ihn zu überwinden. Das

Eine ist so unaussprechlich wie das Andere, weil und in sofern ein kritisches Princip im Spiele ist. Dies ist, so viel unsern besondern Gegenstand betrifft, darin der Fall, daß das Rechtsbewußtsein sich mit dem Gewohnheitsrechte im Einzelnen zu verknüpfen oder, um den Ausdruck zu verstärken, sich intellectuell zu verknüpfen sucht — gleichviel, was dabei zunächst herauskommt. Das Gewohnheitsrecht als dieses kritische Product kann diese kritische Fassung, wie sehr auch zunächst es selbst dabei als kritisch affirmirtes Resultat erscheint, doch nicht auf die Dauer vertragen — im Einzelnen so wenig, als (wie unter h. gezeigt worden) im Ganzen. Wie ihm sein eigentlicher Grund und seine eigentliche Geltung im Ganzen dadurch genommen wird, daß das Bewußtsein die Gewohnheit, anstatt sich blind und gleichgültig von ihr beherrschen zu lassen, in ein allgemeines Princip des Rechts kritisch transformirt und in sofern bereits ideell auflöst — ebenso im Einzelnen dadurch, daß das Bewußtsein, anstatt die unmittelbare Thatsache rein als solche gelten zu lassen, nach dem Sinne forscht und die Auctorität des Thatsächlichen erst in diesem seinem eigenen Sinne und erst unter dieser Bedingung der intellectuellen Verknüpfung, der geistigen Assimilation anerkennt. Trifft nun, wie die bisherige Erörterung vor Augen gelegt hat, Nichts zusammen, muß das Gewohnheitsrecht seinen eigentlichen Grund nicht bloß im Ganzen, sondern auch im Einzelnen an das kritische Bewußtsein als solches preisgeben, um für dieses Auctorität und Geltung haben zu können, so befindet es sich vom Anbeginne seiner unterschiedlichen Erkennen und Geltung, d. h. mit andern Worten vom Anbeginne der kritischen Entwicklung an, nun eben auch schon ganz und gar und von jeder Seite her in der Gewalt des kritischen Princips, so gewiß, daß es nur unter dieser Bedingung überhaupt denkbar ist. Es findet sich schon von diesem seinem Anbeginne an im letzten Principe überwunden; denn sein Anbeginn, wodurch es nämlich als dieses positive und objective Recht unterschiedlich für das Bewußtsein hervortritt, ist der Uebergang des Instinkts zum kritischen Bewußtsein, ist also diese Ueberwindung des Princips der Naturwüchsigkeit, in welchem das Gewohnheitsrecht von Haus aus herubt; von da an bleibt von dem ganzen bis dahin gemachten Rechte nur das körperliche Theil, nur dieser todt Leichnam übrig, der nun, um ferner als Rechtsgehalt figuriren zu können, so gewiß der kritischen Behandlung bedarf, als er dadurch der Disposition des kritischen Princips verfallt und durch diese mit der Zeit abgenutzt werden muß. Und so ist die Vorstellung des Gewohnheitsrechts rein als solchen, als dieses naturwüchsig gewordenen Rechts, welches von einem gewissen Punkte der Vollendung seines Wachstums an rein durch die Macht der Gewohnheit und rein durch die unmittelbare Auctorität der Thatsächlichkeit, dem kritischen Principe zum Troge, gegolten habe — eine solche Vorstellung vom Gewohnheitsrechte ist eine reine Abstraction, welche niemals Wirklichkeit gehabt hat, noch hat haben können; sondern das Gewohnheitsrecht kann als wirkliches Recht immer

nur gedacht werden, in wiefern es zugleich als diese Bestimmung gedacht wird, die das kritische Rechtsbewußtsein als solches sich selbst gegeben, aber wegen des darin an sich enthaltenen Widerspruches sich nicht auf die Dauer hat geben können. Das Kritische als dieses in sich lebendige, inhaltliche und unendliche Princip, das zugleich die Macht und den Beruf in sich trägt, in seinem Geiste und Sinne und zu seiner stets reicheren Verwirklichung sich den empirischen Stoff zu assimiliren, anstatt mit einer gewissen heiligen oder unbegreiflichen Scheu vor der unmittelbaren Bestimmtheit dieses Stoffes zurückzuweichen — Das Kritische hat sich eben in jenem Sinne und Geiste und mit jenem Erfolge entwickeln müssen; jener todte Rechtskörper aber, an den sich die Vorstellung „Gewohnheitsrecht“ knüpft, hat sich nicht ebenfalls entwickeln, hat daher auch jener kritischen Entwicklung nicht Stand halten können; er hat es über sich ergehen lassen müssen, durch die letztere allmählig mehr und mehr um seine eigene unmittelbare Formbestimmtheit und Gültigkeit gebracht und in das bloß Stoffliche aufgelöst zu werden, das dann der kritische Geist entweder nach seinem Gesetze sich assimilirt, oder aber vernarrt. Das Gewohnheitsrecht hat, kurz gesagt, nicht ohne die gemeine Ueberzeugung bestehen können; aber eben schon die gemeine Ueberzeugung hat nicht aus dem Punkte des Gewohnheitsrechts stehen bleiben können, sondern sich weiter entwickeln und dadurch über jenen Standpunkt hinausgeführt werden müssen — oder sie wäre Nichts, als eine fixe Idee und hiermit eine Verurtheilung gewesen. — Um nun noch etwas näher aufzusehen, in wiefern der Ansatz zu einer kritischen Auffassung des Gewohnheitsrechts speciell darin, daß das Rechtsbewußtsein sich auf den Sinn der gewohnheitsrechtlichen Einzelheiten richtet, enthalten ist, so ist zunächst auch schon der bloße Sinn vermöge seiner spirituellen Natur bestimmt, sich zu verändern, sich zu erweitern, tiefer in sich einzugehen u. s. w. Die Fortschritte in der allgemeinen intellektuellen und gesellschaftlichen Entwicklung, die allmählichen Veränderungen der Ansichten, Vorstellungen, Ueberzeugungen, der äußeren Verhältnisse, Bedürfnisse u. s. w. können nicht wohl ohne Einfluß auf den Sinn bleiben, in welchem die einzelnen historischen Rechtsbegriffe von einer Zeit zur andern genommen werden oder von dem Rechtsbewußtsein wenigstens genommen werden möchten. Dies spätere Rechtsbewußtsein versteht viele dieser Rechtsbegriffe nicht mehr recht, findet sich nicht mehr so unmittelbar damit zurecht und nicht mehr so recht davon befriedigt; der ursprüngliche Sinn dafür ist ihm verloren gegangen oder fremd geworden; es hat in solchen Dingen einen anderen Standpunkt der intellektuellen Auffassung gewonnen, eine veränderte Vorstellung von dem, was in einem solchen Falle noth und recht sei, und verlangt, daß das Positive diesem veränderten Sinne gemäß sei. Entweder ist nun eine solche positive Einzelheit dergestalt mit ihrem ursprünglichen Sinne verwaschen, daß so wenig im Momente des Sinns wie im Momente der äußeren positiven Bestimmtheit, z. B. des Factums, in welchem sich

eine gewohnheitsrechtliche Einrichtung empirisch darstellt, eine Veränderung Platz greifen kann, ohne daß das Ding erst recht sinnlos und anomalisch und, je consequenter die Maxime der Umgestaltung auf sich besteht, desto unsäglich, unhandlicher und verirrter wird; — oder es ist von dem veränderten Sinne aus zugleich eine entsprechende Veränderung der äußeren positiven Bestimmtheit möglich, ohne daß dabei grade eine solche Mißbildung zum Vorschein kommt oder besonders fühlbar wird. In dem einen wie in dem andern Falle wird jenes spätere Rechtsbewußtsein sich den Versuch einer solchen Umgestaltung nicht nehmen lassen und nun so lange an diesem historischen Rechtsproducte herumcuriren, bis es sich entweder durch die dabei herauskommende Sinnlosigkeit und Mißgestalt bewegen findet, dasselbe überhaupt aufzugeben, wo nun das Gewohnheitsrecht in diesem Punkte eben als Opfer der Entwicklung oder, wenn man will, seiner eigenen Entwicklungunsähigkeit fällt — oder bis es Etwas daraus geschaffen hat, das nicht mehr dasselbe, nicht mehr das ursprüngliche Gewohnheitsrecht, sondern ein kritisch reproducirtes Recht ist. — Hiernächst erhält das intellectuelle Verhältniß, worin das Rechtsbewußtsein sich seit Anbeginn der kritischen Rechtsentwicklung zu den positiven Einzelheiten des Gewohnheitsrechts dadurch setzt, daß es dieselben in einem gewissen Sinne nimmt, den ersten deutlichen Anstoß zu einer eigentlichen, die Mannichfaltigkeit des Materials systematisch in sich berräthigenden Theorie des Rechts, dieser unerbittlichen Gegnerin des bloß gewohnheitsrechtlichen Princips. Durch das Auffassen eines gewissen Sinns in jenen verschiedenen positiven Einzelheiten bildet sich, wie wir sehen, für jede derselben ein rechtliches Sonderprincip, deren Summe oder allein erst äußerliches Aggregat zunächst die Stelle jener Theorie vertritt. Aber dabei kann das kritische Rechtsbewußtsein unmöglich stehen bleiben, sondern gleichwie es sich von dem empirisch geltenden Rechte allgemeine Rechtsvorschriften abstrahirt, ebenso geht es von jenen Sonderprincipien im Wege der Abstraction oder, wenn man will, der Extraction des darin enthaltenen Allgemeinen zur Bildung allgemeiner Rechtsgebanten und Rechtsgrundbegriffe fort, die nun im Vergleiche zu dem bloßen Sinne anfangen, den höheren Gesichtspunkt für die intellectuelle Auffassung des Rechts zu bilden, und die bereits im Momente ihrer Bildung in jene innere Verbindung und dialektische Gegenföhrtheit unter einander treten, vermittelt welcher die intellectuelle Auffassung des Rechts dazu sortgeht, Totalität und innere logische Verhältnismäßigkeit zu gewinnen. Dies ist dann aber eben das Element, in welchem das Recht zur Theorie und zum Systeme zu gelangen bestimmt ist, d. h. zu dieser kritisch ausgebildeten und immer weiter sich ausbildenden Art und Weise seines intellektuellen Bewußseins und seines gedankenmäßigen Verstandes mit sich, in die es sich nur hingeben kann, in sofern es sich des bloß gewohnheitsrechtlichen Charakters begibt.

B. Wir haben nunmehr das Verhältniß geschildert, in welches das Rechtsbewußtsein überhaupt, das wir

uns dabei als gemeines Volksbewußtsein dachten, sich dadurch, daß es sich kritisch bestimmt und entwickelt, zu dem historisch überlieferten Rechte gesetzt finden muß. Wir haben mit andern Worten dieses allgemeine kritische Element und diese allgemeine kritische Grundanlage geschildert, woraus die Jurisprudenz und das Juristenrecht als diejenigen Formen, in denen jenes Verhältnis bezüglich des positiven Rechts erst zu seiner eigentlichen Erfüllung gelangt, sich hervorzubilden bestimmt sind. Kann es nach dem Gesetze der Entwicklung bei jener bloßen Anlage nicht bleiben, kann das kritische Rechtsbewußtsein sich nicht daran genügen lassen, bloß an sich in jenem Verhältnisse zu dem historisch gegebenen Rechte zu stehen, so sind nun eben Jurisprudenz und Juristenrecht die Formen, worin es zugleich zum Fortschreiten dieses seines Aufstiegs im Bereich des Positiven gelangt und worin die Anlage effektiv in Erfüllung geht; was dasselbe ist, als wenn wir sagen: Jurisprudenz und Juristenrecht seien bestimmt, sich aus dem kritisch gewordenen Rechtsbewußtsein überhaupt als notwendige Konsequenz und Frucht hervorzubilden (womit übrigens zugleich die wesentliche Bestimmung beider, sich im Grunde der Sache stets in Uebereinstimmung mit dem gemeinen Rechtsbewußtsein wie überhaupt in steter lebendiger Wechselwirkung mit demselben zu befinden, ausgesprochen ist). Das Verhältnis, worin das kritische Rechtsbewußtsein an sich zu dem Gewohnheitsrechte steht, wird also, sofern Jurisprudenz und Juristenrecht nur ihrer Bestimmung entsprechen, in diesen Formen oder durch diese Art und Weise des kritischen Rechtsbewußtseins, für sich zu sein und sich formlich und ex professo mit sich zu beschäftigen, nicht etwa ein andres, sondern geht darin grade so in Erfüllung, wie es an sich ist; und in sofern haben wir der bisherigen Erörterung, durch die wir dieses Aufstiegs bereits kennen, Nichts weiter hinzuzufügen, als eben nur diese Hinzuerkennung auf die Bedeutung der Jurisprudenz und des Juristenrechts als derjenigen Formen, worin nun alles das, was im kritischen Rechtsbewußtsein an sich enthalten und gesetzt ist, zugleich wirklich geschieht und zum Effekte kommt. Indessen sind doch diese Formen der Erfüllung selbst nicht dasselbe; sondern anders erfüllt sich das Verhältnis, worin das kritische Rechtsbewußtsein an sich zu dem nicht kritischen Rechte steht, unter der Gestalt der Jurisprudenz, anders unter der Gestalt des Juristenrechts — nur daß es sich um so hindriger und wirksamer erfüllt, als es dies in diesem Unterschiede von sich selbst thut. Hierüber werden wir also noch Einiges zu sagen haben, indem wir von der Jurisprudenz und dem Juristenrechte gesondert handeln. Wir werden dann aber direkt auch der eigentlichen (spekulativen) Rechtswissenschaft zu gedenken haben, als dieser höchsten und umfassendsten Form und Bestimmtheit des kritischen Rechtsbewußtseins, die den letzten logischen Grund und den begrifflichen Einheitspunkt für Jurisprudenz und Juristenrecht bildet und in welcher das Gewohnheitsrecht sich als in höchster Instanz verurteilt finden muß.

a) Die Jurisprudenz ist im Unterschiede vom Juristenrechte die theoretische Art und Weise des kritischen Rechtsbewußtseins, in Bezug auf das Positive für sich zu sein und sich ex professo mit sich selbst zu beschäftigen; während das Juristenrecht die That und den effektiven Erfolg dieses theoretischen Beschäftigens bildet. — In der Form der Jurisprudenz geht das kritische Prinzip, das sich in der Gestalt des gemeinen Rechtsbewußtseins noch in einem Zustande der Unbestimmtheit, wie der Zerkümmertheit, der Unschlüssigkeit, Zersplittertheit u. s. w., befindet, dazu über, sich eine Verfassung der Freiheit, Selbstgewißheit und Selbstmacht zu geben, durch die es seiner Bestimmung, das Positive in Beziehung mit dem Logischen zu bringen, allein erst mit Erfolg zu entsprechen vermag. Die Jurisprudenz ist nicht etwa bloß als eine historische Unvermeidlichkeit, sondern zugleich als eine in der ewigen Idee des Rechts druckende Nothwendigkeit zu betrachten, indem diese des Moments der Jurisprudenz zu ihrer Entzirkung überhaupt nicht entbehren kann. Aber die Jurisprudenz bildet in dieser Hinsicht eben allein erst ein Moment, und vermag nicht schon die ganze Idee in sich zu fassen und als solche in sich auszugraben; sie bildet in dem Prozesse, durch den die Idee sich dem Selbstbewußtsein vermittelt, allein erst die Seite des gelehrten Wissens und des bloß erst verstandesmäßigen Reflektirens, denn sie ist auf das Positive gerichtet und versetzt im Elemente des Positiven; sie befindet sich daher für sich allein (ohne den Beistand der eigentlichen Rechtswissenschaft, die der Zeit nach erst ein späteres Resultat der Entwicklung sein kann) auch noch stets der Gefahr ausgesetzt, den Widerspruch, in den das kritische Prinzip durch ein gewisses araleses Zurückweichen vor der unmittelbaren Autorität des Positiven mit sich gerathen kann, in sich zu hegen, so zwar, daß sie ihn kritisch affirmirt. Wir haben gesehen, wie das Rechtsbewußtsein überhaupt vom Anfang seiner kritischen Entwicklung an noch den Widerspruch in sich trägt, daß es sich zwar schon kritisch, aber bloß erst formell kritisch oder mit dieser vom Positiven ausgehenden inneren Beschränkung zu dem historisch vorliegenden Rechte verhält. Die Jurisprudenz als diese Form der Erfüllung der allgemeinen Grundanlage bringt nun zunächst auch jenen Widerspruch aufs Genaueste in sich zur Erfüllung, und wird in demselben im Ganzen so lange argerlos Weise befangen bleiben, als es der Wissenschaft nicht gelingt, sie darüber aufzuklären und davon zu befreien. So namentlich geht die in dem erwachten kritischen Rechtsbewußtsein überhaupt als allgemeine Grundanlage enthaltene Richtung desselben, dem vorgefundenen naturwüchsigen Rechte eine (formell) kritische Beschäftigung angedeihen zu lassen, in der Jurisprudenz in eigentliche Erfüllung zuverderst dadurch, daß das Gewohnheitsrecht gelehrter Weise als objectives und positives und dadurch unbedingt gültiges Recht unterschrieben und das Material desselben zum Gegenstande und Inhalte der gelehrten Rechtskenntnis und einer juristischen Dogmatik erhoben wird (A. a.) — ferner dadurch, daß die Vorstellung von dem hohen

Werthe der Gewohnheit im Punkte des Rechts eine gelehrte Begründung und Ausoffnung erfährt und zum juristischen Glaubensbekenntnisse erhoben wird (A. d.) — endlich dadurch, daß der Sinn, dessen die einzelnen gewohnheitsrechtlichen Gebilde fähig sind, auf gelehrte Weise darin nachgewiesen oder hingelagert und nun weiter zu einer förmlichen rechtsgelahrten Theorie dieser Data ausgespannen wird (A. c.). Die Gelahrtheit ist nämlich der höchste Schutz und Trutz und der äußerste Schein von Wahrheit, den das an sich Unrichtige, hier das Gewohnheitsrecht, für das kritische Bewußtsein und auf kritische Weise überhaupt zu gewinnen vermag. — Aber zugleich acht auch die in dem gemeinen kritischen Rechtsbewußtsein angelegte Negation des Principes des Gewohnheitsrechts in der Jurisprudenz in Erfüllung — nur noch nicht absolut. Erst die Jurisprudenz ist es recht eigentlich, die das Gewohnheitsrecht von seinem ursprünglichen, natürlichen Grund und Boden sondert und in der Gestalt einer abstrakten Rechtskenntnis und Rechtslehre abrennt, die nun als das geschlossene Ergebniss des ganzen naturwüchsigen Processes dasthet und den letzteren zu verlegenem genöthigt ist, um ihren eigenen Grund und Bestand — den der Abstraction und Reflexion — haben und behalten oder eben dieses kritisch gewonnene Resultat bleiben, dieses gewiss, positiv Bestehen des darin sein bisheriges Wachstum sich objectiv vor Augen stellenden Bewußtseins ausmachen zu können. — Und zwar bildet die Jurisprudenz diese Negation des Gewohnheitsrechts nicht etwa bloß abstract für sich, sondern indem sie als Culminationsform des kritischen Rechtsbewußtseins überhaupt, in wiefern es auf das Positive bezogen ist, nothwendig zu allgemeinem Ansehen gelangt, so kann das ganze Rechtsleben mit der Zeit immer weniger umhin, sich nach diesem Sterne, statt nach dem der Gewohnheit zu richten, d. h. es wird mit der Zeit immer gleichgültiger gegen das Gewohnheitsrecht, es wendet sich von dieser Quelle immer mehr ab, um sich vielmehr bei der Jurisprudenz Rathes darüber zu erholen, was unter den und den Umständen Rechtens sei. — Ferner geht die Unterordnung des Gewohnheitsrechts unter den kritischen Gesichtspunkt, welche in der Unterdrückung der Gewohnheit als eines obersten Principes an sich enthalten ist, erst in der Jurisprudenz als in dieser juristischen Auffassung und Behandlung dieses Principes in eigentliche Erfüllung; denn erst in diesem juristischen und darin dialektischen Fermente entspringen aus dieser Vorstellung die näheren logischen Consequenzen, die jene Unterordnung und innere Negation unter einander wirken; — so z. B. gelangt die Jurisprudenz zu dem Satze, daß unvernünftige und unethische Gewohnheiten nicht zu beachten seien, einem Satze, in welchem die Anerkennung der Gewohnheit als obersten Principes schon zu einer kritisch bedingten geworden ist und die Gewohnheit bereits die Superiorität des Urtheils an sich erforschen muß. — Endlich kommt diejenige Negation des Principes der Naturwüchsigkeit, welche an sich in der intellectuellen Auffassung der positiven Einzelnheiten des Gewohnheitsrechts enthal-

ten ist, in der Jurisprudenz dadurch zur Ausführung, daß sich hier der bloße Sinn zum Begriffe, wenn auch nur zum abstracten Verstandes- und Schulbegriffe, und durch diesen und dessen Dialectik zur Theorie gestaltet und erweitert; die — wenn auch bloß erst gelehrte Theorie ist aber schon wesentlich diese Art und Weise des kritischen Geistes, sich zum Geiste und Waise, zum Grunde und Zwecke des Positiven zu machen und so dem Positiven das Eigene, Geheimnißvolle und in sich Verschlossene zu nehmen, wodurch es sich gegen das kritische Princip sperrt. So wird nun in den einzelnen Daten des Gewohnheitsrechts dadurch, daß die Jurisprudenz sie theoretisch verarbeitet, das naturwüchsige Princip als solches extirpirt und durch das kritische ersetzt; und die ganze weitere Entwicklung eines solchen ursprünglichen der Gewohnheit angebörigen Productes geht von nun an unter wesentlich kritischen Gesetzen. — Wenn nun nach diesem Allem die Jurisprudenz selbst diese sich erfüllende kritische Affirmation, als diese sich erfüllende kritische Negation des Gewohnheitsrechts, überhaupt also dieser sich förmlich constituirende Widerspruch ist, von welchem indessen das juristische Rechtsbewußtsein — wenigstens vorläufig — selbst noch Nichts merkt, so läßt sich die Frage aufwerfen: was ist mit einer solchen Erfüllung gewonnen und welches Heil kann daraus hervorgehen? Nichts Besseres, als: Entwidlung — eine Entwicklung, mittels deren das kritische Princip sich mehr und mehr von diesem Widerspruche frei macht. Wir haben früher schon gesagt, daß und in wiefern dieser in dem kritischen Rechtsbewußtsein überhaupt der ursprünglichen Anlage nach vorhandene Widerspruch die eben gedachte Bestimmung, ein Ferment der Entwicklung zu bilden, an sich habe; diese Bestimmung geht nun eben wieder in der Jurisprudenz in Erfüllung. Erst dadurch, daß die Jurisprudenz es unternimmt, die kritische Affirmation des Gewohnheitsrechts und die kritische Negation desselben juristisch zu vereinigen, erst dadurch, daß somit jener Widerspruch in nächste Beziehung auf sich selbst gesetzt und der ganze Versuch mit angelegentlichster und systematischer Ausspannung des kritischen Principes betrieben wird, kann es geschehen, daß jener Widerspruch aus seiner Tiefe und Verborgtheit aufgestoßen und hervorgetrieben, also überhaupt erst sichtbar wird. In soweit dies nun geschieht, wird die Jurisprudenz, sollte sie auch den so hervorgetriebenen Widerspruch als solchen nicht schon erkennen, sondern mehr erst erforschen, sicher nicht verfehlen, den Versuch einer Vereinigung der Affirmation mit der Negation im Grunde aufzugeben und vielmehr den entgegengesetzten Consequenzen zu folgen, welche sich dabei herausgestellt haben und im Grunde nur zu Gunsten der Negation haben herausstellen können. Es geschieht mit andern Worten eigentlich erst in der Jurisprudenz, daß die Richtung des Rechtsbewußtseins, sich das naturwüchsige Recht kritisch zu affirmiren, zu ihrem Gegentheile als zu ihrem nothwendigen Resultate gelangt; — eben hierin bildet die Jurisprudenz erst recht von Grund aus dieses Ferment der Negation des gewohnheitsrechtlichen Principes. In

sofern aber die Jurisprudenz über diese ihre Bestimmung und Nothwendigkeit sich selbst noch nicht klar geworden ist, und hier fortfährt, dem Gewohnheitsrechte mit ihren kritischen Mitteln zu hulbigen, grade als wäre dies ihr Beruf, so befindet sie sich gerathlos noch im Widerspruche und Rückstande mit sich selbst. Ihrem Grunde und Ziele und im Großen und Ganzen auch ihrer Wirkung nach ist und bleibt sie trotzdem diese Thatfache der Entzweiung, durch welche im Punkte des Rechts das kritische Princip sich dem naturwissenschaftlichen entgegen sormlich und ex professo constituir hat, und in der wir somit den allmähigen Untergang des Gewohnheitsrechts als eine historische Nothwendigkeit ungewandelt vor Augen haben. Wenn man also die zufällige Liebhaberei für das Gewohnheitsrecht und das Zurückverlangen nach einer Zeit des Gedeihens desselben zu einer Forderung der Jurisprudenz selbst zu machen sucht, so muß man der letzteren eben diesen Grundwiderspruch mit sich zu, daß sie sowohl ihrem historischen Grunde und Zwecke, als ihrem Begriffe nach sich selbst verweigere, daß sie Zeugnis gebe von der Bedauerlichkeit und Unausgeglichenheit ihres eigenen Elements, nämlich der progressiven kritischen Rechtsentwicklung, weil dadurch dem Gewohnheitsrechte das Fortbestehen und fernere Gedeihen verunmöglicht worden. Man muß, um ein Anhänger des Gewohnheitsrechts sein zu können, die Rechtsentwicklung, insbesondere die Jurisprudenz, verwünschen und verneinen; oder man muß wenigstens, indem man eine solche zufällige Liebhaberei wissenschaftlich zu begründen sucht, blind dafür sein, wie die Jurisprudenz und vollends die Rechtswissenschaft grade umgekehrt ganz entschieden die Form bildet, in welcher das kritische Princip mit dem Gewohnheitsrechte gebrochen hat und hat brechen müssen.

b) Aber die Jurisprudenz ist nicht etwa nur als diese theoretische Negation des Kritischen in die Welt gekommen, sondern zugleich mit der ferneren wahren Bedeutung und Bestimmung, ihr eigenes positives Recht — das Juristenrecht — mitzubringen, durch welches sie vollends im Gegenseite mit dem Gewohnheitsrechte forsetzt und dieses historisch auflöst. Das Juristenrecht ist seiner historischen Entstehung wie seinem Begriffe nach nicht etwa das künstliche Product eines absonderlichen Rechtsverstandes, welches sich dem Leben aufzudrängen muß, sondern es ist ein gemeinsames Product des kritischen Rechtsverstandes und des Lebens. Das Leben selbst bringt die Nothwendigkeit und das Substrat des Juristenrechts mit sich und stellt diesem die Ziele, nach denen es sich zu bestimmen hat; das Juristenrecht ist schon in sofern ein Product des Lebens, als es ohne Praxis nicht denkbar ist. Was in dieser Hinsicht unter Praxis zu verstehen ist — wie dieselbe zwar an sich nach Art und Weise der Gewohnheit, in Wahrheit aber doch im Gegenseite zur Gewohnheit sich bildet, indem sie dieselbe zu einem bloßen Momente und zu einer Form des freien selbstbewußten Lebens in sich aufhebt — das haben wir schon früher erörtert. — Das Juristenrecht stellt sich bei allen culturfähigen Völkern als ein Be-

dürfnis und eine Forderung des Lebens von da an heraus, wo die Entwicklung überhaupt in regere Bewegung geräth und einen großartigen Zuschnitt, sowie eine mannichfaltigere Gestalt annimmt, wo insbesondere die sozialen Verhältnisse und der Verkehr sich auszubilden und zu vermännichfaltigen beginnen, wo dem zufolge neue Bedürfnisse und neue Rechtsverhältnisse entstehen, die nun schon etwas Mittelbares und durch Entwicklung Gewordenes, kurz, das Resultat eines historischen Bildungsganges, also keine bloße Notwendigkeiten und einfache ursprüngliche Zustände, mithin auch keine Sache der Einsicht mehr sind, — wo ferner neue religiöse und sittliche Vorstellungen, Anschauungen und Ueberzeugungen, neue intellectueller Gesichtspunkte sich bilden, die alle ihren Einfluß auf das Rechtsbewußtsein und auf das Recht üben. Von dieser Wendung der Entwicklung an — und welche Macht der Erde vermochte diese Wendung abzumenden oder zu redressiren — verlieren Instinkt und Gewohnheit absolut die Fähigkeit, das Gebiet des Rechts zu beherrschen; es bilden sich von da an im Punkte des Rechts Forderungen, Probleme, Entwicklungen etc., für die der Instinkt überhaupt keinen Sinn und kein Fassungsvermögen, die Gewohnheit überhaupt kein Maß und keine Form hat, die vielmehr schon von vorn herein, ihrer Entstehung wie ihrer inneren Beschaffenheit nach in Beziehung zu einem kritischen Urtheile stehen und von diesem ihre Erledigung heißen. Oder sofern sie eine solche kritische Erledigung überhaupt noch nicht oder noch nicht entschieden und bestimmt genug gefunden haben und dem zufolge einwirken dem Instinkte und der Gewohnheit verfallen sind, so kommt doch die Untüchtigkeit und Unmöglichkeit dieser Art und Weise ihrer Erledigung über kurz oder lang desto fühlbarer und deutlicher an den Tag, und macht dann das Bedürfnis einer kritischen Abhilfe um so dringlicher. Ja, es kann geschehen, daß, indem Instinkt und Gewohnheit sich darauf stützen, das Regiment trotz ihrer nicht mehr ausreichenden Macht und Fähigkeit zu besaßen und so das kritische Recht auszuschließen, das letztere sich nun so zu sagen im Wege einer gewaltsam und despotisch erscheinenden usurpation unversehens einstellt und in den Besitz der ihm zukommenden Herrschaft setzt; wie wir es denn namentlich in Teutschland mit aus diesem Grunde haben erleben müssen, daß nicht etwa bloß die römische Jurisprudenz, sondern zugleich das schon fertige positive römische Juristenrecht Geltung erlangte und nachher bebielt. — Eigentlich sollte nun das kritische Recht, dessen Bedürfnis sich auf die angegebene Weise im Laufe der Entwicklung herausstellt, sich im Wege und in der Form der Gesetzgebung einstellen; denn im Grunde bringt jenes Bedürfnis auch das einer solchen formellen Bündigkeit und Gültigkeit des beschränkten Rechtsinhalts, eines solchen Gesetzgebers durch einen dazu berufenen obersten Willen mit sich. Gewissermaßen wird dann auch die Gesetzgebung hierdurch schon in Tätigkeit gesetzt, aber noch lange nicht in zureichender Weise, noch lange nicht ihrer Idee gemäß. Denn eben die Idee

der Gesetzgebung kann erst einer späteren Zeit angehören; sie ist erst in Folge eines weiteren und intensiveren Entwicklungsprocesses, den das kritische Recht als solches durchmacht, im Stande, sich in Wahrheit zu erfüllen; in dieser Hinsicht dient nun eben das Juristenrecht oder die Entwicklung, die das kritische Recht unter dieser Gestalt durchmacht, zur Vorbereitung der Idee der Gesetzgebung, indem es so zugleich diejenige Art und Weise des Rechts, positiv zu sein, bildet, welche zunächst auf das Gewohnheitsrecht folgen muß. — Das Juristenrecht ist nach diesem Allem in Bezug auf das Gewohnheitsrecht ebenso gut, wie die Jurisprudenz überhaupt, eine Thatsache der Entwicklung, in welcher die letztere das Gewohnheitsrecht als diese Art und Weise des Rechts, positiv zu sein, aufgegeben und hinter sich gelassen hat; oder vielmehr es bildet sich ein Product der Jurisprudenz und des Lebens die positive Form und Erscheinung, worin sich die Bedeutung und Bestimmung der Jurisprudenz als dieser historisch hervortretenden Negation des naturwüchsigsten Rechts, näher des Gewohnheitsrechts am prägnantesten erfüllt.

c) Aber so gewis auch die Jurisprudenz mit dem Juristenrechte diese Krise in der Rechtsentwicklung bildet, so betrifft dieselbe überwiegend doch allein erst die Seite der Positivität des Rechts. Die Jurisprudenz ist dieses gelehrt, auf das Positive bezogen und in der Sphäre des Positiven verharrend; Reflektiren und Wissen, welches im Juristenrechte zum positiven Schaffen wird; sie bildet hierin nun freilich bereits eine Anwendung der logischen Idee des Rechts auf das empirische Material oder umgekehrt eine Subsumtion des letzteren unter die aus jener Idee herrührenden kritischen Gesichtspunkte, und beruht in sofern in dieser Idee; — aber weder faßt sie die Idee schon als solche in sich, noch vermittelt sie bereits zwischen dem Logischen und dem Positiven in solchem Maße und Geiste, daß dabei die Idee als solche resultirte; sondern der überwiegend mögliche Stand- und Zielpunkt bleibt für sie immer noch das Positive. Sie überläßt das rein Logische der Rechtsphilosophie, mit welcher sie sich sogar in Opposition zu setzen liebt, als habe die Rechtsphilosophie es nur mit dem Unforschbaren und Unpraktischen zu thun. Die Sache ist aber vielmehr die, daß auf diese Weise die Jurisprudenz stets noch im Rückstande gegen die Idee des Rechts sich befindet, und daß sie nur in sofern subsistirt und fortschreitet, als sie sich fort und fort aus jenem Ueberflusse der Idee neu erfüllt, in welcher Hinsicht ihr die vorarbeitende Rechtsphilosophie die wesentlichen Dienste leistet. Andernfalls würde die Jurisprudenz stets auf demselben Orte stehen bleiben und sich total in sich selbst aufheben. Doch kann andererseits die Rechtsphilosophie nicht bestehen und fertig werden, ohne daß ihr die Jurisprudenz den Spiegel und Gegensatz des Positiven vorhält und ihr somit diese empirische Seite und Bedingtheit des Rechts vermittelt. So wenig aber die Jurisprudenz sich dazu versteht und verstehen kann, die Rechtsphilosophie als solche in sich durchzuführen, so wenig kann

die Rechtsphilosophie sich dazu verstehen, sich zugleich nach Art und Weise der Jurisprudenz mit dem Positiven zu befassen. Gleichwohl muß es eine Form des Geistes geben, worin beide Arten und Weisen und Cultusformen der Idee sich vermitteln und nun eben unter dem Gesichtspunkte der Idee in Eins zusammengehen, um so die totale Idee concreter Weise zu produciren — anstatt als Abstractionen in steter erloschener Beziehung zu einander zu stehen. Dieses somit desiderirte geistige, selbstbewußte Zusammenfassen und Vermitteln des positiven und des logischen Moments unter dem Gesichtspunkte der totalen Idee des Rechts ist die Rechtswissenschaft. Nehmen wir dies Alles nunmehr speciell in Beziehung auf das Gewohnheitsrecht, so ist die Jurisprudenz, trotzdem, daß sie diese Verfassung bildet, die das kritische Princip sich selbst gegeben, für sich allein doch noch nicht im Stande, sich von der Autorität des Gewohnheitsrechts oder dieses nicht kritischen, aber positiv bestehenden Principes, sich also von diesem inneren Widerspruch von Grund aus mit Selbstverurtheilung und Selbstbestimmung zu erlösen; sondern in sofern dies dem Juristen gelingt, verhält er sich bereits wissenschaftlich, und nur in sofern er dies thut, kann es ihm gelingen. Es handelt sich in dieser Hinsicht eben um dieses subjective, selbstbewußte Erkennen sowohl jenes Widerspruchs an und für sich, als auch der vernunftmäßigen Nothwendigkeit und Methode seiner Ueberwindung; es handelt sich um dieses Urtheil, zu welchem das kritische Princip in dieser Beziehung auf sein Gegenheil eben als Princip über sich selbst, über seine Bestimmung und seine Mittel gelangt und worin es nun auch wirklich und von Grund aus, im Allgemeinen wie im Besondern jenes Widerspruchs mächtig wird, weil es an sich die Macht über denselben ist und sich dieser Macht bewußt wird. Die Sache an sich ist die, daß das Gewohnheitsrecht als dieses von Haus aus nicht kritische Recht für den kritischen Geist niemals Gegenstand der Affirmation, sondern nur Gegenstand der Negation sein kann; aber diese Wahrheit und Vernunft, die die Sache an sich hat, muß zugleich zur Subjectivem, selbstbewußten, in der Totalauffassung der Idee beruhenden und sich abschließenden Erkenntnis, kurz, zu diesem Urtheile werden — wie sie sich denn ohne dies ja gar nicht einmal aussprechen lassen würde. Die Jurisprudenz ist nun zwar ganz entschieden schon eine Art und Weise der kritischen Negation des Gewohnheitsrechts, die zugleich ihre Entwicklung hat und darin immer weiter fortschreitet; aber sie gelangt als bloße Jurisprudenz in dieser wie in jeder ähnlichen Beziehung noch nicht zum Urtheile über sich selbst, sie bleibt daher in dem Widerspruche, an dessen Ueberwindung sie arbeitet, zugleich noch besangen; das Ferment ihrer Entwicklung in dieser Hinsicht ist, wie früher gesagt worden, eben noch der Widerspruch, nicht schon der in sich freie und im Grunde der Idee mit sich einig Gedanken. Und so ist erst die Rechtswissenschaft diejenige Form des kritischen Rechtsbewußtseins, worin dem Gewohnheitsrechte sein Urtheil gesprochen wird, so zwar, daß es ihm

hier auch wirklich gesprochen wird; und die Jurisprudenz ist diese kritische Negation des akritischen Rechts erst in sofern, als sie darin von der Rechtswissenschaft beglaubigt und bekräftigt wird. Wie aber die Rechtswissenschaft — vermittelt der Idee sich über die positiven beschränkten Gesichtspunkte der Jurisprudenz hinauszuheben — zu jenem Urtheile über das Gewohnheitsrecht gelangt, d. h. auf welchem nur ihr eigenthümlich methodisches Wege? — oder wenigstens: wie wir uns dies denken? davon möge statt weiterer Ausführung gleich die gegenwärtige Abhandlung selbst, erdend die erforderliche Vorstellung geben, da dieselbe sich die Aufgabe gestellt hat, die ganze Angelegenheit eben wissenschaftlich, statt blos gelehrt zu behandeln. — Wenn wir nun sagen, die Jurisprudenz könne ihren rechten Halt und Werth erst in der Rechtswissenschaft finden, so gilt dies natürlich auch vom Juristenrechte. Dasselbe vermag seiner Idee — nämlich dem nicht kritischen Gewohnheitsrechte das Recht der Kritik positiv entgegenzusetzen und so den Bruch mit dem nicht kritischen Principe zu bekräftigen — in Wahrheit erst in sofern zu entsprechen, als die Jurisprudenz sich zugleich rechtswissenschaftlich verhält. Andersfalls wird das Juristenrecht zwar dem Gewohnheitsrechte gegenüberstehen, auch mit der Zeit dem letzteren wohl immer mehr Terrain abzugewinnen; aber es wird ihm die innere Qualität fehlen, um das Gewohnheitsrecht zugleich unbedingt überwiegen zu können; es wird ihm in seinem Gegensatz zum Gewohnheitsrechte die innere Einheit abgehen, um eben als dieser Gegensatz der kritischen Idee gegen jene akritische Zustandlichkeit derselben dem Bewußtsein offenbar werden und die Ueberzeugung und das Interesse gerade in diesem Gegensatz zum Gewohnheitsrechte entscheiden und unbedingt für sich gewinnen zu können; — es wird sich in gleicher Weise, wie die wissenschaftlich noch nicht frei gewordene Jurisprudenz, noch in seinen eignen Widerspruch verwickelt finden, indem es die Gewohnheit noch nicht so, wie es soll, zum bloßen Elemente in sich aufhebt, noch nicht zu jener Form des freien, selbstbewußten Thuns, die erst in Wahrheit den Namen „Paras“ verdient, in sich vereint, sondern selbst noch immer wieder zum gedankenlosen Gewohnheitswerthe, zum Schlenrian, somit zu diesem Hindernisse seiner selbst und seiner Entwicklung ausschlägt und dann am Ende nur eine desto ärgerliche Art von Gewohnheitsrecht bildet. Erst ein in sich wissenschaftlich bestimmtes und wissenschaftlich von sich zeugendes Juristenrecht ist frei von dieser Fatalität und wahres, wirkliches Juristenrecht; erst ein solches ist davor sicher und darüber erhaben, sich mit der Gewohnheit, so zu sagen, gemein zu machen, und darum erst eine wirkliche Macht über das Gewohnheitsrecht. Hiernach wäre die wissenschaftliche Bestimmtheit des kritischen Rechtsbewußtseins nicht blos theoretisches Verbalien, nicht blos die in der Idee über sich hinauszuführen oder zum freien Urtheile über sich selbst gelangte Jurisprudenz; sondern ebenso sehr zugleich geeignet und berufen, sich als Juristenrecht direct im Leben zu be-

thätigen, ohne zu diesem Zwecke erst Etwas von sich auszuheben oder Etwas annehmen zu müssen, was nicht schon in ihr selbst läge. Die Rechtswissenschaft unterscheidet sich eben darin von der reinen Rechtsphilosophie, daß sie diese aus dem rein logischen und dem rein positiven Momente vermittelte Bestimmtheit des Rechts ist, die nun als solche erst recht eigentlich dem Gedanken des Rechts, wie es in der Wirklichkeit sein soll, bildet, und somit unmittelbar die Eigenschaft und den Beruf hat, in positives Recht verwandelt zu werden.

III. Der gehen jetzt schließlich dazu über, das Gewohnheitsrecht unter dem Gesichtspunkte der Idee der Gesetzgebung auf seine Bestimmung hin anzusehen. Wir werden finden, daß das Gewohnheitsrecht vor dieser Idee absolut zu verschwinden bestimmt ist, während Jurisprudenz und Juristenrecht selbst im Grunde mit der Rechtswissenschaft zu einer solchen absoluten Ueberwindung des akritischen Rechts noch nicht im Stande sind, weil aber unerlässliche Bedingungen bilden, damit die Idee der Gesetzgebung, wie überhaupt, so insbesondere auch im Punkte dieser absoluten Ueberwindung des akritischen Rechts sich erfüllen könne. Umgekehrt kann die Rechtswissenschaft und können folgerweise Jurisprudenz und Juristenrecht innerhalb ihrer Sphäre erst dann zum vollen Genusse ihrer Idee und zur vollen Verwirklichung derselben gelangen, wenn zugleich die Idee der Gesetzgebung im Begriffe steht, sich zu erfüllen. So zeigt sich hier das Bedingende zugleich durch das Bedingte selbst bedingt, was sich unschwer fassen läßt, wenn man bedenkt, daß es im Grunde der Sache die Eine Idee des Rechts ist, die auf diese Weise im Momente des Unterschieds lebendig und unendlich sich selbst bedingt. Ist nun die Rechtsidee im Laufe der Entwicklung zu dieser inneren freien Gleichmäßigkeit, Gegenseitigkeit und Wechselwirkung ihrer Factoren, so kann derselben mehr wesentlich im Rückstand gegen den andern ist, gelangt, — und als besonderes Zeichen eines solchen Erfolgs nehmen wir die sich erfüllende Idee der Gesetzgebung an — so hört man eben hiermit für das akritische Princip absolut die Möglichkeit auf, ferner eine Rolle von irgend welchem Belang im Gebiete des Rechts zu spielen und dem kritischen Principe noch irgendwie zur Negation zu reichen. — Diese Sätze werden wir jetzt näher auszuführen haben.

a) Die Idee der Gesetzgebung an und für sich. Das Recht ist, wie wir in der Einleitung sahen, Begriff, oder, wenn wir uns diesen Begriff zugleich als seine Wirklichkeit und als die Nothwendigkeit derselben denken, Idee und somit wesentlich kritischer Natur, dergestalt, daß ein Widerspruch und Widerstreit mit dieser seiner innersten Natur darin liegt, wenn es sich im Zustande akritischer Verfassung oder Bedingtheit befindet. Demzufolge verlangt es als positives oder gegebenes, d. h. für alle Individuen Fälle in abstracto zum Voraus gesetzt und eo ipso zugleich gegebenes Recht kritischer Weise gesetzt und geboten zu sein, um auch im Zustande der Positivität doch immer noch in Uebereinstimmung mit seiner kritischen Natur zu stehen

— und zwar sowohl dem Inhalte und inneren allgemeinen Grunde, als der äußeren Form und Physiognomie, als endlich auch dem besonderen Grunde seiner äußeren Geltung nach. Den ersten Punkt anlangend, so ist damit gesagt, daß das positive Recht aus seinem Begriffe und nach Maßgabe der inneren Verfassung und Verhältnismäßigkeit, die der Begriff als solcher mit sich bringt, gesetzt sein muß, d. h. das positive Recht eines Staats muß darin begriffen sein, eine Totalität und ein System zu bilden, und muß dieses auch im Momente der Wandlungen, die eine fernere Entwicklung mit sich bringt, bleiben; es darf kein Stückwerk und kein Flickwerk, keine allmählig und zufällig entstandene Anhäufung aus allerhand Zeiten, von allerhand Nachwerk und von allerhand Farbe im Betreff der zu Grunde liegenden Principien und Maximen sein; sondern das Ganze von einzelnen Theilen, das es äußerlich bildet, muß es zugleich innerlich bilden als ein Gesamtproduct aus dem Einen, unter allen Umständen mit sich identischen Begriffe des Rechts und der Gerechtigkeit; und um dies zu können, müssen alle einzelnen Partien in der inneren systematischen Zusammengehörigkeit und Ordnung begriffen sein und bleiben, die dem Begriffe eigen ist. Sonst kommt eben der Begriff nicht zu seinem Rechte und das Recht nicht zu seinem Begriffe; oder was ein solches nicht in sich totales und nicht systematisch in sich vereinigt positives Recht in dieser oder jener einzelnen Partie zufällig etwa von dem Begriffe in sich enthält, das geht doch in der Einheitslosigkeit, Ungleichheit und Planlosigkeit des Ganzen oder eben im Ganzen wieder verloren. Es bedarf nun seiner besonderen Ausführung mehr, daß diejenige Art und Weise des Rechts, positiv zu sein, die wir als das Gewohnheitsrecht kennen gelernt haben, überall nicht im Stande ist, jener Forderung zu entsprechen, weil sie überhaupt noch der kritischen Natur ermangelt, und das Recht hier überhaupt nur erst dazu gelangt, positiv zu sein, so zwar, daß es dieser hohen historischen Zustandslosigkeit so lange und in soweit verfallen bleibt, als es sich eben noch mit seiner kritischen Entwicklung im Rückstande befindet. Von dieser kritischen Aufständigkeit erlöst es sich nun zunächst in der Gestalt des Juristenrechts, aber noch keineswegs ganz und gar, d. h. auch das Juristenrecht entspricht der dargelegten Forderung noch nicht in ihrem ganzen Sinne und Umfange; und in soweit es dies eben nicht effektiv thut, behält das Gewohnheitsrecht effektiv noch sein Recht, damit das Recht doch überhaupt nur positiv sei. Da nämlich das Juristenrecht sich im Wege der Praxis und nach der von dieser dargebotenen Gelegenheit und somit im Momente des Einzelnen bildet, nicht aber etwa aus einer allgemeinen Beobachtung und Ermüdung des Materials und der möglichen Verschiedenheiten desselben, nicht aus der Absicht und dem Plane, das Recht im Ganzen zu bestimmen, hervorgerichtet hervorzuheben kann, so steht von ihm die desirirte Totalität, um nur von dieser zu reden, noch nicht in dem Maße zu erwarten wie

se dem positiven Rechte noth thut; nicht zu gedenken, daß das Juristenrecht das Werk vieler Mitarbeiter ist und daher stets noch den Beisatz der subjectiven Meinung in sich enthalten — überhaupt, daß es trotz seiner Positivität doch noch immer im Proceß begriffen sein muß. Man kann in dieser Hinsicht das Juristenrecht eher das in jedem Anwendungsfalle immer von Neuem sich setzende und darin einer fortwährenden Wandelung ausgesetzte Recht, als das ein für allemal zum Voraus fix und fertig gesetzte Recht nennen. Kurz, vor dem kritischen Rechte, das bloß erst Juristenrecht ist, behält das Gewohnheitsrecht immer noch ein gewisses Dominium voraus, d. h. ein gutes Theil Rechtsmaterial bleibt darum noch dem Gewohnheitsrechte verfallen, weil das Juristenrecht nicht schon an sich und im Voraus darauf eingerichtet ist und sein kann, es mit unter sich zu begreifen und systematisch zu bewältigen. — Erst die Gesetzgebung ist im Stande und berufen, der fraglichen Anforderung im Betreff des positiven Rechts zu entsprechen — nämlich als diese Absicht und That der Positivierung des Rechts, welcher die letztere also solche, als ein Zweck für sich gilt, damit das Recht in der Form der Allgemeinheit ein für allemal zum Voraus festgesetzt sei, und die nun als diese Absicht und That und sofern sie hierin nicht noch an einer zufälligen inneren Beschränktheit leidet, sich darauf hingewiesen finden muß, einerseits das Rechtsmaterial in allen seinen Theilen, also seiner empirischen Totalität nach in gleichmäßige Beobachtung zu nehmen, und andererseits für die kritische Ausprägung dieses Stoffes zum positiven Rechte sich des Einen Principes und der Einen Methode, die der Begriff der Sache gewährt, zu bemächtigen, damit jene empirische Totalität auch in dieser kritischen Verarbeitung oder vielmehr recht eigentlich erst vermöge dieser Absicht und That des kritischen Geistes ein Ganzes bilde, das als solches zugleich in jener inneren Ordnung und Verhältnismäßigkeit seiner Theile, die wir System nennen, begriffen sein muß. In dieser Hinsicht besteht demnach die Idee der Gesetzgebung darin, das Recht überhaupt und in allen Beziehungen kritisch zu setzen und zu ordnen, sobald diese Setzung und Ordnung ein Ganzes und ein System des Begriffs bildet, der somit erst in der Form der Gesetzgebung zu seiner adäquaten Positivität und Objectivität zu gelangen vermag. Vor dieser Bestimmung der Gesetzgebung, das Recht im Ganzen kritisch zu setzen und zu ordnen, schwindet nun aber ohne Weiteres die Bestimmung und Bedeutung des Gewohnheitsrechts bis auf den letzten Rest; seine Aufgabe, eine Art und Weise des positiven Rechts zu bilden; damit das Recht überhaupt nur erst positiv sei, und dies stets noch in dem Maße zu thun, in welchem das Recht sich nicht schon eines kritischen Urtheils zu erfreuen vermag, findet in jener Idee der Gesetzgebung ihre absolute Erledigung; und wenn das Gewohnheitsrecht vor dem Juristenrechte noch ein gewisses Terrain voraus zu behaupten im Stande ist, so ist es dazu der Gesetzgebung gegenüber nicht weiter im Stande, sofern diese nur ihrer Idee entspricht. — Zwei-

tens die äußere Form und Physiognomie, die unmittelbare Erkennbarkeit des gesetzten Rechts als solchen anlangend, so ergibt sich auch in dieser Hinsicht aus der kritischen Natur des Rechts eine bestimmte Forderung, der das Juristenrecht noch nicht ganz zu entsprechen vermag und hinsichtlich deren es abwärts über sich hinausweist auf eine höhere Art und Weise des Begriffs, sich im Momente des Positiven zu entsprechen, nämlich auf die Gesetzgebung. Wir verstehen unter jener äußeren Form des positiven Rechts diejenige, aus welcher man es als diesen bestimmten positiven Rechtsinhalt, wie gesagt, unmittelbarer und empirischer Weise erkennt oder worin sich dieser Inhalt für die Kenntnisaufnahme gefaßt und aufbewahrt findet — kurz, das, was sich die positivistisch besangene Jurisprudenz als Quelle des Rechts zu denken pflegt. In sofern nun das positive Recht bestimmt ist, kritischer Weise gesetzt zu sein, so ist es eo ipso auch bestimmt, dies in einer solchen kritischen Form zu sein, welche der völlig adäquate Ausdruck seiner inneren (sowol allgemeinen als besonderen) kritischen Bestimmtheit ist, d. h. worin sich sowol der Begriff der Sache als dieses bestimmende und maßgebende Princip, als auch die That und That der Positivierung desselben als solche unmittelbar und unzweideutig ausdrückt. Diese Form ist, wie wir schon früher näher dargelegt haben, die Schrift, und zwar nicht etwa überhaupt nur und bloß irgendwie, sondern in dem kritischen Sinne, daß sie in striktester Beziehung zu dem positiven Rechtsinhalte stehen muß; — mit anderen Worten: die Schrift bildet diese desirirte kritische Form erst in sofern, als sie von Haus aus dem Inhalte wesentlich und ausschließlich angehöret und der Inhalt gleichsam als in ihr geboren und durch sie wie die Seele durch den Körper an sich gebunden erscheint, während hinwiderum die Schrift als solcheshin mit dem Inhalte verwachsen, nur durch diesen bestehend und an ihn gebunden sich darstellt. Es darf also der Inhalt sich nicht im Zustande der Gleichgültigkeit gegen die kritische Form der Schrift gebildet haben; und die Schrift darf nicht bloß als ein Gefäß zum Zwecke der Aufbewahrung des Inhalts äußerlich benutzt sein; denn ob sie auch in diesem Falle immer schon als kritische Form dient, so thut sie dies doch noch lange nicht so, wie sie durch den Begriff dazu bestimmt ist. Viernach ist also die Idee des positiven Rechts fernrweit dahin aufzuweisen, daß es nicht überhaupt nur kritischer Weise gesetzt sein, sondern daß es zugleich als *jus scriptum* in dem eben entwickelten kritischen Sinne gesetzt sein soll. Ein solches *jus scriptum* bildet aber das Juristenrecht noch keineswegs — selbst in soweit nicht, als es sich in Büchern, Acten u. s. w. schriftlich niedergelegt oder beurkundet findet. Denn in diesem Falle fehlt doch immer noch jene strikte, unmittelbare Zusammengehörigkeit zwischen dem Inhalte und der Schrift; das Juristenrecht ist hier nicht darin und nicht darum positives Recht, weil es sich in diesen Büchern, Acten &c. verzeichnet oder bezeugt findet, sondern unabhängig davon; diese Bücher, Acten u. s. w. enthalten also nicht schon

das Juristenrecht selbst in sich, sondern sie enthalten nur eine Nachrich von demselben, einen Beleg dazu u. s. w. Dem Juristenrechte ist die Form der Schrift überhaupt nicht wesentlich — soweit geben seine kritischen Ansprüche noch nicht; es begnügt sich vielmehr noch damit, bloß in der Form der Erinnerung und des gelehrten Wissens zu existiren und gegenwärtig zu sein. In diesem Punkte steht es nun abwärts mit dem Gewohnheitsrechte noch auf gleicher Stufe; wie dieses entbehrt es noch der Festigkeit und Ausgemachtheit im Betreff der äußeren abstrakten Darstellungsform, d. h. der Unfehlbarkeit, unmittelbaren Wahrbarkeit und objectiven Buchstabengewißheit; wie das Gewohnheitsrecht zeigt es sich daher auch rückfichtlich seines Inhalts noch wesentlich subjectiv bedingt und im individuellen Anwendungsfalle gewissermaßen erst immer von Neuem der Reconstruction bedürftig; ja! in sofern das Gewohnheitsrecht als *jus scriptum* in dem früher erörterten Sinne besteht, hat es hierin noch etwas vor dem Juristenrechte voraus. Also auch in dieser Hinsicht bleibt das Gewohnheitsrecht noch im Stande, dem Juristenrechte das Gleichgewicht zu halten; und erst in sofern das kritische Recht sich auch rückfichtlich jener äußeren kritischen Form seinem Begriffe gemäß verhält, sich also zum *jus scriptum* im obigen Sinne vollendet, verliert das Gewohnheitsrecht auch von dieser Seite her seine Gleichbedeutung mit dem kritischen Rechte und somit seinen historischen Verus, sich neben dem kritischen Rechte und statt desselben effectiv zu behaupten. Zu dieser formellen Vollendung gelangt aber das kritische Recht abnormals unter der Gestalt der Gesetzgebung, deren Idee also in dieser Hinsicht darin besteht, daß das kritische Recht, um sich in Uebereinstimmung mit seinem Begriffe befinden zu können, zugleich *jus scriptum* zu sein verlangt. — Was endlich den besondern Grund der äußeren Geltung des positiven Rechts betrifft, den besondern Grund seiner verbindenden Kraft und Unwiderrspchlichkeit, der noch von dem allgemeinen inneren Grunde, nämlich dem, daß es der Geltung werth ist, unterscheiden sein will, so fordert der Begriff, daß es eine Sägung und Anordnung des Willens sei und als solche erscheine, und zwar eines im Staate und in der Gesellschaft dazu berufenen, mit der erforderlichen Autorität und Macht politisch und stitlich ausgerüsteten obersten Willens. Schon daß der Begriff „kritisches Recht“ sich nicht denken läßt, als in wiefern dabei das Recht als Angelegenheit des Selbstbewußtseins gedacht wird, bringt dieses Erforderniß, daß das gesetzte Recht durch den Willen gesetzt sei, ohne Weiteres mit sich; denn das kritische Recht soll nun auch im Momente seines Gesetzwerdens eine Angelegenheit, näher einen Act des Selbstbewußtseins bilden; einen solchen Act kann aber das Selbstbewußtsein nicht vornehmen, ohne sich eben als Wille zu bestimmen. Von dem Juristenrechte müssen wir nun abwärts besagen, daß es am Ende noch ebenso wenig, als das Gewohnheitsrecht, in diesem begrifflich erforderlichen Grunde des Willens beruht, und daß ihm in sofern (— von dem Nachdrucke, den die

innere Bündigkeit und Evidenz dem positiven Rechte gibt, reden wir hier, wie schon gesagt, nicht —) noch so gut, wie dem Gewohnheitsrechte, die volle unbedingte Gültigkeit und Unwiderprechlichkeit abgeht, daß vielmehr seine einzelnen Sätze und Normen — wenigstens in den einzelnen Anwendungsfällen — noch ebenso gut der Aufsehung der subjectiven Meinung, unter Umständen wol selbst des Sonderwillens ausgesetzt bleiben, überhaupt oder etwas Uänderliches und noch nicht definitiv in sich selbst Entschiedenes sind. Die abstrakte Geltung des Juristenrechts beruht noch einem dafür gänge und gäbe gewordenen Ausdruck auf der gemeinen Meinung (*communis opinio*), also auf demselben Grunde, wie die des Gewohnheitsrechts, nur daß beim Juristenrechte die Meinung sich durch kritisches Urtheil, beim Gewohnheitsrechte durch Gewohnheit und Herkommen bestimmt findet. So befindet sich also das Gewohnheitsrecht effectiv noch auf gleicher Stufe der Geltung mit dem Juristenrechte; und so erscheint die Verfassung, worin das kritische Recht sich als Juristenrecht befindet, abermals noch nicht ausreichend, um das Gewohnheitsrecht absolut aus dem Felde zu schlagen. Aber es liegt in der Idee des kritischen Rechts, dies auch dadurch zu thun, daß es sich durch den Willen gegen das in sich willenlose, weil überhaupt akritische Gewohnheitsrecht setzt; und diese Idee erfüllt sich wiederum in der Gesetzgebung. Hierbei kommt näher noch Folgendes in Betracht. Damit das kritische Princip im Punkte des positiven Rechts nicht bloß an sich, sondern seiner Bestimmung gemäß auch effectiv zur vollen Herrschaft gelange, muß es die Macht haben, die positiven Gebüde des Gewohnheitsrechts auch effectiv aufzulösen. Diese haben nun ihren Bestand theils bloß in der Meinung oder bloß in dem subjectiven Grunde der Gewohnheit und des Herkommens, wie namentlich alle im eigentlichen Sinne so zu nennenden Rechtsgewohnheiten, die nämlich ein gewisses, durch die und die Umstände bedingtes Thun oder Lassen zum Gegenstande haben — theils haben sie zugleich einen objectiven Thatbestand, indem sie von Alters her in ununterbrochener Dauer als vollendete Thatfachen mit einer gewissen grundgesetzlichen Verfassung, so zu sagen als historische Rechtsfacten bestehen, wie z. B. jedes einzelne Gemeintheigenhum. Da nun das Juristenrecht bloß durch die Macht der Meinung zu Recht besteht und daher auch nur im Gebiete der Meinung Recht und Recht hat, so vermag es zwar einzelne Rechtsgewohnheiten im eben angegebenen Sinne zu verdrängen, nicht aber auch jene vollendeten Thatfachen des Gewohnheitsrechts aufzuheben, sondern dies wird — wenigstens rechtlicher Weise — erst dem Willen, der sich unter einem Gesichtspunkte des kritischen Rechts zur That fortbestimmt, möglich sein. Wollte sich das Juristenrecht zu einem solchen Willen und zu einer solchen That gegen jene Thatfachen aufwerfen, so könnte es dies als nicht in seinem Begriffe liegend nur planloser und revolutionärer Weise und nur mit sehr problematischem oder singularem Erfolge thun. Erst durch

die Gesetzgebung vermag das kritische Princip sich jener Thatfachen — durch die es sich also als Juristenrecht noch thatsächlich beschränkt finden muß — zu bemächtigen, weil es sich in der Gesetzgebung um die Macht und Auctorität des Willens bereichert, und sich nun erst in den Stand gesetzt findet, dem Gewohnheitsrechte zum Trost sich zu betheiligen.

Hiermit haben wir die Idee der Gesetzgebung zunächst an und für sich erörtert. Fassen wir das zuerst ausgeführte Erforderniß, daß nämlich die Rechtsgesetzgebung eines Staats eine Totalität und ein System des positiven Rechts oder diesen vollen Ausdruck des Begriffs bilden soll, kurzweg als Sache des Urtheils auf, so ist die Idee der Gesetzgebung mit wenigen Worten die, daß ein solches Urtheil mit einem obersten Willen im Staate sich vereinige, um das Recht im Ganzen seinem Begriffe gemäß in abstracto und zum Voraus zu setzen und zu ordnen, und zwar mittelst einer That und in einer Form, wodurch das so gesetzte und geordnete Recht zugleich als unmittelbar gewisse, weisbare und in steter Identität gegenwärtige Thatfache dasthe und über den subjectiven Widerspruch hinaus ist, nämlich in der Form des geschriebenen Gesetzes.

Aber wo findet sich diese Idee der Gesetzgebung wirklich erfüllt? — oder wo hat sie sich jemals wirklich erfüllt? — oder in wiefern darf man hoffen, daß sie sich dereinst noch verwirklichen werde? Diese Fragen nöthigen uns, die Idee der Gesetzgebung

b) auf ihre Entwidlung hin so weit, als erforderlich, anzusehen.

Wir finden, daß es schon sehr früh Gesetze gibt — jedenfalls schon von da an, wo sich das Verhältniß von Gebietenden und Gehorchenden in der Gesellschaft herausstellt. Dann nämlich ist der Wille der Gebietenden eben als solcher alsbald darüber aus, sich zum Gesetze für die Uebrigen zu machen. Den ältesten und schon sehr früh hervortretenden Factor in der Idee der Gesetzgebung bildet nämlich eben der Wille, weil er schon an und für sich etwas Ursprüngliches und Natürliches ist und nicht erst der Entwicklung bedarf, um zum Vorschein kommen zu können; damit er nun zugleich als gesetzgeberisches Princip sich betheilige, bedarf es für ihn nur noch der dazu erforderlichen äußeren Macht und Auctorität, die er denn auch alsbald, nachdem die Menschen in sociale Beziehung zu einander getreten sind, in der Person Einzelner erlangt. Aber abgesehen davon, daß ein solcher bloß erst personlicher und abstract einzelner, noch nicht aus einem Gemeinwillen sich zu sich vermittelnder Wille nicht schon der im Sinne der Idee der Gesetzgebung berufene Wille ist (ein Punkt, den wir hier bloß erwähnt haben wollen), so fehlt seinen Satzungen auch noch sowohl die äußere Form, als auch der Inhalt, um Gesetze im Sinne jener Idee sein zu können. Erst im Laufe der kritischen Periode (wir denken hierbei an die germanischen Völker) kommt es zu einer eigentlichen Entwicklung der Idee der Gesetzgebung, indem zugleich die politische Entwicklung der gesetzgeberischen Macht und Auctorität vor sich geht;

es gibt von nun an Gesetze, die dies sowohl durch die Absicht und die kritische Form der Schrift, als auch durch den Inhalt sind, letzteres nämlich in sofern, als sie das abstrakte Recht, das jetzt als solches unterschieden und objectiv vorgestellt wird, zum Gegenstande und Zwecke haben und so bereits dies Verhältniß des Willens zu einem für sich gültigen Inhalte, den er förmlicher und bündiger Weise zu setzen sich berufen findet, ausdrücken. Je weiter nun die Entwicklung, insbesondere die kritische Rechtsentwicklung unter der Gestalt der Jurisprudenz und des Juristenrechts vorwärts rückt, desto mehr kommt auch die Rechtsgesetzgebung in den Gang. Unverkennbar ist nunmehr schon die Idee der Gesetzgebung selbst in der Entwicklung begriffen, ohne aber schon sich selbst im Bewußtsein begrifflich gegenständlich und gegenwärtig geworden zu sein, ohne also ihre Entwicklung schon in ihrer eigenen Gewalt zu haben. Ob sie sich also auch einerseits gewissermaßen schon wirkt und bethätigt, und zwar nicht überhaupt nur als kritisches Princip, sondern zugleich schon in ihrem kritischen Gegensatz zum Juristenrechte, so leidet sie andererseits doch noch an demselben Grundbedrängnis, wie die Jurisprudenz und das Juristenrecht, in sofern sie sich bloß erst formell kritisch verhalten; ja, so tief kann sich die Gesetzgebung noch in diesem Widerspruch mit sich selbst befangen erigen, daß sie sich zur Schwärmerin des Gewohnheitsrechts, wo dieses bereits im Begriffe steht, dem kritischen Rechtsbewußtsein zu erliegen, aufwirft und dadurch die kritische Rechtsentwicklung irritirt und hemmt. So finden wir von da an, wo das Gewohnheitsrecht anfängt, in sich selbst zu ermannen und vor dem kritischen Rechtsbewußtsein mehr und mehr dahin zu schwinden, häufig Gesetze, die dasselbe ansehnlichst zu rekrutieren und gegen den kritischen Geist, der in das Recht gefahren, wieder in Ansehen und Geltung zu setzen suchen, indem sie erinnern und erklären: das und das sei durch Gewohnheit von Alters her Rechtens und eben aus diesem Grunde zu befolgen, und der Abweichung, die sich die Praxis oder die Doctrin von diesem Wege erlaubt, sei nicht weiter Statt zu geben. Aber wir finden zu gleicher Zeit auch schon Gesetze, welche selbständig Materien bearbeiten oder Bedürfnisse abheben, deren rechtliche Normierung und Regulierung im Laufe der Entwicklung mehr und mehr zu einer dringenden Nothfrage geworden ist, ohne daß das Juristenrecht (geschweige denn das Gewohnheitsrecht) im Stande gewesen wäre, genügende Abhilfe zu schaffen; hier tritt also die Gesetzgebung schon in die ihr zukommende Bedeutung einer im Vergleiche zu dem Juristenrechte höheren und mächtigeren Form der kritischen Rechtssetzung ein. Aber eine lange Zeit hindurch bleiben alle solche Gesetze doch eben nur Nothbehelfe der kritischen Rechtsentwicklung, in denen noch nicht eigentlich das kritische Princip als solches lebt und wirkt; sie erben sich dann entweder wie eine ewige Krankheit fort, oder werden zuletzt doch wieder eine Brute der Jurisprudenz und des Juristenrechts, oder haben wol gar das Schicksal, schon der bloßen desuetudo zum Opfer zu fallen.

Kurz, eine lange Zeit hindurch schafft die Rechtsetzung das Recht noch nicht eigentlich, oder mit andern Worten: was sie schafft, ist noch nicht das eigentliche kritische Recht, das nun zugleich durch seine eigene innere Evidenz bestandsfähig und so hindernißlos der Idee der Gesetzgebung förderlich wäre; und zwar schafft die Gesetzgebung noch Nichts, weil sie noch nicht dahin gelangt ist, das Recht aus seinem Begriffe heraus zu schaffen und darin für sich selbst ein Ganzes und ein System zu bilden. Sie ist, weil sich selbst ihrer Idee nach noch nicht gegenwärtig, mag der Grund hiervon zum guten Theil auch darin liegen, daß der Staat noch nicht zum Rechtsstaate reif geworden ist; denn erst im Rechtsstaate, der aber von einer Seite her zugleich als eine Schöpfung der Rechtsgesetzgebung gedacht werden muß, vermag sich ihrer Idee zu erfüllen — sie ist, sagen wir, noch nicht gegen die Versuchung oder gegen die Totalität gedacht, mehr oder minder partikularen Interessen und Zwecken, Principien und Maximen zu dienen, welche die Idee des Rechts und der Gerechtigkeit allein erst unter der und der Bedingung und Beschränkung vertragen können und sich nun eben der Gesetzgebung bedienen, um diese Bedingung und Beschränkung unter dem Scheine des Rechts setzen und behaupten zu können. Oder sie steht noch unter der Botmäßigkeit einer grade dominirenden Schule, und functionirt und fixirt Sätze, die sonst alsbald vor der weiteren Entwicklung wieder verschwunden sein würden; — oder das Gesetz bleibt doch noch immer irgendwie ein Nachwerf des endlichen Verstandes, der niemals das Recht an und für sich zu fassen vermag, sondern noch äußerlich aufgestellten Nützlichkeit- und Zweckmäßigkeitsgründen darüber urtheilt. Unterdessen wachsen Jurisprudenz und Juristenrecht dieser Gesetzgebung immer wieder über den Kopf; sie sind es, in denen das kritische Princip für jetzt noch dominiert — ja, man kann sagen, es bediene sich der Jurisprudenz und des Juristenrechts, um die Autorität der Gesetzgebung gleich einem Hindernisse seiner Entwicklung zu umgehen und zu überwinden und die Schäden wieder auszugleichen, die ihm die Gesetzgebung beigebracht. Kurz, Jurisprudenz und Juristenrecht nehmen im Dienste der Rechtsidee und als Träger der Rechtsentwicklung im Ganzen noch den Vorrang vor der Gesetzgebung ein, indem sie bereits in viel näherer Beziehung zu ihrer kritischen Bestimmung stehen und stehen müssen, als die Gesetzgebung schon zu der ihrigen, die nämlich über jene noch hinausliegt, stehen kann. So namentlich bilden sie doch wenigstens gewissermaßen schon eine systematische Totalität des kritischen Rechts und stehen eben trotz dieser unbegrifflichen Bestimmtheit im Uebergange gegen die Gesetzgebung, die nämlich dieses Vorzugs noch entbehrt, sich vielmehr im Ganzen noch auf das bloße Ausheilen in einzelnen Beziehungen und in der Gestalt vereinzelte bestehender Gesetze beschränkt. Jurisprudenz und Juristenrecht bedienen sich nun hierin zwar nur ihrer eigenen kritischen Macht und Geltung, können sich aber auf diese Weise nicht zur Gesetzgebung verhalten, ohne die letztere

von ihrer Idee abzuschneiden und somit eine Schuld auf sich zu laden, die sie am Ende doch vor der Idee des Rechts abzulösen haben werden. Denn diese fordert, daß die Macht und Geltung des kritischen Princips zwischen ihnen und der Gesetzgebung gemeinsam sei, und daß die Gesetzgebung den Vorrang einnehme vor dem Juristenrechte, anstatt so weit hinter denselben zurückzuweichen, daß sie nur in subsidium hinzutritt, oder daß mit andern Worten das Juristenrecht die im Großen und Ganzen dominierende Art und Weise des Rechts, positiv zu sein, ausmacht und die Gesetzgebung bloß als Lückenbüsserin auftritt. Wir sehen hier bereits, worauf es ankommt, damit die Gesetzgebung zu ihrer Idee und die Idee des Rechts zu ihrer Gesetzgebung, zu dieser ihrer vollendetsten Art und Weise, sich zu sehen, gelange. Im Allgemeinen auf die Lösung des Widerspruchs, worin sowohl Jurisprudenz und Juristenrecht einerseits als die Gesetzgebung andererseits sich mit ihrer gemeinsamen Idee, der des Rechts, und folgerweise mit sich selbst befinden, indem sie in jenem Verhältnisse stehen — im Besonderen auf eine Reduktion des Juristenrechts und der mit diesem vermachlenen Jurisprudenz zu Gunsten der Gesetzgebung. Diese Reduktion zu Gunsten der Gesetzgebung selbst ist aber nur dadurch erreichbar, daß die Gesetzgebung selbst sie vornimmt, daß sie zu dem Ende sich endlich in sich zusammen nimmt, sich ihrer Idee bemächtigt und nun eben hierdurch den Muth und die Macht gewinnt, sich rücksichtlich der Positivierung des Rechts mit der ihr zukommenden Geltung und Herrschaft zu versehen und Jurisprudenz und Juristenrecht in die ihnen gebührenden Schranken zurückzuweisen. Und dahin muß die Gesetzgebung einmal gelangen, weil sie Idee und die Idee diese absolute Nothwendigkeit der Selbstentwicklung und Selbstvermittlung ist — grade wie aus demselben Grunde Juristenrecht und Jurisprudenz einmal dahin gelangen müssen, im Betreff der Positivierung des Rechts ihren Vorrang vor der Gesetzgebung, durch den sie sich noch im Widerspruch mit der Idee befinden, aufzugeben. Doch wir sprechen in dieser Hinsicht nicht etwa von einer Erwartung, die die Zukunft noch zu erfüllen hätte, sondern von etwas bereits Geschehenem, wenn es auch noch nicht überall geschehen ist. Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts hat die Idee der Gesetzgebung angefangen, sich darin zu erfüllen, daß in mehreren Staaten das Recht überhaupt und im Ganzen gesetzlich normirt worden und so der Herrschaft des Juristenrechts ein Ende gemacht und die Jurisprudenz gendert worden ist, sich nach dem Gesetze zu richten und zu bilden, statt, wie vorher, bloß auf der Spur ihres eigenen Rechts zu wandeln. So z. B. ist in Preußen das gesammte römische Recht (das für uns seinem ganzen recipirten Inhalte nach zum Juristenrechte geworden, weil durch die juristische Praxis recipirt worden ist) dem allgemeinen Landrechte zum Opfer gefallen, und die Jurisprudenz hat dort den Schmerz über sich ergehen lassen müssen, dieses Kleinod, mit dem sie von Grund aus Eins und das ihr Stolz und Ruhm geworden war, in das Grab der Vergangenheit sinken

und ein neues Recht vor sich hinstreten zu sehen, das nicht nöthig hatte, nach ihrer Kunst und Protection zu fragen. — Wie tief jene Gesetzgebungen bereits in den Geist des Rechts eingedrungen sind oder nicht und welche Kunst der Gesetzgebung sich bereits in ihnen beurfundet oder noch vermessen läßt, ist eine andere Frage; genug, daß in ihnen die Idee der Gesetzgebung aus ihrer bisherigen Unmacht und Beschränktheit historisch erlöst erscheint und im Großen und Ganzen sich selbst gegenwärtig und gegenständlich geworden ist — alles Weitere findet sich nun im Laufe ihrer weiteren Entwicklung. Zu dem Willen, in wiefern er einen Factor in der Idee der Gesetzgebung bildet, hat sich, als Gegenbild einer langen Entwicklung das Urtheil dieser Idee über sich selbst eingefunden, d. h. über die in ihr sich begreifende Bestimmung des Rechts, im Ganzen und als systematisch in sich geschlossenes Ganze durch den Willen kritischer Weise gesetzt zu werden, um im Zustande der Positivität seinem allgemeinen kritischen Begriffe entsprechen zu können — und dieses durch Entwicklung vermittelte Hinzutreten des Urtheils zu dem Willen, so zwar, daß die Idee der Gesetzgebung dadurch zu ihrem Ich gelangt und in sich selbst frei wird — frei namentlich von dem Joch und der überwiegenden Autorität der Jurisprudenz und des Juristenrechts — beurfundet sich nun nothwendig zugleich als historische, in der Geschichte des Rechts epochemachende That, als wirklich eintretende Totalgesetzgebung. Und so ist nun bezüglich des positiven Rechts das kritische Princip effecto und mit historischer Nothwendigkeit in diese Herrschaft und in dieses Verhältniß zu sich selbst eingetreten, wodurch es allein erst die ganze und unbedingte Macht über das akritische Princip, d. h. über das Princip des Gewohnheitsrechts bildet, die es in der Bestimmtheit als Jurisprudenz und Juristenrecht noch nicht bilden kann. Und ob auch jene Gesetzgebungen den einmal bestehenden einzelnen Gewohnheitsrechten, Observanzen u. s. w., — unter den und den Voraussetzungen, Bedingungen und Anordnungen im Betreff ihrer Geltend und Weisbarkeit — noch ausdrücklich Statt geben, so geschieht dies doch nur und kann dies geschehen, weil diese Ueberbleibsel des Gewohnheitsrechts dem kritischen Principe, nachdem dasselbe sich in jener systematischen Totalität zum Werke und Ziele des Positiven gesetzt hat, unschädlich geworden sind und nicht mehr zur inneren Beschränkung greichen können — es geschieht unter dem Gesichtspunkte und nach Maßgabe dieses kritischen Princips; nicht etwa unter dem Gesichtspunkte und nach Maßgabe der Gewohnheit als solcher (vergl. z. B. Patent wegen Publication des neuen allgemeinen Landrechts für die preussischen Staaten vom 5. Febr. 1794, Art. VII). Doch wir wollen jene Gesetzgebungen — das allgemeine preuß. Landrecht, den Code Napoleon, das österreichische Civilgesetzbuch u. s. w. nur als Beispiele und Beispiele dafür angeführt haben, daß und in wiefern die Idee der Gesetzgebung historisch bereits wirklich in Erfüllung gegangen ist, und daß sie somit nicht etwa nur in einer idealistischen Einbildung beruht, sondern ein wirkliches

Ziel der Rechtsentwicklung bildet, von dem wir gewiss sein dürfen, daß es auch da, wo es noch nicht erreicht worden, und in sofern, als es noch nicht erreicht worden, die Richtung der Rechtsentwicklung wesentlich bestimme und von dieser noch erreicht werden müsse. Jedenfalls ist — das lehrt schon ein flüchtiger Blick in die Erfahrung — die Gesetzgebung in allen modernen Staaten schon seit einer Reihe von Jahrzehnten in unausgesetzter, zu stets höheren Zielen fortschreitender Thätigkeit begriffen, um kritisches Recht auszubauen, und es ist unverkennbare Thatfache, daß gerade vor dieser Thätigkeit das Gewohnheitsrecht und der Sinn für dasselbe von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr dahin geschwunden ist, so daß man in dieser Beziehung eigentlich nur die Augen aufzuheben braucht, um sich schon durch die bloße Erfahrung belehrt zu finden, daß die Idee der Gesetzgebung — wie überhaupt die Idee als solche — das eigentlich Wirkliche und zur Wirklichkeit Berufene ist, während die Liebhaberei für das Gewohnheitsrecht nur noch eine Schwärmererei sein kann, die keinerlei Aussicht auf Erfolg und Befriedigung mehr hat.

Aber jenes Urtheil der Idee der Gesetzgebung von sich selbst, worin sie zu ihrem Ich gelangt, indem dadurch zugleich der Wille um die innere Macht und Fähigkeit bereichert wird, sich in Wahrheit und Wirklichkeit zum äußeren Gesetze zu machen — wie und woher entsteht es im Laufe der Rechtsentwicklung mit innerer Nothwendigkeit und so, daß es ein Ergebniß der Rechtsidee selbst bildet? — denn wir werden es uns weder als eine bloße Inspiration, noch als ein zufällig und unermittelt eintretendes Ereigniß denken können und denken wollen, weil es dann im tieferen Grunde der Sache Nichts für sich bewiese. Weder kann die Gesetzgebung bloß von sich selbst und bloß im Wege des Experimentirens zu diesem Urtheile über sich selbst gelangen, d. h. es ist kein Gegenstand der bloßen Entdeckung — noch kann sie es der Jurisprudenz rein als solcher, d. h. diesem sich bloß erst formell kritisch verhaltenden Rechtsbewußtsein zu verdanken haben, weil diese Jurisprudenz es vielmehr mit ihrem eigenen Rechte und Gesetze, dem Juristenrechte, hält (am nächsten da, wo dieses Juristenrecht das römische und die Jurisprudenz mit diesem herangewachsen und groß geworden ist). Die Jurisprudenz und ihr Juristenrecht bedürfen ja hinsichtlich dieser ihrer exklusiven Haltung gegen die Idee der Gesetzgebung und somit hinsichtlich dieses ihres Widerpruchs mit der Rechtsidee und selbist mit ihrer eigenen Idee noch in sich selbst der Erlösung — und ebenso bedarf die Gesetzgebung noch in sich selbst der Erlösung aus einer ihrer Idee, d. h. im letzten Grunde aus einer der Rechtsidee unwürdigen Zuständigkeit. Diese Erlösung wird also bei der einen wie bei der anderen im Momente der Idee des Rechts überhaupt, die für beide eine und dieselbe Substanz und eine und dieselbe begriffliche Vernunft und Nothwendigkeit der Entwicklung bildet, kurz, in welcher beide an sich identisch sind — vor sich gehen müssen, indem die Rechtsidee sich aus der verschiedenartigen Zuständigkeit, worin

sie sich in der Gestalt jener beiden Factoren befindet, also aus diesem actuellen Widerspruch in ihre Unendlichkeit und substantielle Identität zurücknimmt und sich hier dazu bereitet, diesen unmittelbaren Widerspruch zum vermittelten Unterschiede aufzuheben. Die theoretische Bewußtseinsform, worin dies unausbleiblich zu seiner Zeit geschieht, d. h. zu der Zeit, wo zugleich die Geschichte oder diese Praxis der Idee zu der Nothwendigkeit eines solchen Geschehens gelangt, diese theoretische Bewußtseinsform kennen wir bereits; es ist dieselbe, in welcher die Jurisprudenz überhaupt aus ihrem Widerspruch mit der Idee erlöst zu werden bestimmt ist — nämlich die Rechtswissenschaft. Die Idee der Gesetzgebung kommt zu sich, weil und sofern sie zu ihrer Zeit wissenschaftlich, sowohl aus ihrem Begriffe wie aus der Geschichte, erkannt und gekostet und in dieser Fassung nun zugleich Inhalt und Erkenntniß, Bedürfnis und Forderung des Rechtsbewußtseins überhaupt wird. Und das geschieht in demselben Acte der kritischen Rechtsentwicklung, durch welchen Jurisprudenz und Juristenrecht aus ihrem Widerspruch gegen die Idee der Gesetzgebung und überhaupt aus ihrem Widerspruch mit der Rechtsidee, aus ihrem bloß erst formell kritischen Verhalten, aus ihrer abstracten gelehrten Benautheit u. s. w. wissenschaftlich erlöst zu werden bestimmt sind. Im Elemente der Wissenschaft erlöst die Idee sich eben überhaupt aus dem Widerspruch, worin sie sich zu jener Weise noch mit sich verwickelt findet; sie thut dies, indem sie sich selbst, und zwar ihrem ganzen Begriffe nach als die Macht über diesen Widerspruch und als die Nothwendigkeit und Methode seiner Ueberwindung, seiner Auflösung zum vermittelten Unterschiede begreift; daher kann die wissenschaftliche Lösung und Vermittelung dieses Widerspruchs in einer besonderen oder einzelnen Beziehung nicht geschehen, ohne daß er zugleich überhaupt und im Ganzen gelöst und vermittelt wird. Jurisprudenz und Juristenrecht können nicht dazu übergehen, sich wissenschaftlich zu bestimmen und somit in sich frei zu werden, ohne daß eben hiermit auch die Idee der Gesetzgebung frei wird, und umgekehrt. Im Elemente der Wissenschaft geben Jurisprudenz und Juristenrecht einerseits und Gesetzgebung andererseits in das Verhältniß innersten gegenseitigen Einverständnisses und unbedingter gegenseitiger Förderung über; an die Stelle des Kampfes und der Eifersucht treten hier gegenseitige Anregung und Befruchtung; und nur die wissenschaftlich unermittelt gebliebene Jurisprudenz hat man noch künge, nachdem die Idee der Gesetzgebung angefangen hatte, in Erfüllung zu gehen, über das Unrecht sich beschweren hören können, das dadurch ihr und dem Juristenrechte — ja! und auch dem Gewohnheitsrechte geschehen sei.

c) Jurisprudenz und Juristenrecht einerseits und die Idee der Gesetzgebung andererseits sind bestimmt, vermittelst der Wissenschaft im innersten gegenseitigen Einverständnisse und im Verhältniß gegenseitiger Förderung zu stehen — worin dann wiederum die Wissenschaft ihr eigentliches, freudiges

und kräftiges Gedrängen zu finden bestimmt ist. Unter diesem Gesichtspunkte, den wir deshalb noch besonders hervorzuheben haben, tritt die Bestimmung des Gewohnheitsrechts, zuletzt absolut vor dem kritischen Principe zu verschwinden, erst in ihr volles Licht — denn in diesem sich von allen Seiten her in sich vollendenden Systeme des kritischen Princips muß das Kritische, sowohl an sich wie im Effecte, jede Chance einbüßen und zu einer vollständigen Unmöglichkeit werden.

Die Gesetzgebung ist bestimmt, im Wege der Wissenschaft zu ihrer Idee zu gelangen; denn nicht schon die Jurisprudenz rein als solche, sondern erst die Rechtswissenschaft ist im Stande, jene Idee zu erkennen und im Bewußtsein in ihr Recht einzufügen. Dies kann also nicht geschehen ohne eine Reduktion des bis dahin von der Jurisprudenz — eben aus Kosten jener Idee — behaupteten Ansehens. Aber durch diese von der Wissenschaft ausgehende Reduktion wird in Wahrheit die Jurisprudenz ebenso wol zu ihrer Idee wissenschaftlich befreit, wie die Gesetzgebung, und so zunächst zwischen jener und dieser ein Verhältnis gegenseitiger Freiheit und freier Gegenseitigkeit begründet. Denn es liegt in der eigenen Idee der Jurisprudenz als dieser wesentlich kritischen Bestimmtheit des Rechtsbewußtseins, daß sie (wissenschaftlich) von der kritischen Außenlichkeit und inneren Beschränktheit frei werde, worin sie sich durch die an und für sich selbst noch kritische Beschaffenheit des geltenden positiven Rechts, das ihren Gegenstand bildet, versetzt haben muß; dazu kann ihr aber vollständig nur die Gesetzgebung verschaffen, die nämlich diese vollkommenste Art und Weise ausmacht, das Recht — und zwar das Recht überhaupt und im Ganzen — kritisch zu setzen. Und sofern nun die Jurisprudenz sich für sich selbst wissenschaftlich bestimmt und somit fähig wird, zu erkennen, welchen Gewinn sie durch die Gesetzgebung für sich selbst macht, so wird sie sich nun eben auch um ihrer selbst willen bestimmen finden müssen, der Idee der Gesetzgebung zu huldigen und zu dienen, sich mit Liebe und Eifer dem Gesetzberechte zuzuwenden, von dem Gewohnheitsrechte aber, obgleich sie es gelten zu lassen hat, sofern es einmal de facto gilt, sich im Principe loszusagen und sich zu bekennen, daß es eben nur de facto und nicht in dem gleichen kritischen Sinne, wie das Gesetzberecht, de jure gelten könnte. Aber andererseits wird sich die Gesetzgebung bestimmen finden müssen, dieser Anerkennung und Huldigung sich werth zu machen und so hinwiederum der Idee der Jurisprudenz, worin dieselbe frei zu sein verlangt, d. h. der Rechtswissenschaft zu dienen, indem sie eben nur das in dieser Idee begriffene — mit andern Worten nur das aus der Idee wissenschaftlich erkennbare Recht zum Inhalte und Gegenstand ihrer Sagenungen und Institutionen macht, und zwar so, daß es auch in diesen positiven Formen doch stets wissenschaftlich erkennbar bleibt. In dieser Hinsicht hat nun die Gesetzgebung zunächst wieder von der Wissenschaft zu empfangen, um in Uebereinstimmung mit ihrer Idee geben zu können — nämlich sowohl den Inhalt, den sie positiv zum geltenden Rechte machen

soll, als auch das Maß und die Methode. Was den Inhalt betrifft, so soll die Gesetzgebung den, wo es sich nicht etwa bloß um einzelne arbiträre Bestimmungen, sondern um das Recht an und für sich, um Ideen und Principien handelt, sich nicht so weit vergessen, auf dem Standpunkte des endlichen, idealen Verstandes stehen zu bleiben und die äußerlichen, von der Oberfläche des Gegenstandes künstlich abstrahirenden, inhaltstheeren und unter sich im Verhältnisse der Ausschließlichkeit stehenden Reflexionen desselben, kurz, die subjectiver Ansicht und die zufällige Vorstellung zum geltenden Rechte auszusprechen. Hiermit wäre der Jurisprudenz in Wahrheit ein schlechter Dienst, wie überhaupt dem Rechte, geleistet, und ihr Nichts weniger, als ein höheres Ziel vorgesetzt; denn jene leere, abstrakte Verstandesweisheit bildet recht eigentlich das Element der noch wissenschaftlich unfreien Jurisprudenz. Die Gesetzgebung im Großen und Ganzen soll nicht auf diesem niedrigen Standpunkte der wissenschaftlich noch unfreien Jurisprudenz stehen und so die Unwissenschaftlichkeit legalisiren; sie soll vielmehr auf dem unendlich höheren Standpunkte der Wissenschaft stehen, soll ihren Inhalt aus dem Vorne der Wissenschaft schöpfen, sie soll also Ideen verarbeiten — Substantielle, einen unendlichen Gedankeninhalt in sich bergende, überall auf die eine Grundidee des Rechts begrifflich zurückzuführende und in diesem Punkte sich in einander spiegelnde und sich organisch einigende Ideen. Solche Ideen hegt nun zwar schon das gemeine Rechtsbewußtsein in sich, und die Geschichte treibt sie zu ihrer Zeit hervor, dergestalt, daß die Gesetzgebung sich ihrer nicht zu erwehren vermag, wie wir dies in der Mitte dieses Jahrhunderts hinsichtlich der Ideen der Deffentlichkeit und Mündlichkeit des gerichtlichen Verfahrens, der öffentlichen Anklagegeschaf, des Geschworeneninstituts u. f. w. erlebt haben. Aber so wenig die Gesetzgebung sich solche Ideen erst aufdrängen lassen soll, anstatt sich ihrer aus eigenem freiem Entriebe zu bemächtigen, ebenso wenig soll sie dieselben schon se hinnehmen, wie sie aus dem gemeinen Rechtsbewußtsein hervorgehen, sondern sie soll dieselben nur in sich aufnehmen, in reifen sie vor der Wissenschaft die kritische Probe bestanden, überhaupt den wissenschaftlichen Proceß durchgemacht haben und sich somit zugleich als Resultat der Wissenschaft ergeben. Alsdann wird die Gesetzgebung diese Ideen auch eben unter diesem wissenschaftlichen Gesichtspunkte zum positiven Rechte in sich verarbeiten, anstatt dieselben — im graden Widerspruch mit ihrer eigenen, wissenschaftlich erzwungenen Idee — unter das Maß und Ziel des endlichen, unwissenschaftlichen Verstandes zu bringen und sie auf diese Weise zu verendlichen, zu entziffern, ja, in Unfinn und Plage zu verwandeln. Sie wird mit andern Worten jenes Resultat und Eigentum der Wissenschaft in solchem Geiste und in solcher Fassung und Verfassung zum positiven Rechte in sich ausprägen, daß darin der Geist, aus dem es entsprung, derselbe bleibt, ja grade positiv für sich selbst affirmirt erscheint; sie wird die einzelnen Ideen zu Principien ausprägen und wird im Großen und Ganzen eben ein System dieser Prin-

cipien bilden, um dadurch sowohl die wahre, überall auf den Begriff zurückzuführende Ordnung und Anordnung des Details, als auch im Detail selbst das erforderliche: Was und Ziel zu gewinnen; denn eben im Principe liegt an sich und für eine wissenschaftliche Gesetzesinterpretation schon von selbst alles das ausgesprochen, was selbst das Gesetz in endlosen Detailbestimmungen der Reihe nach einzeln auszusprechen sich versucht finden muß, ohne doch auf diese Weise etwas Erhöbendes leisten zu können. Indem nun die Gesetzgebung in den angenehmen Beziehungen der Wissenschaft folgt, wird sie der Jurisprudenz ein positives Recht liefern, durch welches die letztere, sofern sie nicht in sich oerkeht ist, sich gereizt und erweocirt finden muß, über sich hinaus zu streben; denn ein solches positives Recht geht in Wahrheit über den Horizont der bloßen Rechtsflugsheit und Rechtsgeschichtsamkeit, die nur hundertfaches Uergerniß daran nehmen und grade in den wichtigsten Punkten nur ein Mißverständnis dafür haben kann; erst indem die Jurisprudenz sich wissenschaftlich oon sich selbst emanipirt, kann sie ein wahres Verständnis und wahres Interesse für eine solche Gesetzgebung haben; und eben daß eine solche im Grunde nur wissenschaftlich faßbare Gesetzgebung sich der Jurisprudenz als Gegenstand der Wendung und Anwendung darbietet, wird der Jurisprudenz zu einer hauptfächlichen Anregung und Gelegenheits dienen müssen, sich wissenschaftlich oon sich selbst zu emanipiren. So wird die Gesetzgebung, indem sie ihre Idee und ihren inneren Werth und Gehalt der Wissenschaft verbandt, hinwiderum der Wissenschaft den Dienst leisten, sie ins Leben einzuführen, sie sowohl praktisch werthvoll, ja unentbehrlich zu machen, als auch sie zu ihrer eigenen Fortbildung in eine stetige Verbindung und Wechselwirkung mit dem Leben zu legen; — denn ein solcher Gewinn erwächst der Wissenschaft daraus, daß ihr Inhalt in der Gestalt als positives Recht, zu welchem ihn die Gesetzgebung ausgeprägt, nun zugleich Gegenstand einer juristischen Wendung und Anwendung wird, die das empirische Substrat des Rechts im Auge hat, also diesen Inhalt in Beziehung zu den mannichfachen Gestaltungen der Realität oder des empirischen Möglichen setzt. Kurz, die Wissenschaft gewinnt in jener Verbindung mit der Gesetzgebung und indem sie dieser zu ihrer Idee oerbhlt, zugleich für sich so zu sagen gesellschaftliches Ansehen und lebendige Effectivität. — Was endlich noch das Juristenrecht anlangt, so wird es erst dann wahrhaft in seinem Elemente sein und zu einer Wohlthat werden, wenn es, anstatt für das fehlende Gesetz eintreten und dessen Bestimmung übernehmen zu müssen, sich vielmehr auf das Gesetz wird gründen und aus demselben unter dem wissenschaftlichen Gesichtspunkte sich wird heroordilen können, nämlich als eine nähere positive Ausführung und Aestaltung des in den allgemeineren Principien, die das Gesetz functionirt, empirisch enthaltenen Richtstoffes. Also auch für dieses Freiwerden der Idee des Juristenrechts ist jenes gegenseitige Sichergreifen der Ideen der Rechtswissenschaft und der Gesetzgebung eine wesentliche Bedingung, obchon oder

vielmehr weil es dadurch eine gleiche Reduction, wie die Jurisprudenz erfährt. Hiermit ist aber zugleich gesagt, daß das Juristenrecht, eben weil es durch dieses Verhältniß bestimmt erscheint, für sich selbst zu seiner Idee zu gelangen, nicht minder eine wesentliche Bedingung für das Bessichbleiben der Gesetzgebung und der Wissenschaft ausmacht. Ohne das Juristenrecht würde die Gesetzgebung die bezeichnete Aufgabe desselben mit übernehmen, d. h. die Praxis, in welchem sie ein ferment positiver Rechtsbildung ausmacht, in sich absorbiren müssen; — ohne das Juristenrecht würde die Wissenschaft oder, wenn man will, die wissenschaftlich bestimmte Jurisprudenz nicht im Stande sein, den Gedanken des Gesetzes im Wege der Praxis zugleich für sich als positiver Resultat zu gewinnen und sich darin als dieses mit der Intention des Gesetzes im Reibum der Praxis übereinkommende kritische Bewußtsein und Verständnis zu erproben und objectiv zu legen. Man kann sagen, daß das Juristenrecht für die Rechtswissenschaft wie für die Gesetzgebung das nächste und effectivste Entwicklungs- und Vermittlungsferment bilde.

Jenes Zusammenwirken der Wissenschaft und der Gesetzgebung zum Ziele des Rechts, worin zugleich Jurisprudenz und Juristenrecht erst das rechte und wahrhaft ersprißliche Verhältniß zu der Idee des Rechts gewinnen, indem sie nicht mehr anstatt der Wissenschaft und Gesetzgebung dominiren, sondern kraft dieser Weiden und im Bunde mit ihnen in Geltung stehen — ist also für das höchste Ziel aller Rechtsentwicklung zu erachten — nicht in dem Sinne, als wäre hier die Rechtsentwicklung zu Ende, sondern in dem Sinne, daß sie hier erst recht eigentlich bei sich selbst anlangt, hier erst sich aus der ganzen Idee heraus und durch die ferle Wechselwirkung aller Factoren zu bethätigen vermag — und zwar unendlicher und unerschöpflicher Weise, weil die Idee diese unendliche geistige Substanz ist, die sich nimmer erschöpfen kann, wol aber sich immer tiefer, reicher und übniger verwickelt. Es ist die innerste und alleinige Vernunft und Wahrheit und somit die innerste Nothwendigkeit der Rechtsentwicklung, in der Richtung auf jenes Ziel begriffen zu sein; wie nun dieses Ziel zugleich wesentlich in der Erlösung des Rechts aus aller nicht kritischen, nicht im Begriffe und Geiste gelehten Bestimmtheit bestehen muß, so haben wir hiermit den Beweis, daß das Gewohnheitsrecht keine andere Bestimmung und Zukunft haben könne, als der kritischen Rechtsentwicklung endlich ganz und gar zum Opfer zu fallen, bis zum Schlusse durchzuführen.

(Dr. jur. Adolph Wirk.)

GEWOHNHEITSRECHT, Berggewohnheitsrecht. Die ersten Einrichtungen für den Betrieb und die Verwaltung der Bergwerke sind von den Griechen auf die Römer übergegangen. Die Äthener hatten zu Laurion reiche Silberbergwerke, welche sich in dem Besitze von Gewerkschaften befanden. Sie wurden in ihrem Besitze durch besondere Gesetze (*νομοι των ορειων* oder *νομοι των ορειων*) geschützt und trieben diesen Bergbau durch besonders unterrichtete Sklaven (s. die in den Ab-

handlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften von 1815 und 1817 abgedruckten Aufsätze von Böckh: die Silbergruben von Laurion und der Staatshaushalt der Atheuer). Die Geschichte Roms unter den Königen, auch in den ersten Zeiten der Republik hatte noch keine Bergwerksverfassungen, da der römische Staat erst nach der Eroberung von Großgriechenland Bergwerke erwarb, deren Einrichtungen der Erweiterung des Länderbesitzes ausgebildet wurden. Als Spanien, Ägypten, Macedonien der Herrschaft Roms vollständig unterworfen worden, erhielt es Länder mit Bergbau. Von diesen Zeiten an, in welchen in den ausgedehnten Staaten Rom viele Territorial- und Provinzialeinrichtungen neben der unterworfenen, lediglich auf privatrechtlicher Grundlage und Municipaleinrichtungen beruhenden Gesetzgebung fortbestanden, erhielten die Einrichtungen über Bergwerkseigentum eine geregelte Form. In der Kaiserzeit, bekam auch die Verwaltung der Regalien in sofern mehr Ordnung, als der römische Staat in den eroberten Ländern Gold und Silber als unmittelbare Gegenstände seines Regals sich vorbehielt (*Libri XLV, 29*). Allein auf spezielle bergrechtliche Verordnungen für die Provinzen, auf technische Rücksichten überhaupt, ließ sich die römische Legislatur nicht ein. Der Staat begnügte sich nur mit einer Abgabe vom Bergbau. Erst Antoninus Pius (*Caracalla*) erließ eine allgemeine gesetzliche Bestimmungen über Bergwerkseigentum, welche der Codex Theodosianus und die Justinianische Gesetzgebung aufbewahrt haben (cfr. *Burmanni Vestigialia Populi Romani* [Lugd. Bat. 1734] p. 77—83, und *Domitius Ulpianus*, fragmenta lib. X ad Edictum provinciale). Die meisten Notizen über Bergwerksverfassung der Römer s. Glaze, Römische Bergrecht. (Erlberg 1805.)

Nach dem Sturze des großen römischen Reichs, als dessen Provinzen von fremden Völkern erobert und eingenommen wurden, als durch den Einbruch asiatischer Horden viele Völkerschaften nach Westen gedrängt wurden, ordneten sich auch viele Bergleute, bergmännische Vereine und Gesellschaften (*collegia metallariorum*) aus Macedonien, Dacien und Panonien im westlichen Europa, namentlich in Teutschland. Die Grundzüge von Bergwerksregalität, welche diese Einwanderer aus der römischen Verfassung in ihre neue Heimath übertrugen, fanden hier allmählig Eingang, indem sie ihre bisherigen Einrichtungen und Rechtsgewohnheiten möglichst bewahrten und fortpflanzten, durch diese aber Gesetze, Verträge und Abkommen herbeiführten, durch welche nach den Grundbesitzen, Gewohnheiten und Einrichtungen des römischen Kaiserreichs die Bergwerksverfassungen des westlichen Europa's, namentlich Teutschlands entstanden sind. Die Grundlagen aller dieser Bergwerksverfassungen und Bergrechte sind Gewohnheiten und Verkommen. Aus ihnen allen geht hervor, daß sich privatrechtliche Bergrechtsgrundlagen in Teutschland schon früh zu bestimmten Gesetzen ausgebildet hatten, daß namentlich eine Trennung des Oberflächens- und des unterirdi-

schen Eigentums vorbereitet war und daß der wesentlichste Unterschied aller Bergwerksverfassungen darin besteht, ob dem Eigenthümer der Oberfläche ein volles und freies, oder ein bedingtes Eigenthum aller unter seinem Grund und Boden vorhandenen Mineralien zusteht, oder ob dieses Eigenthum zu den dem Staate vorbehaltenen Rechten gehört. Durch größere Ausbreitung des Bergbaues, der, unter allen Staaten im Mittelalter, in Teutschland am stärksten und unter Umständen betrieben ward, welche der Entwicklung bergrechtlicher Grundzüge am meisten zusetzen, ferner durch die Aussprüche der Sachkundigen, deren Urtheil für richterliche Entscheidung galt, endlich durch Meinung und Sitte und Gebrauch führten sich alle diejenigen Rechtsnormen ein, welche später zum Gesetz erhoben wurden, und noch jetzt unter dem Namen des „Gemeinen Bergrecht“ in manchen Fällen zur Entscheidung dienen. Viele Berggesetze und Bergverordnungen haben zwar diese juria non scripta zum größten Theil mit aufgenommen, allein andere spezielle Berggesetze enthalten auch die besondere Bestimmung, daß, was das Gesetz nicht anordnet, nach Ordnung und Gebrauch des Gemeinen Bergrecht und nach den alten Bergwerksgebräuchen beurtheilt und entschieden werden solle. Diese Gewohnheitsrechte haben in bergbaulichen Sachen oft großen Werth gehabt, weil sie aus der Verzicht erwachsen sind, mit welcher mehrere Personen, deren gegenseitiger Vortheil dabei interessirt war, die Schwierigkeiten zu vermeiden suchten, welche jeder anderen Art zu handeln entgegenstanden. Wer in Ermangelung einer gesetzlichen Vorschrift sich so verhält, wie Andere in ähnlichen Fällen ohne Widerspruch des Gesetzgebers gehandelt haben, hat nicht widerrechtlich gehandelt. Die stillschweigende Einwilligung des Gesetzgebers ist also der Grund aller Gebräuche und Gewohnheiten, kann aber nur aus solchen Vorfällen hergeleitet werden, welche dem Gesetzgeber bekannt wurden. In Staatsfällen, wo jederzeit die gesetzgebende Gewalt bei jedem Falle interessirt ist, beweist ein einziger nicht widersprechender Vorgang das stillschweigende Einverständnis des Gesetzgebers mit den Einrichtungen und Handlungen des Unterthanen. Daher kann jede solche Überzeugung nachher durch Widersprüche in gleichen Fällen wieder aufgehoben werden.

Aus einem anderen Gesichtspunkte ist die Verbindlichkeit der Gebräuche und Gewohnheiten in Privatsachen zu beurtheilen. Anfangs handeln einzelne Personen nach eigenem Gutdünken, und bei glücklichem Erfolge nachem Andere, unter Erwartung eines gleichen Ausgangs, das Beispiel nach. Bald erwartet darauf Jeder von dem Andern, daß er sich auch in den Vorgängen gemäß bezeigen werde, und endlich so gewiß, daß der Dritte, welcher nie in gleichem Falle war, sich durch Verträge schützen muß, wenn er von der Gewohnheit abweichen will. Hier kann ein einziger vorhergegangener Fall kein Zwangsrecht, besonders nicht gegen viele Personen bewirken, die nie durch gleichmäßige Handlungen ihre Gesinnungen zu erkennen geben, und der Gesetzgeber bestimmt die Erfordernisse, durch welche eine

Gewohnheit allgemein verbinden soll. Aus Handlungen, welche mit der Vernunft streiten, oder durch Vergleiche zwischen einzelnen Parteien verabredet worden, kann nie ein Gewohnheitsrecht entstehen. Wer sich daher auch in Bergwerksangelegenheiten auf Gebräuche und Gewohnheiten bezieht, welche noch nicht allgemein bekannt sind, muß dieselben so beweisen, daß jeder einzelne Vorgang angeführt, und dessen Ähnlichkeit mit dem vorkommenden Falle erwiesen wird.

Dergleichen Gewohnheitsrechte gehen an jedem Orte als besondere Rechte den allgemeinen Gesetzen vor, und können selbst Gesetze ausbilden, wenn die erforderlichen vorhergegangenen Fälle durch rechtliche Ausgleichung verhandelt und durchgeführt worden sind.

Wie schon erwähnt, sind die Bergrechte größtentheils aus Gewohnheitsrechten entstanden. Die ältesten, von Bergwerken sprechenden Urkunden geben die Ablauf des 11. Jahrhunderts. Nach ihnen sind Bergwerke als zu dem Eigenthume der vom Staate privilegierten Grundherren betrachtet (s. Hülsmann's Geschichte des Ursprungs der Regalien in Deutschland). Später finden wir geschriebene teutliche Bergwerksordnungen in Tyrol, wo der Bergbau seit der römischen Herrschaft fortgedauert hat (s. Mosch, Versuch einer Geschichte des ältesten Bergbaues in Deutschland). Es sind hierüber aus den Jahren 1185 bis 1218 sechs Urkunden vorhanden, welche in v. Sperg's, Geschichte des Tyrolischen Bergbaues (Wien 1785.), abgedruckt sind und welche eine ziemlich klare Darstellung der damaligen Bergwerksverfassung geben.

Hierauf finden wir die böhmischen Berggesetze, namentlich das berühmte Iglauer Bergrecht vom Jahre 1248—1253 und die Constitutiones juris metallici Wenceslai Boeminae Regis aus dem J. 1280. Dieses letztere, vom Könige Wenzel von Böhmen emanirte lateinische Bergrecht gibt gleichzeitig den besten Beweis der Verbindung der teutschen Bergrechte mit den römischen Rechten. Es ist nach dem Muster des iglawischen Rechts, allein in der Art der Bearbeitung und im Ausdrücke ganz nach den römischen und kanonischen Rechtsbüchern ausgearbeitet. Ist hat der Gesetzgeber die Worte der römischen Gesetze (s. B. lib. I. cap. I. §. 3; lib. III. cap. 1; lib. IV. cap. 11 etc.) beibehalten und auf allen Seiten allgemein bekannte Rechtsregeln eingelegt.

Die schlesischen Bergwerksgesetze der frühesten Periode haben ihre Grundlage ebenfalls der römischen Legislation entnommen, aber auch hier regeln die Observanzen, örtliche Statuten und Handfeste die Rechtsverhältnisse aller Art. Durch diese und durch das Zurückgehen auf geschriebene ausländische Gesetze bildete sich hier allerdings neben dem Specialrechten ein gemeines Recht sowohl für Staats- als Privatverhältnisse, welches in den polnischen Provinzen ziemlich allgemein das nämliche war, weil ihm in allen die nämlichen fremden Rechte, insbesondere das Sachsrecht, zur Grundlage dienten. Die Handfeste des Stadtrechts von Gelm d. d. Kal. Jan. 1233 (s. Hartnoch's altes und neues

Preußen S. 660) enthält schon die Grundzüge der Bergregalität, und das 1278 niedergeschriebene Bergrecht von Löwenberg enthält unter andern den Grundsatz, daß Fossilien, welche über Tage, oder nicht tiefer als eine Pflugsfurche unter Tage, gefunden werden, dem Eigenthümer des Grund und Bodens anheim gegeben bleiben, dagegen bedurfte der Grundeigenthümer für das Erzeiben von Bergbau auf eigenem Territorium der Genehmigung des Staats.

Reichhaltig an Quellen der Bergrechte sind das 13. und 14. Jahrhundert; allein die Gesetze aus dieser Zeit können nur als veraltete Rechte genannt werden. Sie sind größtentheils durch neuere Verordnungen, durch Gewohnheitsrechte und durch den Gerichtsgebrauch aufgehoben. Sie lehren nur die alte Verfassung, den Ursprung und wahren Zweck vieler Einrichtungen, welche noch jetzt bestehen.

Aus dem 15. Jahrhunderte sind nur wenige Nachrichten über den Bergbau vorhanden. Zu diesen gehören aber namentlich: Freibergische Berggebräuche 1458, merkwürdig als die einzige authentische Urkunde von der Bergwerksverfassung Sachsens dieses Zeitraums; schneebergische Gerichtsgebräuche vom J. 1477, brauchbar zur Kenntniß der alten Gerichtsverfassung der Bergstädte.

In dem 16. und 17. Jahrhunderte haben alle teutschen Länder, in welchen damals Bergbau betrieben wurde, Bergordnungen erhalten, welche viele Uebereinstimmung mit einander haben. Den größten Einfluß auf solche Uebereinstimmung übte die vom Könige Ferdinand I. am 1. Jan. 1548 für die Bergwerke zu „St. Joachimsthal und die anderen eingeleigten und zugehörigen Bergwerke“ erlassene Verordnung. Ihrer Entstehung und eigentlichen Bestimmung nach war diese Bergordnung rein örtlich von Ferdinand als König von Böhmen und Grundherren von Joachimsthal erlassen, allein sie steht den Privat-Verordnungen der damaligen Zeit gleich. In ihr wird der Bergverweser gründlich abgehandelt, und ihre Uebereinstimmung mit den meisten böhmischen Bergordnungen und Berggewohnheiten verschaffte ihr schnell eine ausgedehnte Autorität, so daß man sie allmählig fast auf allen Bergwerken Böhmens, auf denen örtliche Verordnungen schwebten, als ein subsidiarisches Recht betrachtete und auf sie richterliche Entscheidung stützte. Als die Schlesiener König Ferdinand I. von Böhmen als ihren Landesherren annahm, ordnete dieser 1560 eine commissarische Vereinigung Schlesiens durch böhmische Raths an, ließ zwar das Bestehende von den vorhandenen Bergwerksprivilegien, dehnte aber seine Regalitätsrechte auf alle Verfälle aus. Schlesien erhielt erst von Rudolf II. am 5. Febr. 1577 diejenige „Bergbegnadigung und Freibeit“, welche unter dem Namen der Rudolfinischen Bergordnung bekannt ist, und welche bis zur Publikation der Bergordnung Königs Friedrich II. von Preußen für Schlesien, vom 5. Juni 1769, als Provinzial-Verordnung dieses Landes angefahren zu werden pflegt.

In Sachsen hatten in diesen Zeiten, im 16. und

17. Jahrh. alle Bergorte gewisse besondere Bergrechte, welche sich theils auf eigene Bergverordnungen, theils auf Decrete, Patente, Befehle, theils auf die Privilegien jedes Bergorts, theils auf Gebräuche gründen. An jedem Orte gingen dessen besondere Rechte den allgemeinen vor. Diese traten überall ein, wo jene schwierig. In jener Zeit hatten die Urtheil und Gutachten der Bergschöppensöhne und Bergbehörden, deren Ansprüche sich mehr als Gesehe geadtet wurden, großes Ansehen. Sie alle lehren, was für Gebräuche von Zeit zu Zeit beobachtet wurden. Namentlich haben die Urtheil der Bergschöppen zu Freiberg, Joachimsthal und Schönsfeld große Bedeutung erlangt (s. Span, Sechshundert Bergurtheil, Schied- und Weisungen bei vorgefallenen Bergwerksdifferenzen (Zwickau 1636); und Perwig, Neues und vollkommene Bergbuch (Dresden und Leipzig 1710). Aus den unzählig vielen Bergordnungen Sachsens ist die Bergordnung vom 12. Juni 1589 hervorzuheben, welche mit Ausnahme weniger Artikel, die durch neuere Gesehe aufgehoben sind, das Grundgesetz für den sächsischen Bergbau abgibt. Der mannesbüsche Bergbau, mit welchem bereits 1384 die Grafen v. Mansfeld vom Kaiser Karl IV. beliehen worden, hatte seine eigenen Bergordnungen, von denen die vom Jahre 1521, 1536, 1568 und 28. Oct. 1673 die wichtigsten sind.

In Rücksicht auf die verschiedenen Quellen enthalten alle Bergordnungen zwei Haupttheile. Die Landeshoheit und das Bergregal der teutschen Fürsten, in Verhältnis gegen Kaiser und Reich und gegen die Landstände und Unterthanen, der Einfluß der Landstände bei der Regierung des Landes, mithin auch bei der Verwaltung des Bergbaues, die Gerichtsbarkeit der Vasallen an dem Bergbaue auf ihren Gütern; alle diese gegenseitigen Rechte und Verbindlichkeiten beruhen auf den teutschen Landesgesetzen, auf den Gesehen und einzelnen Urkunden, Recessen, Lehndriefen und dgl., welche die Verfassung bestimmen. In allen anderen Fällen treten die Volksschriften ein, welche Berggesehe, Bergordnungen, Resolutionen u. s. w. genannt werden. Diese Abtheilung bezeichnet zugleich die Grenzen des Staats- und Priuat-Bergrechts. Zu jenem gehört die landesherrliche Gewalt, welche zum gemeinschaftlichen Wohl und zur Sicherheit des Staats die Handlungen der Unterthanen und ihre Eigenthumsrechte einschränkt, und hiernächst die Frage: wem steht das Bergregal zu? Sobald diese entschieden ist, verhält sich die Landeshoheit gegen den Bergbau wie gegen jedes andere Grundstück der Unterthanen.

Wo Gesehe schweigen, wird in diesen beiden Theilen des Bergrechts auf Gebräuche, die man in Staatssachen Observanz, Perkommen, in Privatsachen Gewohnheit nennt, und alsdann auf die Analogie gesehen.

Geschriebene Sammlungen allgemeiner Berggewohnheitsrechte sind nicht vorhanden. Durch die Berggesetzgebungen der neueren Zeit sind viele der bisher bekannten Bergordnungen aufgehoben, in sofern sie den neueren Gesehen widersprechen. (s. Rinkartk.)

GEWOLD (Christoph), ein gründlicher Geschichtsforscher und Publicist in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts, stammte aus einer jedenfalls katholischen Familie in Franken, war in der letzten Hälfte des 16. Jahrh. in ein gänzlich unbekannten Verhältnissen dort geboren, studierte, vielleicht zu Ingolstadt, die Rechte und wurde Doctor derselben. Er fand hierauf seine Anstellung als Rath bei dem Herzoge Maximilian von Baiern in München und Ingolstadt, während seine Vorliebe zu archivalischen und historischen Forschungen, welche damals noch aus Rücksicht gegen Aventin's, obgleich sehr mangelhafte Leistungen hierin von seinem Fürsten sehr unterstützt wurden, ihm bald auch das Amt eines Archivars an dem herzoglichen Archive zu München verschafften. Diesen Beruf brünnete er zu Gunsten seines Fürstenhauses in derselben Weise und zu ähnlichen Zwecken, wie seine Zeitgenossen Marquard Freher am kurfürstlichen Hofe zu Heidelberg und Friedrich Hartfelder am herzoglich-sächsischen zu Weimar, die als Verfechter der Rechte dieser Fürstenhäuser auftraten, unter denselben Verhältnissen und mit gleicher Gründlichkeit es thaten; und wie diese als Verfasser von einer Reihe geachteter staatsrechtlicher Streitschriften sich einen bleibenden Namen erwarben, dabei aber sich nicht über vorgesezte Vorurtheile, die zum Theil in dem ihnen eignen religiösen Principe gesucht werden mußten, erheben konnten: ebenso wirkte und schrieb Gewold zu München, doch in entgegengekehrter Richtung auf gleichem Wege als katholischer Schriftsteller, nicht ohne Einfluß der Jesuiten, mit welchen er, namentlich mit Wader, Gretser und Hunger, wie sein Fürst, sehr befreundet war, und durch welche er vermuthlich auch zur Herausgabe von gewissen Schriften veranlaßt wurde, die zwar seiner amtlichen Stellung in der That fremd, wol aber dem Geiste jener durch die Verschwiegenheit der einander ansehnenden Religionsbekenntnisse, sowie durch die aus ihr hervorzuergangenen politischen Verbindungen in Deutschland aufgereizten Zeit eigenthümlich waren und die geistlich genährte Parteinahme zum verhängnisvollen Ausbruche auffodern halfen. Daber tragen auch seine publicistischen oder staatsrechtlichen Schriften, mit welchen hier seine literarische Wirksamkeit eröffnet werden soll, die historisch merkwürdige Eigenschaft an sich, daß sie zehn bis zwölf Jahre nach ihrem Erscheinen durch den Sturz des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz ihre praktische Anwendung bekamen; wir wissen jedoch nicht, ob Gewold diesen Triumph (1623) noch erlebt habe, oder nicht, da das Jahr seines Todes unbekannt geblieben ist.

Marquard Freher nämlich hatte in seiner Abhandlung *de legitima tutela curaque electorali Palatina, ex integro ad auream Caroli IV. Imperat. bullam commentario desumptus locus*, die er zu Gunsten des Administrators der Kurpfalz, des Pfalzgrafen Johann II. von Zweibrücken über die Frage, ob Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz das Recht gehabt hätte, den Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg (s. d. Art.), seinen nächsten Anverwandten, von der Vormundschaft

über seine unmündigen Kinder und von der Kurverwal-
tung auszufließen und dafür dessen Ressen, den Pfalz-
grafen Johann II. von Zweibrücken testamentarisch ein-
zusetzen, zu Heidelberg 1611 in 4. herausgab, die Be-
hauptung ausgesprochen, daß die Kurwürde nebst den
dazu gehörenden Vorrechten ausschließlich der Rhein-
pfalz und nicht Baiern zuzumme. Gewold griff diese
Behauptung sofort auf und versuchte den pfälzischen
Gelehrten mit seiner, auch in einer zweiten Auflage noch
vorhandenen und berühmt gewordenen Antithesis ad
clar. viri Marq. Freheri etc. assertionem de Pala-
tino electoratu (ohne Druckort und Jahr, doch er-
weistlich München, im Februar 1612) in 4. um so ernst-
hafter und zuversichtlicher zu widerlegen, als eben jetzt
bei des Kaisers Rudolf II. Tode die Verwaltung des
Reichsvicariates durch einen protestantischen Fürsten der
Pfalz von der katholischen Partei heftig angefochten
wurde. Gewold verfaßt hierin die unerwartete und
Auffehen erregende Meinung, das Wahrecht mit dem
Reichsvicariate und dem Erztruchsessnamte hänge seit
alten Zeiten mit dem Herzogthume Baiern so fest und
innig zusammen, daß von Reichswegen Niemandem
als nur den Fürsten dieses Landes jene Reichspräroga-
tiven zukämen. Er glaubte seinen Gegner desto leicht-
er aus dem Irdischen schlagen zu können, als dieser in sei-
ner Ansicht von der Sache eigentlich nur bis zur gel-
denen Bulle Karls IV. (1356) zurückgegangen war,
während dagegen jener mit Berufung auf Simon
Schard's einseitige Schrift über den Ursprung der Kai-
sergewahlen, sowie mit urkundlichen Hülfsmitteln bis
auf Kaiser Otto III. zurückverweist und somit Zeiten berührt,
in welchen diese Reichsämtler überhaupt nicht nur durch-
aus noch schwankend und keineswegs festgestellt, sondern
auch das Reichserbkönigtum und Reichsvicariat insbeson-
dere noch völlig von einander getrennt waren, letzteres
aber seit Konrad dem Hohenstaufen unzugänglich von der
Rheinpfalz, die sich in allen Stürmen der Zeit andern
Pfalzgrafen und Reichsfürsten gegenüber im ersten reichs-
fürstlichen Range behauptete, ausübt und nach altem
Herkommen bei der Pfalz und bei Sachsen geblieben
war, während jenes Amt als ein zufälliges nur von der
Gunsel der Oberhäupter des teutschen Reiches ab-
hing. Weit streitiger ist, wenn auch der Rame Kur-
fürst schon um die Mitte des 12. Jahrh. urkundlich
vorkommt, daß ursprüngliche Recht der teutschen Fürsten
zur Wahl der römischen Könige, weil die Zahl und die
Vorrechte derselben noch keine bestimmten Grenzen hat-
ten, ja Rudolf I. noch 1275 urkundlich erklärte, daß
den Brüdern Ludwig und Heinrich von Pfalzbaiern,
von welchen jedoch nur einer die Rheinpfalz besaß, von
Alters her das Recht der Wirtwahl zwar gebühre, ihre
Stimmen aber nur eine Kurstimme bilden dürften).

Daraus folgte nun Gewold in seiner Antithesis Pa-
latino-Electoratus völlig grundlos, daß an Baiern
allein der Anspruch an die Kur hänge, und dessen Für-
sten eben wegen dieses Herzogthums und nicht wegen
der Rheinpfalz, in deren Besitze sie damals schon gewe-
sen wären, das Wahlrecht seit der ersten Kaiserwahl
bis auf Rudolf I. ausgeübt hätten. Doch geht sein
Gegner Freher eben auch zu weit, wenn er Baiern je-
den Anspruch an diese Kur gradezu abschreibt, da be-
kanntlich getheilte Kurstimmen ehedem, so bei Sachsen
und Brandenburg, gleichfalls noch vorkommen und von
der Mitte des 14. Jahrh. hierfür Nichts feststand, so-
daß, während der paviaer Vertrag von 1329, welchen
Gewold nicht richtig aufgefaßt hat, die fragliche Kur-
würde noch in den Wechsel zwischen Rheinpfalz und
Baiern stelte, Karl IV. in seiner goldenen Bulle 1356
den Herzogen von Baiern jeden Anspruch an dieselbe
absprach.

Dies überschend ging Gewold in seiner Behaup-
tung weiter und glaubte überzeugend nachweisen zu kö-
nnen, daß die Herzoge von Baiern viel früher Kurfür-
sten gewesen wären, ehe sie die Rheinpfalz erworben
hätten. Freher dagegen, welcher auf diese feste Einwen-
dung nicht gefaßt gewesen zu sein scheint, versucht in-
dessen die allgemein verbreitete und damals noch von
der Reichsgläubigkeit der Staatsrechtler und Histo-
riker als wahr festgehaltene Ansicht, daß der Rheinpfalz
von jeher die Kurwürde ausschließlich gehört und Her-
zog Otto der Erlauchte von Baiern sie erst durch seine
Heirath mit der pfälzischen Erbtöchter Agnes (1215)
nebst diesem Lande erworben hätte. Dies führte er zu
Gunsten der Pfalzgrafen in seiner Antwort auf Ge-
wold's Antithese, Epistola responsoria de electoratu
S. Rom. Imperii comitivae Palatinae Rheni an-
tiquitus adnexo et cohaerente im Frühjahr 1612
(Heidelberg in 4.) weiter aus, versprach aber zugleich,
sich nächstens ausführlicher und handiger über diesen
Gegenstand mit stärkeren Beweisen auszulassen.

Ohne indessen darauf zu warten, schrieb Gewold
sodann sofort und so gut, als es die Kürze der Zeit erlaubte,
im Mai 1612 seine Erwiderung aus dem Stiefgrube un-
ter dem Titel: Replicatio ad epistolam responsoria-
m M. Freheri (München in 4.), hoffend, sein Ge-
ner werde dadurch um so mehr zur raschen Erfüllung
seines gegebenen Versprechens angetrieben werden. Aller-
dings verließ auch der frentfurter Verbstimmstaltale
des gedachten Jahres eine Epistola responsoria se-
cunda Freher's, deren heißerste Erscheinung über das
noch der gleichzeitig gedruckte zweite Theil seiner
Origines Palatinae ausdrücklich versprach. Gleichwohl
jögerte Freher damit; und so rieth Gewold, welcher
von ihm vor Allem verlangt hatte, er möge irgend
einen Pfalzgrafen bei Rhein nennen, welcher in den
Zeiten, ehe die Rheinpfalz an Baiern gekommen wäre,

1) Noch Gewold heißt diese hierher gehörende Stelle: „Jus
eigenendi Regum Roman. una cum aliis Principibus, jus in
electione habentibus, competere praedictis Ludovico et Hen-
rico Bavarie ducibus fratribus, ratione ducatus Bavarie ac
antiquo, vocibus eorumdem fratrum ducum Bavarie comium

Palatin. Rheni ratione ducatus pro vna in septem Principum
jus in electione Regis German. habentium numero computa-
tis etc.“

die Kurwürde getragen hätte, von Mönchen aus im Februar 1614 (in 4.) eine Epistola monitoria mit der Abbildung von drei schönen Reiterhegeln an ihn, mit der Aufforderung, stärkere Beweise, als bisher, für seine Behauptung aufzubringen, daß die Kurwürde von den Pfalzgrafen bei Rhein bereits seit Kaiser Otto III. geführt worden wäre und denselben ausschließlich nur als Besitzern der Rheinpfalz zukommen könnte. Dar- auf erließ dieser (im April 1614) noch kurz vor seinem Tode die Schrift de suscepta, sive recipi-ss: ad Chr. Gewoldi epistolam monitoriam zu Detleberg in 4. und hoffte damit unerschütterlich festzustellen, daß die Pfalzgrafen bei Rhein wenigstens zu Kaisers Otto IV. Zeiten das Wahlrecht und Reichs- vicariat ausgeübt hätten. Ist dies auch immer noch zu gewagt und auf kein Reichsgesetz gegründet, so ergibt sich Gewold desto dristlicher in seinen Widerlegungen, wenn er jünall den Bestimmungen der goldenen Bulle Karls V. keine Kraft hierfür einräumt, sondern Alles auf die früher bestehenden Gewohnheiten im Reiche setzt, das alte Ansehen der Pfalzgrafen bei Rhein sogar bis Kaiser Friedrich I. zurück in Zweifel stellt, den Ausdruck älterer teutscher Urkunden Ghar an dem Reiche in die Berücksichtigung am Rhine übergehen läßt und des Königs Rudolf I. Ausdruck *ratum ducatus Barvariae ab antiquo* gegen jede vorsichtiger Interpretation der mittelalterlichen Urkundensprache zu scharf und buchstäblich nimmt. Auch bestreitet er Freber's Annahme, daß Herzog Otto von Baiern und seine Nachkommen den pfalzgräflichen Titel ihrem herzoglichen Versehen hätten, um damit ihr Recht auf die Kur zu behaupten, als eine unwahre und beweist aus vielen Urkunden (schrerlich aber aus den Siegeln) der bairischen Herzoge, besonders aber aus dem Kurialstyle der kaiserlichen Kanzlei Friedrich's II., daß dies vielmehr in umgekehrtem Falle stattgefunden hätte, was indessen Freber für die Hauptsache als ganz gleichgültig betrachten konnte, daumal seit Herzog Ludwig dem Baiern jene Herzoge, wie Gewold selbst wissen konnte, den pfalzgräflichen Titel ihrem herzoglichen in den Urkunden durchweg vorzuziehen pflegten.

Gewold fand sich durch seines Gegners Recipisse zwar angegriffen, aber keineswegs überwunden. Jedoch nahm er zur Erklärung seiner verfaßten Meinung in der schon durch seine ep. monitoria angefügten umfangreichen Abhandlung: de S. Romani Imperii septemviratu (electoratu) commentarius (Ingolstadt 1616 in 4. [n. Aufl. 1621]), diesen Gegenstand wieder auf²⁾. Er widmete dieselbe dem Papste Paul V., dem

Kaiser Matthias und allen Kurfürsten des teutschen Reiches, geht bei seinen Untersuchungen über den Ursprung des Wahlrechtes zu römischen Königen bis auf Kaiser Augustus zurück und sucht die Sitte zu ergründen, welche von dessen Zeiten an bis auf Kaiser Otto III. dabei geherrscht habe. Natürlich macht er die Päpste seit Gregor V. zu den wirklichen Urhebern der römischen Königswahlen, räumt ihnen dabei einen großen Einfluß ein und vergißt zuletzt nicht, das Wahlrecht und die Kurwürde den bairischen Fürsten von Alters her zuzuschreiben. Was davon zu halten sei, ist oben schon gesagt worden, daher nur noch zu bemerken, daß auch der berühmte Schurzleisch in seinen handschriftlichen Bemerkungen zu seinem Exemplare dieses Buches, welches uns zum Gebrauche vorliegt, ihn des Irrthumes hierin bezeugt und mit Recht beschuldigt, die meisten Diplome falsch verstanden zu haben. Indessen hatte dieser gelehrte Streit, welcher ungedruckt der dabei zu Grunde liegenden religiös-politischen Interessen doch mit allem Anstande und ohne bittere Ausfälle geführt wurde, den Vortell für die Geschichte, daß er eine Anzahl unbekannter wichtiger Urkunden aus den Archiven zu Tage brachte und das Interesse für gewisse Staats- und Reichsverhältnisse auf genauere Untersuchungen lenkte.

Derselbe Verdienst nimmt auch seine 1618 in 4. zu Ingolstadt erschienene Defensio Ludovici IV. Imperatoris ratione electionis contra Abraham. Bzovium in Anspruch. Dieser undankbaren historischen Arbeit setzt Gewold den Wahlpruch an die Spitze: Veritas in historia est, quod est anima in homine und greift damit den Dominikaner Abraham Bzovius als einen gewissenlosen und der bairischen Geschichte gänzlich unfähigen Gelehrten an, welcher in seiner Fortsetzung von des Cardinals Baronius Annalibus ecclesiasticis (13. u. 14. Band) sich die größten Irrthümer in der Geschichte Baierns, namentlich über Kaiser Ludwig IV. habe zu schulden kommen lassen, wobei weder Guspinian noch der Jesuit Ray, die den Kaiser ebenfalls geschmäht hatten, sehr verb abgesetzt werden, ohne daß dadurch sein Heil von den ihm gemachten Verschuldigungen und Verurtheilen wirklich gereinigt werden konnte.

Außerdem erwarb sich der fleißige und um das Urkundenstudium beehrten Forscher Gewold das Verdienst, das Chronicon Reicherspurgense, auf welches schon Contin in 6. Buche seiner bairischen Annalen aufmerksam gemacht hatte, von welchem aber Niemand wusste, wo es zu finden wäre, vom Unter- gange zu retten und durch den Druck zu veröffentlichen. Er fand es in den Katalogen der alten bairischen Kö- nigsbibliothek, doch ohne des Verfassers Namen ver-

den Kaiser, den Königen und anderen Fürsten gewidmet hatte. Im Uebrigen findet man alle diese hier und oben genannten, mit benutzten Schriftstücken Freber's und Gewold's wieder abgedruckt in (Georg Bern's 4.) Representatio rei publicae Germanicae u. Tractatus varii de sacri Romano-Germanici Imperii regimine. (Kienberg 1657. 4.)

2) Auch drängten ihn dazu die nach seines Gegners Tode von dessen Sohne Friedrich Freber herausgegebenen Schriften desselben, als die Commentatio de testamentaria tutela curaque electorali libera et integra (Heidelberg 1614. (1615).) und der Commentariolus ad cap. VII. aeneae bullae Carolinae de successione Principum in primogenito et haereditas eorum (Heidelberg 1615), wach letztere Schrift dieselbe dem Herzoge Johann Ernst dem Jüngern von Sachsen-Weimar nach seines Vaters Tode dediciert, der mit diesem Fürsten und mit dessen Mutter in diplomatischen Verkehre gestanden hatte, während er die erste

zeichnet und im Augustinerkloster zu Reichersberg verborgen. Sofort gab er die auf 400 Jahre geschätzte alte Handschrift unter dem Titel: *Chronicon monasterii Reicherspergensis in Bavaria a principio rerum ad annum MCXC zu München 1611* in 4. heraus, mit einer Dedication an seinen Fürsten Maximilian und einer Vorrede seines Freundes, des Jesuiten Jacob Greßer. In einem Anhang dazu gab er eine Sammlung von im Reichersberger Kloster entdeckten diplomatischen et diplomatum codicillis. Es sind dies päpstliche Bullen und erzbischöfliche Briefe, welche ihrer Abfassung zufolge dem 11. Jahrh. vorangehen und den Werth des Werkes nicht wenig erhöhen. Indessen fiel es binnen einem Jahrhunderte seit seiner Erscheinung so schwer, in seinen Besitz zu kommen, daß Viele nicht wußten, ob diese Chronik wirklich schon gedruckt oder ihre Erscheinung bloß angekündigt wäre. Daher der Kanzler v. Ludwig v. Wagzburg sich entschloß, diesem kühnlichen Bedürfnisse durch die Aufnahme eines vollständigen, hiermit benutzten Abdrucks der Gewold'schen Ausgabe in seinem Sammelwerke der *scriptores rerum Germanicarum* (1718 fol.) Band II, 127—378 abzugeben³⁾. Gewold hat zwar den Namen des Verfassers von dieser wichtigen Chronik nicht ermitteln können, vermuthet aber mit Recht, daß derselbe ein augustinischer Chorherr des genannten Stiftes sei und zu Ende des 12. Jahrh. gelebt habe. Er verräth eine den Mönchen sonst ungewöhnliche Kenntniß, selbst von weltlichen Dingen und eine gebildete Einicht in dieselben, auf eine vertraute Bekanntschaft mit der Geschichte seines Klosters, dessen Documente ihm zu seiner Arbeit zu Gebote standen. Für das Studium der kirchlichen Verhältnisse und Zustände des Mittelalters hat dieses Werk einen nicht geringen wissenschaftlichen Werth, und einen praktischen gaben ihm noch zur Zeit seiner ersten Erscheinung die Jesuiten und Benedictiner, gleichwie Herzog Maximilian von Baiern. Im Uebrigen schließt es seine Erzählungen nicht mit dem Jahre 1200, sondern mit 1194.

Ein viertes Verdienst erwarb sich Gewold durch die Herausgabe der *Annales Hainrici, monachi in Rebdorf*, die er nach einer alten im Augustinerkloster zu Rebdorf bei Eichstätt entdeckten Handschrift während seines Aufenthaltes zu Ingolstadt im J. 1612 besorgte und daselbst auch in 4. erscheinen ließ. Sein gerechter Unwille über damals und früher herausgegebene schlechte alte Handschriften und besonders über den 1602 von Marq. Freber besorgten Abdruck gedachter redborfer Annalen in dessen *scriptoribus rer. Germanicarum* verleitete ihn, da ihm ein correcter Manuscript, welches er für das Original davon hielt, in die Hände gefallen war, zu diesem Schritte und er bereicherte seine Ausgabe aus der Vergleichung mit dem Freber'schen Texte mit Variationen, belebenden Randbemerkungen und mit Berichtigungen des Urtextes, welche auch bei

späteren Ausgaben dieser Annalen sind berücksichtigt worden.

Endlich gab er, nachdem seine beifällig aufgenommene *Delinatio Noriei veteris ejusque conlinum* zu Ingolstadt 1619 in 4. erschienen war, im Laufe des Jahres 1620 *Wignlei Hundii Metropolis Salisburgensis* zweifach vermehrt zu München in 3 Abtheilungen fol. heraus. Dieses gelehrte und fleißige Quellenwerk über die Gründung und Geschichte der Erzbischöflicher, Bisthümer, Klöster und Collegiatkirchen Baierns und seiner nächsten Umgegend hatte zwar sein erster Verfasser Wiguleus Hund von Sulzheim in nur einer Abtheilung zu München 1582 selbst herausgegeben, es war aber binnen 18 Jahren schon so selten geworden, daß noch einer neuen Ausgabe davon dringendes Verlangen geäußert wurde. Gewold, vielfältig dazu aufgefordert, verwendete aber, um das Werk zu vermehren, zu verbessern und zu vervollständigen, erst eine lange Reihe von mühseligen Forschungen in allen ihm zugänglichen Archiven und Bibliotheken darauf, bevor er das um zwei Theile vermehrte Werk drucken ließ. Daher verdankt man ihm darin einen großen Reichthum von Urkunden und belebenden Anmerkungen, die seine Ausgabe vor der ersten auszeichnen und der seinigen 1709 eine neue Auflage zu Regensburg verschafften. Zwar hat sie eigentlich nur einen rein wissenschaftlichen Zweck, erhielt aber aus Rücksicht auf den katholisch-ligistischen Sinn des bairischen Hofes, an welchem Gewold lebte, mit Bezug auf die damaligen Vorgänge in Böhmen und in der Pfalz durch den Wiederabdruck der ersten Ausgabe beigegebenen gisigen Vorrede des Jesuiten Albert Hunger zu Ingolstadt, des bekannten Erseindes der Protestanten, gegen Lutheraner und Calvinisten, deren Ausröthung, sowie die Unterwerfung Tirols unter die eine römisch-katholische Kirche dringend empfohlen wird, in jener aufgeregten Zeit die Farbe einer Feindschrist, deren verderbliche Absicht doch sonst Gewold dem Werke fern gehalten hatte. Allein seine Zuneigung zu jenem Gelehrten gebot ihm schon, noch bei dessen Leben die *Orationes Alberti Hungeri* zu sammeln und zu Ingolstadt in 3 Bänden 1601 und folg. Jahre herauszugeben. Eine glückliche Parteilichkeit veranlaßte ihn auch zur Herausgabe der hainrici in Hunger's Sinne gehaltenen Broschüre: *Kurze und klare Weis und Form, wie der Geist des neuen Evangeliums die katholischen Gottesdiener, Stifter und Kirchen reformire*.

Seine erste, auf eigene Forschungen gegründete wissenschaftliche Arbeit, mit der er sich bekannt machte, betriff die *Genealogie seines Fürstenhauses*. Er gab sie unter dem Titel: *Genealogia serenissimorum Bavarum Ducum et quorundam genuinae officios* (von dem Kupferstecher Wolfgang Kilian zu Augsburg) zu Antwerpen (P.) 1605 und in neuer Aufl. zu Augsburg 1620 fol. heraus, werauf 1623 eine deutsche Bearbeitung davon unter Wolfgang Kilian's Namen mit dem Titel: *Geschlechterregister der Durchlauchtigsten Herzogen in Baiern und etlicher eigentliche Bildnis*,

3) Erzgl. auch der Herausgebers praefatio zu diesem Bande S. 2 fig. v.

schem Kümmei, Ingwer, Pfeffer und Gewürznelken bestehen soll. (Fr. Wilk. Theile.)

GEWÜRZ (flüssiges). Unter diesem Namen benutzt man in neuerer Zeit in England den Liqueur kali carbowice oder das frühere Oleum tartari per deliquium (1 Theil kohlensaures Kali auf 2 Theile destillirtes Wasser), vermischt mit Kochsalz und etwas kohlensaurem Natron gegen Magen säure und andere Digestionsstörungen, indem man diese Flüssigkeit Thee, Milch, fetter Wasser und andern Getränken zusetzt. (Fr. Wilk. Theile.)

GEWÜRZCHOCOLATE (Chocolata aromatica s. Pasta Cacao aromatica) nennt man die mit Gewürzen (Zimmet, Cardamomen, auch wol Gewürznelken, Vanille, Peru- oder Tobakssamen, Storax u. s. w.) versetzte und in Tafelform gebrachte Cacaomasse. Durch diese gewürzhaften Zusätze wird der Cacao von Personen mit schwachem, reizbarem Magen besser vertragen, als die sogenannte Gesundheitschocolate, in welcher die obige Cacaomasse nur mit Zucker versetzt ist. (Fr. Wilk. Theile.)

GEWÜRZHAFTES MITTEL (Aromatica) charakterisiren sich chemisch durch die Verbindung des ätherischen Oels mit irgend einer scharfen Substanz. Fast alle stammen aus den heißen Himmelsstrichen, und besonders sind sie auf den Molukken und in Westindien zu Hause. Die hierher gehörigen Mittel sind a) Wurzen: Radix Calami, Iridis florentinae, Zingiberis, Pyrethri, Pimpinellae, Galangane, und die weniger benutzten Radix Zedoariae, Zerumbet, Cassumunar, Costi, Curcumae, Cyperi, Iwarancusae, Martelli. b) Rinden: Cortex Cinnamomi, Cassiae cinnamomeae, ferner Cassia lignea, Cassia caryophyllata, Canella alba, Costus oleosus, Cortex Winteranus, Cullabani, Malabathri, Sincos, Massoy, Paratado, Melambo s. Malambo, Alyxiae aromaticae. c) Blüthen, Samen und Früchte: Nux moschata, Macis, Cardamomum, Caryophylli aromatici, Anthophylli, Crocus, Baccae Lauri, Fabae Piculirum, Grana Paradisi, Semina Amomi s. Piper Jamaicaense s. Pimento, Flores Cassiae s. Clavelli Cinnamomi.

Die gewürzhaften Substanzen wirken in kleiner Dosis wenig, in großer Dosis aber oftmals sehr scharf reizend, so daß es selbst bei manchen zu einer entzündlichen Reizung der anhaltend berührten Körpertheile kommen kann. Manche vermehren die Absonderung der Mundflüssigkeiten, vielleicht auch der Darmsecrete. Durch die ätherisch-öligen Theile rufen sie mehr oder weniger deutlich im Nervensysteme ähnliche Erscheinungen hervor, wie die flüchtig erregenden Substanzen. Große Dosen äußern immer einen entschiedenen Einfluß auf das Centralnervensystem, indem sie Schwindel, Kopfschmerz, Betäubung bis zu Delirien hin hervorrufen, und es können dadurch Lähmungen in den verschiedenartigen Apparaten, ja es kann selbst der Tod entstehen. Ramentlich Esstoen und Narkotica scheinen diese heftigen Wirkungen hervorzurufen zu können.

Therapeutische Anwendung finden die gewürzhaften Mittel vorzugsweise bei Störungen des Verdauungsprocesses, bei Indigestionen als sogenannte Magenmittel, bei Flatulen, bei Reizung zu Krämpfen, bei manchen Formen des Magenkrampfs und selbst bei manchen Störungen des Stuhlentleerung. Manche Aromatica werden auch benutzt, um auf schlaffe, atonische oder chronisch entzündete Schleimhäute erregend einzuwirken, namentlich bei Catarrhen und Blennorrhöen der Bronchial- und Urogenitalschleimhaut. Auch als ableitende Mittel werden sie angewendet, z. B. bei Nervenleiden, bei Migraine, um durch die erzeugte Reizung des Magens abzuweichen zu wirken. Wegen ihrer allgemein erregenden Wirkung werden sie ferner bei Nervosectionen, bei gesunkener Lebensfähigkeit in Anwendung gezogen. Sehr häufig benutzt man sie endlich in der Medicin in dem nämlichen Sinne, wie man in der Küche die Gewürze anzuwenden pflegt, nämlich als Zusatz zu andern Arzneiförmern, um deren Eindruck auf das Geschmackorgan weniger unangenehm zu machen, oder um deren nachtheiligen Wirkungen auf den Magen vorzubeugen.

Gewürzhaftes Mittel unter einander vereinigt oder mit andern vegetabilischen Substanzen verbunden, namentlich mit ätherisch-öligen und bitteren, sind in einer Menge officineller Formeln der verschiedenen Pharmakopöen enthalten, nämlich:

Gewürzessig oder Pfefferessig (Acetum aromaticum s. prophylacticum s. quatuor latronum) pflegt Gewürznelken und Zittwerwurzel (Rad. Zedoariae) neben ätherischen Substanzen zu enthalten.

Gewürzhaftes Pflaster (Enplastrum aromaticum s. stomachicum).

Gewürzhaftes Pulver (Pulvis aromaticus, Species aromaticae) zum innerlichen Gebrauche, aber auch zu äußerlicher Benützung, für welchen letztern Zweck indessen mehr ätherisch-ölige Substanzen darin enthalten zu sein pflegen.

Gewürzhaftes Wasser (Aqua aromatica), wozu die Aqua anhaltina s. Spiritus anhaltinus, Aqua aromatica spiritiosa s. Spiritus aromaticus s. Balsamum embryonis, Aqua s. Spiritus Carmelitarum zählen.

Gewürzlatwerg (Electuarium aromaticum s. stomachicum).

Gewürzsalbe (Unguentum aromaticum), die Indessen als Hauptbestandtheil ätherische Substanzen zu enthalten pflegt.

Gewürztinctur (Tinctura aromatica) enthält Zimmetcassa, Cardamomen, Gewürznelken, Galgant, Ingwer, und ist als Tinctura aromatica-acida noch mit Schwefelsäure versetzt. Die Tinctura carminativa und Tinctura stomachica sind im Ganzen auch Gewürztincturen. (Fr. Wilk. Theile.)

GEWÜRZINSELN oder Molukken nennt man eine aus zahlreichen, zum Theil kleinen, unbewohnten, vulkanischen Inseln bestehende Inselgruppe östlich von Celebes zwischen 145°—152° östl. L. und zwischen dem 3° nördl. Br. und 8° südl. Br. Man sondert die

Gruppe wieder in drei Gruppen: 1) die der Banda-Inseln, die südlichste; 2) die Amboinagruppe, nordwestlich von der vorigen, und 3) die der eigentlichen Molukken, die nördlichste der ganzen Gruppe.

Die Bandain Inseln sind sämmtlich voll fruchtbarer Berge mit reich bewässerten, fruchtbaren Thälern und einem sehr milden, aber auch sehr ungesunden Klima. Die ersten Europäer, welche sich zu Anfang des 16. Jahrh. (im J. 1512) hier niederließen, waren die Portugiesen. Diese wurden im J. 1599 von den Holländern verdrängt, denen es auch gelang, nach langen, hartnäckigen Kämpfen mit den Eingeborenen sich im J. 1621 in den Besitz der ganzen Gruppe zu setzen, in welchem sie sich auch heute noch befinden. Die Eingeborenen wurden ausgerottet. Eine Folge davon war Mangel an den nöthigsten Lebensmitteln, die nun von den kleinen Sundain Inseln bezogen werden mußten. Man benutzte die Inseln als Verbannungsort für Verbrecher und die Besatzungen, die man dort einlegte, wie die Beamten, die man einsetzte, befanden zum großen Theil aus dem Auswurfs aller Nationen. Ihren Werth für die gewinnfüchtigen Holländer erhielten aber die Inseln durch den dort einheimischen, verbreiteten, zu der Familie der Myrticeen Robert Brown's gehörigen, 30–50 Fuß hohe erriechenden echten Nuskastanbaum (*Myristicium moschata Thb.*), welcher in dem schwarzbraunen, eiförmigen Samen seiner walnuszgroßen, fleischigen Steinfrucht die Nuskastan (*Nux moschata*) und in dem fahrgelben, geruchlosen, lederigen Samenmantel die sogenannte Nuskastanblüthe (*Macis*) liefert. Um dieses auch ärztlich wichtige Gewürz in hohem Preise zu erhalten, gestatteten die Holländer den Anbau nur auf Banda, Neira, Gunong Api und Ay. Auf den kleineren Eilanden der Gruppe wurden die Wälder niedergebrannt und die oft nur aus 2–3 Mann bestehenden Besatzungen angewiesen, jeden wild aufwachsenden Nuskastanbaum zu vertilgen. Die Ernte an Rüssen und Macis beträgt jährlich 800,000 bis 900,000 Pfund. Die wichtigsten Inseln der Gruppe sind: Banda, die größte und ungesundeste; Neira, Sitz der holländischen Regierung mit den Forts Nassau und Belgica, welche beide eine sichere Rhee haben; Gunong Api, dicht westlich daneben, mit einem furchtbaren Vulkan, der fast immer in Thätigkeit ist, und in einem besondern Artikel näher besprochen werden wird; Ay, nordwestlich von Neira mit gesunder Luft, aber ohne guten Landungsplatz. Die übrigen Inseln der Gruppe sind sehr wenig bekannt. Die östlich von den südlichen Bandain Inseln gelegenen Truin Inseln, welche von einigen Schriftstellern zu Australien, von anderen zu den Bandain Inseln gezählt werden, werden von den den Papus verwandten Harakera's und von Malaien bewohnt. Auf den westlichen dieser Inseln haben die Holländer einige Factorien und ein Theil der Bewohner hat sich zum Christenthum bekehrt.

Die nordwestlich von den Bandain Inseln gelegene Amboinagruppe besteht aus acht kleineren und drei größeren Inseln, deren Hauptprodukt der immergrüne,

30–40 Fuß hohe Gewürznelken- oder Gewürznägelbaum (*Caryophyllus aromaticus L.*), zur Familie der Myrtaceen gehörend, in den unersäthigten getrockneten Blütenknospen die Gewürznelken oder Nägel, in den getrockneten Früchten ein geringtes Gewürz, die sogenannten Mutternelken (*antho-phylli*) liefert. Nur auf der größten dieser Inseln, Amboina, wird dieser Baum cultivirt, auf den übrigen systematisch ausgerottet. Ein Baum liefert 5–7 Pfund, ganz Amboina $\frac{1}{4}$ Million Pfund jährlich. Entdeckt wurde Amboina im J. 1514 von den Portugiesen, welche 1605 von den Holländern vertrieben wurden. Sie ist mit theils nackten, theils bewaldeten Hügeln und Bergen von mäßiger Höhe bedeckt, und hat in den düstern Thälern und längs der Küste übrall Wald und eine reiche, kräftige Vegetation mit Gruppen von Koko's- und Sagapalmen neben sandigen und dürrer Flächen innerhalb der Insel. Die Luft ist lieblich und rein und vom Geruche der prachtvollsten Blumen und Pflanzen erfüllt. Die Quellen liefern ein treffliches Wasser. Aus der Thierwelt finden sich auf Amboina wilde Schweine in Menge, Hirsche, der Babirussa (Hirschbock, *Porcus Babirussa*), Kaspure, Giftschlangen, Schildkröten und die spannenlange schmale Tripang (*Holothuria edulis L.*). Durch einen von Südwest einbringenden Meerestrom, der zugleich die Rhee bildet, wird die Insel in zwei Halbinseln getheilt. Die Zahl ihrer Bewohner, unter denen etwa 18,000 Christen, mag gegen 50,000 betragen. Die Hauptstadt Ambon mit dem Fort Victoria und 7000 Einwohner, gut und regelmäßig gebaut, aber oft durch Erdbeben beschädigt, ist der Sitz eines Statthalters und hat eine Kirche für malaische Christen.

Die eigentlichen Molukken, die im J. 1511 von den Portugiesen entdeckt, im J. 1605 und 1607 in den Besitz der Holländer kamen, bringen den Holländern Nichts ein, weil sie alle Gewürzstämme auf denselben ausgerottet haben. Die auf den kleineren Inseln vertilgten, auf den größeren nur noch sparsam vorhandenen Ureinwohner gleichen denen auf Bornoe. Die meisten Küstenbewohner sind Muhammedanische Malaien. Die größte Insel Dschilo (Silo), 22 Meilen, hat in der Gestalt die auffallendste Ähnlichkeit mit der Insel Celebes, wird von eingeborenen tributären Rajah's beherrscht und von nicht ansässigen Holländern besucht. Ternate, westlich von Dschilo, ist vulkanisch und Sitz des mächtigen Tributkultans, dessen Herrschaft sich über einen Theil von Dschilo und von Celebes ausdehnt. In der gleichnamigen Hauptstadt residirt in dem Fort Dranien der holländische Gouverneur. Der sonst mächtige Sultan der südlich von Ternate liegenden Insel Tidore oder Tidor hängt jetzt ganz von den Holländern ab. (H. E. Hüssler.)

GEWÜRZNELKEN oder Gewürznägel, auch wol Kreidenelken genannt, welche letztere Benennung vom holländischen Worte *kruid* (Gewürz) entlehnt ist, sind die noch nicht ganz entwickelten Blüten und Fruchtknoten des zu den Myrtineae gehörigen Gewürznelken-

baumtes (*Caryophyllus aromaticus*). Beim Trocknen nehmen sie außen wie innen eine braune Farbe an, die vielleicht nach der Zeit der Sammlung, aber auch wol nach der Dauer der Aufbewahrung heller oder dunkler ist. Ihre wichtigste Bestandtheil, das ätherische Del, sitzt hauptsächlich im Kelche und im Fruchtknoten, weniger in dem rundlichen Blütenköpfchen. Gute Gewürznelken sehen außen wie bestäubt aus, sie haben einen zettelschimmer, fühlen sich etwas raub an, lassen durch den Druck des Nagels Del austreten, sind leicht brüchig, besitzen einen starken gewürzhaften Geruch und einen brennenden aromatischen Geschmack. Irriger Weise glaubte man früherhin, die braune Farbe entsände dadurch, daß sie dem Rauche und späterhin der Sonne ausgesetzt würden.

Der Gewürznelkenbaum ist auf den Molukken heimisch und dort bemühten sich die Holländer, ihn nur auf vier Inseln bestehen zu lassen; auf die Ausfuhrung einer lebenden Pflanze war die Todesstrafe gesetzt. Dennoch gelang es den Franzosen im J. 1770, den Gewürznelkenbaum nach den Seychellen, nach Bourbon, nach Isle de France zu verpflanzen, und von hier aus ist seine Anpflanzung auch noch auf mehr westindische Inseln, auf Cayenne, auf Brasilien ausgedehnt worden. Strauchartige Gewächse liefern 2—4 Pfund Nelken im Jahre; werden sie durch Beschneiden baumartig, so kann der Ertrag wol bis zu 20 Pfund steigen. Reichlichere Ernte: gehören zu den Seltenheiten. Wenn man daher anführt, daß einzelne Bäume 1100 Pfund Nelken lieferten, so kann damit nur allenfalls der Gesamtertrag während des ganzen Lebens des Baums gemeint sein, der bis 150 Jahre alt werden soll. — Uebrigens sollen die Gewürznelken schon vor der Entdeckung der Gewürzinseln in Europa bekannt gewesen sein, indem die Venetianer und Genuesen sie aus Arabien, Persien und Aegypten in den europäischen Handel brachten.

Die Gewürznelken kommen in Risten und Beuteln in den Handel, und man unterscheidet zunächst zwei Hauptsorten derselben:

1) Feuchte Nelken oder Nelken der holländischen Compagnie, denen ein Theil des Dels durch Destillation entzogen worden ist. Sie sind dunkler schwarzbraun und es fehlt ihnen öfters das Köpfchen, während übrigens noch immer einen starken Geruch und Geschmack und geben auch beim Nagelbruche noch Del aus.

2) Trockne Nelken. Man unterscheidet mehrere Sorten derselben nach der Abstammung und Bezugsquelle: a) Englische Compagnienelken, sind ziemlich groß und etwas ins Röhliche spielend. b) Nelken von Amboina und Bencoolen, sind kleiner als die englischen und haben einen Stich ins Gelbliche. c) Bourbonnelken sind bei weitem kleiner und das Köpfchen ist hellgelbbraun. d) Cayennelken haben Ähnlichkeit mit den Bourbonnelken, nur sind sie kleiner und auch etwas dunkler. Auch aus St. Lucia wird eine Sorte eingeführt.

Als die Gewürznelken durch das holländische Handelsmonopol in hohen Preise standen, kam eine sehr wol kaum noch stattfindende Verfälschung vor, daß man nämlich aus Nelkenpfeffer und Brod oder aus sonstige Weise künstliche Gewürznelken fabricirte. Dagegen geschieht es jetzt auch noch, daß die käuflichen Gewürznelken bereits einen Theil ihres Dels durch Destillation eingedunstet haben, was sich bei den feuchten Nelken von selbst versteht. Sind die solchergestalt verschlechterten Nelken wiederum getrocknet worden, so erscheinen sie wol etwas mehr gewürzt, als gute Waare.

In England, wo die Gewürznelken in gepulverten Zustande (*Cloves in powder*) verkauft werden, kommen nicht selten Verfälschungen dieser Pulver vor, indem man bereits mehr oder weniger ausgezogene Nelken dazu nimmt, oder indem man zur Vermehrung des Gewichts ganz fremdartige Substanzen hinzusetzt, z. B. Pfefferpulver.

Ueber die medicinische Benutzung der Gewürznelken s. *Caryophylli aromatici*. (Fr. Wilk. Theile.)

GEWÜRZNELKENÖL (*Oleum caryophyllorum*), auch wol Nelkenöl (schleichim genannt, wird durch Destillation der Gewürznelken gewonnen, und wo der Gewürznelkenbaum einheimisch ist, da werden auch die Blütenstiele oder das sogenannte Nelkenholz der Destillation mit unterworfen. Bei der Destillation der käuflichen Gewürznelken geht das Del zuerst weißgelblich über, später aber gelb und gelbbraun. Nur durch oft wiederholte Destillation werden die Nelken erschöpft. Von 10 Pfund Gewürznelken wurden durch 10malige Destillation 34 Unzen Del erhalten. Uebrigens ist die Ausbeute an Del keine constante. Rottgeri erhielt von 4 Pfund durch sechsmalige Destillation 10½ Unzen Del; Schmittbals erhielt aus 5 Pfunden 14½ Unzen, Helms dagegen 18½ Unzen. Es besteht dieses Del den Geruch und Geschmack der Gewürznelken in ausgezeichnetem Grade. Sein specifisches Gewicht schwankt zwischen 1,034 und 1,055. Das Gewürznelkenöl wird wol mit fetten Oelen verfälscht, namentlich mit Mandelöl und Ricinusöl, ja nach Robiquet soll alles käufliche Nelkenöl mit Ricinusöl verfälscht sein. Durch Verbrennen auf glühenden Kohlen kann dieser Betrug erkannt werden. Das schon im Mutterlande bereitete Del ist oftmals sehr dunkelbraun und scharf; es soll dann mit dem Extract oder der Tinctur der Gewürznelken, auch wol mit schiefen Oelen, z. B. mit Pfefferöl, verfälscht sein.

Medicisch wird dieses Del bei carösen Zähnen angewendet, oder man benutzt ein *Elaeosaeccharum caryophylli* gleich den Gewürznelken, oder man vermischt das Del auch mit Naphthen, mit überhitzten Oelen und reibt es bei Lähmungen, bei Malignen ein. (Fr. Wilk. Theile.)

GEWÜRZPFLANZEN. Zu diesen Gewächsen, welche die wegen ihrer täglichen Verwendung bekannten Gewürze liefern, gehören Mitglieber aus sehr verschiednen Familien. Wenn wir bei dieser Aufzählung mit den Pflanzen beginnen, welche die sogenannten feinem

Gewürze liefernd ihre Heimat in den Tropenländern haben, so tritt uns zunächst aus der Familie der Drehbären die Vanille entgegen. Die Stammpflanze der Vanillenfrüchte, sowie das Vaterland derselben ist lange Zeit unbekannt gewesen und noch in vielen der neuern und neuesten botanischen Werke finden sich unrichtige Angaben darüber. Von den 15 bekannten Arten liefert nur eine, *Vanilla planifolia* Andrew, die im Handel vorkommenden gewürzhaften Früchte. Sie wächst auf den westindischen Inseln, namentlich auf St. Domingo und Jamaika wild, wird aber in Mexico cultivirt und kommt daseibst ausserordentlich vor. Ihre runden, fingerdicken, fleischigen, hin und her gebogenen, sehr langen Stengel klettern an Bäumen in die Höhe, indem sie sich mittels ihrer weissen, bindfadenförmigen, unverästelten Wurzeln anheften. Die Blätter sind länglich-lanzettlich, fleischig-lebhartig, zugespitzt, auf der Oberseite lebhaft grün und glänzend, auf der Unterseite blässer und durch parallel laufende Längsnerven leicht gestreift, flach, niedergebogen, 4—5 Zoll lang, $1\frac{1}{2}$ —2 Zoll breit und haben 3—4 Linien lange, 2 Linien breite, ausgehöhlte Blattstiele. Die fast geruchlosen Blumen stehen in 8—20 blüthigen, mit bleichenden Drehblättern versehenen, blattwinkelständigen Aehren an einer 3—4 Zoll langen Spindel, sie reifen nach 24 Stunden und fallen nach mehreren Wochen ab. Die eiförmig-zugespitzten, ausgehöhlten, leberartigen, grünen, unten concaven, 4—5 Linien langen Drehblätter stehen wasserdrat ab. Die in den Achseln der Drehblätter befindlichen Blumen sind wegen des langen walzenförmigen Fruchtnotens scheinbar langettlich, die fünf gleichen Blüthenhülltheile derselben spatelförmig-stumpfsich, nach dem Grunde zu allmählig verdünnt, gelblich-grün, ganzrandig, gerade, $2\frac{1}{2}$ Zoll lang, oberhalb der Mitte, wo sie am breitesten, $\frac{1}{4}$ Zoll breit. Saftlippe fast so lang als die übrigen Blättchen, röhrig-zusammengerotht, nach dem Grunde zu verdünnt, von der Mitte an allmählig dachig-erweitert, von gelblich-grüner Farbe, vorn an den seitlichen Rändern kraus, gekantet, weislich, zurückgerümmt; der Raum, welcher vorn die Mitte einnimmt, auf dem großen, gelben Fiedel verleben, eingebrückt, mit der innern Fläche oberhalb der Mitte mit einem polsterartigen Warte bekleidet. Die langettliche Gesichtsfläche hat beinahe dieselbe Länge, als die Saftlippe, mit welcher sie bis zur Hälfte ihrer Länge verwachsen, ihr Rücken ist concav, flach, die vordere Seite flach, kurzbehaart. Der glasförmige Staubbeutel ist deckelförmig; die beiden grünlich-weißen, körnigen Pollenmassen sind zweifachig-zusammengedrückt. Der Fruchtnoten ist walzenförmig, etwas gebogen, grün, unterwärts gelblich-weiß, verdünnt, 2—3 Zoll lang und von der Spitze nach dem Grunde zu von zwei mehr oder weniger deutlich hervortretenden Furchen durchzogen, einsächerig, mit drei doppelten, am Grunde ausgebreiteten, lamellenartigen Placenten versehen, vierlig. Die umgewendeten, plattegedrückten, oerleht-eiförmigen Eichen befinden sich an einem langen Aabelstange. Die Frucht ist walzenförmig-zusammengedrückt, mit oder ohne zwei deutlichen

Furchen, an beiden Seiten etwas verdünnt, fleischig, fästig, grünlich-gelb, 6—10 Zoll lang, von der Dicke des kleinen Fingers oder häufig etwas dünner. Sie braucht zu ihrer völligen Ausbildung ein Jahr und fäst, so lange sie mit der Pflanze in Verbindung bleibt, wenig von dem eigenthümlichen Geruche, welcher der Vanille eigen ist, wahrnehmen. Die schwarzbraunen Samen haben die Gestalt der Eichen. — Zu dieser Art ist auch *Vanilla sativa* und *V. silvestris* Schiede, *Vanilla viridiflora* Blume und *Myrobroma fragrans* Salisbury zu rechnen. Diese *Vanilla planifolia* blühet zuerst in einem Warmhause zu Paddington bei London im Jahre 1807. Von Glandern aus wurde sie im Jahre 1819 nach Java verpflanzt, wo sie kräftig wuchs und bald darauf ausblühet, aber nie Früchte ansetzt, weil das die Befruchtung übernehmende Insekt nicht mit hinübergeführt werden konnte. Später erhielt man durch künstliche Befruchtung Vanillenfrüchte auf Java. Auch in europäischen Gewächshäusern erlangte man mittels künstlicher Befruchtung reife Vanillenfrüchte, so in den Jahren 1836 und 1837 in Lüttich und später in vielen botanischen Gärten. — Das Verfahren, die Vanille für den Handel zuzubereiten, besteht darin, daß man sie sammelt, bevor sie an der Spitze aufgesprungen ist, einige Tage im Schatten, dann in der Sonne trocknet und nun in Bündel verpackt. In Columbia bestricht man die Früchte, nachdem man sie gesammelt, mit einem fetten Oele von *Anacardium occidentale* und trocknet sie alsdann in der Sonne. Unreife oder überreife aufgesprungene Früchte bedingen schlechtere Sorten. In Betreff der unrichtigen Meinung, daß Mexico das Vaterland der Stammpflanze für die im Handel gebräuchlichen Vanillenfrüchte sei, hat man die Hauptung geltend zu machen gesucht, daß die Mexicaner bereits bei der Entdeckung dieses Landes durch die Spanier ihre Chokolade mit Vanille gewürzt hätten. Diese Angabe wird jedoch dadurch erschüttert, daß 1) die ersten Reisenden, von welchen wir Nachrichten über dieses Land aufzuweisen haben, anführen, die Chokolade, wie sie daseibst bereitet werde, habe erst dadurch bei den Europäern Eingang gefunden, daß man ihr ein vorzügliches Gewürz beigemischt habe, 2) daß die Vanillenfrüchte bereits im Jahre 1510, die Chokolade erst im Jahre 1520 in Europa eingeführt wurde und 3) daß und die westindischen Inseln, auf welchen *Vanilla planifolia* Andrew noch gegenwärtig wild angetroffen wird, früher bekannt waren, als Mexico. Man darf daher annehmen, daß die Vanille durch die Spanier nach Mexico verpflanzt sei, was sehr wohl möglich war, da schon der englische Botaniker Willd erzählt, er habe aus Campeche einige Ranken dieser Pflanze zwischen Papier aufbewahrt erhalten, welche, obgleich sie vier Monate unterwegs waren, in ein warmes Bett gebracht, bald fortwuchsen.

Der *Vanilla planifolia* Andrew zunächst verwandt ist *Vanilla Pompona* Schiede, sie unterscheidet sich aber durch die Robustheit in allen ihren Theilen, namentlich durch größere stehende Blätter, längere Aehren,

größere, weniger geöfnete, lebergelbe Blüten, durch eine dottergelbe Saftlippe, durch einen dreikantigen Fruchtknoten und durch die labyrinthförmigen gewundenen, lamellenartigen Placenten. Die Früchte dieser Art kommen nur äußerst selten im Handel vor, weil sie ihres vielen Markes wegen weich und flebrig werden und nach einiger Zeit einen eigenthümlichen Gährungsgeruch annehmen. Sie sind von schwarzbrauner Farbe, fettglänzend, 6—8 Zoll lang, 10—14 Linien breit, Anfangs von vortrefflichem, später schwachem Geruche. Am geräuchlichsten ist es, sie in Zucker einzumachen. Sie wächst in Supana und Columbien, kommt aber nach Schiede auch in Mexico (hier vielleicht nur angepflanzt) vor.

Die andere, mit *Vanilla planifolia* verwandte Art ist *Vanilla aromatica Swartz* (*Epidendrum Vanilla Linné*), welche sich von ersterer durch die eiförmig-länglichen, sitzenden, lang zugespitzten, gelbweissen Blätter und durch die spizen, grünen Blütenhüllblätter unterscheidet. Sie wächst im niederländischen Supana und in Brasilien.

Aus der Familie der Palmen ist als Gewürzpflanze die *Areacpalme* (*Areca Catechu Linné*), deren Ruß, unter der Benennung *Betelnuß* allgemein bekannt, von den Bewohnern Ostindiens und der angrenzenden Südseeinseln zugleich mit Kalk und Betelblättern gekaut wird, zu erwähnen. Die *Areacpalme* findet sich in den Küstengegenden Ostindiens und den Südseeinseln überall, wo der Genuß des Betels mehr oder weniger im Gebrauche ist, in der Nähe der Wohnungen angepflanzt und gewährt in Gesellschaft der *Bananengewächse* einen herrlichen Anblick. Sie hat einen aufrechten, einfachen, geraden, stielrunden, in Folge der abgefallenen Wedel geringelten, aschgrauen, ungefähr eine kleine Spanne im Durchmesser haltenden Stamm von meist 20—30, nicht selten aber 40—50 Fuß Höhe. Das Holz ist weiß, saftig, in der Jugend schwammig und zähe, im Alter hart und hornartig und schließt ein reiches, mürbes, weißes Mark ein; welches fast die Hälfte des Stammes ausmacht. Die vor der Entwicklung hornförmig zusammengerollten Wedel sind gabelt, die Fiedern gefaltet, fahl, die obersten keilförmig, abgestutzt, die übrigen lanzettförmig, spizig. Der etwas zusammengebrückte, eckig-gesurhte, gefaltete, kahle, wehrlose Stunk umfaßt mit der erweiterten Basis den Stamm, auf dem er nach dem Abfallen einen nur wenig erhabenen Ring zurückläßt. Die Blüthen erscheinen im fünf- oder sechsjährigen Alter des Gewächses, sie sind einhäusig, soltenständig; die zahlreichen männlichen sitzen an den Ästen des Kolbens wechselweise-zweierlei über den weiblichen, die weiblichen sitzen einzeln in den Achseln der Kolbenäste. Die Kolben sind seitenständig, vielästig, ädrig, sie gehen aus einer Blumenscheide hervor und gewöhnlich sind drei oder vier zu gleicher Zeit vorhanden, indem der eine von der Blumenscheide noch eingeschlossen ist oder bereits blüht, der andere im Verblühen begriffen oder mit unreifen Früchten, der dritte endlich mit reifen Früchten besetzt ist. Die allgemeine

Blüthen-scheide entspringt in der Achsel der Wedel und entwickelt sich nach dem Abfallen der letztern weiter mit dem in ihr liegenden Kolben, sie ist spateiförmig, stumpf zugespizt, an der äußeren Seite gewölbt, an der inneren flach, mit einer Längsnäht, einlappig, außerhals grün, innerhalb weiß, abfällig. Die besondern Blumenscheiden fehlen. Bei der männlichen Blume besetzt der Kelch aus einer verwachsenblättrigen, dreitheiligen Blütenbede mit spizen Zipfeln, kaum von der Länge des dritten Theils der Blumenkrone. Die Blumenkrone ist dreiblättrig, die Kronblätter sind eiförmig, etwas spizig, gestreift, steif. Die sechs Staubfäden sind sehr kurz, am Grunde erweitert, in einen Kranz verwachsen und umgeben den unfruchtbaren Fruchtknoten. Die Staubbeutel sind zweifächerig, länglich, zugespizt, am Grunde herzförmig, fast pfeilförmig. Der Fruchtknoten stellt nur eine kurze, bauchige Säule dar. Die drei Griffel haben keine Narben. Bei der weiblichen Blüthe fehlt der Kelch eine dreiblättrige, bleibende Blütenbede mit etwas spizigen Blättchen von der Länge der Blumenkrone dar. Die bleibende Blumenkrone ist dreiblättrig, flehgartig, die Kronblätter sind herzförmig, spizig, fleischig, steif. Statt der Staubgefäße findet sich nur ein flacher, sechsjähriger, den Fruchtknoten umgebender Kranz. Der fast kugelförmige Fruchtknoten ist oberständig. Der dreitheilige Griffel hat pfeilartige Zipfel. Die Narben sind einfach. Die Steinfrucht ist eiförmig, genabelt, am Grunde vom Kelche und der Blumenkrone umgeben, safrangelb, ins Rorthe spielend, im Alter durchs Dörergebe ins Graue übergehend, mit haar-faserigem Fleische. Die Ruß ist rundlich-kegelförmig, zugerundet, mit papierartiger, zerbrechlicher, birkweißlicher Schale, die mit braunen, bogigen Fäden bezeichnet ist und überall mit dem Fleische zusammenhängt. Der Samen besitzt die Gestalt der Ruß, ist aber etwas niedergedrückt, bräunlich-grau, durch breite, eingedrückte, roßbraune, bogige Streifen netzförmig, am Rabel vertieft, mit einem ausermittelständigen, herzförmigen, weißlichen Nebelflecken. Das Eiweiß ist knorpelig, fadenförmig, durch mehr oder minder dunkel-kastanienbraune, strahlige Streifen am Umkreise hunt. Der Samenkeim ist stumpf kegelförmig, am Grunde in einer eigenen Höhle des Samens.

Die allgemeine Benutzung der *Betelnüsse* in Indien hat es nöthig gemacht, die dort wild vorkommende *Areacpalme* noch besonders anzubauen und ein Jeder, der nur ein Stückchen feuchtes Land besitzt, pflanzt die *Palme* sowie den *Betelpfeffer* an. Auch bildet die *Betelnuß* in jenen Gegenden und selbst in China einen Handelszweig von bedeutendem Umfange; besonders groß ist die Einfuhr der *Betelnuß* nach China, wosin sie hauptsächlich aus Hinterindien und Sumatra gebracht wird. Die Insel Ceylon, vorzüglich aber die ganze Küste Malabar und noch weiter nördlich, enthält deshalb ganz außerordentlich große Anpflanzungen dieser schönen *Palme* und der Ertrag daselbst ist von hoher Bedeutung. Die *Areacpalme* wird nach Meyen bei der Zubereitung des *Betelpfeffers* in schmale, längliche Stücke zerhacken und in *Betel-Pfefferblätter*, welche

auf der einen Fläche mit rohem und angefeuchtem Kalk bestrichen werden, eingewickelt. Auf der Insel Luzon findet man in jeder Wohnung, in irgend einer Ecke ein Käßchen oder einen Keller stehen, in welchem die zubereiteten Betelhappen, Bupo's genannt, für den Verbrauch des Tages aufbewahrt werden und ebenso Eintretenen bietet man eine Bupo an ganz ebenso, wie bei uns eine Cigarre oder eine Prise Tabak. Die Leute auf Reizen und diejenigen, welche im Freien arbeiten müssen, tragen kleine Dosen oder Taschen bei sich, worin die Bupo's für den Tag über aufbewahrt werden. Die Zubereitung der Betelhappen gehört den weiblichen Mitgliefern jedes Hauses an und den Bermittag über sieht man sie fast immer auf der Erde liegen und Bupo's machen. Das Käßchen, welches hierzu gebraucht wird, enthält einige Arcanüsse, einige Blätter des Betelpfeffers, ein starkes Messer zum Zerhacken der Betelnüsse und einen kleinen Keller mit angefeuchtem Kalk, der mit einem hölzernen Spatel auf die Blätter gestrichen wird. Wer es in jenen Ländern nur irgend haben kann, nimmt stündlich eine neue Bupo in den Mund, woran er wenigstens eine halbe Stunde zu kauen und zu saugen hat.

Von der Arecapalme wird auch die sogenannte japanische Erde oder das Catchu, der trockne Extract von den Früchten dieser Palme, gewonnen. Auf der Küste von Coromandel kennt man zwei verschiedene Arten dieses Extracts. Die eine, welche sehr zusammenziehend ist, heißt Gashu oder Cassu, die andere minder zusammenziehende und etwas süßliche nennt man Gourry. Zur Gewinnung dieses Extracts werden die Arcanüsse, sowie sie vom Baume kommen, in einem eisernen Kessel einige Stunden hindurch mit Wasser gekocht, wo dann die abgelaufene Flüssigkeit durch Einkochen das schwarze, gewöhnliche, mit fremdartigen Dingen verunreinigte Cassu liefert. Nachdem die Arcanüsse wieder getrocknet worden, gibt die zweite Auskochen derselben durch Eindicken das gelblich braune, von fremdartiger Beimischung freie Gourry, welches von den Betelkauern dem ersten vorgezogen wird.

Da die Betelnuß stets mit den Blättern des Betelpfeffers (*Piper Betle* Linné) gegessen wird, so ist die Cultur dieser Pflanze für den Landmann jener Gegenden, namentlich in der Nähe großer Städte, gleichfalls von Bedeutung, denn täglich werden daselbst unglaubliche Massen dieser frischen Betelpfefferblätter auf dem Markte verkauft. Die Pflanzungen des Betelpfeffers sind in derselben Art angelegt, wie bei uns die Bohnenfelder, doch stehen die einzelnen Pflanzen weiter auseinander und die prächtigen, großen, herzförmigen Blätter derselben geben dem ganzen Felde ein schönes helles Grün, wie es nur wenigen Pflanzen eigen ist. — Der Betelpfeffer erfordert sehr guten Boden und dabei niedrigen Grund und viel Wasser; man umgibt diese Pflanzungen mit einem Graben und einem Wall, auf welchem Heden von verschiedenen Pflanzen gemacht werden. Hat der Boden der Betelpfefferpflanzungen nicht Wasser

genug, so muß er sechs Monate lang gewässert werden; man theilt denselben in regelmäßige Beete und umgibt diese mit eingefassten Bewässerungskanälen, aber zwischen dem Walle und dem Uferland läßt man einen freien Raum von 20 Fuß Breite. In der Mitte jedes Beetes macht man die Löcher zu den Stecklingen, welche 1½ Fuß weit von einander gepflanzt werden. In jedes Loch steckt man zwei Stecklinge von 3 Fuß Länge, doch so, daß man sie mit ihrer Mitte in der Erde befestigt, weshalb die Enden von jeder Seite hinausragen und später auskahlen. In den 18 ersten Monaten läßt man diese Schößlinge an Stangen hinaufsteigen, während welcher Zeit sie viel Wasser verlangen. Zwischen diese eingestekten Stecklinge pflanzt man junge Bäume von *Aeschynomene grandiflora*, von *Gulandina Moringa* oder auch von *Erythrina indica*, welche sehr schnell wachsen und später den Betelpflanzen zum Hinaufkriechen dienen, denn schon nach 18 Monaten nimmt man letztere von ihren frühern Stangen ab, legt die Basis ihrer Stengel etwa drei Fuß lang in die Erde und führt die Stengel so, daß sie an den gepflanzten Bäumen hinaufsteigen können. Im zweiten Jahre legt man die Stengel wieder drei Fuß lang in Erde und wiederholt dies alle Jahre. Im vierten Jahre kann man die Blätter pflücken und dann dauert diese Ernte 6 bis 7 Jahre lang, worauf die Pflanzen absterben und durch neue ersetzt werden müssen.

Der Gebrauch des Betelpfeffers führt uns auf andere Pfefferarten, welche wegen ihres Gehalts an flüchtigem Öle und scharfem Harze als Gewürzpflanzen große Bedeutung haben. So liefert vor allen andern der gemeine oder schwarze Pfeffer (*Piper nigrum* Linné) eins der gewöhnlichsten Gewürze, welches in allen Gegenden auf der ganzen Oberfläche der Erde, wo nur einige Cultur hingelangt ist, gebraucht wird. Schon in den ältesten Zeiten holten arabische Schiffer den Pfeffer, dessen Stammpflanze in Ostindien einheimisch ist und die nur in den tropischen Ländern cultivirt werden kann, nebst den übrigen Gewürzen von Travancore und Malabar nach Aken und Socotora, von wo sie auf den Markt der Aethiopier und Aegyptier zu den Griechen, Byzantinern und Römern kamen. Der Pfeffer wurde als das Lieblingsgewürz der Römer von diesen zu Plinius' Zeit mit schwerem Gelde bezahlt, aber auch von andern Nationen wurde er hoch geschätzt, denn der Gothenkönig Alarich ließ sich bei der Capitulation Roms außer ungebreutern Goldsummen und andern Kostbarkeiten auch 3000 Pfund Pfeffer als Contribution zahlen. Noch im Mittelalter war der Pfeffer auch in Teufelsland das gesuchte und verbreiteste Gewürz, weshalb die Gewürzhändler selbst in mittleren Handelsstädten immer einen großen Vorrath davon auf dem Lager hatten. In manchen Ländern Europa's galt der Pfeffer sogar als Abgabe. Die sturperflüchtigen Bauern mußten ihn oft neben Wachs und Weizen abliefern, so mancher Hellsche erhielt von seinen frommen Vorfahren an seinem Festtage ein Pfund Pfeffer. Ueberhaupt hielt man im Mittelalter Gewürze für passende Geschenke, welche man

Statthaltern und selbst Königen bei feierlichen Gelegenheiten überreichen konnte.

Der Pfeffer stammt von einem kletternden oder kriechenden Strauche mit einem fingerdicken, stielrunden Stengel und gabelförmigen, bin und her gebogenen, knotigen, fahlen Ästen. Die Blätter des Pfefferstrauchs sind eiförmig, am Grunde abgerundet oder schwach herzförmig, zuweilen sogar etwas spitzig, 4—6 Zoll lang und 2—3 Zoll breit, ganzrandig, fast lederartig, auf der Oberflache glänzend, dunkelgrün, auf der Unterflache blaß, netzförmig-geadert mit drei Hauptseitenerven zu jeder Seite des Mittelnerven. Die ruginen Blattstiele der untern Blätter sind 1—2 Zoll, die der obern nur 6—9 Linien lang. Die Blütenkelche stehen einzeln an der Spitze der Zweige den obersten Blättern gegenüber auf einem fahlen, mit dem Blattstiele gleich langen Blütenstiele und sind 3—5 Zoll lang; die Blüten sind polygamisch oder diöcisch; die länglichen, an beiden Enden abgerundeten Deckschuppen laufen an der Spindel herab. Die beiden Stachtfäße stehen zur Seite des Fruchtknotens. Dieser hat eine kugelige Gestalt. Die Narbe ist in drei bis vier breite linienförmige, weich behaarte, abfliehende Rippen getheilt. Der Fruchtknoten ist mit runden, grünen, später aelgetrothen und zuletzt rethbraunen Beeren besetzt.

Die Cultur der Pfefferpflanze findet in folgender Weise statt: Man wäht zu den Pfefferpflanzungen einen mäßig hohen und mit Bäumen bewachsenen Boden oder man benutz solche Pflanzungen, wo einmal Vergessenes gezogen ist. Der Boden wird nun durch Abbauen und Verbrennen des darauf befindlichen Holzes zur Cultur vorbereitet und in regelmäßige Bierrecks abgetheilt. In jeder Pfefferpflanzung pflügt man solcher vierediger Felder an laufend zu zählen und auf jedes dieser Felder kommt ein Pfefferstod zu stehen, an welchem sich die Pfefferpflanze hinaufwindet. Die Pfeffersträucher, welche nach den Gebräuchen der verschiedenen Länder sehr verschieden sind, werden zuerst gesteckt. Es sind dies bisweilen nur gewöhnliche Stangen, in den meisten Fällen aber wählt man dazu lebende schlange Bäumechen. Diese verdienen vor den gewöhnlichen Stangen schon deshalb den Vorzug, weil sie nicht faulen, was bei letztern in jenem nassen Klima sehr bald eintritt, auch wird die Pfefferpflanze durch Einsinken anderer Stangen sehr leicht beschädigt. Ueberdies gewähren die lebenden als Frühen benutzten Bäumechen, deren untern Zweige und Blätter vorsätzlich vom Stamme entfernt werden, der Pfefferpflanze den nöthigen Schatten, indem sie in Form eines Fächeres beschnitten werden. Auf Sumatra, wo sehr viel Pfeffer gebaut wird, verwendet man als Stangen die abgeschnittenen Zweige von *Erythrina Corallodendron*, welche man einige Monate früher als den Pfeffer pflanzt, damit sie noch zur rechten Zeit Wurzeln treiben können. Da diese Zweige sehr schnell wachsen und mit kleinen Dornen besetzt sind, weshalb die Pfefferpflanze um so fester ansetzt, so eignet sich die *Erythrina* ganz besonders zu diesen Pfefferstangen. Sobald die eingepflegten Zweige zu treiben anfangen, bricht man die seitlichen

Äste ab und läßt nur den mittelften und geradesten in die Höhe stehen, bis er etwa 1½ Fuß erreicht hat, worauf er alsdann an der Spitze abgeschnitten wird, um das Höherwachsen zu verhindern. Man pflanzt den Pfeffer durch Stecklinge, welche man von den Ausläufern einer alten Pfefferpflanze nimmt, wozu ein einzelnes Internodium hinreicht. In der Regel werden zwei Pfefferpflanzungen, welche in einer Zeit von drei Jahren 8 bis 12 Fuß hoch werden und dann ertragsfähig sind, an einer Stange gezogen. Nachdem der Pfeffer reif geworden, schneidet man die ganze Pfefferpflanze bis auf drei Fuß Länge ab, trennt sie sorgfältig von ihrem Stode und legt sie horizontal in Form eines Birkels auf die Erde, so daß die Spitze wieder zur Wurzel kommt. Daraus treibt die Pflanze von Neuem und setzt jährlich eine große Menge Früchte an, während sie obte dieses vorhergegangene Einlegen meist nur Blätter hervorbringt. Bisweilen läßt man auch den mittelften Schößling der Pfefferpflanze an der Stange stehen und schlägt nur die seitlichen ein. Werden die neuen Pfefferpflanzungen aus diesen langen Schößlingen angelegt, so tragen sie schon im nächsten Jahre. Gewöhnlich treibt aber die Pflanze aus diesen eingeschlagenen Schößlingen zu stark, weshalb man die meisten abschneiden muß und nur eine oder zwei in die Höhe steigen lassen kann. Nachdem nun die Pfefferpflanze einmal angefangen hat zu tragen, nimmt sie bis zum hiebenden oder achten Jahre an Tragbarkeit zu, und erhält sich dann einige Jahre in dieser Kraft, bis sie allmählig um Tragen zu alt wird. Uebrigens liefert die Pfefferpflanze in einigen Gärten jährlich zwei Ernten, in andern trägt sie das ganze Jahr hindurch Blüten und Früchte und in noch andern bringt sie jährlich nur einmal Frucht. Die Beeren der Pfefferpflanze brauchen 4 bis 5 Monate zu ihrer Reife. Sobald einige Beeren reif werden, pflügt man den ganzen Fruchtstod abzunehmen und sie auf Matten oder auf dem bloßen Boden auszubreiten, wo sie trocken werden und eine schwarze Farbe mit runzeliger Oberfläche annehmen. Durch Sieben und Auspressen gereinigt und in Ballen verpackt, werden sie dann als schwarzer Pfeffer versendet. Der Pfeffer hat einen eigenthümlich aromatisch stehenden Geruch und einen scharfen, brennenden Geschmack. Auch besitzt der schwarze Pfeffer in einem hohen Grade die Eigenschaft, Feuchtigkeits an sich zu ziehen und wird deshalb häufig zum Einpacken solcher Gegenstände, die durch Luftfeuchtigkeit zerstört werden könnten, benutzt.

Der weiße Pfeffer (*Piper album*) des Handels sind die ihrer Fruchtschale beraubten Samen derselben Pflanze. In Indien werden zu diesem Behufe die reifen rothen Pfefferbeeren vierzehn Tage hindurch in Wasser pfügen eingeweicht, wodurch sie anschwellen und das Fruchtschale zerfällt. Werden sie dann an der Sonne getrocknet und zwischen den Händen gerieben, so erhält man den weißen Pfeffer, gelblich oder grau-weiße Samen, die runder und kleiner sind als der schwarze Pfeffer, einen schwach pfefferartigen Geruch und einen minder scharfen Geschmack haben. Der veräußerte weiße

Pfeffer wird jedoch gegenwärtig größtentheils in England aus dem schwarzen Pfeffer (also aus den unreifen Beeren) bereitet. — Der Pfeffer, dessen beste Sorte von der Küste Malabar stammt, wird in sehr verschiedener Weise als Gewürz an Speisern angewendet, wo er in geringer Menge, besonders bei schwer verdaulichen Speisen, die Verdauungsorgane reizt. — Von einer andern Art stammt der lange Pfeffer (*Piper longum* Linne), welcher früher auch in der Arznei angewendet wurde, jetzt aber nur zur Bereitung von Siqueren und dergl. dient.

Mit dem schwarzen Pfeffer ist der sogenannte spanische, türkische oder indische Pfeffer (*Capsicum anuum* Linne), welcher zu der Familie der Solanaceen gehört, nicht zu verwechseln. Er hat eine einjährige Wurzel und einen aufrechten, mehr oder weniger ästigen, stielrunden, 1—2 Fuß hohen Stengel. Die meist abwechselnden Blätter sind lang gestielt, eiförmig, beiderseits verschmälert, spitzig, ganzrandig und auf beiden Flächen kahl. Der Blattstiel ist mit einer schwachen Rinne versehen. Die überhangenden Blumen stehen meist einzeln in den Blattwinkeln. Der kahle Blütenstiel ist länger als der Blattstiel. Der blühende Kelch ist verwachsenblättrig, fünfzählig, aufrecht. Die Blumenkrone ist radförmig, meist ganz weiß, ihre Röhre ist sehr kurz, ihr ausgebreiteter Rand fünfspaltig. Die fünf Staubfäden haben eine pfriemliche Gestalt. Die Staubbeutel sind länglich, zweifächerig, aufrecht. Der sehr kugelförmige Fruchtknoten ist oberständig. Der Griffel ist fadenförmig, nach oben etwas verdickt. Die Frucht besteht aus einer gelben oder rothen, trocknen, unten zwei- oder dreifächerigen, oben halbfächerigen, hohlen Beere. Der Samenträger ist säulenförmig, fegelförmig. Die Scheidewände sind unten mit dem Samenträger verwachsen, oben von einander getrennt. Die in großer Anzahl vorhandenen Samen haben eine nierenförmige Gestalt. — Der spanische Pfeffer stammt aus Westindien, kommt aber jetzt in allen Tropenländern vor. Seine Früchte besitzen einen sehr heftig brennenden Geschmack.

Aus der Familie der Zingiberaceen ist zunächst der Ingwer (*Zingiber officinale* Roscoe) zu erwähnen, dessen Vaterland unbekannt ist, der aber in Ostindien und in den wärmeren Gegenden von China, auf den Inseln des indischen Meeres, in Westindien und einigen benachbarten Gegenden des tropischen America's häufig im Großen angebaut wird. Der Wurzelstock dieser Art ist nach Winkler, dem wir hier folgen, zwar nur zweijährig, da aber stets neue, gleichfalls zweijährige Stodtriebe sich erzeugen, so erscheint die Pflanze mehrjährig oder perennirend. Dieser knollenförmige und fleischige Wurzelstock liegt im Boden waagrecht, ist knetig-geliebert, handförmig-furzfällig und mit langen fleischigen strangförmigen Wurzelfasern besetzt; die kurzen Aeste des Wurzelstocks sind breitgedrückt, geringelt und nach dem verbreiterten oder verdickten Ende hin zuweilen furzbandförmig getüblt, $1\frac{1}{2}$ —3 Zoll lang, $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ Zoll dick, runzelig, schmutzig gelblich oder graubraun. Aus der Wurzel entspringen mehrere schiefere oder aufrechte, 2—4 Fuß hohe Stengel, die von langen stroff anlie-

genden Scheiden bedeckt werden. Die Blätter stehen auf langen, kahlen Scheiden zweifachwendig und sind 6—12 Zoll lang, 1— $1\frac{1}{2}$ Zoll breit. Die $\frac{1}{4}$ —1 Fuß hohen Wurzelfasernäste sind dicht mit häufigen Scheiden besetzt, von denen die obersten zuweilen in ziemlich lange Blätter endigen, und tragen an ihrer Spitze eine zapfenähnliche, 3—4 Zoll lange Aehre; die äußeren der dachziegelartig liegenden Deckblätter sind fast lederartig, kahl, verkehrt-eiförmig, Anfangs grau-gestreift, am Rande häutig und gelb, später dunkelgelb oder roth und gelb gestreift und stützen eine Blüthe; die einzelnen innern Deckblätter sind dünnhäutig, zart, durchsichtig und umgeben den Fruchtknoten und den größten Theil der Kelchröhre. Die zolllangen gelben Blüthen duften angenehm. Der Kelch klappt am Grunde an einer Seite und hat einen dreizähligen Saum. Die drei äußern Saumzipfel der Blumenkrone sind länglich-linealisch, die beiden nach außen gekrümmten schmaler und zurückgerollt. Die dunkelpurpurothe oder rothblaue Honiglippe ist gelbgestrichelt, am Grunde gelb und an den Seiten dunkel mit zwei kurzen spitzigen Zähnen versehen. Auf dem äußern Fruchtknoten steht ein fadenförmiger Griffel mit zwei pfriemlichen Anhängeln versehen. Die Kapsel ist nupfförmig, zusammengeknüpft und gewimpert. Die Frucht ist noch unbekannt; an den cultivirten Pflanzen gelangt sie nicht zur Reife.

Die Ingwermurzel des Handels besteht aus dem getrockneten handförmigen oder verflochten gestalteten Aesten des Wurzelstocks, welche noch keine Stengel getrieben haben. Ihre Gestalt stimmt mit jenen der beschriebenen frischen Wurzelstöcke überein. Der Ingwer hat einen eigenthümlichen, stark und angenehm gewürzhaften Geruch, welchen man namentlich beim Zerbrechen der Stücke wahrnimmt und einen stark gewürzhaften, etwas brennenden und Speichelausfluß erregenden Geschmack. Er ist ein kräftiges aromatisches Mittel, welches sehr erregend und erhöhend wirkt und in kleinern Gaben besonders bei Magenbeschwerden und gestörter Verdauung meist als Hausmittel gebraucht wird. Der eingemachte Ingwer, welcher aus Ostindien und China in mit spanischem Rohre umflochtenen Porzellanbüchsen zu uns gebracht und darselbst aus frischen in Zucker gesteckten Wurzeln bereitet wird, ist ein sehr wohlschmeckendes, magenstärkendes und erwärmendes Mittel. Früher unterschied man nur zwei Sorten von Ingwer, nämlich den weißen, worunter man jede düstere Sorte verstand, welche eine weiche oder gelblich-weiße, höchstens im Umriss etwas bräunliche Bruchfläche hatte; und den schwarzen oder braunen Ingwer, welcher eine dicke, mehr oder minder braune Bruchfläche zeigte und wahrscheinlich durch starkes Brühen mit Wasser zum schnelleren Trocknen vorbereitet worden ist. Jetzt unterscheidet man im Großhandel vier Sorten: 1) den bengalischen, 2) den malabarischen, 3) den chinesischen und 4) den weißen westindischen oder Jamaicaingwer.

Aus der Familie der Zingiberaceen gehören zu den Gewürzpflanzen außer dem Ingwer auch die Cardamomen, welche von verschiedenen, zum Theil noch sehr

wenig bekannten Arten der Gattungen *Elettaria* und *Amomum* stammen. Gewiß ist, daß die kleinen officinellen Cardamomen von *Elettaria Cardamomum White* (*Alpinia Cardamomum Roxburgh*) kommen, während die Mutterpflanzen der übrigen im Handel vorkommenden Sorten meist unbekannt sind. *Elettaria Cardamomum White*, ursprünglich in Malabar einheimisch und daselbst, sowie auf Java cultivirt, hat nach Binkler, dessen forsätzliche Bearbeitung dieses Gegenstandes wir hier und im Folgenden zu Grunde legen, einen ausdauernden, krautartigen, fleischigen und mit starken und langen Wurzelfasern besetzten Wurzelstock, aus dem die aufrechten, 6—10 Fuß hohen gegliederten Stengel von den Scheiden der Blätter umgeben sich erheben. Die 1—2 Fuß langen Blätter sitzen zwischelförmig auf den schwachbehaarten Scheiden; die Blatthäuten sind abgerundet. Unten aus dem Grunde des Stengels entspringen 3 oder 4 stielige Blütenrispen von 1—2 Fuß Länge, welche waagrecht abstehen und sich auf dem Boden niederstrecken; an ihrem Ursprünge und unteren Theile sind dieselben mit trockenhäutigen, schuppenförmigen Deckblättern besetzt; weiterhin steht am Grunde jedes Astes ein großes, längliches, etwas fleischiges, aufrecht-abstehendes, fahles Deckblatt und am Ursprünge jedes Blütenstielchens ein kleineres. Der nach oben erweiterte Kelch ist dreizählig und fein gestreift. Die Blumenkrone ist blaugrünlich-weiß und haben längliche, rinnig-vertiefte Rippen des äußeren Saumes; die größere Honiglippe ist am Rande etwas kraus und gelblich, in der Mitte dunkelblau oder violett und am Grunde mit zwei hornähnlichen Zähnen versehen. Am Grunde des Gefäßes befinden sich zwei pfriemliche Anhängel. — Von dieser Pflanze sollen die kleinen oder malabarischen Cardamomen (*Cardamomum minus* sive *malubarium*) abstammen. Die Kapseln, welche als Samen die Cardamomen, als den eigentlich gebräuchlichen Theil enthalten, sind eiförmig oder kugelförmig, stumpf-dreikantig, 1—6 Linien lang, 3—6 Linien dick, meist ungestielt, oben in $\frac{1}{4}$ —1 Linie langes, etwas getümmtes Köbchen zusammengelegen, längserig, bloß-gelblich-grau oder gelblich-weiß, schwach gewürzhaft riechend und in jedem der drei Fächer 4—6 dicht auf einander liegende Samen enthaltend. Diese Samen haben eine unregelmäßig-eckige Gestalt, sind mit kleinen Querrunzeln versehen und von gelblich- oder röthlich-bräuner, theilweise auch weißlich-grauer Farbe. Der Geruch ist eigenthümlich, stark- und angenehm-gewürzhaft, ebenso ist der Geschmack gewürzhaft. Der wesentliche Bestandtheil ist ein ätherisches Oel. Außer diesen kleinen kommen die langen oder ceylonischen Cardamomen (*Cardamomum longum* sive *ceylanicum*) im Handel vor. Die Kapseln dieser letztern sind im Umeiße länglicher, 1—1½ Zoll lang, 3—5 Linien dick, stumpf-dreikantig und dreiseitig, längserig, oben in ein kurzes Köbchen zusammengelegen, auf welchen häufig noch die ziemlich bedeutenden faserigen Reste des Kelches sich befinden, mehr oder weniger dunkel, grau- oder röthlich-braun von matterm Ansehen und enthalten schon ihrer Größe

wegen zahlreichere Samen, die jedoch bis auf ihre nicht selten dunklere Färbung mit vorigen übereinstimmen. — Die Mutterpflanzen der langen Cardamomen kennt man nicht mit Bestimmtheit, vermuthet aber eine der vorigen verwandte *Elettaria* darunter. Pereira bezeich- net als solche *Elettaria major Smith*. Weit seltener als die erwähnten Sorten kommen die javanischen (*Cardamomum javanicum*, Card. majus) und die wahren runden Cardamomen (*Cardamomum rotundum verum*) im Handel vor. Die Kapseln der erstern sind unbestimmt-dreikantig, länglich-eiförmig oder rundlich, zuweilen auf einer Seite flach, auf der andern gewölbt, 10—16 Linien lang, 5—8 Linien dick, sie gehen oben in eine faserig-gestielte Röhre über und sind mit dicken und unregelmäßigen Längsriefen und Runzeln besetzt, an Farbe dunkel-schmugig-grau-braun. Die Samen sind größer als an den beiden erwähnten Arten, dunkler graubraun, weniger eckig und mehr rundlich, ganz ohne Runzeln oder nur mit sehr feinen Runzeln, fast geruchlos, aber von einem kumpferartigen Geschmack, weshalb sie statt der wahren Cardamomen nicht angewendet werden können. Man hält das *Amomum Cardamomum Linne*, welches auf Java und Sumatra vorkommt, für die Stammpflanze. — In früheren Zeiten kamen auch die wahren runden Cardamomen im Handel vor, welche jetzt aber ganz daraus verschwunden sind. Die etwa kirschengroßen Kapseln haben eine kugelförmige Gestalt, die jedoch durch drei tiefergehende durch den halb-deckknöpfig erscheint, mit drei abgerundet-gewölbten Seiten, auf denen keine, aber deutlich hervortretende Linien sich befinden. Die Farbe ist meist weißgelblich oder bräunlich. Die eiligen, dunkelgrauen Samen haben einen wärmenden, aber nicht stehenden oder brennenden Geschmack. Die Stammpflanze ist unbekannt.

Aus der Familie der Laurineen tritt uns als gewürzliefernde Pflanze vor allen andern der Zimmetbaum (*Cinnamomum ceylanicum Blume*, *Laurus Cinnamomum Linne*) entgegen, welcher ursprünglich auf der Insel Ceylon einheimisch ist und jetzt daselbst, sowie auf Java und in den heißen Gegenden Amerika's u. a. D. cultivirt wird. Der aufrechte, walzenförmige Stamm dieses schönen Baumes erreicht eine Höhe von 20—30 Fuß und eine Dike von 1—1½ Fuß und hat eine raube, außen graue, innen gelb- oder rothbraune (zimmetbraune) Rinde und lange schmugig aschgraue ältere und grüne jüngere Reste, von denen die blüthentragenden zusammengebrüht-viereckig sind. Die meist gegenständigen Blätter stehen auf 4—6 Linien langen schwach-rinnigen Blattstielen, sind in der Jugend schön roth, stehen waagrecht ab oder sind abwärts gebogen, 3—5 Zoll lang, $\frac{1}{4}$ — $\frac{2}{3}$ Zoll breit, bald eiförmig oder schwach-hersförmig, bald oval-länglich mit kurzer und kumpfer Spitze, bald länglich oder elliptisch-lanzettlich, nach dem Grunde zu etwas spitzig, vorn mit langer stumpflicher Spitze, sonst sämtlich ganzrandig, lederartig, funfnerbig, kahl, oberseits schöngrün und glänzend, unterseits weißlich-blassgrün und matt. Die ebenfränkigen Rippen stehen gegen die Spitze der Reste hin achsel-

und endständig, sie sind meist wiederholt-dreitheilig oder gabeltheilig, theils kürzer, theils länger als die Blätter; die Stiele und Stielchen sind mehr oder weniger deutlich zusammengedrückt, vierseitig, nach den Theilungen hin verdickt und gleichsam eingesenkt, mit sehr kurzen, kurzen, weißlichen Härchen besetzt und tragen an den Gelenken zwei gegenständige, kleine, lineallanzettliche, bald abfällige Deckblätter. Die Blüthenhülle ist sechs-theilig, innen und außen zart und fein seidenartig behaart, weislich; die Büchel der Blüthenhülle sind eiförmig, nach vorn etwas spitz und abstechend, bleibend. Die 12 ziemlich dicken Staubgefäße haben fast die Länge der Blüthenhülle und stehen in doppelter Reihe einander gegenüber und zwar so, daß die äußere Reihe mit der Vorderseite nach dem Griffel, die innere mit derselben nach der Blüthenhülle gelehrt ist; die sechs Staubgefäße der äußeren Reihe sind einander gleich, die Staubfäden verdicken sich nach oben keulenförmig und tragen denselben an der nach Innen gelehrten Seite 4 eingesenkte, länglich-runde, durch Klappen sich öffnende Staubbeutel-fächer; von den 6 Staubgefäßen der inneren Reihe sind meistens drei abwärts verdickt und stellen gestielte, ziemlich traufartige Drüsen dar; die 3 Staubbeuteltragenden Staubgefäße gleichen den äußeren, sie tragen aber meist über ihrem Grunde auf beiden Seiten eine kleine rundliche Drüse. Der Griffel hat mit den Staubgefäßen gleiche Länge. Der Fruchtknoten ist rundlich, nach oben verdickt; die Narbe ist kopfförmig, fast dreilappig. Die eiförmig-länglichen, sehr kurz nachspitzigen, einsamigen Beeren stehen auf der bleibenden, vergrößerten Blüthenhülle. Der Same ist länglich-eiförmig, sehr kurz-nachspitzig und trennt sich leicht von der starren, dem Stielchen der Beere anhängenden Samenschale. Das Eiweiß fehlt. — Nach der Form der Blätter unterscheidet man drei Abänderungen, nämlich die gewöhnliche Form: a) vulgare *Hayne* mit eirunden oder eirund-länglichen, stumpfen oder in eine stumpfe kurze Spitze verschmälerten Blättern; b) cordifolium *Hayne* mit breit eirunden, am Grunde schwach herzförmigen, stumpfen oder in eine kurze Spitze verschmälerten Blättern; c) *Cassia Nees* von *Koenbeck* mit länglichen, nach dem Grunde spitzigen, in eine lange stumpfe Spitze verschmälerten Blättern.

Von den beiden aus Ceylon und Java cultivierten Formen a und b und zwar nur von diesen stammt der feine, echte oder lange Zimmt. Er ist die durch sorgfältiges Abschaben von der Oberhaut und rauen Rinde befreite Rinde der jüngeren, meist nur dreijährigen sehr langen Zweige. Diese Rinden haben nur die Dicke starken Papiers und sind zu 4 bis 5 Fuß langen, gewöhnlich in 1 Fuß lange Stücke zerbrochenen, fast fingerdicken Röhren so zusammengestellt, daß die Höhlung derselben mit kleinen und dünnern Röhren, die meist übereinandergestellt worden sind, ausgefüllt ist. Die Röhren- oder Rindenstücke sind leicht zerbrechlich, außen glatt, mehr oder weniger gelblich oder rüthlich zimmetbraun, innen gewöhnlich etwas dunkler, mehr rothbraun. Im Handel werden jetzt nach dem Vaterlande zwei

Sorten unterschieden, der ceylonische Zimmt oder Kanee und der javanische Zimmt. Beide Sorten sind einander aber sehr ähnlich und kaum zu unterscheiden; auch die hellere oder dunklere Farbe beider Sorten liefert nur einen relativen Unterschied, da die meist dunklere Farbe des javanischen Zimmets an der Luft bald heller wird; gewöhnlich sind jedoch die Rinden dieser Sorte dicker und der Geschmack ist etwas stechender, eoffianartiger und zuletzt herber.

Der Zimmt, dieses beliebte Gewürz, war schon den Alten bekannt. Die Chinesen holten den Zimmt zu einer Zeit, als sie die Weltschiffer waren, von Ceylon, dem alten Taprobane, welches damals noch keine Schifffahrt hatte und brachten ihn nach Babelon und Ostafrika. Sowol diese Nationen, als auch die Phönizier und Araber, welche den Handel mit Gewürzen trieben, verbreiteten absichtlich falsche, ja fabelhafte Nachrichten über die Heimath und die Gewinnung des Zimmets, um Andere irre zu leiten oder vom Nachforschen abzu-schrecken. So erzählt Herodot, daß die Araber nicht wußten, wo der Zimmt entspringe und welches Land ihn hervorbringe, nur Einige behaupteten, er wachse in den Gegenden, in welchen Bachus erzogen sei. Es seien große Vögel, welche die Späne brächten, die man nach den Phöniziern cinnamomum nenne und zwar brächten sie die Vögel zu den Nestern, die sie mit Koth an hohe Felsen anbaute, wo kein Mensch hinkommen könne. Zur Erlangung dieser Späne hätten die Araber folgenden finnrliche Mittel erfunden. Sie zerschneiden das Fleisch von Kindern, Feln und sonstigem größerem Vieh in recht große Stücke, tragen dieselben in jene Gegenden und lassen sie in der Nähe der Nester liegen, während sie selbst weit davon weggehen. Da fliegen die Vögel herunter und tragen die Stücke Fleisch in ihre Nester hinauf, die das Gewicht aber nicht aushalten können und auf die Erde herunterstürzen, worauf die Araber hinzugehen und den Zimmt einsammeln, welcher alsdann durch sie in andere Länder kommt. Schon im höchsten Alterthum spielte der Zimmt unter den Wohlgerüchen und Gewürzen des Orients eine große Rolle, wie aus mehreren Stellen der Bibel hervorgeht. Taprobane, das Vaterland des Zimmets, war schon vor Alexander eine wichtige Fundgrube für den Handel und auch in der Blüthezeit des Muhammedanischen Verkehrs ging der Zimmt nach Europa durch die Hände der Perser und Araber, ohne daß diese seine Heimath kannten; man nannte sie Dar Chini, d. h. Chinesisches Holz. So deutet auch dieser Name auf die Chinesen, als Verantwörter des Zimmethandels, hin. Noch deutlicher sagt dies Clusius in der Beschreibung der Gewürze. Er vermuthet, daß die Bewohner von Drusus und der Küstenländer des arabischen und persischen Meeres den Zimmt von den Chinesen kauften. Erst seit der Beschnehung von Ceylon durch die Portugiesen (1518) wurde es allmählig bekannt, auf welche Weise man den Zimmt gewann. Der Zimmetbaum blieb aber immer noch ein wilder Baum im Innern der Wälder, so die Bewohner von Ceylon sollen noch jetzt behaupten, daß guter Zimmt

nur von wilden Bäumen gewonnen werde. Man überließ also den Baum lediglich der Natur und der zufälligen Fortpflanzung desselben durch die Vögel. Nach Holz verzehren nämlich die Eiskern aus Ceylon die reifen Beeren des Zimmetbaumes, geben den Kern unverkaut wieder von sich und sorgen so für die Fortpflanzung des Zimmetbaumes in den Wäldern. Deshalb wurden diese Vögel auch immer gehgt. Das Einsammeln des Zimmetes war übrigens mit großer Gefahr und Beschwerde verbunden. Die Zimmetfammer waren oft den größten Misshandlungen unterworfen, sie wurden von den Kaniern nicht selten mit abgeschnittenen Rosen und Ohren oder sonst verkrümmt zurückgeschickt; außerdem hatten sie oft mit wilden Elephanten zu kämpfen oder sie wurden von einer Menge in den dortigen Wäldern einheimischer, ausdauernder Butigat geplatzt oder endlich von dem Fieber oft hinweggerafft.

Erst nach der Mitte des 18. Jahrh. machte der holländische Gouverneur Falk aus Ceylon einen Versuch, bei Gaf unweit Colombo den Zimmetbaum in seinen Gärten regelmäßig anzupflanzen und es gelang ihm, von einigen tausend gepflanzten Bäumen Zimmet von der vorzüglichsten Güte zu bekommen. Der große Rath in Batavia, von welchem der Gouverneur in Ceylon abhängig war, widerstrebte Anfangs diesen Unternehmungen, weil man seit 150 Jahren doch immer sein Zimmetquantum erhalten habe und dem Rathe das Schicksal der Zimmetfammer ziemlich gleichgültig war. Allein der Vortheil war zu einleuchtend und die Sache der kultivirten Zimmetbäume siegte. Das Erzeugniß stieg allmählig und die Holländer führten endlich 8000 Ballen aus, wovon 6000 nach Europa kamen. Der nachfolgende Gouverneur von der Graaf führte die Versuche Falks weiter aus und ihm verdankte man den blühenden Zustand der Plantagen, in welchem sie die Engländer bei der Besitznahme von Ceylon (1795) fanden. Die Holländer hatten den Zimmethandel zu einem Monopol gemacht. Es wurde nur eine bestimmte Anzahl von Zimmetbäumen gegogen; in manchen Jahren soll, wenn der Ertrag höher war als der Bedarfs, der Ueberschuß sogar verbrannt worden sein. Privatleute durften natürlicher Weise den Zimmetbaum nicht anbauen; ja sie durften, selbst wenn der Baum wild auf ihren Grundstücken gewachsen war, bei Strafe des Handbans nicht einmal einen Zweig davon abschneiden; auf absichtliche Beschädigung eines Zimmetbaumes stand die Todesstrafe. — Nach der Besitznahme von Ceylon durch die Engländer erhielt die ostindische Compagnie das Monopol des Anbaues und des Verkaufs, welches ihr bis 1832 blieb, seit welcher Zeit sowohl die Kultur als die Ausfuhr des Zimmetes freigegeben ist. Im J. 1805 wurden 3000 Ballen Zimmet gewonnen, 1840 schon 4500 Ballen und im nächsten Jahre 8000 Ballen. In neuerer Zeit haben einige Bewohner von Ceylon angefangen, eigene Zimmetpflanzungen anzulegen und die Regierung nimmt Zimmetrinde für Bezahlung der Abgaben an. — Schon im J. 1798 hatten die Engländer den Zimmetbaum zugleich mit dem Kuskat- und Ge-

würznelkenbaume nach Sumatra verpflanzt und später hat man ihn auch mit glücklichem Erfolge auf Java, Zelle de France, in Brasilien, Capenne und Martinique cultivirt. Auf Java schätzte man den Zimmetertrag im J. 1842 schon auf 117,000 Pfund. Die auf der Küste von Ceromandel von den Engländern angelegten Zimmetpflanzungen gingen wieder ein, als sie in den Besitz von Ceylon kamen.

Aus der Familie der Laurineen ist als Gewürzpflanze noch der Lorbeer (*Laurus nobilis* Linné) zu erwähnen, ein Strauch oder Baum mit immergrünen Blättern, welcher ursprünglich in Griechenland, Kleinasien und Nordafrika einheimisch, jetzt in fast allen um das Mittelmeer liegenden Ländern bis nach der südlichen Schweiz und dem südlichsten Teuthland und in Ungarn verwildert und angepflanzt angetroffen wird. Seine Rinde, lederartige, 4—6 Zoll langen, länglich-lanzettlichen, an beiden Enden zugespitzten, am Rande etwas umgebogenen und etwas welligen Blätter bilden wechselförmig auf kurzen Stielen. Die Blüthen bilden blattwinkelständige, kurzgestielte, 3—6 blühige Dolben, welche von ihrem Grunde von vier rundlichen, sehr vertieften, bräunlichen Deckblättern umgeben sind. Die gleichmäßige Blütenhülle hat vier verkehrt-eiförmige, stumpfe, vertiefte, auf beiden Seiten weichhaarige Zipfel. Die Beeren sind eiförmig-eiförmig, spitzlich, schwarzblau und als die im Handel vorkommenden Beeren bekannt. Getrocknet haben sie eine fast schwarze oder braune glänzende Farbe und sind keßförmig-rundlich, haben einen eigenthümlichen, kräftigen, aromatischen Geruch und einen gewürzhaften, bitteren Geschmack. Die Lorbeerblätter, welche früher auch in der Arznei im Aufgusse als magenstärkendes und blähungstreibendes Mittel angewendet wurden, dienen jetzt nur noch als Küchengewürz.

Wir wenden uns nun zu einem im Haushalte des Menschen gleichfalls sehr gebräuchlichen Gewürze, der Kuskatnuz, welche von einem auf den molukkischen Inseln einheimischen Baume (*Myristica officinalis* Linné fil., *Myr. moschata* Thunberg, *Myr. aromatica* Lamarck) stammt. Er hat einen aufrechten, geraden, mit einer glatten, außerseits grünlich-aschgrauen oder schmutzig-olivengrünen, innerhalb rothen Rinde bedeckten Stamm und einen vielästigen Wipfel. Die Äste stehen in regelmäßigen, gleich weit entfernten Quirlen fast wagrecht ab. Die wechselförmig entspringen, kurz gestielten, länglichen oder ovalen, stumpf zugespitzten, ganzrandigen, auf beiden Flächen kahlen, oberhalb dunkelgrünen, unterhalb blassen Blätter besitzen zerrißnen einen angenehmen gewürzhaften Geruch. Die Blüthen sind zwischig, von einem oder ein Paar Deckblättern gekrönt, blattwinkelständig und erscheinen nach dem Abfallen der Blätter seitenständig. Die männlichen Blüten stehen in gestielten, wenigblüthigen, sparrigen, fast traubelartigen Trauben; der Traubenstiel ist länger als der Wipfel, ohne Nebenblatt, die Blütenstiele sind so lang als der Blütenstiel und jeder dieser Stiele ist mit einem abfalligen Nebenblatte besetzt. Die weiblichen Blüten stehen ein-

geln in den Blattwinkeln, ihr Stiel ist einfach, länger als der Blattstiel und gleichfalls mit einem Nebenblatte versehen. Die männliche Blüthe hat einen verwachsenblättrigen, ei-glockenförmigen, gelblichen Kelch mit dreitheiligem Saume, an dessen Grunde sich ein oder einige bleibende Deckblätter befinden. Die Blumenkrone und die Staubfäden fehlen bei der männlichen Blüthe; statt der Staubfäden bemerkt man eine mittelständige, keulenförmige Säule, welche mit dem Kelche fast gleiche Länge hat. Die Staubbeutel, an Zahl etwa neun, sind linealisch-länglich, nur mit ihren unteren Enden rings um den oberen Theil der Säule angewachsen, unter sich aber einzeln gesondert. Bei der weiblichen Blüthe ist der Kelch wie bei der männlichen gestaltet, nur daß hier das Deckblatt abfällt. Die Blumenkrone fehlt bei ihr gleichfalls. Der Fruchtknoten ist oberständig, verkehrt-eiförmig. Der sehr kurze Griffel besteht aus zwei mit einander verwachsenen. Die beiden Narben sind abwärts gerichtet. Die Steinfrucht ist rundlich-eiförmig, fast niedergedrückt, fleischig, sammetartig, einnissig und mit einer durch den Griffel gehenden Naht bezeichnet. Die Naß ist rundlich-länglich, im Grunde der Frucht befestigt, ziemlich hart, dunkelbraun und von einer lederartigen, vielspaltigen, purpurrothen, im trocknen Zustande sofrangefarbenen Samendede umgeben. Der einzige Same von der Gestalt der Naß ist an der Spitze derselben befestigt. — Von diesem Baume werden die Muskatnüsse, d. h. die von der harten Schale befreiten Samenkerne und die sogenannte Muskatblüthe oder *Macis*, d. h. die getrockneten Samenmäntel als Gewürze benutzt. Erstere sammelt man 2—3 Mal im Jahre, nämlich im Juli oder August, im December und im April. Damit sie sich besser halten, werden die Samenkerne in eine Kalk- oder Kreidemilch gesteckt und getrocknet. — Der Muskatnussbaum wuchs ursprünglich auf allen molukkeschen Inseln, jetzt aber fast nur noch auf Banda, da er auf den übrigen Inseln von den Holländern ausgerottet worden ist. Diese hatten nämlich im J. 1623, in welchem sie den Portugiesen die Gewürzinseln wegnahmen, bis zu Anfang dieses Jahrhunderts den Alleinhandel mit Muskatnüssen und *Macis* an sich gerissen, indem sie die ihnen widerstrebenden Eingeborenen der Bandainseln tödteten oder vertrieben und die Fürsten der benachbarten Inseln gegen einen jährlichen Tribut dahin brachten, daß sie die Bäume auf denselben ausrödeten und keine neuen mehr aufkommen ließen. Auch auf Banda überließ man Anfangs das Verpflanzen des Baumes einem Vogel, der Muskatkaue, welcher nur die Schale und Muskatblüthe verdaute und die Naß wieder von sich gibt. Von 1662 an überließ man die Fortpflanzung des Muskatnussbaums nicht mehr bloß dem Zufalle, sondern zog die Bäume aus gesteckten Kernen aus. Aber ungeachtet der ängstlichen Wachsamkeit der Holländer gelang es Poivre, dem französischen Gouverneur von Bourbon, unter Verachtung der darauf gesetzten Todesstrafe in den Jahren 1770 und 1772 junge Muskatnuss- und Gewürznelkenbäume zu entführen und sie auf Isle de France und

Bourbon anzupflanzen, deren Klima zu ihrem Ausbaue geeignet war. Von Isle de France und Bourbon verpflanzte man die Gewürzbaume 1772 und 1773 nach Capenne, wo die Gewürznelken sehr gut gedeihen, der Muskatnussbaum aber weniger gut fortkam. Auch auf drei der Seychellen haben die Franzosen seit 1780 Niederlassungen angelegt, um Kaffee, Muskatnüsse und Gewürznelken anzupflanzen, deren Cultur jedoch nicht erheblich geworden ist. Ebenso haben sie den Muskatnussbaum auf die Insel Mohé verpflanzt. Auf gleiche Weise haben die Engländer nach der zweimaligen Eroberung der Gewürzinseln in den Jahren 1796 und 1810 Abseger und Schöpslinge von diesen Gewächsen nach ihren Colonien gebracht. So kamen in den Jahren 1796 und 1798 Pflanzen nach der Westküste von Sumatra, wo im J. 1812 schon 33 Pflanzungen von Muskat- und Nelkenbäumen waren und im J. 1820 gegen 100,000 Muskatbäume standen. In neuerer Zeit wurden von den Engländern Nelken- und Muskatbäume mit glücklichem Erfolge auf Ceylon und Prinz Wales-Insel verpflanzt; dagegen gedeihen sie auf den britischen Inseln in Westindien weniger gut.

Aus der Familie der Rutaceen ist als gewürzliefernde Pflanze der Gewürznelkenbaum (*Caryophyllus aromaticus* *Linne*) der bekannteste. Dieser schöne, immergrüne, etwa 30 Fuß hohe, mit einer graugelben Rinde bedeckte Baum zertheilt sich 4 bis 5 Fuß über dem Boden in Aeste und trägt einen ansehnlichen, pyramidenförmigen Wipfel. Seine Aeste sind mehr oder weniger gekrümmt und von einer grauen Rinde umgeben. Die Blätter sind ziemlich lang gestielt, lederartig, immergrün, länglich, gegen den Grund verschmälert, an der Spitze stumpf zugespitzt, ganzrandig, beiderseits kahl, oberhalb dunkelgrün und glänzend, unterhalb bleicher, etwas gelblich und weniger glänzend, 3—4 Zoll lang, 1—1½ Zoll breit. Die gestielten Blüthen stehen in Ebensträußen, vor dem Aufblühen ist jede Blüthe von zwei gegenüberstehenden, abfälligen Nebenblättern unterstüßt. Die Stiele und Stielchen des Nebenstraußes sind gegliedert. Der fleischige Kelch hat eine unbedeutlich vierkantige Röhre von purpurrother Farbe und eiförmiger, spitzer, aufrecht-abstehender Saumspitze. Die Blumenkrone ist vierblättrig, die weißen oder blassrosenrothen, später abfallenden Kronblätter haben eine rundliche Form. Die zahlreichen, haarförmigen Staubfäden sind am Grunde in vier wechselweise mit den Kelchzipfeln stehende Bündel verwachsen. Die Staubbeutel sind länglich, zweifachrig, aufrecht. Der Fruchtknoten ist ungleich, länglich, blutroth, am obern Theile zweifächerig. Der pfriemliche Griffel ist von einer, aus dem Fruchtknoten befindlichen, vieredigen Naß umgeben. Die Narbe ist einfach. Die längliche, mehr oder weniger bauchige, lederartige, mit dem bleibenden Kelche gekrönte Beere ist ein- oder zweifachrig. In jedem Fache befindet sich ein einziger, wolkenartig-länglicher Same, der Anfangs von einer sehr dünnen Samenbaut umgeben ist, welche aber bei der Reife verschwindet. Die beiden Keimblätter find außen gewölbt und auf der In-

nenseite unregelmäßig buchtig. — Von diesem Baume stammen die Gewürznelken, Gewürznägeln, Kreidnelken oder auch bloß Nelken oder Nägeln genannt. Es sind dies die noch nicht geöffneten Blüten, welche durch das Trocknen eine braune Farbe erhalten. Früher glaubte man, daß sie einige Tage dem Rauche ausgesetzt und an der Sonne mäßig getrocknet würden und dadurch die bekannte nelkenbraune Farbe annehmen. Sie haben die Gestalt eines kleinen Nagels von 5—10 Linien Länge, sind an der etwas zusammengebrückten, undeutlich-vierkantigen Kelchgröße fein punktiert oder etwas runzelig, gehen am Saume in vier abgerundete-spitze Zipfel aus und tragen meist noch die geschlossene Blumenkrone in Form eines kleinen runden Knopfes. Ihr eigenthümlicher, fast gewürzhafter Geruch und Geschmack ist bekannt. Sie enthalten vorwiegend ein ätherisches Del, welches man hin und wieder durch einen Druck derselben zwischen den Fingern sehr heraussprengen kann, ferner ein geschmackloses Harz, Gummi, Extractiv und Gerbstoff. Mehrere Sorten, vorzüglich die ostindischen oder englischen, enthalten einen Stoff, Carpophyllin, welcher andern Sorten fehlt. Im Handel unterscheidet man verschiedene Sorten nach den verschiedenen Gegenden, aus denen sie stammen. Auch macht man einen Unterschied zwischen feuchten und trockenen Nelken, je nachdem sie mehr oder weniger ätherisches Del oder Feuchtigkeit enthalten. Die vorzüglichsten im deutschen Handel vorkommenden Sorten sind folgende: 1) Holländische Compagnienelken von dunkelschwarzbrauner Farbe mit reichem Delgehalte und ziemlich starkem Geruche und Geschmacke. Es sind die größten und lassen sich leicht zusammenbrücken. 2) Englische Compagnienelken von röthlich nelkenbrauner Farbe und gleicher Größe, aber geringerer Weichheit als die vorige Sorte. Man hält sie mehr der folgenden Sorte für die besten Nelken. 3) Amboinanelken. Diese haben eine gelblichbraune Farbe. Obwohl etwas kleiner als vorige, werden sie doch von den Kaufleuten sehr geschätzt. 4) Bourbonnelken. Sie sind weit kleiner als die vorigen beiden Sorten, von gelblichbrauner, hellerer oder dunklerer Farbe und meist mit hellgelblichbraunen Knöpfchen (geschlossenen Blumentronen) versehen. 5) Cayennanelken oder französische Nelken. Sie stimmen mit den vorigen in Farbe und Größe überein, unterscheiden sich aber durch die kleineren und dunkler braunen Knöpfchen. Man hält sie für die geringste Sorte. — Durch Destillation, welche mit den frischen Blüten vor ihrer vollständigen Entwicklung vorgenommen wird, gewinnt man das Nelkenöl, das Anfangs eine hellgelbe Farbe hat, später aber immer dunkler weingelb wird. — Im Handel kommen auch die getrockneten unreifen Früchte von diesem Baume unter dem Namen Mutternelken vor. Sie haben die Gestalt der Nelken, sind aber größer und dicker und enthalten einen schwarzbraunen glänzenden Samen Kern, riechen und schmecken weniger gewürzhaft nelkenartig und sind überdies theurer als die Nelken, daher weniger im Gebrauche. Auch die ziemlich fast nelkenartig schmeckenden, aber nur schwachen Geruch besitzen-

den Stiele des Ebenstrauchs dieser Pflanze werden gepulvert als Gewürz gebraucht.

Die Gewürznelken waren den Arabern schon im 10. Jahrh. bekannt, aber der Baum, von dem sie stammen, wurde erst über drei Jahrhunderte nachher von dem Venetianer Marco Polo beschrieben. Auf den molukken Inseln ist der Gewürznelkenbaum einheimisch, doch rotheten ihn die Holländer, als sie in den Besitz dieser Inseln kamen, um den Alleinhandel mit den Gewürznelken zu haben, auf den meisten derselben aus und bestimmten für die Anpflanzung dieser Bäume fast ausschließlich die Insel Amboina, obwohl sie grade hier ursprünglich nicht wild wuchsen, sondern erst zur Zeit, als die Portugiesen nach diesen Gegenden kamen, von Ternate nach Ceram und darauf nach Amboina und den übrigen Inseln verpflanzt worden waren. Auf Amboina waren 4000 Kellengärten zu je 125 Bäumen und ein Baum gab durchschnittlich 2 Pfund Nelken. Später gelang es den Franzosen, den Gewürznelkenbaum nach Jele de France, Bourbon, Cayenne, den Antillen und den Schellen zu verpflanzen. Die Insel Bourbon liefert gegenwärtig jährlich 200,000 Pfund Gewürznelken. Auch auf der Insel Janzibar, auf der Ostküste von Afrika, sind gegenwärtig Pflanzungen von Nelkenbäumen.

Nächst dem Gewürznelkenbaume ist aus der Familie der Myrtaceen die Pimentmyrthe (*Myrtus Pimenta Linnae*) als Gewürzpflanze zu erwähnen. Es ist ein 20—30 Fuß hoher Baum, der auf den westindischen Inseln wild wächst und in anderen Gegenden Amerikas cultivirt wird. Der aufrechte, gerade Stamm besteht etwa die Dicke eines Fußes und ist von einer glatten Rinde bekleidet. Seine jungen Aeste sind vierkantig, die älteren rundlich. Die 3—4 Zoll langen, 1—2 Zoll breiten Blätter sind länglich, lederartig, stumpf oder sehr kurz und stumpf zugespitzt, ganzrandig, kahl, oberseits dunkelgrün und glänzend, unterseits bläulich. Die Blüten stehen in doldentraubigen, gabelspaltigen Rispen, die der Gabelspalten sind ungefüßt. Der Kelch hat einen in vier eirunde stumpfe ausgebreitete Zipfel getheilten Saum. Die vier Blumentronblätter sind rundlich, etwas concav, feingeadet, durchscheinend-punktirt und haben mit den zahlreichen Staubgefäßen gleiche Länge. Der meist gekrümmte, mit den Staubfäden gleichlange Griffel trägt eine kumpfe, fast kesselförmige Narbe. Die kugelförmige, zweifächerige, grünlich-braune, erbsengroße, mit dem Kelchsaume gekrönte Beere enthält einen oder zwei Samen. Den diesem Baume kommen die unreifen, getrockneten Beeren als Gewürz im Handel vor und sind unter den Namen Piment, Kugewürz, Englisch-Gewürz, Nelkenpfeffer oder Jamaicapfeffer bekannt. Sie haben die Größe eines Pfefferkorns oder einer Erbse und sind meist fülllos oder nur mit kurzen Stielen versehen. Auf dem Scheitel erscheinen sie durch den bleibenden Theil des Kelchs gemahelt, während die Saumzipfel des Kelchs meist abgefallen oder abgeköpft sind. Die sehr fein runzelige Außenseite ist gelblich, graulich, bis schwärzlich-braun. Die leicht

gerblichke Berenschale riecht und schmeckt angenehm gewürzhaft. Im Handel unterscheidet man englischen und spanischen Piment und gibt dem ersten vor dem letzten den Vorzug. Gute Kreuzgewürzkörner bestehen aus meist großen und schwarzen Beeren, deren Schale etwas dick und fleischig ist, kräftig schmeckt und riecht und bei denen die schwärzlich purpurothene Samenröhre die Fächer ganz ausfüllen. Sind dagegen die Beeren leicht und enthalten schwarze Körner, welche lose in den Fächern liegen oder enthalten sie gar nur Staub, so ist die Waare alt und schlecht.

Ein dem Zimmet ähnliches, aber gröberes, daher wenig gebräuchliches Gewürz liefert die Cassia in China und auf den südasiatischen Inseln.

Hiermit ist die Aufzählung der feinern, nur in den tropischen Gegenden gebaueten Gewürze beendet und wenden wir uns nun zu den gemeinen Gewürzkräutern, welche der Wurzeln des Krautes oder der Früchte wegen auch bei uns in Gärten oder auf Feldern gezogen werden. Wir beginnen in der Betrachtung dieser Gewürze mit dem Kümmel (*Carum Carvi* Linné), welcher zwar in den meisten Gegenden Deutschlands wild wächst, weshalb seine Samen von armen Leuten auch gesammelt werden, jedoch auch häufig im Großen cultivirt wird, z. B. in Sachsen, Franken, Thüringen und a. D. Der Kümmelsame wird in jeder Haushaltung als Gewürz gebraucht, außerdem dient er aber auch in den Destilliranstalten zur Bereitung von Kümmelbranntwein und Kümmelkleeur. In neuerer Zeit wird der Kümmel auch unter die gemischten Kleegetrasaaten nicht selten aufgenommen und ist als mäßiger Zusatz dafür auf den meisten Bodenarten auch zu empfehlen. Der Kümmel liebt einen kräftigen, etwas kalthaltigen, warmen und tiefergründigen Boden, welcher zum Anbau dieser Pflanze gut gelockert und gereinigt sein muß. Am wenigsten geräth er auf Bruch- und noch weniger auf Torfboden. Da der Kümmel mit seinen Wurzeln tief in den Boden bringt, so ist er gegen Dürre ziemlich unempfindlich, weshalb man ihn selbst auf leichtem Sandboden mit gutem Erfolge anbauen kann. Er verträgt übrigens keinen frisch mit Mist gedüngten Boden, vielmehr muß man ihm ein Land anweisen, welches das Jahr zuvor gebüht wurde. Daher geben gebühten Hackfrüchte eine gute Vorfrucht für den Kümmel ab, und zwar um so mehr, als dadurch das Land gemüht und von Unkraut befreit ist. Dagegen verträgt er eine Ueberdüngung mit Compost, Mist und Jauche sehr gut, auch sagt ihm eine Düngung mit Holzasche, Kalk oder Kieselgut wohl zu. Man kann nun den Kümmel entweder auf das klar gergatte Land Ende April oder im Mai, am besten in Reihen auf 15 bis 16 Zoll Entfernung, säen und den Samen flach unterbringen, oder man erzieht die Pflanzen mittels früher Saat auf Samenbetten und verpflanzt sie im Sommer aufs Feld, circa 1 Fuß von einander entfernt, welchem letzteren Verfahren beim Anbau im Großen häufig der Vorzug gegeben wird. Im Sommer wird die junge Saat einige Male mit kleinen Haden bedeckt, Ende Septembers das Kraut

zum Verfüttern abgeschnitten und im nächsten Frühjahr werden die Pflanzen noch einmal behaft. Die Samenstengel schießen im zweiten Jahre schon im April in die Höhe und die Reife des Samens tritt gewöhnlich Ende Juni oder Anfangs Juli ein, sobald die Stengel eine gelbliche Farbe angenommen haben. Wegen des Ausfallens der Samen erfordert die Ernte große Vorsicht und man thut wohl, den Kümmel jedesmal des Morgens oder Abends im Thau aberntet zu lassen, ihn so gleich vorsichtig in Bunde zusammenzubinden und diese behufsam aufzustellen und gegen einander zu lehnen. In diesen Bunden läßt man den Kümmel einige Tage lang trocknen oder nachreifen, und brischt denselben dann wo möglich gleich auf dem Felde aus, indem man ihn in Luchern nach den Dreschplätzen bringt. Der abgedroschene Kümmelsame muß nun sorgfältig aus dem Strohe geschüttelt, auf den Boden gebracht, dünn ausgebreitet und täglich umgeschauelt werden; sobald er ganz trocken ist, kann er in Säde oder Tonnen gethan und mehrere Jahre lang, ohne zu verderben, aufbewahrt werden. Der Ertrag schwankt zwischen 4 bis zu 10 Centner vom preussischen Morgen (7/8 bis 19 Centner vom österr. Joch). Das Stroh vom Kümmel wird meist zum Streuen oder Heizen benutzt, kann jedoch auch zum Futter verwendet werden.

In ähnlicher Weise als der Kümmel wird der Fenchel (*Foeniculum officinale* Allione, *Anethum Foeniculum* Linné) verwendet, wenn auch dessen Verbrauch nicht so groß, als der des Kümmels ist. Er erfordert einen kräftigen, mürhen, reinen und tief bearbeiteten Boden, verträgt aber keinen frischen Mist. Der Same wird gewöhnlich zuerst auf Samenbetten gesät und dann werden die Pflanzen, ähnlich wie an vielen Orten der Kümmel, verpflanzt, aber um die Hälfte weiter. Dies Verpflanzen pflegt im Juli und August vorgenommen zu werden. Man sät ihn aber auch im Frühjahr und er dauert dann wol drei bis vier Jahre aus, obwohl er erst im zweiten Jahre Samen bringt. Er wird häufigweise oder in Reihen ganz flach gesät und während des Wachstums fleißig behaft. Die Ernte kann beim Fenchel nicht genau bestimmt werden, da er ungleich reift, weshalb man die Dolben nach und nach, sobald sie reif geworden, abschneiden muß. Im Uebrigen wird der Fenchel ebenso behandelt als der Kümmel. Er liefert vom Morgen 6 bis 8 Centner Samen, welche sich mehrere Jahre lang aufbewahren lassen.

Wie Kümmel und Fenchel wird auch der Anis (*Pimpinella Anisum* Linné) zu verschiedenen Zwecken häufig verwendet, so namentlich zur Liqueurfabrication, zu Schiffszwieback, Zuckerbackwerk, Pfefferkuchen und dergl. Er unterscheidet sich aber von erstern dadurch, daß er nur einen Sommer zu seiner Reife bedarf und daß er ein wärmeres Klima als der Kümmel verlangt. Der Anis stammt aus dem Orient und wird seit langer Zeit in Franken, Sachsen und Thüringen angebaut. Er erfordert zu seinem Gedeihen einen der Sonne ausgesetzten, warmen, trocknen, tief bearbeiteten und sich wenigstens in mittelmäßiger Kiste befindenden lehmigen Sandbe-

den, jedoch geräth er in recht warmer Lage auch auf einem magerigen Thonboden. Da er keinen frischen Dünger verträgt, so läßt man am besten rothen Klee oder gedüngte Hackfrüchte vorausgehen. Das für ihn bestimmte Land muß vor Winter tief gelockert und im Frühjahr so zeitig als möglich bestellt werden, indem man 10 bis 12 Pfund Samen auf den Morgen säet und solchen ganz flach unterbringt. Der Anis muß oft gejätet und bedacht werden, weshalb man ihn am besten in Reihen von 1 bis 1½ Fuß Entfernung säet, wobei man nur die Hälfte des angegebenen Saatquantums braucht. Die Pflanzin sind reif, wenn sie gelb und die Samen an den mittleren Dolben eine braune Farbe bekommen; dies ist im Juli oder August der Fall. Man zieht sie nun im Thau aus, bindet sie in kleine Bündel und stellt diese sanft an einander gelehnt auf. So läßt man die Samen nachreifen und man kann sie, wenn das Wetter es gestattet, gleich aus der Erde ausbreiten lassen. Man erntet vom Morgen 3—6 Etr. Das Stroh wird zum Streuen, aber auch zum Füttern verwandt.

An den Orten, an welchen Anis gebaut wird, pflanzt man auch den Coriander (*Coriandrum sativum* Linne) zu kultiviren, dessen Same zum Würzen einiger Speisen, mit Zucker überzogen als magenstärkendes Mittel, sowie an einigen Orten zum Würzen des Bieres gebraucht wird. Er ist gleichfalls Sommergewächs und verlangt einen trocknen, frästigen, reinen und tief bearbeiteten Boden, am zweckmäßigsten einen sandigen Lehm oder schimigen Sand. Als Vorfrucht liest er wie der Anis besonders den rothen Klee und gedüngte Hackfrüchte, auch verträgt er ebenso wenig wie dieser eine frische Düngung, doch geräth er meist sicherer als der Anis. Man sät ihn im April in Reihen von 1½ bis 2 Fuß weit von einander entfernt und wenn er gejätet, bedacht und behäufet wird, so findet auch zugleich eine Verdünnung statt, da die Pflanzin in den Reihen 6 Zoll von einander entfernt stehen müssen, wenn sie reichlichen Samen bringen sollen. Im August oder September, sobald die meisten Körner reif sind, wird der Coriander im Thau ausgetraut oder abgehauen, in kleine Bündel zusammengebunden und zum Trocknen aufgestellt. Schon nach kurzer Zeit, oft schon nach einem Tage kann er gedrosen werden, was am besten auf dem Felde auf einem ausgebreiteten Plane geschieht, zu welchem er zur Vermeidung von Samenverlust vorsichtig in Tüchern hingetragen wird. Die gereinigten Samen müssen auf einem luftigen Boden dünn ausgebreitet und so lange fleißig umgewendet werden, bis sie völlig trocken sind. Als Mittelsertrag können 5—6 Etr., als ein hoher Ertrag 10 Etr. vom Morgen angesehen werden.

Von geringerer Bedeutung als die eben genannten ist als Gewürzpflanze der Schwarzwümmel (*Nigella arvensis* Linne), welcher sich hinsichtlich der Fruchtfolge, Düngung, Zubereitung und Bekleidung des Feldes ähnlich verhält als der Anis. Auch er wird im April in Reihen gesät und mit einer leichten Egge oder noch besser mit einer Harke untergebracht.

Der Safran (*Crocus sativus* Linne), dessen Narben man als Arzneymittel, als Gewürz zu Speisen und als Farbe benutzet, wird namentlich in Niederösterreich und in einigen Gegenden von Ungarn häufig gebaut, sonst aber als Biegepflanze auch in anderen Gegenden nicht selten kultivirt. Er verlangt einen sonnigen, geschützten gelegenen, mürben und frästigen Boden, und da ihm von den Hasen sehr nachgestellt wird, so rät man die Pflanzung besonders eingezäunt zu werden. Frischen Dung haßt der Safran, dagegen ist ihm alte Bodenkrast oder wohl verrotteter Dünger sehr willkommen. Das für ihn bestimmte Feld wird tief umgepachtet, in schmale Beete abgetheilt und im August mit jungen Zwiebeln (Kieken genannt) aus älteren Safranpflanzungen, welche man im Juli herausnimmt, in der Weise besetzt, daß dieselben 4—6 Zoll von einander und ungefähr 6 Zoll tief zu liegen kommen, worauf in den beiden folgenden Jahren die Pflanzung über Sommer mehrmals bedacht wird. Im ersten Jahre gibt der Safran nur eine spärliche Ernte; diese tritt vielmehr erst im September des zweiten und dritten Jahres ein. Wegen der kurzen Blüthezeit ist es nöthig, das Feld öfters durchzugehen und die völlig geöffneten Blüthen abzubrechen; insbesondere soll man dies am frühen Morgen thun, wo man gewöhnlich auch die größte Ausbeute haben wird. Nachdem die gesammelten Blüthen einige Tage getrocknet haben, werden die gewürzhafsten Narben vorsichtig herausgenommen und sorgfältig, meist mittels künstlicher Wärme, z. B. auf Papier in Backöfen nach dem Probhaden, völlig ausgetrocknet und in Gläsern oder anderen Gefäßen gut verwahrt. Im vierten Jahre und zwar gegen Ende des Juni müssen die Zwiebeln herausgehoben und die mit mehreren Nebenwurzeln umgebene Hauptzwiebel zur ferneren Verpflanzung zertheilt werden.

Von sehr beschränkter Ausdehnung ist der Anbau des Süßholzes (*Glycyrrhiza glabra*), dessen holzige, vielen Zuckersaft enthaltende Wurzel zu Arzneien und verschiedenen technischen Zwecken, namentlich zur Bierbrauerei benutzt wird; am häufigsten findet sein Anbau in Franken, insbesondere um Bamberg, statt. Da es sehr wuchert und seine Wurzeln oft 3—4 Fuß tief in den Boden wachsen, so ist die Ernte sehr schwierig und schon deshalb nicht geeignet, eine weite Verbreitung zu erlangen. Das Süßholz verlangt zu seinem Gedeihen eine milde Lage und einen tiefgründigen, lockeren, in Kraft stehenden Boden, welcher im Herbst mit kurzem Mist gedüngt und 2 Fuß tief rajolt ist. Nachdem nun das Land im Frühjahr nochmals gut zubereitet ist, werden die 10—12 Zoll langen, im Herbst von den Seitenwurzeln der alten Pflanzungen geschnitten, mit einigen Augen versehenes Setzlinge schräg in 1 Fuß tiefe Furchen gelegt, welche 2½ Fuß von einander entfernt sind, während der Abstand der Setzlinge in den Reihen selbst 2 Fuß beträgt. Die Pflanzung wird nun über Sommer gut bearbeitet; im Winter werden die Stöcke dagegen mit Mist bedeckt, welcher im Frühjahr untergehackt wird. Die Wurzelausläufer des Süßholzes

sind erst nach drei Jahren, oft auch in noch längerer Zeit, so kräftig, daß sie geerntet werden können, während welcher Zeit das Land vom Unkraute rein gehalten werden muß. Beim Herausnehmen der Wurzeln wird an dem einen Ende des Felses ein 2—3 Fuß tiefer Graben gemacht und damit allmählig, wie beim Kojolen, fortgeschritten, indem man so die oft 6—8 Fuß langen Wurzelstängel heraus bekommt. Darauf werden die Wurzeln gut abgewaschen, gespalten und getrocknet. Der Ertrag an Wurzeln kann sich auf 9—15 Centner vom Morgen belaufen.

Weiß allgemeyn und bekannter als der Gebrauch der zuletzt genannten ist die Anwendung der Zwiebel, des Senfes und des Meerrettigs, weshalb deren Anbau auch sehr verbreitet ist, obwohl er mehr von Gärtnern als von Landwirthen getrieben zu werden pflegt. Die Zwiebel kommt in mehreren Sorten, namentlich als lange und runde und zwar als lange gelbe und weiße und als runde dunkel- oder hellrothe, gelbe und weiße, vor und wird theils als Gemüse, theils durch Zwiebeln gezogen. Sie verlangt einen guten, mürben, warmen, mehr leichten als bindenden Boden mit alter Dungkraft, welcher schon vor Winter gut vorbereitet sein muß, während der Same im März gesät und gut untergebracht wird. Nach fünf bis sechs Wochen geht der Same auf, worauf später kräftig gehackt, grösset und die zu dicht stehende Saat verbünnt werden muß. Die Ernte beginnt mit dem Gelbwerden des Krautes im August oder September. Die ausgezogenen Zwiebeln bleiben nun einige Zeit auf dem Felde liegen, werden von dem Kraute getrennt und an luftigen Orten gut getrocknet. Die Zwiebel gibt einen bedeutenden Ertrag; man kann 50—70 Centner vom Morgen ernten.

Der Senf kommt in zwei Arten als schwarzer (*Sinapis nigra*) und als weißer Senf (*Sinapis alba*) vor, von denen der erstere schärfer, der letztere aber als Speisewürz beliebter ist. Der weiße Senf unterscheidet sich von dem schwarzen durch seine abfliehenden, der Spindel nicht anliegenden Schotenstiele, durch seine weißgraue behaarten Schoten und durch die doppelt größeren Körner. Der Senf liebt einen guten kräftigen Boden mit wenig Bindung, namentlich geräth er gern auf kräftigem Neubruch und entwässertem Schlammboden. Das für den Senf bestimmte Land muß schon im Herbst vorbereitet werden, damit man die Bestellung im Frühjahr so zeitig als möglich vornehmen kann. Außerdem erlangt man durch das frühe Bestellen des Senfes den Vortheil, daß er leichter aufgeht und vor den Erdhoben geschützt ist. Wenn dem Senfe ein reines und kräftiges Land angewiesen war und er den Nachstellungen des Erdhobes glücklich entgangen ist, so kann man mit ziemlicher Sicherheit auf eine gute Ernte rechnen, da ihn weder die Spätkälte, noch die Glanzläufer sehr beeinträchtigen. Der Anbau des Senfes im Großen würde noch weit bedeutender sein, wenn er nicht den Boden sehr angreife und zu seinem Gedeihen durchaus kräftiges Land und sehr frühe Bestellung verlangte.

Der Ertrag vom weißen Senfe ist im Durchschnitt auf 7—8 Scheffel vom Morgen anzuschlagen.

Der Meerrettig (*Cochlearia Armoracia Linné*), in Oesterreich Kreen genannt, wird wegen seiner allgemeinen Verwendung in der Küche in manchen Gegenden gleichfalls im Großen gebaut. Er findet sich an Flußufern und schlammigen Zeichen wild, liebt also einen fetten, tiefgründigen, sich frisch haltenden Boden. Kann ihm nun ein Boden angewiesen werden, welcher außer jenen Eigenschaften auch etwas Kalk befißt, so ist sein Gedeihen um so eher zu erwarten. Von vorjährigen Pflanzungen nimmt man etwa sechsfeldige Wurzelstöcklinge und pflanzt solche im Frühjahr in das wohl vorbereitete Land in 6—8 Zoll tiefe Rinnen, welche eine Entfernung von 1½—2 Fuß von einander haben. Es versteht sich wol von selbst, daß die jungen Pflänzlinge während des Sommers mehrmals behackt werden müssen, auch kann man sie etwas hervorheben und die jungen Nebenschosse mit Vortheil abbrechen. Die Meerrettigwurzeln können im ersten oder im zweiten Jahre geerntet werden. Ein Meerrettigsfeld kann mehrere Jahre benutzt werden und die endliche, gänzliche Vertilgung des Meerrettigs vom Felde ist nicht ohne Schwierigkeiten, dagegen herrscht in manchen Gegenden der Gebrauch, nur alle sechs Jahre den Meerrettig auf dasselbe Land zu bringen, weil er sonst nicht geräth. Sonst hat der Meerrettig von Krankheiten und Ungeziefer wenig zu leiden, kann mit großer Sicherheit angebaut werden, weshalb die Cultur des Meerrettigs, namentlich in solchen Gegenden, wo er viel verbraucht wird oder aus denen er leicht nach anderen Ländern ausgeführt werden kann, mit jedem Jahre an Ausdehnung zunimmt, zumal da der Kleinertrag von dieser Gewürzpflanze oft sehr bedeutend ist.

Für kommen nun zu der letzten, aber sehr wichtigen Gewürzpflanze, nämlich den Hopfen (*Humulus Lupulus Linné*). Man darf wol behaupten, daß der Hopfen wegen seiner Verwendung zur Bierbereitung unter den einheimischen Gewürzpflanzen zur Zeit die erste Stelle einnimmt, wiewol andererseits nicht in Abrede zu stellen ist, daß sein Anbau ein sehr bedeutendes Kapital erfordert. Der Hopfenbau wird in vielen Gegenden Deutschlands, vorzugsweise aber in Baiern, Böhmen, an mehreren Orten von Baden, Württemberg, Niedersachsen, auch in den teutschen Ostseeprovinzen, sowie außerhalb Deutschlands in den Niederlanden und England im Großen gebaut.

Der Hopfen gehört zu den zweihäufigen Pflanzen, d. h. zu denen, deren Geschlechter auf verschiedenen Stämmen getrennt sind. Für die Cultur ist nur die spaltentragende weibliche Pflanze von Wichtigkeit, während die zufällig erscheinenden männlichen Stöcke als unbrauchbar herausgeworfen werden, sofern man nicht einige zur Befruchtung der weiblichen stehen läßt. Obwohl es vom Hopfen nur eine Art gibt, so sind doch eine große Anzahl von Varietäten bekannt, von denen sich zunächst drei Hauptformen unterscheiden lassen:

1) Der kleine runde Hopfen, welcher wegen seines frühen Reisens auch wol August- oder Frühhopfen genannt wird. Er hat weiße oder auch gelbbraune runde Zapfen, welche in großen traubenähnlichen Büscheln an der Spitze der Zweige dicht beisammen sitzen. Die Brauer behaupten von dieser Spielart, daß sie das meiste Aroma enthalte und das Bier am besten würze, weshalb sie die Zapfen dieser Abart auch am liebsten kaufen. Man glaubt auch, daß diese Abart, welche am besten für thonigen Boden paßt, am wenigsten von Krankheiten und von der Witterung zu leiden habe.

2) Der längliche mittelgroße Hopfen, dessen Zapfen in lockeren Trauben stehen und zwar von der halben Länge der Ranken an bis zur Spitze. Obwohl diese Abart etwas größere Erträge liefert, so werden ihre Zapfen doch später reif als die der vorigen Abart und besitzen auch weniger Aroma.

3) Der große lange Hopfen (Spalter genannt) mit langen dicken, mehr vierkantigen als runden lockern Zapfen, welche nicht sowohl in Büscheln, sondern einzeln von der Mitte der Ranken an bis zur Spitze an kurzen Nebenverzweigen sitzen und eine hellgrüne Farbe haben, während die der beiden andern Varietäten dunkler, oft bräunlich gefärbt sind. Auch die Ranken dieser Spielart sind hellgrün. Sie besitzt zwar das wenigste Aroma, liefert aber die größten Erträge und wird deshalb in Teutschland am häufigsten im Großen angebaut, so namentlich in Böhmen. Von diesen drei Hauptspielarten sind nun wiederum eine große Anzahl Unterspielarten bekannt, von denen die mit roten Ranken am wenigsten zum Anbaue taugen, da ihre Zapfen nicht nur sehr spät reif werden, sondern auch die geringsten Erträge liefern. Außerdem ist darauf zu sehen, daß man eine Hopfensorte mit mäßig großen, festen, grünlich-gelben, nicht zu früh reisenden Zapfen zum Anbaue wähle.

Der Hopfen liebt eine sonnige Lage mit Schutz gegen Norden und Nordosten, so wenigstens in Teutschland, wogegen man in England, wo bekanntlich sehr viel Hopfen gebaut wird, fast allgemein die Voraussetzung aufstellt, daß, wenn er in einem Hügellande cultivirt werde, auf die nach Norden gelegenen Abhänge gebracht werden sollt. Er kommt aber auch in Ebenen mit mildem Klima sehr gut fort, dagegen ist nicht anzurathen, ihn in tiefe, feuchte, eingeschlossene Lagen zu bringen, da er hier mitunter zwar viele, aber schlechte, wenig Lupulin enthaltende Zapfen hervorbringt. Bei der Anlage einer Hopfenspaltung ist aber vorzugsweise darauf zu sehen, solche Sorten zu wählen, deren Zapfen das meiste Lupulin (Hopfenstaub, Hopfenöl) enthalten. So nennt man nämlich die gelben, glänzenden, runden Körnchen, welche theils auf der Frucht, theils an den Fruchtschuppen sitzen, aus einer weichen, flebrigen, leicht entzündlichen Masse und einem weichen, scharf-aromatischen Oele, einem rothgelben, wenig aromatischen Harze und einem sehr bitteren Extractstoffe zusammengesetzt sind und dem Biere den angenehmen, gewürzhaften Geschmack geben und die saure Gährung verhindern.

Die Erfahrung hat nun gelehrt, daß auf leichten Bodenarten, selbst auf Sandhügeln der beste und feinste Hopfen gewonnen wird, wozu noch kommt, daß er an solchen Localitäten am wenigsten von Insekten und Krankheiten zu leiden hat. Dagegen ist ein fetter Lehmboden, namentlich wenn er an Kälte leidet, für den Hopfenbau durchaus untauglich.

Bei der Anlage einer neuen Hopfenspaltung besteht nun die erste Arbeit nach der vollständigen Entwässerung des Untergrundes darin, daß der Boden recht tief geleckert werde. Zu diesem Behufe rauft man das Land bis 2 Fuß tief mit dem Spaten oder pflügt es 12—14 Zoll tief um und wendet zugleich den Untergrundpflug an, um damit den Boden auch noch bis zur Tiefe von 2 Fuß zu lockern. Wo man trockene Sandhügel dazu benutzen kann, um eine Hopfenanlage zu machen, wird der Boden bis zur Tiefe von 4 bis 5 Fuß mit dem Spaten rauft und auf den Grund der Majolgräben Mist in reichlicher Menge geworfen. Zuweilen zieht man es vor, nur an den Stellen, welche für die Hopfenstöcke bestimmt sind, 4—5 Fuß tiefe Löcher zu graben und diese unten etwa 1 Fuß hoch mit Mist, Compost oder guter fruchtbarer Erde auszufüllen. Das so vorbereitete Land wird nun entweder mittelst Schnur, Meßlangen und einschlagener kleiner Holzstäbe zur Pflanzung in der Weise bezeichnet, daß der Hopfen ins Gevierte in regelmäßige Reihen und eine Pflanze von der andern demnachst 5—6 Fuß entfernt zu stehen kommt; oder man legt 5—6 Fuß breite Beete an, auf deren Mitte alle 3—5 Fuß ein Stock gepflanzt wird, wobei der Pflug angewendet werden kann. Es ist anzurathen, den Beeten und Reihen eine Richtung von Süden nach Norden zu geben. Die zu einer neuen Anlage erforderlichen Stöcklinge, Fächer genannt, werden in Gärten, wo Hopfenbau getrieben wird, bei dem Abschneiden einer ältern Hopfenanlage im Frühjahre am besten von 4—8 jährigen Stöcken genommen; an andern Orten, wo sich noch kein Hopfenbau befindet, muß man Sorge tragen, diese Fächer aus guter Quelle zu beziehen, z. B. aus Böhmen, der Pfalz, Braunschweig u. a., was keine Schwierigkeit hat, da die Stöcklinge, zur eingepack, sich weit verschicken lassen. Solche Stöcklinge müssen 2—3 Augen haben, 4—6 Zoll lang und fast fingerdick sein. Beim Erzen der Fächer wird an verschiedenen Orten auf verschiedene Weise verfahren, am besten geht man Ende März oder Anfangs April an diese Arbeit, indem man an jede Pflanzstelle ein Loch von 1½ bis 2 Fuß Breite und etwa 1 Fuß Tiefe macht, daselbst bis über die Hälfte mit verrottetem Mist oder gutem Compost ausfüllt und dann den Boden mit Erde gleich wieder deckt. Darauf werden mit der Hand 2—3 Fächer so eingesteckt, daß sie unten ½ Fuß von einander abstehen, die Spitzen oben eben an einander liegen, so daß diese drei Fächer einen gemeinschaftlichen Kopf bilden; sodann füllt man die Lücke wieder mit Erde und bezeichnet die Pflanzstelle mit einer kurzen Stange. Tritt nach dem Pflanzen trockenes Wetter ein, so muß begossen

werden. Eine Hauptbedingung des Gedeihens ist nun, daß die neue Hopfenanlage im Sommer von Unkraut gereinigt und der Boden durch öfteres Hacken gehörig gelockert werde. Im ersten Jahre (aber nicht länger) kann das gut bearbeitete und gebüngte Land zwischen den Hopfenreihen auch mit Rüben, Zwiebeln u. dgl. bepflanzt werden. Von dem frühzeitigen Erzen der Früchte, von der Kräftigkeit des Bodens und von einer angemessenen Düngung hängt es ab, ob die junge Hopfenanlage schon im ersten Jahre einen Ertrag liefert oder nicht. Sobald Heftung vorhanden ist, daß das erste eintreten werde, so müssen den jungen Pflanzen natürlicher Weise bald Stangen von etwa 25 Fuß Länge gegeben werden, während der Ertrag dieses ersten Jahres unter dem Namen Jungstangen bekannt ist; findet das letztere statt, so müssen die erwähnten, gehörig geglätteten und zugefügten Stangen von der bezeichneten Länge oder auch noch länger für das zweite Jahr angeschafft sein. Außer der Länge ist bei den Stangen der gerade Wuchs ein Haupterforderniß. Man wendet daher in der Regel Kiefern- oder Fichtenstangen zu diesem Zwecke an und nur ausnahmsweise sind dazu weiche Laubbölzer zu gebrauchen. In Gärten, wo die Stangen sehr theuer sind, hat man sogar den Versuch gemacht, diese langen Hopfenstangen durch horizontal gezogene Drähte oder durch alte Hopfenranken oder auch durch in Wäbelen gelegte kurze Stangen zu ersetzen; da sich jedoch bald herausstellte, daß die horizontal gezogenen Hopfenranken nicht nur weniger Zapfen als die perpendicular gezogenen lieferten und daß die Bearbeitung der Pflanzung mit Flügen theils erschwert, theils unmöglich gemacht wurde, so hatte sich natürlicher Weise diese Methode keines Weils zu erfreuen.

In den mehr als zweijährigen Hopfenanlagen werden nun die Arbeiten in folgender Weise vorgenommen. Bei günstiger Witterung deckt man zunächst im April die Stöcke auf und schneidet die vorjährigen Triebe, aus denen die neuen Schlingen entnommen werden, von dem Hauptstode, sowie schadhafte Stellen mit Vorsicht nach Sachkenntniß weg. Von dem herbeigebachten, aus verrottem Stalldünger oder Compost bestehenden Dünger wird sodann ein Körbchen voll an den Stock gelegt und mit Erde bedeckt. Das Begießen, welches nur über Winter oder nach dem ersten Anheften bei Regenwetter geschehen darf, ist mit großer Vorsicht anzuwenden. Die Stangen werden mittels eines starken Koch- oder Pfableisens 1 Fuß vom Stocke gegen die Wetterseite hin etwa 2 Fuß tief eingestift. Darauf geht man mit der größten Sorgfalt an das Anheften und Ausputzen der Ranken. Die Hopfenpflanzen treiben nämlich eine Menge Schosse, von denen man aber, wenn man krafftvolle Stöcke erhalten, hohe Ranken und schöne Zapfen erzielen will, nur 2—3 der kräftigsten behalten darf, die übrigen müssen weggedrohen werden. Für den leicht möglichen Fall der Beschädigung der schon aufgegebenen Reben läßt man jedoch so lange, bis diese eine beträchtliche Höhe erreicht haben, von jedem Stocke noch eine Reserverebe auf dem Boden unangeheftet liegen,

welche an ihrem Grunde abgeschnitten wird, wenn die übrigen Reben gut fortkommen. Sind die Pflanzen kaum einige Fuß lang, so umschlingen sie die Stangen, die übrigen zieht man dann vorsichtig seitwärts an die Stangen und bestet sie an. Das Anheften geschieht in der Regel mit angefeuchtem Stroh und erfordert gleichfalls große Vorsicht, damit jede Rebe allein die Stange umschlinge, sich nicht kreuze oder drücke und vor Allem, damit die leicht abbrechbaren Spigen der Ranken nicht beschädigt werden. Wird aber eine der aufgegebenen Reben noch beim Vorhandensein der Reserverebe verlegt, so wird diese sogleich aufgezogen und die beschädigte Rebe am Stocke weggeschnitten. In selbst in dem Falle, daß die Reserverebe schon abgeschnitten wäre und die beschädigte nicht wieder ersetzt werden könnte, soll man sie, wenn sie nicht etwa die einzige ist, die man des Stocktriebes wegen erhalten müßte, wegnehmen, weil sie in einer Höhe von 6—8 Fuß doch Nichts nützt. Den ersten Heft bringt man an die Stelle der tiefsten Anbiegung der Ranken an die Stange an, die übrigen in unbestimmten Entfernungen, je nachdem sie der natürliche Anschluß der Reben an die Stangen nöthig macht. An den Stellen, an welchen die Ranken von den Stangen abwärts abfließen, sind die Hefte am nöthigsten, weil sonst die durch ihren Anhang schwerer gewordenen Ranken leicht herabrutschen.

Bald nach dem ersten Heften zu Anfang Juni wird gut gebracht; im Juli behauptet. Sobald die Reben eine Höhe von 8—10 Fuß erreicht haben, muß man ihnen 4 oder 6 Fuß hoch alle Blätter und Seitentriebe nehmen und dieses Abblättern und Ausbrechen der blumenlosen Zweige späterhin, wenn die Ranken zu ihrer normalen Höhe gelangt sind, bis zur Höhe von 8 Fuß fortsetzen. Hierdurch wird einestheils der Safttrieb mehr nach Oben geleitet, andererseits das Ungeziefer leichter abgehalten.

In der eben beschriebenen Weise wird nun auch der im zweiten Jahre stehende Hopfen behandelt, nur darf er beim Ausdünnen im Frühjahr nicht stark oder gar nicht beschnitten werden.

Dem guten Gedeihen des Hopfens können Witterungsverhältnisse, Lage und Krankheiten hinderlich sein: Spätfrost und Stürme, lange anhaltende Kälte oder Dürre, besonders während der Blüthezeit, Fönig- und Wehlthau, in deren Folge sich meist die Blattläuse in ungeheurer Menge einfinden, sind es, welche der Hopfenpflanzung schaden. Zu den Feinden der Hopfenpflanze gehört insbesondere die Hopfenraupe (*Phalaena noctua humuli*), welche die Wurzeln benagt und den Stock dadurch in einen krankhaften Zustand versetzt. In ähnlicher Weise fügen auch die Engtelinge der Hopfenanlage bisweilen Schaden zu.

Eine gut angelegte und unterhaltene Hopfenpflanzung ist 12—15 Jahre, zuweilen sogar bis 20 Jahre und darüber ertragsfähig. Fängt die Anlage an stark zurückzugehen, so steckt man sie aus, baut einige Jahre Kartoffeln, Riee und dergleichen und kann sie dann von Neuem wieder anlegen. Die Hopfenreite tritt gewöhn-

lich im September ein. Es ist sehr wichtig, den richtigen Zeitpunkt zur Abnahme der Zapfen zu treffen, da diese weder unreif noch überreif sein dürfen. Die Reife ist eingetreten, wenn die Zapfen, ohne sich schon stark geöffnet zu haben, gelbgrün ausfallen, bei seitigem Anfühlen viel Staub und bräunliche Samenkörschen besitzen. Gute getrocknete Hopfenzapfen dagegen haben eine glänzend-bräunliche Farbe, einen stark aromatischen Geruch und einen bitteren gewürzhaften Geschmack. Sie enthalten dabei zwischen den Schuppen viel Lupulin, geben, wenn sie zusammengebrüht werden, nur allmählich wieder aus einander und sink zwischen den Fingern gerieben sehr klebrig. Nimmt man die Zapfen zu früh ab, so ertheilt der Hopfen dem Biere einen unangenehmen Geschmack und erntet man zu spät, so verflüchten viele Drüsen und die besten Theile der Zapfen gehen verloren. Durch das Alter verliert der Hopfen gleichfalls seinen Geschmack und Geruch; schon einige Jahre gelegener Hopfen ist nicht mehr so wohlschmeckend als frischer. Man hat auch verschiedene Mittel angewandt, um den Hopfen zu erliegen oder zu verfaulen, aber stets ohne Glück. So fehlt dem mit Enzian, Oder und Leim versähten Hopfen der gewürzhafte Geruch, dem mit Koloophonium bekreuten Geruch und Geschmack, der mit Malzabsaft bespranzelt ist zwar klebrig, es mangelt ihm aber das ätherische Oel und der Bitterstoff. — Bei der Hopfernte werden nun zuerst die Ranken etwa 2 Fuß über der Erde abgeschnitten, dann, wenn der Thau abgetrocknet, die Stangen mittels eines zu diesem Besufe dienenden Hebels herausgehoben und auf eine erhabene Unterlage gelegt, damit die Zapfen nicht gequetscht oder beschädigt werden. Die Ranken werden entweder ganz abgestreift oder, um sie leichter von den Stangen abbringen zu können, in mehrere Stücke geschnitten. Die abgestreiften Ranken werden alsdann in kleine Bündel gebunden und an den Ort des Abpflückens gebracht, wo sie dünne ausgebreitet werden müssen, damit sie sich nicht erhigen. Die abgepflückten Zapfen werden nun gleichfalls, höchstens 3 Zoll hoch, in trockenen, luftigen, aber gegen den Zutritt der Sonnenstrahlen sowie, als des Windes und Regens geschützten Boden aufgeschüttet. Bis die Stiele der Zapfen getrocknet sind, wird täglich einige Male desfalls: gewendet. Bei trockenem, heiterem Wetter ist der auf diese Weise ausgebreitete Hopfen gewöhnlich in 4 oder 5 Tagen so abgetrocknet, daß man ihn höher über einander schütten kann. Mit dem fortschreitenden Trocknen bringt man den Hopfen in größere, 3—4 Fuß hohe Haufen, wobei jedoch das Winden nicht ganz unterbleiben darf. Ist der Hopfen gehörig getrocknet und kein Erbgut mehr zu befürchten, so wird er in besonders dazu angefertigte Säcke verpackt. Je fester dieses Verpacken geschieht, desto besser erhält sich der balsamische Bestandtheil und daher die Güte des Hopfens. Vor dem Einpacken des Hopfens in Säcke ist auch noch nachzusehen, ob sich vielleicht röstliche Zapfen (Bodenroth) darunter befinden; diese rühren davon her, daß der an der Luft getrocknete Hopfen zu früh zusammen-

gebracht wurde, wobei er sich erhitzte. Ist dies nun der Fall, so müssen die röstlichen Zapfen sorgfältig ausgelassen werden.

Der Ertrag ist je nach den einwirkenden Umständen sehr verschieden. In den Hopfengenden Baierns rechnet man in 12 Jahren 2 sehr gute Ernten zu 10 Centnern vom preussischen Morgen, 6 mittlere Ernten zu 5 Centnern und 4 schlechte zu 1½ Centner oder im Durchschnitt 4½ Centner vom Morgen. Wenn nun jede Hopfenpflanze 25—30 Quadratfuß Raum einnimmt, so stehen 860—1000 Stöcke auf dem Morgen und ein Mitteltertrag ist ½ Pfund Zapfen von jedem Stöcke. Hieraus ergibt sich, daß der Hopfen auf geeignetem Boden bei guter Pflege und in günstigen Jahren einen so großen Ertrag liefern kann, daß das Land, auf welchem man ihn baut, wol 3—4 mal dadurch bezahlt wird; dagegen kommen aber auch häufig Jahre vor, wo der Ertrag kaum die Culturokosten deckt. Der geringere oder größere Ertrag eines oder mehrerer Jahre bestimmt natürlich den verschiedenen Preis, welcher zwischen 10—100 Thaler und darüber für den Centner betragen kann; als Durchschnitt ist jedoch der Verkaufspreis nicht höher als 16—25 Thaler anzuschlagen.

Außer den hier erwähnten Gewürzpflanzen gibt es noch einige, deren Anbau nur in sehr beschränktem Maße stattfindet, sodaß sie mehr von Gärtnern als von Landwirthen cultivirt werden; sie sind überdies mehr den Arzneigewächsen als den Gewürzpflanzen beizuzählen. Hierher gehören die Pfeffer- und Krauseminze (gewöhnlich fälschlich Krauseminze geschrieben), die Melisse, Chamille, der Bibis, Enzian, Abarber u. e. a. Nur die Siebenzeiten oder das Bodschorn (*Trigonella foenum graecum* Linné) verdienen auch in landwirthschaftlicher Hinsicht einige Beachtung, da die Samen davon außer zum officinellen Gebrauche (z. B. zum sogenannten Drüsenpulver für Pferde) in der Färberei gebraucht werden, die Pflanze leicht anzubauen und das von ihr gewonnene Stroh zur Fütterung brauchbar ist. Ueberdies macht sie keine großen Ansprüche in Bezug auf den Boden. Auf das wohl vorbereitete Land werden im Frühjahr etwa 25 Pfund Samen pr. Morgen gesät und eingezegt und das Land im Sommer rein gehalten. Wenn gegen den Herbst die meisten Schoten reif sind, wird die Saat abgeschält, mit Sorgfalt getrocknet und ausgedroschen. Man kann 10—15 Centner Samen vom Morgen erhalten.

Bei den Gewürzpflanzen find endlich noch die als Kaffeeurrogate gebrauchten Pflanzen mit ein Paar Worten zu erwähnen und von diesen wiederum nur die Cichorie (*Cichorium Intybus* Linné), da die Cultur der Erdmandel (*Cyperus esculentus* Linné), einer Halbgrasart mit Wurzelknollen von der Größe einer Haselnuß und der Kaffeewild (*Astragalus baccatus* Linné), einer im süblichen Frankreich wild wachsenden Pflanze, bald wieder aufzugeben ist. Die Cichorie wächst in Teutland an Feldwegen, Rainen, Gräben und ähnlichen Orten auf lehmigen, kalkigem oder mergeligem Boden wild, die cultivirte Pflanze zeichnet sich aber vor

der wildwachsenden durch dickere, weniger bittere Wurzeln aus. Die Gisorie ist natürlicher Weise nur in solchen Gegenden mit Vortheil anzubauen, in deren Nähe sich Gisorinfasser-Fabriken befinden. Dies ist z. B. um Magdeburg und Braunschw. in der untern Maingegend, am Niederrhein, in Mähren u. a. D. der Fall. Die erste Bedingung zur Erziehung dicker und langer Gisorienwurzeln ist eine tiefe Bearbeitung des Bodens, wovon wiederum ein schmieriger, sandiger der Pflanze am meisten zusagt. Auf leichtem Boden ist außer der tiefen Bearbeitung eine reichliche Düngung, wozu am besten verrotteter Pferdemist verwendet wird, durchaus nothwendig. Der Gisorienfame wird nun je nach der Bitterung vom zeitigen Frühjahr bis Anfangs Mai auf das schon den Herbst zuvor mit verrottetem Mist gut gedüngte und recht fein bearbeitete Land entweder breitwürfig 3—5 Pfund auf den Morgen oder besser in Reihen von 1—1½ Fuß Entfernung gesät und leicht untergebracht. Wenn die Pflanzen etwa einen Finger lang sind, werden sie gejätet, auf ½—1 Fuß Entfernung verdünnt und später behackt. Im September oder October werden die tief gehenden Wurzeln mit kleinen Spaten ausgehoben, das Kraut wird abgeschnitten und versüßert und die Wurzeln bald an eine Fabrik verkauft. Da die Pflanze leicht zum Unkraute wird, so muß das Ausgraben der Wurzeln im Herbst sorgfältig betrieben werden; man pflügt deshalb auch oft zwei Jahre nach einander Gisorien auf einer und derselben Stelle zu bauen oder im zweiten Jahre eine Haadfrucht folgen zu lassen, um die nachkommenden Gisorien leichter zu vertilgen. Sie greifen übrigens den Boden sehr stark an. Der Ertrag ist vom Morgen 80—120 Centner.

(Gareke.)

GEWÜRZPFLANZEN find 1) diejenigen landwirthschaftlichen Gewächse, deren Samen, Blätter, Früchte u. aromatisch riechende und schmeckende Bestandtheile enthalten und welche deshalb zum Würzen verschiedener Speisen und Getränke, zur Liqueurbereitung, zur Bierfabrikation, als Arzneimittel u. verwendet werden. Zu den Gewürzpflanzen gehören Anis, Fenchel, Pfeffer, Coriander, Kümmel, Safran. 2) Futtergewächse, welche mit Vortheil unter Kräutern und Gräsern gesät werden, um das Futter zu verbessern oder es doch den Thieren angenehmer, gedulicher und gesünder zu machen. Dabei ist aber stets die Natur der beizumischenden Gewürzpflanzen zu untersuchen, indem manche derselben so gewürzhaft sind, daß sie zu häufig sind, das Futter verfaulen, den Thieren schaden. Pferde- und Schweinfutter darf gar nicht mit Gewürzpflanzen vermischt werden, indem namentlich die Pferde einen Widerwillen gegen diese Pflanzen haben. Die hier in Betracht kommenden Gewürzpflanzen sind Kümmel, Fenchel, Petersilie, Kälberkropf, Bärenklau, Sinau, Bienenwelle, Schafgarbe, Rainfarn, Beifuss, Wegebren, Löwenzahn, Thymian, Salbei, Kerbel, Sauframpfer, Anisfeller, Apazie.

(Dr. William Löbe.)

GEX (alt Gex oder Gex), lateinisch Gessia, Gessia oder Gajum, französisch le pay oder la seigneurie

de Gex), eine kleine, zwischen Jura, Rhône, Genfersee und der Schweiz gelegene und zur französischen Herrschaft Bugey gerechnete Landschaft, war früher ein Theil der Grafschaft Genevois, deren Grafen Lehnsträger der Kirche zu Genf waren. Es wird im Norden von Waadtiland und Franche Comté, im Westen von Franche Comté und Breffe, im Süden von Savoyen, im Osten vom Genfersee begrenzt, umfaßt 3¼ geographische Meilen und bildet jetzt einen Theil des französischen Departements des Ain. Das Juraergebirge zieht sich noch zum Theil nach Gex hinein. Das Land treibt viel Viehzucht; Korn, Wein, Holz und Kohlen sind reichlich vorhanden; Handel, mit Ausnahme des Käsehandels, unbedeutend.

Graf Wilhelm von Genevois gab die Herrschaft Gex seinem Bruder Amadeus als Antheil. Der einzige Sohn dieses ersten Herrn von Gex, Amadeus, verheiratete seine einzige Tochter Yvonne an Simon von Joinville, Seneschall von Champagne und Verfasser der Biographie Ludwigs des Heiligen. Ihr Sohn, Peter von Joinville, hinterließ zwei Söhne, Hugard und Hugo, die sich einander zur Herrschaft kamen. Hugo, der seine Kinder hatte, wurde Dauphin des Dauphin von Viennois und setzte den Gemahl seiner Schwester Eleonore von Joinville, Hugo von Genevois, nachdem dieser dem Dauphin den Eid der Treue geleistet, zum Erben ein. Dies veranlaßte den Grafen Amadeus von Savoyen, welcher Comte Verd hieß, im Jahre 1353 in das Land Gex einzufallen, es einzunehmen und mit seinen Gütern zu vereinigen. Karl, der älteste Sohn des Königs Johann, besah damals die Dauphin, aber die Streitigkeiten mit Savoyen wurden bald zu Gunsten des Comte Verd beigelegt. Bis 1601, wo in dem Friedensschlusse zu Lyon es an Frankreich überlassen wurde, haben die Grafen und Herzöge von Savoyen die Herrschaft und Baillage von Gex besessen. Ludwig XIII. tauschte es nebst Montliet gegen das Schloß Chinon an Heinrich von Bourbon, Prinzen von Condé, aus. Das gleichnamige Städtchen Gex liegt am Fuße des Jura, zwei Meilen von Genf, da wo der Berg St. Claude die Baronie Gex von Franche Comté trennt, unter 46° 20' 9" nördl. Br., 1° 58' westl. L. von Paris, hat gegen 3000 Einwohner, wichtige Lebensfabrikation und namhaften Käsehandel. (H. E. Hüssler.)

GEYDER (Balthasar), geb. den 8. März 1681 zu Nördlingen, verbaute seine wissenschaftliche Bildung den Gymnasien zu Nördlingen und Ulm. In Wittenberg, wo er sich dem Studium der Theologie widmete, zeigte er zugleich in einigen öffentlichen Disputationen seine Kenntniß und Gewandtheit in der lateinischen Sprache. Unter dem Vorstehe des Professors Neumann vertheidigte er seine zu Wittenberg 1706 gedruckte Abhandlung: De bona intentione, plerorumque omnium sectariorum asylo, und späterhin noch eine zweite Dissertation: De fide aliena. (Vitebergae 1708. 4.) Unter Feuckings's Vertheilung er seine Diss. de praeposterata moralitate (Viteb. 1710. 4.), welcher eine Aclamatio pia et sincera ad Doct. et Prof.

Theol. J. *Heinr. Feustking* voranschickte. Im J. 1710 ward Geyder Pastor zu Raditz unter Kemberg in Kur-sachsen. Er starb dort im Juli 1767. Wichtiger, als einige Predigten, die er späterhin durch den Druck bekannt machte¹⁾, war seine zu Wittenberg 1730 anonym erschienene Schrift: *Die Augsburgerische Confession, mit Dithren's historischem Verichte*²⁾. (*Heinrich Döring*.)

GEYER (Johann Aegidius), geb. um 1760 in Franken, widmete sich dem Studium der Rechte und starb als Advocat in Leipzig im August 1808. In Ruhestunden beschäftigte er sich viel mit der Tonkunst, die er von früher Jugend an lieb gewonnen hatte. Zwar nur Dilettant, war er doch ein fleißiger und zu seiner Zeit sehr beliebter Componist, besonders fuess Clavier, das er selbst fertig spielte. Zu seinen Compositionen gehören: II Sonat. pour le Clavecin à quatre mains. No. 1 et 2. (Lips. 1797. 4.) Sechs Längs fürs Clavier. Erste Sammlung. (Ebenas. 1798. 4.) Leichte Clavierstücke. (Ebenas. 1799. 4.) Valses à quatre mains. (Ibid. 1799.) Sechs Lieder. (Braunschweig 1800. 4.) VI petites Pièces à quatre mains pour ceux qui sont encore des écoliers. No. 1. (Lips. 1800.) u. a. m.³⁾. (*Heinrich Döring*.)

GEYER (Johann Daniel), auch wol unter dem Namen Geier ausführt, von Regensburg gebürtig, früher Garnisonarzt in Manheim, späterhin Leibarzt in Dresden, schrieb als Mitglied der Naturae Curiosorum einen Tractatus medico-physicus de Cantharidibus, worin die seltsame Behauptung aufgestellt ist, daß die Canthariden hier zu Lande sich nicht vermehren, sowie einen Tractatus de Dictamnio und einen Tractatus de montibus conchyferis et glossopetris alzeyensis archiepiscopatus. Alle drei vereiniget erschienen unter dem Titel: Thargelus Apollini sacer, continens trigama medicam ex regno animalium, vegetabili et minerali. (Francof. 1687. 4.) Späterhin gab er unter dem Titel: „Nütziger Reisekünden gute Schenken“ Aphorismen zur Physik und Medicin heraus. Er scheint um 1735 in Dresden gestorben zu sein. (Fr. Wilh. Theile.)

GEYER (Ludwig Heinrich Christian), der ausgezeichnete und talentvolle Hofschauspieler und Maler zu Dresden. Geboren 1780 den 21. Jan. zu Giesleben, wo sein Vater damals noch Actuar bei dem Oberaufseheramte war und von da bald nachher als Justizamtmann nach Aitern an der Unstrut versetzt wurde, verlebte Geyer seine Kindesjahre in letzterem Städtchen und verrieth

frühzeitig mit unwiderstehlicher Neigung ein glückliches Talent zur Malerei. Der Anabé nämlich schloß sich einem damals in Thüringen verweilenden Künstler aus Leipzig, der sich auch in Aitern eine Zeit lang aufhielt, aus eigenem Antriebe begierig an, ließ sich von demselben, was er selbst wußte, lehren, und saßte mit erstaunlicher Eifigkeit jede Aehnlichkeit der ihm vorgelegten Gegenstände auf, so daß seine Neigung zu dieser Kunst täglich wuchs, welcher sein Vater aber, da er ihn der Jurisprudenz bestimmen und jener drohenden Beschäftigung entreißen wollte, dadurch bald ein Ende machte, daß er den Sohn zur Vorbereitung für die Universität auf das Gymnasium zu Giesleben schickte. Nach vierjährigem Schulbesuche dorthin wanderte er 1798 zur Vollendung seiner Studien nach Leipzig, um hier die Rechtswissenschaft zu studiren. Gleichwol mußte dieser Voratz schon im folgenden Jahre plötzlich wieder aufgegeben werden, weil ihm der Tod seines Vaters die Mittel zur Ausföhrung desselben raubte. Dieser war aus seiner Rückkehr von Dresden, wo er sich zu einem einträglichen Amte hatte verpflichten lassen, durch den Unsturz des schwerbelasteten Postwagens, in welchem er saß, lebensgefährlich erlegt nach Leipzig gekommen und hier unter der Pflege dieses und eines zweiten herbeigeeilten Sohnes gestorben, ohne Vermögen zu hinterlassen. Daher mußte nun der Jüngling mit seinem ebenso edel und zart gesannten Bruder, statt seine akademischen Studien fortzusetzen, für den Unterhalt der hinterlassenen Familie sorgen, indem er sich von jetzt an der Portraitmalerei ganz überließ, nebsther aber doch auch die Zeichenakademie in Leipzig besuchte. Alsdann suchte er, da sein Erwerb auf Anfertigung kleiner Brustbilder beschränkt war, hiermit einige Jahre hindurch in den kleinen Landstädten sein Brod zu verdienen und malte auch in den Bädern junge Mädchen und alte Männer.

Unterdessen zogen ihn seine vertrauten Freunde in Leipzig, von welchen der kunstsinrige Polizeiaetnar Wagner dorthin den größten Einfluß auf ihn ausübte, als thätiges Mitglied auf das dortige Liebhabertheater, wo seine ersten Versuche fröhslich aufgenommen wurden. Diese Aufmunterung und der in ihm erwachte persönliche Gussen an der Schauspielfunst brachten ihn zu dem Entschlusse, sich durch dieselbe eine sichere Lage für die Zukunft zu begründen und die Aufnahme bei einer öffentlichen Bühne nachzusuchen. So wurde Geyer unter solchen Umständen nicht nur ein leidenschaftlicher Schauspieler, sondern blieb auch, weil sich dadurch die vorige Liebe zur Malerei in ihm nicht ganz verdrängen ließ, ein Jänger dieser Kunst. Er betrat, nach mehrjährigem Dröbitiren, 1805 die Bühne zu Stettin. Seine erste Rolle war Don Carlos, er fand aber erst später, nachdem er sich im Liebhaber- und Opernleserthe ver-sucht hatte, daß ihm zukühnende Rollenfach, nämlich Charakterrollen, vorzüglich hochkomischer und Intriquanten, wobei ihm sein Scharfbild in Erfassung des wirklichen Ausdruckes und seine seine Beobachtungsgabe stets zu Ratten kamen, und weil er sich durch den Zutritt in die

1) Sie erschienen ohne Angabe des Trudorts: Vom ewigen Leben, unter dem Bilde des Fröhlings, über Pl. 16. (1715. 4.) Der von Gott auf seinem Tische und Sterbethee erwaunte Patient, über Dieb 19, 23. (1717. 4.) Die himmlische Freude, unter dem Gleichnisse einer fröhslichen Ernte, über Pl. 126, 1. 6 (1726. 4.) u. a. m. 2) Bergl. Dietmann's Kirchschliche Priesterchaft. 4. Bd. S. 649 fg. 3) Heilmann's Rechte und Er-gänzungen zu 38 Her's Gelehrtenlexikon. Krusel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 180 fg.

*) Bergl. Gerber's Neues hist.-biograph. Lexikon der Zeitkünstler. 2. Th. S. 313 fg. Wagner's Universallexikon der Zeitkunst S. 347.

auferwähltesten Familien, den ihm sein Malertalent geöffnet hatte, auch mit Freiheit und Anstand bewegen gelernt hatte, so wurde es ihm leichter, als jedem Andern, in seinen Darstellungen das wirkliche Leben aufzunehmen. Derselbe Vorzug stand ihm durch sein Malertalent auch für die Gestaltung der Hände und des Angesichts selbst zur Seite. Schon hatte er sich zu Stettin große Achtung erworben, als die verhängnißvollen Ereignisse des Jahres 1806 auch die dortige Bühne in Verfall brachten und Geyer'n veranlaßten, 1807 nach Breslau zu gehen, obgleich auch diese Stadt durch den Krieg hatte hart leiden müssen. Hier wurde er auf der Bühne als vortrefflicher Schauspieler und in der Stadt als geschickter Maler aufgenommen; es erwachte aber die stets genährte Sehnsucht nach Sachsen bald mit solcher Stärke in ihm, daß er dort um Gastrollen nachsuchte und die Bewilligung dazu auch in der leipziger Michaelismesse 1809 auf dem dasigen Theater erhielt. Er gerieth und ging nun mit der königl. sächsischen Hofschauspielergesellschaft, die ihre Vorstellungen dort gegeben hatte, nach Dresden, wo er als ausgezeichnetes Mitglied derselben bis an seinen frühzeitigen Tod verblieb.

In Allem, was seine Kunst und sein Beruf ihm hier geboten, zeigte er eine edle, musterhafte Ambition; es mangelt ihm aber bei seinem beschränkten Gehalte die äußeren Mittel zur Verwirklichung der Ideale, mit welchen sein reger, schöpferischer Geist für die Darstellung auf der Bühne, so z. B. für die Rolle des Don Philipp, sich oft Wochen lang herumtummelte; dagegen glückten ihm die gemüthlichen Schwachköpfe, während sein Correggio in Döhrenschlagers Trauerspielen von ihm durchdacht und geistreich durchgespielt wurde. Seine Meisterrollen aber waren und blieben die von ihm dargestellten heimtückischen und über schwarzer Unthat brütenden Bösewichter. So machte er sich als Massone in Ritter Bopard, Bianca gegenüber, in der letzten Scene unvergeßlich, und wußte darin seine ganze Künstlergröße zu zeigen. In gleichem Maße rühmt man an ihm den echten Humor, den er in geringen komischen Rollen, wie als Dummling im Hausekind, als Schneider Fips, als Kummelpuff u. a. m. ausließ und das ganze Haus in fröhliche Aufregung versetzte. Daneben unterstützte ihn eine Gesangkammer, deren Klänge auch in frühlichen Liedern gern gehört wurden. Als Hypochondrist aber, der er war, hatte er nicht immer die Laune, sich als Bösewicht hassen und als Lustigmacher beladen zu lassen; daher ihm der in solchen Rollen laut oder stumm erteilte Beifall keineswegs genügte. Der edle, sittlich unverdorrene und gemüthvolle Mann war sich eines Besseren bewußt und strebte, wieviel weißens ohne Erfolg, doch sehr vergeblich, unter den Kämpfen mit den Hindernissen, die ihm seine beschränkten äußeren Verhältnisse in den Weg legten, nach dem Idealen, nach einem höheren Ziele mit gesteigerten Ansprüchen; weil ihm aber dies schlusschlagend schien, da seine lebhafteste Phantasie ihm dabei eben nicht immer die besten Dienste leistete, so wurde er verstimmt, seine natürliche Heiter-

keit getrübt und seine Neizbarkeit, der er zuletzt nicht mehr Herr werden konnte, allmählig in einen krankhaften Zustand verwandelt. Dabei vergaß er zuweilen alle ihm gewordene unbedingte Auszeichnung, hielt sich für angefeindet und zurückgesetzt und wurde finster und verschlossen, in welchem Zustande er die edlichsten Absichten niederdrückte und in dem leisesten Zabel eine Verwundung fand. Diese Ueberreizung brachte den in ihm verborgenen Keim seiner Krankheit zur raschen Entwicklung und Reife und führte ihn mit schnellen Schritten dem Grabe zu. Geyer starb in der Blüthe seiner Jahre am 30. Sept. 1821.

Nach dem im Jahre 1813 erfolgten Ableben seines getreuen Freundes Wagner zu Leipzig, der ihm in allen Verhältnissen rathend zur Seite gestanden hatte, richtete er, jede eizugierge Verrechnung dabei unterdrückend, der völlig mittellosen Witwe dieses bewährten Freundes mit sieben Waisen die eheliche Hand und wurde durch sie nachher noch Vater eines Töchterchens. Von nun an sparte Geyer in und außer seiner Künstlerkammer, die oft mit Schaulustigen ganz angefüllt war, keine Anstrengung, um die Kosten zur Erziehung und Ausbildung seiner zahlreichen Familie aufzutreiben; was seiner bekannten Uneigennützigkeit um so leichter wurde, als er in dem Gewinne nur das Mittel zu den edelsten Zwecken erkannte. Zwei seiner Stiefkinder traten schon vor seinem Tode ihre Künstlerlaufbahn an, Albert Wagner als Sängler am dresdener Theater, Rosalie Wagner als vielversprechende Schauspielerin am dresdener Hoftheater, deren Witwe kunstgerechter Ausbildung Geyer Tage und Nächte gewidmet hatte. Unter allen seinen Stiefkindern aber ragt das Jüngste von ihnen ruhmreich hervor. Wilhelm Richard Wagner, der geniale Operncomponist unserer Tage, ein halbes Jahr vor seines Vaters Tode (den 22. Mai 1813) geboren, sollte nach Geyer's Willen durchaus ein Maler werden, zeigte aber kein Geschick zur Zeichnungskunst; und als er am Tage vor dessen Tode die kurz zuvor eingelesenen Liebes- und Redlichkeit und den damals noch ganz neuen Jungfernsrang in einem Nebenzimmer seinem Stiefvater auf dem Clavier vorspielen mußte, sagte dieser zu seiner dabei stehenden Gattin mit leiser Stimme: Sollte der Junge vielleicht Talent zur Musik haben? So belaudete der biedere Mann brodschabend die sich äußernden Entwicklungen der geistigen Kräfte und Fähigkeiten seiner noch in zartem Alter befindlichen Kinder bei zufälligen oder gesuchten Gelegenheiten, um aus ihnen Etwas zu machen. So auch mit Richard Wagner, der damals erst acht Jahre alt war, und dem die Mutter am Sterbetage Geyer's auch versicherte: Aus dir hat er etwas machen wollen! Richard Wagner machte Geyer's Prophezeiung wahr und wurde das, was die Gegenwart an ihm bewundert, durch sich selbst. Er allein lernte zuerst den großen Werth der Tondichtun-

1) Siehe Wagner's eigene Mittheilungen über sich in der Zeitung für die elegante Welt. Jahrg. 1842. I, 114 fg. und die Gegenwart IV, 574.

gen Beethovens begreifen und wurde mit dieser Erkenntniß der Schöpfer großer Meisterwerke auf diesem Gebiete.

Während Geyer seine Pflichten als Schauspieler allerdings stets gewissenhaft erfüllte, und wol mit Recht jähnen konnte, wenn ihm auf lange Zeit keine Gelegenheit dazu geboten war, so zog ihn seine Neigung gleichwol immer mehr zur Stofferei hin und er hoffte auch für die reichen Stoff und höhere Vergeltung in Italien zu finden: ein Lieblingswunsch, den er unerfüllt mit ins Grab nehmen mußte. Indessen weiß man von dieser Kunst aus schätzbare Werte seines großen Talentes nach, als die gelungene Copie der Himmelfahrt Maria von Lucas Giordano aus der kaiserlichen Sammlung, die nachher die Zimmer des kaiserl. russischen Ministers zu Dresden schmückte. Diese 1816 gefertigte Copie, in den Händen seiner Familie zunächst geblieben, legte einst in einer Ausstellung ein vortheilhaftes Zeugniß von dem Fortschritte seiner Kunststudien ab. Ferner rühmten einige Jahre vor seinem Tode öffentliche Blätter, wie er zu München durch seine glückliche und sichere Darstellungsweise die sprechende Ähnlichkeit auf die Kleinwand hinzuzubringen verstand, und wie sehr ihm dort die Portraits der königl. bairischen Familie gelungen waren. Die gleiche Auszeichnung erwarb er sich zu Dresden mit den Bildnissen der Prinzessin Auguste und ihrer Mutter, der Königin von Sachsen; und noch in seinen letzten Lebensjahren beschäftigte ihn der Gedanke, ein sehr gelungenes Bild des sächsischen Königs durch Steinbrunn ins große Publicum zu bringen. Seine letzten Kräfte für diese Kunstfertigkeit hatte er den ihm wohlwogenden leipziger Familien Pfleg und Anger, sowie der Person des geistreichen Schriftstellers Krug von Nidda gewidmet. Da er nicht vom Künstlerdunkel zur Selbstüberschätzung verleitet wurde, vielmehr sich am wenigsten genügt, wenn Andere ihm reichen Beifall spendeten, die Urtheile der Kenner sogar verlangte und beachtete, endlich auch bescheiden genug war, den Mangel einer tüchtigen Schule in seinen jungen Jahren oft bitter zu beklagen, so konnten dennoch diejenigen, welche ihn nicht für jähling hielten, seiner mit Recht bewundernden Auffassungsgabe der charakteristischen und die wahre Ähnlichkeit erzeugenden Züge an Personen, deren Bildnisse er entwarf, ihre volle Anerkennung nicht versagen, und es scheint, als wenn auch hierin die Muse der Schauspielkunst den Fingel ihres treuen Dieners unsichtbar und ohne Fehl geleitet hätte.

Die dritte an ihm gerühmte Seite ist der Frohsinn, womit er gefällige Kreise belebte, so lange noch frischer Muth und volle Lebenskraft in seinen Adern rohten. Als die Seite eines Gesellschaftskreises von Freunden beiderlei Geschlechtes, welchen der gastfreundliche Mann am liebsten bei sich selbst bewirthete und durch fließende Witze erheiterte; war er stets der Schöpfer eigenthümlicher Erheiterungen und mannichfaltiger Unterhaltungen, während er zu kleinen Familienfeiern bald geistreiche Puppenspiele, bald dramatische Aufführungen veranstaltete, costumirte und sogar dichtete.

Das Stück, welches diese Anfangs nur für kleine Gesellschaftskreise zur Unterhaltung bestimmten Scherzspiele machten, ermunterte ihn zu Versuchen in größeren Dichtungen und Dramen, wozu er die wenigen Stunden benutzte, welche ihm die Kunstwerkstätte und die Bühne übrig ließen. Seine unerlöschliche Laune sprudelte in Erzeugnissen dieser Art so forth, ausgelassen und schonungslos, daß oft Orte und Personen darin heisenden Verleumdungen ausgelegt waren, daß sie dadurch bei Gefühlsenden nicht selten die wohlgerühmte Wirkung verfehlten, auch ihre feinsten Spigen der wichtigsten Combinationen, trotz ihrer richtigen Berechnung, den Stachel verloren. Besonders liebte er das Schicksalsnarrchen und die Spectakelmusik zu verspotten. Indessen werden unter seinen im Druck erschienenen Producten dieser Dichtersaune folgende gerühmt, als die neue Delila, ein Anfangs lustiges, gegen das Ende aber höchst trauriges Scherz- und Ritterspiel, die Braut aus der Fremde, in Kogebue's fortgesetzt. Manach dramatischer Spiele 1822 und 1823, wo sich das Erstest abgedruckt findet, welches er zur Debutrolle seiner Stieftochter Rosalie Wagner geschrieben hatte, und der betheuerliche Kindermerd, eine dramatische Situation aus dem Künstlerleben in Th. Hell's dramatischem Taschenbuche, Weimar 1823. Sie sind sämmtlich durch öffentliche Aufführung zur allgemeinen Kenntniß gekommen und das letztgenannte Stück machte besonders viel Glück auf der Bühne. Es wird darin ein Maler in seinen häuslichen Leiden und Placereien dargestellt. Geyer legte selbst auf dieses Stück einen großen Werth; allein hätte er dessen Hauptidee, die eines Samuel Foote würdig ist, mehr motivirt und weniger ausgepennet, aber auch, was mehrfach an ihm getadelt wurde, in correcteren Versen geschrieben, so würde er auf den Bühnen große Wirkung hervorgebracht haben. Er war aber für solche dramatische Leistungen erst Anfänger und im Technischen noch zu wenig geübt, desto reichlicher jedoch mit Humor versehen; und darum würde er, sobald jene Mängel beseitigt werden wären, als Dichter dramatischer Scherz- und Witzspiele auf der Bühne mehr Vorbeeren eingetrennt haben, wäre ihm ein längeres Leben vergönnt gewesen.

Dessenungeachtet war Geyer ein vielseitig gebildeter, in seinen Fächern anerkannter, geheimer Künstler, dem es an der höchsten Huld, an der treuesten Freundschaft, an der zärtlichsten Kinder- und Gattenliebe nicht fehlte; denn er hatte Niemanden, als sich nur selbst in trüben Stunden gerührter Eheliebe zum Grunde. Das Publicum war selten gegen ihn als Künstler, nie gegen ihn als Menschen gleichgültig. Familienfeiern gingen ihm über Alles und er hoffte diese in seiner erst ein halbes Jahr vor seinem Tode neu eingerichteten geschmackvollen Wohnung mit einer geräumigen Künstlerwerkstätte in dem von ihm mit Sorgfalt gepflegten Blumengarten noch

*) Siehe namentlich den Bericht über die Aufführung dieses Stückes zu Hamburg, im Gesellschafts-Verzeichn. 1821. Nr. 157 fg. Dieses Drama ist 1825 besonders noch im Druck erschienen. (an.)

lange begählig zu genießen. Sein früher Tod öffnete ihm diese harmlose Freude. Geyer erhielt durch seine zahlreichen Freunde und Berufsgenossen ein ehrenvolles Begräbniß. Man vergibt die zuletzt an ihm wahrgenommene gängliche Umwandlung seines Grundtönen, weil sie in guten Menschen verzeihlich ist und gewann in den Anforderungen an seine doppelten, namentlich theatralischen Leistungen die billige, ja volle Uebersetzung, daß es nur aufrichtigem und angestrengtem Fleiße gelingen könne, sich in zwei Kunstfächern, wie Geyer that, so emporzuarbeiten. Sein Andenken lebt noch gegenwärtig (18.17) in mehreren achtbaren Familien Leipzigs und Dresdens in reinkter Pietät für ihn und in ungezwungener Verpflichtung zu ihm fort).

(B. Röse.)

GEYER VON GEYERSBERG (Gmral.). Ein fränkisches altes, edles Geschlecht, welches von seiner Stammburg Geyersberg (zwischen Coburg und Ebern) den Zunamen führte, als aber dieses Schloß in der Mitte des 13. Jahrh. an die Brüder Karl und Appel von Lichtenstein faustlich überging, denselben ablegte und den von dem später erworbenen Schlosse Osterburg in Oesterreich annahm. Seit 1651, als das Geschlecht in den österreichischen Herrenstand mit dem Prädicate von Geyersberg erhoben, nannte es sich wieder von Geyersberg mit Auslassung des Namens Geyer. Da in dem 12. und 13. Jahrh. der niedere Adel selten den Beinamen von ihren Besitzungen aufwies, so hält es sehr schwer und ist fast unmöglich, die Glieder eines Geschlechtes von andern gleichnamigen zu unterscheiden, um so mehr, wenn solche in einem und dem nämlichen Lande sich befinden. So ist es auch hier der Fall. Erst seit Geyer, der das Schloß Geyersberg an die obgenannten Brüder von Lichtenstein veräußerte und als Besitzer des Schloßes Zeisberg vorkommt (1350—1370), kann mit Gewißheit als Anführer der Nachfolgenden angesehen werden. Ob Oswald I. und Johann Geyer Brüder oder Söhne von Zeit waren, ist unbestimmt. Dietrich und Kilian werden aber als Söhne von Johann genannt; letzterer war Domdechant zu Würzburg und Propst zu Wertheim, auch judex in spiritualibus. Als er aber zum päpstlichen Protomontarius erwählt, legte er seine Stelle als Domdechant nieder (1450). Dietrich erscheint als Rath des Kaisers Friedrich IV.; seine Söhne Stephan und Johann kommen als Domherren zu Würzburg (1470) vor. Oswald's I. (1410) Sohn, Bartholomäus, wurde auch unter den Räten des Kaisers Friedrich IV. gewählt und mit seinem einzigen Sohne Oswald II., vermählt mit Anna von Grumbach, Stifter der Linie im Erzherzogthume Oesterreich ob der Enns. Aus dieser Ehe waren vier Söhne: Balthasar, Jo-

hann, Adam und Georg, geboren, die ihr Geschlecht, welches mit Stephan und Johann in Franken erloschen war, lastet in vier Linien forspflanzen. Der Kaiser Maximilian I. besah 1514 diese Brüder mit dem Schlosse und der Herrschaft Osterburg wegen der von ihrem Vater und Großvater treu geleisteten Dienste, ertheilten auch vom römischen Könige Ferdinand 1530 das Diplom: das Wappen und den Namen der Herrschaft Osterburg mit ihrem Stammuwappen zu vereinigen. Die von Balthasar und Katharina von Pappenheim abstammende Linie (1502) besah theils durch Kauf, theils durch Erbschaftungen die Schösser Erbing, Kröllendorfs, Hagberg und Wieselsdorf, erlosch aber mit Wolfgang Erbst 1658. Der andere Sohn Johann besaß unter dem Kaiser Friedrich IV. die Stelle eines Einnehmer des Landes ob der Enns und unter dem Kaiser Maximilian I. die eines Baumeisters (1506—1510). Dieser Kaiser belich ihn, wie seine Vettern, mit den Herrschaften Hernalz, unweit Wien, und Haindorf, die ehemals die von Reggendorfs und von Walden innegehabt und abgetheilt waren. Er hatte sich mit Anna Pöhlhausen verheirathet, die ihm drei Söhne: Romann, Karl und Hector, gebar, welche diese Linie forstsetzten. Er selbst starb 1525 und liegt zu Abts begraben, wo sein in Stein ausgehauenes Bild mit folgender Unterschrift sich befindet: Nobilis Joann. Geyer. Francus or. duor. Caesar. et Archiducum Austriae, Friderici III. Caesaris ac Maximiliani Aedilis per Austriam hujus Apsidis Fundator sua effigie nisi posteritatisque erexit. Vitus F. F. anno M.DXII. vixit. an. LXVIII anno Christi M.DXXV nativitas Mariae hor. IX una salus servare deo sunt caetera, fraud.

Mit Maximilian Albrecht in der vierten Generation erlosch ebenfalls diese Linie, und die erkaufte Herrschaften zum Haus und Ort kamen als Heirathsgut mit dessen letztem Lechter Salome an Sebald Hayden zum Dorf. Die Lehnherrenschaften fielen aber auf die beiden andern Stämme. Der dritte Sohn, Adam, Stifter der Linie, die 1651 in den Herren, Adam und 1700 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde, war Rath bei dem Kaiser Maximilian I. und dem römischen Könige Ferdinand, mit Landrath und Amral in Oesterreich, verheirathet mit Anna Körner aus Franken. Er besah die Schösser und Herrschaften Wallenburg und Ennsheim, worin sich seine Söhne Hieronymus und Hans theilten. Dieser war Unter-Landmarschall von Oesterreich (1558). Sein Urenkel Hans Adam wurde mit seinen Lehnvöthern vom Kaiser Ferdinand III. (1651) in den Herrenstand erhoben, mit dem Prädicate von Geyersberg, als Erinnerung ihres in Franken ehemals belesenen Stammschlosses. Seit dieser Standeserhöhung gebrauchte er und seine Nachkommen nur allein das Prädicate und nannten und schrieben sich „Freiherrn von Geyersberg und edle Herren zu Osterburg.“ Sein Sohn Hans Adam (geb. 1652, gest. 1730), kaiserl. Kämmerer und Oberkämmerer, mit der Gräfin Regina Dersessa von Rothal vermählt, wurde mit seinem Vetter

3) Ein schönes Denkmal legte ihm gleich nach seinem Tode der gelehrte und kunstsinige K. A. Böttiger zu Dresden in der hier mittheilten Abendzeitung, Jahrg. 1891, Nr. 259 und 260, Beibl. nach K. A. M. u. A. K. Herold'sohn's und D. Wagner's. Wagn. Abtheilung IV, 34 ff. und Wagner's. Herold'sche deutsche Geschichte (1891) V, 2, 351 mit Kugler's. Künstlerleben u. d. B.

K. Geyler I. B. u. A. Geyler Section. LXVI.

Wolfgang Christoph vom Kaiser Leopold in den Reichsgrafenstand erhoben (1700). Mit seinen beiden Söhnen Albrecht und Hans Christoph erlosch 1757 auch diese Linie. Der vierte und jüngste Sohn von Oswald II., Georg, war der Uheber der Linie zu Wolfstein, da er von Margaretha von Tisl vier Söhne: Georg, Gottfried, Hans und Arnold, hinterließ. Von diesen pflanzte Hans, der die Feste Sichtenthal erkaufte (1536), die Linie mit Regina Wühlwanger zu Reicharting mit seinen Söhnen Wilhelm und Christoph fort. Des letzteren Sohn Wolfgang Christoph I. wurde, wie schon erwähnt, mit seinen Vettern vom Kaiser Ferdinand III. in den Herrenstand unter dem Prädicate Geyersberg erhoben. Er hatte mit Anna Magdalena Strasser, die letzte ihres Geschlechts, die Herrschaft Glais und Hagberg, erheirathet, mit der er Wolfgang Christoph II. und Maximilian Adam erzeugte. Beide Brüder wurden 1700 vom K. Leopold I. zu Grafen des brit. röm. Reichs ernannt. Wolfgang Christoph II. (geb. 16... , gest. 17...), vermählte mit Anna Barbara Frein von Geyersberg, gebor ihm Wolfgang Ehrenreich, Herr der Herrschaft Gemünd, der, mit seiner Mutter Schwester Margaretha Frein von Geyersberg verheirathet, einen Sohn, Christoph Ehrenreich, erhielt, der aber noch vor dem Vater starb. Maximilian Adam (geb. 1631, gest. 1678), Reichsgraf von Geyersberg und Osterburg auf Wolfstein und Windpässing, Herr der Herrschaften Glais, Hagberg und Lundersdorf, welcher Titel auf seinem Epitaphium in der Domkirche zu Regensburg zu lesen ist, hatte sich daselbst 1654 mit Katharina Salome Ed. Frein von Hungersbach, verheiratet, die ihm vier Söhne und drei Töchter gebor, von denen Ester Katharina an Wibrecht, Freiherrn von Gemmingen, vermählt war. Die Söhne: 1) Christoph Karl, blieb als kaiserl. Hauptmann bei der Belagerung von Mainz (1669). 2) Christoph Adam, blieb als Volontair in dem Feldzuge der Venezianer gegen die Türken in Morea (1689). 3) Hector Maximilian (geb. 1654, gest. 1740), kaiserl. Kammerer, heirathete 1684 zu Nürnberg Isabella Maria Frein Ed. von Hungersbach und hinterließ einen Sohn, Christian Maximilian (geb. 1688, gest. 17...), und eine Tochter, Maria Renate, vermählt mit dem Grafen Friedemann von Berthorn. 4) Johann Emmerich (geb. 1672, gest. 1742), königl. polnisch- und kurländisch-er Kammerherr, Ritter des Dannebrogordens und Oberstmeister der Königin Christine Bernhardine von Polen und Kurfürstin von Sachsen, der Gemahlin des Königs August II. Er hatte sich mit Wilhelmine Henriette Gräfin von Stubenberg vermählt und das Rittergut Breuna in der Oberlausitz erkaufte. Mit seinem einzigen Sohne Johann Heinrich (geb. den 25. Nov. 1739 zu Dresden) erlosch 1781 dieses gräfliche Geschlecht.

Das Wappen: In einem goldenen Schilde ein links gekletter, zum Flügel sich aufhebender, schwarzer Greis; auf dem mit einem rothen Füllenhute bedeckten Helme das nämliche Wappenbild. Als die Geyer den öster-

reichischen Herrenstand und die Herrschaft Osterburg ober Osterberg zu Lehen erhielten, führten sie folgendes Wappen: Ein geviertelter Schild, im 1. und 4. Felde das vorher beschriebene Geschlechtswappen und im 2. und 3. blauen Felde ein rother, dreihügeliger Berg mit einem goldenen, achtspeißigen Sterne besetzt. Der Schild selbst mit zwei Helmen gezier, auf dem zur Rechten, wie schon beschrieben, auf dem zur Linken, der mit einem roth und goldenen Wulst bedeckt ist, der rothe Berg, woraus zwei Büffelhörner, überdeckt blau und golden getheilt, erwachsen, und dazwischen der goldene Stern. Helmdecken rechts, golden und schwarz, links golden und blau. Das gräfliche Wappen ist mit dem vorhergehenden ganz gleich, nur daß eine Grafenkrone den Schild bedeckt, worauf die Helme ruhen.

(Albert Freih. v. Bainsburg-Lengsfeld.)

GEYER VON GIEBELSTADT (Geneal.). Ein altes fränkisches freiherrliches, später in den Reichsgrafenstand erhobenes Geschlecht, das schon frühzeitig in zwei Stämme sich theilte. Der ältere von diesen führte den Beinamen Schenk vor seinem Familiennamen, wahrscheinlich von dem Schenkennamte, dem er vorkam; der jüngere aber den Beinamen von Giebelstadt, einem Schlosse nebst Dorfe unweit der Stadt Döhlenfurt. Nur dieser jüngere Stamm wird hier beschrieben, da der ältere der Schenken von Geyern, der bis jezt noch in mehreren Linien im Königreiche Bayern blüht, unter dem Artikel Schenk von Geyern zu finden ist. Den Namen Geyer und Schenk von Geyern findet man schon in den frühesten Zeiten unter den Turnierge nossen aufgeführt; aber erst in der Mitte des 13. Jahrh. sängt eine auf Urkunden gegründete Stammtreihe beider Stämme an. Walter I. Geyer von Giebelstadt (der ältere), wahrscheinlich der Sohn Albrechts Geyer, der 1235 auf dem Turniere zu Würzburg erscheint, lebte 1263. Von seinen Söhnen waren Walter II. (der jüngere) auf dem Turniere zu Schweinfurt 1296; Albrecht (Appel) auf dem Turniere zu Ravensberg 1311; Heinrich Domburg zu Würzburg 1306—1309. Die Brüder Walter II., Eberhard I. und Albrecht (1300) theilten ihre Güter, die beiden ersten erhielten Giebelstadt, der jüngere die Burg zu Heßlingsfeld. Die Linien von Walter II. und Albrecht erloschen frühzeitig, Eberhard I. pflanzte aber die seinige dauerhaft mit vier Söhnen fort. Von diesen waren Walter III. und Peter auf dem Turniere zu Ingolstadt (1337), Friedrich, Ritter, lebte 1328 mit Susanne von Stauffenberg in unfruchtbarer Ehe, und Eberhard II., der Ingolstadt unweit Giebelstadt sich erwarb (1328), hatte zwei Söhne: Hans, Domherr zu Bamberg und Würzburg (1350), und Konrad, der Ritter (1342), der mit Elisabeth Stügel von Mergentheim Dietrich und Konrad, alle beide Ritter, erzeugte. Dieser Konrad erhielt vom Bischof Gerhard von Würzburg den Marktsiedens Friedenhausen mit Ober- und Untergerichten als Amtmann um 200 fl. verschießen (1382), welchen sein Sohn Friedrich II. vom Bischof Johann von Würzburg gegen ein nehmliches Darlehen von 200 fl. gegen

die Stadt und das Amt Röttingen veräußerte (1412). Dietrich, Ritter, war würzburgischer Pfandschlosser vom Schlosse und Dorfe Krautheim (1362). Er und sein Bruder Konrad gaben in diesem Jahre als ein Seelengeräthe für sich und ihre Vorfahren dem adelichen Jeuenstößer zu Sulz den Reinzehnten zu Wachenbach, den sie von dem Grafen von Hehenlohe Braunes zu Lehen trugen; dagegen gaben sie eine tenannte Anzahl von Aekern, Wiesen und Wäldern aus ihrem freien Eigenthume zu Giebelstadt, Ingolstadt und Sulzbach den Grafen von Hehenlohe zu Lehen wieder auf.

Es ist unbekannt, wie Wilhelm von Hehenburg in den Besitz eines Antheils am festen Schlosse Giebelstadt gekommen, der es 1380 an die Burggrafen von Nürnberg verkauft haben soll. Soviel ist aber gewis, daß Dietrich Geyer diesen Antheil käuflich wieder erhalten hat. Derselbe erwarb noch umweit Grailheim das Schloß und die Vogtei Goldbach und hinterließ von Berntraud von Wolheim zwei Söhne: Walter IV., der 1396 zu Regensburg turnirte, und Eberhard III., vermählt mit Jutta von Hutten zum Etolzenberg (1412). Des Letzteren Söhne, Wilhelm und Balthasar, stifteten die Linke zu Goldbach und Giebelstadt. Des Ersteren Enkel war jener Florian, der freiwillig als einer der Hauptleute der aufständischen Bauern an ihre Spitze sich stellte (1525) und von Wilhelm von Grumbach, dem Ritter, ein hoher Auerwanderter seiner Frau, Barbara von Grumbach, getödtet wurde. Nach seinem Tode fielen dessen ansehnliche Besitztungen Goldbach und Ingolstadt an seine Lehnsvortren. Balthasar zu Giebelstadt hatte mit Barbara von Hehenberg und Margaretha Marschal von Eßheim aus jeder Ehe einen Sohn, Konrad und Hans, erzeugt. Hans, der auf dem Turniere zu Dneldsbach 1485 sich befand, war kurbrandenburgischer Rath und Hofmeister. Seine beiden Frauen, Brigitta von Witz und Karolina Welfskel von Reichenberg, hatten ihm sieben Kinder geboren, von denen folgende hier zu bemerken sind: Eberhard IV. Geyer, brandenburg-erndelbischer Amtmann zu Uffenheim (gest. 1534); Andreas, würzburgischer Rath und Amtmann zu Wolfach und Klingenberg (gest. 1554); mit Brigitta von Zülzenbach vermählt, und Sebastian. Dieser war würzburgischer Amtmann zu Rütthard und erhielt mit seinem Bruder Ambros vom Bischöfe Konrad von Würzburg das Amt über Ingolstadt gegen ein Daehsen von 2200 fl. verpachtet, worin die Brüder schon früher daselbst gesessen (1528). Er starb 1563 und hinterließ von drei Frauen, Brigitta von Finsterlohe, Regina von Werlichingen und Anna von Eßersfort, vier Söhne und zwei Töchter, von denen Philipp mit Ursula von Rosenburg und Rosine Schenk von Symau verheiratet war. Philipp (geb. 1568, gest. 1600) war ein reicher Gelmann, der außer der Hälfte Giebelstadt und Zubehörungen, noch das Schloß und die Pflege Goldbach, die Schloßer und Kelter Ingolstadt und Reichenburg von seinem Vater ererbt hatte. Erach seinen ruff Kindern setzte nur Hans Heinrich sein Geschlecht fort, welcher mit seinem Bruder Hans Chri-

stoph im 30jährigen Kriege der Krone Schweden als Oberstschachtmister diente und im Laufe des Krieges 1631 und 1633 farbten. Des Ersteren Enkel (geb. 1640, gest. 1708), Heinrich Wolfgang, der nach dem Tode seines Vaters Wolfgang Heinrich von dessen Ehefrau, Johanna Agatha Senf von Culburg, geboren wurde, besand sich noch im Besitze dieser ansehnlichen Güter und wurde vom Kaiser Leopold I. in den Reichsgrafenstand und seine Besitztungen zu einer Reichsgrafschaft erhoben (1685), erhielt auch Sitz und Stimme im fränkischen Reichsgrafencollegium. Doch da die fränkische Reichsritterschaft am Reichstage einen Widerspruch dahin einlegte, daß die Steuern nicht in die Kreiscasse von Franken, sondern an die der Ritterschaft von Franken einzuzahlen wären, so wurde dem Widerspruche in dieser Hinsicht nachgegeben. Der neue Reichsgraf Heinrich Wolfgang war aber auch der Einzige dieses Titels und der Letzte seines Geschlechts, da er mit Helena von Wolmarshausen in einer kinderlosen Ehe lebte. Einige Jahre vor seinem Tode (1704) schloß er mit dem Könige Friedrich I. von Preußen einen Vertrag dahin ab, daß seine zur Reichsgrafschaft erhobenen Adlialibessungen nach seinem Tode der Krone Preußen gegen eine bestimmte Summe Geldes an seine Gemahlin fallen sollte. Der König Friedrich I. von Preußen nahm daher im Voraus die Huldigung ein und setzte darüber einen Kanzleirechter, obgleich die Einkünfte und alle die damit verbundenen Rechte dem Reichsgrafen Heinrich Wolfgang lebenslänglich verblieben.

Das Wappen: Im blauen Felde und auf dem Helme ein silberner Widderkopf mit auswärts rund gebognen goldenen Hörnern. Das reichsgräfliche Wappen: Ein gewitterter Schild mit einem Mittelschilde, welcher, sowie der mittlere unter den drei gekrönten Helmen, das Stammwappen enthält, nur daß die Hörner nicht golden, sondern roth sind. Im 1. und 4. Felde des Hauptschildes ist ein gepanzerter rechter Arm, der gegen die rechte Seite auswärts ein bloßes Schwert drohend hält. Im 2. und 3. silbernen Felde eine rothe, mit einer goldenen Sonne belegte Fahne an einer goldenen Lanze ausgerichtet. Von den drei gekrönten Helmen zeigt der zur Rechten den geharnischten, das Schwert haltenden rechten Arm, und der Helm zur Linken das Wappenbild des 2. und 3. Feldes, der mittlere das Stammwappen. (Albert Freih. v. Hainburg-Lengsfeld.)

GEYER VON SCHWEPPENBURG (Gmäl.)

Ein am Rheine und in Weßfalen blühendes freierliches Geschlecht, dessen Ahnherz jener Johann Gyr, Gaugraf zu Warburg, ist, welcher als Besizer eines Lehnquates in Leuchte, vom Ate zu Hardehausen im Fürstenthume Paderborn beßien, 1288 vorkommt, von dem alle in verschiedenen alten Urkunden genannte Herren von Gyr, Geir, Geyer abstammen. Johann Gyr von Warburg erscheint in einem Transaktionsacte mit der Familie von Poppenheim in Festo Sancti Blasii Anno 1361. Hermann Gyr war Kanonicus Sancti Petri zu Paderborn und starb 1519. Johann Geyer von Warburg zu Leuchte, ein Sohn Detmann's, ward 1490 mit Roden

belehnt, hatte Elsa von Röß-Mollhausen zur Frau und starb 1510, sowie 1545 sein Sohn Johann Heinrich, vermählt mit Gertrud von Hammerslag. Des Letzteren Enkel, Konrad Geyer zu Roden, verkaufte das alte Stammgut Leuchte an die von Spiegel und starb 1598; er war ein Sohn von Peter Gehr und Gertrude Drost von Fuchte und selbst mit Anna von Gerolt verheiratet. Ihm folgten in der weiteren geraden Stammlinie Herbold von Geyer zu Roden, Gaugraf zu Warburg, gest. den 9. Juni 1643, in zweiter Ehe 1624 vermählt mit Anna, Tochter des Johann von Nennen, und der Anna von Plattenberg; Peter von Geyer zu Roden, geb. den 20. März 1634, Generalintendant des Erbkittes zu Köln, gest. den 2. Dec. 1683, vermählt in zweiter Ehe mit M. Sibylla, Tochter des Adolf von Bequerer und der Katharina von Gramer, und Rudolf Adolf Freiherr Geyer von Schweppenburg, geb. den 21. Febr. 1672, gest. den 6. April 1732, der s. d. Ranzburg den 9. Juni 1717 mit dem Prädicate von Schweppenburg in den Reichs-Ritterstand, nachher aber 1747 in den Freiherrenstand erhoben wurde. Er verheiratete sich am 21. Nov. 1700 mit Maria-De Groete, Erbin von Dierick und Ingelfeld. Seine beiden Enkel, Rudolf Adolf und Cornet Joseph, Söhne des Freiherren Ferdinand Balshof zu Schweppenburg und Müddersheim, zu Andrimont, Winterburg, Urtsfeld, Schallmar, Neuenhagen und Kaiserstron, kaiserlichen geheimen Raths und Amtmanns zu Erp, und der Agnes Alida de Fay, Erbin Andrimonts, gründeten die beiden noch blühend bestehenden und hier nachfolgenden Linien zu Schweppenburg und zu Müddersheim.

1. Die Linie zu Schweppenburg, Andrimont, Urtsfeld und Winterberg. Rudolf Adolf, geb. den 25. Febr. 1735, kurfürstlicher adeliger Geheimrath und Voigt, Major zu Aachen, gest. den 25. Sept. 1795, vermählt den 20. Mai 1762 mit M. Anna Isabella, Tochter des Christoph von Badum zu Lorchum und der M. Katharina Frein von Schall Mollershausen, gest. den 16. Juli 1811. Seine Kinder waren: 1) Joseph Emanuel, geb. den 26. März 1774, dekanierter Voigt-Major zu Aachen und beizgeordneter Bürgermeister zu Köln, gest. den 26. Febr. 1814, vermählt den 24. Jan. 1799 mit M. Agnes, Tochter des Andreas Hendrich und der Anna Sibylla Hontum, gest. den 7. Sept. 1844. 2) Ferdinand Maria, geb. den 11. Febr. 1764, gest. 1799 den 26. Febr. 3) M. Maximilian, geb. den 11. Oct. 1765, gest. den 12. Oct. 1791, vermählt den 11. Oct. mit Gerard de Beau. 4) M. Anna Josephine, geb. den 14. Dec. 1765, gest. vermählt mit Ferdinand Freiherrn von Regni. 5) Karl Theodor, geb. den 30. Juli 1768, Domher zu Aachen, gest. den 9. Juni 1832. 6) Maximilian Joseph, geb. den 29. März 1777, vermählt den 2. April 1803 mit Auguste Clementine, Tochter des Johann Freiherrn von Walsener und der Ottilie Frein von Steinen. Sowol Joseph Emanuel, als Maximilian Joseph haben Nachkommenschaft hinterlassen. Mit des Erstern drei

Söhnen sind ebenso viele Nebenlinien entstanden, und diese Stammlinie sind: 1) Franz, geb. den 30. Dec. 17... Herr auf Schweppenburg, Andrimont, Urtsfeld, Winterberg und gewesener königl. preuß. Rittmeister im fünften Uhlanregimente zu Düsseldorf, vermählt den 15. Oct. 1826 mit Henriette, Tochter des Carl Grafen Capellini von Widenburg und der Luise Gräfin von Hallberg, gest. den 15. Nov. 1839. 2) Karl Theodor, geb. den 19. Dec. 1801, königl. preuß. Rittmeister im Garde-Husarenregimente, vermählt den 25. März 1833 mit Hippofanie Bianca, Tochter des Wilhelm Freiherrn von dem Knesebeck und der Wilhelmine von Bredow. 3) Maximilian, geb. den 1. Febr. 1803, gest. den 21. Juli 1835, vermählt den 13. April 1830 mit M. Agnes, Tochter des Cornet Joseph Freiherrn Geyer von Schweppenburg und der Franziska von Bredow.

II. Die Linie zu Müddersheim, zum Busch und Niederaußen. 1) Cornet Joseph, geb. den 15. Juli 1754, Herr auf Müddersheim zum Busch, Niederaußen, Rath und kaiserlicher Geheimrath und Generalintendant, gest. den 25. Sept. 1832, vermählt a) den 21. Oct. 1788 mit M. Adigunde, Tochter des Franz Friedrich von Berge zu Krüghshofen und der M. Agnes von und zum Busch, gest. den 4. Oct. 1789; b) den 16. Nov. 1790 mit M. Franziska, Tochter des Franz Felix von Bredow zu Bredow und der M. Ursula von Bernegg zu Gölshelm, gest. den 16. Dec. 1820.

Aus dieser Ehe sind vier Töchter und drei Söhne geboren, die ebenfalls ihren Stamm in drei Linien fortgepflanzt haben. Diese sind: 1) Maximilian, geb. den 24. Febr. 1799, Herr zu Rath, vermählt den 10. Oct. 1827 mit Rosalia Franziska, Tochter des Carl Heinrich Grafen von Boland-Rheid und der Barbara Ehebrath. 2) Eberhard Amand, geb. den 9. Jan. 1793 zu Niederaußen, vermählt den 21. April 1823 mit Eva, Tochter des Johann Jacob Eybersberg und der Elisabeth Brennerich. (Ohne Kinder.) 3) Friedrich Wilhelm, geb. den 21. Juni 1802 zu Müddersheim, vermählt den 1. Juli 1839 mit Josepha Theresia, Tochter des Friedrich Leopold Freiherrn von Fürstberg-Herbringen und der Ferdinandine Frein von Weich zur Wenne. 4) M. Walpurga, geb. den 24. Sept. 1789, vermählt den 22. Sept. 1812 mit Carl Joseph Freiherrn Mylius, königl. preuß. geheim. Justizrath, gest. den 24. Dec. 1838. 5) M. Henriette, geb. den 8. Aug. 1791, vermählt den 22. April 1833 mit Friedrich Ernst Leif, königl. preuß. Adv.-Berichtsrath. 6) M. Antonia, geb. den 12. Juni 1797. 7) M. Agnes, geb. den 2. Febr. 1804, vermählt den 13. April 1830 mit Maximilian Freiherrn Geyer von Schweppenburg, gest. den 21. Juli 1835.

Das Wappen: Im goldenen Schilde der abgerissene Hals und Kopf eines natürlichen Gieris; denselben trägt er auf dem Schilde; und auf der ihn bedeckenden Freiherrenkrone ruhende offene, gekrönte Helm mit schwarz-goldener Decke. Schildhalter zwei goldene Löwen.

(Albert Freih. v. Boineburg-Lengsfeld.)

GEYERFALK (Thomas), einer der ersten und eifrigsten Beförderer der Reformation in der Schweiz, gegen das Ende des 15. Jahrh. zu St. Gregorienthal im Bisthume Basel geboren, widmete sich mit großem Fleiße der Theologie und trat nach der Beendigung seiner Studien in den Augustinerorden. Er wirkte bereits mit großem Beifall als Prediger bei den Augustinern zu Basel, als Decolampadius im J. 1522 der Reformation Eingang zu verschaffen suchte; er schloß sich folglich der neuen Richtung an und bemühte sich durch Wort und That derselben den Sieg zu verschaffen. So war er einer der sieben Präbanten, welche im J. 1527 dem Rathe das Gutachten einreichten; worin sie die Messe als einen mit dem Worte Gottes unverträglichen Creuel verwarfen und die Abschaffung derselben verlangten. Sein Eifer ging aber manchmal zu weit, und Decolampadius selbst konnte sein Benehmen nicht immer ganz billigen. So griff er im September 1528 mit einem katholischen Priester, welcher die an den Kirchthüren angeschlagenen Theilen, worin Decolampadius die Gegner seiner Behauptungen zur Widerlegung aufbottete, abriß, beim Überqueren in einen heftigen Streit, wobei beide von ihren Waffen Gebrauch machten und Geyerfalk verwundet wurde. Es war ihm übrigens bereits gelungen, seinen Gegner niederzuwerfen, und der Streit, welcher den gewaltthätigen Sinn beider Parteien genügend kennzeichnet, würde vielleicht ein schlimmes Ende genommen haben, wenn nicht die in der Nähe befindlichen Leute auf den Lärm herbeigeeilt wären und die erbitterten Gegner getrennt hätten. Nachdem die Reformation in Basel durchgeführt war, wurde Geyerfalk daselbst Prediger an der Elisabethkirche und Diakon am Münster und verließ diese Stellen bis zu seinem Tode. Er starb im J. 1559*. (*Ph. H. Kähl.*)

GEYERN (Gyr), Schloß und Filialkirchdorf im Königreiche Baiern, Provinz Mittelfranken; das Schloß auf einem isolirten Berge, der Kupertsberg genannt, gelegen. Es kommt schon im 12. Jahrh. urkundlich vor, und war damals schon im Besitze der Schenken, die den Namen nach ihren Schloßern von Geyern, Caslach und Hoffetten führten. Nach Aussterben der beiden letztern Linien waren die Schenken von Geyern ihre Erben. Im 13. Jahrh. trugen sie das Schloß Geyern, den Markt Neusingen, das Pfarrdorf Berge und die Burgen Eyburg und Salach mit ihren Dörfern Ettenstadt, Reuth, Dalmannshausen, Enhofen und Wolmehofen und allen landesherrlichen Gerechtsamen vom Kaiser und Reich zu Lehen. Als Kaiser Siegmund den Burggrafen Friedrich von Nürnberg, seinen treuen Anhänger, mit der Kurwürde und den Marken von Brandenburg belohnte, überließ er demselben auch alle die Reichslehen über den in seinem Lande wohnenden oder angrenzenden Adel. Von dieser Zeit war die Herrschaft Geyern, die bis zur Auflösung des teutschen Reichs zum Rittertanten Al-

mühl gehörte, ein brandenburgisches Reichslehen, nur der Blutbann blieb als Reichslehen davon ausgeschlossen. Zur Geschichte des Schloßes ist unter Anderem anzuführen, daß der Herzog Ludwig von Baiern in einer Fehde mit den Markgrafen von Pappenheim und ihren Verbündeten (Mittelheim) die Schloßer Gyrn (Geyern), Trugschheim und Muhr, wie auch die Stadt Weichenburg eroberte (1261). In der Sühne zwischen dem Herzoge und den Markgrafen von Pappenheim (1276) wurde es von Ersterem an den Grafen Heinrich Geyer von Hoffetten wieder als eine Pfandschaft, die auf ewige Zeiten mit 370 Pfund Heller abgekauft werden konnte, übergeben. Diese Einlösung ist aber bis auf diesen Augenblick nicht vollzogen worden, indem die Schenken von Geyern im Besitze geblieben sind. Wol aber wurde das Schloß Geyern vom Herzoge Ludwig von Baiern (1460) noch einmal erobert und abgebrannt, weil ihre damaligen Besitzer, Georg d. J. von Geyern und Georg von Ehenheim, der die Hälfte des Schloßes und Herrschaft mit Elisabeth von Geyern 1450 erheirathet hatte, sich nicht als bairischer Landfasse unterwerfen wollte. Der Herzog von Baiern leitete diesen Anspruch von der früheren Pfandschaft her, welcher aber vom Markgrafen Albrecht von Brandenburg dahin widersprochen, daß die Eigentümer des Schloßes Geyern durch dessen Reichslehenhaft keine Landfassen von Baiern sein könnten, und schloß sie mit gewaffneter Hand. Wenn auch gleich der Herzog die angebotene Freiheit der Schenke von Geyern als Reichsimmunitätslehen anerkennen sollte, so sah sich Georg von Ehenheim genöthigt, dennoch seine Hälfte am Schloße Geyern dem Herzoge als Lehen aufzutragen und wider zu empfangen. Nach Aussterben der Linie Ehenheim zu Geyern (1509) zog der Herzog von Pfalz-Neuburg die Hälfte des Schloßes Geyern als ein heimgefallenes Lehen ein, der Markgraf von Brandenburg. Anobach machte Einsprüche und begründete sie auf die vom Kaiser Siegmund erhaltene Uebertragung des Reichslebens Geyern. Nach langer Verhandlung kam 1662 ein Vergleich zwischen beiden Fürsten zu Stande, wodurch Pfalz-Neuburg alle seine Lehenbratenspositionen an die ehebrünnliche Verlassenschaft, und was es davon schon besaßen, an Brandenburg gegen ein in der Oberpfalz gelegenes brandenburgisches Lehen zu vertauschte. Seit dieser Zeit waren die Markgrafen von Brandenburg Mitbesitzer des Schloßes und der Herrschaft Geyern, was gegenwärtig auf die Krone Baiern übergegangen ist. Das jetzt noch blühende freireichliche Geschlecht der Schenken von Geyern (s. d. Art. Schenken von Geyern) ist noch Eigentümer der Hälfte des Schloßes und Herrschaft und führt den Namen davon.

(*Albert Freih. v. Boineburg-Lengsfeld.*)

GEYGER (Johann Konrad), auch Geiger geschrieben, ein ausgezeichneter Künstler und tüchtiger Mathematiker zu Zürich, wo er 1599 (nicht 1597) geboren war und durch die Fürsorge seines Vaters, Georg Geiger, der Ehegerichtsweibel daselbst war, eine gute Erziehung und treffliche Vorbildung für seinen künftigen Lebensberuf erhalten hatte. Der Malerei frühzeitig zu-

*) Vgl. den Briefwechsel zwischen Decolampadius und Zwilling in *Zwinglii Opp. Tom. VII. p. 388. Tom. VIII. p. 50. 116. 226.*

gethan und durch verlockende Beispiele vorzüglicher Meister in seiner Vaterstadt dazu aufgemuntert, vermehrte er sich mit großem Eifer und glücklichem Erfolge dieser Kunst, ohne daß jedoch bekannt geblieben ist, wer ihn (ob Gottfried Ringgii oder Christoph Küsseler?) in derselben, sowie in der Kupferstecherei unterrichtet und ob er sich auch durch Reisen in die Niederlande, oder nach Italien, wie die andern Künstler seines Vaterlandes und seiner Zeit es gethan hatten, die höhere künstlerische Ausbildung verschafft habe?); vielmehr ist uns aus seinen Lebensumständen bloß sein Auftreten als vollendeter Künstler bekannt, der seiner Vaterstadt in den verschiedenen Kunstleistungen einen ausgetreiteten Ruf zu verschaffen gewußt hatte.

Nach Züchli war Geyger der erste Künstler, welcher mit Oelfarben auf Glas zu malen versuchte und dadurch seinen Ruf begründete. Ganz besonders aber erragten seine mit Blumen und Laubwerk verzierten großen Spiegel, die er für den König von Frankreich, den Großherzog von Toscana und die Republik Venedig gefertigt hatte, die Bewunderung seiner Zeit. Ein gleiches Glück machten auch seine in Schmelzfarben gearbeiteten Kunstwerke, namentlich die sehr kostbaren Trinkgeschirre, die er für Fürsten und andere hohe oder reiche Personen gefertigt hatte. Ueberhaupt war er unerschöpflich in Erfindungen und besaß die seltene Gabe, eine glückliche und überraschend ansprechende Wahl der Gegenstände zu seinen Kunstleistungen zu treffen.

Von den mathematischen Kenntnissen, die ihm ebenfalls zugeschrieben werden, ist im Allgemeinen zwar Nichts bekannt; allein seine Geschicklichkeit in Aufnahme laubhaftlicher Portien und Pläne nach geometrischen Regeln gibt dagegen die von ihm entworfene und in technischer Hinsicht ebenso sauber als geschmackvoll in Wasserfarben ausgeführte große und merkwürdige Landkarte des Cantons Zürich, an welcher er 30 Jahre gearbeitet hatte, ein ruhmliches Zeugniß von seinen Kenntnissen im Feldmessen. Sie soll überaus schön, genau und bis auf die sorgfältigsten Angaben der wenig bekannten und unbedeutendsten Äuflage und geringsten Bauernhöfe getreu und vollständig, sowie auch durchweg mit dem Maße und in der Fassung eines sauberen Miniaturgemaldes gezeichnet und ausgeführt worden sein. Sie wird als ein kostbares Andenken an Geyger's Kunstgeschicklichkeit auf der Stadtbibliothek zu Zürich, wo sie vom Vicekanzler, dem sie gerichtet, niedergelegt worden war, noch jetzt aufbewahrt. Sie ist indessen von Johann Meyer gestochen und in sieben großen Blättern, die den vierten Theil der Originals ausmachen, herausgegeben worden. Ubrigens hat Geyger noch viele andere Landkarten und topographische Pläne mit gleichem Fleiße und Geschmacke und gleicher Geschicklichkeit entworfen und gezeichnet und dafür reichliche Belohnungen eingeerntet. Er ähnte auch ähnliche Werke, doch kleineren Formates, in Kupfer. Aus Dantbarkeit

für die vorhin gedachte große topographische Karte wurde er 1644 in den großen Rath der Stadt Zürich aufgenommen und zwei Jahre darnach zum Amtmann im Appenzelhofe ernannt, auf welchem Posten er 1674 in hohem Alter starb. Sein Bruder, Philipp Geyger, hat sich durch die Herausgabe verschiedener mathematischer Elementarwerke einen Namen in der Literatur erworben¹⁾. Nachträglich ist noch zu bemerken, daß von diesem Hans Konrad Geyger, wie Fiorillo (VII, 438) berichtet, noch Glasmalereien mit Schmelzfarben in der Bibliothek zu Zürich aufbewahrt werden. (B. Hölse.)

GEYGER (Malachias), in der Mitte des 17. Jahrh. Arzt zu München, schrieb: *Margaritologia s. Dissert. de margaritis*. (Monach. 1637.) *Microcosmus hypochondriacus s. de melancholia hypochondriaca*. (Monach. 1631. 4.) *Kelegraphia* oder Beschreibung von denen Brüchen und deren medicinischer und chirurgischer Heilung. Auch überseht er des Fabricius' *Tractatus de angina* ins Teutische.

(Fr. Wilt. Theile.)

GEYLER (auch Geller (Johann)), mit dem Namen von Kaisersberg, ein durch freimüthige, in alle Einzelheiten der Sitten seiner Zeit tief eindringende Predigten berühmte gewordener Geistlicher zu Straßburg. Er wurde geboren zu Schaffhausen den 16. März 1445. Bald nachher zog der Vater nach Amorswiler im obern Elß, wo er eine Schreiberstelle bekleidete. Er soll dann aber, als er mit mehreren Andern einen Bären aus einem Heindege vertreiben wollte, von diesem so verwundet worden sein, daß er bald nachher starb. Der ungefähr drei Jahre alte Knabe wurde von seinem mütterlichen Großvater, der zu Kaisersberg lebte, aufgenommen, und er wird deswegen Geyler von Kaisersberg genannt. Aus seiner Jugendzeit weiß man nur, daß er mit einem Geyrten in der Nähe von Amorswiler bekannt war, welchen er sehr hoch schätzte. Dorthin ging er auch noch zuweilen in späteren Jahren, besonders am Feste des heiligen Bernhard, des Schutzpatrons der Einsiedler, um vor der sich jährlich einfindenden Menge zu predigen, und sein Wunsch, als Einsiedler sein Leben zu beschließen, von dessen Ausföhrung ihn aber seine Freunde abzuhalten mußten, mag wol aus diesen Jugendbeindrücken entspringen sein. Im J. 1469 wurde er auf die Universität zu Freiburg im Breisgau gesandt. Er machte dort rasche Fortschritte; 1462 wurde er Baccalaurus, 1463 artium magister, 1465 zum Mitgliede der facultas artium, 1469 zum Dekan derselben ernannt. Er hielt seit 1463 verschiedene Vorlesungen und wurde auch mit der Prüfung der Bewerber um das Baccalaurat beauftragt. Er brach sich dann nach Basel und studirte dort ungefähr fünf Jahre Theologie, worauf er 1475 den Doctorgrad erhielt. Im folgenden Jahre wurde er

1) Bezt. nach Joh. Kasp. Züchli's Geschichte der besten Künstler in der Schweiz I. 180 ff., wo auch sein Brustbildchen zu finden ist, und die Biographie universelle XVII, 25, wo unser Künstler, wie bei Ragier, Geyger genannt wird. Außerdem ist er bei den Franzosen auch unter dem Namen Jean Gigger bekannt, s. Dictionnaire universel etc. VII, 407.

1) Das allgemeine Künstlerlexikon von J. R. Züchli nennt als seinen Lehrer Christoph Küsseler.

als Lehrer der Theologie nach Freiburg berufen und noch in demselben Jahre zum Rektor gewählt. Schon damals wurde er als Prediger bekannt; eine Predigt, die er in den Bädern zu Baden hielt, veranlaßte 1477 seine Berufung als Prediger nach Würzburg mit dem für jene Zeiten bedeutenden Gehalte von 200 Goldgulden, und auch dies nur, bis eine einträglichere Pfründe dort erledigt würde. Geyley nahm den Ruf an; als er aber vor der Abreise nach Würzburg durch Strassburg nach Basel reiste, um seine dort zurückgelassene Büchersammlung abzuholen, wurde er von dem Rathesgliebe Petrus Schott, im Einverständnisse mit andern Rathesherren, demogen, eine Predigerstelle dort anzunehmen; denn damals gährte es schon an vielen Orten gegen das läppische und oft höchst ärgerliche Gewöhn der Mönche aus den Klöster. Auch der Ruf nach Würzburg war von dortigen Bürgern ausgegangen, welche Geyley zu Baden gehört hatten, und nun verzüglich Boten nach Strassburg sandten, um seine Ankunft zu beschleunigen. Zu Strassburg trat ihm ein diöcesanlicher Kaplan seine Stelle ab gegen einen Jahreshalt von 30 Goldgulden. Von jetzt an predigte Geyley 33 Jahre lang bis an seines Tod (gest. den 10. März 1510) in der Domkirche zu Strassburg, deren Kanzel vorher die Dominikaner inne gehabt hatten. Anfänglich war die Kanzel in einer Kapelle des heiligen Lorenz; allein der Zufall wurde allmählig so groß, daß 1486 die jetzt noch vorhandene Kanzel an einer Stelle erbaut wurde, um welche die Zuhörer Raum fanden. Seine Freimüthigkeit zog ihm indessen viele Feindschaften zu. Er ging daher 1488 nach Augsburg, wo er auf Bitte des Bischofs und der Bürger predigte, und einige Zeit ungeschläffig war, ob er seiner Stelle zu Strassburg entsagen, und zu Augsburg oder zu Basel, wohin man ihn auch zu ziehen suchte, eine Predigerstelle annehmen sollte. Endlich liess er sich zur Rückkehr nach Strassburg bewegen. In der That war seine Predigtweise etwas ganz Unerhörtes. Ein glühender Eifer für Verbesserung der Sitten, für Zucht und Ordnung in allen Ständen, für Recht und Milde gegen die Niedrigsten gab ihm einen Muth, der gegen Geistliche und Weltliche, gegen Hohe und Niedere mit gleicher Kühnheit sich aussprach. Dabei geht er in alle Einzelheiten des öffentlichen und häuslichen Lebens ein, und schildert die Gebrechen und Laster aller Stände auf eine Weise, daß jeder sich getroffen fühlen mußte. Weder die besessenen dogmatischen Streitfragen, noch die Währchen und Legendes, womit die Mönche ihre Zuhörer unterhielten, kommen in seinen Predigten vor; und ebenso wenig drehen sie sich um allgemeine moralische Sätze und Gemeinplätze; Alles ist praktisch und schneidet tief ins tägliche Leben ein, und die Anecdotes, die er erzählt, finden immer ihre Augenwendung. Nach dem Geiste der Zeit geschieht dies freilich mit einer Dürftigkeit und Rücksichtslosigkeit, die nach unserm Gefühl durchaus verwerflich ist. Auch sind seine Wortspiele, Bilder und Allegorien, an welche er seine Belehrungen anknüpfte, die gemeinen, aus dem Sprachgebrauche der untersten

Volksklassen hergenommen Ausdrücke, und die oft bareckelt, sogar schmutzige Darstellung allerdings dem Geschmade unserer Zeit oft unangenehm, für Geyley's Zeit dagegen höchst wirksam. Aber auch sanftere Einwirkung auf das Gemüth seiner Zuhörer ist ihm nicht fremd, wo er von der Tugend spricht, und herzlicher Ausdruck seiner Empfindungen erregt Theilnahme. Manches hat er aus den Schriften von Gersen gezogen, jedoch frei nach seiner Weise verarbeitet. Ebenso aus dem heiligen Bernhard. Den Eindruck seiner Predigten verstärkte sein Beispiel. Er war zwar keineswegs ein mürrischer Sanderling, der an Andern tadelt, was ihm die Verhältnisse mitzumachen verboten. Als Gesellschaft war er munter und richtig, lud auch seine Freunde gern bei sich zu Gaste, so selten er die Einladungen Anderer annahm. Dem Genuß des Weines war er sehr geneigt. Aber in seinem ganzen Leben bewies er reine Sittlichkeit, und die vielen Feinde, die ihm seine Predigten erwidern, wagten doch nicht, seinen moralischen Charakter anzugreifen. In seinem ganzen Wesen war er offen und gerade. Den Studien blieb er immer getreu und seine Bibliothek war eine der bedeutendsten Privatbibliotheken seiner Zeit. Er hat zu Strassburg die Abschaffung mehrer Mißbräuche beim Gottedienste durchgesetzt, namentlich von unanständigen Ceremonien in der Pfingstwoche, bei der Kirchweih und am Feste der unschuldigen Kinder. Zur Errichtung einer öffentlichen Stadtschule hat er eifrig angetrieben. Die Nonnen des Klosters der Bärerinnen, die seiner Aufsicht unterworfen und wegen ihres Lebens übel berüchtigt waren, wozu er zu regelmäßigerer Lebensart auf gewissenhafte Weise. Beichte zu hören, betrachtete er als eine höchst schwere Aufgabe, und äußerte darüber, daß er zu Basel, wo ihm die Seelsorge an einer Kirche übertragen war, die Erfüllung dieser Pflicht immer höchst ängstlich gewesen sei, und deswegen das Amt des Predigers einer Pfarrstelle vorgezogen habe. Seine Freigebigkeit gegen Arme, denen er mittheilte, was er immer erübrigen konnte, ist ein Beweis, wie ernst seine Predigten gegen Geiz und Habguth gemeint waren. Bei mehreren Großen, welche das unsittliche Leben der Geistlichkeit mißbilligten, war er sehr beliebt; Kaiser Maximilian besief ihn mehrer Male zu sich. Er hatte eine hohe, schlaune Gestalt; sein Antlitz drückte Ernst, aber mit Sanftmuth gepaart aus. Man findet sein Bild in Amoenitates literariae Friburgenses 1775 (von Kiegger) und bei Geyley's Postilla Evangeliorum. (Argent. 1522.) Geyley hat allerdings der Reformation vorgearbeitet durch die Kühnheit, womit er den Lurdes und die Ausschweifungen der höhern und niedern Geistlichkeit und manche Mißbräuche in der Kirche angriff, z. B. die Aufnahme allzu junger Leute in Mönchs- und Nonnenklöster, die Incorporation von Pfarreien oder Kaplanen, um den Reichthum der Klöster zu vermehren u. s. w. Eine Predigt in dem „Buch der Arbore Humana“ ist überschrieben: „Wie man sich soll hüten vor Mönchen und Pfaffen.“ Er führt zuerst das Sprüchwort an: „Wiltu haben dein huf suber so byet dich

vor münchen, paffen und tuben," und sagt dann: "Hüt dich vor den Mönchen: mache die seinen heimlich; gefesse dich zu keinem, du wirst sonst Brecken (Schaden) haben an der Frucht der Keuschheit deiner Frau. Diese Dengerferlin (porcelli Antonii) gehen nicht aus den Häusern, sie tragen etwas von der Frucht hinweg." Sein Nefse Bisgram, der ihm in seiner Stelle nachfolgte, behauptete zwar später, es sei Manders in Geyler's Predigten von den Herausgebern verfälscht und hinzugefügt worden, was Geyler nicht gesagt habe, namentlich Ausfälle gegen die Geistlichkeit. Indessen lag es in Bisgram's Interesse, solche Stellen verdächtig zu machen, da beim Beginne der Reformation sich die Freunde derselben zuweilen auf Geyler beriefen. Auch hat sich dieser, obgleich einige seiner Predigten bei seinen Lebzeiten herauskamen, nie dagegen erheben; einzig wird erwähnt, er habe, als eine Sammlung von scherzhaften Schriften unter dem Titel: Margarita Facetiarum (Argentinae 1508. 4.) herauskam und darin Sconmata, eine Sammlung von Scherzen aus seinen Predigten, in einem Schreiben an die Transilvaner erklärt, daß er dies nicht gesagt habe. Es läßt sich übrigens auch vermuthen, daß Geyler im Feuer der Rede Manders sagte, was er nachher gern zurückgenommen hätte. Er war gewohnt, seine Predigten bald lateinisch, bald deutsch vorher kurz zu Papier zu bringen. Diese rasch hingeworfenen Conecte wurden dann von seinen Freunden, theils bei seinem Leben, theils nach seinem Tode herausgegeben. Manche Predigten wurden ihm aber auch nachgeschrieben oder aus dem Gedächtnisse aufgezeichnet und dann herausgegeben. So entstanden die zahlreichen Predigtsammlungen, die man von ihm hat, und die meistens zu den seltenern Schriften gehören. Er selbst ließ, mit Ausnahme der Oratio habita in synodo Argentinensi (1482. fol.), wahrscheinlich niemals etwas von seinen eigenen Werken drucken; dagegen hat er sich verdient gemacht durch die Sammlung von Gerson's Werken. Einzelne Schriften von Gerson waren früher herausgegeben worden, und 1483 erschien zu Köln eine Gesamtausgabe in zwei Bänden in Zel. Geyler machte nun eine Reise nach Frankreich, und sammelte, was er dort von Gerson finden konnte. Die Opera Joannis Gersonii erschienen 1488 in drei Bänden Zel. ohne Drucker, aber ungewißhaft zu Strasburg (Pamzer, Annales I. p. 35). Ob Geyler an der Herausgabe thätigen Antheil genommen habe, ist unbekannt. Vor dem ersten Bande steht eine kurze Lobsschrift auf Geyler ohne Benennung des Verfassers; von derselben heißt es aber in der Ausgabe von Gerson's Werken, welche Wimpfeling, Geyler's Freund, 1514 besorgte, sie sei auf Geyler's Antrieb von Petrus Schott verfaßt worden.

Geyler's Predigten zeugen von ausgebreiteter Belesenheit; doch macht er hier und dort grobe Schnitzer, wo es auf Kenntniß des Alterthums ankommt. Logischer Zusammenhang und Ordnungsfolge fehlen nicht selten, zumal da, wo er sich seiner Phantasie überläßt, und Allegorien, Vergleichen, Ironien u. s. w. häuft.

Dst betrat er an einem Tage die Kanzel zwei und drei Male. Bei seinem ersten Auftreten glaubte er der Liebung der Mönche folgen zu müssen, welche einander durch die Ränge der Predigten zu überbieten suchten, und bis auf sechs und noch mehr Stunden die Kirchen ununterbrochen mit ihrem Geräusch erfüllten. Er überzeugte sich aber bald von der Nothwendigkeit einer Abänderung. Wen da an predigte er nie länger, als bis die neben ihm stehende Sanduhr in Zeit von einer Stunde abgelaufen war. Für die Kenntniß der Sitten und Gebräuche seiner Zeit, der Kleidung, der Speisen, der Spiele, ferner des Zustandes der Schulen, der akademischen Einrichtungen und Grade, wobei er Baccalaureus und Doctant als Synonymen bezeichnet, sind diese Predigten eine reiche Fundgrube. Ebenso wichtig sind sie für teufliche Sprachforschung; das Glossarium von Scherz in der Ausgabe von Dberlin hat aus denselben viele Verreicherungen erhalten. Zuweilen macht Geyler auch den teuflichen Puristen, und bildet für fremde Ausdrücke teufliche, z. B. für Philosoph Kunstbold; für objectiv gegenwärtlich; für Subject Unterwurf u. s. w. Die bekannteste seiner zahlreichen Predigtsammlungen ist das Rattenstich. Sein Freund, Sebastian Brand, hatte 1454 sein bekanntes Lehr- und Straßgeschicht, "das neue Schiff von Rarragonia" herausgegeben. Geyler hielt nun 1498 146 Predigten, welchen er die Thorheiten und Laster, welche Brand aufführte, gleichsam als Lerte zum Grunde legt und gewissermaßen einen Commentar dazu gibt. Er stellt 110 Classen von Thoren auf, die er dann wieder in Unterabtheilungen, "Schellen", eintheilt, und nun eine Schelle nach der andern schildert. Im Anfange find immer die Worte: Stultorum est infinitus numerus, und in der Uebersetzung: "der Rarren hat ist un end." Geyler läßt hier seiner Zunge freien Lauf, und schont weder Stand, noch Alter, noch Geschlecht. Manche Subdretin mußte verlegen werden, wenn er ausrief: "so seint die Kleider an dem ruden ausgeschnitten bis in den ruden hinab, und da vornen gend (gehen) die brust herfür, die daiten (verrathen) sie möchten die främsten und kühfften man reihen." Wo er vom Lagen spricht: "o Münch, was hat dein kut an dem tang zu schaffen, und dein fron (Konst) mit Frauen schappeln?" (weiblicher Koppfuh). Wie niedrig er sich zuweilen ausdrückt, zeigt folgende Stelle ebenfalls vom Lagen: "Etwan so muß man die megen nferren, daß sie bloß (entblößt) seint, daß man inen ficht, ich weiß nit was" (wohin). Man darf übrigens nicht vergessen, daß im 15. und im Anfange des 16. Jahrh. solcher Schmutz in der Literatur sehr verbreitet war, mehr als vorher- und nachher jemals. Diese Predigtsammlung erschien zuerst lateinisch, wie er sie wahrscheinlich selbst niedergeschrieben hatte: Navicula sive speculum satutorum praestantissimi sacrarum litterarum doctoris Joannis Geiler Keiserspergii, concioniarum Argentinensis a Jac. Outhero collecta. Compendiosa vitae ejusdem descriptio per Beatum Rhenanum Selestatinum. Argentinae ex aedibus Schnurerianis 1510. 4. und wieder ebd. 1511. 1513.

Panzer führt zwar aus Maittaire eine Ausgabe von 1496 an; allein die Predigten wurden erst 1498 gehalten. Eine teutsche Uebersetzung erschien dann 1520. „D. Keiserperger's Notendisch, so er gepredigt hat zu Straßburg in der hohen Stift — 1498 und uf Latin R. Jacobi Echer (L. Eber) in tutsch bracht von Bruder Joh. Pauli de Winnen Bruder S. Franc. Ordens, darin vil Weisheit ist zu lernen; und leert auch die Notendisch hinnewerren, ist nuß und gut allen menschen. Straßburg 1520. Fol. mit guten Holzschnitten.“ In der Biogr. universelle wird unrichtig gesagt, es sei dies das erste Buch, welches mit einem kaiserlichen Privilegium gegen Nachdruck erschien, denn schon Geyler's „Evangelium“ (Straßb. 1515. Fol.) hat ein kaiserliches Privilegium, nur drei Jahre. Eine andere Uebersetzung wurde zu Basel herausgegeben 1553. s. — Noch bei Geyler's Lebzeit erschien eine andere Predigtsammlung: Predigen Teutsch: und vil guttur Leeren des hochgelehrten Herrn Johann von Kaisersperg 1508. ff. Fol. ohne Druckort, aber ohne Zweifel zu Augsburg. In den Verzeichnissen von Geyler's Werken fehlt diese erste Ausgabe, die sich in der Stadtbibliothek zu Zürich findet: es wird nur die Ausgabe Augsburg 1510 angeführt. Die Sammlung enthält neben andern die Predigten, welche er 1488 zu Augsburg hielt. — Von der Sammlung „Das Buch Granatapfel, Malogranatus“ führt Bieriing zwei Ausgaben an: Augsburg 1510. Fol. und Straßburg 1511. Fol., und sagt dann, es werde im Epilogus gesagt, die Schrift sei 1440 geschrieben, sie könne also nicht von Geyler sein. Ob vielleicht in der Ausgabe von 1510 ein Druckfehler sein mag, können wir nicht anerkennen; in der zweiten von 1511 heist es: „nach Christi Geburt 1504 ja ist gemacht worden diß büchlein.“ Die Notiz in der Biogr. universelle, daß seine lateinischen Christen in den Jahren 1509, 1510 und 1518 zu Straßburg unter dem Titel: Opera omnia gesammelt worden seien, scheint auf einen Irrthum zu beruhen. — Verzeichnisse der jährlichen Predigtsammlungen Geyler's und der verschiedenen Ausgaben, zum Theil mit Anzeige des Inhalts, findet man in Amoenitates literariae Friburgenses Fasc. I. Ulmae 1773. Der Verfasser, von Riegger, gibt dort neben der Biographie Geyler's von Beatus Ahenanus und einer Schilderung desselben durch Wimpeling, jährliche Auszüge aus den Ketten der Universität Freiburg. Die teutschen Ausgaben sind mit Angabe des Inhalts aufgeführt in einer Disputation von Ludwig Friedrich Bieriing: De Johannis Geileri Caesaremontani vulgo dicti von Keyserberg scriptis germanicis, praeside Jeremia Jacobo Oberlino. Argentorati 1786. 4. Es werden dort 41 Nummern aufgeführt. Angehängt ist eine Sammlung und Erklärung von einzelnen Wörtern als Supplement zum Glossarium von Echer. — Im teutschen Verkur, viertes Quartal 1783. S. 121 fg. und S. 193 fg. findet man die Titel von 33 Geyler'schen Predigtsammlungen, wobei manche der auffallendsten Stellen angeführt und auch über die Holzschnitte, die bei einzelnen Ausgaben

in Zeichnung und Ausführung sehr gut sind, einige Nachweisungen gegeben werden. (Escher.)

GEYMAN (Pierre), ein französischer Prediger, münch und Prier des Klosters von dem Orden zu Pradelles (Prædellarium diocesis Vivariensis), welcher in seinem 24. Jahre das Ordensgelübde zu Toulouse am 10. Aug. 1640 abgelegt hatte und 1686 gestorben war. Er hinterließ eine Histoire de l'Image miraculeuse de Notre Dame de Pradelles, et de la devotion qu'on y porte, et ensemble des miracles qui se font dans sa sainte chapelle, welche Schrift zu Antiens und Paris 1672 in 12. erschienen war *).

(B. Röse.)

GEYSER (Christian Gottlieb), geb. den 20. Aug. 1742 zu Görlitz, wo sein Vater Prediger war. Neben seinen Gymnasialstudien genoss er einigen Unterricht im Zeichnen, wofür er sich seit früher Jugend lebhaft interessirte. Zu Ende des siebenjährigen Krieges ging er nach Leipzig, wo er die Rechte studirte und nach vollendetem Cursus sich examiniren liess. Die Liebe zur Kunst war noch immer nicht in ihm erloschen und ward durch die Bekanntschaft Desfer's genährt, in dessen Hause er täglich zeichnete. Bei der neuen Zeichenschule, die Desfer in Leipzig errichtete, erhielt Geyser die Stelle eines Unterlehrers. Die Miniaturmalerei, mit der er sich Anfangs fast ausschließlich beschäftigte, verwarfte er späterhin mit der Radirnadel. Einen Ruf als Künstler gewann Geyser zuerst durch die nach Desfer's Zeichnungen radirten Vignetten zu den Werken des Dichters H. (Leipzig 1768). Er hatte gar keinen Unterricht in der Kupferstecherkunst gehabt, weshalb er auch den Grabstichel nie gehörig anwenden lernte. Dagegen handhabte er die Radirnadel in einer ganz originellen Weise. Die ausgezeichnetsten Kupferstecher bewunderten das Dufuge und Schmelzende in seinen Blättern. In vertrauten Verhältnissen lebte Geyser mit Ebdowich, der seine, der Emailmalerei ähnlichen, Zeichnungen immer vorzugsweise von ihm in Kupfer gebracht zu sehen wünschte. Geyser beschäftigte sich nicht bloss mit Vignetten, er lieferte auch größere Blätter in eigenem Verlage. Den meisten Werth haben seine mit kleinen Figuren ausgestatteten Landchaften nach Fargy, Bouvermann, Pona d'et und andern Künstlern. Im J. 1770 gab er seine Lehrstelle an der Zeichnacademie auf. Als Mitglied der breschener und Leipziger Kunstacademien bezog er einen kleinen Jahreshalt. In der letzten Zeit seines Lebens begab er sich auf sein zu Gutritsch bei Leipzig von ihm gekauften Bauerngut, wo er sich häuslich einrichtete. Dort radirte er die schönen Vignetten zur Hymne'schen Ausgabe des Virgil. Oft hatte er gewünscht, im Frieden zu sterben. Dieser Wunsch ward den 24. März 1803 auf einem abendlichen Spaziergange gewährt. Schon ein Jahr zuvor war sein rechter Arm durch einen Schlagfluß so gelähmt worden, daß er Nichts mehr arbeiten konnte. Sehr beträchtlich ist

*) Quetif et Ehard, Scriptores ordinis prædicatorum recensiti II, 711.

die Zahl von Geyser's Portraits¹⁾, vignetten, Perspectives, Landschaften und andern größern und kleinern Blättern der verschiedensten Art. Man schätzt sie weit über 2000²⁾. Eine ziemlich vollständige Sammlung enthält die öffentliche Bibliothek zu Götting. Ein Jahr vor seinem Tode (1802) lieferte Geyser die Nachtmahlfeier, nach dem von Dörfel gefertigten Altarblatt für die katholische Kirche in Leipzig. Eine Denkmünze zu dem akademischen Jubiläum in Wittenberg³⁾ gehört zu Geyser's letzten Werken. (Heinrich Döring.)

GEYSER (Samuel Gottfried), älterer Bruder von Christian Gottlieb Geyser, geb. zu Götting am 12. Jan. 1740⁴⁾, bildete sich in dem dortigen Gymnasium und besog dann die Universität Leipzig. Sein Vater, ein Prediger, hatte oft den Wunsch geäußert, daß er gleichfalls dem geistlichen Stande sich widmen möchte. Diesen Wunsch erfüllte Geyser, indem er zu Leipzig, wo J. A. Crusii den entscheidenden Einfluß auf seine Bildung gewann, späterhin aber zu Wittenberg das theologische Studium mit Eifer betrieb. Dort ward er Magister und Abjunkt der philosophischen Facultät durch Vertbeidigung seiner Diss. de usu scriptorum veteris ecclesiae. (Viteb. 1765. 4.)⁵⁾. In seinem gleichzeitig geschriebenen Programme: Poetae Graeci antiquiores literarum interpretis magistri, führte er als Grund für seine Bezeugung besonders die Analogie zwischen den hebräischen Dichtern nach den griechischen hervor, und wies nach, wie man besonders bei Hesychus, Sophocles und Pindar viele hebräische Ausdrücke und auch den hebräischen Schwing der Gedanken fände.

Ein akademisches Lehramt war längst Geyser's Wunsch gewesen. Er trug daher sein Bedenken, einem Rufe zu folgen, der 1771 als Rector in Eßland an ihn erging. Dort ward er Professor der Theologie und der orientalischen Sprachen. Nach einem sechsjährigen Aufenthalte verließ er Kaval wieder. Die Schnupft nach seinem Vaterlande war sehr lebhaft in ihm geworden. Er begab sich nach Kiel, wohin er 1777 als ordentlicher Professor der Theologie gerufen worden war. Der Professor Veltusen verließ ihm den theologischen Doctorgrad⁶⁾. Im J. 1782 erhielt er den Charakter eines Kirchenraths. Nach dem Tode des Professors Geyers (der 1783) rückte Geyser in die erste Stelle der theologischen Facultät ein. Gleichzeitig ward er zum wilschischen Kirchenrath und bald nachher auch zum Granimator des hollsteinischen Oberconsistoriums ernannt. Dies Amt vermalte er, nach einer späteren Verfügung, abwechselnd mit seinen Kollegen in Glückstadt und Schleswig. Er war auch Mitglied der Direction des Schullehrerseminars, der von dem Professor Mühlis gegründeten Waisenanstalt in Kiel und einer zum Ordnen der Universitätsbibliothek niedergesetzten Commission. Neben seinem theologischen Lehramte vermalte er auch gelegentlich die Stelle eines Professors der Berechnung, späterhin auch der Philologie.

Geyser starb am 15. Juni 1808, geschätzt als ein Mann von gründlichen Kenntnissen, die sich außer der Theologie und Philologie auch auf andere wissenschaftliche Fächer erstreckte. Als akademischer Decent war er sehr beliebt. In der ersten Zeit seines Lehramts in Kiel erklärte er den Jeremias (ratione inprimis habita usus loquendi prophetici). Gleichzeitig (1778—1780) las er über Dogmatik, über die theologia recens controversa, über die symbolischen Bücher, über theologische Polemik u. a. Auch zur Interpretation der heiligen Schrift, namentlich des alten Testaments, lehrte er zu Anfange der achtziger Jahre wieder zurück. In den Jahren 1782—1787 las er über die kleinen Propheten, über die Bücher Samuel's, über die Psalmen, über die hebräischen Stücke des alten Testaments u. a. späterhin auch über Hermeneutik des neuen Testaments, über Polemik (ratione inprimis habita controversiarum recentiorum) nach der später von ihm herausgegebenen Schrift: Aphorismi ethici in usum scholarum sanctorum scripti (Kilon. 1789. 8.), über Dogmatik nach dem Compendium von Morus und über Homiletik nach seinen eben erwähnten Aphorismen. Dabei hielt er lateinische Erklärungen und Gramina über Materien der Dogmatik und Homiletik. Diese Übungen hielt er in der Schlosskirche, in welcher er auch, wieviel selten, die Kanzel betrat⁷⁾. Ein Gehalt von 1300 Rthlen. als Professor der Theologie war bei seiner Mäßigkeit mehr als

1) Geller, Heller, Heine, Kiesel, Müller, Wenda, Morus, Platner, Schadowitz, Sulzer, Wöber u. a. ausgearbeitete Wäner. 2) Ein Verzeichniß von etwas über 200 Nummern liefert Otto in seinem Verken der Oberlausitzischen Schriftsteller. 1. Bd. S. 465 ff. 3) In den von J. M. Schösch herausgegebenen Actis sacror. saecul. Acad. Viteb. (Viteb. 1803. 4.) Bergr. Lausitzische Monatschrift. 1803. 2. Bd. S. 213 ff. (J. G. G. f.) Leipziger allg. Tagebuch. 1803. S. 30 ff. 4) Bergr. Otto a. a. D. 1. Bd. S. 467 ff. 4. Bd. S. 119. Dörfel's Handbuch für Kunstliebhaber. 2. Bd. S. 263. Oberlausitzische Wagnung. 1771. S. 358 ff. Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften. 68. Bd. S. 145. Meusel's Kalligraphen. Regler's Neues Künstlerlexikon. Bauer's Neues histor.-biographisch-literarisches Handwörterbuch. 6. Bd. S. 490 ff.

1) Nach dieser Angabe, die bei zuverlässig ist, da sie Geyser selbst für das von Korte herausgegebene Verken gleichmäßig-bekanntester Schriftsteller (S. 135) eingezeichnet hatte, sind die irrigen Angaben bei Otto (in f. Verken Oberlausitzischer Schriftsteller. 1. Bd. S. 482) und bei Meusel (im Gelehrten Deutschlands. 9. Bd. S. 421) zu berichtigen. 2) In den Comm. de libr. min. Vol. I. p. 264 seq. heißt es in Bezug auf diese Abhandlung: „Multa plura bis de rebus, de usu inprimis Patrum, in alia litera, v. c. in Poetica recte quidem disputari potuissent, sed prima tantum linea, quod ipso modeste admodum et ingenue profutur, ducere voluit G. Geyserus. Ut vero libello angulari omnia diligenter et copiosius aliquando exponere vestit, hoc est, quod maxime optatum. Virum enim hunc negotio apertissimo iudicamus Geyserum, qui et oratione utilis alina atque elegant.“ Bergr. Thiers in f. Handbuch der theologischen Literatur. 1. Bd. S. 45.

3) Das von Veltusen zu Geyser's Doctorpromotion geschriebene Programm erschien unter dem Titel: Annotationum philologicarum ad Jes. LIII. 1.—6. Fascic. II. (Kilon. 1777. 4.) 4) Von seinen dort gehaltenen Predigten erschien nur einer im Druck, unter dem Titel: Vom weisen Verhalten der Heiligen in Aufsehung ihrer verborgenen Feinde. (Leipzig 1780. 4.)

hineinchen, um seine Bedürfnisse zu bestreiten. Ansehenliche Summen verwandte er auf die Vermehrung seiner Bibliothek, die in der Kirchengeschichte, Patristik, biblischen Kritik, klassischen Literatur und Literaturgeschichte schätzbare Werte enthielt.

Als Schriftsteller thätig zu sein, erlaubte ihm die Gewissenhaftigkeit nicht, mit der er sein akademisches Lehramt verwaltete. Junge Leute zu ihrem künftigen Berufe zu bilden, galt ihm als Hauptaufgabe seines Lebens. Außer mehren Rezensionen in den *Novis Actis Eruditorum*, in *Erneſti's* theologischer Bibliothek und in den halle'schen gelehrten Zeitungen, schrieb er mehre Einladungsschriften, die noch in die Zeit seines Aufenthalts in Keral fielen: Vom Patriotismus überhaupt. (Keral 1771. 4.) Von der Wichtigkeit des Patriotismus unter Katharina I. Regierung. (Ebenda. 1772. 4.) Zur Feier des festlichen Tages, welcher dem Andenken des 1774 mit den Türken geschlossenen Friedens geweiht war: Von der Größe des Einflusses, den eine gute Regierung auf das Glück des ganzen Volks und auf den Wohlstand der gesammten bürgerlichen Verfassung hat. (Keral 1774. 4.) Von der Nothwendigkeit, den öffentlichen Schulunterricht den Bedürfnissen und dem Geschmade der jedesmaligen Zeiten anzupassen. (Keral 1775. 4.) Von der Beförderung einer vernünftigen Erziehung und eines gemeinnützigen Unterrichts, als einer der würdigsten Königsgesorgen. (Keral 1776. 4.)³⁾ Zwei Jahre später (1778) erschien zu Hamburg die von Geyser verfaßte Schrift: Zweifel bei der gewöhnlichen Uebersetzung und Erklärung einzelner Stellen in den Psalmen, in J. A. Cramer's Beiträgen zur Beförderung theologischer und anderer wichtiger Kenntnisse. Gleichzeitig (1778) erschien zu Kiel von Geyser ein Festprogramm unter dem Titel: Disputatur nonnulla universa de dubitationibus contra historiam reditus Jesu Christi ad vitam allatis. Ausgezeichnet in spiritistischer Hinsicht, wenn es auch wenig Neues enthält, waren die schon früher erwähnten Aphorismi ethici in usum scholarum suarum scripti. (Kilon. 1789. 8.)⁴⁾ Nach der Vorrede zu diesem moralischen Compendium war dasselbe ein Auszug aus einem noch unvollendeten Systeme der christlichen Moral, das jedoch ebenso wenig erschien, als eine Ausgabe von Philo's Schriften, zu welcher Geyser nach einer Notiz in der Allgemeinen Predigerzeitung (1790. S. 59) Bestimmung gemacht hatte.⁵⁾

(Heinrich Döring.)

GEYSSOLM I. (William), von den Franzosen auch Cheissolm genannt, ein gelehrter schottischer Prälat und heftiger Widersacher der großen Kirchenveränderung des 16. Jahrh., wozu er aus seinem Vaterlande verdrängt wurde. Geboren in ungenannten Zeiten, doch bei weitem früher, als von Einigen angenommen zu werden pflegt, stammte er aus einer angesehenen adeligen Familie Schottlands, der Geyssolme (ob aber aus der der Cromwells? ist weniger sicher), widmete sich dem geistlichen Stande und war jedenfalls schon ziemlich frühzeitig zum Bisthume von Dumblane in Schottland befördert worden, bevor aber dieses Hochamt während der politischen und religiösen Unruhen in Schottland bald wieder und bezog sich an den bereits durch Parteilungen zerrütteten Hof der Königin Maria Stuart, welche gleichwohl unter solchen Umständen die Protestanten verfolgte. Inzwischen war auch hier seines Weibens natürlich nicht Lange, weil auch die sabbatliche Königin in selbstverschuldete große Bedrängnisse gerieth, so daß sie unter anderen auch den heiligen Stuhl zu Rom um Beistand anprechen lassen mußte. Geyssolm dazu ausersuchen, oder vielmehr freiwillig dazu entschlossen, um den täglich immer gefährlicher werdenden Zuständen am königl. Hofe und im Lande ausweichen zu können, bezog sich als außerordentlicher Botschafter dieser Königin, nachdem er deren eben erst geborenen Sohn, den nachmaligen König Jacob VI., wie S. Warthe berichtet, aus der Taufe gehoben hatte, (1566) nach Rom, erhielt hier auf seine Bittgesuchen, daß die Königin an dem katholischen Glauben festhalten werde, die gewünschten Zusicherungen für dieselbe und trat in päpstliche Dienste, was jedenfalls der Hauptzweck seiner Reise dahin gewesen war, weil durch die vorhergegangene Ungunst der schnellen Veränderungen daheim für ihn keine befriedigenden Aussichten sich dort eröffneten. Von Pius V. seiner Eigenschaften wegen bald geschätzt, ward er durch diesen zum Vicar des Erzpriesterthums von Santa Maria Maggiore befördert und bald darnach um (1568) zum Bisthume von Vaisen in der Provence bestellt. Hier erwarb er sich das Vertrauen des päpstlichen Hofes während seines 16-jährigen Wirkens dadurch noch mehr, daß er seine Kirche gegen die Calvinisten des benachbarten Melphinates (Dauphiné) unerschrocken verteidigte; auch mittlerweile zum heiligen Stuhle zum Legaten in Schottland ausersuchen wurde, um den jungen König Jacob VI., seinen Parthen, im Schooße der römischen Kirche zurückzuhalten. Er lebte aber, von dem äußerst unsicheren Erfolge seiner Bemühungen überzeugt, auf seinen Bischofthum misgerügt zurück, und verließ — doch nicht als ungewöhnliches Beispiel unter den Männern seines Ranges — denselben gleich darauf (1584) mit Genehmigung des Papstes zu Gunsten seines Neffen William Geyssolm II. (f. d. Art.), um in der großen Karthause bei Grenoble dieses Ordens zu werden; er war damals aber

3) Vergl. Barmeister's Russische Bibliothek. 1. Bd. S. 500 fg. 4. Bd. S. 609 fg. 6) Siehe die Allgem. Deutsche Bibliothek. 116. Bd. S. 323 fg. 7) Vermischtes Schulmagazin. 2. Bd. 1. St. S. 212. 7) Vergl. Geyser's Nekrolog von Keres in dem Intelligenzblatt zur Leipziger Literaturzeitung. 1808. 29. St. S. 450 fg. Keres' Verken der Schleswig-Holsteinischen Schriftsteller S. 135 fg. 532. Otto's Verken der Dänischschlesischen Schriftsteller. 1. Bd. S. 493 fg. 1) Hiesig. Geschichtsschreiber der Universität Kiel. 2. Ab. S. 228 fg. 2) Kähler's Geschichte des Studiums der praktischen Theologie in Kiel S. 49. Keri und Charakteristik der seit lebenden theologischen Schriftsteller Deutschlands S. 58 fg. 3) Clifford's Nachtrag zur dänischen Literatur in J. C. Gatterers's Hist. Journal. 15. 24.

zuverlässig weit älter als erst 30 Jahre, weil er sonst den bischöflichen Stuhl zu Laufen schon in seinem 14. Jahre bestiegen haben und als 12jähriger Knabe mit wichtigen Aufträgen seiner Königin aus Schottland nach Rom gewandert sein müßte. Winder widerständiger, als diese Annahme, doch unbegründet ist die zweite, Geyssolem habe vor der Ausfertigung dieses Beschlusses jener damals in England gefangenen Königin eine Zittlung als Geschäftsträger in Rom erst gedeutet. Gernug er legte in genanntem Kloster das Karthäusergelübde ab, verlebte hier einige Jahre so drey und mehrertheil, daß er zum Karthäuserprior in Lyon erwählt, in gleicher Eigenschaft später im Kloster zu U. S. Fr. der Engel in Rom und endlich zum Generalprocurator seines Ordens befördert wurde. Als solcher starb er zu Rom am 26. Septbr. 1593. Sein Nachf.

Geyssolem II. (William), ebenfalls auch Cheisolem genannt, soll mütterlicher Seite mit den Stuart's verwandt gewesen sein, nur nicht, wie Franzosen behaupten, der Enkel von einer Schwestern (Stiefschwester?) Königs Jacob VI. von Schottland. Ebenfalls, wie sein Oheim, dem Dienste der römischen Kirche gewidmet und darum Vorkerkungen dabey ausgesetzt, nahm er 1581 als Auswanderer und Nachfolger W. Geyssolem's I. den Sitz auf dem bischöflichen Stuhle zu Laufen ein. Mit derselben Bildung, denselben Eigenschaften und Tugenden, wie dieser, versahen, machte er sich als bester Vorkfolger der französischen Reformisten bekannt und schrieb dancben gegen sie das jetzt nicht mehr bekannte Buch *Examen de la Foi Calviniste*, während der Papst auch ihn nach Schottland schickte, um den König Jacob VI. für die katholische Kirche zu retten, aber er mußte unverrichteter Dinge nach Laufen zurückkehren, worauf ihm, nach dem Tode des Bischofs von Carpentras, zur Belohnung seines Eifers die Verwalterung der päpstlichen Gesellschaft *Alma* in übertragen wurde. Geyssolem starb am 13. Decbr. 1629 *). (B. Huse.)

GEYSTENSIS *) (Bernardus), ein wahrscheinlich dem geistlichen Stande angehörnder satyrischer Dichter aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrh., über dessen Lebensverhältnisse man nichts Näheres weiß. Er schrieb in ironischen Versen einen aus zwei Büchern bestehenden Dialog, welchen er *Palmonista* *) (Schmeichler,

Schmarotzer) überschrieb und wherein er die schlechte Wirthschaft an den Höfen, die Verderbtheit des Hoflebens und das daraus resultir für die Fürsten selbst, als auch für die Unterthanen erwachsende Unheil in manchen treffenden Zügen schildert, obgleich der poetische Werth des Dialoges im Allgemeinen als sehr gering bezeichnet werden muß. Eine gute Ausgabe lieferte Christ. Daum unter dem Titel: *Bernardi Geystensis Palmonista, sive de vita privata et publica libri duo versibus leoninis scripti*; ex bibliotheca Thom. Reinesii nunc primum editi; ex bibliotheca Thom. Dammii, qui et duo carmina Walonis Britannii adjecta cum brevis notis *). Cygneae 1680. 8. Die erste höchst seltene Ausgabe: *Bernardi Palmonista, s. l. et a. (Utrajecti, c. 1473) F.*, sowie die zweite ebenfalls seltene: *Bernardi Geystensis alias Palmoniste de vita privata et publica libri duo versibus leoninus cum glossis* (Coloniae 1501. 4.) kannte Daum nicht und bezeichnete deshalb seine Ausgabe unrichtig als die erste. Das Gedicht ist auch in dem *Auctorium zu des Matth. Hiericus Illustrius Catalogus testium veritatis* (Cantopoli 1667. 4.) p. 1145 seq. abgedruckt. (P. H. Kuhl.)

GEZAHNTES BAND (Ligamentum denticulatum), heißen jene Verästelungen, welche seitwärts von der Innenseite der hartu Rückenmarkshaut zur Dorsfläche der das Rückenmark umhüllenden pia mater vortreten, und zwar zwischen den vordern und hintern Wurzeln der Rückenmarksnerven. Jedes Band besteht aus 20 bis 23 dünnstrichigen Fäden, deren Spitze an der dura mater liegt, die Basis dagegen auf der pia mater. Das Rückenmark wird durch die hirsutigen Bänder schwebend in seiner Lage erhalten (s. Rückenmark).

(F. W. Theile.)

GEZAHNTER KÖRPER (Corpus dentatum s. fimbritum), heißt die lamellenförmige und farselsförmig gestaltete, durch abwechselnde Einkinnungen nach zwei Seiten aus dem Durchschnitts zackig oder zahnförmig erscheinende graue Substanz, die sich im verlängerten Rinde in jeder der beiden Oliven, und ebenso in den beiden Hemisphären des kleinen Gehirns befindet (s. Gehirn). (F. W. Theile.)

GEZAHNTE LEISTE (Taenia dentata), heißt in der Anatomie des Gehirns jener horizontal von Vorn nach Hinten verlaufende und durch Einkinnungen gezahnte erscheinende graue Streifen, der vom Seume (Taenia s. Fimbria) des Ammonshorns bedeckt wird (s. Gehirn). (F. W. Theile.)

GEZÄHE. Die verschiedenen, zum Gebenbe trieben nötigen Werkzeuge nennt der Bergmann: Gezähe, Gezweg. Oben an steht hier das bekannte Bergmannsgeiz: Schlägel und Eisen. Das Schlägel ist gleichbedeutend mit Häufler, Hammer. Es wird bei der

ger, wie man gewöhnlich den nicht weiter vorkommenden Ausdruck überflüssig, sagt zu viel.

3) Ueber die Entstehung dieser Ausgabe findet man Näheres in dem Briefwechsel zwischen Daum, Reinesius und Hiericus in P. Burmann's Sylloge epistolarum a viribus illustribus acriptarum (Lugd. Batav. 1727. 4.) IV, 294. 408. V, 241.

*) Vergl. Saint-Beuve's *Gallia christiana* III, 1140, wo die beiden Prälaten Cheisolemus III. et IV. genannt werden, ohne daß der vollständigen Eigenschaft dieses Namens vorher mehr oder weniger zu finden, und Nouveau dictionnaire historique IV, 107 seq., worauf die beiden hierher gehörigen Artikel verweisen in das Dictionnaire universel historique etc. VII, 408 seq. übergegangen sind.

1) Aumetien auch Geystensis geschrieben, aber unrichtig, da sich Bernardus in seinem Gedichte selbst Geystensis nennt; vergl. über ihn J. A. Fabricius, *Bibliotheca latina* med. aevi p. 2001. — 620. Polye. Leyzer, *Historia portar. med. aevi* p. 2001. 2002. Christ. Saxe, *Onomasticon literar.* II, 313. 2. G. Th. Gräfer, *Leben der Vätergeschicht* II, 3, 826. 2) Eigentlich *Palmonista* von *palmar* (Streifen), vergl. die Vita S. Godefridi c. 3. p. 36 (Aet. 88. Juli II, 422), welche derselben Zeit und vielleicht denselben Ort (den Niederlanden) angeht; Petrus

Beinsarbeit, bei der Sprengarbeit, bei der sogenannten Schlägel- und Eisenarbeit gebraucht. Die Hauptmasse des Häufels ist Eisen, sie liegt im Mittel um das Auge, in welchem der Helm (Stiel) befestigt wird. Der Querschnitt ist hier quadratisch. Man sagt Handfäuskel, wenn derselbe 3 bis 5 Pfund, Treibe- oder Zimmelfäuskel, wenn es 6 bis 10 Pfund schwer ist. Das Handfäuskel hat in der Regel eine schlankere Form, als das Treibefäuskel, welches etwas gekrümmter ist; fast stimmen beide Formen meist überein. Das Eisen, Bergzeilen oder Gesteineisen ist in der Mitte, um das Auge am stärksten, läuft von hier in eine starke, rechtwinklig vierkantige pyramidale Spitze zu, hat oben aber eine vierkantige Wahn. Es hat ein Gewicht bis zu 2 Pfund höchstens, wird an einen langen, entweder ovalrunden, oder stumpfschaligen Helm (Stiel) befestigt, aber so, daß es leicht von denselben abgenommen werden kann, wenn das Eisen tief in das Gestein eingetrieben wird. Das Eisen wird zu den verschiedenartigsten Gesteinen gebraucht, noch denen sich also auch die Construction seiner Spitze richtet, welche bald stumpfer, bald schlanker ist, je nachdem das Gestein fest oder gebrüchlich ist. Gebirgische Gesteine im Gestein zu festen Gesteinen heißen alle diejenigen, welche mit Schlägel und Eisen bearbeitet werden, als: alle stark thonige, eisenhaltige, glimmerreiche und kurzfasrige Gesteine. Festes Gestein oder Sprenggestein ist dasjenige, welches am vorteilhaftesten durch Sprengen mit Pulver — die Sprengarbeit — gewonnen wird. Diese Arbeit ist in der Regel mit Schlägel- und Eisenarbeit verbunden.

Zu ähnlichem Gebrauche, als das Eisen, dient auch der Zimmel und die Brechhänge. Der Zimmel ist ein bald großer, bald kleiner, immer aber starker Keil zum Loosprengen des Gesteins; er wird in dasselbe mit dem Treibe- oder Zimmelfäuskel tief eingetrieben. Die Brechhänge ist ein langer, starker Eisenstab, unten etwas krumm, wie ein Ziegenfuß gebogen, damit die Gesteinswände losgeschoben werden können.

Zur Sprengarbeit, welche das Abbohren einer cylindrischen Röhre in dem zu sprengenden Gestein in sich begriff, auch Bohrer- und Schärarbeit genannt wird, dient folgendes Gezäh. Die Bohrer, achtseitige oder runde, eiserne, an der Schneide verästelte Stangen von verschiedener Länge und verschiedenartigem Durchmesser, sind hauptsächlich in der Gestalt der Schneide, welche von der verschiedenen Verschleißbarkeit der Gesteine abhängt, von einander verschieden. Die vorzüglichsten Arten sind: der Meißelbohrer mit bozenförmiger Schneide, für mildes Gestein; ferner: der Meißel mit zugespitzter gerader Schneide für Gestein von mittlerer Festigkeit; und endlich der Meißelbohrer mit gerader, stumpfer Schneide für das feste Gestein. Starke oder dicke Bohrer sind gewöhnlich 1 bis 1½ Zoll, dünne oder schwache Bohrer aber gegen ½ Zoll stark. Die Länge ist ebenso verschieden. Es gehören hier noch her: der Kreuzbohrer, aus zwei in einem rechten Winkel sich kreuzenden Meißelbohrern bestehend, wird in jähem und leutigen Gebirge angewendet. Der Kronenbohrer besteht aus einer trichter-

förmigen Glocke, welche in der Basis mit Backen versehen ist, durch welche der Bohrer das Aufsteigen einer Krone erhält. Er wird bei leichten Gebirgsmassen, oder auch, wie der Kreuzbohrer, zur Rectifizierung eines Bohrerlochs angewendet. Der Bergmann unterscheidet auch ein- und zweimännische Bohrer, je nachdem die Bohrarbeit von einem oder zwei Arbeitern verrichtet wird.

Bei der Sprengarbeit gebraucht der Bergmann noch den Kräger, die Kännmadel und den Stampfer. Mit dem Kräger, einer dünnen vierkantigen, am unteren Ende mit einem kleinen runden, horizontal abstrichenden Kessel versehenen Stange, wird das Bohrerloch gereinigt. Die Kännmadel besteht in der Regel aus Kupfer, sie läßt während des Besehens des Bohrerlochs eine Deffnung für die Pulverpatrone und das Zündrohr. Der Stampfer wird zum Verdrängen des Bohrerlochs gebraucht, hat daher stets einen geringeren Durchmesser, als das Bohrerloch; er ist glatt und rund aus Eisen, am unteren, etwas kelförmigen Ende aber aus Kupfer gearbeitet.

Milde Gesteine, als Thon, zusammengebackener Sand, milde Sandsteine, Brann- und Eitföschlein, Schiefer und dergleichen werden mit der Keithaue gewonnen. Es gibt verschiedene Arten von Keithauen; die gewöhnliche ist ein etwas gebogener, eiserne, an der Spitze verstärkter, etwa 12 Zoll langer Keil mit einem starken Nocken und länglicher, stark ausgefächelter Drehe versehen, am welches der 30 bis 35 Zoll lange Helm angebracht wird. Die Keithaue ist das Hauptgezäh des Strickleitbergmannes. Die Gesteinkeithaue, die Korb- oder Schieferkeithaue, die Schrammbau, Doppelkeithaue (Mandrill in England) sind Arten, welche je nach der Arbeit und der Festigkeit des Gesteins in Anwendung kommen. Letztgenannten nennt man solche Keithauen, welche nur in weichem, höchst Geringe angewendet werden. Bei sehr Erde, Sand, Lehm und dergleichen werden nur Schaufel und Krake als Gezäh gebraucht.

Das Gezäh der Hüttenleute begreift das Aufgeber- und Ofen- oder Schmelzgezäh in sich. Aufgebergerzäh nennt man alle solche Werkzeuge, welche zum Aufgeben der Brennmaterialien oder der Erze erforderlich sind, die Ofen-gezäh sind solche, welche zu den verschiedenen Arbeiten im Ofen gebraucht werden.

Die wesentlichsten Aufgebergerzäh sind folgende. Zum Auftragen der Erze und Kohlen dienen die Tröge, Füllhammer, Füllfässer, Aufgebelsäcken, Aufgebetrage und Kohlenförer. Schaufeln und Harke oder Rechen sind zum Füllen der Fässer, Körbe, Tröge oder Karren, zum Einbringen der verkauten Erze oder Kohlen. Das Sichtmaß ist ein vertical gebogener eiserner Stab zur Untersuchung der Tiefe der eingegangenen Sichten. Der Sichtmacher oder Sichtmesser macht den Aufgeber aufmerksam, wann die Sichten gefüllt werden sollen. Es gehört noch hierher eine Wage zum Abwiegen der Erzgütern.

Zum Ofen-gezäh gehören alle Werkzeuge, welche zur Herstellung der Schmelzräume oder Rösträume die-

nen. Vornehmlich gehört hierher: der Zumaschöfel zum Aufstoßen der Ofen und Herde; die Eisenfen ver- schiedener Größe zum Abfischen der Producte; ferner Kräger verschiedener Art, als die Schmelzkrage, Feuer- krage, Erzkrage, zum Ausräu- en der verschiedenen An- säße im Ofen, und zum Umräumen der Erze und Schlacke in den Flammöfen; der Formspaten, Kleb- span, um das Formloch oder den Formstein mit Lehm zu überstreichen. Der Formhaken, Formschädel, Form- weisel genannt, wird zum Ausräumen der in die Form fallenden oder fließenden Masse, auch zum Abstoßen der Raste gebraucht. Ausgußlöffel oder Schöpflöffel die- nen dazu, um von den geschmolzenen Massen aus dem Ofen oder den Vor- und Stichtiegeln nehmen zu kö- nen. Das Spurneisen ist zur Vorrichtung der Spur im Treibherde. Es gehören hier ferner her: der Spig- haken oder Ofenhaken, um die fest anliegenden Ofen- ansätze anzubereiten; das Stichtolz zur Bildung der Stichtöffnung; der Rührhaken zum Umrühren der Leche und Weis; der Schlackenbaken oder die Schlacken- gabel, Furtel, um die Schlacken und die Leche oder Steine abzugeben; die Formbrücke, zur Bildung der Rinne oder des Ristes; Zangen verschiedener Art und Größe; Reutermaschine, um den Roß abzureutern.

Außer diesen wesentlichen Gezeßsählen wendet man zu verschiedenen Zwecken noch andere an, z. B. bei der Amalgamation der Erze oder Schwarzkupfer, Trichter, zum Einfüllen der Wehle und des Quecksilbers, Schüsseln zum Verwaschen der amalgamirten Wehle etc.

(C. Reimw. vth.)

GEZELIUS (Georg), geboren 1736, gestorben am 24. Mai 1789 als Hofprediger in Stockholm, machte sich um die Literatur besonders verdient durch den von ihm herausgegebenen Försök til et biographiskt Lexic. öfver namnkunniga lärde och minnesvärde Svenske Män etc. (Stockh. 1778—1780. 3 Voll. 8. Supplem. Ibid. 1787. 8.). Dies Lexikon enthält, mit genauer Angabe der dabei benutzten Quellen biographische Nach- richten der berühmtesten Männer Schwedens, die seit Gustaf I. (1521) bis zum Regierungsantritt Gustafs III. (1771) sich in ihrem Vaterlande auszeichneten. An der Vollendung andernrätiger Arbeiten im Fache der Litteraturgeschichte, mit der er sich fleißig beschäftigte, ward Gezelius durch seinen frühzeitigen Tod verhindert *).

(Meinrich Döring.)

GEZEUGSTRECKE. Die Gezeugstrecken sind unterirdische scheinbar schräge Gänge, welche von einem Schachte oder einem Ueberfließbächen oder Abflüssen aus betrieben werden. Sie gehören zu dem Straßenbau, durch welchen die Lagerstätte der Erze etc. in verschiede- nen Tiefen untersucht und ausgetrieben werden. Im Mansfeldischen nennt man solche Strecken über dem Stollen: Feldstrecken, solche aber unter dem Stollen: Gezeugstrecken, im Gegensatz zu den Förderstrecken

(Läufe), welche nur zum Fördern gebraucht werden. Siehe den Artikel Grubenbau. (C. Reimw. vth.)

GEZIEGE. Geziege ist ein veralteter Ausdruck der Hüttenleute, Schmelter, welcher gleichbedeutend mit geschmeidig ist. Der Stein wird „geziege“, heißt, er wird geschmeidig, flüssig, er verliert seine wilde Ströbbarkeit. (C. Reimw. vth.)

GEZIERT, GEZWUNGEN (sprachlich.) Ursprünglich bedeutet das Wort geziert nur das Parti- cipium vom Worte zieren, d. h. äußerlich verschönern, pugen, schmücken; der Bart ziert den Mann! Eine Stadt ist geziert mit Kirchen, ein Garten mit Bild- säulen, ein Zimmer mit Gemälden. Doch ist das Wort zieren auch ein sogenanntes Reipreterium, sich zieren, d. h. auf eine gekünstelte, unnatürliche oder gezwungene Weise sich in Haltung, Gang, Mienen, Gebärden, Kleidung oder Worten darstellen:

„Schau an den Sauertopf, der sich so fromm kann zieren!“
Epig.

— — „Der Mund, der ohne Kraft und Geist
Sich künstlich ziert und nur die Zähne weis!“
Hagedorn.

Namentlich gehört hierher die Art und Weise, aus über- verstandener Wohlstandigkeit wider die eigene Neigung etwas zu thun oder zu lassen sich weigern, was mit ein auch als etwas Gefünsteltes, Erzwingenes erscheint, z. B. wenn man von einem Mädchen sagt, daß es sich „wie ein kleines Kind ziert.“

„Der Unzert stellen sich die Mädchen Mädchen strede,
Kein Mädchen, ziert sich so.“

Sacharid.

Meistens geht dies Benehmen aus der Einbildung von der eigenen Wichtigkeit hervor, welche dadurch noch ge- hoben werden soll; von solchen Personen sagt man, daß sie sich kostbar machen (wie die „Preciosa“ in Wiel- land's Amadis (vgl. Eberhard, Gruber's Synon. VI, 252). Davon dann die Bieerei, das Geziere, die Geziertheit, der Zierling, Bieraffe, Bier- puppe, Bierengel (d. h. ein Mensch, der durch Un- geschäftigkeit sich zu zieren, d. h. zu verschönern, in- fluiren zu können wähnt). — In der Literatur gehört hierher die gezierte, d. h. die gekünstelte oder affectirte Schreibart, die auch die gefuchte oder gezwungene genannt wird, weil sie im Gegensatz des natürlichen Flusses der Gedanken oder der Rede in künstlichen, weit her geholten Bildern u. dgl. sich ergiebt, sich überhaupt nicht so giebt, wie sie ist. Der psychologische Grund hiervon liegt ohne Zweifel darin, daß jeder Mensch, so- bald er nur irgendwie sich, wenn auch im eigentlichen Gegen- sinne des Wortes, ziert, d. h. seine äußerliche Er- scheinung verschönert, sich pugt oder schmückt, ein Zierleid, einen Dorn anlegt u. dgl. m., sich gleichsam zu einer höheren Potenz erheben fühlt, und sich eben deshalb nicht wie im natürlichen oder Werktätigkeitsgehen läßt, was denn nur zu leicht in Affectation ausartet. Beispiele hierfür bietet die Literatur aller Völker in ihren Uebergangsperioden zum classischen, z. B. der Zopf- styl unser deutscher Dichter vor Klopstock und Goethe.

*) Siehe Allgem. Literaturzeitung. 1789. Nr. 54. S. 506.
Haur's Neues historisch-biographisches Handwörterbuch. 2. Bd.
S. 436.

Den Gegensatz bildet die edle Simplicität, die wir besonders in der classischen Literatur bewundern, wie denn auch schon Seneca (epist. 40, 75) alles Gezierte und Gezungene in seinen Ausprüchen verurtheilt. „Die Rede, welche Wahrheit darstellen soll, sei nicht gesucht und künstlich im Ausdruck!“ und „wer spricht langweiliger als der, welcher immer schon sprechen will!“ In der neuen Zeit ist Michael Montaigne wegen des Ungezierten und Ungezungenen seiner Schreibart als wahres Muster anerkannt, wie er denn auch selber in seinen Essays oder Gedanken und Meinungen, Buch I. Cap. 25. 1. Vd. S. 345 der Vöthe'schen Uebersetzung sich sehr treffend hieüber ausspricht: „Die Sprache, die ich vorzüglich lieb habe, ist eine Sprache ohne künstliche Ziererei, aber von natürlichem Ausdrucke, gleichviel abgeschriebeu oder gesprochen, eine kräftige nachdrückliche Sprache, kurz und gedungen, nicht seerel karl, gekümmert und gekrümmt als andringlich und verzig.“

„Haec demum optet dictio, quae seriet.“
(Epitaph. Lucan.)

Lieber schwer als langweilig, ohne Affectation; ohne Kuthe, den Fingel der Regel leicht tragend und kühn. Jeder Wurf muß darin seine Stelle finden; sie muß nicht pedantisch sein, nicht mönchisch, nicht jugendverschierisch, sondern vielmehr soldatisch, wie Sueton die Sprache des Julius Cäsar nennt; ob ich gleich nicht recht einsehe, warum? Ich habe mit Fleiß diese Ungebundenheit nachgeahmt, die man an unser Jugend, in ihrer Art, die Kleidung zu tragen, wahrnimmt. Das trägt seinen Mantel quer über Brust und Rücken, läßt die Kuppe herunterhängen bis auf die Schultern und läßt die Strümpfe an Beine schlüpfen und das zeigt dann in dieser sonderbaren Pier und künstlichen Nachlässigkeit so ein gewisses stolzes Freiheitsgefühl. Ich finde diese Ungebundenheit aber noch besser angebracht in der Form der Sprache. Eine Affectation besonders bei der französischen Lebhaftigkeit und Freiheit kann einem Hofmanne wohl anstehen und in einer Monarchie muß jeder vom Adel nach dem Hofstane gekümmert werden. Deshalb thun wir wohl, ein wenig auf der Seite des Ungezungenen und des Kopsersens zu hinken. Ich habe ein Gewebe nicht gern, worin die Weberknoten und Nähte sichtbar sind, so wenig wie man an einem schönen Körper die Knoten und Adern muß zählen können. Die Werksamkeit, welche uns auf sich selbst zieht, thut den Sachen Gewalt und Unrecht. Sowie es bei unsern Kleidungen lindisch ist, sich durch irgend etwas Besonderes und Auffallendes auszeichnen, so ist es auch mit der Sprache, das Haschen nach neuen Wendungen und wenig bekannten Worten bezeichnet einen schwärzhaften lindischen Schach. Möchte mir doch nie ein ander Wort oder andere Redensarten entfahnen, als die man in der Residenz auf dem Fischmarkt versteht!“ — Das directe Gegenstück des Gezierten und Gezungenen ist das naive, d. h. dasjenige, was ohne alle Kunst und Zwang oder ohne Rücksichtnahme auf conventionelle Verhältnisse aus dem Innern hervortritt (nach Göthe's Definition: das Natürliche, welches ge-

fällt, im Gegensatz des Gemeinen als das Natürliche, welches misfällt), während das Gezierte, Gezungene davon Zeugniß gibt, daß man absichtlich eine Wirkung auf Andere damit herbeiführen will, liegt in der Natürlichkeit, daß sie mehr ausdrückt oder zu erkennen gibt, als ihr bewußt ist, was aber der Aufmerksamkeit Anderer nicht entgeht. Letzteres ist übrigens ebenfalls beim „Gezierten“ und „Gezungenen“ der Fall, welches auch dem Spruche des Dichters verfallt:

„Man folgt die Absicht, und man ist verstimmt.“

(Dr. K. H. Scheidler.)

GEZIMMER. Gezimmer ist ein veralteter bergmännischer Ausdruck für Zimmerung. Man nennt Trag, Stempel, Böcher, Einstich, Spreizen u. s. w. Gezimmer in Schächten. Der alte Ausdruck: das Gezimmer hat einen festen Fuß, will sagen: die Zimmerung hat ein gutes Fundament.

(C. Reinert.)

GEZO von Tortona (Verthouensis), ein theologischer Schriftsteller des 10. Jahrh., von dessen Lebensverhältnissen man Nichts weiter weiß, als daß er der erste Abt des Benedictinerklosters zum heiligen Martinianus zu Tortona, welches Gesebrand, Bischof von Tortona, um das Jahr 960 erbaut hatte, war und sich durch sein wissenschaftliches Streben auszeichnete. Er schrieb ein Werk über die Eucharistie (*De corpore et sanguine Christi*), welches jedoch nicht viel Gewandtheit enthält, sondern nur die Meinungen sowohl der älteren Väter der Kirche, als auch insbesondere die des Paschasius Radbertus wörtlich wiederbringt. *Trh. Ma-* biden hat zuerst die Verreder und das Inhaltsverzeichnis (in dem Museum Italicum [Paris. 1687. N. Ed. 1724. 4.] Tom I. P. 2. p. 89—95, vgl. P. I. p. 205) und Lud. Ant. Muratori (in seinen *Anecdota latina*, [Mediolani 1698. 4.] Tom. III, p. 239—240) das vollständige Werk, mit Hinzufügung jedoch der früheren Schriftstellern wörtlich entlehnten größeren Theile, herausgegeben.

(Ph. H. Kälbe.)

GEZUNGE bezeichnete früherhin dasselbe, was wir jetzt mit dem Fremdwort Ration ausdrücken, und sollte um so mehr wieder in Gebrauch kommen, als einzeln jenes Fremdwort etymologisch sich nur auf die physisch gemeinsame Abstammung eines Volks bezieht, Gezung dagegen von der künftigen Verbindung des Wortes Zunge (die schon in der heiligen Schrift sich findet, 1 Mos. 11, 1 und viele andere Stellen, Marc. 16, 17; 1 Kor. 13, 1; 14, 2 sq.; 1 Th. 5, 9) als Sprache sehr treffend das Grundverhältniß der Volkstümlichkeit in geistiger Beziehung andeutet, nämlich die gemeinsame Sprache, die erst ein Volk zu einem wahren solchen macht, wie dies Fichte in der achten seiner herrlichen „Reden an die deutsche Nation“ so treffend ausgesprochen hat (S. 118 sq.). Wir finden jenen urzeitlichen Ausdruck u. A. in einer merkwürdigen Aufschrift der Röhre der Kurfürsten auf dem Reichstage zu Regensburg 1454, als gegen die Türken gerufen werden sollte, gebraucht: „Unser gnädige Herren (die Kurfürsten) sind des auch sunder allen Zweifel, das

heiliges Reich in dem würdigen löblichen teutschen Ge-
zungen sei von Gnaden des allmächtigen Geistes in dem
Vermögen und Kräften weil, daß sie der oder dergleichen
Widerwärtigkeit des heiligen christlichen Glaubens wol
widerstehen und sich der erwehren und aufhalten mögen;
auch daß darzu zu thun die Unterthanen des heiligen
Reichs teutsches Gezunges, also wol und daß geschieht,
auch vermögender sein an Reide, Lenden, Renten, Städten,
Schlossen, Buchten, Mannheuten und allem dem, das
zu der Wehre gehöret, denn einige ander Gezungen an
sie stoßend, welches auch das sei. Aber dagegen ist es
leider in dem heiligen Reich so gestellt und der Geher-
sam so gar vergangen, daß ein jeglicher Fürst im teutschen
Gezunges sein Gewalt und Macht selts wol bedarf,
auch haben und immerdar mit wehrender Hand sehn
und gesicht sein muß, sich und die seinen Lande und
Leute selber und mit seinen guten Freunden zu beschir-
men se. — Darumb wir und männiglich sichtlich sehen
sehn, daß das heilige Reich, das denn in vergangenen
Zeiten die gruntesten Teutschen se männlich und löb-
lich an sich bracht haben, durch selich Weken in groß
Berzagnisheit und Abnehmung kommt.“¹⁾ „Zeitlich ist
seit jener Zeit das teutsche Volk fort und fort von seiner
Hebe als „Gezunges“ herabgekommen, und seit einem
halben Jahrhundert (seit der ganz widerrechtlichen und
schmachvollen Aufhebung des teutschen Reichs im Aug.
1806) keine Nation mehr im Sprachgebrauch des
Völkerrechts, da der teutsche Völk kein Staat, kein
Bundesstaat ist.“²⁾ Doch darf die Hoffnung nicht
aufgegeben werden, daß wir post varum casus et tot
discrimina rerum doch endlich wiederum ein Gezunges
werden; nunquam de republica desperandum! (Vgl. v.
Art. Gewohnheit am Schluß.) (Dr. K. H. Scheidler.)

Gezungen f. Geziert.

GEZZA DE RUFINIS (Philippus), stammte aus
der angesehenen römischen Familie de' Rufini, trat zu
Rom in den Orden der Predigerordens, lehrte hier die
Theologie mit Beifall und zeichnete sich aus besonders
durch seine Gabe der Predikantentätigkeit aus. Ueberdies auch
apostolischer Penitentiar im Vatican war er von
Clement VI. endlich, obwohl schon vor 1348 (denn im
Mai d. J. bekleidete er bereits diesen Posten), zum
Bischofe von Viterbo im Königlich päpstl. Befördert
worden. Von hier rief ihn nach fast 20jährigem Warten
Papst Urban V., der eben erst, doch nur auf kurze Zeit,
seinen Sitz von Avignon nach Rom verlegt hatte, am
6. Novbr. 1367 als Bischof von Tivoli in seine Nähe.
Als nun nach Gregor's XI. Tode, der nur kurze Zeit
in Rom residirt hatte, das Uebergewicht der französi-
schen Cardinale im Conclave befürchtete, es werde
abermals einer ihrer Landleute auf den heiligen Stuhl
erhoben werden, brachen bei der neuen Papstwahl im
April 1378 heftige Unruhen zu Rom aus, während

welcher das Conclave bestimmt wurde. Gezza mit zwei
andern Bischöfen zur Verwahrung des Conclaves bestellt,
konnte dem ungesunden Eindringen des beröckten
Volkes nicht widerstehen, sodaß die furchtsamen und zwei-
felhaften Cardinale in dem Erzbischofe von Bari, Bo-
thelmo Prignano, eine erzwungene trösten. Nach-
dem aber dieser unter dem Namen Urban VI. den päpsti-
chen Thron bestiegen und sich durch neue strenge An-
ordnungen wie durch die Wahl Tivoli's statt Agnoli's
wie es die Cardinale wünschten, zu seiner Summe-
rung, Tivoli zu Feinden gemacht hatte, schuf er am
18. Septbr. 1378, nachdem ihm jene den Hofraum
aufgesucht hatten, 29 Cardinale, unter welchen sich
auch der Bischof Philipp Gezza von Tivoli als Cardi-
nalpriester befand. Zwei Tage darnach wählten die in
Tivoli zusammengetretenen alten Cardinale den Cardi-
nalbischof von Cambrai (Clement VII.) zum Gegen-
päpste, der seinen Wohnsitz in Neaplen aufsuchte und
durch verführerische Anträge die Italiener für sich zu
gewinnen hoffte. Allerdings waren mehrere Städte in
ihrer Treue zu Urban schwankend geworden, sodaß dieser
sich der Truppen und der Biscaglia's der ihm rüf-
rigen ergebenden Prälaten bedienen mußte, um die Italiener
in Schranken zu halten. So wurde denn von ihm 1379
der Cardinalbischof Gezza zu diesem Besuche zum apo-
stolischen Legaten durch ganz Italien ernannt; und dieser
verstand auch durch sein öffentliches Auftreten die Städte
Tifa, Anagni und Rom in ständlicher Ergebenheit für
Urban zu erhalten. Sodann erhielt er von demselben
bald auch in große Geldverleihen gethanen Papste
mit dem Cardinalbischofe Urhni am 10. Mai 1380 noch
die Vollmacht, demselben und unterpäpstlichen Kirchengäulern,
mit Ausnahme der Schloßer, zu verkaufen und den
Erlös davon in seiner Vertheilung zu verwenden.
Indessen starb Gezza noch in demselben Jahre und nicht,
wie Tentonia angibt, erst 1384, weil sein Bischof Tivoli,
nach Agnoli's Angaben, schon damals wieder be-
setzt werden war. Nach demselben Schriftsteller wurde
sein Leichnam zu Rom in der Kirche S. Sabina auf
dem aeneischen Hügel beigesetzt.

Die römischen Schriftsteller rühmen seine Kennt-
nisse, seinen festen Charakter und seine starke Willens-
kraft, ohne welche persönliche Eigenschaften er unter den
Stürmen der Papstwahl Urban's VI., dem er eifrig er-
geben war, sich nicht hätte halten und anhängen könn-
ten. Man weiß bis jetzt nicht, wie er zu dem Namen
Gezza, unter welchem er in der Literatur bekannt ist,
gekommen sein mag, da er eigentlich de' Rufini heißen
müßte, wie auch die gelehrten Mönche Quetif und
Gard es thun und jenen nach Anleitung der Schriften
des römischen Epistels als falsch vermerken. Allein
der von ihnen selbst für zuverlässig getragene Abt Michael
Giustiniani (Justinian) nennt ihn gleichwohl in seinem
Werke Vescovi di Tivoli (Rom 1665 in 4.), auch
Gezza und Agnoli stimmt ihm ziemlich unbedingt bei.

1) Siehe Preller in Allgem. Monatschr. (Juli 1850.) Rom.
1. Hülfe S. 270 ff. 2) Bergl. Scheidler in Bran's
Tiverno. 1851. Publ. Romes, und 1856. Sept. („Preuß.-
deutscher Erinnerungen.“)

1) Bergl. Steph. Rostit Vitae paparum Avenionensium. I.
1207 seq. 2) Siehe oben Scriptores ordinis predicatorum
recensui 1. 682.

Die Schriften übrigens, welche Gezza in Handschrift hinterlassen hat, sind in octo libros physicorum Aristotelis commentaria und Constitutiones synodales pro ecclesia Tiburtina, welche Werke noch zu Anfang des vorigen Jahrh. zu Livori verwahrt wurden; dann noch — unstreitig das wichtigste von ihm — die Acta legationis Italicae, aut etiam scripta pro jure Urbani VI. tuendo, worin er als apostolischer Legat seine kräftige Wirksamkeit in Italien zu Gunsten dieses Papstes gegen Clemens VII. erzählt. Dieses Werk soll im Vatican aufbewahrt werden. (B. Röse.)

GEZZELIN oder GITZELIN, ein in der Diözese Köln eifrig verehrter Heiliger, von dessen Lebensverhältnissen man aber Nichts weiter weiß, als daß er bei dem Dorfe Schlebusch (Regierungsbezirk Düsseldorf, episcoper Kreis) die Schwärze hütete, daß einst, als er eine Wallfahrt nach Aachen unternahm, seine Herde, welche er der Obhut Gottes empfahl, während seiner Abwesenheit von einem alten Dorfwehruhen völlig unbekanntem Manne bracht wurde, und daß ihm in der Stunde seines Todes die Umstehenden versprechen mußten, seinen Körper unter der Dachtraufe der Kirche zu begraben. Der Ruf seiner Heiligkeit verbreitete sich schnell und man suchte gegen mancherlei Krankheiten an seinem Grabe Hilfe. Später wurden seine Gebeine in einer von Heinrich von Reuschenberg, Ritter des teutschen Ordens, erbauten Kapelle beigelegt. Unter dem Altare dieser Kapelle (gewöhnlich Gieselskapellen genannt) sprudelt eine wasserreiche Quelle hervor, welche jetzt noch in Verbindung mit Gebeten zu dem Heiligen von den Bewohnern der Umgegend als Heilmittel gegen Ausfall und andere Hautkrankheiten betrachtet wird. Gezzelin, welchen man gewöhnlich mit einem Hirtenknoß und zwei Schmelnen abgebildet sieht, lebte wahrscheinlich im 13. Jahrh.; sein Andenken wird am 6. August gefeiert. Man verwechselt ihn auch oft mit Schegelo, einem Einsiedler, welcher im 12. Jahrh. bei Luxemburg lebte und an demselben Tage verehrt wird. (Ph. H. Kühb.)

GFALA oder GFALL (Johann), ein geschätzter Architekt-, Theaterdecorations- und Distichmalen zu Wien im 18. Jahrh.). Geboren zu Kaues im tyroler Brixental am 7. Oct. 1725 legte er den ersten Grund zur Malerei in seinem Geburtsorte, die weitere Ausbildung in derselben aber erwarb er sich in der f. l. Akademie der bildenden Künste zu Wien und wurde hierauf als Zeichenlehrer bei dem eben erst am Rennwege errichteten Waisenhaus beßetzt; mit diesem Posten jedoch bald unzufrieden geworden, begab er sich, denselben wieder aufgebend, zu dem Theaterarchitekten und Maler Anton Dickiana daselbst, unter dessen Leitung er sich

in der Architektur- und Decorationsmalerei übte und dabei die praktische Baukunst studierte. Nachdem er sich 1750 mit der Zeichnung eines Hoftheaters den Preis bei der oben erwähnten Akademie erworben hatte, ging er auf Reisen nach Teutschland, Italien und Frankreich und schloß sich alsdann zwei Jahre lang an den königl. Architekten und Maler Servandoni zu Paris an, unter welchem er sich vollends vervollkommnete. Nach Wien endlich zurückgekehrt, fertigte er einen mit Delfarbe gemalten Triumphbogen als Aufnahmestück für die dasige Akademie der bildenden Künste, welche ihn auch 1757 zu ihrem Mitgliede ernannte. Gfall wußte sich durch die Genauigkeit und Richtigkeit seiner architektonischen Zeichnungen, nach welchen jeder Baumeister unschwer arbeiten lassen konnte, einen ausgebreiteten Ruf zu verschaffen, lebte aber ausmüthiger Berufsungen, so als Theatermaler nach Petersburg, ab und blieb zu Wien, wo er schwerlich schon 1770 gestorben sein konnte, da er noch im J. 1771 für die dasige Kunstsammler die heilige Dreifaltigkeit im Baderfeld, grau in grau gemalt hatte. Er starb vielleicht in höherm Alter, doch in unbekanntem Jahre, wenn nicht schon 1790, da man 1808 wirklich noch nicht wußte, ob er gestorben sei.

Zu seinen verbindlichen Kunstwerken werden gerechnet 1) eine Prospectmauer am Hochaltare in der Kirche der Augustiner zu Brugg an der Leitha in Niederösterreich und eine andere in der dortigen Pfarrkirche; 2) die Kapelle im Schloße zu Röh; 3) die Frescogemälde und ausgezeichnete Altarblätter am Hochaltare in der Paulinerkirche zu Vernald; 4) vier Stüde, betreffend die Illumination, Feuerwerke und andere bei der Vermählungsfeier der Erbkönigin Maria Antoinette mit dem Dauphin von Frankreich veranstalteten Festlichkeiten für den französischen Botschafter, Marquis von Durfort. 5) Die unbedeckte Empfangnis Maria zu Karlsbad in Ungarn, die Kapelle aus dem Schloße zu Presburg und die Frescogemälde des Sanctuariums in der Pfarrkirche zu Göß am neuwäldter See; 6) der große Pfandofen, die Gortinen und Decorationen im neu erbauten Theater zu Laibach; 7) die Decorationen des Theaters und mehrers Andere zu Klagenfurt, gleichgiltig eine Kapelle mit Architektur und dem heiligen Antonius für das dortige Franziskanerkloster; 8) die Bildwerke in der Bibliothek des Stiftes Wirtzing bei Klagenfurt, besonders in deren Mitte das große Feld und zwei Bogenstücke mit zwei kleinen Feldern, sowie auch den Speisesaal daselbst in Fresco mit biossigen Historien; 9) das triumphirende Rom, perspectivisch gezeichnet in einer Nische an einer Mauer aus dem Walle zu Paris, nebst zwei Stützen; endlich 10) ein ausgezeichnetes Plan zur Verschönerung und Erweiterung der kaiserlichen Hofburg zu Wien, durch welchen dieselbe, wäre er ausgeführt worden, nach dem Urtheile der Kunstichter, eine der schönsten Residenzen Europa's gemeldet wäre). Im Uebrigen hat Quirin March nach ihm

3) Benutzt wurden außer den angegebenen Schriften noch Ghelli, Italia sacra I, 2. 218 seq. und VI, 501 seq. ac. 26.

1) Der Artikel über diesen Künstler in der Oesterreichischen National-Encyclopädie II, 368 ff. gibt demselben ausnahmsweise den Zusamenen Anton, was sich sonst, außer bei Pispowsky, nur ihn nach der bekannten Ausdrucks der Kaiserlicher Kisten Gsall schreibt, nirgends wieder findet. Auch Gsall der Zögling gerechnet in seinem Wägen. Künstlerlexikon I, 435, sowie Ragoles V, 135 ff. kiet den Vornamen Johann an diesem Künstler.

H. Gsall. d. W. u. A. Gsall Section. LXVI.

2) Vergl. außer den oben genannten Werken noch die Lucas'sche Bildersammlung II, 304—306 mit 3. G. Wenzel's Teutischem Künstlerlexikon I, 288 ff.

zwei Blätter große Colonnaden und Perspectiven in groß Quart gehalten“). (B. Röse.)

GHADAMES, nordwestlich von Fezzan, eine isolirte Oase und Stadt, die gleichsam einen Ruhepunkt zwischen den Barbareskenstaaten und dem Lande der Schwarzen bildet. Durch eine große Anzahl Handelsstraßen wird es mit Tripoli, Gabes, Tunis, El Med, Tiat, Tombuktu, Ghart, Tano und Fezzan verbunden. Die Stadt dehnt sich mehr in die Länge als in die Breite und zerfällt in sieben Quartiere. Die drei ersten Quartiere Zargan, Tinguet, Tferera bilden den Stamm Beni-Ugib; drei andere (Zasfa, Beni Derar, Beni Wajer) den Stamm Beni Ueb; das siebente Quartier bildet die Vorstadt und gehört den Uled Bilal, Arabern vom Stamme Sinana; diese sind die Kameltreiber und Beschützer der Karavane der Stadt, welche wenig Rath bekühen.

Das Wasser wird an die Bewohner der Stadt vertheilt. Die Quelle ist durch eine gemauerte Leitung in ein Rassin geführt, das den Namen Masrat el Gaddas, das ist Brunnen des Eimers führt. Ueber dem Rassin ist eine Kuppel aufgeführt und hier hängt ein kupferner Eimer, der unten ein Loch hat. Dieser Eimer entleert sich in einer bestimmten Zeit und darnach richtet sich die Bewässerung. Jedem Grundstücke ist seine Zeit zugemessen. Da fünf Kanäle von der Quelle ausgehen, so können fünf Grundstücke gleichzeitig bewässert werden.

Bis 1843 wurde Ghadames durch einen Rath verwaltet, dessen Mitglieder aus den verschiedenen Quartieren genommen waren; zu dem gab es auch geschriebene Gesetze. Der Pascha von Tripoli schickte alle Jahre einen Mann unter Eskorte hin, um den Tribut von 300 Miskal Goldstaub (etwa 3000 Francs) zu erheben. Im J. 1843 wurde der mit der Erhebung Beauftragte auf dem Wege ermordet. Der Mörder fand Zuflucht zu Ghadames. Nun schickte der Pascha Truppen und ließ die Summe von 40,000 Miskal Goldstaub erheben. Seitdem stehen stets 100 Mann türkische Truppen dort, und die Stadt muß jährlich 2500 Miskal Goldstaub zahlen. (H. E. Hässler.)

GHAIN, von Andern auch Kain geschrieben, eine Stadt in Persien im Districte Zerbidschan der iranischen Provinz Kuchistan gelegen, unter dem 77° 2. 33' nördl. Br., hat ein Schloß und mehrere Fortifikationen. Der Ort hat als Verfestigung in der Geschichte der Affassinen eine unwichtige Rolle gespielt, woraus folgende Elemente hervorzugehen sind. Um das Jahr 1100 n. Chr. Geb. bemächtigten sich die Affassinen Ghain's und vertheilten es den persischen Provinzen des Ordens ein. Großprior wurde dasselbst Reis Rodasfar unter Hassan II., dem Sohne Ruhammed's, des Sohnes Bafür-Somid's. Kuchistan ist gleichbedeutend mit Diebstahl, wovon Hassan Ben Saba den Namen Schich-el-Diebstahl (nicht: der Alte vom Berge, sondern: der Herr des Diebstahls) führte. Unter Wangu-Khan, dem dritten Nachfolger Dschengis-Khan's, überzog ein Lärarenheer mit dem Bruder Wangu-Khan's, Pulagu an der Spitze, das Reich der

Affassinen, und von den über hundert festen Plätzen, die sie in Persien und Syrien besaßen, fiel Ghain mit andern Schloßern, z. B. Lun, Lamsir, Alamut (der Hauptstadt) unter dem letzten Großmeister Ruchschdin Ebar-schah, einem unfähigen Regenten, im Jahre 1257 n. Chr. Geb. Aus Ghain stammte auch Dschelali, der Sohn Ruchschmeddin's und Enkel Amadebbin's, der von dem Sultan Schahroch, Sohn Timur's, abgehandelt wurde, um den Glaubenszustand der Provinz Kuchistan zu untersuchen. Er trieb daher Alkain, oder von seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte Herat Alkairati. Die Resultate seiner Erforschung der ismaelitischen Ketzerei, welche immer noch nicht ausgerottet war, legte er in dem Buche Nassab-ol-muluk (d. h. Rathschläge für Könige) nieder. Es befindet sich im Manuscripte auf der f. l. Bibliothek zu Wien Nr. 163. Der Geschichte der Affassinen widmete eigene Untersuchungen, außer den zerstreuten Angaben, nach denen sie in den Kreuzzügen erwähnt werden: Johanes Philipp Lorenz Witbof, Das muslimbörderische Reich der Affassinen. (Leipzig 1765. 8.) — Joseph von Hammer, Die Geschichte der Affassinen aus morgenländischen Quellen. Stuttgart und Tübingen 1818. 8. — Zu der von letzterem angeführten sehr reichen Literatur dürften noch folgende Monographische Behandlungen dieses Gegenstandes nachzutragen sein: Silvestre de Sacy, Mémoire sur la dynastie des Assassins et sur l'origine de leur nom. v. Annot. d. voyages, VIII, 1800. pag. 323. — Silvestre de Sacy, Mémoire sur la dynastie des Assassins et sur l'origine de leur nom. v. Acad. d. Inscript. IV, 1818. pag. 1. Vergl. Ismaeliten.

(Dr. F. L. Bösigch.)

GHALJA *) (غالية) oder Ghulä, d. i. Ueberreiter (Ultras), wird ein Zwerg der Schützen genannt, welcher die bei allen Schützen sich findende hohe Verehrung Ali's und seiner Nachfolger, der Imäme, so weit treibt, daß er ihnen göttliches Wesen beilegt. Ueberhaupt haben sie die mystischen Lehren der Schia weiter ausgebildet. Die meisten Secten der Ghäläie lehren, daß der göttliche Geist, der in Ali war, sich nach seinem Tode auf seine Nachfolger forterpflanzt habe, bis er in einem derselben stehen geblieben sei. Wer dieser letzte Imām, dessen Wiederkunft zum endlichen Siege d. r. Wahrheit sie Alle erwarten, sei, darüber stimmen sie nicht überein. Einige bleiben sogar bei Ali stehen und behaupten, daß derselbe gar nicht gestorben sei. Einige lehren, daß eigentlich Muhammed den Auftrag bekommen habe, die Menschen zu Ali zu bekehren, daß er sie aber zu sich berufen habe. Und hiermit nicht zufrieden, behaupten diese, daß Ali wirklicher Gott (d. i. eine Erscheinung Gottes im Fleische) sei; Andere dehnen diese Gottheit auch auf Ruhammed aus, indem sie ihn zum Theil über Ali, zum Theil unter ihn stellen. Zu zum Theil erkennen sie auch Fatima, Hasan und Husain als

*) Siehe J. G. H. Reuzel's Sammlung der Kupferstücke u. f. m. (Dordrecht 1838.) II, 296.

*) Nach Schahr-Bāni's كتاب الملل والنحل ed. Curreton 139 seq.

göttlich an, indem sie meinen, daß diese fünf Einsien und auf gleiche Weise an der Gottheit Theil haben. Einige der Ghālīja lehren geradezu die Seelenwanderung. Meistens stellen sie sich, nach einer auch bei andern Kabbalisten sich findenden Lehre, Gott als körperlich und räumlich dar. Aus allem diesem sieht man, daß die Ghālīja eine durch die Berührung mit christlichen und andern fremden (s. B. persischen) Religionsideen fast ganz aus dem Islām herausgetretene, überspannte Sekte sind. Uebrigens stehen die sehr zahlreichen, sich mannichfach widersprechenden Zweige der Ghālīja in keinem innern Zusammenhang. Einige haben sich kaum aus dem Schooße der allgemeinen Schīa losgetrennt. Mehrere sind dadurch entstanden, daß irgend ein Schwärmer als Vertreter für einen Nachkommen Alī's, der für den Imām galt, austrat, aber die Verehrung gegen ihn so weit trieb, daß dieser selbst nicht umhin konnte, den zu eifrigen Anhänger von sich zu weisen, und ihn so zwar, Stifter einer eigenen Sekte zu werden. Da der Punkt, um welchen sich bei den Ghālīja Alles dreht, das Imāmat ist, so sind die Streitfragen, welche die übrigen Sekten des Islām besonders beschäftigt, hauptsächlich der Streit über Fatum und Willensfreiheit, von ihnen wenigstens behandelt, und finden sich daher sowohl die Lehre der Fatalisten, wie die der Gegner (Mutazila) bei ihnen verbreitet. Ueberhaupt konnten diese Fragen, zu deren Entscheidung es philosophischen Nachdenkens bedurfte, bei diesen Phantasten nicht in den Vordergrund treten, denn Philosophie findet sich bei ihnen so gut, wie gar nicht, da die Träumereien des Al Kāfil, der sich selbst für den Imām hielt, den Namen Philosophie nicht verdienen. — Zu bemerken ist noch, daß von den Lehren der Ghālīja nicht nur Manches in die der jetzt herrschenden Schīa überhaupt übergegangen ist, sondern daß sich in Persien noch wirkliche Nachfolger jener finden, welche den Alī als Gott verehren. (Th. Nöldeke.)

GHARIANBERGE (die), zwischen der kleinen Syrte und der großen, welche Oschan al Kabrīl, das ist Meerbusen des Schwefels, genannt wird. Sie bilden einen Bergzug, der die afrikanische Küste begleitet und bei heiterem Wetter von der Stadt Tripoli aus, von der sie 12 geographische Meilen südlich entfernt sind, gesehen werden kann. Er besteht aus einer Reihe hoher, schwarzer Hügel, zwischen denen enge Pässe und Schluchten zu den höher liegenden angebauten Ebenen führen. Das Gestein der Kette ist ein höhlenreicher Kalkstein, in welchem einzelne Wohnungen und ganze Dörfer ausgehauen sind; auf der Nord- und Südseite bricht Basalt bald in mauerförmigen Klüften, bald in Säulen hervor, während einige der höchsten Spitzen (höchstens 1500 Fuß hoch) eine Kegelgestalt haben. Dschebel Fīstā und Gharian heißt der Zug in seiner westlichen, Dschebel Tarhunah in seiner östlichen Abtheilung, die nicht fern vom Ras Wīdīrah (Cap Misuraba der Europäer) gegen eine große Salzmark der westlichen Küste der großen Syrte abfällt. Dieser Bergstrich liefert den besten Safran, Gerste, Datteln, Obst, Weinstock.

Der Gharianpaß, etwa 35 engl. Meilen von Tripoli nahe an dem 2800 Fuß hohen Berge Zefut.

(H. E. Häusler.)

GHASSANIDEN 1). Schon seit langer Zeit waren aus Arabien, welches den Ueberfluß seiner wilden Söhne nicht gut ernähren konnte, manche Stämme in die benachbarten Wüstenländer ausgewandert. So hatten sich verschiedene Stämme in der syrischen Wüste niedergelassen, von deren Geschichte wir jedoch wenig wissen, als einzelne verwirrte Namen. Zwar waren diese Araber meistens von den Beherrschern des Landes abhängig, aber, wie fast stets bei kriegerischen Nomaden, beschränkte sich die Abhängigkeit darauf, daß sie, so lange es ihnen beliebte, die Grenzen gegen die Einfälle ihrer eigenen Brüder schützten und etwa eine geringe Abgabe zahlten. Um das Jahr 200 n. Chr. Geb. stieg sich in der Ebene von Buēra (Bostra) eine neue Araberschaft an, welche einen Theil der durch den berühmten Bruch des Damms von Maarib (مسيل العرم), der ältesten Epoche arabischer Geschichte, zur Auswanderung gezwungenen Jemenenser bildete. Diese, welche von einem Leide, Namens Ghassān (غسان), der nach Einigen zwischen Jemen und Hidschāz 2), nach Andern zwischen Hidschāz und Syrien lag und bei dem sie eine Zeit lang sich gelagert hatten, gewöhnlich Ghassāniden genannt werden, unterwarfen sich Anfangs den in Syrien unter Roms Oberhoheit herrschenden Stämmen und wurden selbst mit Waffengewalt zur Bezahlung von Tribut gezwungen, erlangten jedoch nach geraumer Zeit, veranlaßt durch die Hellenheit des Dschidh (جذع), der den Tributsammler erschlug, erst die Unabhängigkeit und dann die Herrschaft (das Phylarchat) über samitische syrische Araber.

Dem Emir Thaalaba (ثعلبة), der von den Römern ohne Schwierigkeit als Phylarch anerkannt ward, folgte bald ein anderer Thaalaba aus der Familie Dschaf-nā's, welche, schon lange sehr angesehen, fortan die Herrschaft behielt. Dschidh zog sich wahrscheinlich aus Erbvergnügen über seine Nichtwahl mit den Familien der Söhne Aus und Ghazradh (بنو خزرج و بنو اوس) nach Jathrib (Medina), und trennte sich so von dem ghassanischen Stamme. Da von den Nachfolgern Thaalaba's, nach der wahrscheinlichsten Rechnung 29 an Zahl, nur wenige geschichtliche Angaben bekannt sind, so werden wir nur die künftigen anführen, von welchen wir sichere historische Ereignisse von einiger Wichtigkeit wissen, indem wir auch die sehr ungewisse Zeitrechnung wenig berücksichtigen. Das Wichtigste aus dieser Geschichte

1) Nach Abulf. Hist. anteq.: Ibn Kulaib's Kitāb al-ma'ārif; Bekke's, Primae lineae hist. regn. Arab.; Caussin de Perceval, Essai sur l'hist. des Arabes Tom. I. Abulfedh gibt nur eine trockene Namensaufzählung; Ibn Kulaib hebt nur das Verdienste hervor; Bekke hat die Erzählungen dieser beiden und weniger Andere vereinigt, am ausführlichsten ist C. de Perceval, der viele und ungewisse Quellen zusammengeleitet hat.

2) Nach dem türkischen Schmäus s. v. غسان in Jemen selbst.

ist ohne Zweifel die Annahme des schon früher den syrischen Arabern bekannten Christenthums, welches zwar, da die arabischen Schriftsteller schon den ersten Ghassanidenfürsten die Anlegung von Klöstern zuschreiben, schon früh von den Fürsten, aber wol noch nicht vom ganzen Volke angenommen ward, da wir bei den Bewohnern von Medina, welche sich um 300 trennten, später keine Spur des Christenthums finden. Uebrigens waren damals, wie E. de Perceval⁵⁾ aus den Zeugnissen der Historiker nachweist, die Ghassaniden nicht über alle Araber Syriens Herrscher, sondern hatten neben sich noch einige andere Phylogen.

Nicht unwahrscheinlich ist es, daß die schöne Maria, von der mehrere Byzantiner erzählen, daß sie als Königin der Araber sich gegen den Kaiser empört und, zum Frieden gezwungen, später Hilfe gegen die Gothen geschickt habe, zu den Ghassaniden gehörte. In diesem Falle ist sie aber wol nicht, wie E. de Perceval, der jene Vermuthung aufstellt, thut, von der Maria mit den Othringen (مارية ذات القريطين) zu trennen, welche die Araber als Gattin des Ghassaniden Abū Schamir nennen; denn daß die arabische Chronologie, welche so sehr unzuverlässig ist, hier stark von der byzantinischen⁶⁾ abweicht, spricht wol noch nicht sehr dagegen. Dieser Abū Schamir, der sehr kriegerisch war, erhielt, weil er im Kampfe mit dem Stamme Kinda „zuerst die Araber in ihren Wohnungen verbrannte,“ den Beinamen des

Verbrenners (الحرق), welchen Namen jedoch nach Andern ein früherer Ghassanide für die Verbrennung von Hira, der Hauptstadt der Lachmiden (بنو لخم), erhielt, welche als Grenznachbarn, sowie als Vasallen des feindlichen Perserreichs mit den Ghassaniden, den Vasallen der Griechen, in steter Feindschaft lebten. Abū Schamir's Sohn, Hārith' der Rahme (الحرت الاعرج)

oder der Freigebige (الرقاب), von Ibn Kutaiba „der beste, glücklichste, listigste und seine Tüge am weitesten ausdehnende Ghassanide“ genannt, kämpfte, da er vom Kaiser zum Patrier und zum Oberhaupt sämtlicher syrischen Araber ernannt war, beständig gegen die Könige von Hira und deren Lehnsherren, die Ghosroen. Im J. 531 in der Schlacht von Kallinikos floh er. Nach Abschluß des Friedens mit Persien setzte er seine Feindschaft gegen Mundhir von Hira fort, so daß ein Vermittler von Byzanz den Streit schlichten mußte. Als er 541 mit Belisarius bis über den Tigris gezogen war, mußte er durch trügerische Verspiegelungen das Heer desselben in Gegenden zu führen, wo zwei Drittel von der Pest aufgerieben wurden, während er selbst sich der großen Beute bemächtigte. Mit denselben Treulosigkeit ließ er 20 Jahre später den Mundhir, den er schon lange glücklich bekämpft hatte, unter dem Vorwande von Unterhandlungen ermorden und schlug dann das herren-

lose Heer bei Halima (حليمة). Mundhir's Sohn Amr (عمرو) rächte sich durch einen Einfall in das Gebiet Hārith's, bei welchem ein Verwandter desselben umkam. Hārith starb bald darauf, nachdem er zur Ordnung seiner Erbangelegenheiten, sowie zur Beilegung seiner Fändel mit Amr noch nach Konstantinopel gereist war.

Sein Sohn Hārith der Jüngere (الحرت الاصغر) oder Dschabala, der gewöhnlich in Ciffin am Euphrat bei Rakfa wohnte, schlug 583 Mundhir IV. beim Lufajaina (عمينة), welcher die Schlacht der berühmte Dichter Labid als Jüngling beizwohnte⁷⁾. Auch der ebenso berühmte Nābia vom Stamme Dhubjān (نابغة الدبباني)

stand mit ihm, wie schon mit dem ältern Hārith, in Verbindung. Hārith's Nachfolger Amr nahm Nābia vor dem ergrüneten Rumān abū Rābīs von Hira (النعمان ابو قابوس) in Schutz und wurde dafür von dem großen Dichter verherrlicht. Ebenso stand Hassan

ibn Thābit (حسان بن ثابت) bei seinem Hofe in hoher Gunst. Wenngleich nicht in dem Maße, wie die Lachmiden zu Hira, welche an ihrem Hofe die Blüthe arabischer Dichtung mit dem ganzen persischen Kurus vereinigten, so liebten doch auch die folgenden Ghassaniden die Dichter, besonders den Nābia und Hassan⁸⁾. Von diesen Fürsten wissen wir sonst nicht viel. Sehr wahrscheinlich vermuthet E. de Perceval, daß, da die überlieferte Zahl für den kleinen Zeitraum zu groß ist, zu gleicher Zeit mehrere geherrscht haben, wenn auch ein Emir jedesmal die Oberherrschaft gehabt haben mag. Vielleicht aus diesem Grunde, besonders aber wegen der Verwüstungen, welche die Perser besonders um 614—616 in Syrien anrichteten, sank die Ghassanidenmacht um diese Zeit immer mehr, und wurde so der Damm gedockert, welcher die jetzt plötzlich herandräusende Sturmfluth der Araber hätte zurückhalten sollen. Da die Ghassaniden einem Schreiben, worin der Prophet von Medina aus sie zur Annahme des Islām aufgefordert hatte, nicht nur keine Folge leisteten, sondern sogar einen Gesandten ermordeten, sandte Muhammed ein Heer zur Rache, das aber von der vereinigten Armee der Griechen und syrischen Araber geschlagen ward. Darauf bestärkten die Sieger einen arabischen Phylogen, der sich für den Propheten erklärt hatte, um des Kaisers Befehl mit dem Tode.

5) Zebiraj zur Hamasa p. 402. Auch Ibn Kutaiba war Labid schon unter denen, welche den Mundhir bei Halima tödteten.

6) Wie sehr dieser dafür die Ghassaniden geehrt hat, sieht man aus dem in der Beirre zu der persischen Uebersetzung des Rūdā Semini citirten Verse:

„Bin sind die Könige Ghassān's; es blieb nur, Was von den Ghassaniden sang Hassan.“

وملوك غسان تفانوا غير ما
قد قاله حسان من غسان

3) L. c. p. 225. 4) Welche die Jahre 373 ja. angibt.

Als der letzte der Saffidenen wird von allen Muslimen Dischabala ibn Ubaim (جيلة بن ابيهم) genannt, ein Mann von ungemein Körperbau, schon vor seiner Erhebung zum Fürsten (633) im höchsten Ansehen, das nachdem er in der Schlacht am Jarmuk (634) gekämpft und als in Folge dieser Niederlage Syrien von den Kaiserlichen geräumt ward, durch das immer weitere Vordringen der Muslime, um nur seine Herrschaft zu erhalten, sich zum Rücktritt bewegen ließ. Da aber sein Stolz durch die lächerlichste Gerechtigkeit Abu Ubeids' in Damask, der einen Belaidiger des Saffidenen nicht gleich auf dessen Verlangen mit dem Tode bestrafen wollte, verletzt ward, entfernte er sich und trat zu Constantinoel wieder zum Christenthum zurück. Hier lebte er noch längere Zeit; auch seine Nachkommen waren noch lange bekannt, sahen jedoch nie das Reich ihrer Väter wieder. (Th. Nöldeke.)

GHATAFÂN (غطفان), ist der Name von drei arabischen Stämmen, deren einer von Ghatafân ibn Farâm (غطفان بن فرام) abgeleitet, zu den jemenitischen oder Kaptänstämmen (بنو كطان) gehörte¹⁾, während die beiden andern, von Ghatafân ibn Saad (سعد) und von Ghatafân ibn Kuschalr (كشمر) abstammend, zu den Banû Nuzhâr (بنو نضر) sich rechneten²⁾.
(Th. Nöldeke)

Ghats, f. Gat.

*) GHAZĒLE, richtigst das Ghazel (غزل), ist eine Art des arabischen Liebesliedes, welches die Grammatiker¹⁾ dadurch von der andern Art desselben, dem Nefis, unterscheiden, daß sie diese als die Beschreibung der Schönheit der Frauen und ihres Benehmens gegen den Liebhaber, jene als das eigentliche erotische Lied definieren. An die Stelle dieser, wie leicht fühlbar, unzulänglichen Unterscheidung hat Ahlwardt in seiner neuen Schrift „über Poesie und Poetik der Araber“²⁾ die unstreitig richtige Ansicht aufgestellt, daß Nefis das Liebeslied ist, mit welchem nach altem Verkommen ein großes Gelied anfangen muß, Ghazale das eigentliche kurze, aber selbständige, welches erst in späterer Zeit vorkommt. Die Ghazale ist besonders von den Persern ausgebildet; allein man würde sich sehr irren, wollte man sie für Erfinder derselben halten. Schon die äußere Form spricht

durchaus für den arabischen Ursprung. Ganz wie die arabische Kaside befüßt sie aus Halbversen, deren zwei erst sich auf einander reimen, während in der Folge nur immer der zweite Vers den Reim hat; der Reim bleibt, wie in der arabischen Sprache, die, an Fülle und Leichtigkeit der Reime wol schwerlich von irgend einer Sprache übertroffen, die langen Verse größerer Gedichte stets mit derselben Spitze schließt, durch das ganze Lied derselbe, während die persische Sprache, wie auch wol alle europäischen Cultursprachen, ursprünglich nur das Doppelreim (Wesnawi) kannte. Aber freilich macht diese fremde Form im Persischen einen andern Eindruck als im Arabischen. Während hier in den beständigen Wiederkehren desselben Reims nichts Auffälliges liegt, macht es dort, wo diese Reime sonst ungebrauchlich war, einen ganz besondern Eindruck. Diese Form gibt dem ganzen Liede den Ausdruck, daß eine Empfindung, ein Hauptgedanke dasselbe durchdringt, und daß sich diese Einheit auch in der Gleichartigkeit der Läne ausprägt. Noch mehr wird dieses Gefühl der Gleichartigkeit gesteigert, wenn (wie es schon im alten Wesnawierse häufig geschieht, jedoch meist ohne die Absicht, dadurch eine besondere Stimmung zu erwecken) nach dem eigentlichen Reime ein Wort oder auch mehrere folgen und diesen beständig durch das ganze Gedicht begleiten. Freilich ist hier darauf zu achten, daß dies wiederholte Wort für den ganzen Sinn sehr deutham sei und gleichsam in neue den ganzen Inhalt des Liedes in sich schließt. Ist es hingegen, sowie auch gegen die Forderung der Gedankeneinheit, geföhrt, nicht nur von unbedeutenden Dichtern, sondern selbst von Häßigen, der allgemein als unübertroffener Meister der Ghazale verehrt wird. Den Anhalt der Ghazale, die immer nur kurz sein muß, da sie nach den Angaben orientalischer Gelehrten nicht die Zahl von 17 oder 18 Versen überschreiten darf, bildet, wie man es nach ihrem Ursprunge ermarren darf, stets Liebe und Wein oder doch ein naher verwandter Gegenstand. Im letzten Verse wird, um recht deuthlich die Subjectivität dieser Lyrik auszudrücken, welches Alles in der Welt nur in Bezug auf die Person des Dichters betrachtet, von den Versen stets der Name des Verfassers angehängt.

Wie alle andern Formen der persischen Dichtung, ahmten die Lürken auch diese vielfältig nach und blieben, wie bei den andern, so auch hier im Allgemeinen bei einer ziemlich äußerlichen Nachahmung der fremden Muster stehen. In die abendländische Literatur ward die Ghazale durch türkische Dichter verpflanzt, vorzüglich durch Rükiet und Platen. Beide gaben freilich von den Forderungen, welche der persische Kunsttrichter an diese Dichtungsart stellt, Einiges auf. Platen ließ zuerst den Namen des Dichters weg und hob damit einen Gebrauch auf, der, wenn auch nicht bedeutungslos, doch zu eintönig und zu hinderlich für die freie Bewegung war. Zugleich fing man an, die Form der Ghazale auch auf die Behandlung enstfer Gegenstände anzuwenden, eine allerdings fuhre, aber doch gerechtfertigte Neuerung, da jene, richtig gehandhabt, gewiß ebenso gut für diese, als für Wein und Liebe paßt.

7) Knechtsität ausge schmückt und, um den poetischen Effect zu verstärken, mehrfach verändert findet sich die Erzählung von Dschabalas's Abfall aus dem **كتاب الحنظار** نادر **الاخبار** in **Archaion's Chronicon**. p. 71 seq. Hier ist die Scene Mekka vor Omar und allem Volke der Muslime; Dschabala selbst beleidet einen geringen Mann während des Pilgerumzuges: Omar will dafür die geistliche Vergeltung nehmen etc.

2) Ibid. p. 39 u. 43.

*) Unm. In den orientalischen Sprachen ist *z* wie das französische *z*, also wie ein weiches *s* auszusprechen.

1) З. М. Хейризи и Хамсаи р. 538. 2) р. 517.

Daß unter den zahlreichen Ghazelen Platen's und Rücker's manche weniger anerkennen und nicht den innigen Einklang des Stoffes mit der Form zeigen, ist nicht zu verwundern; aber es ist völlig unbegründet, wenn Manche, blos weil die neue Form ihnen noch nicht gewohnt geworden ist, gegen ihre Anwendung überhaupt streiten. Freilich ist sie in der deutschen Sprache, die an Reimen nicht eben sehr reich ist, höchst schwierig zu bearbeiten: aber unter des Meisters Händen wird sich auch die Ghazale zum wahren Kunstwerke gestalten. Welche passendere Form hätte Platen wol für das Gedicht: „Es liegt an eines Menschen Schmerze, an eines Menschen Wunde Nichts“ wählen können, als die Ghazale, welche allein dem Dichter verfallt, den Grundgedanken der Richtigkeit aller Dinge nach allen Seiten hin durchzuführen und schließlich bis zu dem regisrenden Schlusse zu steigern: „Denn Jeder sucht ein All zu sein und Jeder ist im Grunde Nichts!“

Die beste Vertheidigung dieser Form gegen ihre Anfechter findet sich in Carrière's „Wesen und Form der Poesie“¹⁾.

(Th. Nöldeke.)

GHÄZI (غازي) eigentlich der zu Felde Ziehende, besonders der in den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen Ziehende. Dieser Name, den sich als Ehrenitel die Muhammedanischen Fürsten beilegte, welche gegen Christen oder Heiden kämpfen, ward später auch von solchen Herrschern angenommen, welche gegen ihre Kriegsführer, ohne selbst mit zu ziehen; „denn“, sagt der türkische Reichshistoriograph Nâsî Efendi, indem er erzählt, wie der Sultan 1769 bei Gelegenheit des russischen Krieges diesen Titel annimmt, „vor einen Muslim zum Kampfe auszurufen, steht dem wirklichem Kämpfer gleich;“ um wie viel mehr also ein Fürst, der ein ganzes Heer rüstet und kämpfen läßt. Als beim Beginne des letzten Krieges der Sultan Abd ulmedschid diesen Namen sich beilegte, ließ durch alle Zeitungen die falsche Nachricht, der Sultan habe sich „den Siegerlichen“ nennen lassen, eine Benennung, die allerdings noch etwas abgeschmackter gemessen wäre, wie die des Glaubensführers.

(Th. Nöldeke.)

GHAZNA oder GHASNA, Plateau und Stadt, zum afghanischen Reiche gehörig. Dieses Plateau, eine starke Lagerriste südlich von Kabul, ist eine hohe, großentheils nackte Steppe, welche nach Osten hin plötzlich steil, nach Westen allmählig sich hinablenkt zum Thale des Hindukusch. Die Stadt Ghazna oder Ghazni (Ghaznin oder Ghaznâ, غزنو) ist berühmt geworden als Residenz der Ghazneviden. Schon zur Zeit Ebn Haukal's war sie als Grenzstadt gegen Hindokosh sehr blühend und die reichste Stadt im ganzen Gebiete von Khorasan oder Balch. Sie liegt 11 geographische Meilen südwestlich von Kabul, ist eine der stärksten Festungen in Asien und wurde in dem Feldzuge von 1839 von den britischen Truppen mit Sturm genommen. Das Land ist von geringem Umfange; der Fluß

Logher, der gegen Norden zum Strome von Kabul fließt, groß genug, um 3—4 Mühlen zu treiben, bewässert die Stadt und fünf Districte, während die übrigen Districte ihre Bewässerung durch künstliche Stollen (Kerises) erhalten müssen. Ackerbau wird mit Sorgfalt gepflegt. Die Erzeugnisse: Trauben, Melonen, vorzüglich Apfels, Zitterbäume werden in Menge nach Hindokosh ausgeführt. Die Lebensmittel sind sehr wohlfeil. Die Bewohner des offenen Landes sind Ghazara's oder Afghane; die Bewohner der Stadt dagegen Wolemin von der Danisabefte, sehr ortheder, die fast drei Monate des Jahres fasten. Jetzt ist die Stadt sehr im Verfall. Alle Denkmäler aus Mahmud's Zeit, Baber, Mosehen, Paläste, Bagare sind längst verschwunden. Uebrig sind in der Umgegend zwei Minaretts von 100 Fuß Höhe, Marmor mit einer Kuppel, die Gräber von Bechlohi dem Weisen und von Hakim Sunai. Uebrigens gilt wegen der vielen dort begrabenen Heiligen die Stadt noch als zweites Medina und wird von vielen Muhammedanischen Pilgern besucht. In der Vorstadt Regeh, d. i. Garten, zeigt man noch das Grabmal des Sultans Mahmud und anderer Heiligen, auch noch vier große Tanks oder Wasserbecken aus seiner Zeit, das eine im Nordwesten der Stadt am Flusse von großem Umfange. Der Mauerbau 600 Fuß lang und 100 Fuß hoch aufgebaut, um die Stadt mit Wasser zu versehen. Das Klima ist kalt und grade die Kälte soll Mahmud bestimmt haben, seine Residenz in Ghazna zu nehmen, weil er dort vor Ueberfällen sicher sei. Der Schnee bleibt oft bis zum Frühlingsäquinoctium liegen. Als G. Forster 1784 dort war, gestor bei einem Nachtmarche am 29. Sept. das Wasser in seinem Kupferfessel auf dem Kautze zu Eis, während am Tage drückende Hitze war.

In Gurmul befindet sich der Sitz des Oberhauptes eines Romadenstammes der Ghilzide oder Hidschizi, die auch in dem Lande De sehr zahlreich sind.

(H. E. Hössler.)

GHAZNEVIDEN. Um¹⁾ die Mitte des 4. Jahrh. der Hidschra (10. Jahrh. n. Chr. Geb.) herrschte über die Bergländer südlich vom kaspischen Meere, sowie des persische Träl, das in Buchara residierende persische Fürstenhaus der Söhne Sänan's. Der Besitz so ausgedehnter, durch natürliche und nationale Hindernisse von einander getrennter Länder konnte kein ungehörter sein. Häufig erhoben sich in dieser oder jener Provinz Statthalter und suchten sich unabhängig zu machen. So ent-

1) Hauptstich nach Michand's Hist. Ghaznevidorum und Hist. Samanidorum (ed. Wüstenf.) Kirilski's Geschichte der Ausbreitung der Muhammedanischen Macht in Indien. I. Bd. (englisch von Briggs), welche beide in ihren ersten und wichtigsten Theilen sich besonders auf das Ende Jemini des Dab, Mahmud's Secretair, stützen, aus welchem De Bary einen Auszug in Not. et extr. IV. 325 seq. gegeben hat. Nachdem das Manuscript vollendet war, habe ich Gelegenheit gehabt, das Kitab Jemini nach den Handschriften der f. l. Bibliothek in Wien vollständig durchzulesen; es sind deshalb hier und da einige Zusätze gemacht.

wich der Statthalter von Ghurān Abū Isḥāq Alptegīn, weil er den simānidischen Herrscher beleidigt hatte, mit wenigen Anhängern in die östlichen Gebirge und ließ sich, nachdem er das ihn verfolgende Heer in einem engen Thale geschlagen, in Ghaznīn¹⁾ oder Ghazna nieder. Diese Stadt, die Hauptstadt von Zabulistān, liegt hoch und fast, aber gesund, so daß, da auch gutes Wasser nicht fehlt, hier viele Leute ein hohes Alter erreichen²⁾. In diesem Berglande konnte der tapfere Mann sich leicht als unabhängiger Emir behaupten. Zu seinem obersten Beamten wählte er den Schutigin³⁾, der ihm früher als Sklave von einem türkischen Händler verkauft war, was freilich dessen Nachkommen nicht hinderte, sich für Abkömmlinge der alten persischen Könige zu erklären⁴⁾. Als Alptegīn starb, ward vom Heere Schutigin zum Könige ernannt und damit die Reihe der eigentlichen Ghazneviden begründet (366 = 976⁵⁾). Kaum hatte jener seine Herrschaft durch die Verheirathung mit einer Tochter Alptegīn's befestigt, als er Gelegenheit fand, seine Macht weiter auszubereiten. Zoghan, Herrscher von Buṣṭ, südwestlich von Ghazna am Flusse Džerrand⁶⁾, rief ihn gegen einen Usurpator zu Hülfe. Schutigin erschien, schickte Zoghan als Botschaft ein und, da dieser die verabredeten Bedingungen nicht hielt, vertrieb er ihn ganz. Die werthvollste Beute war hier der berühmte Gelehrte und Staatsmann Abū Isḥāq Buṣṭi, der von Schutigin dieselbe Würde erlangte, welche er bei dessen Feinde gehabt hatte, nämlich die des Hauptsecretärs. Nachdem er darauf noch den Fürsten von Fugdar (oder Kaddar⁷⁾), einer Stadt 20 Tagesreisen von Multān, etwa 80 Parasangen von Buṣṭ entfernt, im Lande Tūrān (طوران, nicht mit توران zu verwechseln⁸⁾) zum Vasallen gemacht, begann er die Züge

nach Indien, welche seine Nachkommen in so großen Maßstabe fortsetzten. Schon vor ihm waren von Muhammadanischen Kriuszügen gegen Indien unternommen⁹⁾, aber ohne bleibenden Erfolg. Schutigin aber begann ein förmliches System von indischen Zügen, welches, von seinen Söhnen befolgt, Anfangs mehr Ausplünderungen und augenblickliche Tributzahlungen, allmählig aber förmliche Unterwerfung eines großen Theils von Indien betriebe. Der erste Anlaß dieser Züge war allerdings wohl ein religiöser; Befehung und, wo dies nicht möglich, Bekämpfung und Unterdrückung der Ungläubigen war der erste Zweck. Allein gewiß mischten sich allmählig noch andere Motive dazu: die unendlichen Schätze, die fruchtbaren Länder Indiens reichten die eigentliche Eroberungslust. Es liegt deshalb nahe, diese Züge mit den nicht viel früheren Karl's des Großen gegen die Sachsen zu vergleichen, bei denen auch Glaubenszweifel und Ländersucht auf gleiche Weise Beweggründe waren. — Ein großer Theil des Fürstenthums des (Pendshāb) stand damals unter dem Rāschka Džhāral¹⁰⁾, der, als er Schutigin's Abzügen merkte, selbst über die Grenze drang, aber von jenem bei Langbān am Hindūsch¹¹⁾ gänzlich geschlagen und gezwungen ward, mit einer bedeutenden Summe den Frieden zu erkaufen. Aber als er nach Lahor zurückgekehrt war, ließ er auf Rath der Brahmanen gegen den der Kschatrias¹²⁾ die Abgeordneten, welche den Tribut in Empfang nehmen sollten, gefangen nehmen. Sofort jedoch brach Schutigin auf, schlug den Džhāral, der ein Heer von 100,000 Reitern zusammengebracht haben soll, in derselben Gegend und brachte so einen großen Theil des nördlichen Indiens in seine Gewalt, so daß er in Džhāral einen Statthalter einsetzen konnte¹³⁾. Nach diesem Erfolge schlossen sich ihm auch die wilden Bergvölker der arischen Afghānen und der türkischen Chahabids¹⁴⁾ an und versprachen ihm Heeresfolge, wobei die Aussicht auf die reichliche Beute mit als Beweggrund gedient haben mag.

Eine noch glänzendere Ansicht auf Machtvergrößerung bot sich ihm jetzt dar, indem ihm der Sāmānide Nūḥ II. gegen die Aufrührer Fāz und Abū Isḥāq, der Ghurān inne hatte, zu Hülfe rief. Schutigin eilte nach Transoxanien und traf in Kesh (nicht weit von Samarkand, später als Vaterstadt Timur's berühmt) mit Nūḥ zusammen. Mit feinsten Sitte benahm er sich gegen diesen, den er noch als seinen Lehnsherrn anerkannte, und verabredete mit ihm, da die Jahreszeit

2) قَزْنِين. Die Aussprache Ghaznīn, Ghiznī ist falsch. 3) Dschihānshāh p. 238. 4) Dies ist die richtige persische Schreibart dieses Namens (vergl. Djei Kulzum u. v. سبکتگین), während die arabischen Gelehrten (z. B. der Scholast zu Džbi nach Ibn Chaldūn) vorschreiben, Schutigin zu sprechen.

5) Kirīstīa 13. Wie wenig Grund diese Behauptung habe, sieht man aus der Angabe, daß die Nachkommen des Schahid nach Zuckān geflohen und dort ganz zu Türken geworden seien. Wir haben deshalb keinen Grund, der uns hinderte, die Ghazneviden für ein echt türkisches Geschlecht zu halten. Uebrigens ist jene Behauptung sicher erst später entstanden, da sie weder Džbi, noch südwestlich im Shāhnamā als Gegenstand des Ruhms, oder in seiner Satyre als Gegenstand des Spotts erwähnt. — Etwas mehr begründet möchten die Ansätze der Sāmāniden sein, von den Spöttern abzustammen, obgleich auch hier, wie bei vielen kleinen Fürstenthümern, dem Zweifel noch genug Raum bleibt. 6) So bei Rīdzmī, sonstige Formen Ghindman, Ghindmī; die ursprüngliche Benennung ist Madmanant — sanft, edelmuth, d. h. der mit Weiden versehen (Brodskaus, Glossar s. Bendis). 7) قَدَار oder قَدَار. 8) Dschihānshāh 238, wo freilich fälschlich قَدَار statt قَدَار steht. Voss! vergl. noch Nolde. et ext. IV. p. 332

ana. In Stierke's Atlas bricht die Stadt Ghobar und liegt ungefähr 84° 30' östl. L. und 28° nördl. Br.

9) Ric. Einleitung. 10) Sanhit Dschajapala. Benfey in dieser Encyclop. Artikel Indien S. 124. 11) Dschihānshāh. 237. Brühl. Not. et extr. IV. 332. 12) Ric. 17. 13) Ric. 19. Gewaltige Ueberrettung bei Ric. (p. 17), der von Unterwerfung des größten Theils von Indien spricht. 14) Dschihānshāh. 25. Erdmann, Uebersicht der Namen der türkischen u. s. w. Völker S. 16. Irgendwem gewöhnlich Ghidārl, welche Form aber nicht richtig ist. Der Scholast zu Džbi schreibt vor, Chahabids (چاهبید), d. h. mit چ zu sprechen.

schen zu weit vorgerückt war, den Feldzugsplan für den nächsten Frühling (384 = 994). Nûb und Sebuktigin zogen mit den Fürsten von Ghurdzischân und Dschûdshân, Ländern südlich von Balch, gegen die Rebellen, welche sich mit dem Dailamiten Fâhr uddin, dem Herrn des „Wolfslandes“ Gurgân¹³⁾, verbündet hatten. Unweit Herât kam es zur Schlacht, welche durch Sebuktigin's Tapferkeit und Feldherrnblitz, durch seine 200 Elephanten, sowie durch den Verrath des gurgânischen Führers Dârâ entschieden ward. Zum Dank für diesen Sieg erhielt der Ghaznevide den Namen Nâsir uddullâ (Helfer des Glaubens) und sein Sohn Mahmûd den Titel Saif uddaula (Schwert des Reichs). Der Feind floh, unermessliche Beute zurückslassend, nach Nîschâpûr und von da nach Gurgân, die siegreichen Fürsten kehrten in ihre Städte zurück, aber Mahmûd blieb in Nîschâpûr. Kaum war dieser allein gelassen, so ward er von den zurückkehrenden Feinden angegriffen und geschlagen; schnell kehrte aber der Vater zurück, es kam zu einer zweiten heißen Schlacht, welche Anfangs zwar für Sebuktigin unglücklich zu werden drohte, endlich aber durch Mahmûd's Geschicklichkeit glänzend entschieden ward. Die beiden geschlagenen Auführer schweiften lange umher¹⁴⁾. Abû Ali ward endlich von Nûb gefangen und genommen und Sebuktigin übergeben, der ihn zu ewigem Gefängnisse verurtheilte. Der Fürst von Ghazna war jetzt in unbeherrschtem, fast unabhängigen Besitze des größten Theils von Ghurâsân. Noch einmal ward er aus Balch, wo er sich jetzt gewöhnlich aufhielt, von Nûb zu Hülfe gerufen, da Beghra Khan, der mächtige König der Türken, von Jâïl herbeigeführt, Transoxanien überschreunnte. Sebuktigin brach mit großer Heereemacht auf, brachte aber einen Vergleich mit dem Feinde zu Stande. Ueberhaupt benahm er sich gegen seinen Lehnsherrn sehr herrlich und eigenmächtig, wie er ihn z. B. noch kurz vorher gezwungen hatte, einen ihm feindlichen Bezirk abzugeben. Als Sebuktigin zurückgekehrt war, wollte er seinen geschwächten Körper durch die reine Luft von Ghazna wieder erfrischen, starb aber unterwegs im Monat Schaabân 387 (Aug./Sept. 997), 65 Jahre alt. Die Schriftsteller stimmen über von Loveberedungen über ihn. Wirklich zeigte er sich, soviel wir sehen können, nicht nur als einen tapfern, Staatsklugen, ausdauernden, sondern auch als einen milden, freigebigen und dabei ersten Mann, der freilich durch seinen weit großartigen Sohn sehr in Schatten gestellt ward.

Sebuktigin hatte in seinen letzten Tagen seinen jüngeren Sohn Ismâil zum Nachfolger bestimmt, nach Briggs' Vermuthung, weil Mahmûd's Mutter eine Sklavin war¹⁵⁾. Ismâil trat die Regierung an und suchte durch glänzende Freigebigkeit die Soldaten zu gewinnen, aber diese zogen den theuerartigen Mahmûd

vor, welcher sich in Ghurâsân aufhielt. Dieser erklärte seinem Bruder, er solle, als nicht zur Regierung befähigt, sich mit der Statthaltertschaft von Balch, wo Ismâil sich befand, oder¹⁶⁾ Nîschâpûr begnügen. Da Ismâil hierauf nicht einging und sich alle andern Unterhandlungen zerbrach, so verband sich Mahmûd mit seinem jüngeren Bruder Rûst und seinem Onkel Bagratshâh¹⁷⁾, rückte gegen Ghazna vor und schlug, nachdem noch einmal vergeblich unterhandelt war, seinen Bruder ganzlich, sodas dieser sich in die Burg von Ghazna werten und bald dem Mahmûd ergeben mußte. Mahmûd behandelte ihn Anfangs sehr gelinde, später zwar strenger, indem er ihn in eine Burg gefangen setzte, aber doch mit Allem, was er bedurfte und wünschte, reichlich versorgte.

Mahmûd war nun zwar alleiniger Herrscher, aber doch noch längst nicht in sicherem Besitze des väterlichen Reichs. Der Hof in Bucharâ, dem er seine Dienste anbot, hatte die Statthaltertschaft von Nîschâpûr dem Begtugun¹⁸⁾ überlassen müssen; und so war der Ghaznevide, den man nur Balch, Herât und Termin zugestand, gezwungen, sich selbst Recht zu verschaffen, indem er den Eindringling verjagte. Als jedoch der Fürst selbst ankam, zog er sich „aus Ehrsucht,“ wie die Schriftsteller sagen, zurück, hatte aber bald wieder Gelegenheit zu weiteren Vordringen, da der Fürst ermorbet ward und er sich so zum Rächer desselben aufwerfen konnte. Der neue Fürst Abulmuisl und Begtugun nebst dem alten Auführer Jâïl trafen bei Mero mit Mahmûd zusammen, wurden, nachdem die fast schon beendigten Unterhandlungen sich wieder zerbrachen hatten, von ihm geschlagen und mußten nach Bucharâ fliehen. Aber kaum waren sie hier angekommen, als Jâïl¹⁹⁾ Khan, der Fürst der Türken, wieder herinbrach, Bucharâ mit dem ganzen Transoxanien einnahm²⁰⁾ und dem Reiche ein Ende machte, das an den Grenzen der Barbaren persische Sitte und Bildung verbreitet hatte. Mit der Einnahme Bucharâ's durch die Türken beginnt die Ueberschreunung der Länder des Isâm durch die nordischen Völker, welche erst bei Bakhst und vor Wien ihren Damm fand.

Mahmûd aber war somit unabhängiger Herr von Ghurâsân geworden, in welchem Lande 389 (999) das letzte Zeichen der Oberhoheit, das Kirchengelbte für die Samâniden, aufhörte²¹⁾. Der Khalîfê Kâdir billigte überdies ihm ein Ehrenkleid und die Titel Jemin uddaula (Reichsbegleiter) und Emin umilla (Religionsvertrauter). Er selbst nahm den Titel Sultân an, den bis dahin noch kein Fürst geführt hatte. Jetzt

13) Gewöhnlich nach arabischer Aussprache Dschurdschân geschrieben, das alte Bêstârâ oder Bâstina (Brochhaus a. a. D.), griechisch Hyrkania, welcher Name jedoch ein größeres Gebiet umfaßte. 16) Das Rûstere bei Mîrâ. Hist. Sam. 126 seq.; Not. et extr. IV, 361 seq. 17) Nach u. F. R. 29.

18) So Dabî und die besten Quellen, Andere: „und.“ 19) F. R. S. 28 hat „Dagraz.“ 20) So ist die wahrscheinlich richtige Schreibung. Andere, wie Du'îfâ II, 600, haben, ohne punctum discretum, بکتورون. 21) Ueber den Namen Jâïl, eigentlich ein Appellativ, vergl. de Sacy, Chrest. Arab. II, 304 (1. Aufl.). Wellers, Lex. pers. a. v. ایلک. 22) Dinstag den 10. Sâbânâ 389 = 23. October 999 (Dabî). 23) Abulf. II, 600, nach Dabî.

gelobte er, jährlich einen Zug gegen Indien zu machen. Zuerst dämpfte er daher die durch Ghafas in Siskän erzeugten Unruhen, bei denen sein Vheim Baghraschaf umgeworfen war. Um diese Zeit oder etwas später empfieng er in Ghazna eine Gesandtschaft von Isf Khan, der ihm die Einnahme Buchäras²⁴⁾ anzeigte. Mahmüd schloß mit ihm Freundschaft und bat sich zur Bekräftigung derselben durch eine feierliche Gesandtschaft eine Tochter jenes zur Gemahlin aus. Er selbst eilte nach Ghurāsān, wo Munastir, der letzte unglückliche Sproß des Samānidenhauses, Unruhen erregte und, nachdem er lange in Ghārgam und Ghurāsān umhergerirt²⁵⁾, dem Emir Naṣr, Mahmūd's Bruder, viel zu schaffen machte, bis er endlich einige Jahre später, von Allen verlassen und getödtet, von einem Komadenhauptidege ermordet ward. Mahmūd, der dem Lebenden zwar gnädige Antwort, aber keine Hilfe gewährt hatte, ließ den Mörder bestrafen. Doch kehren wir zu der Zeit zurück, bei welcher wir stehen.

Gegen das Ende des Jahres 391 (Herbst 1001) zog Mahmūd gegen Lahor, schlug den schon oben genannten Dschäpāl²⁶⁾ und nahm ihm nebst vielen Großen gefangen. Wir wollen uns hier, wie auch bei den späteren Zügen nicht mit der Aufzählung der Beute aufhalten, da die Angaben der Schriftsteller theils darüber zu schwanken pflegen, theils so maßlos sind, daß sie, wie groß auch Indiens Reichthum war, doch kaum Glauben finden können. Im Frühlinge ließ Mahmūd die Gefangenen gegen hohes Lösegeld und Versprechen ferneren Tributs frei. Dschäpāl übergab das Reich seinem Sohne und verbrannte sich selbst freiwillig, da nach Angabe mehrerer Schriftsteller ein mehrmals besiegter Fürst in Indien nicht länger herrschen durfte. Mahmūd mußte deshalb eiligst umkehren, um die durch dies Ereigniß entstandenen Unruhen zu dämpfen. Dann zog er zurück, nachdem er, wie Dībi sagt, eine Provinz weit größer und fruchtbarer, als Ghurāsān, gewonnen hatte²⁷⁾.

Im Jahre 393 (1003) unternahm Mahmūd abermals den Ghafas in Siskän und fuhrte ihn gefangen nach einem von ihm selbst ausgewählten Orte²⁸⁾. Im Jahre 395²⁹⁾ zog Mahmūd gegen einen Radscha, der seinem Lehnsherrn Anandpal³⁰⁾ (Anandapala) dem Sohne des Dschäpāl, der selbst von Mahmūd abhängig war, Tribut verweigert und zugleich die Mueßimen belästigt hatte. In der Schlacht bei Bāṭiā³¹⁾ riefen beide Führer ihre Götter an, aber der Mahmūd's siegte nach heftigem Kampfe. Die Stadt ward nach drei Tagen erobert, der Radscha floh, fiel aber in einem Walde am Indus den Verfolgern in die Hände, bei deren An-

blick er sich selbst tödtete. Die meisten seiner Begleiter fielen neben ihm.

Hatte Mahmūd bis jetzt nur die Heiden bekämpft, so sollte er jetzt auch im Kampfe gegen die Keger seinen Glaubenssifer zeigen. In Multān hatte sich schon länger Schaiḥ Dāmid niedergelassen und dem Seebutigen Tribut bezahlt. Sein Nachfolger Dāūd Abū Isḥāq hatte Anfangs gleichfalls nach Ghazna Tribut entrichtet³²⁾, aber bei dem Feldzuge von 395 sein Benehmen geändert. Dazu kam die Verschuldigung der Keger³³⁾. Deshalb zog Mahmūd gegen Multān, ließ unterwegs das Gebiet des Anandpal's, der ihm den Durchzug nicht gestatten wollte, schrecklich verheeren, verjagte Anandpal nach Kaschmir und Dāūd nach Geylon. Multān ward erobert und mußte Tribut geben. Noch verschiedene Hindu Fürsten wurden darauf unterworfen; einem derselben ward die Freiheit geschenkt, nachdem ihm ein Finger abgehauen war. Auch Anandpal ward gegen das Versprechen jährlicher Abgaben in den Besitz seiner Staaten wieder eingesetzt. „Der Ruhm Mahmūd's drang über das Meer und der Schrecken seines Namens kam über ganz Hindustān“³⁴⁾ sagt ein Schriftsteller.

Aber noch in Multān traf ihn eine Schreckensnachricht. Isf Khan, begierig, das ganze Reich der Samāniden zu erobern, hatte trotz des mit Mahmūd geschlossenen Friedens zwei Feldherren, den Ghurāsān geschickt, den Dschäpāl tigin, den Ghurāsān tigin, gegen Ghurāsān geschickt, den Statthalter von Herāt Arstān Dschāḡi³⁵⁾ zur Flucht nach Ghazna und die meisten Emire des Landes zur Unterwerfung gezwungen. Als aber Mahmūd gegen Balch vorrückte, floh Dschäpāl tigin eiligst über den Amu (Oxus), worauf seiner den Ghurāsān tigin durch die Wüsten von Ghurāsān verfolgte, bis dessen Heer, nach Gurgān gelangt, von den Mānān ausgeplündert und zusammengehauen ward. Mittlerweile war der andere Feldherr wieder über den Amu gegangen. Mahmūd sandte seinen tapfern Feldherren Abū Abdalāb, den Khaber, gegen ihn, der ihn mitten in der Wüste bei Zūs oder bei Mero traf und gänzlich schlug, sodas er nach Verlust vieler Gefangenen, unter denen sein eigener Bruder, nach Transoxanien zurückkehren mußte. Isf Khan, so gedemüthigt, verstand sich, nachdem er vergeblich durch die Sendung von Dschäpāl tigin mit 3000 Mann gegen Balch eine Diversion hatte bewirken

30) Davon erwähnt Dībi Nichts. 31) Dībi. Der Scholiast gibt genauer, jedoch ohne Angabe seiner Quelle, an, daß er sich zu der Seite der Bāṭiānā (auf denen die Drusen bezogen sind) geneigt habe. 32) Von den verschiedenen Lesarten dieses Namens ist nur „Sijāḡi“ neben „Sraḡi“ der Beachtung werth. Misch. Hist. Seldsch. ed. Vullers p. 3. Erklärt sich durch „Sijāḡi“³⁶⁾ doch hat der Cod. Göting. سياهى, wie auch p. 28 bei Vullers ein Coder liest. In den Handschriften Dībi's findet sich sowohl Sijāḡi als Sraḡi. 33) Dies ist die richtige Schreibart dieses Namens (جاذب, bei Dībi mit dem Artikel المجاذب), über dessen Entstehung der Scholiast des Dībi verschiedene Meinungen anführt. Gossk findet sich auch die Schreibart جاذب, حاذب.

24) Die Beschaffenheit ausführlich nach Dībi bei Misch. Hist. Sah. p. 150 seq. Nol. et extr. IV. 373. 25) Der R. Barrem 392 = 27. November 1001 (Dībi). 26) Es ist dies natürlich nur eine gewöhnliche rhetorische Hyperbel. 27) Dībi. Unruhen erzählt der Fir. p. 38 und Abul. II. 608. 28) Alle

Codices des Dībi, die ich gesehen habe, lesen انڈيال; also

neol Annapala. 29) بهاديه oder بهاديه (Bhagavall?).

R. Gossk. I. ed. n. R. Gossk. Section. LXVI.

wollen, mit dem mächtigen Könige von Chotan Andyr Khan³⁴⁾, der mit einem großen Heere zu Hilfe kam (397 = ^{1007/1008}). Vier Parasangen von Balch trafen das Heer der Türkenfürsten auf das Mahmüd's, welches aus Indern, Afghänen, Ghuzen, Chalaschen und Türken bestehend, seine Hauptstärke in 500 Elephanten hatte. Mahmüd, der mitten im Kampfe öffentlich zu Gott gebetet und dann seinen Elephanten grade gegen den Feind angetrieben hatte, siegte nach langem Kampfe über das Heer der Gengener, dessen Führer, die beiden Könige selbst und Sipaschi-tigsa, mit Zurücklassung großer Beute, flohen. Mahmüd wollte die Fliehenden gegen den Rath seiner Feldherren verfolgen, aber der nordische Winter, der in den Ländern des untern Oxus schon bald mit Eis und Schnee auftritt, vor dem meist aus Südländern bestehenden Heere zu hart³⁵⁾. Dazu kam die Nachricht, daß ein indischer Radscha, der zum Islam übergetreten war, wieder abgefallen sei und sich empört habe. Mahmüd ritt nach Indien, nahm den Rebellen gefangen und zwang ihn zur Zahlung von 400,000 Dirhams. Nachdem er den Winter sich in Ghazna erholt hatte, zog er im Frühling 399 (1008) gegen Anandpal (nach Indern gegen dessen Sohn Pal), der durch die Verbindung mit mehreren Fürsten, sowie mit einigen wilden Stämmen, ein ungeheures Heer aufgebracht hatte. Frauen gaben ihren Schmuck her zur Ausrüstung des Heeres, welches die Reichs- und Glaubensfeinde vertreiben sollte. Das indische Heer war so gewaltig, daß Mahmüd sich genöthigt sah, zur Sicherung sein Lager stark zu verschanzen. Aber als es zur Schlacht kam, konnten die gewaltigen, bunt gemischten Massen den kriegserfahrenen, wohl geordneten, von einer grünen Hand gelenkten Schaaren Mahmüd's, der von Feldherren, wie Abdallah und Arslan Dschagib unterstützt ward, nicht widerstehen. Als der Elefant des indischen Anführers, durch Geschosse und brennende Naphtakugeln sehr verwundet, floh, riß er das ganze Heer mit sich. Als Mahmüd, eiligst vordringend, zur Stadt Nagarkut (Nagarkuta) kam, welche, unweit Lahor³⁶⁾ gelegen, durch ihren als Wallfahrtsort berühmten Tempel seine unermesslich reiche Schatzkammer geworden war, umringte er die nur von kriegsunkundigen Brahmanen vertheidigte Stadt, welche bald die Thore öffnete und alle Schätze dem verhassten Feinde überließ. Die Beute, deren gleichen noch nie westlich vom Indus gesehen war, ließ der König in Ghazna öffentlich ausstellen, besonders um den Gefandten fremder Mächte Achtung einzufößen. Im folgenden Jahre (400 = ^{1009/1010})

machte Mahmüd einen ähnlichen Zug gegen den indischen Fürsten von Rairän oder Nairin. Dann zog er gegen die kriegerischen Bewohner von Ghör, einem Berglande, nicht weit von Ghazna am Hindukush, welches seine Hoheit nicht anerkennen wollte. Der Fürst Jau Würd, der nur durch eine Kriegskist hatte bezwungen werden können, ward gefangen, aber erlöset sich. Nach einer anderen Nachricht jedoch soll der Ghörider, durch trügerische Versprechungen Mahmüd's gelockt, zu ihm gekommen, dann aber nebst seinem Sohne Hason verrätherisch zurückgehalten, endlich jedoch entkommen sein.

In diesem Winter wüthete in Ghuridän, besonders in Nischapur, eine fürchterliche Hungersnoth, die selbst dadurch nicht gelindert ward, daß der Sultan alle Getreidemagazine öffnen ließ. Noch im selben Jahre mußte er einen Aufstand in Multän dämpfen, der von dem alten Rebellen Däid angeführt war, aber durch die Gesangenehmung desselben bald geränzt ward.

Welche Macht Mahmüd erlangt hatte, zeigte sich recht deutlich, da die Fürsten Turkschan's ihn als Schiedsrichter ihrer Streitigkeiten anriefen. Jül Khan hatte nämlich seinen Bruder Toghan³⁷⁾ Khan, der ihn im Kampfe gegen Mahmüd nicht unterstützt hatte, mit Krieg überzogen. Toghan bat Mahmüd um Hilfe, aber auch Jül Khan schickte an ihn Gesandte mit Klagen gegen seinen Bruder. Mahmüd empfing die beiderseitigen Gesandten in feierlicher Sitzung und schlichtete getreulich den Streit. Weil Staunen über die nie gesehene Pracht herrte, jene nach Turkschan zurück, um ihren Herren die Befehle zu überbringen, welchen beide Fürsten auch gehorchten. Im folgenden Jahre (402 = ^{1011/1012}) zerstörte Mahmüd, nicht achtend die glänzenden Anerbietungen des Anandpal, den Tempel des Dschakrims³⁸⁾ (etwa Askorasmas) in Thäniss³⁹⁾, zwei Tagereisen östlich von der Halbinsel Guzarate, und wollte schon bis Dihli vordringen, als ihn seine Räder zurückhielten mit der Vorstellung, so lange ein so zweifelhafter Bundesgenosse, wie Anandpal, im Rücken bliebe, dürfe er nicht in das Herz von Indien dringen. Er kehrte deshalb um mit der Absicht, jenen zu entfernen, aber der geschweidige Hindu gab durchaus keinen Anlaß, sobald Mahmüd ihn Nichts anhaben konnte. Im Jahre 403 (1012/1013) ward der Fürst⁴⁰⁾ von Ghurdjistan⁴¹⁾, dem

37) Anber haben طغان, طاغا; doch gibt wol nur طغان „Halt“ einen Sinn. 38) جکر سوم im Dschih. p. 197 (wo auch weitere Angaben über die Lage des Orts). Die Andern جکسوم.

39) تھانیسیر, چانیسیر, تانسیر, تانسیر. Dschihān, l. c. Nach den besten Zeugnissen schrieb Dschihān. Uebrigens erzählt Dschihān diesen Zug, wie überhaupt die indischen Züge, nicht so ausführlich, als die Epikern, denen nach andere Quellen zu Gebote stehen. 40) Sein Titel war Chān, welches Wort ebenso aus Kschahra (Kschahra) entstanden ist, wie Chāh.

41) Vor der Vernechtung von فرجستان (oder فرجستان) „Georgien“, ist schon den Bil. fra gemerkt: doch sind noch von Hügel (Geschichte der Araber S. 248) beide Länder verwechselt.

34) Der Geschicht Dschihān's sagt ausdrücklich, daß قدر zu lesen ist. 35) Von der weiten Wastebene, sowie von der Winterzeit findet sich bei Dschihān Nichts, wol deßhalb, weil er den hier ruhenden Verlust seiner Herrn nicht aus einander setzen will. 36) Dschihān, p. 207. Bei Dschihān heißt diese Stadt nach den besten Handschriften بھم نھر oder بھم نھر, d. i. Behma nagera.

raußen Berglande östlich von Balkh, welches der von Bamiān in den Druß fließende Fluß durchströmt, genannt und nach Ghazna gebracht, weil er Herrschfolge verweigert hatte. Der junge Fürst, ein übermüthiger, eisser Mann, ward Anfangs sehr streng behandelt, dagegen sein Vater, welcher die Herrschaft schon länger abgetreten hatte, sehr mild.

Nach diesen mannichfachen Siegen verlangte Mahmūd vom Khalifen, daß dieser als Oberherrscher aller islamischen Lande ihm die kleinen Städte von Ghurān überwiefe, welche ihm noch nicht gehörten. Der Khalife lenkte dem mächtigen Manne dies zwar nicht ab, schlugen, aber dem drohenden Begehren, ihm Samarland zu überlassen, widersetzte er sich ernstlich, indem er ihn auf einen im Korān erwähnten König hinwies, der, wie Mahmūd auf seinen Elephanten treibend, die Heiligthümer hatte zerstört, wozu, aber von Gott gänzlich vernichtet war⁴²⁾. In diesem Jahre starb Zil Khan und sein Mahmūd ergebener Bruder Zoghan Khan folgte ihm und bestand bald darauf die Feuerprobe, da er ein unermessliches Heer der östlichen Fürsten, das in sein Reich einfiel, gänzlich vernichtete; jedoch starb er kurz darauf und hinterließ seinem Bruder Arslan Khan die Krone⁴³⁾.

Im Jahre 404 (¹⁰¹¹) vertrieb Mahmūd Anand-pāl's Sohn und Nachfolger Dschipāl und nahm dessen Zufluchtsstätte Kaschmir ein⁴⁴⁾.

Im Jahre 406 (¹⁰¹³) mißlanglen ihm zum ersten Male alle Unternehmungen; zwar wurden einige Forts bei Kaschmir genommen, aber auf dem Rückzuge wurde er durch falsche Führer in Sumpfe geleitet, so daß er sich nur mit großem Verluste rettete. In dieser Zeit ließ er große und strenge Kezgeredichte anstellen, eine Maßregel, die ebenfalls ihre politische, wie ihre religiöse Seite hatte, da zu jener Zeit die kehrischen Sitten stets auch politische Irrlehren gegen die Abgervalt der Khalifen und der weltlichen Fürsten predigten und praktisch darlegten. Zu gleicher Zeit ward der Bezirk Abul Abbas abgetheilt und getheilt, der sich dadurch bemerkt gemacht hatte, daß er den Mißbrauch einfuhrte, das Persische auch für öffentliche Acten zu gebrauchen.

Neue Ausfichten bot jetzt wieder der Norden. Der Fürst von Ghazm (Ghazmshāh) Māmūn war, wie sein Vorgänger und Bruder, mit Mahmūd befreundet und verschwägert. Als aber dieser verlangte, der Fürst solle förmlich seine Oberhoheit durch die üblichen Zeichen, die Kennung seines Namens im Kirchengebirge und auf den Münzen, anerkennen, befreiten einige Große den schwachen Māmūn von der Sorge, einen Entschluß zu fassen, indem sie ihn als unwürdig tadelten und seinen minderjährigen Sohn auf den Thron setzten. Nun zog aber Mahmūd als Rächer heran, traf an der Grenze die Königsmörder und schlug sie nach heftigem Kampfe. Nach einem zweiten Siege bei Hēzārāp unweit des

Druß ward er Herr des Landes. Nachdem er die Anstifter des Mordes ringsum das Grab des Māmūn hatte erhängen, und die That durch eine arabische Inschrift verewigen lassen, übergab er das Land dem Altuntasch als Statthalter und kehrte dann nach Ghazna zurück (408 = ^{1015/16}).

Im folgenden Frühjahre unternahm Mahmūd zum ersten Male einen großartigen Zug in das eigentliche Indien östlich vom Ghuristhale. Mit ungeheurer Heere, worunter 20,000 Traubseraner, welche Gläubereifer und Beute Lust zu seinen Fahnen gezeigt, machte er den dreimeistlichen Weg von Ghazna durch das nördliche Pendschāb und das Gebiet von Kaschmir nach Kānūdh⁴⁵⁾, wobei er durch große Wästen ziehen und über sieben Ströme setzen mußte. Nachdem er unterwegs mehrere Fürsten durch Gewalt oder durch den bloßen Schrecken seines Namens unterworfen und manche Höhen-temple, z. B. den des Krishna Nādvāra zu Nādvāra⁴⁶⁾ am Jamuna zerstört, langte er im ersten Monate bei Kānūdh, dessen Fürst sich über den Ganges zurückgezogen hatte, an und nahm die von zehn Fürsten theilteigete Stadt ein. Dann besaßte er noch mehrere Nachbarfürsten, welche sich durch innere Kämpfe sehr geschwächt hatten und wol überhaupt nicht so mächtig waren, wie und die Muslimen glauben machen mochten. Als nun Mahmūd auf dem Rückmarche nach Einnahme von Mūndsch bei Agra⁴⁷⁾ und anderer Städte wieder bei den afghanischen Pässen angelangt war, wurde er von den Bergstämmen beunruhigt, und da er augenblicklich nicht stark genug war, sich zu rächen, rußte er sofort nach seiner Ankunft ein neues Heer, drang in das Gebirge ein und züchtigte die räuberischen Afghanen nachdrücklich, freilich ohne daß von eigentlicher Unterwerfung die Rede sein konnte. Von der inneren Welt der indischen Zuges ließ Mahmūd eine Reihe von Prachtbanten aufkühnen, wie sie die islamische Welt noch nicht gesehen. Seine Großen wetteiferten mit ihm. Heerliche Briefe schickte er an den Khalifen, um ihn von Siegen zu benachrichtigen, wie sie seit den Tagen Omar's nicht erhört waren. Nichts war daher natürlicher, als daß man den Sultan da, seine Macht aufjubelten, um die feierlichen Karmaten, welche die Pilgersüge auszuwintern pflanzten und schon mehrfach den Khalifen in Bagdad selbst hatten zittern machen, zu bezwingen. Da aber Mahmūd ein zu guter Politiker war, um in eigener Person seine religiösen Pflichten zu erfüllen, und sein Reich unterdessen unbedrückt zu lassen, so sandte er bloß seinen Oberrichter Abū Muhammad

45) Der Kānās, sowie Abulfeha in der Gegr. und

Dibi's Schloß schreiben قنچ; damit stimmt Briggs'

"Kunom." In Dschihān. sind noch einige andere Schreibweisen angeführt; aber قانچ, wie das Schiame öfter hat, ist

als dem ursprünglichen "Kanjubische" am nächsten stehend vorzuziehen. 46) Nach Dibi's Schloßnamen Nādvāra. 47) Dschihān. p. 211.

42) Von diesem Allen Nichts bei Dibi. 43) Dibi. 44) Hieron wieder bei Dibi Nichts. Die Einnahme Kaschmir's ist höchst unwahrscheinlich.

mit beträchtlicher Macht und noch beträchtlicheren Summen ab, um die Räuber abzukaufen. Wirklich sollte dies in der Wüste geschehen, als ein zu bisheriger Jüngling dennoch den Kampf erregte, in dem die Ueberer zurückgeschlagen wurden. Weiteren Einfluß hatte dies Ereigniß jedoch nicht (412 = ^{1071/1072}).⁴⁵⁾

Um diese Zeit (das Jahr ist nicht bestimmt) starb der Emir Nasr, der, nachdem er längere Zeit Ghurāsān verwalte, seinen Bruder auf allen Zügen begleitet hatte, und hinterließ den Ruhm eines sanften, gerechten, frommen Fürsten.

Nach im Jahre 412 zog Mahmūd wieder gegen Indien, um einen Fürsten, der Kanūdhā beunruhigte, zu bekriegen. Als am Jamunā⁴⁶⁾ ein Fürst den Uebergang verwehrt, schwammen einige Leute ohne weiteren Befehl über den reißenden Strom und jagten durch ihren Angriff die Feinde in wilde Flucht. Nachdem er kurz darauf umgekehrt war, zog Mahmūd noch gegen die sollten Bergländer nördlich von Kāshmir, wo er große Beute machte und viele Heiligthümer zerstörte⁴⁷⁾. Das Ergebnis des folgenden Feldzugs (413 = ^{1072/1073}) war eine dauerhafte Unterwerfung eines großen Theils vom Pendschāb, indem er in Lahor und an andern Orten Emire mit stehenden Besatzungen zurückließ.

Auf dem folgenden Zuge hatte Mahmūd die Freude, von einem besiegten Rādhā in einem hindukānischen Lebzichte befangen zu werden, welches von allen Gelehrten für untadelig erklärt ward. Zum Danke erhielt der Dichter einen großen Strich Landes mit 15 Burgen als Geschenk.

Einen neuen Beweis von der Reinheit seines Glaubens gab der Sultan in demselben Jahre, indem er ein Ehrenkleid, welches ihm der schiitische Khalife von Aegypfen schickte, nicht annahm, sondern an den rechtgläubigen Khalifen in Baghdād schickte, wo es zum Hohen öffentlich verbrannt ward; schon früher hatte Mahmūd einige Emisseure der Fatimiden hinarbeiten lassen.

Im Jahre 415 (= 1024) zog er, nachdem er sein Heer gemultert und außer den an den Grenzen stehenden Leuppen 54,000 Krieger und 1300 Elephanten gefunden hatte, nach dem Norden, wo er seine Vuxtorialität bis nach Ghotan ausdehnte, da Kibī Khan ihm Geschenke machte. Alle Emire jenseits des Amu kamen ihm entgegen, nur die Selbstherrscher, deren Macht jetzt gerade ihren Anfang nahm, machten ihm viel zu schaffen. Der eine floh, der andere ward gefangen und mitgeführt⁴⁸⁾.

Jetzt aber begann er einen großartigeren Zug, als je zuvor, indem er die förmliche Unterwerfung einer weit entfernten Gegend auf der Dabhsinēl Guxarate (Gurdschāra) beschloß. Der Tempel des Sōmānī (Sōmānāpa), zwischen Dhu und Mangelur am Mercurufer gelegen⁴⁹⁾, eines der Hauptheilthümer Indiens voll von

unendlichen Schätzen, sollte erobert und zerstört werden. Im Monat Ramajān 415 (October 1024)⁵⁰⁾ brach er auf und gelangte nach Multān, wo er sich zum Zuge durch die Induswüste vorbereitete, indem er 20,000 Kameele mit Wasser und Lebensmitteln belud. Als man nach beschwerlichem Zuge durch die Wüste, und bei der Festung von Abshmir (Abshamīddā), bei deren Belagerung man sich nicht aushalten konnte, indem man sich mit Ausplünderung der Umgegend und der offenen Stadt begnügen mußte, sowie bei einigen kleineren Burgen und Städten, die man schnell einnahm, vorbei nach der Gegend des Tempels kam, fand man zur Vertheidigung große Massen herbeigeschickt, die jedoch nach einem unglücklichen Wahne, der schon manches Heiligthum geküßt hat, glaubten, man bedürfe gar nicht menschlicher Hilfe, da der Gott seine Feinde, die er vorher selbst als Werkzeug zur Zerstörung von Heiligthümern, denen er gewollt, gebraucht, abschließend hierbei geführt hätte, um sie gänzlich zu vernichten. Da beim ersten Angriffe die Mauern bald von Angreifern gelehrt waren, so stürzten sich die Indier weinend dem Götterbilde zu Füßen, um Hilfe zu erbitten, kämpften dann aber, vor die Stadt rühend, so mannhaft, daß weder an diesem, noch am folgenden Tage ein Vortheil errungen werden konnte. Am dritten Tage rückten die Fürsten Dabhsin⁵¹⁾ und Paramādva (Paramādva) zur Verstärkung der Indier herbei, so daß diese aus Keuse den Muslimen den beständigen Widerstand entgegensetzten, bis endlich Mahmūd durch ein öffentliches Gebet den Fanatismus so anfeuerte, daß die Indier zum Meere fliehen mußten, um nach Erpolen zu entkommen. Während ein Theil des Heeres ihnen nachsetzte und noch auf dem Meere manche Boote der Indier vernichtete, drang Mahmūd mit dem andern Theile des Heeres in die Stadt und zerstreute, nicht achtend auf die glänzenden Auerbietungen der Indier, welche ihren Gott loskaufen wollten, eigenhändig mit einem Keulenschlage das Bild, von welchem er zwei Stücke nach Ghazna zur Einmauerung in die Schwärze der größten Moschee und seines eigenen Palastes, „damit der Höhe von den Gläubigen mit Füßen getreten werde,“ zwei andere nach Mekka und Medina schickte. Nachdem die Beute, welche von den Schriftstellern als so unermesslich geschildert wird, daß man sich den ganzen Reichtum Indiens und die ganzen indischen Verhältnisse, nach welchen die Brahmanen durch die strengsten religiösen Satzungen systematisch allen Reichtum sammeln, vorsetzen muß, um die Angaben nur einigermaßen glaub-

die Lage vergl. Dschih. p. 106. Das **سومان** oder **سومان** Sōmānāpa, ergibt sich schon aus den Angaben der Schriftsteller, nach denen der Sultan in diesem Tempel mit dem Bombenwechsel zusammenstieß. (Vergl. Wilken zu Hist. Gazn.) Wer brauchen daher nicht das lautlich entfernte Sōmānāpa, welches Benfey in Vorschlag bringt.

53) Die Angaben differiren um ein Jahr. Da Dittl's Geschichte diesen Zug nicht mehr beschreibt, wird es schwer, die Zeit genau zu bestimmen. 54) Die eigentliche Form dieses Namens zu erkennen, ist schwer; die Erklärung durch Deracarma (Journ. no. 1856. p. 254) ist noch sehr ungewiß.

45) Hieron. Nicht bei Dittl. 46) Andere nennen den Fluß, was mal noch wahrscheinlich: Andre den Indus. 50) Dies ist der letzte von Dittl. erzählte Feldzug. 51) Das Eingipfel ist sehr dunkel; vergl. Mirch. Hist. Seldsch. 52) Ueber

lich zu finden, in Sicherheit gebracht war, bekriegte der Sultan den Paramadira, König von Anaravāta⁵⁵⁾, der sich in sein Kastell, 40 Parasangen vom Tempel des Somanātha entfernt, welches rings von Wasser umgeben war, geworfen hatte. Als aber jener aus der Spitze des Heeres durchs Wasser drang, warteten die Inder seine Ankunft gar nicht ab, sondern flohen. Die Gegend der Hauptstadt, welche sich jetzt ergab, war so reich, daß Mahmūd, der von hier aus noch andere Goldländer, wie Geylon, zu erobern dachte, hier seinen Sitz aufzuschlagen beschloß. Nur mit Mühe ward er von seinen Großen hiervon abgebracht, da sie ihm vorstellten, welchen Gefahren er durch die Entfernung seine Hauptländer, besonders das von den Türken soviel beunruhigte Ghurāsān aussetzte. Nachdem er daher einen Dabihšim gegen schweren Tribut als Unterkönig eingesetzt und noch einen andern Dabihšim, der mit jenem in Feindschaft lebte, besiegte und gefangen hatte, kehrte er, indem er sich nicht stark genug fühlte, dem Könige von Adšimīr, der sich mit Andern zu seinem Empfange gerüstet hatte, entgegenzutreten, nicht auf dem frühern Wege, sondern am Indus hinauf durch die Wüste, in der er wiederum von solchen Führern irre geleitet ward, nach Multān zurück, von wo er nach mehr als zweijähriger Abwesenheit in Ghazna wieder eintraf. Die Herrschaft über die unterworfenen Länder scheint nicht lange gedauert zu haben, da uns von jener Gegend nur noch der Sturz des von Mahmūd eingesetzten und die Erhebung des von Mahmūd nach Ghazna geführten Dabihšim zum (unabhängigen?) Königs gemeldet wird⁵⁶⁾.

Zur Belohnung für seine Glaubenskämpfe empfing der Sultan vom Kalifen neue Ehrentitel für sich und seinen Sohn nebst der Versicherung, daß er jeden Prinzen unterstützen werde, welchen Mahmūd zum Nachfolger bestimmen würde.

Noch im Jahre seiner Rückkehr nahm er an den wilden Dschatten⁵⁷⁾, welche in den Niederungen des Indus hausten, Rache für die Beunruhigung seines Rückzuges, indem er starke Boote ausrüstete und mit Bogenschützen und Pfeilbeschwerfern besetzte, welche den kleinen Stamm fast ganz vernichteten.

Dies waren die letzten indischen Züge des großen Eroberers, der von jetzt an seine Wille nach Norden richten mußte. Nur durch sein persönliches Auftreten konnte er mit großer Mühe die selbstkühnen Türken zureiten, welche sich immer mehr ausgebreitet hatten und von den Stettbältern Ghurāsāns nicht mehr bezwungen werden konnten.

Seine letzte Unternehmung war noch eine bedeutende Ausbreitung des Reichs. Der Buwāhīde Nāšidh ub-

daula, Herr des persischen Irāk, hatte, weil er sich mehr mit Frauen und Büchern abgab, als mit der Regierung, den Unwillen seines Heeres erregt, sodaß dieses den Mahmūd herbeirief, der auch gar nicht zögerte, Kai und Kspāhān mit allen Schätzen der Buwāhīden zuzunehmen und die kaiserliche Religion der Schia in den orthodoxen Islām zu verändern. So umfaßte sein Reich mit Ausnahme der westlichen und südlichen Provinzen ganz Persien (denn auch der Fürst von Gilān, Tabaristān und Gurgān erkannte seine Oberhoheit an), Afghānistān im weitesten Sinne, Ghazgum und viele Länder jenseits des Indus und Drus. Freilich muß man sich hierunter seine Herrschaft im heutigen Sinne des Wortes denken; alle diese Länder hatten ihre eigenen Emire, welche nur durch die gewaltige Kraft Mahmūd's gezwungen wurden, seine Oberherrlichkeit anzuerkennen, welche aber bei jeder passenden Gelegenheit sich unabhängig zu machen suchten. Kurz der Zustand des Reichs war dem der europäischen zu derselben Zeit ähnlich. Die erste Eroberung durch die Araber hatte ein Lehnsthum und Vasallenverhältnis bewirkt, welches noch lange nachher sich ausbildete. Dazu kam noch, daß im Orient über alle rechtsläufigen Länder der Kalife geistiger Lehnherr war, wie im Occident der Papst, freilich mit weit größerer Macht.

Mahmūd, der nicht nur der mächtigste, sondern auch der reichste Fürst seiner Zeit war, starb kurz nach der Erwerbung des persischen Irāk's im Frühlinge 421 (1030).

Mahmūd war mittlerer Größe, von unehöflichem Körper; sein Gesicht war mit Pockennarben bedeckt. Sein Charakter war nicht ohne Fehler, unter denen besonders seine unbegrenzte Dabstult hervortritt, welche selbst von den Schriftstellern, die ihn sonst hoch erheben, nicht gelugnet wird⁵⁸⁾. Noch kurz vor seinem Tode zeigte sich diese sehr grell, indem er, nachdem alle seine Schätze vor ihn getragen, und nach gehöriger Besichtigung in die Schatzkammer zurückgebracht waren, und nachdem er auch seine Pferde, Kamlthiere, Kameler und Wagen beschaut hatte, in bittere Tränen ausbrach über das Unglück, daß er die geliebten Erdgüter verlassen müsse. Wie sehr dies Hangen Mahmūd's am Irdischen in der allgemeinen Volksanschauung hervortrat, sieht man besonders aus einer Stelle von Saad's Gulistān, auf welche schon Wilken hingewiesen hat.

Diese Sucht nicht nur nach Schätzen, sondern auch nach Ländern erklärt Manāsch in seinem Leben. Der Wunsch, in Indien sich niederzulassen, um, wo möglich, alles Gold des weiten Landes zu erlangen, erhält dadurch seine rechte Bedeutung. Es soll hier nicht behauptet werden, daß nicht auch religiöse Motive ihn zu seinen Zügen antrieben, aber gewiß war die Religion nicht die einzige Triebfeder. Es war eine höhere Vereinigung des irdischen mit dem himmlischen Belohnung mit dem süßen des irdischen Erwerbs.

In seinen religiösen Ansichten war er, wie viele

55) Dies ist der eigentliche, von den Muslimen mannichfach getheilte Name; vergl. *Gildemeister*, *Script. Muslim. de rebus ind.* p. 41.

56) Diese Geschichte, wie sie sich bei Nāšidh findet, ist fabelhaft ausgeschmückt.

57) Pers. جت, Wrahs.

58) = Dschatta Fakr, für Dschāta. *Gildemeister* l. c. p. 181.

58) Schmaeh ist die Herrschinigung Firizschā's S. 32.

seiner Zeitgenossen, auf der einen Seite sehr abregläubig⁶⁰⁾, auf der andern Seite verschmähte er es nicht, die Pflichten der Religion, wenn sie zu drückend waren, zu übertreten⁶¹⁾ oder sie den Staatsinteressen nachzugeben, wie denn seine öffentlichen Schlichterere Schwerkelt als Ausfluss der reinen Frömmigkeit anzusehen sind. Den Vorwurf des Unglaubens kann freilich nur ein Schür⁶²⁾ gegen Mahmüd erhoben haben, der als guter Sunnit die Schützen hofte und verfolgte.

Haben wir so mehrer Anklagen auf Mahmüd gehäuft, die sich in ihrer Vereitelung und von unfremm Standpunkte aus — denn in damaliger Zeit waren wol wenige Fürsten des Islams von den genannten Fehlkern frei, ohne jedoch Mahmüd's große Eigenschaften zu befehen — noch viel schlimmer annehmen, als sie in Wahrheit sind, so müssen wir jetzt seine Verdienste so zu mehr hervorheben. Sein Muth, sein Feldherrnblut, seine Ausdauer, seine persönliche Tapferkeit schon im Kaabaalter sind in der Erzählung seiner Thaten schon so stark hervorgetreten, daß wir nicht weiter darüber zu sprechen brauchen. Aber auch in der Staatskunst scheint er sehr erfahren gewesen zu sein, indem er nicht nur die Männer zu Regieren⁶³⁾, Statthaltern und Feldherren ernannte, welche die besten waren, sondern auch gegen auswärtige Mächte, die ihn das Schwert nicht erreichen konnte, die feinste Politik übte. Das beste Zeichen dafür, wie er seinen Staat befestigte, liegt wol darin, daß dieser, obgleich von nicht schwachen Fürsten beherrscht, von mächtigen Feinden bedrängt und durch berühmte Thronzweifler erschüttert, noch über anderthalb Jahrhunderte bestand, während er doch aus ganz heterogenen Theilen zusammengesetzt war.

Dabei war Mahmüd — was man bei einem Oberer doppelt anschlagen muß — außerordentlich mild. Dies zeigen manche Züge seines Lebens, z. B. die milde Behandlung seines Bruders Ismäil, von der die gewöhnliche Erzählung gefangener Thronprätendenten bei orientalischen Fürsten, wie schon bei den spätem Ghazneviden, groß abhilt. Mahmüd liebte Gelernte und Dichter, die er von seinen ungeschulten Schänen königlich belohnte. An seinem Hofe entfaltete sich die persische Poesie, die bei den Söhnen Samān's zuerst aufkeimt war, zur prächtigsten Blüthe. Er liebte die altiranischen Sagen⁶⁴⁾, so daß an seinem Hofe ein förmlicher Wettstreit unter den Dichtern war, wer das große Königebuch (Schāhnāme) zusammen reihen sollte, bis endlich Firdos von Tus den Preis errang. „Nach drei Jahrhunderten feiert man noch das Ansehen des Mahmüd, Sohns des Schutigin, und den Ruhm der Burauiden, weil sie die Männer der Wissenschaft glän-

zend unterstützten, während das Andenken der Seid-schuten mit ihnen selbst untergegangen ist, obgleich Mahmüd's und der Burauiden Reich nur einen kleinen Theil der weiten Seid-schutenstaaten ausmachte,“ sagt ein persischer Schriftsteller⁶⁵⁾.

Vor Allem aber krönte jenen die Eigenschaft, welche überall, vorzüglich aber bei der östlichen Kulturherrschaft, die höchste Herrschertugend ist, eine strenge, rücksichtslose Gerechtigkeit. Nur ein Fall ist aufzuzählen, wo er diese Gerechtigkeit, welche freilich nach unfrem Begriffen oft hart und barbarisch erscheint, der Gerechtigkeit nachsetzte⁶⁶⁾.

Nimmt man hierzu den Glanz seines Hofes und seiner Hauptstadt, die er mit prächtigen Borschem⁶⁷⁾, Akademien und andern fremden Bauwerken ausschmückte, so ist es leicht erklärlich, daß Mahmüd's Regierung, deren Glanz sich in Firdos's prächtigen Schilderungen wieder spiegelt, den Spätern im herrlichsten Lichte erschien.

Mahmüd hinterließ zwei sehr ungleiche Zwillingssöhne. Der eine Masud, mit unweisschaften Herrscher-gaben, tapfer, freigebig, rüstigen Leibes, aber wild, eigensinnig, trotzig, selbst gegen den Vater, hart, aber dennoch beim Volke und Vorne beliebt; der andere Muhammed, mit beschränkten Gaben, sanft, aber schwach, wurde von Allen zurückgesetzt, aber vom Vater, gerade wegen seiner Sanftmuth, bevorzugt und zum Nachfolger ernannt. Beim Tode des Vaters war Masud in Isfahan, Muhammed in Gurgān. Als dieser, nach Ghazna berufen, die Regierung antrat, versuchte er vergeblich durch Freigebigkeit die Herzen zu gewinnen, denn ganze Schaaeren des Herres entwichen zu Masud, der unterdessen auf Irak nach Churāsān geeilt war und jetzt verlangte, ihm Irak und die Länder südlich vom Kaspissee, welche er größtentheils selbst erobert hatte, abzutreten, und zwar so, daß in diesen Staaten sein (Masud's) Name zuerst im Kirchengebete genannt wurde, während dieser in den andern Provinzen an zweiter Stelle nach Muhammed's Nennung, erwähnt werden sollte⁶⁸⁾. Da aber Muhammed eine trostige Antwort gab, rüfte Masud, indem er, wie er schon vor des Vaters Tode ge-dreht hatte⁶⁹⁾, die Bestimmung desselben ebenso wenig achtete, wie dieser sich an Seid'schuten's Anordnung gelehrt hatte, gegen Ghazna vor. Da Muhammed zwar am 1. Ramazān 421 (2. Sept. 1030) ausrückte, aber kurz nach dem Auszuge dicht bei der Hauptstadt unthätig den Bruder erwartete, verschoren sich seine ersten Beamten gegen ihn, errigten einen Soldatenaufbruch, und eilten, nachdem sie ihn gefangen gefeßt, dem Masud entgegen, der, als alleiniger Herrscher anerkannt war, den Bruder blenden und gefangen sehen, aber die beiden Hauptanführer des Aufbruchs hinrichten und den dritten, seinen Oheim Jusuf, einkerkern ließ. Im ersten Jahre

30) Bergl. *Misch. Hist. Gazna*, p. 95 seq. 60) Er trat

j. B. *Mein. Fir.* p. 91.

61) Der Verfasser der *طبقات*

ناصري. *Fir.* p. 85.

62) Unter diesen ragt besonders Ho-

san-i-Minendi hervor, der später, z. B. in Gulistan, als das Muster eines Feiges gilt.

63) *Fir.* p. 10 seq. Bergl. Wohl's Einleitung zum *Schāhnāme*, wo übrigens richtig hervorgehoben, wie diese Thaten mit Mahmüd's Politik zusammenhängen.

64) Voreile zu der trefflichen Uebersetzung des *Kitāb Jamiat* vergl. Not. et extr. IV. p. 328. 65) *Fir.* p. 85. *Misch.* p. 93.

66) Nach dem Dschih. p. 238 waren zu Mahmüd's Zeiten in Ghazna 2000 Moscheen. 67) Es ist nicht so genau *Misch.* 68) *Misch.* p. 90 seq.

der Herrschaft (122 = 1031) mußte der König die verschiedenen Provinzen, die sich nach orientalischer Weise beim Thronwechsel erhoben hatten, bezeugen und kräftige Statthalter einsetzen. Das persische Irak ward wieder zum Gehorham gebracht und in Mesran ein Häupt, nach Vertreibung von dessen Bruder, als Vassall ringsetzt. Aber schlimm sah es in Churāsān aus, dessen nördlicher Gegend, besonders die von Serach und Mierd über Verwüstungen der Seidschulen klagten. Vorgesandte sandte der Sultan ein Heer gegen sie; ohne Erfolg kehrte er nach Ghazna zurück. Um den Krieg nachdrücklicher zu führen, sandte Masūd deshalb 423 (1031) ein stattliches Heer unter Almutasch von Balch aus gegen Buchārā, welches aus bald in die Hände der Ghazneviden fiel, eine Eroberung, die durch den Frieden, der bald darauf nach einem unweit Smerland's gewonnenen Siege geschlossen ward, bekräftigt wurde. Der Sieg war aber theuer erkauft, da der tapfere Almutasch an seinen Wunden starb. Um das Heer nicht zu entmuthigen, wurde der Tod des Feldherrn erst nach der Rückkehr über den Tod bekannt gemacht.

Nachdem so der Norden einigermaßen beruhigt war, wandte sich der Sultan als erster Ghaznevid nach Indien, wo ein Statthalter abgefallen war. Er ging in die Gegend von Kaschmir, kämpfte glänzend und bewang besonders eine von seinem Vater sehr vergeblich belagerte Feste⁷¹⁾ und eine von den Muslimen noch nie errichtete große Stadt⁷²⁾. In diesem Jahre, indem durch Pest und Hunger ein großer Theil Ahiens heimgeschickt ward, mußten Kai und das übrige Irak wieder unterworfen werden, wie denn überhaupt die Behauptung dieser durch die ungesicherte Küste von den übrigen Provinzen getrennten Provinzen sehr schwierig war.

Im Jahre 426 (1035) zog der Sultan gegen Scherhiās, Häuptling von Kam und Sāoa im Irak, der die von Churāsān nach Mekka ziehenden Pilger belästigte. Derselbe ward gefangen und auf den Mauern von Sāoa aufgeschleppt.

Unterthanen hatten die Seidschulen ihr alten Käu-berrien wieder bezogen. Die Feldherren Masūd's vermochten nicht das schrecklich verwüstete Churāsān, von dem ein großer Theil schon im festen Besitz Teghrul Beg's war, zu behaupten. Die Seidschulen, die immer nur Land zur Wüste verlangten, wurden zwar nichts geschlagen, aber stets führten sie wieder und endlich erzwangen sie einen großen Sieg, der ihnen das ganze Land öffnete. Masūd, statt den stehenden Bitten der Einwohner nachzugeben, degab sich, wie er behauptet, wegen eines in einer Krankheit erthanen Gläubens, nach Indien, wo von seinen Feldherren ein Empörer bezwungen, und von ihm selbst, der weiträumigen Vordringen, Panji, nicht weit von den Gangesquellen, genemmen

ward. Endlich riefen ihn die mannichfachen Unfälle des Reichs, da Irak und Tabaristān abgefallen war, nach dem Norden, indem er seinen Sohn Wandūd, seinen erklärten Nachfolger, als Statthalter in Lahor zurückließ. Gegen die Vorstellungen seiner Rathgeber beschloß er zuerst die Türken jenseits des Amu zu züchtigen; allein während er Transoxanien einnahm und dann mitten im Winter bei hohem Echnr nach Ghazna zurückkehrte, war eine Türkengarde bis nach der Hauptstadt vorgezogen und hatte einen Theil derselben geplündert. Als er sich nun nach Churāsān wandte, war es ihm unmöglich, die verschiedenen Herden zur Ruhe zu bringen; denn während er die eine schlug und die andere durch Landeintrammung gewann, wurde er von der dritten angegriffen. Dazu kam, daß die Seidschulen die ringerganznen Verpfichtungen sehr schätzten hielten. Kurz nach langem Krieger, der das blühende Land zur Wüste machte⁷³⁾, wurden die ghaznischen Truppen trotz glänzender persönlicher Tapferkeit Masūd's völlig geschlagen (8. Kanazān 431 = 24. Mai 1041), sodas Churāsān bis auf Balch, welches Prinz Wandūd behauptete, geräumt werden mußte. Während Masūd nun, unter dessen ein anderer Prinz die emporsten Ghaznān um Ghazna herum zu bandigen suchte, nach Indien eilte, um ein neues Heer zusammenzubringen, wurde er beim Uebergange über den Vichat (d. i. der Wistāh oder Hydaspes) von einigen Seidschulen, welche unter Anführung des Russtān das Gewäss geplündert hatten und nun Strafe sucheten, ergriffen und vor den erblindeten Muhammad geführt, der, zum König ausgerufen, ihm freistellte, welcher Burg er zu seinem Aufenthalt wählen wolle. Muhammad, selbst zur Regierung unfähig und, wie es heißt, nur durch Drehungen zur Wiederannahme derselben bewogen, überließ die Herrschaft ganz seinem halb wahnsinnigen Sohne, der, nach einigen Nachrichten gegen den Willen seines Vaters, den Heim Masūd ermorden ließ (433 = 1041/1042). Als aber Wandūd in Balch das Geschick hörte, flog er zur Nothe herbei, ging aber erst nach Ghazna, wo er unter großem Jubel als Sultan empfangen ward, dann nach Indien, wo er, nachdem er Muhammad geschlagen und nebst seinen Söhnen und den Vordern Masūd's gefangen genommen, alle als Todtweipfer seines Vaters bluten ließ mit Ausnahme eines Prinzen, der den gefangenen Heim rinst vor Wundenblungen geküßt hatte. An der Stelle

des Sieges baute Wandūd „die Siegestadt“ (نکاباد). Nachdem darauf ein anderer Sohn Masūd's, Mochšād, der von Multān aus große Theile Indiens an sich griffen und sich dann geweiht hatte, seines Bruders Herrschaft anzuerkennen, am Tage des Opferfestes 433 (10. Rathgeber — 1. Aug. 1042) plötzlich nebst seinem Aufhänger Nās, vermals Mahmūd's Liebling, todtgefunden worden war, kehrte Wandūd nach dem Norden zurück, wo er zwar Transoxanien eroberte,

69) Kamens سمرقند oder سمرقند (Abulf. III, 82) (Samarakand, vgl. Ibn Batūta III, 142). 70) Kamens سمرقند.

71) Nach Abulf. III, 80 gefaßt dies schon 424.

72) Das Reich sehr ausführlich bei Mirk. Hist. Seldsch. 73) Nach Abulf. III, 100 starb jedoch Nās erst 16 Jahre später.

aber den Selbshuken, welche 433 Gurgán und Zabarán, 434 Ghárejm eingenommen hatten⁷⁴⁾ und endlich selbst Balch eroberten, welches Alptegín, Mandub's Feldherr trotz eines Sieges nicht weiter wiedergewinnen konnte (weßhalb Mandub sich durch den Volkswillen genungen sah, den Alptegín hinzurichten), nicht widerstehen konnte; ja trotz seiner Versuchung mit dem Selbshukenfürsten Tichfar Beg beunruhigte ihn eine Türkenhorden in seiner eigenen Hauptstadt und konnte nur durch eine Schlacht (bei Buß 435 = 1001/1002) zurückgetrieben werden.

Witterweile hatte sich der Ráidsa von Dihli mit andern indischen Fürsten, vielleicht auf die Nachricht von den Unglücksfällen des Reichs im Westen und Norden zu einem heiligen Kriege gegen die Muslime verbunden, in welchem sie manche Städte wiedereroberten und überall die alten Heiligtümer wiederherstellten, wobei sie durch künftige Erbschaften den Fanatismus des Volks zu erwecken mußten. Das ganze Heer der Indier scharte sich um Kohér, aber an der Ausdauer der Belagerten, welche die Wichtigkeit dieses Punktes kannten, scheiterte der unglückliche Andrang, sodaß endlich nach siebenmonatlicher Belagerung ein allgemeiner Ausfall das Heer der Indier, von dem schon ein Theil abgezogen war, in wilde Flucht trieb, welche damit endigte, daß sie in eine Feste eingeschlossen und hart bedrängt, schnell Frieden schlossen und alles Eroberte zurückgaben.

Die Türken, Herren der ganzen westlichen Lande, beunruhigten zwar noch oft das Reich Mandub's, wurden aber durch die Tapferkeit Toghrul's⁷⁵⁾ immer wieder zurückgetrieben, bis endlich dieser, durch Hofcabalen zurückgesetzt, sich empörte, jedoch, von seinem Heere verlassen, fliehen mußte (438 = 1002/1003). Die Landeshoheit Ghór ward im selben Jahre wieder unterworfen, da sowohl der Fürst dieses Landes, wie auch der Präident, der den Ghazneviden gegen jenen zu Hülfe gerufen hatte, zu Ghazna enthauptet wurden. Solche orientalische Handlungsweise ist in der Zeit des sinkenden Ghaznevidenreichs gar nicht selten Als Mandub aufs Neue einen Zug gegen die immer weiter dringenden Selbshuken unternahm, welche die Länder dießseits und jenseits des Indus schon ganz inne hielten, starb er plötzlich im Monat Ráschbeh des Jahres 441 (December 1049). Mandub wird als ein im Ganzen gerechter Fürst geschildert.

Nach seinem Tode gab es wieder heftige Unruhen, da jeder Nachthaber einen Prinzen zum Thron bestimnte, durch welchen er zu herrschen dachte. Als Sohn Nektá's setzte zuerst Mandub's vierjährigen Sohn Rasid ein, der aber nach wenigen Tagen durch Alptegín, den Oberkammerer (Hábschib) vertrieben und durch Mandub's Bruder Abul Hasan Ali ersetzt ward. Während dieser Zeit dem I. Schasáb 441 (29. Dec. 1049) in Ghazna herrschte und durch die wilde, welche er

gegen seine dem Kerker befreiten Verwandten zeigte, sich rühmlich auszeichnete, hatte Nektá's Sohn mit den geraubten Kronschätzen sich nach Indien geflüchtet. Aber gegen das Ende des Jahres war Abd urreschid, Sohn Mahmud's „ein Mann von schreckent Geiste, niedriger Gefinnung und nicht im Stande, die Angelegenheiten der Herrscherräude gehörig zu verwalten“⁷⁶⁾, von Abd urreszák, Feldherrn in Eßlán, aus dem Gefangnisse gezogen und hatte, da die Truppen ihm huldigten, den Abul Hasan, der aus Ghazna geflohen war, ergreifen und gefangen gesetzt. Das Erste, was nun dem neuen Herrscher oblag, den Sohn Nektá's, der in Indien nach Besiegung afghanischer Stämme sich ein großes Reich erworben, zum Gehorsam zu zwingen, gelang, da jener ohne Widerstand sich durch einen andern Statthalter ersetzen ließ. Letzter drang sogar weiter nach Indien vor und nahm Nagarastá, das, nachdem es im letzten Frieden von den Indern zurückgegeben, neuerdings wieder erobert war, zum dritten Male wieder ein. Aber ein neuer Feind erhob sich jetzt, da Toghrul Hábschib, der mit großer Tapferkeit die Selbshuken aus Eßlán vertrieben und nun, nachdem er von Ghazna Verstärkungen erhalten hatte, selbst gegen die Hauptstadt aufbrach. Ghazna wurde erlürmt und der Sultan nebst allen männlichen Nachkommen Schutágn's, von denen nur drei Prinzen, die in fernen Festungen eingekerkert waren, entkamen, hingebracht. Als Motiv zu seiner Handlung führte Toghrul an, „daß Abd urreschid bei der Uebergabe der Provinz Eßlán an ihn geizig habe; ein solcher Fürst sei unfähig zur Herrschaft.“ Aber schon nahte die Rache. Der Feldherr Náshtegín stellte sich an die Spitze der Gegenpartei, welche im Geheimen auch von Rasid's Tochter, die Toghrul zur größeren Befestigung seines Thrones geheiratet hatte, begünstigt ward. Noch eh Náshtegín mit einem Heere bei Ghazna ankam, ward Toghrul nach 40tägiger Regierung von Verschworenen erschlagen, während er östlich nach sprach. Der herbeigekommene Náshtegín wählte nun mit den andern Großen aus den noch übrigen drei Sproßlingen des Königshauses den Ferruchzáb, Sohn des Rasid.

Als die Selbshuken die Unerndung im Ghaznevidenreiche bemerkten, brachen sie mit großer Heeresmacht gegen Ghazna auf, wurden aber von Náshtegín nach einer fast tagelangen Schlacht so nachdrücklich zurückgewiesen, daß in dem Ghazneviden die Lust wieder erwachte, Ghurásán, das man noch immer nicht aufzugeben hatte, wieder zu erlangen. Zu dem Ende drang der Sultan selbst in Ghurásán ein, schlug die Selbshuken und nahm ihre Emire gefangen, wurde aber bald darauf von Alp Arslán so geschlagen, daß er sich genungen sah, die gefangenen Fürsten mit Ehren und Geschenken wieder zu entlassen, wofür die Selbshuken auch die Gefangenen der Emire frei ließen. Ferruchzáb regierte noch etliche Jahre, bis er 450 (1058) oder 451 (1059) starb, nachdem er noch kurz vorher in der Vertheidigung

74) Abul. III, 114 seq. 75) Nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Selbshukenfürsten.

76) Músch. Hist. Gazn. p. 117.

des Ermordeten Bruder, vertrieb Behrām in eine afghanische Feste des Sulaimāngebirges, und nahm selbst seinen Sitz in Ghazna. Jedoch das ghaznawische Volk, das noch immer an dem alten Herrscherstamme hing, riß, als die meisten Ghazner abgezogen waren, den Sultan zurück, und verließ den Saif, nachdem sie ihn selbst zum Widerstande angetrieben, im Kampfe, sobald er in Behrām's Gewalt kam. Nach gemeiner Despotenweise wurde der Gesangene mit geschwärmtem Antlitz rückwärts auf einem Dschel dem Pöbel zur Schau vorgeführt, dann gefoltert und nebst seinem Reich hingebracht. Das Haupt Saif's ward dem Reichsherrn Sandschar zugesandt. Aber die Vergeltung nahte. Als uddin, der dritte der Ghaznerbrüder, durch des Ghazneviden prahlerischen Brief nicht geschreckt, antwortete: „Behrām's Drohungen seien machtlos, wie seine Waffen; Krieg gegen seine Landsknechte zu führen, sei nichts Neues, aber Barbarei, wie seine, sei unheard; Gott habe ihn zum Werkzeug der Rache ersehen.“ Nachdem er in einer Schlacht, welche durch die Tapferkeit zweier Brüder entschieden ward, die den Elephanten Behrām's und seines Sohnes Dautschād's zum Falle brachten, aus an Zahl überlegene ghaznawische Heer geschlagen, mußte Behrām, dem bei der Thronbesteigung ein Dichter zugestanden hatte:

Ein Ruf von allen sieben Himmeln kam:

Der Herr der ganzen Welt ist jetzt Behrām!⁸¹⁾

den Thron seiner Väter für immer verlassen, und nach Indien sich zurückziehen, wo er, nachdem er länger, als irgend einer seiner Vorgänger mit dem Ruhme, Künste und Wissenschaften sehr zu begünstigen, regiert hatte, 547 (1152) oder 548 (1153) starb. Während nun sein Sohn Chusrau Schāh in Lahor als König ausgerufen ward, war Als uddin in Ghazna eingedrungen, und hatte hier seinen Brüdern ein solches Todtenopfer angerichtet, daß er fortan Dschānsāz, Weltzerbrecher, benannt wurde. Als er nach Ghazna zurückgekehrt war, wollte Chusrau, auf Sandschar's Hilfe und wol nur auf den Haß des Volkes gegen die wilden Ghazner bauend, Ghazna wieder nehmen, hörte aber, daß die türkischen Ghuzen, durch schlechte Behandlung von Seiten der Seldschuken aufs Äußerste erbittert, den Sandschar geschlagen und zum Gefangenen gemacht hätten und bis Ghazna hin das Land unsicher machten. Als er deshalb nach Lahor zurückgekehrt war, eroberten wirklich die Ghuzen Ghazna, verlor es aber nach einigen Jahren an die Ghazner, denen es bald darauf noch einmal ein Feldherr Chusrau's abnahm. Chusrau starb aber bald, ohne seine Vaterstadt wieder erblickt zu haben (555 = 1160) in Lahor. Sein Sohn Chusrau melik⁸²⁾

nach Mischkend ein sanfter, bescheidener, aber wichtiger, vernunftgeseftigter Fürst, unschiz, den Stürmen der Zeit zu trotzen, verlor bald wieder Ghazna an den Ghazner. Und da dieser einsah, daß ohne den Besitz des Pandshāh der Ghazna's nie sicher sei, so zog er selbst nach Indien, belagerte zwar, nachdem er alle übrigen Länder eingenommen, Lahor vergeblich, aber nöthigte doch den Ghazneviden zur Anerkennung seiner Oberherrschaft, indem er den vierjährigen Sohn desselben als Geisel mitnahm (576 = 1181⁸³⁾). Da aber Chusrau melik den Frieden brach, kehrte der Ghazner zurück und belagerte Lahor⁸⁴⁾ nach Verwüstung des Landes lange vergeblich, so daß er endlich zu List und Verrat seine Zuflucht nehmen mußte, indem er den Chusrau melik durch trügerische Versprechungen gefangen nahm und, nachdem er als Preis seiner persönlichen Sicherheit Lahor ausgeliefert und somit das ghaznawische Reich selbst gendigt hatte (582 = 1186 oder 583 = 1187), ihn in eine Ferkung einsperren ließ, wo er bald darauf nebst seiner ganzen Familie umgebracht ward, „und da so das ganze Haus Sebuktigin's ausgerottet ward, ist von jenen mächtigen Herrschern Nichts als die Erinnerung übrig geblieben“⁸⁵⁾. (Th. Nöldeke.)

GHAZZALI (غزالی), ist einer der tiefsten Denker,

größten Theologen und gründlichsten Gesebtenkenner des Muhammedanismus und sowohl als Apologet der orthodoxen Religion, wie als warmer Anhänger der mystisch-asketischen Richtung der Sufis in allen Muhammedanischen Ländern berühmt. Innig vertraut mit dem gesammten Wissen der damaligen Zeit war er nicht bloß einer der zahlreichen arabischen Gelehrten, die mit staunenerregender echt semitischer Ausdauer alle Gebiete geistiger Thätigkeit durchwandern, um auf der Höhe ihrer Zeit zu stehen, sondern er gehört auch zu jenen selteneren Orientalen, die über den Ruff von Gelehrsamkeit nicht ihre Originalität einbüßen und selbstschöpferisch die Wissenschaften in andere Bahnen zu lenken unternehmen. Durchalut von heiliger Begeisterung für die Wahrheit seines Glaubens ist sein ganzes Leben nur dem einen Streben gewidmet, alle Wissenschaften im Islam ihre Verklärung, die Thätigkeit in einem gottgeweihten Leben ihre Befriedigung finden zu lassen. Ghazzālī ist darum nicht bloß einer der gelehrtesten Lehrer der Muhammedanischen Kirche, sondern auch einer der tüchtigsten und edelsten Männer aller Zeiten, da er, wie sie einer, in allem Thun und Trachten nur von einer Idee getrieben und geleitet wurde.

Abū 'Dāwūd Muhammed Ibn Muhammed Ibn Muhammed Dāwūd Abū Ahmed Abghazzālī¹⁾ ist geboren 450

81) ندایی (منادی .۱.) برآمد هفت آسمان
که بهرام شاست شاه جهان

82) Pölisch spricht Willen diesen Kamen so aus, als hiesse es
خسرو ملک und nicht خسرو ملک.

83) Lahor, welches schon von dem großen indischen Heere so lange umstellt belagert war, ward gewiß als Hauptstützpunkt der ghaznawischen Macht seit jener Zeit noch immer mehr befestigt.

84) Schlussworte Mischkend's. Ubrigens scheint die Familie Sebuktigin's doch nicht vollständig vernichtet worden zu sein, da wenigstens Ibn Baridita am Hofe zu Delhi einen angeblichen Enkelkind derselben fand.

1) Man schreibt auch Ghazzālī in der Voraussetzung, da

d. J. (1058 n. Chr.). Tis, die ehemalige Hauptstadt des an persischen und arabischen Dichtern und Schriftstellern so überaus reichen Chorasan, war Ghazzāl's Heimath. Hier war erst ein Menschenalter früher der gefeierte Dichter des Schāhnameh gestorben; hier lebten und wirkten eine Menge weit berühmter, namentlich um Theologie und Geschichtskunde des Islām hochgeachteter Männer, und Ghazzāl's eigener Ruhm verlieh später der Stadt ein solches Ansehen, daß fromme Mestimen sie oft zum Ziele ihrer Pilgersfahrten machten, um an seinem Grabe und an denen der vielen dort ruhenden großen Todten stilen Betrachtungen nachzuhängen, bis Dschingischān ein Jahrhundert nach Ghazzāl's Tode die ehemals so blühende Stadt in Trümmer legte, aus denen sie sich nie wieder erhob.

Ghazzāl's Jugend fällt in eine Zeit, wo der Baute der politischen Macht des Kalifats längst gewichen war, wo theils die Großen des Reichs, nach Art der fränkischen Majordomen, theils fremde sich aufdrängende Beschüger dem Nachfolger des Propheten nur noch einen Schatten seiner früheren Größe gelassen hatten, um sich selbst in den Besitz des ungeheuren Ländergebietes zu theilen. So war das berühmte Reich der Ghazneviden entstanden; so hatten sich auf den Trümmern der Macht der Buviden eben die Seltschiden erhoben, und der gewaltige Tughrilbeg war Gründer einer Dynastie geworden, die sich freilich bald in eine Menge kleinerer Herrscherfamilien gesplittete, aber dem ganzen Orient eine neue Gestaltung gab. In Egypten und Afrika herrschten die Fatimiden als fortwährend erbitterte Feinde des 'abbasidischen Kalifats und in Afrika selbst bereicherte sich jene mächtige Dynastie vor, die unter dem Namen der Almoraviden bald nachher Marocco gründete und dann unter Anführung des ruhmreichen Fürsten Jusuf Ibn Tāschfin eine kurze, aber glanzvolle Herrschaft über das maurische Spanien errang.

Während sich so die politische Einheit des Islām in eine Menge unabhängiger, zwar kräftiger, aber einander mit glühendem Haß beschreibender Staaten gespalten hatte, war der Muhammedanismus auch von Außen her mit unheilbedrohenden Gefahren umlagert. In Spanien begann, namentlich seit Alfons VI., die Reihe be-

rühmter Heldenkämpfe der christlichen Ritter gegen die Anhänger Muhammed's. Von Europa aus sollten bald die begehrtesten Scharen der Kreuzfahrer nach dem einmal von Seltschiden, dann wieder von Fatimiden beherrschten Palästina wandern, um dem Veltstume und der Lehre des Islām Verderben zu bringen; und noch zu Ghazzāl's Lebzeiten stand der christliche Thron Baldwin's in dem durch die großartige Moschee Omar's auch dem Muhammedaner so heiligen Jerusalem. Christliche Ritter fanden fortan grüßte, die Anhänger des falschen Propheten zu bekämpfen, und immer neue Herdmosse streiften von Europa, um im Kampfe mit dem Muhammedanismus Ritterthum und Ehrepreis zu erringen. — Weit schlimmer aber als diese äußeren Gefahren erschienen diejenigen, welche am Herzen des Islām selbst nagten und das innere religiöse Wesen desselben zu vernichten drohten. Der Riß, der von der ersten Zeit des Muhammedanismus an die ganze Gemeinschaft der Gläubigen in zwei große Lager, als Sunniten und Schiiten, spaltete, war durch die damit innig verknüpften dynastischen Ansprüche nicht nur nicht gebügelt, sondern grade diese Spaltung gab den politischen Streiten immer neue Hebel und erwünschte Nahrung. Mit wilder fanatischer Erbitterung verfolgten sich die beiden Parteien im ganzen Gebiete des Islām, und während die Fatimiden, Buviden und andere Dynastien dem Schiitismus überall neue Anhänger verschafften, waren nur noch die Bewohner des eigentlichen Arabiens und die türkischen Stämme entsefferten Ghazneviden und Seltschiden Stützen der Sunniten. Ja in Baghdād, dem Siege des Kalifats selbst, gab es zur Zeit der Regierung Al-kāsim's, unter dessen Kalifate Ghazzāl geboren wurde und seine Jugend verlebte, täglich blutige Beschädigungen unter den beiden religiösen Genossenschaften²⁾. Die Heimath Ghazzāl's selbst, wie überhaupt ganz Persien, war schon damals und ist noch heute dem Schiitismus ergeben, und erst seit die Ghazneviden und später die Seltschiden sich Chorasan's bemächtigt hatten, ward auch dort aus politischen Rücksichten sunnitische Lehre verbreitet und gepflegt. Wie sehr sich jedoch auch diese religiösen Richtungen anfeindeten und verfolgten, sie galten immerhin beide noch für orthodoxe, im Hauptprincip des Islām einmüthige, und das Wesen der Religion selbst als solche mochte dabei vielleicht nicht in Frage an kommen können. Aber es stand in der That um den Islām weit schlimmer. Eine Menge häretischer Sekten, die man mit dem Gesammtnamen der Mufazeliten bezeichnet, war schon längst im Schooße des Islām erwachsen: eifrige Beschäftigung mit philosophischen Studien hatte ihren herodotischen Ansichten und Darstellungen wissenschaftliches Gepräge und Ueberzeugungskraft verliehen, die Orthodoxen hatten lange Zeit nur Anathema's schreiben und alle Speculation verbannen können, bis As'ari sich von den Häretikern losgesagt und auch ein wissenschaftliches System der orthodoxen Glaubenslehre gegründet

²⁾ Das Wort von Ghazzāl, einem zum Gebiete von Tis gehörenden Dorfe, bezuglichen ist. Dikhan um über diese Herkunft unseres Schriftstellers Nichts bekannt ist und er stets Ghazzālī Al-Tis heißt, so könnte die Ableitung darum dennoch richtig sein, da die aus kleinen Orten gebürtigen Araber zuweilen nicht bloß nach dem Namen des Geburtsorts, sondern zugleich nach dem der Stadt ihres Gebietes oder ihres spätern Aufenthalts benannt werden. Ibn Chalkān (ed. Slane I. s. v.) schreibt Ghazzālī und leitet das Wort von Ghazzāl ab. Es soll nämlich der Vater unseres Schriftstellers ein Ghazzālī (Baumwollens-Stein oder Händler) gewesen sein. Der Sohn müßte dann freilich Ibn Ighazzāl heißen; doch beruft sich Ibn Chalkān für diese allerdings ungrammatische, aber in Syriem und Egipten übliche Bildung auf die analog gebildeten Namen Kāssir, 'Al-kāssir (soß ganz köstlich sagt Abul-Fidd, Annal. Muselm. III. p. 376), und behauptet, daß man im Orient allgemein Ghazzālī (schreibe, auch bei Schreibern dieses dem Namen in einer Menge von Handschriften mit verdoppelter n geschrieben) gefunden.

²⁾ Vergl. Weil, Gesch. der Schiiten III. S. 76.

hatte, das die Irrlehren wissenschaftlich abzuweisen strebte und auf Jahrhunderte hin dieselbe Tendenz und Form behielt. Unter den Mutaziliten wurden natürlich die Wissenschaften mit besonderer Vorliebe gepflegt, kein Wunder also, daß der Kampf mit ihnen ein immer gefährlicherer ward: besonders wann, wie so häufig, auch hiermit wieder politische Zwecke sich verbanden. Namentlich waren es aber von ihnen die Isma'iliten, welche durch die Lehre von ihrem Imām, durch ihre allegorischen Deutungen und frivolsten Ansichten von der Offenbarung und durch ihre völlige Gleichgültigkeit gegen alle religiösen Vorschriften die Religion in den Bergen ihrer Anhänger gänzlich erstickten und sie zum bloßen Mittel ihrer politischen Absichten machten. Verleumdete Emirsairer unterwühlten den positiven Glauben, verbreiteten ihren geheimnißvollen Bund allüberall und lebten vor seinem Verbrechen zurück, um zum Ziele zu gelangen, während allenthalten gestreute feste Schloßer sie vor Raube sicherten. Die mit ihnen innig zusammenhängenden Karmaten hatten früher sogar das alte Heiligtum in Mekka entweiht und geplündert und mit ruckloser Hand den heiligen schwarzen Stein fortgeschleppt. Die Isma'iliten selbst hatten ihrer vom Islām ganz abweichenden Lehre eine philosophische Form gegeben, die Ghazzālī zu widerlegen beauftragt wurde. Zu Ghazzālī's Lebzeiten ging aus ihnen jene blutdürstige Schaar der Assassinen hervor, unter deren mörderischem Stahl Glaubige und Unglaubige fielen, wenn sie ihren verruchten Plänen im Wege standen, und in den heutigen Drusen haben wir noch Ausläufer dieser in politischer wie religiöser Beziehung gleich furchtbaren Secte.

Das ganze Gebäude des Islām bot mithin zu Ghazzālī's Zeit ein Bild vor, dessen Anblick den Frommen, wahrhaft Gläubigen mit tiefem Kummer erfüllen mußte. Es ist daher natürlich, daß ein Mann, der von der Wahrheit religiöser Ideen durchdrungen, nach langem, ernstlichem Forschen im Islām Trost und Ruhe und Befriedigung gefunden hatte, sein ganzes Leben und Streben daran setzte, allen jenen destruktiven Richtungen und Erscheinungen mit der vollen Kraft gottbegnadeter wahrhaft gläubigen Gemüths entgegen zu treten. Ghazzālī ist darum unermüdet in, die Glaubenslehren zum Studium und zur Erkenntniß der Muhammedanischen Offenbarung auszuföhren und anzuerkennen; er versteht die Religion philosophisch gegen die Philosophen, widerlegt mit aller Entschiedenheit die Häretiker, eifert gegen die laze Dßercung der Schiiten, vertheidigt die strengern moralischen und juridischen Grundsätze der Schafaiten, ist fortwährend Wabner und Prediger und Förderer der orthodoxen Anschauungsweise und zuletzt durch Wort und Beispiel bereicherter Aufmunterer zur Physik und zur aesthetischen Lebensweise der Sufis. Seine zahlreichen Schriften sind alle entweder einem einzelnen oder allen diesen Zwecken zugleich gewidmet. Aus Dankbarkeit für diese Bestrebungen hat ihm daher auch die Muhammedanische Kirche den Ehren-titel hochschedschat ol-islām (Zeugniß des Islām) verliehen.

Es ist indessen wohl zu beachten, daß, wenn auch, wie aus dem Gefagten hervorgeht, das Khalifenreich zerrüttet und die Muhammedanische Religion bereits in tiefen Verfall und Auflösung gerathen war, dennoch die Theologie, wie überhaupt alle Wissenschaften, sich grade in dieser Zeit in schönster Blüthe befanden. Nicht nur waren fast alle Dynastien, wie sehr sie sich auch gegenseitig beschiedeten, eifrige Förderer und freigebige Unterstützer der Literatur und Kunst; sondern es scheint auch, daß die edlern Männer der jämmerlichen äußeren Verhältnisse überdrüssig sich um so inniger dem Leben des Geistes zuwandten und dort Ersatz suchten für die politisch traurige Gegenwart.

Ghazzālī hat uns in seiner interessanten Schrift *Al-munkid' min al-dalāl* ³⁾, die er nicht lange vor seinem Tode abgefaßt, Andeutungen über seine geistige Entwicklung hinterlassen, die wir in Nachfolgendem mit dea anderweitigen Nachrichten über ihn in Verbindung zu bringen suchen wollen.

Von Ghazzālī's früherer Lebensgeschichte ist uns nicht viel Sicheres bekannt. Sein Vater soll ein Baumwollenspinner oder Händler gewesen und schon in der Jugend unseres Autors gestorben sein, nachdem er seinen Sohn einem Sufi zur Erziehung übergeben hatte. Sicher ist, daß Ghazzālī einen Bruder hatte, Abū 'I-Futūb Ahmed Alghazzālī, der mit geistigen und körperlichen Vorzügen ausgestattet, nicht allein bei dem berühmten Sultan Malikshāh in hohem Ansehen stand, sondern sich auch um den Islām so verdient machte, daß ihm der Beiname „Kühm des Glaubens“ ⁴⁾ zugetheilt wurde. Daß das Verhältniß der beiden Brüder ein sehr inniges gewesen sein muß, können wir schon aus ihrer gleichen Beschäftigung und Studienrichtung schließen: doch wissen wir auch, daß Abū 'I-Futūb seinen Bruder später als Professor vertreten und sogar dessen vorzüglichstes literarisches Werk in eine kürzere Form gebracht hat ⁵⁾. Unter Abū Hāmid soll nun auf den Rath jenes Sufi sich den Wissenschaften zugewandt haben und nach Dschordschān gegangen sein, wo er unter dem Imām Abū Rāst Isma'īl seine Studien begann. Er sei, so heißt es weiter, auf dem Rückwege von da Käufern in die Hände gefallen, welche auf seine Bitten die wissenschaftlichen Schulbuche ihm zwar zurückgegeben, aber durch den Vorwurf, daß er doch Nichts wahrhaft wisse, wenn man ihn dessen so leicht berauben könne, ihn zu dem Vorface bewegen haben, künftig Alles gründlich zu memoriren ⁶⁾. Nach glaubwürdigen Nachrichten fing er seine Studien nicht in Dschordschān an, sondern in seiner Vaterstadt Zūz ⁷⁾. Hierauf ging er nach dem zwei bis drei Tagereisen von

3) Abgedruckt und übersetzt in Schwabens, *Konst. sur les écoles philosophiques chez les Arabes et notamment sur la doctrine d'Alghazzālī*. (Paris 1842.)

4) Bergl. *Im Chahlik*. ed. Siene I. a. v. Abū Futūb und *Kawātib ad-Wāstān* fol. II. a. v. T. 6a.

5) Bergl. *Dammer-Purgstall*, *D Rindl* die berühmte ethische Abhandlung Ghazzālī's (Wien 1838). S. X. 6) Bergl. *Abū'l-Fidd*, *Annal. musulm.* III. p. 375 und *Im Chahlik*. a. v.

da entfernten Nisābūr, einer Stadt, die wegen ihrer reizenden Lage, der fruchtbaren Umgebung und des gesunden Klimas eine der schönsten nicht bloß Chorasān's, sondern ganz Persiens ist, und wo schon seit längerer Zeit eine große Zahl berühmter, besonders auf theologischem Gebiete ausgezeichneter Männer lebten. Hier war schon lange vor Ghazzālī für Abū Isḥāq Aḥ-Isfārā'ī die Lehranstalt gegründet worden, welche, eine der ältesten und bekanntesten Stiftungen dieser Art, hohen Ruf genoss. Isfārā'ī selbst, einer der größten Theologen und Rechtslehrer, galt für einen Schmutz des Orients, und Alles, was wir durch Citate von ihm wissen, läßt vermuthen, daß er bereits ganz dieselbe wissenschaftliche und religiöse Richtung gehabt, die wir bei Ghazzālī wiederfinden. An demselben Orte hatte ferner der durch Lehre und frommen Wandel, sowie durch die für ihn ebenfalls in Nisābūr gegründete Madrasa berühmte Baiḥaḥi das Rechtssystem der Schafiten mittels seiner vervollständigenden Bearbeitung erst wahrhaft in Aufnahme gebracht, und ist ohne Zweifel Ghazzālī's Muster und Führer auf diesem Gebiete geworden. — Weiblich jedoch waren noch nicht Ghazzālī's unmittelbare Lehrer. Weit berühmter als sie und bedeutender für Ghazzālī's Entwicklung war der Später an derselben Baiḥafischen Anstalt studierende Abū 'I-Mo'ālī, welcher von Ghazzālī selbst stets mit Ehrfurcht und Dankbarkeit als sein Lehrer genannt wird. Sohn und Schüler des namentlich wegen seiner zahlreichen Schriften über die schafitische Lehre hoch angesehenen Aḥ-Diḡu'wā'ī, der in der Dogmatik Zuhārī des Iḥṣāb 'Al-'Isfā'ī (der selbst wieder ein ausgezeichneter Schüler des vorgenannten Isfārā'ī war), hatte Abū 'I-Mo'ālī mehrere Jahre in Nisfa und Medina zugebracht, um dort zur weiteren Begründung schafitischer Lehren Traditionen zu sammeln, und wegen dieses Aufenthaltes sich den Titel „Imām al-haramain (Vorsteher der beiden heiligen Orte)“ erworben, wurde dann von dem bekannten Reize Nisām Dī-muḥṣṣ nach Nisābūr berufen, wo dieser eigens für ihn das Nisāmija-Collegium gründete. Hier war er fast 30 Jahre Professor, Oberhaupt der schafitischen Sekte, Prediger an der großen Moschee und Vorkämpfer der frommen Stiftungen. Seine Vorlesungen wie seine Schriften verbreiteten sich über die verschiedenen Zweige der Religionswissenschaften und waren gegen Ende eines Lebens von ungefähr 400 Zuhörern besucht, unter denen Ghazzālī der ausgezeichnetste war¹⁾. Sein frommes musterhaftes Leben stand ganz im Einklange mit seinem Amte und literarischen Rufe, und es ist daher auch nicht auffallend, daß er seine Schüler mit warmer Verehrung für die Aḥṣe und Mystik der Sūfi's erfüllte²⁾.

Der Einfluß des Imām Aḥ-haramain auf unsern Schriftsteller war ein außerordentlicher. Alle Schriften Ghazzālī's beruhen, daß ihr Verfasser sich seinen geliebten Lehrer ganz zum Vorbild genommen, mit derselben Innigkeit wie dieser sich in die Idee des Glau-

bens versenkt, mit gleich glühender Begeisterung alle auf die Religion bezüglichen Wissenschaften gepflegt und gelehrt, mit gleichem Eifer sein eigenes und das Leben seiner Wirthe durch fromme Führung, zu veredeln gestrebt habe. Unter der Leitung dieses Imām's machte Ghazzālī rasch die glänzendsten Fortschritte, und obgleich bald selbst einer der bedeutendsten Theologen und Juristen, blieb er doch bei dem theuern Lehrer bis zu dessen Tode, der in Ghazzālī's 27. oder 28. Lebensjahre erfolgte. Darauf begab er sich an den Hof des damals so berühmten Reizes Nisām Dī-muḥṣṣ, der seines geliebten Lehrers Gönner gewesen und sein eigener Landsmann war. Mit großem Wohlwollen von diesem aufgenommen, betheiligte auch Ghazzālī sich an den im Orient so beliebten Unterhaltungen über Kunst und Wissenschaften, die in des künftigen Nisām Dī-muḥṣṣ's Palaste von den talentvollsten Männern gehalten wurden. Da er sich hierbei sehr auszeichnete, so ward sein Ruhm bald allgemein. Nisām Dī-muḥṣṣ ernannte ihn deshalb (1091) zum Professor der Jurisprudenz an dem von ihm vor 24 Jahren gestifteten Nisāmija-Collegium in Bagdad, wo nach der kurzen Amtsführung des Mutawall und dessen Vorgängers Ibn Aḥ-Sabbāḡ eben die Stelle erledigt worden war, welche früher der wegen seiner gründlichen Gesehlsunde und frommen religiösen Richtung bekannte Schiḥ Abū Isḥāq Aḥ-Schirāzī 17 Jahre lang mit großem Ruhme bekleidet hatte. Ghazzālī's ausgezeichnete Lehrthätigkeit vor 300 Zuhörern gewann allgemeine Anerkennung und Verwunderung. In seinen Ruhestunden beschäftigte er sich jetzt vor Allem mit dem Studium der Philosophie, die er, nach eigener Angabe³⁾, bis dahin nur so weit in Berücksichtigung gezogen hatte, als es das Verständnis der Dogmatik erforderte, worin eben bloß einzelne abgegriffene Sätze der Philosophen angegriffen und abgewiesen wurden. Außerdem erhielt er hier vom Kalifen den Auftrag, eine Schrift über das Wesen der Lehre der Tā'limiten⁴⁾ abzuschaffen. Nachdem er deren Ansichten in fünf verschiedenen Abhandlungen zu widerlegen versucht hatte, überließ er sich ganz dem Studium der Mystik. Sein Lehrer, der Imām Aḥ-haramain, hatte mit solcher Begeisterung von den Sūfi's gesprochen, daß seine Zuhörer jedesmal Thränen der Rührung vergossen: was war daher natürlicher, als daß der durch alle bisher getriebenen Studien zwar gläubig, aber unbefriedigt gebliebene, nach Wahrheit dürstende Ghazzālī sich einer Richtung zuwandte, worin schon so viele fromme und fromme Muḥammediāner Ruhe und Glück gefunden hatten. Er erklärt selbst mit der rührenden Offenheit eines tief religiösen Gemüthes, daß, ungeachtet aller Lust, womit er sein Amt verwaltete, doch all sein Stre-

1) Schöllers, Kessl. p. 27.

10) Tā'limiten oder

Bā'initen ist einer der vielen Namen der Isma'īliten, die außer der Lehre von ihrem Imām ein in philosophischer Form entwickeltes System für ihre Anhänger hatten, die den Ghazzālī zu widerlegen suchten. Das Räuber siehe bei Ghazālī's I. v. Bā'initen, und Kessl. p. 43 seq. vor allen aber der Sacy, Exposé de l'histoire des Druses.

7) Bergr. Kessl. II. a. v. T. 6a. 8) Bergr. Ibn Chaldūn a. v.

ben und Thun bis jetzt nur auf Ruhm hingezielt habe. Allein er sah auch bald ein, daß von dem Dichter die Wahrheit nicht erlernt, daß sie erlebt werden müsse. Nach längerem Schwanken entschloß er sich, auf Ruhm und irdische Güter zu verzichten, seine Stelle als Professor niederzulegen und sich ganz dem beschaulichen Leben zu weihen. Ein Jüngelchen, das ihn am Errechen hinderte und allmählig in eine den ganzen körperlichen Organismus ergreifende Krankheit ausgeartet war, gab zunächst die äußere Veranlassung zur Ausführung dieses Entschlusses. Er grüßte eine Pilgerfahrt nach Mekka vor, beghe aber im Stillen die Absicht, nach Syrien zu gehen, dort als Einsiedler zu leben und nie nach Bagdad zurückzukehren. Sein Vermögen vertheilte er bis auf das Wenige, dessen er bedurfte, da seine Kinder aus den milden Eistungen unterhalten wurden, ging dann (1007) nach Syrien, wo er zwei Jahre lang ungestört sich fremder Missethätigkeiten überließ. In Damascus pflegte er einen Thurm der großen Moschee zu besorgen und dort eingeschlossen ganze Tage lang in Einsamkeit zu weilen. Nachdem er darauf eine Wallfahrt nach Jerusalem unternommen, wo er täglich bei verschlossenen Thüren in der großen Omar-Moschee seine Andacht verrichtete, und in Hebron Abraham's Grab besucht hatte, trieb ihn fromme Sehnsucht zu einer Pilgerfahrt nach den heiligen Stätten des Islams in Mekka und Medina. Von seinen ferneren Erlebnissen bis zu seiner Rückkehr in die Heimath wissen wir aus Ghazzālī's eigenen Angaben Nichts, da aber zwischen der heiligen Wallfahrt nach Mekka und dieser Rückkehr jedenfalls noch sechs bis sieben Jahre verstrichen sind, so können wir Abū'l Fidā, Ibn Chaldūn u. A. unsern Glauben nicht versagen¹¹⁾, wenn sie berichten, daß Ghazzālī nun nach Aegypten gegangen und sich einige Zeit in Alexandria aufgehalten habe. Hier soll der Ruhm des mächtigen Almeravidenherrschers Jūsuf Ibn Tāshīn zu Ghazzālī gedrungen und ihn zu einer Reise nach dem Magrib veranlaßt haben. Dieser gewaltige Sturz hatte eben vor dem neu gegründeten Marocco aus seine rohen, aber tapfern Kriegerheeren nach Spanien übergeführt und dort nicht bloß mit dem allerrichenden Sid und den andern christlichen Anführern, sondern auch mit den kleinen muslimischen Emiraten seine Kämpfe begonnen, die seinem blühenden afrikanischen Reiche bald ganz Andalusien hinzugefügt, und so dem im Osten zerfallenden Islām im Westen eine neue Glanzperiode bereitet. Daß der für seine Religion so begeisterte Ghazzālī diesen Verberter der des Islām gern habe sehen und sprechen wollen, erscheint uns sehr natürlich, doch soll die Kunde von Jūsuf Ibn Tāshīn's Tod (1106).

ihn von der Ausführung dieser Reise abgehalten haben¹²⁾. Ghazzālī's Wunsch, fern von öffentlichen Geschäften sich ganz seinem Gange zum beschaulichen Leben zu überlassen, ein Wunsch, der durch die jetzt langgeführte und liebgeronnene Lebensweise noch erhöht worden war, sollte dennoch nicht für immer verwirklicht bleiben. Die Bitten seiner Kinder und andere uns nicht näher bekannte Familienverhältnisse bestimmten ihn, in die Heimath zurückzukehren. Dazu kam, daß das immer weitere Umsichgreifen der Isma'iliten, das sedere Auftreten göttlicher Lehren und die täglich zunehmende religiöse Gleichgültigkeit der Massen Ghazzālī und seine nächsten Freunde nicht bloß mit tiefem, stummem Grame erfüllten, sondern es ihnen auch als rathlich erscheinen ließen, dem Uebel mit der ganzen Kraft der Wissenschaft, mit der Bluth lebendiger Ueberzeugung und der Autorität eines edeln Beispiels und eines hohen Rufes entgegenzutreten. Segar fromme Willen der Freunde unerschränkter Schriftstellers erklärten sein früheres Glücke freiwilliger Entlassung für gelöst. Außerdem erging von dem damaligen Fürsten Muhammad Ibn Wāsilshāh, dem erbitterten Gegner der jetzt ganz Persien unterwühlenden Isma'iliten, die Aufforderung an Ghazzālī, nach Nisābūr zu gehen, um die Geister aus dem lethargischen Schlafe aufzurütteln. So kehrte er denn, nach einer eifrigeren Zurückgezogenheit vom öffentlichen Leben, nach Nisābūr zurück, um zum zweiten Male ein Lehramt zu übernehmen. Seine nunmehrige Thätigkeit war aber nach seiner eigenen Aussage ganz anderer Art als die frühere. Man glaubt einen Muhammedanischen Thomas von Kempen zu hören, wenn man seine Aeußerungen hierüber liest. Hatte er in der ersten Periode die Wissenschaft gelehrt, wodurch man Ruhm erreicht, so lehrte er jetzt eine Wissenschaft, wodurch Name und Ehre verloren gehen. Wiedert von dem glühenden Streben, sich und seine Mitbrüder zu bessern, überzeugt, daß nicht er selbst, sondern Gott ihn hierzu bestimmt habe, bittet er den Almächtigen, auch ihn selbst zu lenken, zu erleuchten und zur Wahrheit zu führen, damit er im Stande sei, die Andern zu leiten und wieder auf die rechte Bahn zu bringen. — Wie lange Ghazzālī das Professorenamt jetzt bekleidet hat, wissen wir nicht ganz genau: es sind jedoch von seiner Rückkehr bis zu seinem Tode nur noch fünf bis sechs Jahre verstrichen, und es ist bekannt, daß er sich auch in Nisābūr fortwährend zum öffentlich beschaulichen Leben der Süßigkeit hingezogen fühlte und daher zuletzt wiederum seine Bedrückte aufgab, um in seiner Vaterstadt Tās dem heiligen Drange seines Herzens gänzlich nachzugeben. Hier verbrachte er

11) Wir weichen von Abū'l Fidā, Ibn Chaldūn und andern Geographen nur darin ab, daß wir die Wallfahrt nach Mekka erst als von Jerusalem aus unternommen darstellen, wie es Ghazzālī selbst berichtet, während Abū'l Fidā, Ibn Chaldūn, Kaymal u. A. sie als unmittelbar von Bagdad aus geschehen annehmen und hierauf erst den Aufenthalt in Syrien folgen lassen. Esmer hat zu diesem Jerusalem Ghazzālī's oben erwähneter Berühmtheit, um von Bagdad zurückzukehren, Veranlassung gegeben.

12) Diese Nachricht unterliegt jedoch mehreren Bedenken, da Ghazzālī selbst (Kamal p. 76) seine Rückkehr in den Monat Dū'l-Kada 499 (Juli 1106) setzt, während Jūsuf Ibn Tāshīn erst einige Monate später (Ende September 1106) starb. Da derselbe jedoch schon anderthalb Jahre vorher bedeutend erkrankt, und bei seinem hohen Alter (er sollte bei seinem Tode 100 Monate) kein langes Leben mehr zu erwarten war, so ist es nicht unmöglich, daß sich schon vor seinem wirklichen Sterben ein solches Gerücht von seinem Tode in Aegypten verbreitet hatte.

dann den Rest seiner Tage in frommen Uebungen, im freundschaftlichen Verkehr mit anderen Süss, in religiöser Unterweisung junger Leute, und starb fromm, wie er gelebt, im 54. Jahre seines Alters 505 d. H. (December 1111 n. Chr.), nachdem er in der Nähe seines Hauses ein Kloster für die Süss und eine Lehrstube für Wissenschaftler gegründet hatte. Seine Leiche ward in dem Stadttheile von Tus begraben, welcher Tabarran heisst.

Ghazzali's schriftstellerische Thätigkeit während seines verhältnissmässig kurzen und vielbewegten Lebens ist eine ungeheure gewesen. Nach der Angabe der Literaturhistoriker ist er Verfasser von 99 verschiedenen Werken. Dieselben sind uns natürlich bei weitem nicht alle bekannt; doch besitzen wir im Abendlande ziemlich viele Werke theils in Handschriften, theils im Originale gedruckt, oder in lateinischen, oder in hebräischen Uebersetzungen herausgegeben¹³⁾. Auch würde es uns nicht schwer fallen, außer den später zu erwähnenden, noch aus den Citaten des Verfassers in den uns zugänglich gewordenen Büchern viele Andere namhaft zu machen, sobald wir die größere Hälfte der Schriften Ghazzali's wenigstens dem Titel nach kennen. Mit wenigen Ausnahmen sind die sämtlichen Werke Ghazzali's in arabischer Sprache geschrieben, obgleich er selbst der Hebräer und Abstammung nach ein Perser war. Es ging in Persien Jahrhunderte lang ganz ähnlich, wie im 13. und 14. Jahrh. in den meisten europäischen Ländern. Wie bei uns die junge frische Europaerische Liebe und Ritterthum und Ehebrennen und alle tief innersten Gesühle der Menschenbrust in allen Weisen und Klängen der Volkssprache besang, während die Gelehrten nur lateinisch disputierten und schrieben, und es für eine Entweihung der Wissenschaft gehalten haben würden, sich des volksthümlichen Idioms zu bedienen; ebenso verhielt es sich auch bei den Persern. Mediein, Philosophie, Mathematik, kurz alle Wissenschaften wurden von ihnen nur in der florierenden und gelehrten Sprache der gebietenden Nation gepflegt, während das nationale Epös und die tief individuellen Gefühle von Liebe und Schmerz, von Freude und Gram, die Regeln der Sitte und Lebensweisheit fast ausschließlich in der heimatlichen Mundart ertönten. Vor Allem musste die Theologie sich der durch den Koran geheiligten ersten arabischen Sprache bedienen; ja, man stritt sogar darüber, ob eine persisch gesprochene Doroologie auch Gütigkeit habe. Nur die religiösen mystischen Dichter scheinen zum Theil hiervon eine Ausnahme zu machen; da sie eben so oft persisch als arabisch sangen. Und auch dies erklärt sich sofort, wenn man weiss, dass sie stets nur in Allegorien reden, und darum das gewöhnliche Thema ihrer Lieder, die Liebe zur Gottheit, wie ein sinnliches Liebesverhältniss darstellen. — Uebrigens befferlichten gebildete Perser gewöhnlich beide Sprachen mit gleicher Gewandtheit. So ist es, um nur ein Beispiel anzu-

führen, ja bekannt, dass einer der vorzüglichsten persischen Dichter, Sa'adi, ebenso wol arabische als persische Poesien verfasst hat. Ghazzali bediente sich, wie eben erwähnt, als Theologe und überhaupt als Gelehrter durchweg des Arabischen; indessen hat er auch einige wenige Schriften persisch abgefasst. Die feinsten, pariser Bibliothek¹⁴⁾ besitzt unter andern einen kleinen persisch geschriebenen Brief Ghazzali's an Gambani über religiöse Gegenstände.

Am bekanntesten von seinen vielen Schriften sind im Abendlande einige geworden, die sich ausschließlich mit der Philosophie beschäftigen, namentlich sein *Mihār al-'ilm*, welches wol dasselbe Werk ist, das unter dem Titel: *Logica et philosophia Algalaelis Arabis* schon 1500 von Petrus Liechtenstein in lateinischer Uebersetzung herausgegeben worden. Dann das *Tahafut al-falsafah*, „Umsturz der Philosophen“, welches wir ebenso wenig im Originale selbst besitzen, das aber oft hebräisch übersetzt und durch die Widrigkeit des Ibn Roschd (Averroës), „destructio destructionum“¹⁵⁾ und wenigstens mittelbar hinreichend bekannt ist. Dabin gehört ferner das ebenfalls häufig hebräisch übersetzte polemische Buch: *Makās'id al-falsafah*, „Zwecke der Philosophen“, und außerdem sind hierbei zu zählen mehrere Schriften kleineren Umfangs. Uebertaupt versteht es sich fast von selbst, dass in den meisten seiner Schriften, die nicht gerade ausschließlich zum Zwecke religiöser Unterweisung oder Erbauung ganz populär gehalten sind, von Philosophen und von der Philosophie — mehrfach die Rede ist.

Da Ghazzali's philosophische Ansichten schon häufig und in der neueren Zeit besonders durch die Arbeiten von Schmölbers¹⁶⁾ und P. Ritter¹⁷⁾ weitläufiger auseinanderbesetzt sind, so können wir hier auf diese Schriften verweisen und beschränken uns auf die Angabe einzelner Punkte, wodurch er sich vorzugsweise von andern arabischen Philosophen unterscheidet.

Wegen des Janges zur Mystik, der nicht erst in seinem spätern Leben eintrat, sondern ihm, wie wir gesehen, von frühesten Jugend an inne wohnte, finden wir bei ihm ein viel stärker hervortretendes Streben, die Moral auszuarbeiten und zu befestigen, als bei irgend einem andern arabischen Philosophen. Er betrachtet daher selbst die Logik als ein Mittel, das zur Moral führe, da die Logik das Wahre vom Falschen, das Bekannte vom Unbekannten, das Gute vom Bösen unterscheiden lehre, und die Vollkommenheit der Seele eben darin bestehe, frei von bösen Reizungen und mit Kenntnissen über Gott und göttliche Dinge angefüllt zu sein. Sonst ist Eintheilung und Behandlung der Logik bei ihm vollständig so wie bei Ibn Sina.

In der Metaphysik sucht er in ähnlicher, doch wo möglich noch bestimmterer Weise, wie Ibn Sina nachzuweisen, dass das Sein ein uns angeborener Begriff

13) Eine Reihe derselben ist aufgeführt in Schmölbers, *Kaasi* p. 213.

14) *Fond St. Germain* No. 633.

15) *Senecianer Ausgabe* des Averroës 1500. Tom. II.

16) *Kaasi* p. 213 seq. 17) *Geschichte der Philosophie*. 8. Bd. S. 58 sq.

sei. Was wir von den Begriffen lernen, erfahren wir durch Definitionen oder Beschreibungen. Das Wesen der Definition besteht in dem Vergleichen des Gattungsbegriffs und des Subsummiens der Dinge unter diese. Das Sein ist aber der allen Dingen übergeordnete, auch den Gattungen und Artbegriff übertragende Begriff und der allerallgemeinste, darum undescribire und mühsam einfach und klar und einnehmend.

In Bezug auf die universalis ist Ghazzali Conceptualist, indem er ausdrücklich behauptet, daß das Allgemeine bloß in der Vernunft, nicht in den Objecten sich befinde. — Der Beweis vom Dasein Gottes ist von Ghazzali fast in derselben Weise geführt wie von den arabischen Aristotelikern: überhaupt stimmt der erste Theil der Ontologie ziemlich mit jenen überein, nur bleibt er sich immer des orthodoxen Islām bewußt und greift darum die Bestimmung der Aristoteliker über das Verhältniß von Ursache und Wirkung an und erklärt, daß ein nothwendiger Zusammenhang zwischen beiden nicht immer Stattzufinden brauche, wenigstens könne logisch und a priori ein solcher Zusammenhang nicht nachgewiesen werden, sondern daß Wirkung nur als Gewordenes, Ursache als Werden-Hervorbringendes zu fassen sei. Er führt diese Ansicht nach eigenem Gesandnisse durch, um eine Theorie der Wunder darauf zu gründen, die bei dem gewöhnlich angenommenen Verhältniß von Ursache und Wirkung unmöglich seien. — Ein mögliches (virtuelles) Wesen bedarf eines Hehikls, worin es enthalten ist, und dies Hehikl ist ein wirkliches (reales) Wesen: daher muß die Materie als ein stets Wandelndes und Wandelbares ursprünglich in einem wirklichen Wesen enthalten gewesen sein, weil sie, vor ihrer wirklichen Existenz doch als ein Mögliches existirt haben muß. — Vor Allem suchte Ghazzali die Emanationstheorie besser zu modifiziren und sie mit der orthodoxen Lehre so zu verschmelzen, daß dabei der orthodoxe Glaube gerettet werden konnte. Während nämlich bei den Neuplatonikern und den arabischen Aristotelikern die Emanation gewissermaßen als ein Ausfließen aus Gott dargestellt wird, sieht Ghazzali dieselbe vielmehr als ein actives Ausgehen der Gottheit. Die Materie war nur virtuell in Gott, und mußte nicht aus ihm strömen wegen der Natur Gottes, sondern wegen des göttlichen Willens. (Nicht wie die Sonne ihre Strahlen ausgießt, weil ja ihre Natur im Ausstrahlen besteht, sondern nur, weil Gott es so wollte.)

Gott ist sähig, Himmel und Erde zu erschöpfen, und er erhält sie nicht, weil seine Natur im Erhalten des Geschaffenen besteht, sondern, weil er das als gut von ihm Erschaffene auch erhalten will. Hiernit verbindet Ghazzali noch die Begriffe des orthodoxen Glaubens von Engeln, indem er die Intelligenzen, von denen nach der Ansicht der arabischen Aristoteliker die Himmelsphären geleitet und regiert werden, Engel nennt und jeder Sphäre nun einen besondern Engel anweist. — Auch den Aristotelischen Begriff von Bewegung sucht er genauer mit Neuplatonismus zu verschmelzen,

denn nach ihm ist die Idee der Schönheit die Ursache der Liebe, die jene einflößt, diese Liebe bestimmt zur Erstrebung des Schönen (d. i. Gottes) und diese Erstrebung bildet die Bewegung (der Sphären u.).

Der Begriff des Guten liegt im Sein und ist damit identisch; je weiter daher das Sein vom ersten Wesen entfernt ist, desto mangelhafter sein Sein. Also ist namentlich die starre Materie böse und unsere Nothheit beruht daher gerade auf unserer starken Mischung mit der Materie.

Die Seele ist im Kinde eine tabula rasa und hat nur die Fähigkeit, Begriffe aufzunehmen und so Wissenschaft zu erlangen.

Um seine Prophetologie zu verteidigen, die ihm der Angelpunkt aller Wissenschaft ist und auf die er unzählige Male zurückkommt, stützt Ghazzali sich hauptsächlich auf den Unterschied von Vitalprinzip (ruh) und Seele (nafs), von denen das Erstere sich j. B. während des Schlafes in der Ekstase u. s. w. von den Sinnesorganen abzieht, während die Seele abdann angeschlossen durch Sinnesindrücke ihre Erkenntnisse forsetzt. Solche Erkenntnisse sind Visionen oder Offenbarungen. Bei den Propheten erscheint dieser Zustand des Zurückziehens des ruh nicht bloß im Traume, sondern selbst im Wachen. Die Seele kann wegen ihrer Verwandtschaft mit der allgemeinen activen Intelligenz ('akl fa'al), aus der sie emanirt ist, von dieser in solchen Zuständen beleuchtet und Kenntniss erhalten.

Die Prophetologie ist übrigens von ihm auch noch auf andere Weise erklärlich zu machen versucht worden, weil ihm gerade hieran Alles gelegen war.

Daß Ghazzali vorzugsweise auf die Moral sein Bestreben hinwandte, ist schon oben bemerkt worden. Die Wissenschaft, wie sehr er sie auch immer rühmt, gilt ihm doch Nichts, wenn sie ohne Werke bleibt. Nur durch die Verbindung von Wissen und Handeln erlangen wir die ewige Seligkeit. Solche und ähnliche Aufforderungen lehren in seinen Schriften alle Augenblicke wieder. Es versteht sich daher von selbst, daß seine schriftstellerische Thätigkeit auch auf dem Gebiete der Moral eine fruchtbare war. Da jedoch der Begriff der Freiheit des menschlichen Willens dem orthodoxen Islām abgeht, so mußte auch der Begriff von Moral für den gläubigen Muhammedaner wesentlich verschieden sein von dem der Christlichen Moral, und wir werden später Gelegenheit haben, darauf näher einzugehen. Hier handelt es sich zunächst um die philosophische Moral, die Ghazzali nur kennt als eine Wissenschaft, welche die Affectionen der menschlichen Seele beschreibt, und die Mittel, diese zu fördern oder zu unterdrücken, angibt. Unter seinen und bekannt gewordenen Schriften ist die Moral in diesem Sinne am vollständigsten und consequentesten behandelt in seinem Mizan al-'amal, wegen Gebeths und hebräische Uebersetzung herausgegeben hat¹⁸⁾. Dieses Buch, wie die meisten seiner hier einschlagenden Schriften,

18) Mizan el-'amal, sive compendium doctrinae ethicae auctore Alghazali, hebraice conversum. (Leipzig 1839.)

3. B. Nas'ihat ol-moluk, Fatihat'ol-'olam u. s. w. ist ganz populär gehalten und nur darum besonders hervorzuheben, weil es in der Form noch eine auffallende Ähnlichkeit mit der Ethik der Alten bewahrt hat. Wie diese führt es die sämtlichen Fähigkeiten oder Tugenden der Seele auf die bekannten vier zurück *qawwat, arida, ausqawir, durawir*, sagt, wie die Alten, die Tugend in die richtige Mitte und bleibt auch in den weiteren Unterabtheilungen ganz den Aristotelikern getreu. In seinen anderen moralischen Werken jedoch, wie namentlich auch in wesentlich ethischen *Isä ol'am* ad-alla erscheint Ghazzali nicht mehr als moralisirender Philosoph, sondern als gläubiger Moslim und nimmt darum auch auf diese Eintheilung keine Rücksicht mehr. Man sieht daraus, daß Ghazzali bei der Abfassung des *Isä ol-'amal* nur den Zweck hatte, auch in der Form der Philosophen die Moral zu behandeln.

Ghazzali ist im christlichen Abendlande bisher nur bekannt geworden durch seine Leistungen auf dem philosophischen Gebiete. Seinen Ruhm im Orient aber hat er ganz anderen Bestrebungen zu verdanken. Er selbst würde den Namen eines Philosophen mit Abscheu von sich gewiesen haben, da dieser Name bei den Arabern gleichbedeutend ist mit Anhänger der mit Neuplatonismus vermischten Aristotelischen Philosophie, und die arabischen Aristoteliker alle, wenn auch nicht gerade in offener Feindschaft zum Isäam standen, doch manche den gläubigen Moslimen unerlässliche Lehren nicht anerkannten. Wißbegierde trieb Ghazzali zwar zum Studium aller damals gepflegten Wissenschaften und darum auch zur Philosophie; allein er war von frühester Jugend an ein zu gläubiger Moslim gewesen, um je von der Philosophie volle Befriedigung seines Geistes zu erwarten. Er hatte daher nach seiner eigenen Behauptung²⁰⁾ die Philosophie nur studirt, um sie widerlegen zu können, und wenn er auch selbst eine Art philosophischen Systems gründete, so trug dies wesentlich den Charakter, alle gegen die orthodoxe Muhammedanische Ansicht verstoßenden, von den heidnischen Griechen übernommenen Lehren zu beseitigen, und hatte zugleich den Zweck, dem einmal beliebten Studium der Philosophie gläubigen Inhalt zu geben. Ghazzali's wahres Lebenselement war nicht die Philosophie, sondern die Religion. Mit ihr war sein ganzes Wesen innig verwachsen: sie entsprach allen seinen geistigen Bedürfnissen, und darum war auch seine lehrende wie seine schriftstellerische Thätigkeit vorzugsweise der Religion gewidmet. Wer dies nicht selbst, wird nie zu einer richtigen Würdigung Ghazzali's gelangen. Ritter ist daher in seiner Darstellung der Ghazzalischen Lehre zu einem an sich zwar nicht ganz unrichtigen, aber bestreud klingenden Resultate gekommen. Nach ihm soll Ghazzali eine Geheimlehre unterschieden haben von den Lehren der öffentlichen Religion, in welchen er den alten Glauben festzuhalten bemüht gewesen sei. Nach ihm sollen ferner die Lehren aus der letzteren Pe-

riode seines Lebens andere gewesen sein, als seine früheren²¹⁾. Erwägt man noch dazu, daß Ghazzali nicht bloß philosophischer, sondern auch theologischer, juristischer und fälschlicher Schriftsteller gewesen ist, so muß uns diese Proteusnatur Ghazzali's noch unerklärlicher vorkommen. Allein die Sache ist in der That nicht so arg, oder vielmehr, die scheinbaren Widersprüche lösen sich sofort, wenn wir in Ghazzali nicht (was er nie und nimmer hat sein wollen) einen Philosophen, sondern den immer rechtgläubig bleibenden Muhammedanischen Theologen erblicken wollen, der in allen, auch den heterogensten Studien sich seines Zieles bewußt, nur die Begründung, Verbreitung und Verherrlichung des Isäam anstrebte. Zum Beweise, daß Ghazzali eine Geheimlehre gehabt, fügt Ritter sich auf Ibn Tufail, welcher behauptete, daß Ghazzali nach seinem eigenen Geständnisse nur in einigen seiner Schriften die reine Wahrheit niedergelegt habe und zwar in solchen, welche er nicht Allen mitzutheilen für gut gehalten. Offenbar hat Ghazzali sowohl als Ibn Tufail hier ausschließlich an süßliche Bücher gedacht, die immer nur für die Eingeweihten geschrieben und in ihrer abstrusen Terminologie auch nur von solchen verstanden werden konnten. Wozu Richtingeweihten sprechen von Entdeckungen und den in denselben empfundenen Gefühlen und Visionen? Daß in diesen ekstatischen Zuständen heterodoxe und pantheistische Äußerungen zuweilen einzelnen Süßis entschlüpfen, werden wir später sehen; aber auch, daß Ghazzali dergleichen tadelt oder beschönigt, immer aber orthodox zu bleiben strebt. — Daß nur die Schriften aus seiner späteren Lebenszeit seine festen Ueberzeugungen ausdrücken, wie Ritter sagt, ist in sofern allerdings richtig, als die philosophischen nicht dahin gehören, und er sich nur im Süßismus wahrhaft glücklich fühlte. Daraus folgt aber durchaus nicht, daß irgend ein Wechsel in seinen Ansichten stattgefunden habe. Zwar können wir die Abfassungszeit bloß von wenigen seiner Schriften bestimmen; aber gerade in dem gegen Ende seines Lebens geschriebenen *Afşak*: *Almunkid' min al-daläl* beruft er sich auf mehrere seiner früheren Bücher, namentlich wiederholt²²⁾ auf das *Tafäzul*, was er wol nicht gethan haben würde, wenn er das dort Gesagte nicht mehr geliebt. Uterhaupt aber ist nicht einzusehen, warum wir seiner eigenen Behauptung nicht Glauben schenken sollen, daß er erst in seinen Ruhestunden in *Baghdad* die Philosophie studirt habe, um die Philosophen zu widerlegen. Diese Angabe erklärt nicht nur vollständig den Standpunkt Ghazzali's, sondern sie macht es auch wahrscheinlich, daß seine sämtlichen oben genannten philosophischen Schriften eben damals entstanden sind, da er bald nachher Amt und Stellung verließ, um sich dem ihm von Jugend an lieben Süßismus ganz zu ergeben. Natürlich soll damit nicht geleugnet werden, daß ihm das süßische Wesen immer theurer

20) Geschichte der Philosophie VIII. S. 65 und a. a. O.

21) Cf. Schindlers, Kasai p. 35 u. 36.

wurde, je weniger er in den andern Bestrebungen volle Beschäftigung fand.

Während wir daher Ghazzali's Thätigkeit als Philosoph in dem eben erwähnten Sinne beschränkter zu fassen genöthigt sind, als es bisher geschehen, müssen wir ihn als religiösen Schriftsteller zu würdigen suchen. Um dies aber zu können, wird es notwendig sein, auf die bei den Arabern übliche wissenschaftliche Behandlungsweise der Religion etwas näher einzugehen.

Die Religion, in sofern sie als gelehrtes Fach, als Theologie oder, wie die Araber sagen, als Geseleeskunde ('ilm ol-shar') an den höhern Bildungsanstalten gelehrt wurde, zerfällt im Allgemeinen unserer Einteilungsweise entsprechend in die theoretische Theologie oder Dogmatik und in die praktische Theologie oder Moral. Beide Wissenschaften jedoch sind in Rücksicht auf Inhalt und Umfang von den bei uns sogenannten wesentlich verschieden. Die Dogmatik, oder, wenn man will, Scholastik ('ilm ol-kalam') will allerdings den Inhalt des Muhammedanischen Glaubens in wissenschaftlicher Form darlegen; allein da sie erst entstand, seitdem heterodoxe Sekten mit philosophischen Gründen gegen die Koranlehre auftraten, so mußte sie näher auf die Philosophie eingehen, erhielt einen philosophischen und zugleich apologetischen Charakter und wurde so das Vorbild der christlichen Scholastik des Mittelalters. In der Form bei allen Theologien ziemlich gleich umfaßt sie folgende Disciplinen¹⁾: zuerst eine Einleitung, die als philosophische Propädeutik oder als Logik bezeichnet werden kann, da hier die Lehre von den Begriffen, Urtheilen und Schlüssen kurz abgehandelt wird. Der erste Theil ist eine philosophische Einleitung, worin die allgemeinen Begriffe, die Wesenheiten und Substanzen näher erörtert werden. Der zweite Theil umfaßt die Ontologie oder das, was bei Aristoteles die *theologia prima* und *prima philosophia* genannt wird, nämlich die Lehre von der Wesenheit Gottes, von den göttlichen Eigenschaften und den göttlichen Werken. Er ist also das, was bei uns die natürliche Theologie heißt. Beide Theile bewegen sich ausschließlich auf philosophischem Boden und erst der dritte Theil bildet die eigentlich positive Theologie. Er beschäftigt sich nämlich mit dem Begriffe der Offenbarung, mit der göttlichen Sendung Muhammed's und mit den hauptsächlichsten Dogmen des Isläm, wie Auferstehung, ewige Belohnung und Bestrafung, mit der Lehre vom Imamat, von der Gültigkeit der Ueberlieferung u. s. w. — Die praktische Theologie oder Pflichtenlehre hat ein unvergleichlich größeres Gebiet zu bearbeiten als unsere Moral. Da die göttliche Offenbarung den Menschen in allen seinen Verhältnissen und Beziehungen durchbringen und leiten sollte, so ward der Koran nicht bloß für das Privat-, sondern auch für das öffentliche Leben der ausschließliche Führer, er wurde die Quelle, wie für die religiöse Moral, so auch für alle bürgerlichen und politischen Verhältnisse, und

darum heißt die praktische Theologie bei den Muslimen einfach Pflichtenkunde oder Jurisprudenz ('ilm ol-fikh'). Auch sie scheint in der Form bei allen orthodoxen Muhammedanern so ziemlich gleich geblieben zu sein. Der erste Theil behandelt das, was wir etwa die religiöse Pflichtenlehre nennen würden, nämlich die geselligen Verbindungen über die Waschungen und Reinigungen, über Gebet, Religionssteuer, Fasten, Moschensbesuch, Wallfahrt und heiligen Krieg. Der zweite Theil geht über auf das Civilrecht und lehrt die Gesetze über Ehe, Handel, Verträge, Pfänder, Bürgschaft, Nießbrauch, Testamente, fromme Stiftungen u. s. w. u. s. w., kurz, er umfaßt die gesammten öffentlichen und Privat-rechtsverhältnisse.

Da zur Zeit der Entstehung des Korans die sozialen Verhältnisse unter den größtentheils als Nomaden lebenden Arabern unvergleichlich einfacher waren, als in den späteren hoch civilisirten Staaten und ungeheuren Muhammedanischen Ländern, da überhaupt im Koran weder genau bestimmte Rechtsprinzipien aufgestellt werden, noch eine systematische Rechtsentwicklung durchgeführt ist, überhaupt von Muhammed alle einst streitigen Fälle unmöglich vorhergesehen werden konnten, so bedurfte man neben dem Koran noch anderer Rechtsquellen. Diese sind: 1) die Sunna oder die Ueberlieferung, d. h. Aussprüche (hadith), die Muhammed zufällig oder auf Befragen gegeben, oder Verfahrungsweisen (sunan), die er beobachtete. Als erklärend und bekräftigend treten hierzu noch die Aussagen und Zeugnisse (athar) der Gewährten des Propheten und der ältesten kirchlichen Lehrer. — Blicke auch durch diese irgend eine vorkommende Frage noch ungeklärt, so entscheiden 2) die vorzüglichsten Juristen (Imams) der drei ersten Jahrhunderte nach eigenem auf Analogien gestützten Gutachten. War diese Entscheidung ein übereinstimmende, so wurde sie fortan göttlich und heißt als dritte Rechtsquelle die Uebereinstimmung der Imams (idschmah' ol-umma). Reichten alle diese Quellen für die Lösung noch nicht aus, so galt als vierte Quelle die auf Analogie und auf die Grundsätze der drei andern Quellen gestützte Folgerung des Rechtslehrers selbst. Unter den Rechtslehrern des 2. und 3. Jahrh. zeichnen sich mehr theils durch ihre Kenntniss der Gesetze, theils durch den Scharfsinn in ihren Analogieschlüssen so aus, daß sie fortan als Meister betrachtet wurden, deren Ansichten die Späteren folgten. So entstanden verschiedene, im Ganzen und Großen zwar einige, aber in minder bedeutsamen Punkten von einander abweichende juristische Schulen, die sich zuletzt auf vier nach ihren Stiftern benannte Schulen reduzierten, nämlich Malikiten, Schäfriten, Hanbaliten und Hanifiten. Die drei ersten stellen Koran, Tradition und Uebereinstimmung der Imams über das eigene Urtheil, und besonders sind die Schäfriten hierin so streng, daß sie ihre eigene Entscheidung zurücknehmen, wenn sich nachträglich eine derselben widersprechende Ueberlieferung finden sollte. Die Hanifiten hingegen beziehen sich zwar auch auf die Tradition, aber sie ordnen die Ueberlieferung

22) Cf. Schmolders, Kasal p. 139.

gen nach ihren Analogieschlüssen und ziehen diese sogar zu weilen jenen vor. Schon hieraus ist klar, daß Ghazzāliten und Hanafiten einander am meisten entgegengesetzt sind.

Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß neben diesen zwei Hauptwissenschaftlichen der Theologie noch mehrere andere gepflegt wurden, namentlich Erergie und Traditionellehre, die natürlich selbst wieder in verschiedene Unterabtheilungen zerfallen.

Ghazzālī's eigentliche Berufswissenschaft war die Jurisprudenz. In Nisābūr hatte er sich schon während seiner Studienzeit durch Kenntniß derselben hervorgethan, in Baggdād aber als Professor dieser Disciplin den höchsten Ruhm erworben. Er war Schāfi'it und zwar nicht bloß ein entschiedener Anhänger dieser Schule und ererbter Gegner namentlich der mehr rationalistisch verfahrenen Hanafiten, sondern für die Folge auch eine der bedeutendsten Autoritäten des Schāfi'itismus. Von seinen zahlreichen Schülern sind später mehrere als Schāfi'itische Rechtslehrer zu Ruf und Ansehen gekommen, z. B. Ibn Al-Baṣrī, Ibn Barhān Al-Ṣāḥibī, Abū Nuḥmān Ibn Zuhayr, der Spanier Abū Bekr Ibn Al-Karābi, Abū Manṣūr 'Aḍid Al-Raḡāzī, Ibn Ḥamīd Al-Bisṭāmī, Ibn Muḥṣin Ad-Dīmīshqī u. a. m. Natürlich gibt es daher auch unter seinen Schriften mehrere, welche diese Wissenschaft ausschließlich behandeln. Dahin gehören „das Kauterium in der Jurisprudenz (Chulāṣa fī'l-fikh)“, „das Ausgewählte (Mustasfā)“, ferner die drei polemischen Abhandlungen: Baṣāl, Wāṣal und Wadschiz, d. i. die große, mittlere und abgekürzte, dann die polemische Schrift Al-maḥṣūl wal-maṭṭabāl, d. i. die unterschobenen und angemaßten Lehren. Wir kennen diese sämtlichen Schriften nur nach den Angaben arabischer Autoren. Die letzte jedoch muß außerordentlich erbittert gegen die Hanafiten aufgetreten sein, da sie eine Gegenchrift von Muḥammed Al-Imādi Al-Kurdi hervorgezogen hat²³⁾. Der Verfasser erklärt, daß; wenn Alles sich so verhalte, wie Ghazzālī behauptet habe, Abū Hanifa in der That ein Wahnfinniger oder Ungläubiger sein müßte. Er geht darauf in sechs Capiteln die Angriffe Ghazzālī's einzeln durch und bemüht sich, deren Unhaltbarkeit zu zeigen. Auch scheinen wirklich, wenigstens wie Kurdi die Sachen darstellt, Ghazzālī's Ausfälle gegen Abū Hanifa sehr stark zu sein. Obgleich die Thematik des Streites selbst nur als kleinliche unerbittliche Fragen erscheinen, da sie bloß einzelne Modificationen in den Beshungen, im

Gebete, Fasten, Almosen, etwas anders formulierte Bestimmungen über Diebstahl, Ehe und dergl. betreffen, so sehen wir daran doch, mit welchem Ingrimme Ghazzālī jene anscheinend freiere Interpretationsweise verfolgte, und wie umgekehrt auch die Hanafiten ihre Ansichten zu vertreten verstanden.

Bei wichtiger als die vorgenannten Schriften ist Ghazzālī's Hauptwerk „die Wiederbelebung der Religionswissenschaften (Iḥyā' ulūm ad-dīn)“. Diesem Buche vor allen verbannt Ghazzālī seinen Ruhm und das hohe Ansehen, welches er seit dessen Erscheinung im ganzen orthodoxen Oriente genoß. Das Werk erregte ein solches Aufsehen, daß man sagte: „Wenn die Bücher des Islām untergingen und nur dieses bliebe, so würde man die untergegangenen nicht vermissen.“ Das umfangreiche Werk ist kein Lehrbuch der Pflichtenkunde in dem gewöhnlichen Sinne; es will, wie schon der Titel besagt, an die Stelle der verlorenen Bestimmungen und erklärten Formen der Rechtslehrer neues Leben setzen, die gelehrten Disputationen über streitige Fälle sind ihm eifer Land, da nicht der Besitz des gegenwärtigen, sondern der des künftigen Lebens unser letzter fast verkanntes Ziel ist. Bei genauerer Betrachtung jedoch sieht man wol, daß auch ihm die Form der gewöhnlichen Rechtsbücher zu Grunde liegt, und grade darin besteht die Originalität des Verfassers, daß er das bloß äußerliche Recht möglichst unbeachtet läßt und dafür den innern Menschen zu bessern und zu veredeln bemüht ist.

Das Werk²⁴⁾ zerfällt in vier Theile, deren jeder wieder in zehn Bücher eingetheilt ist. Die zehn Bücher des ersten Theiles behandeln folgende Gegenstände: 1) das Wissen, 2) die Grundlagen der Glaubensartikel, 3) die Geheimnisse der Reinigung, 4) die des Gebetes, 5) der Religionssteuer, 6) des Fastens, 7) der Wallfahrt, 8) das Koranleser, 9) fromme Betrachtungen, 10) die außerkanonischen Gebetsperioden. Der zweite Theil umfaßt die Vorschriften der Sittē, nämlich die Anstaltsregeln 1) beim Essen, 2) beim Trinken, 3) beim Erwerbe, 4) beim Heirathen, 5) bei erlaubten und unerlaubten Dingen, 6) fürs gesellige und einsame Leben, 7) auf Reisen, 8) über das Anhören der Musik, 9) über das Anhalten von Gütern, 10) über die Eigenthümlichkeiten des Prophetenlandes. Der dritte Theil beschäftigt sich 1) mit der Erklärung der Wunder des Dergens, 2) Bekehrung der Bergirren, 3) mit den Nachtheilen der Genußsucht im Essen und Beschloß, 4) mit den Nachtheilen, die durch die Junge und 5) mit denen, die durch Bohn angerichtet werden, 6) Tadel der Welt, 7) des Geldes, 8) der Ruhmsucht und der Heuchelei, 9) des Stolzes und 10) der Eitelkeit. Der vierte Theil spricht 1) von der ewigen Umkehr zu Gott, 2) von Geduld und Dank, 3) Furcht und Hoffnung, 4) Armuth und Enthaltensamei, 5) Bekenntniß der Einheit Gottes

23) Vergl. Abū'l-Fidā III. p. 375. In Chahidā a. v. Ghazzālī und Hammer's Ghazzālī's Geschichte des Islāms S. 17. Das Wadschiz wird zwar von Ibn Chahidā (a. v. Al-umālī) dem Schüler Ghazzālī's, Ibn Barhān Al-Ṣāḥibī, um den Verfasser des Tabakāt as-Schāfi'īn (s. in Chahid. Transl. by Lane I. p. 81) werden sogar die sämtlichen drei Abhandlungen diesem Verfasser zugeschrieben. Indessen werden dieselben Schriften von verschiedenen Schriftstellern und von Ibn Chahidā selbst an mehreren andern Stellen dem Ghazzālī beigelegt. Es bleibt allerdings möglich (obgleich unwahrscheinlich), daß Ṣāḥibī nach dem Vorgange seines Lehrers drei Schriften verfaßt und wie diese betitelt habe. 24) Derselbe befindet sich unter den Handschriften der Leipziger Universitätsbibliothek Resaja No. 152.

25) Vergl. Hedecktschl Chahīfa a. v. ibi. 26) Einen ausführlichen, merkwürdig auf das Einzelne eingehenden Bericht über das ganze Werk, wovon gegenwärtig im Oriente eine Edition vorbereitet wird, hat Higgis geliefert in der Zeitschrift der deutschen morgenl. Gesellschaft VII. S. 172 ff.

die Leber, zur linken die Milz, von Vorn ist das seine Fett (tharb), von Hinten das Leberfleisch. Dazwischen und zwischen der Leber sind mehrere Gänge, die viele Oeffnungen haben, in welche die Speisen steigen, sich in den Adern verbreiten, bis sie die Kraft der Leber erhalten haben und die Gestalt des gesunden Blutes. Die Leber bereitet das Blut in der Weise, daß zwei Niederschläge daraus entstehen, welche Hefen ähnlich sind; der eine ist die schwarzgallige Mischung, der andere schaumähnliche ist die gelbgallige Mischung, u. s. w. u. s. w.“

Diese kurzen Auszüge werden mit den von Hühig geleisteten vereint dem Leser wenigstens eine flüchtige Vorstellung von dem Buche geben, welches, wie man aus Vorstehendem sieht, alle Themata, die sich zufällig darbieten, aufnimmt, nach Möglichkeit zu erklären oder teleologisch zu deuten versucht, und eben dadurch eine Art von Encyclopädie bildet. Seine Berühmtheit verdankt es wol theils dieser Eigenthümlichkeit, wie der Originalität der Gedanken und der dem Herzen des gläubigen Moslems so wohlthuenden Sprache, theils der bis dahin unbekannten Behandlungsweise der Religionswissenschaft und zuletzt der Menge der darin angeführten Traditionen, von denen manche auch dem tüchtigsten Traditionisten noch nicht vorgekommen sein mochten. Es erhoben sich daher viele Bewunderer und Gegner Ghazzālī's; die einen, um das Buch zu commentiren und abzukürzen, die anderen, um es zu verbächeln oder zu widerlegen.

Die Kenntniß der Traditionen war eine bei den gläubigen Moslimen nicht bloß sehr notwendige, sondern auch höchst beliebte Wissenschaft. Die Traditionisten unternahmen große, oft Jahre andauernde Reisen zu berühmten oder frommen dieser Dinge kundigen Männern und scheueten keine Anstrengung, um die großen Sammlungen von Ueberlieferungen noch durch neue zu vermehren. Da in den ersten Jahrhunderten nach Muhammad die Aussprüche des Propheten nur von Mund zu Mund überliefert wurden, so find manche ihm und seinen Gefährten beigelegte Sentenzen gewiß unecht, wie sehr auch die Traditionisten durch sorgfältige Anführung ihrer Quellen sich vor Interpolationen sicher zu stellen suchten. Daß andere gern angefochten wurden, lag schon in der Eifersucht der juristischen Schulen. Auch Ghazzālī wurde es vorgeworfen, daß er bloß auf fälschliche Tendenzen bedacht, manche unechte Ueberlieferungen aufgenommen habe, während in andern Schwierigkeiten und Dunkelheiten enthalten seien. Er schrieb darum selbst ein anderes Buch zur Erklärung des Ihjā, sein Bruder Ahmed und mehrere andere Verfasser brachten das große Werk in kürzere Formen, und selbst noch Jahrhunderte nach seinem Erscheinen war es der Gegenstand gelehrter Abhandlungen³⁰⁾. Aber auch die ganz ungewöhnliche religiöse Anschauung, die Eitelfreude, die warme Begeisterung und ernste Abhängung zur Askese, welche in dem Buche herrschen, wa-

ren für das erschöpfte religiöse Leben der damaligen Zeit etwas Auffassendes, und so soll das Werk namentlich im Muhammedanischen Occidente ein eigenes Schicksal gehabt haben.

Das Gerücht von der hohen Bedeutsamkeit des Buches soll nämlich auch nach Andalusien gedungen sein. Die Gelehrten Cordova's, welche wie alle Andalusier und Bewohner des Maghrib bis dahin in der Jurisprudenz Anhänger der Maliki'schen Schule waren, hätten in dem Buche viele Lehren entdeckt, die sie für Ikerisch erklären, und hätten es bei ihrem Fürsten 'Alī Ibn Jūfū durchzusehen gewünscht, daß nicht bloß das Ihjā, sondern alle Schriften Ghazzālī's im ganzen Lande des mächtigen Almoraviden öffentlich verbrannt wurden³¹⁾. Kuu sei ein junger Mann aus dem Berberstamme Masma, Namens Abū 'Abd Dī-lāh Muhammad Ibn Kūmār nach dem Oriente gewandert, um sich Kenntnisse zu sammeln, habe die Schulen der berühmtesten Lehrer besucht, in Bagdad, namentlich Kija al-harrāfi und besonders Ghazzālī gehört. An der sonderbaren Kleidung des eines Tages während der Vorlesung eintretenden Ibn Kūmār habe Ghazzālī sogleich den Fremden erkannt, ihn nach seiner Heimath befragt und sich erkundigt, wie man dort das Ihjā aufgenommen. Als jener darauf erzählt habe, daß es auf das Gutachten der dortigen Akademien als Ikerisch verdammt und von dem Almoravidenfürsten 'Alī öffentlich den Flammen überliefert worden sei, habe Ghazzālī tief erschüttert die Hände zum Himmel erhoben und mit zitternder Stimme gebetet: „O Gott, zerstöre Du sein Reich, wie er meine Bücher zerstört hat, und entziehe ihm alle Herrschaft!“ Da habe Ibn Kūmār gesagt: „O Imām, bitte Gott, daß durch meine Hände dein Begehren in Erfüllung gehe,“ worauf Ghazzālī erwidert: „So sei es, möge es, o Herr, durch die Hände dieses Mannes geschehen!“ Und es geschah. Ibn Kūmār trat nach seiner Rückkehr in die Heimath als Rahbi auf, gewann unter den Berbern Anhang, stürzte die Almoraviden und gründete mit Hilfe seines Getreuen 'Abd al-mūmin die Dynastie der Almohaden (Almuwahhiden, Einheitsbestenner).

Die Geschichte klingt so romantisch schön, daß es uns ordentlich leid thut, sie in Zweifel ziehen zu müssen. — Da Ghazzālī's Bücher in Spanien je verbrannt worden sind, lassen wir, da wir außer Gonde und seinen Nachbarn keine Gewährsmänner dafür einzuführen Gelegenheiten hatten, fürs Erste dahin gestellt sein, wenn gleich wir den Grund dazu nicht recht zu begreifen vermögen³²⁾. Eben so sicher aber als der spätere Rahbi den Orient besucht, dort die enthaltene Lebensweise und die strengen Lehren angenommen, womit er nachher

30) Hidschschicht Chaltfa s. v. Ihjā, wo mehrere solche Schriften aufgeführt sind.

30) So erzählt Gonde, Geschichte der Herrschaft der Mauren in Spanien, deutsch von Kutschmann II. 220 und 257. Nach ihm 'Ishāq, Geschichte Spaniens aus Portugal I. 229 und Hammer-Purgstall, Rind! die berühmte iltidhe Abhandlung Ghazzālī's. Ant. S. XII. 31) Gonde wiederholt diese Behauptung II. S. 251. Richtig dürfen wir von der

als Reformator austrat, ebenso gewiß ist es, daß er Ghazzālī's Vorlesungen in Baghdād nie beigewohnt hat, obgleich Ibn Chalkīl³³⁾ und Abū'l-Fida³⁴⁾ dies erzählen³⁵⁾. — Jedenfalls aber bereicherte die ganze Erzählung, wiewohl hohe Wichtigkeit man der Lehre und der Person des Ghazzālī beilegte, da man ihn gewissermaßen als den mittelbaren Urheber der almoschabitischen Reformationen betrachten zu müssen glaubte.

Da wir unsern Schriftsteller so nicht allein in der Philosophie, sondern vorzugsweise in seiner Fachwissenschaft, der Rechtskunde, mystischen Tendenzen heiligen sehen, so müssen wir ihn auch in dieser Richtung noch etwas näher betrachten.

Die Mystik des Muhammedanismus, in sofern sie sich als bestimmte Lebensrichtung äußert und sich eines entschiedenen Zweckes bewußt ist, findet sich ausschließlich im Stande der Süfs. Die Süfs sind für den Islām daselbe, was die Essāf für das Judenthum, die Sannāpī³⁶⁾ für den Brahmanismus. Wie die jüdischen und indischen Mystiker durch freiwillige Armut, strenge Enthaltensamkeit, Leben in der Wüste oder in der Abgeschiedenheit von der übrigen Welt einen höhern Grad von Reinheit und Frömmigkeit zu erreichen strebten, um sich ausschließlich frommen Betrachtungen über Gott und göttliche Dinge hinzugeben, so auch die Süfs. Wie die Essāf und Sannāpī³⁶⁾ sich nicht als Erröhrer, sondern als echte Anhänger, ja als die eigentlich wahren Repräsentanten des Judenthums, respective des Brah-

manenthums, betrachteten, so auch bei weitem die meisten Süfs, wenn auch bei ihnen, wie bei den Indiern, Extravaganzen nicht so ganz selten sind. Es ist hier nicht der Ort, über den Ursprung des Süfismus nähere Untersuchungen zu machen. Daß er, wie alle ähnlichen Erscheinungen im Judenthume und Christenthume, auf Indien als seine eigentliche Heimath weis, ist bei ihm noch viel einleuchtender als bei den mystischen Richtungen in jenen Religionen. Auch ist der Süfismus in seinem Muhammedanischen Lande zu so hoher Blüthe gekommen als in dem Indien zunächst liegenden Persien. Nicht bloß haben den Süfs offenbar die indischen Wäuser zum Vorbilde gedient, sondern sie sind; gewiß nicht zufällig, sehr oft zu demselben Pantheismus gelangt, der allen indischen Religionsystemen zu Grunde liegt und eben die natürliche Veranlassung zu diesen quiescentischen Träumereien wurde und werden mußte.

Der Süfismus ist daher weder eine theologische noch eine philosophische Sekte. Sein Ziel ist, die Wahrheit, nämlich Gott selbst, nicht durch philosophische Deductionen zu erkennen; sondern im Zustande der Ekstase unmittelbar mit ihm in Berührung zu treten. Dazu bedarf es eines bestimmten Verfahrens, und dies Verfahren ist von den systematisirenden Arabern wieder zu einer Art von Wissenschaft erhoben worden (ilm al-izohd, oder überhaupt 'ilm ahl al-hakikah). Ghazzālī war von Jugend an durch Vater und Vormund zur Mystik angehalten, durch seine Lehrer dafür begeistert worden. In seiner wissenschaftlichen Thätigkeit wurde er immer wieder zum Süfismus hingeführt: alle seine Schriften tragen ein mystisches Gepräge. Aber er blieb nicht bei der Theorie. Wie wir gesehen, verzichtete er nach kurzer Lehramtsverwaltung in Baghdād³⁷⁾ auf Alles, um sich dieser Lebensrichtung ausschließlich widmen zu können, und als er zum zweiten Male in amtliche Thätigkeit trat, geschah es ja auch nur für einen kleinen Zeitraum, da er die letzten Lebensjahre zurückgezogen von der Welt bloß im Verleire mit süfischen Freunden verbrachte. Er ist darum Mystiker im ebenlichen Sinne des Wortes, nicht einer jener indolenten Quietisten, wie sie im Oriente überhaupt und namentlich in Indien so gewöhnlich sind. Deshalb aber ist er auch einer der nüchternsten Schriftsteller unter den Süfs. Mehrere seiner hierher gehörigen Schriften kennen wir nur aus seinen eigenen Citaten. So „die Annäherung an Gott“ (al-korhab illā allah), „das höchste Ziel“ (al-ghāyah hal-kos'wah), die „Eigenthümlichkeiten der Frommen und die Befreiung von Sündhaftigkeit“ (anlak al-abrah wal-nudschād min al-fasādshār) u. a. Einige Bücher beschäftigen sich bloß mit einer Vorbereitung und Anleitung zur Ekstase. Dahin gehört besonders „Weg der Gottverehrer“ (minhādsh al-'abidin)³⁸⁾, dessen wesentlicher Inhalt im Auszug folgender ist:

„Der Mensch fühlt sich als ein hilfbedürftiges Wesen. Durch Herschen und Schließen von der Wirt-

schaffinnigen Kräft Do'v's auch hierüber in seinen Recherches über Kunst erwarten.

33) a. v. Muhammed Ibn Tāmār. 33) Abū'l-Fida (An-nal. musul. III p. 400) fügt jedoch hinzu, daß nach einer andern Angabe Ibn Tāmār mit Ghazzālī nicht zusammengekommen sei. 34) Conde II. S. 257 läßt den Mahdi 1107 nach Cordova, von da nach Cairo und dann nach Baghdād (authentischen Nachrichten gemäß reiste er von Cordova nach Baghdād und dann erst nach Aleppo) gehen, von wo er (II. S. 260) im Jahre 1116 in die Heimath zurückgekehrt sei. Alchabach sagt gar, er habe im zweiten Decennium des 12. Jahrhunderts die berühmtesten Akademiker des Abendlandes und 12. Jahrhunderts Hammer-Purgall abt zur seine Zuhörerschaft an, sondern erzählt die Geschichte nach Conde's Angabe. — Ghazzālī war, wie wir aus seiner Lebensgeschichte wissen, in Baghdād³⁹⁾ Professor von 484 (1091) bis 488 (1095), ging dann elf Jahre lang ins Privatleben, hieauf wieder als Professor nach Keifür (nicht nach Baghdād, wie Hammer-Purgall berichtet), blieb dort aber auch nur einige Zeit, da er zuletzt wieder nach Äs überließelt und zwischen seiner Ankunft in Nisibide und seinem Tode nur 5–6 Jahre liegen. Ueber die Zeit der Milderheit des Mahdi aus dem Oriente berichtet, wie schon Ibn Chalkīl (a. v. Mub. Ibn Tāmār) bemerkt hat, allerdings Unrichtigkeit, da Einige sie in das Jahr 505 (1111–1112), Andere gegen Ende von 511 (1118) setzen: alle sind jedoch einverstanden, daß seine Geburt 488 (1092) stattfand. Er hätte also (nach abgesehen davon, daß er vor seiner Reise in den Orient längere Zeit in Cordova gelebt) wenigstens schon in seinem dritten Lebensjahre den gelehrten Kreislesungen Ghazzālī's beizumöhen müssen; ja, er hätte schon als Säugling bei Ghazzālī sein müssen, da er nach Conde sich drei Jahre bei Ghazzālī aufgezogen hatte. — Noch ärger ist Alchabach's Berzang, da Ghazzālī bereits zwölf Jahre vor dem Anfange des zweiten Decenniums des 12. Jahrhunderts Baghdād verlassen hatte und schon 1111 farb. Auch Riya al-Darvishi war schon 1110 gestorben und hätte also von dem Mahdi nicht mehr besucht werden können.

35) Befindet sich unter den Handschriften der Universitätsbibliothek in Leipzig, Refaja No. 187.

lung auf die Ursache kommt er zu der sichern Erkenntnis eines Schöpfers und Gebieters, und dies ist die erste Stufe zur Gottverehrung, nämlich die Stufe der Erkenntnis und Wissenschaft. Angeregt durch den Drang, diesem seinen Schöpfer zu dienen und nach dessen Befehlen seine Erkenntnis zu entwickeln, erkennt er seine Sündhaftigkeit, und, damit diese ihn von Gott nicht abhalte, tritt er auf die zweite Stufe, nämlich die reuige Umkehr zu Gott. Auf dieser Stufe erkennt er als Hindernisse, die ihn von Gott fern halten: 1) die Welt, 2) die Geschöpfe, 3) den Teufel, 4) die Sinnlichkeit. Daher muß er streben 1) nach Befreiung von der Welt, 2) nach Trennung von den Geschöpfen, 3) nach Bekämpfung des Teufels und 4) der Sinnlichkeit. Hierbei treten ihm viererlei Zufälligkeiten entgegen, die ihn von der völligen Gottseligkeit abhalten (suchen, nämlich a) der Lebensunterhalt, der ihm ja zur Existenz nöthig ist und den er beim Betretenssein von andern Menschen nicht findet, b) die Gedanken an die Dinge, welche er hofft oder fürchtet, c) die Unfälle, die ihm von allen Seiten zustoßen, besonders weil er gegen die Geschöpfe, gegen den Teufel und gegen seine eigene Sinnlichkeit kämpfen muß, d) die guten und bösen Schickungen, welche von Gott über ihn verhängt werden. Diese Zufälligkeiten bilden die vierte Stufe, und zu ihrer Beseitigung bedarf er für die erste des Vertrauens auf Gott, für die zweiten der Hingebung an Gott, für die dritten der Geduld in den Widerwärtigkeiten und für die vierten der Gnade. Hat er diese Stufe erreicht, so erkennt er, daß seine Seele schlaf und träge zum Guten ist, und nicht so darnach strebt, wie sie sollte, da sie immer zur Sorglosigkeit, Ruhe und Müßigkeit neigt, ja sogar zum Bösen, zur Thorheit und zu Ercessen hangt. Er bedarf daher einer Sache, die sie zum Guten und zum Gehorsam treibt und einer andern, die sie vom Bösen abhält. Diese beiden Dinge sind die Hoffnung (auf Gottes Belohnung) und die Furcht (vor der göttlichen Strafe). Dies ist die Stufe der Antreibungen oder Anleitungen. — Ist er auch hierüber hinaufgekommen, so sieht er ein, daß die Menschen zur Religiosität meist bewogen werden durch Heuchelei und Selbstgefälligkeit. Dies ist die Stufe der Entstellungen. Um seine Werke hervor zu bewahren und rein zu halten, erhebt er sich zu der Reinheit des Schöpfers, und nun wird ihm die vollständige Religiosität, frei von allen Nebenzwecken. Er erreicht die sechste und letzte Stufe, nämlich die des Lobes und Dankes. Und wenn er hiervon frei ist, so befindet er sich am Ziele, in der höchsten Liebe und Seligkeit mit Gott vereint.

So weit die ganz populär gehaltene Vorchrift über die Vorbereitung. Ueber den Endzweck und das gärtliche Wesen des Sufismus hat Ghazzālī sich in verschiedenen Schriften ausgesprochen.

„Es gibt jenseits der Sphäre unserer Vernunft noch eine andere Sphäre, worin dem Menschen ein Auge geöffnet wird für Dinge, welche die Vernunft nicht erfassen kann, nämlich die Geheimnisse und Wunder

der andern Welt. Nur die Propheten haben jenen höheren Sinn der Erkenntnis, während der gewöhnliche Mensch blos in den während des Schlafes vorkommenden Visionen einen analogen Zustand hat.“

„Wenn die Reinigung des Herzens vorausgegangen ist, so öffnen Gebete und Betrachtungen über Gott das Herz für das wahre süßliche Leben. Das Ziel desselben ist ein vollständiges Aufgehen in Gott. Aber schon im Beginne des süßlichen Lebens erhält man Offenbarungen, sobald man im wachen Zustand Erscheinungen von Engeln und Propheten hat, deren Stimmen vernimmt, von ihnen Kundgebungen erhält. Die Veräußerung erhebt sich dann von der Anschauung der Formen immer höher, bis zu einem Grade, dessen nähere Beschreibung unmöglich, worüber jede Aeußerung sogar sündhaft ist.“ Auf dieser Stufe befindet sich der Sufi in dem oben erwähnten Zustande der Propheten. Ohne Hilfe eines Buches oder eines Lehrers unterschreibt er das Wahre vom Falschen durch unmitteldbaren Genuß (Dank).

Ghazzālī weicht in dieser Beziehung in Nichts ab von der gemäßigten süßlichen Lehre. Da sich, nach seiner eigenen Angabe, die auf der höchsten Stufe der Veräußerungen gemessenen Empfindungen und Anschauungen nicht beschreiben lassen, weil die irdische Sprache unfähig ist, die Erscheinungen der Geisteswelt zu bezeichnen, so griffen die Sufis zur Allegorie. Daher denn jene verblumte Sprache, deren sie sich in allen profanischen Schriften bedienen, und die besonders ihrer wunderbaren mystischen Poesie einen, man möchte sagen, geheimnißvollen Reiz verleiht. Wenn sich die Sufis aber auch durch dieses Mittel den schärferen logischen Auffassungen gewissermaßen zu entziehen vermochten, so konnte damit doch nicht jede Ausdehnung verbedet werden, die, im monotonen Zustande der Ekstase ausgesprochen, nur zu deutlich das indisch-panthistische Element verräth, woraus die ganze Richtung ursprünglich erwachsen war. Ghazzālī, der auch im Zustande der höchsten Veräußerung immer noch gläubiger Moslim bleibt, rügt dergleichen Aeußerungen an verschiedenen Orten“. In seiner Schrift *Miskāt al-anwār wamīṣṣat al-asrār*“) jedoch kommt eine Stelle vor, die, auch dem Inhalte nach für das süßliche Wesen interessant, jene pantheistischen Aeusprüche einzelner Sufis zu beschönigen und zu verteidigen sucht. Wir führen dieselbe um so mehr hier an, weil Ibn Qudālikā“), der auf die nämliche Stelle hinweist und sie auf Al-Hallābisch bezieht, ausdrücklich behauptet, daß Ghazzālī's Lehrer, der Imam Al-Barāmaini, diesen Hallābisch als einen Rebellen darstellt, während Ghazzālī ihn sehr häufig als einen Heiligen citirt und ihn mit tiefer Ehrfurcht einen Märtyrer nennt.

„Wenn die Erkennenden den Himmel der Wahr-

36) *Schmieders*, Essai p. 64. 66. 73 u. a.

37) *Ibid.* p. 61. 38) *Ibid.* p. 61 und *Mirāsāt as-sūfiyya* cap. IV. eine Abhandlung, die sich unter den Manuscripten der Kaiserl. Bibliothek in Paris befindet. Catal. No. 834. 39) Auch diese Abhandlung Ghazzālī's befindet sich in demselben pariser Codex, von welchem Referent eine Abschrift besitz. 40) a. v. Al-Hallābisch.

heit erstiegen haben, so stimmen sie darin überein, daß sie außer Gott kein Sein erblicken. Einigen war dieser Zustand eine wissenschaftliche Erkenntniß; für Andere ein unmittelbarer Genuss. Die Vielheit entging ihnen völlig, sie versenkten sich in die bloße Einheit, ihre Intelligenz ging darin vollständig auf, sie wurden wie Sinnverirrte und hatten keine Fähigkeit mehr weder an etwas Anderes als Gott, noch an sich selbst zu denken; ihrer Ansicht gemäß gab es Nichts außer Gott. Sie wurden so berauscht, daß ihre Vernunft aufgehoben wurde. Der Eine sagte: „Ich bin Gott;“ ein Anderer: „Preis sei mir, wie erhaben ist mein Stand;“ ein Dritter: „Im Paradies ist Nichts außer Gott.“ Allein das Wort der Liebenden im Zustande des Lieberausches ist so albern, daß man nicht weiter davon spricht. Wenn aber der Rausch von ihnen gewichen und sie wieder zur Vernunft (welche die Wage Gottes auf Erden ist) zurückgekommen sind, so erkennen sie, daß diese keine wirkliche Einsverwandlung mit der Gottheit war, sondern nur einer solchen gleich, sowie der Liebende im Liebesentzücken ausruft:

„Ich bin der, den ich liebe, und der, den ich liebe, ist ich.
Wir sind zwei Geister, die einen Körper bewohnen.“

„Es ist nicht ungewöhnlich, daß der Mensch, der einen Spiegel antrifft, hineinblickt, jedoch nie den Spiegel sieht, sondern die von ihm erhellte Form für identisch mit der Spiegelform hält. — Jemand sieht Wein in einem Glase und glaubt, daß derselbe die Farbe des Glases sei. Wenn dies nun bei ihm gewöhnlich vorkommt, ihm als bekannt gilt, und er sich darauf verläßt, so vermischt er beides und sagt: „Das Glas ist Wein, der Wein ist Wein,“ jedoch beide mit einander verwechselt werden. So sagt der Dichter:

„Es ist als wäre es Wein und kein Becher, und es ist als wäre es ein Becher und kein Wein.“

„Es ist jedoch ein Unterschied, ob er sagt: der Wein ist ein Becher, oder er ist wie ein Becher. Wenn dieser Zustand verwaltet, so nennt man dies mit Rücksicht auf den darin Fühnlichen ein Aufgehen, oder gar ein völliges Aufgehen, denn er ist sich dann weder seiner selbst, noch seiner Bewusstlosigkeit bewußt: mit Rücksicht auf den, worin er sich verliert hat, heißt der Zustand in metaphysischer Ausdrucksweise ein Einswerden, in der Sprache der Wirklichkeit Einheitsbekenntniß. — Ueber diese Wahrheiten hinaus gibt es noch andere Geheimnisse, in welche einzubringen hier zu weitläufig sein würde.“

Die Folgerichtigkeit hat bewiesen, daß Ghazzāl durch dergleichen Beschönigungen süßlicher Verirrungen, die immer zahlreicher wurden, dem Islam wenig genützt hat, indem der Süßismus durch Aufnahme auch ismailitischer Elemente immer heteroödoxer ward. Einige Jahrhunderte später ging gerade aus dem Süßismus, namentlich in Indien, das Bestreben hervor, alle Religionen, welche einzelne Süße in der Gasse schon längst als indifferent erklärt hatten, auch praktisch zu Eins zu verschmelzen und dadurch also die vollständigste religiöse Gleichgültigkeit zu erzeugen.

Es bleibt uns noch zu erwähnen übrig, daß Ghazzāl auch Verfasser einer Sammlung mystischer Gedichte ist, welche den Titel trägt: *Asrar ol-mu'amilat* „). Das einzige Gedichtchen, welches uns zufällig davon bekannt geworden „), zeichnet sich nicht durch dichterischen Schmuck, wol aber durch ein dringendes Ermahnen zum asketischen Leben aus. — Weniger auffallend ist es, daß er auch einige medicinische Werke verfaßt haben soll, da die Studien der Theologie, Philosophie und Medicin im Oriente so häufig mit einander vermischt wurden. (Dr. A. Schmülders.)

GHEAST (Edmund), auch Gest und Guest geschrieben, ein gelehrter protestantischer Theologe Englands, war zu Afferden in der Grafschaft York in ungenannten Verhältnissen um das Jahr 1515 geboren, empfing seine wissenschaftliche Ausbildung in den Anstalten zu York und Canterbury, wo er sich auch die theologische Doctorwürde erwarb und durch mehrere Schriften seinen Ruf begründete, lebte aber, da er, wie sein Gönner Matthäus Parker, Protestant war, während der drückenden Religionsverfolgungen unter der Königin Maria im Privatstande und bekam erst nach der Thronbesteigung Elisabeth's eine Anstellung als Archidiaconus zu Canterbury, wo er mehrere gelehrte Disputationen zu Gunsten des Protestantismus hielt. Doch ward er schon im März 1559 Almoner der Königin und gleichzeitig zum Bischof in Rochester (Kossa) befördert und am 24. Decbr. 1571 in gleicher Eigenschaft nach Salisbury versetzt, wo er nach siebenjährigem Wirken den 28. Febr. 1578 in seinem 63. Jahre starb und in der Kathedrale beigesetzt wurde.

Gheast hatte in seinem Wirkungskreise außerordentlich viel zur Verbreitung und Befestigung des protestantischen Lehrbegriffes in England sowohl mündlich als schriftlich geleistet und sich bei seinen Glaubensgenossen dadurch einen bleibenden Ruhm erworben. Zu seinen, doch nicht sämtlich gedruckten Schriften gehören: *A learned discourse against private mass, in the behalfe and fort herance of the moste Holye Communion* (London 1548 in 12.); *Contra missam papisticam liber I.; De Christi praesentia in coena domini, liber I.; De libero hominis arbitrio, liber I.; Lettres to Sir William Cecyl, the queen's secretary, concerning the service book, newly prepared for the parl. to be confirmed; and certain ceremonies and usages of the church, which Christ sich auch im Anhang von Strype's Leben der Königin Elisabeth wieder abgedruckt findet. Ferner: *Sermon about repentance before queen Elizabeth, 1560*, in Handschrift geblieben; *Epistola M. Parkero de translatione partis ejusdamm bibliorum*, auch nicht gedruckt und in der Bibliothek zu Canterbury verwahrt. *Notae et animalationes in psalms*, bei Strype a. a. D. abgedruckt. *An answer to the reasons,**

41) Beryl. Hildebrandt's Chastif. a. v. aar. 42) Dossche

beschreibt sich in einem pariser und auch in einem leipziger Manuscripte.

that the apparel of the priests ought not to be worn; by the which answer it will appear, that the apparel of priests may be worn, auch die Stryppe abgedruckt. Mehrere von diesen Schriften findet man auch in Strype's Vita Parkeri wieder. Einen großen Theil seiner Büchersammlung hatte er der Dembibliothek zu Salisbury vermacht *).

GHEDINI (Fernando Antonio), ein italienischer Naturforscher und Dichter, aus Bologna stammend und daselbst 1684 geboren, der seine erste wissenschaftliche Ausbildung dem Unterrichte der Jesuiten verdankte, und auf den Wunsch seiner Aeltern zwar die Arzneikunde für seinen Lebensberuf erwählte, gleichwohl aber aus angeborener Neigung den meisten Theil auf die alte Literatur und schönen Wissenschaften während seiner akademischen Studien verwendete und durch sein Dichtertalent die Aufmerksamkeit der ausgezeichneten Männer, besonders der Dichter seiner Zeit, wie Martelli und Crescimbono, mit welchen er in Verbindung trat, auf sich zog, durch deren Aufmunterung er der Medizin gänzlich entfremdet wurde. Nach anderen Nachrichten soll er dieselbe aus Gewissenhaftigkeit, weil ihm die ärztliche Praxis, der er sich widmen sollte, nur als ein Nothdurst erschien, welches das Leben der Menschen auf das Spiel setze, aufgegeben und sich alsobald den naturwissenschaftlichen Studien ergeben haben. Gewiss ist, Ghedini nahm, nachdem er die Universität Bologna verlassen hatte, eine Hauslehrerstelle bei dem spanischen Gesandten zu Venedig, Garraetio di Santobono und nachmals eine andere bei dem neapolitanischen Edelmann Bisignano an und begab sich 1715 nach Rom, wo er bei den angesehensten Personen eine gute Aufnahme fand. Von hier aus ward er als Professor der Naturgeschichte auf der Universität zu Bologna befördert, wo er später auch noch den Lehrstuhl für die schönen Wissenschaften bekam und als Mitglied in die dasige Akademie der Wissenschaften einrückte. Endlich an die Universität zu Lucca versetzt, lehrte er die Poesie und starb daselbst 1767.

Zufrieden mit seinen amtlichen Verhältnissen, die äußerlich nicht glänzend gewesen sein mochten, hatte Ghedini unter allen Umständen immerdar eine so große Seelenruhe bewiesen, daß ihm Nichts in Verlegenheit versetzen oder außer Fassung bringen, Nichts ihm Sorgen oder Schrecken einflößen konnte. So blieb er einst des Nachts, als der Fußboden seiner Schlafstelle sich senkte und mit ihm in den darunter befindlichen Keller stürzte, kaltblütig in seinem Bette liegen, schlief ein und erwachte erst am andern Morgen. Von seinen prosaischen und poetischen Schriften, mit welchen er sich Freunde erworb, werden gerühmt die Praefatio ad exercitacionem de rebus naturalibus (Bologna 1721. eine einteleitende Abhandlung zu seinen Vorlesungen über die Naturgeschichte); ferner die Rimo di F. A. Ghedini (Bologna 1769.) und die Lettere familiari (ebendaf.

1744.). Seine Satyren an Giov. Pietro Zannotti ließ er vor seinem Tode wieder verbessern, um sie der Bekanntmachung zu entziehen. Sein Leben hat Vincent Camillo Alberti beschrieben *).

Das ausgezeichnete Dichtertalent Ghedini's für Oden rühmten seine Zeitgenossen und insbesondere erschien den Italienern diejenige unter denselben als ein Muster, welche die poetische Begeisterung Pindar's schildert. Sein Genauer Eusach Manfredi, welchem er zuerst die Professur der humanistischen Wissenschaften am Collegium Siniabadi zu Bologna zu verdanken hatte, rühmt ihn in einem Briefe an Thomas Barbutti zu Lucca folgendermaßen: Er kenne Niemanden, der besser lateinisch und italienisch nicht nur in Prosa, sondern auch in Versen schreibe, als den Ghedini; sein Talent und seine Leistungen seien überdies noch von einer vollkommenen Moral durchdrungen und seine Bescheidenheit so groß, daß er sich eben so tief unter Andere, als diese ihn über sich gestellt glaubten. (B. Hesse.)

GHEEL, belgischer Flecken in der Markgrafschaft Antwerpen am Flusse Nethe mit 6000 Einwohnern, bemerkenswerth wegen seiner Freianstalt, der ältesten, die man kennt. Auch hat der Ort ein Gymnasium und treibt Spinnköppleri. In kirchlicher Beziehung ist der Flecken wichtig durch die Verwahrung der heiligen Dympan, welche von ihrem Vater mit dem Martyrertode belegt wurde. Aus der über ihrem Grabe erbauten Kirche, die ihren Namen erhielt, wurde im 11. Jahrh. ein Capitel der Canonici. (H. E. Hüssler.)

GHEENS (Anton), latinisirt Gentius, ein gelehrter Augustinermönch in der ersten Hälfte des 16. Jahrh., starb am 17. Jan. 1543. Aus Brüssel stammend wurde er, nach Beendigung seiner Studien, Oberherr von der strengen Regel des heiligen Augustin in dem bei genannter Stadt gelegenen Kloster Rothendaal (Ruben Vallis, Rothenbach) und verwendete in dieser Stellung großen Fleiß auf die Lebensbeschreibungen der Heiligen, wozu er an vielen Orten und in verschiedenen Bibliotheken den Stoff zusammen suchte. Er hinterließ daher nach seinem Tode als Frucht dieser Forschungen ein Werk in 7 Theilen unter dem Titel: Vitae seu Historiae Sanctorum von seiner Hand geschrieben, von welchen er, wie späterhin die Hollandisten auch, 4 Bände nach den Monaten geordnet hatte. Sie sind indessen nebst den übrigen Bänden bereits von Laurentius Surius durch Verschuß des zu gleichen Zwecken arbeitenden und 1583 verstorbenen löwenr. Geistlichen Johann Rolanus benutzt worden. Obgleich hinterließ noch einige andere Werke in Handschrift, welche aber sammtlich das Kloster Rothenbael in Verwahrung behalten hat †). (B. Hesse.)

GHEERAERDTS (Gillis), gewöhnlich Aegidius Gerardi genannt, ein gelehrter Jesuit, im Jahre 1586 zu Antwerpen geboren, trat nach Beendigung seiner Studien im Jahre 1613 in den Jesuitenorden und

*) Beryl. Bale's Scriptores illustr. Majoris Britanniae II, 107; Fr. Godwin's Commentarius de praenobilius Angliae 410 seq. u. 580 und Thom. Tanner, Bibliotheca Britannico-Hibernica p. 315.

*) Beryl. das Dictionnaire universel etc. VII, 408 seq. und Beaurieu I, 1247.

†) Beryl. Sweetii Athen. belg. p. 132 und Foppens. Bibliotheca belg. I, 77.

wirkte an dem Jesuitencollegium seiner Vaterstadt, welchem er lange Zeit vorstand, als Lehrer mit bedeutendem Erfolge. Auch als Prediger erwarb er sich einen großen Ruf, weshalb er häufig für die innere Mission verwendet wurde. Seine populäre Anleitung zu einem gottseligen Leben (*Den Spiegel van Philothea*. Antwerpen 1646. 12. Neue vermehrte Ausg. Ebenbas. 1675. 12.) wurde von seinen Landesleuten sehr hoch geschätzt und viel gelesen. Er starb am 17. Jan. 1655 in seiner Geburtsstadt. (Ph. H. Kälb.)

GHEERAERTS (Marc), oder Marcus Gerardus; daher er auch, wiewohl nicht immer richtig, Gerard, Gerrard und Garrard, Garratts, Guerards und Gerard, weit häufiger aber Gerardts geschrieben wird, ein beliebter und berühmter niederländischer Maler und Kupferstecher des 16. Jahrh. ¹⁾ Aus Brügge in Flandern stammend, ist er höchst wahrscheinlich um das Jahr 1516 geboren, da er nach der Angabe von Einigen in seinem 74. Jahre 1590 zu London gestorben sein soll. Es ist jedoch diese Angabe nicht bloß in Zweifel, sondern sogar als falsch bestritten und sein Todesjahr auf 1635, sowie seine Geburt in das Jahr 1550 gesetzt, mitbin sein Lebensalter auf 85 Jahre geschätzt worden. Gleichwohl ist diese letztere Angabe so verdächtig und grundlos, daß ihr kein Glaube geschenkt werden kann, indem dabei, unter begründeten Ausstellungen daran zu geschweigen, angenommen worden ist, der Künstler Gheeraerts habe nicht nur der Königin Elisabeth, sondern auch der 100 Jahre später lebenden Königin Anna von Großbritannien gelebt, während er doch schon 1559 geschätzte Werke seiner Geschicklichkeit geliefert hatte. Nach dem Zeugnisse seiner Landesleute hatte Gheeraerts (von seiner Jugend und künstlerischen Ausbildung ist Nichts bekannt) die Malerei in allen ihren Gattungen bis 1566 zu Brügge mit ungetheiltem Eifer so schwungvoll betrieben, als jetzt die ausgebrochenen Unruhen in seinem Vaterlande alle Verhältnisse dergestalt plötzlich änderten, daß auch die bewährte und geschätzte Geschicklichkeit dieses Künstlers die verdiente Aufmerksamkeit verlor und derselbe auf einen andern Erwerbszweig denken mußte. Er verfiel auf die Kupferstecherkunst und übte dieselbe mit ähndem Eifer sehr bald erfolgreich. Ohne indessen diese Erzählung mit ihrer Veranlassung verbürgen zu können, ist doch die allgemeine Angabe von seiner Meisterschaft in der Kupferstecherei nicht zu bestreiten; vielmehr ist allseitig erwiesen, daß er in der großen geometrischen Karte von der Stadt Brügge ein seltenes Beispiel von Sauerheit und Genauigkeit des Stiches geliefert hat. In der Folge (um 1584) begab er sich nach England, wo er der Königin Elisabeth, man sagt, als erster Hofmaler, mit seiner ausgezeichneten Kunst-Geschicklichkeit diente und zu London (1590) starb. Er hinterließ einen, unter uns

nicht bekannten, auch von Hüßli und Nagler nicht erwähnten Sohn, auf welchen sein Talent und seine Kunstfertigkeit sich vererbt hatten, dessen Vorname zwar nicht bekannt ist, vermutlich aber der seines Vaters war, weil Beide von den spätern Berücksichtgern offenbar verwechselt und für eine Person gehalten worden sind. Lebensfalls ist dieser es, der 1635 in London starb, und außerdem auch so wenig als sein Vater der Königin Anna nach menschlichen Berechnungen hätte dienen können. Seine Kunstwerke, meistens Portraits und historische Gemälde, sind ausschließlich in England verblieben.

In England hatte Gheeraerts, der Vater, auch viele Brustbilder gemalt, welche sehr ähnlich und geistreich aufgefaßt, aber nicht sorgfältig entworfen worden sein sollen. Wenn man aber zu seinen wichtigsten Mittheilungen die Portraits von Königs Jacob I. Söhnen Heinrich und Karl zählt, so ist diese unbekritten eine Verwechselung mit den Werken seines Sohnes, gleichwie er auch sein eignes Bildnis 1627, wie Nagler angibt, nicht mehr gemalt haben kann, sondern seinem Sohne zugeschrieben werden muß. Dagegen sollte jener die Profection der Königin Elisabeth nach Hundsdon-House, welche von Vertue geschnitten und beschrieben worden ist. Ingleichen malte er 1584 einen andern feierlichen Zug mit allen Ritters des Hofenbanbonds, welches Bild auch von Vertue für Elias Ashmole's Institution, Laws and Ceremonies of the most noble order of the Garter (1672) geschnitten worden ist; alle andern Bildwerke in diesem Prochwerke sind von B. Hollar.

Von seinen Thierskuden und Landschaften, welche großen Beifall fanden, sollen sich viele zu Brügge und in der Umgegend dieser Stadt erhalten haben. Auf letzteren findet man in der Regel eine pflende Weibsperson. Mit gleicher Kunstmeisterschaft malte er auch historische und Architecturstücke. Nicht minder erwarb er sich großes Lob als Zeichner und seiner Zeichnungen bedienten sich die Glasmalter gern. Indessen malte er auch selbst auf Glas und diese sowie die übrigen Werke seiner Kunst wurden zum Theil von B. Hollar, Gronovius, B. Voillant, J. Sadeler u. A. geschnitten. Auf seinen biblischen Darstellungen, welche Sadeler nach, sieht man das Monogramm M. G. Figur. und auf andern Blättern dieser Kunstgattung von Sadeler und Ph. Galle bloß seinen abgekürzten Namen. Alle von seinen Kunstwerken geschnitene Blätter führen der Winkler'sche Katalog am vollständigsten auf, darunter — außer vertriebenen zu geschweigen — eine 1559 entworfene und vollendete, sowie von Marc de Bpt 1661 zum ersten Male geschnitene Naturgeschichte der Vögel in 16 Blättern, die sehr gerühmt werden. Eine andere Sammlung von seinen Thierskuden in 18 Blättern ist mit Vischer exc. 1583 und die Pösson Jesu in Arabesken und Ovalen auf 13 Blättern mit J. Sadeler exc. bezeichnet. Philipp Galle nach seine Weltkarte und Elemente gleichfalls in Arabeskenform auf 8 Blätter, während ein Ungekannter verschiedene Thiere in Landschaften von ihm auf 14 Blätter und seine in Theodor de

1) Die wahre einheimische Namensform ist Gheeraerts, die man heutzutage nicht mehr zu kennen scheint, und unter der falschen Form Gerardus (Marcus) wird Bd. LV. S. 450. Sp. 2 dieser Section auf einen Artikel über ihn auf den Schluss des Buchstaben G verwiesen.

Dry's Manier aufgestellten Thierkämpfe in reichen Gruppen auf 9 Blätter und G. de Jode seine mit biblischen Stellen bezeichneten Arabesken auch auf 9 Blätter gestochen haben. Von seinen Thierstücken hat Gheeraerts selbst 25 Blätter in sehr geistreichen Zusammenstellungen mit zarter, feinstvoller Nadel besonders radirt.

Im Uebrigen gab Gheeraerts 1567 zu Brügge in 4. „Wahrhaftige Thiergestalten“ in seiner Muttersprache mit ausgezeichneten, von ihm selbst gestochenen Figuren heraus, zu welchem Werke Eduard de Dene den Text in Versen (eigentlich eine poetische Bearbeitung der afrikanischen Fabeln) geliefert hat, wie am Schluß desselben bemerkt worden ist. Der Künstler widmete dieses Fabelwerk dem berühmten Archäologen und Künstler Hubert Goltz zu Brügge, welchem er vermuthlich auch neben Giotteughen in seinen artistischen Arbeiten so auch bei dem bekannten Kaiserwerke mit Rath und That zur Hand ging *). Mit lateinischem Texte erscheinen diese Thierfabeln unter dem Titel: *Mythologia ethica h. e. moralis philosophia per tabulas brutis attributa etc. artificiosiss. nobilissimorum sculp. iconibus ab Arnolde Freitaggio latine explicat. aeri incis.*, mit 122 geistvoll radirten Blättern zu Antwerpen bei Plantin in 4. *). In flämischer Mundart erschien das Werk, doch mit misslungenen Figuren von Joost Voulbe zu Amsterdam 1617 in 4. wieder. Besser sind die Nachbildungen derselben von Wenzel Hollar. Eine neue Auflage dieses Fabelwerkes kam mit einheimischem Texte, aber nur mit 55 geistreich radirten Blättern zu Amsterdam 1648 in Qu. 8. heraus *). Endlich findet man in dem selten gewordenen Buche: *Woudt van wundenlike Sinne-fabulen der Dieren*, künstlich mit lebendige endo aendeliche groote schoone Beelden uptgedrukt von Steven Perret, mit Verbesserungen und Vermehrungen von Adrian van de Berne (Rotterdam 1633 fol.) vergrößerte Copien und Nachahmungen von Marc Gheeraerts Thierfabeln *). Auch wird unserm Künstler unter dem Namen Gerardus de Brügge ein Buchstecher über die Malerei zugeschrieben, welches mit dem Titel: *Verlichterie kunde, alst recht gebruyck der Waterverven etc.* zuerst zu Brügge ohne Angabe des Jahres im Drucke erschien, später aber vom Buchhändler Willem Goeree zu Riddelburg 1670, wovon Nagler keine Kenntniss hat, und zu Amsterdam 1705 in 12 wiederaufgelegt worden ist, während eine englische Uebersetzung davon 1674 ans Licht getreten war *).

(B. Röse.)

GHEESDAEL oder GHEESDALIUS (Johannes), zuweilen auch Gesdalius, doch falsch von einigen teutschen Gelehrten und von Hubert van der Nier mit dem Vornamen Anton benannt; war ein gelehrter flandrischer Schulmann in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., dessen Geburts- und Sterbjahr man nicht kennt, sogar auch Franz Swert, sein Schüler, in seinem bekannten biographischen Werke nicht anzugeben weiß. Geboren in dem flandrischen Dorfe Bergheim bei Dudenaarde, widmete er sich frühzeitig dem Studium der altclassischen Literatur, der Poesie und Tonkunst, so daß er in letzteren beiden Aufmerksamkeit erregte und *in musicis ab arte et poëta a natura* genannt wurde, mithin ein angebornes Talent für die Dichtkunst besitzen haben, durch Uebung aber auch ein Tonkünstler geworden sein mag. Nach mancherlei bestandenen Abenteuern und erlebten Schiffsalen kam er in Verbindung mit den angesehensten und talentvollsten Männern seines Vaterlandes und wurde unter Wilhelm Fabius Unterrichter, später Rector an der Marianenschule zu Antwerpen, in welchem Wirkungskreise er auch, doch spätestens vor 1609 gestorben ist. Alles, was von ihm theils zu Antwerpen theils zu Gent o. S. im Drucke erschien, ist in Versen und zum Theil der Jugend geschrieben, als *seine Sichologia, sive de syllabam et carminum ratione libri III.*, *vario metri genere explicata a R. D. Laevino Torrentio*; sein *Catechismus, seu capita doctrinae christianae adjuvandum puerorum memoriam facili et perspicuo carmine*; seine *In natalem diem domini nostri Salvatoris J. Christi varii generis carmina* und seine in Handschrift geliebten *Epigrammata jocosa*, welche Anfangs in Franz Swerts's Besitz gewesen, nachmals aber verschwunden sind. Außerdem schrieb Gheesdael noch: *In temporis calamitatem elegia ad Philippum episcopum et Franciscum Harduinum* (einen Dichter zu Gent). Nach Struve, Zeitner, van der Nier und Gundling wirkte Gheesdael neben seinem Schulkamte, vielleicht schon vor Uebernahme desselben, auch in der berühmten, noch jetzt in seltener Unversehrtheit bestehenden Plantin'schen Druckerei zu Antwerpen, welche als eines der großartigsten literarischen Institute jener Zeit viele andere Gelehrte damals in derselben Absicht an sich zog, unter sehr freundlichen und ehrenvollen Verhältnissen als Corrector und betrieb dieses mühsame Geschäft bis an seinen Tod. Sein Freund Maximilian Priant, ein beliebter belgischer Dichter zu Gent, widmete seinem Andenken eine ehrenvolle, durch Foppens und Andere veröffentlichte Grabchrift auf dem Marienkirchhofe zu Antwerpen *).

(B. Röse.)

wahren ursprünglichen Namensformen keine Wichtigkeit. Siehe noch Freyzel's Sammlung t. III, 77.

*) Bergl. *Ant. Sanderi Scriptores Flandriae* p. 85; *Swertii Athen. belg.* p. 629; *Foppens, Bibliotheca belg.* II, 647 und *3ed. Kant. Zeitner's Correctorium in typographia eruditiorum* p. 241 seq., nebst *Kob. Miral Kiegia Belgica* p. 208, wernach z. B. auch der gelehrte Conradus van Kiel, Gheesdael's Onkel, 30 Jahre in der Plantin'schen Druckerei als Corrector gearbeitet hatte. Dort gibt der Verfasser unserm

GHEEST (van), eine sehr geachtete Künstlerfamilie in den Niederlanden, von welcher die Kunstgeschichte drei Mitglieder namentlich aufzuführen weiß: 1) Jacob, ein Maler zu Antwerpen, welcher um das Jahr 1600 lebte und von dessen Werken zwar keine Spuren mehr zu finden sind, seine Geschicklichkeit in der Malerei aber hat, nach Deckcamp, jedoch in den Gedächtnis des berühmten Verdel ein dauerndes Andenken erhalten. Jedenfalls war 2) Wybrand, der Ältere, ein Verwandter von ihm, der auch fast gleichzeitig, um 1620, blühte. Derselbe war insofern ein Friesländer von Geburt, machte sich durch Portraits, besonders aber durch historische Gemälde einen Namen, hielt sich mehrere Jahre in Italien, vorzüglich in Rom auf und studierte hier die Antiken fleißig, wovon er in Copien rühmliche Beweise ablegte, welche in die Sammlung von Statuenabbildungen, Cabinet des statues (Amsterdam 1702), aufgenommen worden sind. Sie sollen sich durch genaue Nachahmung der Manieren verschiedener Meister auszeichnen. Von seinen Bildnissen haben Supperhoef den Admiral Tromp und Sydel den Theologen Sandeus, sowie andere Künstler andere Werke von ihm in Kupfer gestochen. Sein Enkel 3) Wybrand van Gheest, der Jüngere, lernte bei Anton Gorcia die Kunst, erwarb sich durch gute historische Stücke den Beifall seiner Zeitgenossen, und man vermutet auch, daß er der Verfasser des 1702 zu Leuwarden in seiner Landessprache erschienen Lehrmeisters in der Schilderkunst gewesen sei. Uebrigens glaubt man, er sei hin und wieder mit seinem Zeitgenossen Eybrand van Drecht, einem Maler im Haag, verwechselt worden, sodaß denselben seine besonders 1661 und 1662 datirten Werke zugeschrieben worden wären. Um diese Zeit war van Gheest wenigstens mit zwei anderen Künstlern Vorsteher der Malergesellschaft daselbst. Im Uebrigen findet man seinen Geschlechtsnamen oft auch Gheest geschrieben*). (H. Röse.)

GHEILHOVEN (Arnold), oder auch Arnold von Helland und von Rotterdam, wo er geboren war, genannt. In der ersten Hälfte des 15. Jahrh. lebend, studirte er dahem Theologie und zu Bologna wie zu Padua das bürgerliche und canonische Recht, erwarb sich die Doctorwürde des päpstlichen Rechts, trat in den Augustinerorden von der strengen Regel und wurde Oberherr im Kloster dieses Ordens zu Greencab bei Brüssel, wo er den 31. August 1442 starb. Gheilhoven schrieb ein Speculum conscientiae unter dem Titel: *Invidi marcori*, das 1476 zu Brüssel fol. im Druck erschien, ferner ein Confessionale Foeneratorium, das, wie die folgenden Werke, in Handschrift verblieb, und: *Somnium doctrinale, sive tractatus de conditionibus scholarium, Canonicalis expositio in Regulam S. Augustini und: Lectura super constitutionibus Be-*

nedicti papae XII. Endlich ist als Frucht seiner gelehrten Forschungen in Italien sein Speculum collationum juris, sive remissionum juris tam civilis quam canonici, in zwei Bänden auf Pergament geschrieben zu betrachten, welchem er eine *Moralizatio curiarum triumphalis* angehängt hat, wovon das Original zuletzt noch in Löwen angeigt wurde. Zwar auch ungedruckt geblieben, ist dieses Werk doch wiederholt in verschiedenen Schriften citirt und in mehreren Abschriften als vorhanden angegeigt worden. Der Verfasser schrieb es nach seiner Rückkehr aus Italien im Jahre 1424. Die übrigen in Handschrift verbliebenen Werke Gheilhovens sollen sich auf den Bibliotheken zu Cambray, Löwen und Brüssel befinden*). (H. Röse.)

GHELEN (Johann von), wol richtiger van Gheelen, ein berühmter und um die Förderung der publicistischen Literatur in Oesterreich verdienter, in Teutschland jedoch nicht gekannter Buchdrucker zu Wien. Geboren zu Antwerpen 1645 kamme er aus einem adeligen Geschlechte Westfalens, aus welchem sich noch mehrere, doch unter der Namensform Gelenius, in der Literatur rühmlich bekannt gemacht haben. Unser Oeler von Gheelen aber widmete sich in seiner Vaterstadt der Buchdruckerkunst, wahrscheinlich bei Verwandten*), ging als ein wohlhabender Mann um das Jahr 1670 nach Wien, kaufte vier Jahre darnach die dasige Buchdruckerei Joh. Baptist Gaucier's und schuf aus ihr durch seine rastlose und umsichtige Betriebsamkeit die erste bedeutende Anstalt dieser Art in sammtlichen österreichischen Staaten. Kaiser Leopold I. belohnte seine industriellen Bestrebungen damit, daß er ihn zum f. k. italienischen Hofbuchdrucker ernannte und durch ein Privilegium ermächtigte, eine italienische und lateinische Zeitung herauszugeben zu dürfen. Gheeler gründete er, obgleich es damals dergleichen politische Tagesblätter in Wien schon mehrere gab*),, eine teutsche Zeitung, die aber in unregel-

*) Bregl. *Foppens*, Bibliotheca belg. I, 102 seq. mit *Suerbii* Athenae belg., p. 144, dessen Angaben indessen weniger zuverlässig scheinen.

1) Schon 1525 bis 1528 lebte nach *Maittaire's* *Annal. typograph. XI*, 256 ein Buchdrucker Johann von Gheelen in Antwerpen, dessen Familie mit der unsrer Buchdruckers wol verwandt gewesen sein mochte. 2) Die Spate (d. i. Kaspar u. Stieker) in seiner Betzungs-Zust und Nag berichtet. Sie bestanden sich zwar in den Händen veredelter (1) Postmeister, gleichwie an anderen Orten Teutschlands, waren aber schlecht bezahlt und nach dem Urtheile der Regierung oft so unvorsichtig geschrieben, daß Spate S. 59 von ihm sagt: „Es ist nichts fremdes in Wien, daß ein Postmeister oder anderer Aemter-Schreiber bestich auf die Finger geklopft, zur Hufe (Haft) gebracht und nicht eher bestraft werden, bis er eine Summe Geldes erlegt.“ Bregl. nach S. 69 u. 97. Die vor uns liegende Ausgabe dieses interessanten, ganz im Sinne der Regierung verfaßten Büchleins erschien zu Hamburg 1597 in 12. Eine frühere ebenfalls 1595 erschienene enthält noch herabsetzender und genealogischer Notizen im Anhang, muß aber in Hinsicht der Verarbeitungen und Berichtigung des Textes von der unsrigen sehr abweichen, weil unsere Citate mit denen von Prug, welcher zu seiner Geschichte des deutschen Journalismus I, 221 f. benutzt hat, niemals zusammenstimmen. Der Verfasser ist, beiläufig bemerkt, S. 24 die Behauptung auf, daß der Ursprung der teutschen Zeit-

Gheestael und Bernamen Anton, welchen *Jritum Steuve* in der *Introductio ad notitiam rei lit.* p. 247 leichtsinnig nachgeschrieben hat.

*) Siehe *Ricciolo* a. a. D. VIII, 106 f. und VII, 335, mit S. R. *Pagii's* *Regem. R. v. E.* S. 270 und S. D. *Pagii* I, 422.

mäßiger Zeitfolge, d. h. nur so oft erschien, als sich etwas Politischwichtiges ereignete hatte. Erst am 31. Jan. 1703 bildete Ghelen, nachdem die Regierung selbst zu solch' einem Unternehmen unter Zufolge sehr einladender Bedingungen öffentlich aufgefodert hatte, aus derselben die erste regelmäßige politische Zeitung Oesterreichs, unter dem Titel: Posttäglicher Mercurius, von welcher jeden Mittwoch und Sonnabend ein Bogen in 4. erschien. Dieses von der Regierung sehr begünstigte Unternehmen ermunterte ihn, schon am 8. August desselben Jahres ein zweites politisches Blatt: Das Wienerische Diarium, ebenfalls posttäglich, in 4. herauszugeben. Nachdem das erstere, der Mercur, wieder eingezogen war, bestand dieses zweite, weil es zugleich das Organ der offiziellen Veröffentlichungen wurde, auch noch seines Gründers Tode, der uns unbekannt geklungen ist, ununterbrochen fort, verwandelt aber seinen Titel in f. l. privilegierte Wiener Zeitung. Das Blatt scheint aber zu seiner Zeit in Teutschland einen Ruf genossen zu haben. Seit 1813 erschien es unter dem Titel: „Oesterreichs- kaiserliche privilegierte Wiener Zeitung“ täglich, Sonn- und Festtage ausgenommen, in Fol. und besteht jetzt noch fort. Sonach hat Ghelen das Verdienst, diejenige erste teutsche politische Zeitung in Oesterreich gegründet zu haben, welche den industriellen seitigen Speculationen der damals dort schon bestehenden politischen Winkelschriften der Tagespresse die Spitze bot. Nach seinem Tode war seine Druckerei unter der Firma: Erbe von Ghelen in ununterbrochener Thätigkeit geblieben und nannte sich nach dem Aussterben dieser betriebamen Familie im Mannsramme Ghelen von Ghelen'scher Erben, unter welcher Firma sie noch jetzt (1837) besteht. Sie führte 1832 die ersten Maschinenpressen zu Wien ein, womit auch ihre Wiener Zeitung in noch größerem Formate gedruckt wurde¹⁾. Der gegenwärtige Besitzer der Anstalt heißt Michael Eder von Rambach. (H. Risse.)

GHELEN (Sigmund), auch Ghelsen und Geslen geschrieben, aber beides sind verunstaltete Namensformen für die richtigere Gelen oder Gelenius, unter welcher dieser ausgezeichnete Gelehrte und Schriftsteller geschrieben und gesucht werden muß, die gleichwohl von den Niederländern, Franzosen, Engländern und Italienern der correcten Aussprache wegen, nach Sitte des 16. und 17. Jahrh., welche auch die Teutchen häufig beobachteten, jene Veränderungen erlitten hat. Geboren zu Prag 1497, stammte er aus der alten böhmischen, um den Staat verdienten adeligen Familie Gelen (zu teutsch Hirsch).

tungen in den Posthäusern der Reichsländer gesucht werden müßte, bald aber wären sie hier und da auch in die Hände der Buchdrucker gekommen. Das Wort in der Eile geschrieben und von ihrem Verfasser ein Mumpselquod genannt, ist zwar eine dreiste Schmeichelei der Zeitungen mit vielen abgemessenen Schmeicheleien, enthält aber über den damaligen Zustand der Zeitungsliteratur viel Wahres und sucht vor der durch sie bedingten industriellen Leichtigkeit zu warnen.

2) Vergl. die Oesterreichische National-Encyclopädie II. 370. Die Werke von Adamson, Busch, Donnerhoff und Prug trennen weiter die obige politische Zeitung, nach deren Gründer.

Sein Vater Gregor Hrubý von Gelen (eine dem lateinischen Ausdrucks die Gelenio nachgebildete Form) genoß im Dienste Königs Vladislav II. sowohl wegen seiner Kenntnisse und Erfahrungen in den Staatsgeschäften, als auch wegen seiner wissenschaftlichen Bildung, wovon denn auch — anderer seiner gelehrten Arbeiten nicht zu gedenken — seine Uebersetzungen von des Erasmus von Rotterdam wichtiger Schrift *Enchiridion Moriae*, v. i. *stultitiae laus* und dem Buche Franz Petrarca's *De remediis utriusque fortunae* (Prag 1501) ins Böhmische Zeugnis abgelegt haben, hohe Ehren und großes Ansehen. Seine Mutter, auch von adeliger Geburt und geprüften wegen ihrer Bildung und Tugenden, lebte in Gesellschaft der Königin von Böhmen. Unter diesen günstigen Verhältnissen seiner Eltern erhielt der junge Ghelen einen dem Stande angemessenen großartigen Erziehung, welche in ihm sehr früh die ausgezeichnetsten Anlagen entwickelte, ihn aber auch für die Zukunft vor Abwegen bewahrte. Den Grund zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung dagegen legte der Unterricht des gelehrten und aufgeklaarten Bengel von Pisek oder Pisekly²⁾, welchem er von seinem Vater anvertraut worden war und der ihn auch, sobald er sein 13. Jahr erreicht hatte, nach Italien begleiten mußte und hier die Vollendung seiner gelehrten Ausbildung leiten sollte. Allein kaum in Pavia angekommen, sah sich der Knabe durch den plötzlichen Tod seines Führers, welchem, angeblich aus Veracht des Ekeladismus, Gift beigebracht worden sein sollte, ohne Aussicht, worüber seine davon benachthiligten Väter, die ihn nicht gern zurückrufen wollten, in die größte Verlegenheit versetzt, ihrem Hausfreund Johann Slechta von Wschetzd, der in Bologna studirt hatte, ersuchten, sich ihres verlassenen Sohnes treulich anzunehmen. Dieser vermittelte auch durch seine Bekanntschaften in Bologna, daß der junge Ghelen dem Dorotheus Camillus daselbst unter Aufsicht gegeben wurde, und theilte ihm außerdem noch in Briefen gute Lehren gegen die Verführungen der Jugend. So ermahnte er ihn noch 1511, die römischen Dichter Tibull, Propertius, Catull, Ovid und Martial wegen Bewahrung seiner Sitteneinheit nicht zu lesen. Der Jüngling hielt sich allerdings unsträflich und setzte sich in der lateinischen Sprache und den philosophischen Wissenschaften mit gutem Erfolge fest, ging hierauf von Bologna nach Benedic und lernte hier während seines langen Aufenthaltes bei dem berühmten Marcus Musurus aus Kreta die griechische Sprache so fertig, daß er in der Folge damit Aussehen erregte. Auch vervollkommnete er bei demselben noch seine Kenntnisse in der lateinischen Sprache und erkannte zeitweilen das Verdienst dieses Meisters um ihn dankbar an, indem er ihn wie seinen Vater verehrte und ihm späterhin in der Zeugnung seines Tristophanes an Ph. Melanchthon noch ein schönes Andenken

1) Siehe Raf. Ungar zu Bohus. *Historia Bohemiae docta* II. 190 seq. Kete * und S. 287. Kete 277. Er war Preßk in Verleghungsschäfte zu Prag gewesen und hatte über das heilige Abendmahl in beiden Sprachen eine in Handschrift verbliebene lateinische Abhandlung geschrieben.

setzte, als er dort von ihm sagte: *Vir in utraque (græca et latina) lingua omnium suae gentis doctissimus et in eruditiosis honorem ad summam dignitatem evectus* *).

Von Benedig aus bereiste er alsdann im Laufe einiger Jahre ganz Italien, die Inseln des Archipelagus, Sicilien, Sardinien und Corsica, setzte hernach nach Frankreich über, durchwanderte dieses Land und das ganze teutsche Reich und erwarb sich nebenbei nicht nur die Kenntniß der Sprachen aller der von ihm betretenen Länder, sondern auch die Bekanntschaft der gelehrten Männer derselben.

Ehe er aber in sein Vaterland zurückkehrte, verweilte er noch geraume Zeit in Wittenberg als willkommenes Gast Philipp Melancthon's, dessen Bekanntschaft sowohl, als des Joachim Camerarius vertraute Freundschaft, die er hier schloß, ihm von weit größerm Nutzen in der Folge hätten werden können, wenn er sie nur hätte benutzen wollen. Endlich nöthigte ihn der Umstand, daß seine Väter (der Vater am 7. März 1514) ingewissen gestorben und seine Erbschaft auf seine Studien und Reisen verwendet worden waren, zur Rückkehr nach Prag.

Hier waren die vormaligen glänzenden und einflußreichen Verhältnisse seiner Väter in ihn abgekerben, auf welche nun der bescheidene junge Gelehrte, der allerdings keine Staudesvorurtheile besaß, bei der neuen Regierung wohl auch weder Besichtigungen noch Ansprüche gemacht haben mochte. Vielmehr verfolgte er in seiner Verarmung die Bahn der erfolgreich begangenen wissenschaftlichen Bestrebungen und suchte sofort die Bekanntschaft seines gelehrten, unlängst aus Wittenberg nach Prag zurückgekehrten Landmannes, Matthiäus Goldbach (Aurogallus) aus Komotau, um von diesem, wie vermuthet wird, noch die hebräische Sprache zu erlernen, die er später wirklich auch verstand. Vielleicht lernte er von diesem Gelehrten auch den an denselben gerühmten Eifer, alte und seltene Schriften auszuspalpieren, welcher unserm Ghelen in der Folge sehr zu statten kam. Unter dessen vereinten sich Beide zu dem Entschlusse, in ihrem Vaterlande für die Literatur wirksam zu werden und boten auch, Ghelen für die griechische, Goldbach für die morgenländische Literatur, wofür es hier an Lehrern damals mangelte, ihre Dienste der prager Universität an, wurden aber abgemiesen, weil sie, so erzählt Pelzel, von derselben die Magisterwürde, welche hier zum akademischen Lehramte ausschließlich befähigte, nicht angenommen hatten. Goldbach ging daher nach Wittenberg wieder zurück und beschloß daselbst als Lehrer der hebräischen Sprache und später als Universitätsrector im Novbr. 1543 sein Leben *). Ghelen dagegen blieb noch

einige Jahre in Prag zurück und hielt daselbst, wie Thaddäus Sagel bezeugt, Privatvorlesungen über die griechische Literatur.

Im Jahre 1524 jedoch verließ er seine Vaterstadt und begab sich nach Basel, (si es, um die persönliche Bekanntschaft mit Erasmus von Rotterdam daselbst zu machen, sei es, wie Zeltner vorgibt, um von da aus eine zweite große Reise zu unternehmen, daß er aber aus Mangel an Mitteln dazu genöthigt worden sei, in Basel sitzen zu bleiben und bei dem gelehrten Buchdrucker Johann Froben als Corrector ein Unterkommen zu suchen. Jedenfalls aber wirkte in dem einen oder dem anderen Falle Erasmus, der in ihm einen talentvollen, mit einem ungewöhnlichen Reichtume von Sprach- und Sachkenntnissen ausgerüsteten und die Unabhängigkeit, wie auch er, liebenden, jungen, gelehrten und weltflugen Mann kennen lernte, am meisten auf seinen Entschluß, da zu bleiben, ihm bei den Correcturen seiner dort gedruckten Werke an die Hand zu gehen und dem berühmten Buchdrucker bei Herausgabe der alten lateinischen und griechischen Schriftsteller, sowie der Kirchenväter aus den vorhandenen zum Theil lückenhaften oder verderbten Handschriften hilfreich zu sein: was keine leichte Arbeit war, zu Ghelen aber die nöthigen Kenntnisse und Fähigkeiten, auch die Ausdauer besaß. Er ging, weil er in seinem Vaterlande Nichts zu hoffen und zu verlieren hatte, auf die Empfehlungen des Erasmus in die Anträge Johann Froben's mit einem inwiewol Anfangs nur sehr bescheidenen Jahrgelde, das später wenigstens auf 200 Ducenten (eine für jene Zeit nicht geringe Summe, die kein Universitätsprofessor genöth) festgesetzt wurde, ohne Bedenken ein und übernahm das mühsame Correcturgeschäft für die griechische, römische und hebräische Literatur mit der Aufsicht und Leitung der Druckerei auf seine ganze Lebensdauer so eifrig, als rastlos und mit so tief eindringender Umsicht, daß selbst seine beiden Gönner darüber erkaunten *).

Uebrigens zog dieses damals sehr hochgeschätzte Verhältniß den jungen gelehrten Böhmen in einen Kreis von gelehrten und ausgezeichneten Zeitgenossen, deren persönliche oder schriftliche Bekanntschaft ihm in wissenschaftlicher wie in technischer Hinsicht nur genüßreich und vortheilhaft werden mußte. Männer, wie Joh. Decolampadius, Nicol. Gerbel, die beiden Amerbach (Bruno

70 seq. Note 86, daß Martin Luthers Goldbach's hebräische und chaldäische Sprachkenntnisse bei seiner teutschen Bibelübersetzung sehr benutzt habe und commendatarius maxime in eo magna diligentia, qua vetera raroque libros conquirere solitus fuit.

4) Dieser gebürt. Erasmus lebte zuerst 1526 als eines berühmten jüdischen Correctors in f. Epistolae (Opera 1730. fol. Tom. III.) p. 932 u. 1529 (scribit er (Opera III. 1145) an den kaiserl. Hof: „Quin et Sigismundus Gelenus, qui jam pridem in officio Probeniano castigandi praefecturus gerit, vir circa omnem orientalium exquisitus doctus, et quod in oculis quoque rarum est, sanctae naris, exactique iudicii, non paucis feliciter deprehendit, quos nos in multa distractione interdam et defuso, fellester, Non animi est mei ingenii quoniam laude merita fraudare.“ Bregl, auch Matthei's Annales typographici II, 4 u. 355. Note a).

2) Bregl. Matthei, Annales typograph. III, 401. Note a). Erasmus nennt diesen Ghelen in einem seiner Briefe: (Opera III. 788, edit. 1730. fol.) lingua latina usque ad mirabilem doctus. Nach derselben Quelle starb Rufinus im Decbr. 1517 zu Rom in hebr. Alter, nachdem ihn Leo X. kurz zuvor zum Erzbischof von Monembasia (Malvasia, Monovasia) erhoben hatte.
3) Hof. Ungar bemerkt zu Bohus. Balnti Bohemia docta II,

und Bassilus), Jacob Nepos, Fabricius Capito und Wolff. Schoner hatte theils vor, theils neben ihm durch Beforgung des Correcturgeschäfts bei Froben auch einen guten Ruf erworben, während Senatus Rhenanus, der Ulfasser, seit seiner Rückkehr aus Frankreich neben ihm bis zu seinem Tode (1547) in denselben Berufe eifrig mitwirkte und ihm, gleich Erasmus, seine Freundschaft schenkte; anderer Gelehrten von Ruf, wie z. B. der berühmte belgische Staatsmann Viglius von Zwischen, die von Andern gekommen Froben's Bekanntschaft suchten und daneben in Ghelen einen gefälligen Freund fanden, nicht zu gedenken. Daneben brachte ihn sein rühmlicher literarischer Eifer in Vertheil mit hochgestellten Staatsmännern, welche sich um die Aufführung alter Götter in Italien und Griechenland ein Verdienst erworben hatten. Ueberhaupt konnte es nicht fehlen, daß der durch ganz Europa verbreitete Ruf der Froben'schen Druckerei in Basel auch auf ihn günstig zurückwirkte und das anerkannt große Verdienst derselben um die Rettung mancher alten Schriften vor dem Untergange oder um die Herstellung eines besseren Textes solcher Werke ihm zu Gute kam).

Der merkwürdige Wechsel seiner jugendlichen Schicksale scheint ihn überdies, trotz seiner Lebhaftigkeit, zur Sanftmuth, Gehult, Zugämtheit, Geselligkeit und Verträglichkeit gestimmt zu haben, während ihm ein gesunder, starker Körperbau, ein äußerst glückliches und sicheres Gedächtniß und eine seltene Lieberwindungsgabe in seinem neuen Berufe unterstützten. Auch ließ er weder Groß noch Feindschaft gegen irgend eine leibenschaftliche Aufregung oder Anfeindung bei sich aufkommen, noch plagten ihn Vorwitz, Neugierde, Eifersucht, Ehrgeiz und Argwohn; vielmehr war er ein Mann der alten edeln Einsamkeit mit seltener Geduldskraft und Genügsamkeit, welcher unangestrebt seines Fleißes und seiner 30jährigen rastlosen Thätigkeit als Druckerfactor und Corrector, wie auch als Schriftsteller sich keine Reichthümer erwarb, auch dafür keine Sorgen trug, vielmehr seine mit Kindern gesegnete Ehe ihm dazu hätte aufbahren sollen. Allein mit einem Anfangs beschränkten, späterhin reichlichen Auskommen für die täglichen Bedürfnisse zufrieden, theilte er den gewöhnlichen Uberschuß lieber aus Willkür mit solchen Gelehrten, welche die Armutz drückte, als daß er denselben gespart hätte, und beneidete oder verachtete diejenigen nicht, die in glücklicheren Verhältnissen als er lebten). Nur der

ihm persönlich nahe stehende Erasmus von Rotterdam scheint an ihm bemerkt zu haben, daß Ghelen, wenn er in besseren äußeren Umständen lebte, träge werden würde und wünschte ihm deshalb keine Reichthümer. „Gelenius“, schreibt er im August 1535 an den gelehrten Portugiesen Damian von Gork, „pro sua doctrina non vulgari, proque morum sinceritate dignus est lauiore fortuna, diuitias vix ausim illi optare. Quid periculi inquis? Ne senior fiat ad provehendam rem literariam. Multos *novis* ad industriam stimulat“).⁴ Ob indessen Ghelen einen Antrieb von Außen zur rastlosen Thätigkeit, die er ununterbrochen wirklich betrieb, bedurfte, läßt sich wol beweisen, indem fast kein Mensch so viel als er geleistet hat; vielmehr ist wahrscheinlich, daß er aus Leichtsinne oder Gutmüthigkeit mit dem Gelde nicht zu wirtschaften verstand und darum bis an seinen Tod mit der Noth zu kämpfen hatte). Gleichwol besaß er, abgesehen von seinen Kenntnissen, Liebenswürdigkeit und Tugenden, wie sie und sein Freund Lilius Sec. Curio in der Vorrede zu Appian's von Alexandrien römischer Geschichte (1554) schildert, genug, um sich die Zuneigung und Freundschaft der größten Männer seiner Zeit zu erwerben, sodaß es ihm auch an mehrer vortheilhaften Anträgen zu öffentlichen Aemtern nicht fehlen konnte. Viele Universitäten machten ihm dazu Anerbietungen, die er standhaft ausschlug. Ebenso lebte er den ehrenvollen vortheilhaften Ruf nach Prag, wie Curio meldet, an den dortigen königlichen Hof, durch ein verbindliches Schreiben des Magistrats der Altstadt dabelst ab, weil er sich nicht entschließen konnte, seine Freunde in Basel zu verlassen und sein ruhiges, unabhängiges Leben dabelst mit anderen, wenn auch ehrenvolleren Verhältnissen zu vertauschen, vielleicht auch in sich den Mangel an Eigenschaften zum Lehrstuhle spürte. Zufrieden mit den 300 Ducaten jährlichen Gehalt, den er damals schon bezog, dankte er seinen Landsleuten für das in ihn gesetzte Vertrauen und äußerte seine Freude, daß die böhmische Jugend sich nicht mehr allein mit der lateinischen Literatur begnügen wollte, sondern auch Verlangen nach der griechischen trüge. Früher hatte ihm Melanchthon mehrmals Beförderungen vergebens angetragen, so zuletzt für eine Lehrstelle der griechischen Sprache an der in Nürnberg zu errichtenden neuen Schule mit 100 Ducaten (aureis) jährlichen Gehalt und auf Ghelen's Einwendungen, daß er seine Dienste dem Froben zugesagt habe, Alles abgewiesen, sich von diesem Buchdrucker, wozu der nürnberg. Magistrat das Erlaube beibringen wurde, los zu sagen und dessen Antrag anzunehmen. „Quaesio itaque Te“, schreibt er ihm, „ut de voluntate tua Baumgartnerio respondeas. Senatus (Nürnbergensis) praestabit

5) Johann Froben hatte sich für diesen Zweck so aufgeschneidet, daß ihm damals Niemand gleichkam und er seinen Erben mehr Ruf als Vermögen hinterließ; diese aber sich gleichwol in der Folge bestrehten, in ihrem Berufe nicht nur in des Vaters Fußstapfen zu treten, sondern denselben auch noch zu übersteigen. Kaiser Karl V. erkannte dieses Verdienst der Froben'schen Druckerei um die Wissenschaften aus in einem besondern Privilegium reichlich an, welches der aus ihr hervorgeragene Auswuchs des Rats Josephus 1544 in Ref. verordnet worden ist. Vergl. *l'Etat* a. a. E. III, 265. Note (a). 6) Sein Biograph Curio und nach ihm Huot in seinen *Classis Interpretibus* sagt von ihm: „Erat in eo animo lenitas mira, naturae bonitas quaedam, ut vix irasci posset etiam irritatus; cum

nemine unquam simultatem gessit: rerum alienarum minime curiosus, minime suspicax, sed antiquis non tamen stulta simplicitate praeditus.“

7) *Exami Rotterod. Opera* III, 1506. 8) *Die Ihuana* 6 in der *Hist. aut temporis* lib. XIII. p. 271 von ihm sagt: „cum egestate tota vita conflictatur.“

et ut fides tua liberetur, et ne te susceptae conditionis poeuenteat.“ Ghelen erfüllte Melanchthon's Wunsch nicht und hielt an seiner Groben gemachten Zusage mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit, in der Ueberzeugung, in diesem Wirkungskreise auch das bessere Loos, das man ihm gönnte, gefunden zu haben. Zwar erkannten Groben der Vater und nach dessen Tode (1527) der Sohn Hieron. Groben und Schwiegervater, Nicol. Wischoff, den Werth dieses ihnen so eifrig ergebenden und ihrer Anstalt sich aufopfernden Gelehrten thatsächlich an, er ward von ihnen auch wie ein Mitglied ihrer Familie betrachtet; allein es waren keine äußeren Umstände, vielmehr durch eigene Schuld, lange Zeit noch so beschränkt, daß Erasmus von Rotterdam im Decbr. 1535 darüber an Goëß schreiben konnte: „Gelenio viro bono ac docto optimi sortuam aliquanto commodiorem. Diuitias vix optarim. Nunc penia adigit illum ad honestos labores.“ Indessen schloß es ihm auch nicht an Unterstüzungen anderer Literaturfreunde, welche seinen Eifer für Beförderung der Wissenschaften zu schätzen wußten: so setzte ihm der Pfarrer Joh. Kuboff Stör zu Murbach ein Jahrgeld, welches nach seinem Tode auf 200 rhen. überging und auf die Bibliothek desselben verwendet wurde, auf die Dauer seines Lebens aus und Erasmus von Rotterdam, der in seinem Freunde's Hieron. Groben Hause 1536 starb, vermachte ihm 150 Ducaten“).

So sicher und ersprißlich ihm auch das Wohlwollen und der Beistand seiner gelehrten Freunde und Gönner ausfiel, so entging er doch auch dem Tadel und dem Reide anderer Zeitgenossen nicht, von welchen die Einen seine zu große Freiheit in den Correcuren und Verbesserungen der Schriften rügten, die Anderen seine gelehrten Verdienste auf andere Weise schmälerten, wie z. B. Kospor Barth in seinen Adversarii libr. XLIV. cap. 1, wo derselbe sagt: „Ingeniosissimus, sed audacissimus et prorsus nihil sibi negans, Arnobii corrector, Sigm. Gelenius in eam editionem, quam totam ad suum caput reformavit, aut transformavit potius, testatus neminem sibi unquam auctorem tantum negotii exhibuisse.“ Mit diesem Urtheile stimmt auch die Praefatio zu der seibener Ausgabe des Arnobius vom Jahre 1651 überein, indem sie klagt, daß Ghelen zwar die sehr fehlerhafte Ausgabe gemanneter Schriftsteller von dem Florentiner Franz Priscian solo ingenio ut potuit verbessert habe, sed ingenii ille fiducia malo exemplo usus, conjecturas suas textui inseruit, antiquas lectiones suo imperio eiecit et Arnobium nobis finxit, qui Arnobii speciem non refert. Derselbe Klein, klagte andere Gelehrte, erlaube sich Ghelen auch bei der Ausgabe des Plinius, den er zum dritten Male corrigirt und den Text desselben so willkürlich verändert hatte, daß man es ihm zum Verbrechen machte, während er selbst damit Wunder gethan zu haben glaubte. Auch Quet, der ihm sonst kein färgliches Lob spendete, stimmt in diese

Klagen ein; gleichwol aber konnte dieser Tadel den binnen 30 Jahren erworbenen guten Ruf von seiner Scharfsicht, Gelehrsamkeit und Fleißigkeit und seine Verdienste um die alte Literatur nicht schwächen. Er leistete und leistete in gedächter Zeitraume bei so geringen kritischen und zum Theil schädlichen Hilffsmitteln so Vieles, was man von Anderen kaum erwarten zu können wagte, während er zugleich jede Gelegenheit benutzte, die Gelehrten aufzufodern, die rastlosen und kostspieligen Unternehmungen der Groben'schen Officin zur Förderung der Wissenschaften zu unterstützen“). In solcher eifriger Thätigkeit überfiel ihn, gerade während er den Justinus Martyr übersezte, eine Krankheit so plöglich und heftig, daß er ein Wort, das er zu schreiben eben angefangen hatte, nicht beenden konnte. Von seinen Freunden umgeben, starb er zu Basel 1554 in seinem 57. (nicht 77.) Lebensjahre und hinterließ eine Witwe mit zwei Söhnen und einer Tochter, wahrscheinlich in dürftigen Umständen. Sein ältester Sohn besand sich damals bei seinen Verwandten in Wärsen, und rüßnete sein Geschlecht, wie Pelzel bemerkt, in Wöhnen fort, aus welchem auch einige Gelehrte entsprossen sein sollen“). Der jüngste, bei seiner Mutter in Basel geblieben, folgte des Vaters Beispiele und widmete sich den Wissenschaften.

Außer den zahlreichen Vorreden, die er in seinem Namen als Corrector, oder Namens der Groben'schen Druckerri, wie es damals Sitte war, den Werken vorsetzte, welche unter seiner Aufsicht in gedachter Anstalt gedruckt und herausgegeben wurden, hat Ghelen jedesmal mit einer Zueignungsschrift, darunter auch eine an seinen compater amicissimus, Hieron. Groben, folgende der alten Literatur gehörige Werke, nach gemachten Vergleichen des alten Textes in den vorhandenen, ihm zugänglichen Handschriften mit Anmerkungen in der Groben'schen Officin erscheinen lassen. 1) *Plinii Secundi Historia naturalis cum annotationibus* (Basel 1525 [zweite verbesserte Aufl. 1535] in 8^{to}). 2) *T. Livii Patavinus Opera*, cum Gelenii et Rhenani notis atque Erasmi praefatione (Basel 1535 in 8^{to}). 3) *Ammianus Marcellinus libri XXXI.* (Basel 1533 Fol.), welche Ausgabe wenig gekannt zu sein scheint. 4) *Arnobius* (Basel 1546 in 8^{to}), wobei er, wie schon gesagt, willkürlich verfahren ist. 5) *Callimachi Hymni cum*

11) So wandte er sich 1549 in der Zueignung seiner Epigrammata graeca an den fürchter Gelehrten Johann Preis mit der Bitte, „ut calidiorum Virorum Frobenii et Rhenanii addeceat in promovendis bonis litteris studio faveat.“ Waittair a. a. D. S. 356. 12) Bei Baubin und Ungar findet sich a. a. D. II. 329 fg. kein Gelenius weiter als Johann oder Jonas Gelinus, der die heilige Schrift 1283 aus der Vulgata zuerst ins Deutsche übersezt haben soll, dessen Erstgeb. um 13. Jahrh. bestanden werden soll; dagegen wird dort noch ein Johannes Gelenius erwähnt, welcher 1515 den 23. Dec. zu Feuerberg geboren und ein vortheilhafter Mathematiker gewesen sein soll, aber nicht zur Familie unseres Ghelen zu gehören scheint. Ebenso bleibt es unentschieden, ob die damals zu Köln lebende Familie Gelen, aus welcher auch Gelehrte hervorgegangen sind, zu seiner Verwandtschaft gerechnet werden können.

9) Waittair a. a. D. S. 357. Note 2 und Erasmi Opera III, 1515. 10) Waittair a. a. D. S. 371.

scholias (Basel 1532, welche Ausgabe alle vorangehenden übertraf). 6) Graeca epigrammata cum Joannis Brodae (Turonensis) notis (Basel 1549), u. m. a. Als Sprachforscher machte er sich bekannt durch sein Lexicon Symphonum, quo quatuor linguarum Europae familiarum graecae sc., latinae, germanicae et slavonicae concordia consonantique indicatur (Basel 1537 [nicht 1534] in 4.).

Als Uebersetzer griechischer Werke in das Lateinische trat er mit folgenden Arbeiten, doch mit zweifelhaftem Gelingen, oft auch angefochtenem Verdienste hervor, als 1) mit *Dionysii Halicarnassensis Antiquitatum sive originum Romanarum libri X.* (Lugduni 1555 in 12, [1557?]). 2) *Eclogiarum Historia rerum ecclesiasticarum*, 4 Bände in 8. 3) *Origenis Adamantii contra Celsum monumenta*. 4) *Philonis Judaei Opera*, quae extant omnia (Basel 1561 in Fol.). 5) *Appiani Alexandrini*, usque ad librum de bellis gallicis, Opera, von G. E. Curio zu Basel 1554 in Fol. (und zu Lyon 1576) herausgegeben. 6) *Justinus Martyr*. 7) *Diodorus Siculus*. 8) *Hanno* und 9) *Aristophanes*. Zu der lateinischen Bearbeitung des Dionys von Halikarnas und des Appian bewogen ihn zunächst nicht ohne Einwirkung auf seine Unschärfekeit die damals vorhandenen schlechten Uebersetzungen, des letzteren von dem mailändischen Professor Candidus December (gest. 1477) und des ersten Schriftstellers von dem Florentiner Kapus de Biagone von Castiglione, der um 1440 lebte. Am wenigsten Ehre machte ihm seine lateinische Bearbeitung des Josephus, wie auch das Journal des Savans Jan. 1667 und Isac Voss grüßt haben ¹³⁾. Eine gewisse Eleganz des Styles und eine geschmeidige, fließende Sprache sind ihm zwar nicht abzusprechen, aber seine Kühnheit und Willkür im Uebersetzen der griechischen Originale in das Latein entstellen den ursprünglichen Sinn, oft auch durch das Zusammenhängen mehrer Perioden, während seine lebhafteste Phantasie eine Menge Stellen in den ursprünglichen Wortlaut einflößt, sobald er denselben nicht verstehen konnte ¹⁴⁾. Dem entgegen urtheilt der über ein Jahrhundert später lebende französische Heinrich Valois (Valefius) ganz anders über Ghelen's Uebersetzungstalent und kritischen Scharfsinn, wenn er in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Ammian. Marcellinus sagt: „Sed in Gelenio erat major quaedam ingenii vis et judicium acutus. Quodcum multi praecleari labores illius viri testantur, tum maxime interpretationes latinae Dionysii Halicarn., Appiani, Philonis, item Josephi, Origenis et aliorum. Ex quibus apparet, eum excellenti ingenio et singu-

lari doctrina praeditum fuisse. Sed et Ammiani Marcellini historiae ab eo editae abunde id testantur. In quibus plurima acute et ingeniose emendavit et insignem paginarum transpositionem, quae in omnibus Mstis codicibus reperitur, et in editione extat Accursii (cines gelehrten Neapolitaners mit dem Vornamen Mariangelus) mira dexteritate restituit,“ und Valsius schließt dieses Lob mit der Bemerkung, daß sich bis jetzt, außer Ghelen, kein Uebersetzer um das Geschicklichkeit des Ammianus Marcellinus so wesentlich verdient gemacht habe.

Indessen hatte Accursius mit seiner Ausgabe des Amm. Marcellinus, welche zu Augsburg im Mai 1533 erschienen war, die im Juli desselben Jahres zu Basel darauf folgende Ghelen'sche in Absicht auf Vollständigkeit des Textes allerdings übertraffen, weil Ghelen nur den mangelhaften hirsfelder Codex dazu hatte benutzen können; gleichwohl aber legte Robert Stephanus zu Paris seiner Ausgabe dieses römischen Schriftstellers 1544 die Arbeit Ghelen's zum Grunde und benutzte dabei bloß die Textergänzungen des Accursius, wonach Ghelen seine neue Auflage von 1546 ebenfalls auch ergänzte und vervollständigte. Allein Valois klagt desselben, daß Ghelen hin und wieder vieles Ungehörige — ob auf seine Conjecturen hin, oder auf den Grund seines Codex, wird nicht gesagt — hinzugefügt habe ¹⁵⁾.

Seine Ausgabe von des Aristophanis Comodiae novem graece, cum scholiis graecis, et duae graecae sine scholiis (Basel 1547 in Fol.) hatte er im Auftrage seiner Freunde, der Buchdrucker Hieron. Froben und Nic. Bischoff, von den Buchhändlern, weil die beiden älteren vorhandenen Ausgaben dieses Dichters vergriffen waren, bringen dazu aufgedruckt, übernommen. Er gebrauchte dazu die albinische Ausgabe von seinem Jugendlehrer Marcus Musurus 1498 und die florentiner 1525, die zwar auch ihren großen Werth hatte, aber die des Kretenzers nicht überflüssig machte, vielmehr besaß letztere eine Menge Vorzüge, welche Ghelen veranlaßten, derselben bei seiner Arbeit unbedingt zu folgen, und nur die letzten beiden Comödien ohne Scholien, doch correcter, als sie zuvor gefunden, wieder zu geben, sonst aber hinsichtlich des Commentares, der florentiner Ausgabe, die denselben reichhaltiger gibt, Folge zu leisten. Er widmete diese Ausgabe dem Ph. Melancthon ¹⁶⁾.

Das Gefühl seiner gewonnenen Uebersetzung in der Kritik, besonders aber in der Kenntniß alter Codices und im correcten Lesen derselben verführte ihn, wie mol er außerdem nicht ritel, sondern anerkannt zuverlässig war, doch zuweilen auch zur Verblendung und Selbstüberschätzung, sobald er sein Ohr wohlmeinenden Warnungen verschloß und seine Zuversichtlichkeit Anderen nicht verhehlen konnte, so in der Zuweisung seiner

13) Siehe Baillet's Jugement des Savans III, 17 u. 45. 14) Daber sagt auch Huot in seinem Werk De claris interpretibus p. m. 225 von ihm: „In la quoque numerat Sigism. Gelenus Bohemus, quo vix quispian pluribus hae artem mementa claritatis disertus imprimis habitus est et elegans; unde in constringenda pluribus in una periodo, vel disjuncta, sensus sibi non semper intellectus ad libitum recogit.“

15) Die Vorrede zu der Ausgabe des Amm. Marcellinus von 1533 ist jedenfalls von Ghelen selbst, aber dem Hieronym. Froben wirklich zugeschrieben, und ist ein merkwürdiges literar.-historisches Uebersicht. Vergl. Kaitaire a. a. D. II, 386 sq. Note (a.) 16) Vergl. Kaitaire a. a. D. c. 401. Note (a.)

zweiten Ausgabe des Plinius an den gelehrten Portugiesen Damian von Gues, um seine Textverbesserungen glücken zu lassen, die aber großes Mißfallen erregten, namentlich auch bei Erasmus von Rotterdam, welcher seine Unzufriedenheit darüber sogar jenem Portugiesen, welchem Ghelen seine Ausgabe gewidmet hatte, nicht verbergen konnte¹⁷⁾. Derselbe Inverzicht und Eigenliebe ließ Ghelen auch durch seine Ausgabe von Arnobius Disputationum contra Gentes libri VIII. (1546) in der Zueignung dieses Werkes an den Lieblingsschüler des Erasmus von Rotterdam, den Gorbhären Gilberts Cognatus zu Rozeroy in Burgund, unverhohlen ans Licht treten, indem er dort schrieb: „Nobis sumptuosis castigacionis laborem. Nam Romani ut candoris in communicando, in transcribendo fidei laudem promerentur, ita negari non potest, nullum eos adhibuisse in legendis praeis characteribus exercituum; quo saepissime factum est, ut non tam sinceram lectionem quam ejus vestigia prodiderint, per quae vix pedetentim ad veritatem evadere potuimus. Fateberis nos non vana iactare, si in uno quocis lerratione periculum facere libuerit, nostra haec Editio planior sit, an illa altera.“ (Gleichwohl wurde diese verbesserte Ausgabe des Arnobius sammt dessen Commentar über die Palmen bei Freben 1560 wieder aufgelegt¹⁸⁾). Bei seiner Herausgabe der Epigrammatum graecorum libri VII, annotationibus Joann. Brodae Turonensis illustrati (Basel 1549 in Fol.) lebte und schätzte Ghelen zwar die Gelehrsamkeit und große Fleißigkeit dieses Gorbhären Brodeau zu Touré, weil er ihn zumal statt 49 erst 29 Jahre alt tarirte und er, der fast noch einmal so alt wäre, Solches nicht zu leisten vermöchte, ahnte aber nicht, daß Brodeau's Anmerkungen zu dieser Anthologie, wie später behauptet wurde, eigentlich die Arbeit Jacob Toussain's (Tussanus), welcher 1547 gestorben war, und von jenem als die seinigen waren ausgegeben worden¹⁹⁾. Gerühmter war Ghelen's Uebersetzung des Hieronymus, die als eine gelungene und geschmackvolle anerkannt wird²⁰⁾. Auch soll er den Urtext einiger Homilien dieses Kirchenvaters verbessert haben. Seinen Brief an Konrad Gesner zu Zürich über die Volkssprache, welche sich des illyrischen Dialektes der slavischen Sprache bedienen, hat Gesner seinem Nithridates einverleibt und

er ist auch nochmals von Surins benutzt worden. Ferner gab er nach Ungar's Angabe, 1532 zu Basel des Paulus Diaconus Historia Wilimorum (Longobardorum) usque ad excludum illius regni 773, libr. VI. nebst dem Eutropius, zu welchem er eine Vorrede schrieb, heraus. Im Jahre 1533 folgte seine Ausgabe von Arrian's periphrasis maris Euxini et Erythraei; Hammon's periphrasis; Plutarchus de fluminibus et montibus und Strabon's epitome graecae in 4. Sein Verdienst um den Flavius Josephus anbelangend, so hat er dessen jüdische Alterthümer zwar nur ins Lateinische übersezt und sich dabei Reichthümer erlaubt, die ihm den Tadel der Kritiker zuzogen; allein bei der ersten Ausgabe des griechischen Textes dieses Schriftstellers von Arn. Petrapolus Arlenfeld (Basel 1544 Fol.) ließ er sich keine Mühe verbieten, zur Herstellung eines correcten Textes, welcher namentlich in der Uebersetzung der jüdischen Archäologie sehr verdorben war, mitzuwirken, was auch der Herausgeber auf das Lobwürdigste anerkannte²¹⁾.

Zu sehr mit seinen eignen philologischen Arbeiten und den Correcturen der Drucker's Freben's, die auch wesentliche Verbesserungen ihm zu verdanken hatte, beschäftigt, konnte Ghelen mit der basler Universität in keine Verbindung treten und es finden sich auch keine ausdrücklichen Beweise für eine vertraute Freundschaft zwischen ihm und den basigen Professoren. Um die damaligen theologischen Streitigkeiten während der großen kirchlichen Bewegung scheint sich dieser Gelehrte nicht bekümmert, wenigstens als Schriftsteller in dieselben sich nicht gemischt zu haben. Er scheint vielmehr zu den Katholiken und Protestanten wie sein Freund Erasmus von Rotterdam gestanden zu haben und erst nach dessen Tode dem protestantischen Lehrbegriffe öffentlich geneigter geworden zu sein, weil sonst Ph. Melancthon nicht Alles ausgedehnt haben würde, ihn als Lehrer der Jugend nach Nürnberg berufen zu lassen. Doch kann auch hierfür kein Beweis weiter vorgelegt werden, als der zwischen beiden stattgefundene literarische Verkehr für die griechische Literatur, in welcher sich Ghelen, sowie in der römischen als Kunstschriftsteller einen bedeutenden Ruf zu seiner Zeit erworben hatte, dessen Schmälerungen jedoch nicht immer auf Rechnung des Alters seiner Zeitgenossen, wie Mander vorgibt, gesetzt, sondern seiner Kühnheit und Dreistigkeit in Verbesserungen des Textes sowohl, als in Ermittlung des ursprünglichen Sinnes der von ihm bearbeiteten alten Schriftsteller zugesprochen werden muß, worüber auch sein persönlicher Freund Erasmus zuweilen gelagt hat. Deswegenachtet aber kann seine zu verschiedenen Zeiten lauten Tadel gefundene schriftstellerische Fruchtbarkeit nicht sowohl dem Drange seiner beschränkten äußeren Umstände, als vielmehr einem edeln Eifer, der ihn für die Förderung der Literatur

17) Erasmus schrieb demselben am 21. Mai 1535: „Sigmund, Gelenus tuo nomini dicavit Annotationes in Plinium jam tertio ab ipso castigatas. Sed mire inposuit illi Codex manu descriptus, in quo scilicet aliquae a tuo capite mutatae, quicquid libuit, et quodam modo novum Plinium nobis dedit. Admonui, ne fidei illi exemplari, sed auditus non sum. Bernolonus non ausus est mutare lectionem Plinianam. Gelenus se putat rem mirificam praestitisse, ego censeo crimen esse inexcusabile. — De Plinio depravato idce admonui, an sinas cum Auctore redi rursus ad hoc exemplari; alioquin bene volo Geleno, ut praeferatur.“ Berol. Maittaire a. a. D. S. 356 und Erasmi Opera III, 1501. 18) Maittaire a. a. D. S. 357. Rote. 19) Ebend. S. 357 und III, 350 mit Gottschied's Deutscher Uebersetzung des krit. H. B. von Capli 1, 689. 20) Siehe H. Ungar zu Balbin a. a. D. S. 296. Rote 276.

21) Derselbe sagt in seiner Zueignung dieses Werkes von Ghelen's Verdienst: „qui vir humanitate et virtute, et mira ingenii laude praeditus et disciplina exquisitiorum literarum eruditissimus, assiduus, labora ac omni diligentia perfecit, ut omnia prodirent castigatissima.“ Maittaire a. a. D. III, 365. Rote a).

begrifferte und zu Uebereilungen trieb, zur Last gelegt werden¹⁾).

Raum scheint es bekannt zu sein, daß dieser rastlos thätige Gelehrte auch das damals schon mehrmals gedruckte Werkchen des Cardinals Kaspar Contarini zu Venedig *De magistratibus et republica Venetorum libri V.* zu Basel 1547, doch ohne Anmerkungen dazu, herausgegeben hat. Ebenso verhält es sich — und selbst Joppen ist es entgangen — mit seiner Ausgabe der in Form eines Sendschreibens eingeleiteten Broschüre des kaiserlichen Leibarztes Daniel van Vlierden zu Brüssel, welche vom 21. Dec. 1543 datirt und an dessen Bruder, den Oberherrn Gabriel van Vlierden zu Gent gerichtet, unter dem Titel: *Dan. Vliedensi Epistola*, in qua ostenditur, medicum non corpori solum, verum etiam animae suppetias dare zu Basel 1544 in 8. erschien. Seine gelehrte Epistola endlich *Ad Andream Vesalium* scheint nur durch die Aufnahme in den Anfang zu des Scholten Philipp Rabbe *Notitia dignitatum, tam civilium quam militarium utriusque Imperii Rom. orientis atque occidentis* (Paris 1651 in 12.) bekannt geworden und ihr Inhalt jedenfalls mit diesem seltenen Werke verwandt zu sein²⁾. (B. Röse.)

GHELLI (Francesco), genannt il Vecchio da Medicina, weil er, nach Crebri, zu Medicina im Bologna'schen, den 8. Jan. 1637 geboren worden war, ein geschätzter italienischer Künstler der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. und Schüler Franz Albani's, des berühmten Künstlers der Zierlichkeit. Ghelli malte schöne Landschaften in betterer Auffassung, welche mit ähnlichen Werken seines vormaligen Wirtshäusers Filippo Veralli, welcher um 1678 Mäbte, in den Sammlungen sehr geschätzt werden. Um 1680 arbeitete er zu Bologna, wo in den Palästen Tanaro, Ratta u. a. viele seiner Arbeiten zu sehen sind. Er starb auch in dieser Stadt, nach Dretti den 3. Mai 1703³⁾. (B. Röse.)

GHELLINI (Giuseppe), ein Dominikanermönch zu Vienza, der nach Rossini auch die Kaserie übte und als Künstler bekannt worden ist. Für die Kirche des heiligen Augustinus zu Padua fertigte er ein Gemälde in der Manier Franz Jansda's, den man den Gierdano dieser Stadt nennt. Außerdem ist Nichts

von ihm bekannt; weil indessen von seinem Lehrer Zanella Nachrichten bis 1717 vorhanden sind, so mag Ghellini spätestens in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gelebt haben⁴⁾. (B. Röse.)

GHELPHTIUS (Capoleo), ein durch Jacobell's Bibliotheca umbrica bekannt gewordener italienischer Schriftsteller geistlichen Standes im 16. Jahrh., welcher, aus Umbrien gebürtig, 1600 starb, dessen Lebensumstände und Verhältnisse aber unbekannt geblieben sind. Er hinterließ unter anderen, sowohl italienisch als lateinisch verfaßten poetischen und prosaischen Schriften: *Il rosario della madonna* und *Vita B. Magaritae Siphernatis*. (B. Röse.)

GHEMEN (Gottfried von), der erste Buchdrucker, der sich in Kopenhagen niederließ. Seinem Namen nach aus Ghemem stammend, einem Orte im Herzogthume Schauenburg in Westfalen, soll er zuerst zu Gouda, in Holland, gedruckt haben, und nach Kopenhagen zufolge einer Einladung des damaligen Vicerägers der Universität, Peder Albertsen's⁵⁾, gekommen sein. Wann er hier seine Thätigkeit begonnen, ist ungewiß; während ein unauthtischer Denat aus seiner Presse durch eine handschriftliche Notiz aus das Jahr 1490 hinweist⁶⁾, reichen die datirten Drucke von 1493 bis 1510. Von ihnen sind bekannt aus dem Jahre 1493: „Fundamentum in gramatica deserviens scolasticis pro leuissima informatione scolarium vtilissimum atque rarum... Fol. 38.“ „presens tractatus impressus est *Hafnye* in cura dñi doctoris Petri alberti per me *goffridum de ghemem* Anno dñi M. CCCC. XCIII. In vigilia apostolorum Petri et Pauli.“ 38 Blätter in Quart⁷⁾ und „Regule Emendate Correcteque *Hafnye* de figuratis constructionibus gramaticis ex diuersis passibus sacre scripture ac poetarum feliciter incipiunt... Fol. 47.“ Impressum est in vniuersitate *haffnensi* per me *Godefridum de ghemem*. Expensis doctoris Petri alberti de *haffnya*. Anno nostre salutis. M. CCCC. XCIII. In prelo saneli Karoli Dacie regis et martiris.“ 48 Blätter in Quart⁸⁾.

In demselben Jahre 1493 ging aus seiner Presse das erste dänische Werk hervor: *Den danske Rykmånikke*; es haben sich hiervon nur einige Blätter (in 12.) erhalten, die auf der Universitätsbibliothek zu Kopenhagen verwahrt werden und von Grundtvig, der sie entdeckte, im 4. Bde seiner Danvise (1819) beschrieben worden sind⁹⁾. Von einem spätern Druck Ghemem im J. 1495 besorgten Drucke desselben Buches finden sich

¹⁾ J. A. Rühl's E. 274 und Rogler's Neues allgemeines Künstlerlexikon V, 126.

²⁾ Siehe Verall's, Kjöbenhavns Universitet fra dets Stiftelse indtil Reformationen (Kopenh. 1850) p. 14. ³⁾ Bibliothekar Buddif fand dies Exemplar in Wien mit der Handschrift: „denum christianis et consensuam Viti D. Veralli C. et Consilium havaric dominis et amiel vici gloriosumque ceteris Conc. Ceteris d. XX. Martii 1490.“ Siehe Falck's, Geschichte der Buchdruckkunst (Rostig 1840) S. 201. ⁴⁾ Siehe *Agger*, Librorum qui ante reformationem in scholis Danie peneslegabantur gotische mansscrip (Kopenh. 1785) p. 10—21. ⁵⁾ Siehe ebenjährl. ⁶⁾ Siehe diese Enqst. I, 29. E. 71.

⁷⁾ Venzl. Z. M. Rühl's U. M. M. Künstlerlexikon E. 274 und J. A. Rühl's Ergänzungen dazu I, 435 mit Rogler's Neues allgem. Künstlerlexikon V, 126 und Lang's Geschichte der Malerei in Italien, deutsch durch v. Quandt und Wagner III, 139.

⁸⁾ Venzl. Z. M. Rühl's U. M. M. Künstlerlexikon E. 274 und J. A. Rühl's Ergänzungen dazu I, 435 mit Rogler's Neues allgem. Künstlerlexikon V, 126 und Lang's Geschichte der Malerei in Italien, deutsch durch v. Quandt und Wagner III, 139.

ein Exemplar auf der Universitätsbibliothek zu Kopenhagen, ein anderes in der königl. Bibliothek zu Drottningholm bei Stockholm und ein drittes, doch unvollständiges in der königl. Bibliothek zu Kopenhagen⁶⁾. Vom J. 1501 datirt (und wie es scheint im J. 1509 wiederholt: Karl Magnus Krönike 90 Bl., wovon sich ein Fragment von 51 Bl. auf der Universitätsbibliothek in Upsala findet⁷⁾. Die übrigen Drucke⁸⁾ sind: 1504 das jütische Gesetz (wiederholt 1508) und Bischof Knud's Gesetze dazu; 1505: Das schenische Gesetz und K. Erich's seeländisches⁹⁾; 1506 (und 1508): Peter Rolles's Sprüchwörter¹⁰⁾; 1508: die dänische Uebersetzung von *Vilh. Caorsinus De obsidione et bello Rhodiano* (Tyrkernes Tog paa Rhodus) und die Legende *As Joachim und S. Anna*; 1509: der Roman von *Floris und Blanzefloris*¹¹⁾ und einige geistliche Schriften (*De sententia*, *De sententia Steder*, *Nogre gudelige Bøner*); 1510: *Lucidarius*¹²⁾, Historie om Jon Praest und endlich die dänische Uebersetzung von *Contentio inter animam et corpus* (*Sjæleens Kæremaal mod Kroppen*). — Nach 1510 wird er nicht mehr genannt; sein Buchdruckereigen ist abgebildet im Dan. Magazin V, 225¹³⁾. (*Th. Möbius*.)

GHENARD (Anton), lateinisch Ghenardus, ein gelehrter belgischer Theologe des 16. Jahrh. Geboren um das Jahr 1522 zu Wisel im Hochstifte Lüttich, stammte er aus einer adeligen Familie, widmete sich dem geistlichen Stande und wurde zuerst 1540 zweiter Lehrer an der Schule zu Löwen. Hierauf Licentiat der Theologie und Chorherr an der S. Lambertskirche (dem Dome) zu Lüttich geworden, bekleidete er daselbst noch eine theologische Professur, später erhielt er das Amt eines verordneten Examinators und Inquisitors in dem Lütticher Sprengel. Endlich nahm ihn der lütticher Bischof Wilhelm v. Poitiers wegen seiner Klugheit und Kenntnisse als seinen Beistand mit sich nach Trient zur Kirchenversammlung. Er starb übrigens zum allgemeinen Bedauern, besonders der Armen, welchen er viele Wohlthaten erwiesen hatte, den 1. März 1595 in seinem 73. Jahre und wurde in der Kathedrale zu Lüttich begraben.

Seiner Ausgabe des *Enchiridion sacerdotum, sive manipulus curatorum* a Guidone de Monte Rocherio anno 1333 conscriptus fügte Ghénard das in der lütticher Diöcese übliche ritus celebrandi SS. missae officium nebst dem bis dahin noch nicht ge-

druckten und für elegant gehaltenen Gedichte des Bischofes Hildebert v. Mans De officio missae bei und ließ das ganze Werk zu Antwerpen 1570 in 12. drucken. Auch soll er großen Antheil an der Herausgabe des *Maitre des sentences* (Löwen 1546 in 4.) gehabt haben¹⁴⁾. (*B. Röse*.)

GHENDT (Emanuel de), ein niederländischer Kupferstecher der zweiten Hälfte des 18. Jahrh., welcher zu St. Nicolaus in Flandern 1738, nach Anderen zu Gent 1749 geboren wurde und zu Paris 1815 gestorben ist. Er lernte seine Kunst bei J. Elmet zu Paris und arbeitete jedenfalls Meißens daselbst. Die Zahl seiner Blätter ist groß und durch Geschmack ausgezeichnet, betreffen aber meistens Verzierungen literarischer Werke. Doch gelten für seine besten Arbeiten die Verzierungen zu *Voltaire's* und *Rousseau's* Werken der großen Ausgabe und acht Stiche zum *Trilemach*. Als geschmackvoller Künstler, der er war, trat er 1771 mit den Blättern zu dem didactischen Gedichte: *La declamation théatrale* hervor, und nachher nach den Werken verschiedener Meister, wie Bergheem, Chatelein, Parillier, Roucheron, Robert, Bernet u. A. Nach Parillier stach er 24 bis 25 Verzierungen zu den *Idyllen* Derquins, nach Chatelein aber und Robert diejenigen Platten (*Riquettes*), welche für des Abtes St.-Nou Voyage d'Italie bestimmt wurden. Auch rechnet man zu seinen Blättern die Verzierungen zur neuen Ausgabe von *Voiv's* Verwandlungen. Englischen finden sich Werke seines Grabstichels in *Raisonnements* der Bibel und andere lieferte er für die Gesichte der Pöppe. Nach *Bauduin* stach er die vier Tageszeiten; nach van der Velde die Promenade des Prinzen von Oranien in Scherfelingen; nach Ch. Eifen die *moissonneurs dans les champs*; le retour au village und les plaisirs de la ville nach *Nicolaus Bergheem* u. a. m.

Mit ihm wird B. de Ghendt zum Theil verwechselt, dessen Gandelini und Bafan auch als eines Kupferstechers gedenken. Der Letztere schreibt ihm ausdrücklich die Blätter zur neuen Ausgabe von *Voiv's* Verwandlungen zu, die offenbar aber dem Emanuel de Ghendt angehören. Jedemfalls ist jener, diesem gegenüber, irriger Weise für einen besonderen Künstler gehalten worden. Seiner wird, wie des Emanuel de Ghendt, auch um 1765 zu Paris gedacht. Dagegen gab es einen *Justus* oder *Joris* und einen *Martin de Ghendt*, welche Schüler des Franz *Floris* waren, zu Ausgange des 16. und am Anfange des 17. Jahrh. blühten und sich durch Landschaftsmalereien zu Brüssel einen Namen erwarben. Indessen ist der erstere dürftiger, als der letztere¹⁵⁾. (*B. Röse*.)

GHENT (Wilhelm van), auch Ghentius oder Gentius genannt, ein in der zweiten Hälfte des 16.

⁶⁾ Bergl. *Aubert's Miraei Bibliotheca ecclesiastica* II, 137, *Swerdt's Athenae belg.* p. 133 und *Poppens, Biblioth. belg.* I, 77 seq. mit *Dictionnaire universel* etc. VII, 400.

⁷⁾ Bergl. S. R. *Hélin* der *Letzter* a. a. D. S. 374 und S. 4. *Hélin* der *Jüngere* II, 435, mit *G. R. Nagler's* *Kreuz allgem. Künstlerlexikon* V, 136 fg.

⁸⁾ Genaue Beschreibung gibt *Walbisch* in der Vorrede seiner Ausgabe des genannten Werkes. (Kopenh. 1825.) ⁹⁾ Siehe *Brandt, Gammeldanck* Lmæbog I. (Kjöbb. 1857.) p. 190. ¹⁰⁾ Siehe *N. M. Petersen, Bidrag til d. danske Litteraturs Historie* II. (Kjöbb. 1854.) p. 38. ¹¹⁾ Ueber *Ghemens* Drucke dieser Gesetze s. deren Ausgaben von *Arfsten* in den *Nordiske Oldskrifter* (Kjöbb. 1847 fg.) nr. XIII. XIV. XVIII. und das jütische Gesetz besonders. (Kopenh. 1850.) ¹²⁾ Siehe *Ryegrup's* Ausgabe des *Fed. Lelle* (Kopenh. 1836.) *Borr. G.* XIV — XVI. ¹³⁾ Siehe *Annales* für Nord. Oldkynd. og Historie (Kopenh. 1850.) p. 113. ¹⁴⁾ Siehe *Grénard* in seiner Ausgabe des *Lucidarius* (Kjöbb. 1849.) p. XXVII. ¹⁵⁾ Siehe *N. M. Petersen, Bidrag* II, 33.

Jahrs lebender gelehrter Jurist, der aus Nimmwegen kamme, zuerst königlicher Rath in Gelnern war, und 1579 von da vertrieben, nun am obersten Gerichtshof in Brabant als Rath angestellt wurde. Nach dem Tode seiner Gattin jedoch verließ er diesen Posten, trat in den geistlichen Stand und wurde Probst am St. Walburgiskloster zu Arnheim. Er starb in unbekannter Zeit als ein sehr streng-katholisch gebliebener Gelehrter, welcher von seinen Kenntnissen und seiner religiösen Bildung in folgenden Werken Zeugnis abgelegt hat.

Zuerst erschienen von ihm: *Adagia quinquaginta e jure civili collecta et explanata, quae cum Chiliadibus Erasmi leguntur*, zu Paris und Antwerpen 1571 in Fol.; sodann *Exempla illustrium aliquot miraculorum, quae in sancta Eucharistia et corporis domini hostia contigerunt* (Paris 1574 und Göttingen 1584 in 8.). Und endlich mit mehreren anderen Schriften für den Druck beschäftigt, versprach er wenigstens in der Vorrede zu letztgenannter Schrift noch die Herausgabe einer *Historia Gelrica* und der *Formulae testamentorum et codicillorum, actionum et exceptionum apud veteres Romanos usitatae*, sowie m. a., über deren Ausarbeitung er auch gestorben zu sein scheint. Auffallend ist, daß Swercet in seinen *Athenae belgicae*, obgleich Zeitgenosse und Landsmann dieses Wilhelm von Ghent, Nichts vom Geburts- und Sterbejahre desselben zu berichten gewußt hat *).

(B. Röse.)

GHERRARDESCA. Ein mit Wald bedecktes Gebirge, die Gherardesca, das sich vom Flusse Gecina bis zur Cornia hinabzieht, und der Maremma von Pisa zur Einsassung dient, bezeichnete im Mittelalter die Grenzen der gleichnamigen Grafschaft, die, obgleich durch Theilungen und nachtheilige Politik vielfältig geschwächt, immer noch eine gute Anzahl von Ortschaften enthält. Dergleichen sind Segalari, Bolgheri, Castiglione, Spedaleto di Castagneto, Castelluccio, Castagneto, der heutige Hauptort der Grafschaft, Donoratico, wovon die berühmteste Linie der Gherardesca den Beinamen entlehnt, Donoraticino, das Thal von S. Colombano u. s. w. Monte Subasio, in dem Thale der Gecina, desgleichen Campiglia sind vorläufig veräußert worden. Die Grafen von Campiglia, deren einer, Gerhard, im J. 1004 die Hälfte von Campiglia an die Abtei S. Maria zu Serena vergabte, dann die Grafen von Sassetta waren mit den Grafen von Gherardesca eines gemeinsamen Herkommens. Bei der definitiven Eroberung von Sardinien, 1050, fiel den Gherardesca die Uebergebung von Cagliari zu Theil, als Preis ihrer Anstrengungen im Kampfe mit den Heiden. Graf Hugo Gherardesca, des Wilhelm Vulgaris Sohn, und seiner Gemahlin Gacilia stifteten 1080 die Benedictinerabtei Marrona, die zwar ihr Sohn, der jüngere Graf Hugo, 1109, den Camaldulensern übergab. Der nämliche hat

auch die Grafschaft Marrona 1115 an den Bischof von Volterra verkauft. Von dem berufenen alten Gherardesca, von Ugolino, aus der Linie von Donoratico, von Manfred und Bonifacius handeln besondere Artikel. Gaddo, gleichfalls der Linie in Donoratico angehörig, wurde von den Pisanern zu ihrem Signore erwählt, suchte sich durch ein enges Bündniß mit Castruccio sothane Herrschaft zu sichern, starb aber, wie man glaubte, am 1321, worauf sein Vaterbruder Reni oder Rainer in der Herrschaft ihm folgte. Rainer hatte die Volkspartei, durch welche sein Geschlecht groß und mächtig geworden, verlassen, um sich dem Adel anzuschließen. Das gab den verjüngten Hölle, wodurch Plebejer und Patricier entzweit, reichlichen Zufuß, und in einer der in den italienischen Republiken so gewöhnlichen Bewegungen mußte Rainer, obgleich noch immer durch die Freundschaft mit Castruccio getragen, seine Stelle dem Anführer der Plebejer, dem Gocetto del Colle überlassen. Dadurch noch nicht befriedigt, erhob sich das Volk in grenzenloser Wuth, Mai 1322, und es kam zu einem verzweifeltsten Straßenkampfe, der ganze zwei Tage fortgesetzt, mit der vollständigen Niederlage der Plebejer endigte. Gocetto del Colle wurde auf des Grafen Rainer Befehl entkapituliert, 15 Herren aus den Familien Gualandi, Lanfranchi und Sismondi schickten das Volk in die Verbannung, und wurden ihre Häuser geschleift. Die Aufregung, durch diese Ereignisse hervorgerufen, hatte noch keineswegs sich gelegt, als man vernahm, Castruccio mit seiner gesamten Streitmacht befände sich im Anzuge, in der Absicht, der Stadt sich zu bemächtigen; augenblicklich versöhnten sich die Parteien, und die Lucchesen sandten die Thore geschlossen, Bewaffnete auf den Mauern, so daß sie genöthigt, unverrichteter Dinge abzugehen. Ein jüngerer Rainer, Regierer des Hauses Gherardesca und Erbe des verjüngten Wohlwollens der Plebejer für sein Geschlecht, ward, beinahe noch ein Kind, zum Generalcapitain der Republik Pisa erwählt, so zwar, daß in seinem Namen ein Vetter Dino della Rocca, unterstüßt durch die einflussreichsten Männer der Partei, die öffentlichen Angelegenheiten zu lenken hatte. Jetzt aber, in dem Alter von 18 Jahren, glaubte Rainer seine persönlichen Meinungen durchsetzen zu können, und warf sich in die Arme einer Partei, die von jeder seiner Familie feindlich gewesen. Der einflussreichste seiner Räte, der Bergolini, nach einem Beinamen des jungen Grafen von Gherardesca also genannt, war Andreas Gambacorta, Haupt einer Familie, die in der nächsten Zeit die mächtigste in Pisa werden sollte, nachdem die Pest von 1347 die alten Geschlechter dergestalt mitgenommen hatte, daß ihnen kaum mehr ein Schatten der vormaligen Wichtigkeit übrig blieb. Dino della Rocca, von Herkunft ein Gherardesca, bemühte sich, die Klienten des Hauses aus vergangener Zeit, und die Plebejer in Einklang zu erhalten; mehrere der bedeutendsten Familien verfolgten mit ihm die gleiche Richtung, theilten mit ihm sich in die wichtigsten Aemter. Aber man beschuldigte sie des Untertriebs mit den öffentlichen Geldern, und brandmarkte sie deshalb

*) Wiehe dieses Werk p. 308 und *Foppens*, Bibliotheca belgica 1, 403.

mit dem Spottnamen *Raspaniti*; die Volksemeinung entfremdete sich ihnen ganz und gar, und das Zerrwürfnis mit dem Generalscapitan konnte sie um ihre Ämter bringen. In dieser Lage der Dinge starb der junge Graf von Gherardescas 1348, und die *Raspaniti* wurden eines Giftmordes bezüchtigt. Ein solcher Verdacht mußte zum Höchsten die Exasperation der Parteien treiben, und sie zu beschwichtigen vermochten nicht die besonnensten Anordnungen der Behörde. Beide Parteien standen unter den Waffen, Reiz gerüffelt sich ihrer zu bedienen. Nacht für Nacht brach bald in diesem bald in jenem Viertel Feuer aus, das einer Empörung die Einleitung zu werden bestimmt; endlich kam es am 24. Dec. 1348 in der Umgebung von des *Dino della Rocca's* Haus zu einem scharfen Gefechte. Die *Bergolini* siegten, die *Raspaniti* wurden aus der Stadt getrieben, und *Andreas Gambaocorta* trat an die Spitze der Regierung. In *Sardinien* blieben indessen die Gherardescas mächtig genug, um in Gemeinschaft der *Doria* und *Malaspina* den König von *Sicilien* bekriegen zu können, 1355, und in *Pisa* selbst ihr Ansehen herzustellen, ergab sich in demselben Jahre die Gelegenheit. Einer der verbannten Gherardescas, *Pasfetta* Graf von *Monte Scudojo*, nachdem er sich dem Gefolge Kaiser Karls IV. angeschlossen, kam mit demselben nach *Pisa* zurück. Gleich am andern Morgen, 19. Jan. 1355, während der Monarch zum Dom sich erhob, die Huldigung der Bürgerchaft einzunehmen, ergriffen, auf *Pasfetta's* Betrieb, seine Freunde, die *Raspaniti*, die Waffen, und es trübten die Straßen von dem wüthigen Rufe: Es lebe der Kaiser und die Freiheit, Tod den Conservatoren. Karl unterdrückte zwar die Bewegung, und gebot allgemeine Entwaffnung, allein *Gambaocorta* hatte solchen Schrecken empfinden, daß er, seinen gänzlichen Untergang abzuwenden, für nöthig fand, durch gänzliche Ergebung in den Willen des Kaisers seinen Nebenbuhler *Pasfetta* noch zu überbieten. Auf *Gambaocorta's* Antrag wurde dem Monarchen die Herrschaft der Stadt, sammt der Hut der Thore und der Verwaltung des Schatzes übertragen. Zeitig bereuten jedoch beide Parteien, daß sie ihren Nachgelassenen die Unabhängigkeit der Stadt geopfert. Sie traten in Unterhandlung, und einigen sich zur Ernennung von 24 Deputirten, durch welche die Bedingungen einer vollständigen Ausöhnung festzustellen. In der Gemeinde Namen erluchten *Pasfetta* und *Gambaocorta* den Kaiser, daß er die im Laumel der Leidenschaft ausgegebenen Privilegien der Stadt aufs Neue verleihe wolle. Karl hatte nur eine schwache Bedeckung mitgebracht, die aus *Leutland* vertriehenen Verstärkungen waren noch nicht eingetroffen: es blieb ihm nur übrig, zu gewähren, was er nicht verhindern konnte. Den Behörden wurden alle ihre Befugnisse zurückgegeben, 23. Januar 1355. Der Kaiser zog nach Rom, die Krone zu empfangen, befand sich aber am 8. Mai schon wieder in *Pisa*. Er legte Belagerung in die *Giradella* von *Lucra*, die Soldaten, welche die *Pisaner* dafelbst gehabt, gingen nach Hause. Das bekräftigte das Volk in dem Glauben, der Kaiser gedente *Lucra* den

Pisanern zu entreißen, und errichtete des *Franz Gambaocorta* Befestigen, die Bürger zum Aufrubr zu reizen. Denselben einzufluten, wurde bei nächstlicher Beile im Rathhause Feuer angelegt, damit die Vernichtung der dafelbst aufbewahrten Waffen und Kriegserüstungen als ein neuer Vorwand gegen den Kaiser dienen könne. Alles ging in Rauch auf; Kaiser und Kaiserin, für welche in dem Palaste Quartier gemacht, entstrangen halb nackt dem Pöbel, und retteten sich mit Lebensgefahr in ein benachbartes Haus. Das künstlich verbreitete Gerücht, der Kaiser habe das Feuer anlegen lassen, um die Stadt für ihren Krieg mit den *Florentinern* zu entwaschen, verschlechte seine Wirkung nicht, und während Karl undesorgt, unter geringer Begleitung in den Straßen sich zeigte, versammelte *Franz Gambaocorta* die Verschworenen, deren Haufen zunächst die *Bergolini* vergrößerten; und führten sie unter dem Rufe: es lebe das Volk, es sterbe der Kaiser! gegen den Dombhof, wofelbst, als in des Bischofs von *Almug* Quartier, der Kaiser eben Zuflucht gesucht hatte. Da waren in der Eile die Vorkehrungen zu mannhafter Vertheidigung getroffen worden, wiewol die *Leutchen* mehrtheils in dem äußern Viertel, jenwärts des Arno, zerstreut. Denen kam jedoch eine Meldung zu von des Kaisers Bedrängnis, und machten der Bischof von *Kugzburg*, *Marquard* von *Randek* und *Heinrich* von *Reubau*, die Ersten, sich auf, ihm Hülfe zu bringen. Sie fanden die Brücke stark besetzt, und konnten sich nur nach scharfem Gefechte, worin sie über 150 der Ihren einbüßten, den Uebergang erschleiten. Die zu rechter Zeit eingetroffene Verstärkung ermunterte die Vertheidiger des Dombhofs zu einem Ausfalle: die Empörer wichen dem Markte zu, dort schlossen sich der Graf von *Monte Scudojo* und *Ludwig della Rocca* mit den *Raspaniti*, welche an dem Gefechte keinen Antheil genommen, oder durch ihre Führer daraus zurückgerufen worden, den Kaiserlichen an, und als hiermit einiges Gleichgewicht der Streitkräfte gewonnen, war der Ausgang des Kampfes nicht länger zweifelhaft. Die Rebellen flohen, die *Gambaocorta* selbst, nachdem sie eine Zeitlang in ihrem Palaste sich vertheidigt, wurden zu Gefangenen gemacht (21. Mai 1355), und fünf Tage später, nach Urtheil und Recht, enthauptet. Zugleich mit den Brüdern *Franz*, *Letto* und *Bartholomeo Gambaocorta* litten *Cecco Cingini*, *Rieri Papa*, *Ugo de Guitto* und *Giovanni delle Brache* (26. Mai). Ihre Häuser wurden geschleift, ihre Güter eingezogen. Nicht lange, und der Graf von *Monte Scudojo* wurde von seiner eigenen Partei, die doch fortwährend die Herrschaft in *Pisa* behauptete, gefänglich ringezogen, und länger Zeit zu *Lucra* auf der Feste verwahrt. Am 3. 1447 erscheinen die Grafen von Gherardescas, *Arrigo* und *Fazio*, als des *K. Alfons's* von *Aragon* Verbündete in seinem Raubzuge gegen das *pisanische* Gebiet. *Arrigo* ist wol schwerlich identisch mit jenem Grafen *Heinrich* von Gherardescas, der während der Belagerung von *Rovero* 1496, von einer Abtheilung kaiserlicher Völker in *Volgheri*, dem ausgebreiteten und vollreichen Städtchen seines Ge-

biets, heimgeflucht und nach tapferem Widerstande übermüdet wurde. Die ganze Bevölkerung, der Graf selbst mußten über die Klänge springen. Castagneto, ein anderer Ort der Grafschaft, öffnete seine Thore und erkaufte Schonung durch Entreichung einer schweren Geldsumme, Bibbona stand im Begriffe, ein Gleiches zu thun, als eine französische Flotte, vom Winde begünstigt, im Hafen von Livorno einlief, und der Sturm vom 14. Nov. des Kaisers Flotte dergestalt beschädigte, daß die Belagerung auszuheben eine Nothwendigkeit war. Graf Ugolino von Gherardescas, der Regierer des Hauses, ist vor wenigen Jahren gestorben, es überleben ihn mehr Kinder beiderlei Geschlechts. (v. Stranberg.)

GHERARDESCA (Ugolino), das Haupt eines aus der Geschichte der italienischen Freistaaten im Mittelalter bekannten Grafengeschlechts, büßte mit einem furchtbaren Tode den Verrath, den er an seinem Vaterlande beging. Sein Leben fiel in die Zeit des heftigen Parteitampfs zwischen den Guelfen und Ghibellinen. Dieser Kampf, durch die Rivalität von zwei der wichtigsten Handelsstädte Italiens, Pisa und Genua, hervorgerufen, war lange unentschieden geblieben, bis 1284 die Genueser in der Schlacht bei Melorin einen glänzenden Sieg über ihre Feinde davon trugen. Ueber 5000 Pisaner waren in diesem Treffen getödtet und 11,000 gefangen worden. Auch der Graf Ugolino della Gherardescas hatte in dieser Schlacht mitgekämpft. Ungeduldet er aber zuerst die Flucht ergreifen, verschaffte ihm doch das Ansehen seiner Familie das wichtige Amt eines Podestà in seiner Vaterstadt Pisa. In dieser ihm ertheilten Würde vereinigte sich das Richter- und Herrschernamt. Um der allgemeinen Noth in Pisa zu steuern, hielt er es, obgleich ein Ghibelline, für rathsam, sich der Gegenpartei zu nähern. Durch Eindämmung mehrerer festen Plätze gelang es ihm, die Guelfen wieder mit Pisa zu versöhnen. Um das Ganze zu retten, glaubte er kleine Einbußen nicht achten zu dürfen. Mit der ihm früher verhassten Partei suchte er in mehrfacher Weise ein freundliches Verhältniß anzuknüpfen. Seine Töchter verheirathete er mit den Guelfen Guido von Battifolle und Aldobrandino de Santa Fiore. Zur Aussteuer gab er ihnen Riponestrata und Savarotti. Andere gefängliche Beschlüsse der Republik Pisa wollte er ihren Hauptfeinden, den Genuesern abtrotzen, unter andern die wichtige sardinische Festung Castro, wovon er jedoch durch die Pisaner selbst verhindert ward. Immer sahen sich diese noch von mächtigen Feinden bedroht. Unter den Benachbarten von Florenz, Luccesi, Siena, wie in den Städten Piſtoja, Prato, Volterra u. a. hatte die Partei der Guelfen zahlreiche Anhänger, die bei der Nachricht von der Schlacht bei Melorin sich vereinigten, das alte Pisa, die Hauptstütze der Ghibellinen in Italien mit Einem Schlage zu vernichten. Allgemein bekannt war der Verrath, den Ugolino Gherardescas an seinem Vaterlande verübt hatte, indem er es gewesen war, der durch seine absichtliche Flucht in der Schlacht bei Melorin die Pisaner entmuthigt und ihre Niederlage veranlaßt hatte. Dessenungeachtet war Pisa, am Rande des Ab-

grundes, jetzt gezwungen, sich dem Manne in die Arme zu werfen, der die Republik in diese traurige Lage versetzt hatte. Längst im Geheimen mit den Guelfen verbunden, knüpfte er Unterhandlungen an, und erlangte endlich, obgleich nicht ohne große Opfer, den Frieden mit allen Feinden Pisa's. Bis vor die Thore der Stadt hatte er, durch Uebergabe mehrerer Castelle, den Luccesern den Weg gebahnt. Mit Genua hatte er jedoch keinen Frieden geschlossen, weil er seine Macht und seinen Einfluß zu vermindern fürchtete, wenn die in Genua noch gefangen gehaltenen Pisaner zurückkehrten. Aus diesem Grunde verzögerte er, wie man ihm allgemein schuld gab, die Auslösung der Gefangenen. In mehrfacher Weise mißbrauchte er die errungene Macht zu mancherlei Gewaltschritten, die ihn bald bei den Parteien gleich verhaßt machten. Sein Ehrgeiz und seine Herrschgier kannten keine Grenzen. Vergebens bot er Alles auf, seinen zahlreichen Neidern und perfidischen Feinden hinlänglichen Widerstand zu leisten. Er verbündete sich mit Ruggieri degli Ubaldini, einem Sohne des Ubaldino della Pila. Auch mehrere andere, zur Partei der Ghibellinen gehörende Familien, die Guasconti, Sismondi und Lanfranchi wußte er für sich zu gewinnen, ungeduldet sie an einem Aufstande Theil genommen hätten, den sein eigener Neffe Nino von Gallura gegen ihn erregt hatte. Diese Schritte dienten jedoch nur dazu, den allgemeinen Haß gegen ihn zu vermehren. Dem öffentlich ausgesprochenen Verlangen, sein Amt und seine Macht mit dem Erzbischofe Ruggieri zu theilen, trat er aufs Entschiedenste entgegen. Er erklärte, daß er sich nie hierzu verheßen werde. Eiferfüchtig auf sein Ansehen und seine Macht, diente ihm nur sein eigener Wille zur Richtschnur seiner Handlungen. Einige wohlgemeinte Vorschläge zur Erleichterung der Bewohner Pisa's bei einer furchtbaren Hungersnoth wies er verächtlich zurück. Er gerieth dabei so in Wuth, daß er einen Freund seines Hauses, der ein Anverwandter des Erzbischofs Ruggieri war, auf der Stelle tödtete. Durch diesen Frevel triegerte er den allgemeinen Haß, der ihm endlich, mitten unter den angeknüpften Friedensunterhandlungen mit den Genuesern, in einem Volksaufstande den Untergang bereitete. An die Spitze der Verschworenen trat der Erzbischof Ruggieri. Schlaue wußte dieser seinen Plan, bis derselbe zur Reife gebrungen war, den Augen des Tyrannen zu verbüllen. Am 1. Juli 1288 ward auf Ruggieri's Veranlassung plötzlich die Sturmglocke geläutet. Nach langer, verpöpfungsvoller Gegenwehr ward Ugolino Gherardescas in den Flammen seines angezündeten Palastes gefangen. Ein gleiches Schicksal traf seine jüngsten Söhne Gaddo und Ugucione und seine beiden Enkel, Nino, genannt la Rwigata, und Anselmuccio. Der Erzbischof Ruggieri ließ diese Unglücklichen in dem Turme von Guasconti, später Torre di fame genannt, verhaften. Seiner Rache kein Ziel setzend, warf er die Schlüssel zu jenem Turme in den Arno. Nach neuntägigen entsetzlichen Qualen erlitten sie dort den Hungertod. So rächten sich die Pisaner und besonders die Feinde Ugolino's an dem

Usurpator. Einige italienische Historiker haben die an Ugolino Gherardesca verübte That dadurch zu entschuldigen gesucht, daß die Pisaner ihn nur den Tod hätten laßen wollen, den er ihnen während der Hungersnoth zugedacht habe. Jedenfalls bleibt jene That eine der verabscheuungswürdigsten, welche die Geschichte aufzuweisen hat.

Dante hat in seiner Divina Comedia (Inferno. Canto XXXII. V. 125 seq. Canto XXXIII. V. 1 seq.) dies furchtbare Ereigniß in einer der rührendsten Epischen vorzeitig. In Eschenburg's Beispielsammlung zur Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften (5. Bd. S. 248 fg.) findet man einen Abdruck des Originals, und in dem Deutschen Museum (1785. 2. Band. November. Seite 469 fg.) eine teutsche Uebersetzung jener Epische, begleitet von einem historischen Vorbericht. Von Dichtern und darstellenden Künstlern ward sie oft zum Gegenstande gewählt. Im J. 1768 erschien zu Bremen S. W. v. Gerstenberg's Trauerspiel: Ugolino¹⁾. Dieser Tragödie folgten noch mehr dramatische Bearbeitungen: Der Aufrubr zu Pisa, ein Trauerspiel (von Ludwig Philipp Hahn.) (Ulm 1776. 8.)²⁾; Ugolino, Conte di Gherardeschi, Tragedia (Bassano 1779. 8.)³⁾. Ugolino, Graf von Gherardesca, ein dramatisches Gedicht in fünf Acten (Dresden 1801. 8.). Ein Kupferbild, die bekannte Gruppe des Laotzen darstellend, zielt die Tragödie: Ugolino Gherardesca von K. U. Böhlendorff (Leipzig 1818. gr. 8.) (Heinrich Döring.)

GHERRARDESCA di Donoratico, Fazio (Bonifazio) della, Gebieter zu Pisa (1329—1340), stammte aus einem Geschlechte, welches schon wiederholt an der Spitze dieses Freistaates gestanden hatte und war ein Sohn des früher mit der Signorie in Pisa beleidigten und wahrscheinlich durch Gift aus dem Wege geräumten Daddo di Donoratico⁴⁾. Er hielt zuerst zu den Ghibellinen und zur Volkspartei in Pisa und trug nicht wenig dazu bei, daß im J. 1326 die Stadt nach einer nicht sehr langen Belagerung durch den teutschen Kaiser Ludwig den Baiern diesem übergeben und dadurch der eigentliche Awer, nämlich der Sturz der aristokratischen Regierung brüchig wurde⁵⁾. Da jedoch alsbald auch die teutsche Herrschaft besonders durch ihre unaufhörlichen Geldforderungen immer drückender wurde und den gänzlichen Ruin der Bürgerchaft herbeizuführen drohte, so stellte sich Fazio an die Spitze der Unzufriedenen, verjagte im Juni 1329 mit der Hilfe einiger ihm von Marco de' Ricasenti von Lucra zur Verfügung gestellten Mannschaft Tarlatino de' Tarlati, den Statthalter des Kaisers,

und verschaffte auf diese Weise der Stadt ihre alte Freiheit wieder⁶⁾. Eine Verschwörung der Gegenpartei zu Gunsten des Kaisers, welche man im August 1330 entdeckte, endete schlimm für die Betheiligten, welche theils hingerichtet, theils aus der Stadt gejagt wurden; Fazio stellte sich in diesen Wirren stets an die Spitze seiner Mitbürger und gewann durch seine Umsicht und seinen Muth immer größeren Ansehen, vermochte aber dennoch den von dem Kaiser Ludwig ernannten Gegenpaps Nicolaus V., welcher sich in Pisa aufhielt, nicht zu schenken und mußte ihn, nachdem er ihn längere Zeit verborgen hatte, auf das Verlangen des Volkes an den Paps Johannes XXII. nach Avignon ausliefern, wo er sich im öffentlichen Consistorium mit einem Stride um den Hals als Sünder bekannte und um Gnade suchte. Der Paps wußte diese Aufmerksamkeits zu würdigen und zeigte sich dafür später den Pisanern bei mehreren Gelegenheiten sehr gefällig⁷⁾. Der neue Zustand der Dinge bezogte übrigens keineswegs den mächtigen, größtentheils ghibellinischen Geschlechtern, welche früher die Herrschaft besessen hatten, und es entstand eine Verschwörung, welche darauf ausging, Fazio allmählig bei dem Volke zu verächtlichen und ihn auf diese Weise zu stürzen⁸⁾. Vom beleidigenden Wortwechsel kam es im November 1335 zum offenen Kampfe, in welchem die Adelpartei unterlag und ihre Vertheidiger aus der Stadt geworfen wurden. Am 15. December ward der siegreiche Fazio zum Kriegscapitän der Stadt erhoben und ihm fast die ganze Erhaltung eines Signore eingeräumt, sobald ihm zur Signorie Nichts schelte als der Titel⁹⁾. Er benutzte übrigens die ihm übertragene Gewalt mit so großer Mäßigung und zugleich mit so strenger Gerechtigkeit, daß er sich die Liebe aller Stände in hohem Grade erwarb und sein Loß in ganz Toscana Trauer erregte. Er starb am 22. Dec. 1340 an der Pest. Das Volk bestimmte seinen eifsbährigen Sohn Raynerio zum Nachfolger, aber auch dieser starb im J. 1348 an der Pest. Diese harten Verluste bestimmten die Familie Gherardesca, sich auf ihre Besitzungen in den Marken zurückzuziehen und sich fortan wenig um die Staatsangelegenheiten zu bestimmen. (Ph. H. Kühn.)

GHERRARDESCA di Donoratico (Manfredi della), ein tapferer Herrführer der Pisaner, war ein natürlicher Sohn des mit der Signorie von Pisa beleidigten Neri della Gherardesca (1320—1326) und wurde, nachdem er sich bereits in mehreren Gesichten gegen die Genuesser und gegen die Quelfen von Toscana

1) Bergl. Allgem. Deutsche Bibliothek. 11. Bd. 1. St. S. 8 fg. Kiegens Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften. 2. Bd. 8. St. S. 600 fg. 2) Bergl. den Almanach der deutschen Wissen auf das Jahr 1777. S. 65 fg. 3) Bergl. Gotth. gr. Zeitung. 1780. 35. St. S. 285 fg.

1) P. Tronci, Memorie storiche della città di Pisa (Livorno 1692.) p. 308. 3) Gio. Villani, Historie Fiorentine. L. X. c. 32. Bergl. F. Leo, Geschichte der italienischen Staaten IV, 102 fg.

3) Villani L. X. c. 133. 4) Villani L. X. c. 162. Bergl. L. Ant. Muratori, Annali d'Italia. (Roma 1753. 8.) Tom. VII. P. I. p. 217. 5) Villani L. XI. c. 42. 6) Die Cronica di Pisa (bei Muratori, Script. Ital. Tom. XV. p. 1003) spendet ihm liberius großes Lob und sagt unter Anderem: „nella cui morte nemene Pisa grande dolore, e quasi tutta Toscana; e ciascuno lo pianse come se fusse stato suo padre o suo figliuolo. E doveano ben piangere e dolere bene ogni persona, che al parer d'ognuno egli ebbe ogni dono senza alcuna macula, dire al Reggimento di Pisa; perocchè tutto lo tempo, che ciò fu Signoria, a nessuno Cittadino era fatto in comune nessuna ingloria.“

ausgezeichnet hatte, als Jacob II. von Aragonien durch eine von dem Infanten Alfonso gestürzte starke Heeresmacht Sardinien zu erobern unternahm, mit 300 treuschtreuen Reitern und 200 Bogenschützen abgeschickt, um dieses alte Besitztum der Pisaner zu vertheidigen. Es gelang ihm trotz der starken im Gelfe von Cagliari liegenden sardinischen Flotte mit 300 treuschtreuen Reitern und 200 Bogenschützen zu landen und sich in Città-de-Gibbia zu versetzen. Zu Land und zu Wasser belagert, vertheidigte er sich mit unerschütterlichem Muth, bis ihn Mangel an Lebensmitteln zwang, zu capituliren. Der Feind, welcher während der Belagerung 12,000 Leute eingelegt hatte, gestattete ihm einen ehrenvollen Abzug nach Cagliari; da er aber einsah, daß er auch hier bald der Uebermacht des Feindes unterliegen müsse, so schonte er bei der Vertheidigung dieses letzten Bollwerkes möglichst die schwache Besatzung, bis es ihm bei einem Ausfalle gelang, nach Pisa zu entkommen, um von dort Verstärkung herbeizuführen. Er landete am 25. Febr. 1324 im Gelfe von Cagliari mit 52 Fahrzeugen und 5000 Mann, unter welchen sich 2000 Bogenschützen befanden, und griff, um Cagliari zu entsetzen, den Feind abzukühn im offenen Felde an. Es kam am 28. Februar bei Lucca Gifferna zu einer hartnäckigen und sehr blutigen Schlacht, in welcher die Pisaner von dem an Zahl weit überlegenen Heere der Aragonesen geschlagen und zerstreut wurden, und die Flotte in die Hände des Feindes fiel. Manfredi, obgleich mit Wunden bedeckt, schlug sich nur mühsam mit etwa 500 Leuten durch und erreichte glücklich Cagliari. Kaum wieder hergestellt, unternahm er einen unvermutheten Ausfall und richtete in dem Lager der Aragonesen ein großes Blutbad an, che diese sich sammeln und Gegenwehr leisten konnten. In dem Kampfe, welcher sich darauf allmählig entspann, erlitt er jedoch eine tödtliche Wunde und vermochte kaum noch den Rest seiner Leute in die Festung zurückzuführen, wo er nach wenigen Tagen starb. Nach seinem Tode wurde Cagliari übergeben *).

(Ph. H. Küh.)
GHERARDESCHI (Filippo), ein Abkömmling des in der Geschichte der italienischen Freistaaten im Mittelalter berühmten Geschlechts Gherardesca, veräußerte aus unbekannten Gründen diesen Namen mit dem oben erwähnten. Er war 1730 zu Pissos geboren. Früh entwickelte sich sein musikalisches Talent. Die vorherrschende Neigung zur Tonkunst verleitete ihm jede andere Beschäftigung. Noch sehr jung begab er sich nach Bologna. Als Schüler des berühmten Paters Martini machte er dort rasche Fortschritte in seiner musikalischen Ausbildung. Er galt bald für einen der ausgezeichnetsten Violinvirtuosen. Als Componist ward er erst später bekannt durch die Opern: Il curioso indiscreto, i Visionari und la Contessina u. a. m. Mit besonderem Beifalle ward die Oper: Pastoria 1767 in

Pisa gegeben, wo Gherardeschi sich damals aufhielt. Einige Jahre vergingen, ehe er diese Stadt verließ, um mehre andere italienische Orte zu besuchen. Er brachte den größten Theil seines Lebens auf Reisen zu. Gegen das Jahr 1790 wählte er Pisa zu seinem bleibenden Wohnsitz. Dort starb er 1808 im 78. Jahre, geschätzt wegen seines präcisen und gefälligen Vortrags auf der Violine. Auch als Componist war er beliebt. Außer seinen Opern wurden noch sechs Clavierfonaten von ihm zu Florenz gestochen *).

(Heinrich Döring.)
GHERARDI (Antonio), Maler, Architekt und Kupferstecher aus Rieti in Umbrien, wo er 1644 (nicht 1664) geboren war. Er zeigte schon in seiner Kindheit auffallende Neigung zu den zeichnenden Künsten, so daß ihn sein Vater, der ein armer Handwerker war, in der Hoffnung nach Rom brachte, hier werde irgend ein Künstler sich des Sohnes annehmen und dessen Talent ausbilden; getäuscht aber darin, that er denselben zu einem Gärtner, welcher sein Landemann war und den Knaben bei den Arbeiten für seine Nahrungsweise beschäftigte. In diesem Verhältnisse machte der junge Gherardi zufällig mit einem Kunsthändler Bekanntschaft, der seine Fähigkeiten erkannte und ihn im Zeichnen unterrichtete. Hierauf brachte er ihn in die Villa Lodovisi, um Statuen für ihn zu copiren, und ihm jeden Abend Rechenschaft davon abzulegen, wofür er jedesmal ein Brod aus den folgenden Tag bekam. Nachdem er nun eine Zeit lang auf diese Weise sein Brod verdient hatte, bemerkte ihn eines Tages der Besitzer dieser Villa, Eginore Bulgarini, welcher über des jungen Menschen Talent und Naturalität im Zeichnen angetanzt, sofort dessen Beschäftigung zu werden beschloß. Er nahm ihn sogleich in seinen Palast auf, entband ihn aller Sorgen und that ihn bei Peter Franz Nela und später bei Peter de Cortona mit so günstigen Erfolge in die Lehre, daß sich Gherardi unter den besten Künstlern seiner Zeit alsbald Auszeichnung erwarb; denn es gibt wenige Kirchen, Paläste und Galerien zu Rom, die nicht mehre seiner Gemälde von seiner Meisterhaft aufzuweisen hätten. Lonsi findet gleichwohl in seinen Werken mehr Fertigkeit als Eleganz; wohlwollender dagegen lauten die Urtheile seiner Zeitgenossen über ihn. Nach ihm haben auch, ohne des Domenico Bonavero zu gedenken, Spierre ein Hercules in den hesperischen Gärten, sowie G. del Po. und G. Widman das seiner Zeichnung den Leidenpomp der Anna von Oesterreich gestochen. Nach Gori hat er selbst auch mehre Leidenbegängenisse gestochen, von welchen aber Paßsch keins hat zu Gesicht bekommen können; auch soll er einige andere geschätzte Kupferstücke mit Schwefelwasser geätzt haben. Wenn aber Hüßli behauptet, Anton Gherardi habe den Märtyrertod der heiligen Martina auf sechs verschiedene Manieren radirt, so ist er sehr in Irrthum; der Künstler hat vielmehr das ganze Märtyrertum und

*) Gio. Villani, Historie Fiorentine. L. IX. c. 236. Bgl. Simone de Simonadi, Histoire des républiques italiennes du moyen age. (Paris 1840.) Tom. III. p. 266 seq.

*) Gherardi. d. W. u. R. Erste Section. LXVI.

*) Bgl. Gherardi's. Biogr. von der Antikongler. I. Th. S. 503. Dieser Kunstkünstler. I. Th. S. 514. Wagner's Universallexikon der Kunst. S. 347.

den peinlichen, von Wundern begleiteten Tod dieser Heiligen auf sechs verschiedenen Blättern der Reihe nach meisterhaft dargestellt. Sämmtliche Blätter verrathen sein reiches Talent für Erfindung, gewandte Composition und richtige Zeichnung, sowie einen geschmackvollen, festen und ausdrucksvollen Stich. Das Ganze ist seine eigene Arbeit und unter jedem der sechs Blätter steht Ant. Gher. Reatinus in. et sculp. In dieser Fassung seiner Namensform findet man alle seine Werke bezeichnet. Im Uebrigen hat Pascoli diesem Künstler die heilige Rosalie in der Magdalenenkirche zu Rom wieder zugeschrieben, welches Wort Titì dem Maler Michele Rocca irthümlich zugeignet hatte¹⁾.

Nicht minder war Gherardi auch in der Architektur erfahren. Gandelini, welcher interessante Nachrichten über ihn mittheilt, erzählt unter Anderem von ihm, daß ihn die Königin Christina von Schweden, welcher seine Bilder gefallen hatten, in den Ritterhand hätte erheben wollen, welche Ehre aber der seit seiner Jugend an nichts weniger als an Eitelkeit gewöhnte Künstler ausschlug. Ähnliche Anerbietungen von anderen Fürsten zu seiner Auszeichnung hatte er gleichfalls abgelehnt. Er starb 1702 in seinem 58. Lebensjahre zu Rom und wurde in der dortigen Minervastirke beigesetzt. Sein Leben hat mit Würdigung seiner Verdienste um die Kunst Pascoli in den Vite de' pittori II, 28 beschrieben. Unter dem Vornamen Alessandro findet sich bei Fiorillo auch ein Gherardi als Künstler, der aber Gherardini (s. d. Art.) hieß und mit Dbiagum nicht zu verwechseln ist²⁾. (B. Röse.)

GHERARDI (Bernardo), ein ausgezeichnete italienischer Staatsmann in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. Geboren zu Florenz in unbekanntem Jahre, stammte er aus einer angesehenen Adelsfamilie dabelst und war unter mehreren Söhnen Bartolomeo Gherardi's derjenige, der sich durch gelehrte Kenntnisse und Geschäftsthatigkeit am meisten hervorhob. Die Verhältnisse seines Vaterlandes und seines ätterlichen Hauses boten dem jungen und lernbegierigen Bernardo die beste Gelegenheit, sich frühzeitig im Staatsfache, in Erwerbung von berartigen Kenntnissen und in Führung der öffentlichen Geschäfte auszubilden und zu üben, wozu er auch die Neigung und die nöthigen Talente besaß. Diese Fähigkeiten nebst seinen vortheilhaften persönlichen Eigenschaften und, fügt man noch hinzu, das vornehme Blut, das in seinen Adern floß, eröffneten ihm bereits im Jahre 1426 den Weg zu wichtigen öffentlichen Aemtern. Zuerst Podestà in Pistoja, dann Capitano in Arezzo wurde er hierauf von der Republik in gleicher Eigenschaft nach Prato versetzt, auf welchem Posten er vielleicht bis 1438 verblieb. Er hatte aber durch sein kluges, einsichtsvolles Verhalten während dieser zwölf Jahre unter bereits schwierig gewordenen Verhältnissen, welche seiner Thätig-

keit überdies noch eine weitere Ausdehnung, als die angewiesene es war, verschaffen, die Kunst jener drei Städte in so hohem Grade sich erworben, daß dieselben ihm die Ehre erwiesen, ihre Stadtwappen in das seinige aufnehmen und führen zu dürfen.

Inzwischen waren seit dem Friedensschlusse zwischen Florenz und Venedig 1435 die Kämpfe zwischen dem Könige Alfons V. von Aragonien und René von Anjou, Grafen von Provence, um den ererbigten neapolitanischen Königsthron mit außerordentlicher Hartnäckigkeit ausgebrochen, hatten die Staaten Norditaliens dabei theils für den einen, theils für den andern Thronbewerber Partei auf die Dauer ergriffen, dadurch Bündnisse unter und gegen einander hervorgerufen und öfter Reibungen unter ihnen, sowie auch blutigen Anstößen erzeugt, während der ohnmächtige Papi Eugen IV. sein Ansehen als neapolitanischer Lehnerr unter diesen Umständen nicht selbständig behaupten konnte, sondern sich der Partei René's von Anjou anschließen mußte, worüber die Aragonesen nicht nur den Kirchenstaat beschwerten, sondern mit ihrem Anhang in Norditalien anlegte auch noch das Gebiet der Republik Florenz, welche sich der Angevinischen Partei gleich Anfangs standhaft angeschlossen hatte, überfielen. Endlich brachte diese blutige Verwirrung den König René selbst mit einem Heere plündernder Franzosen herbei, welche den Florentinern mehr schaden als nützen. Und weil Frankreich für das Interesse des jüngeren Hauses Anjou auch Partei ergriffen hatte und mit Florenz deshalb in Verbindung getreten war, so eröffnete sich für Gherardi unter diesen weit ausgebreiteten und schwierigen Zuständen ein großes Feld, seine diplomatischen Talente — er galt für einen vollendeten Staatsmann — glänzen zu lassen. Doch war diese öffentliche Wirksamkeit, in welche ihn die Republik seit 1438 gewiesen hatte, auch durch einheimische Factionen hin und wieder getrübt und gestört worden.

Unter solchen Umständen hatte Gherardi z. B. seit genanntem Jahre nicht nur mit Eugen IV. und dessen Nachfolger Pius II., sondern auch noch und noch zu verschiedenen Zeiten mit Venedig, Ferrara, Mailand und anderen Staaten als Vorkämpfer seiner Republik in jenen angebotenen Angelegenheiten zu verhandeln. Zu Anfang des J. 1452 mußte er in Gesellschaft von elf andern Uebigen den römischen König Friedrich III., welcher nach Italien kam, um sich in Rom die Kaiserkrone zu holen und seine portugiesische Braut Eleonore, welche zu Livorno ans Land gestiegen war, in Empfang zu nehmen, aus dem florentiner Gebiete demüthigkommen. Am meisten jedoch machte ihm das persönliche Auftreten des schwärmerischen Königs René, welcher abwärts mit seinen Franzosen nach Neapel ziehen wollte, in den Jahren 1452 und 1453 zu schaffen. Er wurde zwar von der Republik und deren Bundesgenossen sehr zuvorkommend aufgenommen; allein die Unzulänglichkeit seiner mitgebrachten Soldaten auf dem florentinischen Gebiete, welche die Aragonesen daraus verdrängen helfen sollten, verdrab bald alle gute Laune, so daß er, sobald es merkte, sich verabschiedete und über die Alpen wieder

¹⁾ Bergl. A. Bartsch, Le peintre-graveur XXI, 254 seq. ²⁾ Bergl. Panzi a. a. D. I, 462. ³⁾ Gicte 3. R. R. 11 a. a. D. S. 74 und S. d. R. 11 II, 435 mit Biographie universelle (Supplément) LXV, 316 und Fiorillo's Gesch. der zeichnenden Künste II, 607.

zurückkehrte. Sonach werden auch die Liebeskungen, welche er in den häufigen Verhandlungen mit Gherardi an demselben verschwendet hatte, seine erwünschten Früchte für ihn getragen haben. Indessen war er mit der Person dieses gelehrten Staatsmannes so zufrieden, daß er zum Beweise dafür ihm, seinen Brüdern und Nissen zu Pisa nicht nur mehr beträchtliche Privilegien einräumte, sondern auch die Erlaubniß erteilte, in seinem Familienwappen eine goldene Lilie führen zu dürfen. Mit dem Frieden zu Zodi im April 1454 trat für Florenz auf längere Zeit äußere Ruhe ein. Bis dahin war Gherardi der diplomatischen Ehren und Verdienste freilich auch überdrüssig geworden, da er als Republikaner zumal, bekämpfter Regri, zu persönlichen Verhandlungen mit hohen Häuptern nicht geboren war. Er starb wahrscheinlich um dieselbe Zeit, des Lebens müde und von den Geschäften zurückgezogen, zu Florenz und hinterließ eine Menge Schriften in Beziehung auf die sehr bewegte Zeit, die er durchlebt und in welche er stets mitwirkend auch eingegriffen hatte, in Handschrift. Sie sind aber nachmals nicht gedruckt, auch von Düratori zum Nachtheile der Geschichte jener Zeit übersehen worden und vielleicht verloren gegangen. Nur seine so einsichtsvolle als gelehrte Rede, welche er Namens seiner Republik 1449 vor Papst Pius II. gehalten hatte, hat Eugenio Camerini erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. im Drucke herausgegeben *). (B. Röse.)

GHERARDI (Cesare), Cardinal und Bischof von Camerino, im J. 1581 zu Perugia geboren, widmete sich der Theologie und erwarb sich besonders in dem Kirchenrechte ungewöhnliche Kenntnisse. Nachdem er als Lehrer in diesem Fache fast 20 Jahre theils in seiner Vaterstadt und theils zu Ferno mit großem Erfolge und Erfolge gewirkt hatte, wurde er von dem Cardinale Scipione Borghese als Auditor nach Rom berufen und gewann durch die vorzügliche Führung dieses Amtes in kurzer Zeit ein solches Ansehen, daß er alsbald an die ebenso einträgliche als einflußreiche Stelle eines Referenten in Gnaden- und Rechtsachen (Referendario dell' una e dell' altra segnatura) am päpstlichen Hofe befördert und zum Canonieus zu S. Pietro im Vatikan ernannt wurde. Der Papst Paul V. erhob ihn am 11. Jan. 1621 zum Cardinal. Als solcher trug er noch in demselben Jahre im Conclave nicht wenig zur Wahl Gregor's XV. bei und wurde von diesem auch alsbald (1622) zum Bischofe von Camerino ernannt. Nicht geringeren Antheil hatte sein Einfluß an der Wahl Urban's VIII. (1623), aber schon im Conclave befel ihn eine heftige Krankheit, welche in ein schleichendes Fieber überging, woran er am 30. Sept. 1623 starb, allgemein betrauert nicht nur seiner Kenntnisse, sondern auch seiner Herzengüte und strengen Rechtlichkeit wegen. Ein schönes Grabmal ziert seine Ruhestätte in der Kirche zum heiligen Franziskus an der Tiber †). (Ph. H. Kuth.)

GHERARDI (Cristofano oder Cristoforo), aus Borgo San Sepolcro im Toscanischen gebürtig und daher auch häufig Doceno dal Borgo San Sepolcro genannt. Als einer der beiden Söhne Guido Gherardi's zu Borgo stammte er aus einer angesehenen Familie, war um 1500 geboren und widmete sich aus Neigung frühzeitig mit so günstigen Erfolge der Malerei, daß er schon in seinem 16. Jahre die Verwunderung Anderer deshalb auf sich zog und der berühmte Maler Raffaello dal Colle, welcher damals gerade bei Ausfuhrung mehrerer Kunstwerke in Borgo eine Malerschule gegründet hatte, in mehr von ihm wohlausgeführten Thierstücken sogleich die herrlichen Anlagen des Jünglings zu dieser Kunst erkannte, auch überdies in der persönlichen Unterhaltung mit demselben bemerkte, daß sein Betragen angenehm, zuvorig und sogar schnurrig war. Hunde, Wölfe, Hasen, allerlei Flügel und Fische waren die Hauptgegenstände, an welchen er sein Künstlertalent zuerst versucht hatte und Raffaello nahm ihn, um seine Liebe zu gewinnen, gern als seinen Schüler in seine Werkstatt auf. Während er sich aber eine Zeit lang unter diesem Meister, einem Schüler Giulio Romano's, geübt hatte, schloß er mit Rosso, der eben nach Borgo gekommen war, Freundschaft und studirte dessen Zeichnungen, die er überaus schön und vorzüglich als die seines Lehrmeisters fand, sehr fleißig. Diese Studien aber unterbroch er plötzlich (1529) durch seinen aus Ueberdrehung von Freunden veranlaßten Eintritt in die Kriegsdienste unter dem florentinischen Feldhauptmannne Giev. de' Turriani zum Besatze der von den kaiserlichen und päpstlichen Truppen belagerten Stadt Florenz, in der Absicht, um neben Erlernung des Kriegshandwerkes auch die Kunstwerke dieser Stadt noch studiren zu können. Allein die Soldaten, unter welchen er sich befand, wurden zu seinem Verdruße in die Bastionen außerhalb der Stadt gelegt. Erst nach Beendigung des Krieges wurde sein Verlangen befriedigt, indem er sich in die Truppenabtheilung aufnahm, welche unter dem Commando Alessandro Vitelli's aus Gitta bei Castello zur Besatzung nach Florenz gelegt wurde. Nun konnte er die florentinischen Künstler und deren Werke kennen lernen, und sich selbst auch in seiner Kunst üben. Dies verrieth Battista della Villo, der Soldat und auch Maler war, dem Signore Alessandro, welcher, sobald er ein schönes Bild von ihm gesehen hatte, ihn mit Battista und einen dritten Maler nach Gitta bei Castello sandte, um hier in seinem Garten und in einer im Baue begriffenen Loggia Schraffnungen und allerlei Malereien von ihnen ausführen zu lassen, welche Arbeiten jedoch durch Battista's Tod unterbrochen wurden.

Da suchte Gherardi den Giorgio Vasari, welcher ihn 1528 zu Borgo kennen gelernt und ihm viele Kriegerischen erwiehen hatte, zu Florenz auf, um sich dessen Rathes zu bedienen und zugleich der Kunst eifriger, als bisher, wieder zu widmen. Vasari bezieht ihn ein gan-

*) Egl. E. Negri, Istoria degli scrittori Fiorentini p. 103 seq. †) F. Ughelli, Italia sacra. Tom. I. p. 508. Aug. Oldenst.

Vitae Pontif. rom. Tom. IV. p. 459. G. Jos. et Eggs, Purpure doctae Supplem. secund. p. 515.

jes Jahr bei sich und erkannte, daß sich Gherardi's Geschicklichkeit noch mehr entwidelt und ausbildete. Auch gewann er ihn wegen seines verständigen, gefälligen und angenehmen Wesens sehr lieb und nahm ihn mit sich nach Gitta di Castello, woher er sich im Auftrage des Herzogs Alexander von Toskana mit zwei anderen Künstlern begeben mußte. Hier ging ihm Gherardi bei Ausführung mehrer Kunstarbeiten trefflich zur Hand, leistete so viel, als ein kunstsiebender Meister nicht geleistet haben würde und entfaltete im Zeichnen sowohl, als im Malen eine überaus große Geschicklichkeit, so daß ihn Vasari, welcher 1536 im Auftrage Herzogs Alexander bei der Ausführung von allerlei künstlerischen Ausschmückungen für den festlichen Empfang Kaisers Karl V. zu Florenz, wo so weniger entbehren konnte, als die dasigen Künstler ihren Beistand dazu aus Reid versagt hatten. Auch bei diesem großen Unternehmen erwarb sich Gherardi einen ungetheilten Beifall und verzweilte nach Beendigung dieser Arbeiten noch länger zu Florenz, um jenem Künstler bei den Vorbereitungen zur Vermählungsfeier Herzogs Alexander von Medici mit Kaiser Karl V. natürlicher Tochter Margarethe im Palaste Ottaviano von Medici wiederum Beistand zu leisten. Unter seinen hierzu gelieferten Arbeiten zeichnete sich das Wappen der Herzogin Margarethe mit den von einem schönen Adler getragenen Kugeln und den wohl ausgeführten Kindern ganz besonders aus.

Unglücklicher Weise hatte sich Gherardi nach der Ermordung Herzogs Alexander (1537) aus nachgiebiger Schwäche in eine Verschwörung verwickeln lassen und mußte nach deren Entdeckung sammt den übrigen Rebellen dafür büßen. Zwar hatte ihn Alessandro Vitelli, welcher die leicht vergesslichen Umstände, unter denen jener in die Unruhen gezogen worden war, recht gut kannte, sühlicher Weise retten können, allein er wollte die Schuld Gherardi's benehmen, um denselben zur Verrichtung von allerhand Arbeiten in seinem Garten zu Gitta di Castello zu zwingen. Natürlich gerieth dieser aus Verdruss über die daselbst nutzlos verschwendete Zeit und Mühe in solche Verzweiflung, daß er sich mit mehreren andern verbannten Rebellen nach der Villa von S. Justino im Kirchenstaate an der florentinischen Grenze flüchtete, ohne jedoch den bedrohlichen Gefahren, welchen er hier ausgesetzt war, entgangen zu sein. Indessen malte er unter diesen verzwweifelten Umständen hier für den Abt Bufolini aus Gitta di Castello in dessen schöner Wohnung ein Thurnzimmer und brachte in demselben einen Fries mit Kindern und anderen Gestalten, mit Grottesken, Festsäulen und Masken an, welche allemal vortrefflich gerietzen und den Prälaten veranlaßten, ein zweites Zimmer vom ihm malen und mit Stuckaturen schmücken zu lassen, zwischen welchen er Begebenheiten aus der römischen Geschichte in Fresco wundervoll anzubringen mußte. Unterdessen verlangte Vasari wiederum nach seinem Beistande, wozu ihm aber die vorangegangene Versöhnung Gherardi's mit dem florentinischen Hofe nöthig war; und weil dieselbe, da der unglückliche Künstler dort außerordentlich angeschwächt worden

war, mißlang, so suchte jener ihn wenigstens aus dem unsicheren Aufenthalt in S. Justino fortzubringen. Er empfahl ihn daher den Mönchen des Klosters S. Michele zu Voseno bei Bologna, welche ihr großes Refectorium mit drei 4 Ellen langen Tafeln und umher mit einer 3 Ellen hohen Frescoverzierung nebst 20 Bildern aus der Offenbarung St. Johannis in kleinen Figuren malen und sich selbst insgesamt darin nach dem Leben darstellen lassen wollten, wozu auch noch Grottesken und Festsäulen kommen sollten. Zu dieser großen Arbeit gab ihm Vasari den Battista Gungi und Stefano Veltroni zu Gehilfen, mit welchem letzteren ausgezeichneten Künstler ein edler Wettstreit in Gherardi entstand. Bei den Feston von seinem herbeigekommenen Freunde Vasari unterstützt, hatte er das Unglück, durch einen Sturz vom Gerüste sich gefährlich zu verletzen, so daß er erst nach Beendigung des großen Werkes wiederbergestellt wurde. Hierauf nach S. Justino zurückgekehrt, vollendete er die hier für den Abt angefangenen Malereien, und fertigte noch zu Gitta di Castello eine Tafel und drei Frescosfiguren, worauf er sich nachher mit seinem Freunde B. Gungi auf den Ruf Vasari's nach Venedig begab, um denselben bei seinen umfangreichen Arbeiten für die Brüderschaft della Galza zu helfen. Hier verweilte er nach Beendigung derselben noch einige Monate und fertigte für den berühmten Giooanni Cornaro das Tafelwerk einer Stube mit neun großen Oelbildern. Länger aber wollte er daselbst nicht bleiben, weil er bemerkt zu haben glaubte, daß die Kunst in Venedig nicht so geschätzt werde, als in anderen Orten Italiens. Er zog daher auch Vasari, welchen der Baumeister Michele San Michele zurückhalten wollte, mit sich von da hinweg. Dieser ging, wohin ihm Gherardi nicht folgen durfte, nach Florenz und jener, weil er noch für einen Verbannten galt, nach S. Justino, wo er wiederum für den Abt Bufolini arbeitete, und bald darnach nach Perugia, wo er an den Vorbereitungen zu dem festlichen Empfange des Papstes Paul III. Theil nahm. Hierzu malte er unter anderen zwei große vortreffliche Gestalten, einen Jupiter im Horne und einen in Sanftmuth auf der einen Seite, auf der andern den Atlas mit der Weltkugel auf dem Rücken nebst zwei Frauen, deren eine ein Schwert, die andere eine Waage in der Hand hatte. Diese wohlgefügten Werke verschafften ihm den Auftrag, die Zimmer der vom Papste neu erbauten Giebtelle in Perugia zu malen. Kaum damit fertig, erhielt er aus Anerkennung seiner Kunstleistungen, welche die Werke der gleichfalls damals dort beschäftigten Künstler, so auch des Raffaels das Gold, übertrafen, vom dasigen Castellane noch mehr Aufträge zur Ausführung. Unter andern malte er mit Lattanzio in der neuen Kirche Santa Maria del Popolo ein schönes Oelgemälde. Hierauf lebte er, von Vasari dahin derufen, einige Monate des Jahres 1543 in Rom, um fast ausschließlich nur alles Schönewerthe zu betrachten. Die Wirkungen dieser Studien waren vom glücklichsten Erfolge und zeigten sich an einigen von ihm gefertigten Figuren in einem Saale zu S. Justino, wohin er aus

Rom zurückgekehrt war. Eine Krankheit, die ihn her- nach befiel, verhinderte ihn, dem Rufe Vasari's nach Neapel zur Theilnahme an einer großen Arbeit Folge zu leisten. Zwar begab er sich bis nach Rom, wo ihn sein gleichfalls aus der Heimath verbannter Bruder zurückhielt und ihn sogar in französische Kriegsdienste bringen wollte. Allein Vasari's Ankauf desselb 1546 gab ihm neue Beschäftigung bei der Herstellung von 24 für die Kathedrale zu Neapel bestimmten Bildern. Weitere Hülfe, welche Vasari von ihm in Anspruch nehmen wollte, konnte Gherardi nicht leisten, weil er wieder krank wurde und nach S. Justino zurückkehren mußte. Hier verzehrte er nach seiner Genesung einen Saal des Abtes Bufolini, der ihn auch überdies abhielt, Vasari in die Romagna zu folgen; und weil es diesem unterdessen nicht gelingen konnte, seinem Freunde und Schüler Gherardi die Kunst des toscanischen Hofes in Florenz wieder zu verschaffen, so mußte er sich nunmehr vier Jahre noch in der Irre umhertreiben.

Erst 1554 fand sich der günstige Augenblick, wo ihm Vasari die Gnade Herzogs Cosmo I. und die Zusage vom Banne wieder verschaffen konnte. Dieser nämlich sollte für den Fürsten Werke ausführen, zu welchen ihm vor Allem Gherardi's Beistand unerläßlich erschien. Auf seine Erklärung darüber wurden nun erst Gherardi's angeschuldigte Verbrechen genau untersucht und nicht so schlimm, als sie geschildert worden waren, befunden. Der Herzog sprach ihn daher frei. Auf die Nachricht davon eilte er sich vor Freunden, begab sich Gherardi sofort von Gitta di Castello, wo er sich zuletzt aufgehalten hatte, in die Vorstadt von Florenz, legte hier dem Commissair die Briefe seiner Begnadigung vor und erschien alsdann zum Erskaunen seiner Mutter und seines Bruders, welche viel früher von der Verbannung erlöst worden waren, plötzlich im älterlichen Hause zu Borgo. Nach ein Paar Tagen suchte er seinen Wohlthäter Vasari in Arezzo auf, der ihm mit Jubel empfing und von seiner Dankbarkeit die Versicherung erhielt, von jetzt an den Rest seines Lebens bei ihm zuzubringen. Sein Empfang bei dem Herzoge Cosmo, welchem er die Hand küßte, ward seiner Erwarten um so leutseliger, als der Fürst nicht den gewaltigen Raubstahl in ihm fand, als welcher er von seinen Feinden geschildert worden war, und noch mehr Freundlichkeit erwies ihm Don Alfonso Sforza, an dessen Hause am Arno er sogleich die Facaden zu malen beauftragt wurde, wobei er Vasari's Beistand genoss. In dessen sind die Gestalten an der Wand meistentheils, und alle Hierarchen, Festsön und große Deale ausschließlich seine Schöpfung und fielen in Behandlung der Freecorfallen so vorzüglich aus, daß Vasari selbst ihm den Preis davon zuerkennen mußte. In wenigen Monaten vollendete er die Facaden, obgleich er mitunter ein Paar Wochen dazwischen zu seiner Erholung und zur Ordnung seiner Angelegenheit verwenden hatte. Das Werk aber war dem Winde und Wetter so sehr ausgesetzt, daß es sogar bald nach seiner Vollendung bedeutenden Schaden erlitt und nicht lange bestehen konnte,

auch jetzt nicht mehr vorhanden ist¹⁾. Gleichwol hatte es allgemeinen Beifall gefunden und würde seinem Schöpfer eine ansehnliche Belohnung verschafft haben, wenn dieser sie angenommen hätte, allein es genügte dem Künstler bloß die Kunst und Liebeshwürigkeit Sforza's, womit ihm dieser auch stets zugethan blieb.

Während der Ausführung dieses Kunstwerkes lebte Gherardi stets mit Vasari zusammen und wohnte mit ihm im Hause Bernabotto's de' Medici, eines Liebhabers der Kunst. Für dieses malte er in einer Ode von dessen Garten den Raub der Proserpina und die beiden Götter des Ackerbaues, Vertumnus und Pomona, im Hellbunkel und schmückte diese Bilder mit einigen äußerst schönen Fernen und Kindergeckalten aus. Bevor Gherardi und Vasari die Malereien im herzoglichen Palazzo begannen, beurlaubten sie sich auf zwei Monate, um nach Arezzo zu gehen; hier aber sich keine Ruhe gönnten, sondern die Ausschmückung der Wölbung und der Wände in der Kapelle der Bruderschaft Jesu zu Gortona mit Gemälden in Fresco übernahmen. Zwar sollte dieses wohlgeplante Werk gemeinschaftlich ausgeführt werden, dennoch aber wurde fast Alles von Gherardi's Hand gearbeitet. Nach Vollendung desselben gingen Beide im Januar 1555 nach Florenz zurück und begannen nun die Malereien im Saale der Elemente des herzoglichen Palastes. Hierzu führte Gherardi die Fruchtstoss, welche die untere Seite des Palastes schmückten, so schön und natürlich aus, daß sie abgemeine Bewunderung fanden. Ihren Reiz vermehrten die dazwischen angebrachten wunderlichen Masken, welche die Bänder der Festsön im Runde hielten und in deren Erfindung der Künstler eine große Meisterkraft besaß. Alle seine übrigen und ausgezeichneten Arbeiten für gedachten Zweck führte er theils nach seiner, theils nach Vasari's Erfindung aus²⁾.

Unter dessen hatte Gherardi durch seinen Fleiß und Arbeitsdauer, wie durch seine Genauigkeit und Unverdrößlichkeit des Herzogs Gunst in so hohem Grade gewonnen, daß dieser gern bei ihm verweilte, seiner Arbeit zusah, sich mit ihm unterhielt und ihm allerlei Beweise der Aufmerksamkeit erwies. Doch riß ihn der Tod bald aus diesem angenehmen Verhältnisse noch vor Beendigung dieser großen Arbeit. Der Tod seines Bruders Borgognone, welchen er jährllich geliebt hatte, rief ihn, obwohl schon unwohl, in seine Vaterstadt, wo ihn der Schmerz über diesen Verlust so mächtig ergriff, daß seine Krankheit schnell zunahm und ihn in seinem 57. Jahre binnen wenigen Tagen ins Grab stürzte. Er starb 1556, äußerst ungeru, weil er seinen Freund und Lehrer Vasari, dem er unentbehrlich geworden war, großen Verpflichtungen zu Florenz überlassen mußte. Dieser hatte viel Geld für ihn eingenommen

1) Eine Beschreibung dieses Kunstwerkes gibt Vasari in dem unten angeführten Buche S. 212. 216. 2) Die Beschreibung davon ist bei Vasari a. a. O. S. 216 fg. umständlich zu finden.

und aufgehoben, wollte es demselben auch vor seiner Abreise nach Borgo übergeben; Gherardi nahm es aber nicht an, da ihm schon genügte, nur bei Vasari sein und mit ihm leben und sterben zu können. Auch widersehte er sich dessen Vorschläge, das Geld dem alten Guido, Gherardi's Vater, zu schenken, weil er glaubte, es werde von diesem schlecht angewendet werden. Endlich nahm er es doch mit sich und vertheilte es bei seiner Ankunft zu Borgo unter seine Familie und die Armen. Der Herzog Cosmo bedauerte seinen Verlust, ließ seine Büste in Marmor fertigen und mit einem Epitaph in der Kirche San Francesco zu Borgo aufstellen. Das Epitaph enthielt eine im Namen der florentinischen Maler abgefaßte, sehr ehrenvolle Inschrift, worin der Verstorbene unter andern pingendst arte praestantissimus, so sehr ehete jener Fürst seine Väterlein, genannt wird.

Seine Geschicklichkeit in Darstellung der Figuren, Landschaften, Früchte und Thiere erhob ihn über alle Künstler seiner Zeit, nicht minder seine Behandlung der Farben auf nassem Kalk; dagegen findet man seine Grotesken im Hause Vitelli's nicht besser als die von Vasari. Seine Delgemälde werden noch geschätzt, so seine Heimsuchung Maria in St. Domenico zu Gitta di Castello und eine andere Tafel in Santa Maria del Popolo zu Rom, deren obere Hälfte angenehm und grazios von ihm, die untere stark und kräftig von Jac. della Marca gefertigt ist. Arbeitete er nicht nach seinen Zeichnungen, so waren es in der Regel die von Vasari, welche er aber mit großer Freiheit nach den reichen, fertigen und für Verzerrungen geschaffenen Eingebungen seines Genies mit dem Pinsel ausführte. Hätte er sich in seiner Jugend dem Studium der Kunst unausgesetzt widmen können und wollen, während er nur zeichnete, wenn er ein Werk zur Ausführung bringen sollte, und den Forderungen seines Berufes muthig nachgab, so würde er in seinen Leistungen seines Gleichen nicht gefunden haben; denn er pflegte seine Bildwerke nicht mit Studium, sondern bloß aus Übung, Einsticht und Gedächtniß besser auszuführen, als Andre, welche wirklich mehr, als er, verstanden. Er konnte zu jeder Zeit mit unglaublicher Fertigkeit und Schnelligkeit arbeiten, schritt mit wahrer Lust und Freude zum Werke und ließ nicht eher davon ab, bis es vollendet hatte. Auch konnte man mit Sicherheit auf das Gelingen rechnen. Dabei führte er mit seinen Schülern, besonders mit Vasari, oft vom Morgen bis Abend so liebenswürdige und scherzhafte Gespräche, daß sie deren nicht überdrüssig wurden. Er war Vasari's rechter Arm, wie Langi bemerkt. Nach demselben Schriftsteller befand sich eine schöne Sammlung von Werken Gherardi's und anderer Schülern Vasari's in der großherzoglichen Gallerie zu Florenz, eine andere vollständigere im Kloster S. Maria Novella, welche, wenn sie nicht durch die Zeit, noch mehr aber durch das wiederholte Betouchiren so sehr gelitten hätten, eine sprechende Geschichte der damaligen Kunstperiode vor Augen zu stellen im Stande gewesen wären; doch tadelt Langi den Kunstgeschmack dieser Zeit, ganz be-

sonders aber den florentiner Hof, welcher denselben nährte.

Im Uebrigen war Gherardi's Arbeitsseifer so groß, daß er sich oft zum Ankleiden nicht Zeit genug gönnte und von seinen Schülern, welche unter seinem Bette standen, beim Aufstehen häufig ein ungleiches Paar anzog und seinen Mantel meistens verkehrt und die Capuze nach Innen umhat. Herzog Cosmo, der dies bemerkt hatte, fragte ihn eines Tages nach der Ursache. „Ich weiß es nicht, Signore,“ antwortete Gherardi, „denn aber einkens einen Mantel zu finden, der kein Rechts und Links hat, sondern auf allen Seiten gleich ist; denn mir fehlt beim Ankleiden die Geduld, nach der rechten oder linken Seite des Kleides zu sehen, da es zumal oft noch dunkel ist, wenn ich des Morgens aus dem Hause gebe. Möge aber Em. Ere. doch lieber auf das achten, was ich arbeite, und nicht auf das, was ich antrage.“ Der Herzog schwieg, ließ ihm jedoch einen Mantel von sehr feinem Luche machen, dessen rechte und linke Seite in allen Stücken einander gleich waren. Als der Künstler das Kleid erhielt, that er es um und sagte dem Ueberbringer ohne Umstände blos die Worte: „der Herzog hat Verstand, sagt ihm, daß der Mantel sehr gut passe.“ Von seinen übrigen Eigenschaften und Sonderbarkeiten erzählt man allerlei Anekdoten. So gesprächig er selbst auch war, so ungern bemerzte er dies an Andern; besonders liebte er die Kürze des Ausdrucks und hätte gern gesehen, daß aller Leute Namen nur einsilbig gewesen wären oder nur aus einem Buchstaben bestanden hätten. Sein vorgeheißiger Dialekt, in welchem er redete, machte ihn liebenswürdig und possirlich. An Festtagen suchte er gern Orte auf, wo Legenden und Bilder verkauft wurden, die er aufmerksam betrachtete, und verweilte daselbst den ganzen Tag, erhandelte auch wol zuweilen ein solches Bild. Zum Reiten besaß er nur auf dringendes Zurden ein Pferd, obgleich er aus einer edeln, ziemlich reichen Familie stammte“). (B. Röse.)

GHERARDI (Evariste) aus Prato in Toscana gebürtig, widmete sich früh der Bühne. Noch größern Beifall als in seiner Vaterstadt erntete er in Paris ein, wo er 1689 als Arlequin debutirte und eine Anstellung beim Théâtre italien erhielt. Er starb dort 1700. In seiner Zeit spielte Gherardi in Paris keine unbedeutende Rolle als Director der Comédiens italiens du Roi und des Theaters im Hôtel de Bourgogne. Er schrieb eine nicht kleine Zahl wichtiger Stücke, in sofern sich solche schreiben ließen, da damals alle Lustspiele und Poesien extemporiert wurden. Als Komiker erntete er großen Beifall ein; weniger Glück machte er in ersten Rollen. Mit dem Jahre 1697 endete sein Theaterunter-

3) Vergl. G. Vasari's Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer u. in der deutschen Bearbeitung von G. Förster IV, 192—223 und Fiorillo's Geschichte der bildenden Künste I, 397. Was Rühl, der Vater, S. 274 ff. und des Sohn I, 435 ff. über diesen Künstlergattung berichten, ist völlig unrichtig. Siehe dagegen Langi I, 188, wo der Tod unseres Künstlers irrig in das Jahr 1552 gesetzt wird. Kugler übergeht ihn.

nehmen. Er ging nach Holland und wo er bis zu seinem Tode in Amsterdam privatisirte. Dort gab er 1698 seine dramatischen Werke in sechs Octavbänden heraus, welche sechs Auflagen erlebten. Unbekannt ist, weshalb eine noch während seines Aufenthalts besorgte Ausgabe seiner Werke dort verboten worden war. Dieser Gewaltstreich erregte die Krugier des Publicums in so hohem Grade, daß seine Stücke sich bald über das ganze gebildete Europa verbreiteten. Das schlechte Französisch in diesen Stücken fiel wenig auf, da es von Italienern gesprochen ward, und fast alle Sprachen halb italienisch, halb französisch gesprochen wurden. Eine der besten Ausgaben von Gherardi's Werken erschien zu Amsterdam 1721 in sechs Octavbänden, mit dem Portrait des Verfassers und musikalischen Beilagen *).

(Heinrich Döring.)

GERARDI (Filippo), ein geschätzter Maler aus Lucca und um 1643 geboren, wenn anders richtig ist, daß er in seinem 61. Jahre 1704 gestorben sei *). Nachdem er von seinem Vater Sebastian (nicht Steffan) Gherardi den ersten Unterricht in der Malerei erhalten hatte, bildete er sich mit Gio. Coli, seinem Landsmanne und nachmaligen getreuen Lebensgefährten, bei Peter Veretini da Cortona weiter aus, eignete sich aber in der Folge, von der Manier seines Meisters abgehend, im Vereine mit Coli, nachdem beide einen Freundschaftsbund auf die Dauer mit einander geschlossen hatten, einen besonderen Styl an, welchen sie sich aus der venezianisch-lombardischen Schule während ihres siebenjährigen Aufenthaltes zu Venedig, wo sie die besten Kunstwerke fleißig studirten, geschaffen hatten. Von da an arbeiteten sie in diesem eigenthümlichen Style stets zugleich und zusammen, sodaß ihre Arbeiten von einer Hand zu sein schienen und nicht von einander unterschieden werden konnten. Sie malten die großen Deckenstücke in der Bibliothek San Giorgio Maggiore zu Venedig gemeinschaftlich, gingen hierauf nach Rom, um hier auf Gehalt ihres vormaligen Lehrers das Gewölbe in der Kirche S. Maria in Campitelli und die berühmte Colerie Colonna mit Gemälden zu schmücken. Unter dessen starb Coli 1681 in seinem 47. Jahre und Gherardi setzte die Arbeiten allein fort. Auch stellte er in der Kirche S. Pantaleo zu Rom Gemälde her, die erst 1690 fertig geworden sein sollen, gleichwie in der Peterskirche seiner Vaterstadt Lucca die Wunderwerke der heiligen Maria Magdalena Paggi und sämmtliche Malereien im Karmeliterkloster dasebst. Viel früher hatte er noch in Gemeinschaft mit Coli die Tribune des heiligen Martin in Fresco — ihr vorzüglichstes Werk — ausgeführt, und drei Altarblätter zu S. Matteo in Del gemalt. Ihre gemeinschaftlich gearbeiteten Bilder, den Arzt Erasistratus, welcher des Antiochus Liebe zu seiner Stiefmutter entdeckt, und das berühmte Wunder von Aro

Goeli hat Joh. Barri in zwei schönen punktirten Blättern gezeichnet, während D. A. Croce ein fliegendes Blatt über Gherardi's Gemälde in der Kirche S. Pantaleo herausgegeben hat. Das gemeinschaftliche Zeichen beider Künstler auf ihren Erfindungen ist G. C. F. G. *).

(B. Röse.)

GERARDI (Giacomo de'), aus Velletra gebürtig und Nicolò's von Gherardi Sohn, war erster apostolischer Secretair am päpstlichen Hofe seit Innocenz VIII. bis Leo X., welcher letztere ihn 1515 zum Bischofe von Aquino bestellte, nachdem er diesem hauptsächlich aber jenem Papste in den schwierigsten Verhältnissen auch als gewandter Botschafter zu Mailand, Florenz und Neapel wichtige Dienste geleistet hatte. Er starb in dem hohen Alter von 90 Jahren im September 1516 zu Rom, wo er auch begraben liegt. Gherardi hinterließ eine Storia urbana und eine Vita del Cardinale Ammaneti, seines Freundes *).

(B. Röse.)

GERARDI (Giovanni), lat. Gerardus, lebte als ein Gelehrter jedenfalls im 14. Jahrh. zu Florenz und bildete sich vornehmlich nach Dante Alighieri aus. Er ergoßte in der That seine Zeitgenossen, deren Liebling er gewesen sein soll, mit vielen Dichtungen, vorzüglich aber mit seinen scherzhaften und satyrischen Gedichten, Capitoli genannt, die man ebenso gelehrt, als anmuthig fand, und die ganz in dem Dante'schen Geschmack aufgefaßt und eingekleidet gewesen sein sollen. Von den vielen Producten seiner Muse hat sich indessen Nichts erhalten. Doch lebte sein Andenken in dieser Hinsicht noch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. fort †).

(B. Röse.)

GERARDI (Paolo), ein ausgezeichnete Mathematiker in der ersten Hälfte des 14. Jahrh., kamme aus einer adeligen Familie zu Florenz und lehrte daselbst die Geometrie und Arithmetik so beifällig und mit einer solchen praktischen Anwendung, daß sein dadurch erworbenes Verdienst nicht nur von seinen Zeitgenossen, sondern auch von der Nachwelt noch, wenigstens in seinem Vaterlande, hochgeschätzt wurde und ein bleibendes Andenken bekam, wiewol sein Zeitgenosse, der florentinische Chronist Villani, seiner nicht gedenkt. Jedem falls aber förderte Gherardi mit seinen Kenntnissen zugleich auch die materiellen Interessen des Handelslandes, die in jener Zeit, wie Villani erzählt, zu Florenz über die Wissenschaften gesetzt wurden. Daher ist es auch erklärlich, daß von den Florentinern und anderen Italienern, namentlich die von Gherardi aufgestellten Regeln der Rechenkunst nicht vergessen, sondern bis in

*) Siehe Bium's u. Vereloff'sch's Theaterlexikon. 7. Bd. S. 271 ff.
*) Nach Langi III, 415 soll er schon nach 1681 gestorben sein.

*) Siehe Z. R. Köhler's Nagem. Künstlerlexikon S. 275 und S. H. Köhler's Ergänzungen dazu I, 436 mit Fiorillo I, 442, welcher diesen Künstler aber irrig unter dem Geschlechtsnamen Coli anführt, und Langi I, 245.

*) Bergl. Ughelli, Italia sacra I, 445 und Dictionnaire universel etc. VII.

†) Bergl. Ricc. Porciani's Catalogue scriptorum Florent. ann. gen. p. 97 und Giulio Negri, l'istoria degli scrittori Fiorent. p. 255.

neuere Zeiten herein für außerordentlich zuverlässig sind erklärt worden¹⁾.

Er arbeitete in dieser Beziehung um 1327 ein Lehrbuch, welches für ein Hauptwerk in diesem Fache gilt, in italienischer Sprache aus und gab ihm den Titel: *L'arte di calcolare qualsivaglia numero, conoscere le differenze, e sciorire lelemente* i dubbj; es ist aber in Handschrift geblieben und wurde noch zu Negri's Zeiten (1722) in der berühmten Bibliothek des Signore Gaddi verwahrt. Außerdem hinterließ Gherardi noch andere, doch in lateinischer Sprache geschriebene Werke über die Mathematik, die ebenfalls in Handschrift geblieben und entweder untergegangen oder von seiner Familie verschwiegen gehalten worden sind. Indessen soll nach Karl Dugange's Versicherungen eins davon noch durch den Druck gerettet worden sein, da dieser Franzose in seinem bekannten *Glossar des mittelalterlichen Lateins* ein Urtheil über dasselbe abgibt; unter welchem Worte aber, haben wir nicht entdecken können²⁾.

(B. Röss.)

GHERARDI (Pietro), lateinisch Gherardius, ein in der Dichtkunst, Geschichte und Philologie sehr bewandter und tüchtiger Rechtsgelahrter, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. lebte, aber von seinen Rechtskenntnissen in der Folge keinen Gebrauch mehr machte, sondern sich ausschließlich der schönen und alten Literatur zuwandte. Er stammte aus Borgo in Umbrien und wurde durch den Cardinal Wilhelm Sirelto unter Pius V. an der Bibliothek des Vaticanus angestellt. Außer mehreren anderen Schriften hat man von ihm Gedichte und einen Commentar über den Aristoteles, so berichtet wenigstens Jacobilli in seiner Bibliotheca Umbria; allein derselbe gedenkt nicht des bekannten Hauptwerkes dieses P. Gherardi, nämlich der *In foedus et victoriam contra Turcas partium poemata varia*. (Venedig 1572 in 12.) Er widmete dieses hiermit benutzte Werk seinem gelehrten Gönner, dem Cardinal Sirelto. Diese Gedichtsammlung veranlaßte Gherardi zu Ehren des Prinzen Don Juan d'Austria und der Brantianer für ihren über die Turken gewonnenen Sieg bei Lepanto 1571, auf dessen Feier sich auch alle die lateinischen Gedichte beziehen. Ihre Verfasser, meistens Italiener, sind dem Werke vorangestellt und unter ihnen nimmt Gherardi auch seinen Platz mit zehn poetischen Producten ein.

(B. Röss.)

GHERARDI (Pietro Ercole), Doctor der Rechte und Professor der griechischen und orientalischen Sprachen,

1) Daber denn auch solche praktische Schriften von ihnen gesucht wurden und der später lebende florentinische Rechtsgelahrte Niccolò Spinozzi ein Werk über die Rechtskunst nur zum Vortheil und Gebrauche der Kaufleute schrieb. Es ist aber in der Literatur weniger als Gherardi's Werke bekannt geblieben und von Nic. Portantini im Catalog. script. florent. etc. p. 6 angesetzt worden. 2) Vergl. Nic. Portantini's Catalogo script. florent. omnia genera p. 140 und Giulio Negri's *Istoria degli scrittori Fiorentini* p. 447. Außer ihrem gedenken dieses Gelehrten noch mit Fed. Fran. Ruccellay und Eugen Samurini, dieser in f. Zedtan. und umbrischen Bibliothec.

in welchen er sehr bewandert gewesen sein soll, an der Universität zu Modena in der ersten Hälfte des 18. Jahrh., nachdem er nebenher und zuvor auf einige Zeit als Privatlehrer und Secretair am herzoglichen Hofe daselbst fungirt, diesen Posten aber aus Liebe zur Ungebundenheit wieder aufgegeben hatte. Er starb 1732 und hinterließ die lateinische Uebersetzung, von der im romanischen, oder wie Muratori angibt, im römischen, wenn nicht neapolitanischen Dialecte aus der Feder eines Unbekannten geflossenen Lebensbeschreibung des Gelsa di Rienzo (Nicola Laurenti), welche zuvor Muratori im Originalen herausgegeben, aber gefunden hatte, daß das Verständniß desselben selbst den gelehrten Italienern, geschweige den Ausländern sehr schwer fiel, daher Gherardi auf sein Verlangen diese Uebersetzung auf sich nahm, ohne doch in aller Hinsicht genügen zu können. Ueberdies war Gherardi diesem gelehrten und fleißigen Compilator bei dessen Arbeiten mit seinen ausgebreiteten Kenntnissen beihilflich und beiräthig gewesen³⁾. (B. Röss.)

GHERARDI (Pietro Paolo), ein gelehrter Ervite des 17. Jahrh. Man vermutet, er stamme aus einem adeligen Geschlechte zu Citta di San Sepolcro; allein der weit besser unterrichtete Florentiner Raffaello Badi erkennt ihn als seinen Landmann an⁴⁾. Im das Jahr 1649 geboren, widmete er sich in der Folge den Wissenschaften, besonders der Theologie und geistlichen Berufsamkeit auf der Universität zu Florenz, trat inzwischen in den strengen Orden der Serviten daselbst, und erwarb sich die Magisterwürde (maestro) in der Theologie. Seine Gelehrsamkeit, seine Fähigkeiten und sein Talent für Uebersicht und Leitung der Geschäfte, welche Eigenschaften an ihm nicht verkannt wurden, eigneten ihn zum Posten eines Provinziales seines Ordens, welchen er denn auch für das Großherzogthum Toskana bald erhielt, doch nahm man ihn außerdem noch, um seine gelehrten Anstrengungen zu belohnen, 1643 unter die Zahl der Mitglieder der Universität auf; indessen scheint er mehr Priester dieser Anstalt, als Professor gewesen zu sein. Sein Hauptberuf war und blieb das Predigen, und darin zeichnete er sich durch eine salbungsvolle Beredsamkeit aus, mit welcher er viele Städte Italiens erbaute. Deshalb machte ihn auch der Großherzog Ferdinand II. von Toscana zu seinem Hoftheologen oder Kaplane. In diesem Berufe starb Gherardi 1674 zu Florenz in seinem 65. Jahre.

Alle seine jährlich gehaltenen Predigten hatte er mit Fleiß griffförmig ausgearbeitet, deren aber keine gedruckt worden ist. Ihre Zahl ist groß und in Handschrift geblieben. Im Drucke dagegen erschienen von ihm *Una decia in onore de' Santi und Discorsi quaresimali, dedicati al Granduca Ferdinando II.* (B. Röss.)

³⁾ Vergl. *Dictionnaire universel* etc. VII. 409 seq. mit Muratori, *Antiquitates Italicae medii aevi* III. 250. wo auch Gherardi rühmendst erwähnt wird, wenn in seiner lateinischen Bearbeitung des obigen Werkes nicht alle Feinheiten übersehen werden wären.

⁴⁾ Nämlich in seinem Catalogo theologorum Universit. Florentinae in appendice. 2) Vergl. G. Negri. *Istoria degli scrittori Fiorentini* p. 455.

GHERARDINI (Alessandro) ist der berühmte Pralat aus Amelia, welcher unter der von seiner eignen Familie als richtig anerkannten Namensform Alex. Geraldini bereits in dieser Section 60. Bd. S. 264 fg. abgehandelt worden ist; der Abt Ugheili aber, welcher dieselbe recht gut gekannt hat, veranlaßt sie gleichwohl nach seinem florentinischen Dialekte und nennt und schreibt den echten und sonst auch dafür allgemein anerkannten Namen dieses Gelehrten Gerardinus und Gherardinus, ohne sich dafür zu verantworten, sondern sehr vielmehr diese Veränderungen nach dem Sprachgebrauch seines Idioms als ungewisslich richtig voraus, wie andere florentinische Schriftsteller in solchen Fällen sich von jeher nach denselben Grundsätzen ähnliche Freiheiten herausgenommen haben. Indessen theilt der Abt unter seinen Namensformen einige noch unbekannte Notizen über Geraldini mit, welche weder in dessen Biographie von seinem Großvater Onofrio Geraldini noch in anderen Quellen gefunden, aber hier als Ergänzung nachzutragen zu werden verdienen.

Nämlich P. Alexander VI. erhob ihn (aus Rücksicht auf seine Gelehrsamkeit und seine diplomatischen Verdienste) 1496 zum Bischofe von Vulturaria (Vulturarium) und von dem seit 1433 mit diesem verschmolzenen Hochstifte Monte Corvino an der Grenze Apuliens. Gherardini besaß diese Sprengel, welche er, anderer Gesächse halber, nur höchst selten persönlich wird haben besuchen können, desungeachtet bis zu seiner Abreise nach den Antiken im Jahre 1516. Als er aber vor derselben einst bedenklich erkrankte, besuchte der gottesfürchtige Kirchenfürst über den Zustand seiner Kirche und schrieb als sehr geübter lyrischer Dichter ein Gebühde in dem Sapphischen Versmaße nieder, wornach er in der Kirche S. Lucia bei Vulturaria, wenn er wieder genesen werde, eine kostbare Kapelle erbauen wollte. Es ist nicht bekannt, ob das Gebühde erfüllt wurde, gleichwie die zu gleicher Zeit von ihm in lateinischen Distichen aufgesetzte Grabchrift nachmals keine Anwendung auf ihn finden konnte. (B. Röse.)

GHERARDINI (Alessandro), aus Mailand, wo er 1559 in ungelannten Verhältnissen geboren worden war. Nach erlangter wissenschaftlicher Vorbildung trat er in seinem 19. Jahre in den Orden der Jesuiten und setzte durch seinen Scharfsinn unterstützt, die Studien in der Theologie, Scholastik und alten, sowie neuen Literatur fort. Als trefflicher Lehrer und hauptsächlich als Vorsteher von Schulen wirkte er besonders für die Rhetorik und schöne Literatur zu Mailand, wurde hierauf Rector der Unterrichtsanstalten erst zu Como, alsdann zu Alessandria, beschloß aber sein Leben zu Mailand in ungelannten Verhältnissen, jedenfalls im Lehrerberufe, welchem er nebst dem Predigamt, das er stets gern verrichtete, immerdar mit Beifall und Anerkennung obzulegen hatte. Er starb 71 Jahre alt am

27. Sept. 1630. Da er mehr durch das lebendige Wort als durch die Schrift gewirkt hatte, so hat er auch nur zwei Schriften, welche gedruckt sind, hinterlassen, nämlich eine in seiner Muttersprache gehaltene Rede zum Lobe des H. Spacanth in der Dominikanerkirche zu Vercelli und eine italienisch geschriebene Abhandlung über den verlorenen Sohn (Mailand 1620 in 4.). (B. Röse.)

GHERARDINI (Alessandro), ein Maler aus Florenz, welcher um die Mitte des 17. Jahrh. (1555) geboren, nach Einigen 1723, nach Andern aber 1725 oder 1726 zu Livorno in einem Alter von 68 Jahren gestorben ist. Er lernte unter Alexander Rossi's Leitung die Kunst, eignete sich eine große Fertigkeit und wunderbare Leichtigkeit im Arbeiten an, war in Erfindungen dreist und kühn, ebenso waghalsig im Colorit und zeichnete sich ganz besonders in Denkmätern und in Gewölbebildern auf frischem Märl aus, wie dies an seinen Werken im Augustinerkloster zu Florenz bemerkt werden kann.

Er war ein Nebenbuhler Sabbiani's und übertraf denselben, wie Einige behaupten, auch an künstlerischem Genie. Gleichwohl besaß er noch, was Fiorillo bekräftigt, die seltene Gabe, die Manieren anderer Meister aus verschiedenen Schulen nachzuahmen. Er würde, bemerkt Lanzi, bald allen Kunstgenossen seiner Zeit in dieser Kunst gleich gekommen sein, wenn er wie seine Kreuzigung Christi zu Gandell immer gemalt hätte, in welchem Werke namentlich sein glückliches Nachahmungstalent wahrgenommen wurde. Dieses war ein in allen seinen Theilen wohl durchdachtes und äußerst sinnreiches Kunstgebilde. In gleicher Weise wird, nach Lanzi's Urtheile, auch sein Alexander der Große im Hause Delandii gepriesen. Dagegen aber finden sich viele Bilder seiner Hand von weit geringerm Werthe; denn Gherardini wollte nur für alle Gattungen und Preise Arbeiten liefern. Von seinen Delgemälden, die mit Wildheute und Geschwindigkeit ausgeführt worden sein sollen, sieht man Beispiele an den Wandungen der Kirchen St. Marcus und des Cistercienserklosters, sowie in vielen anderen Orten seiner Vaterstadt, und in der Galerie Crimini daselbst zeigt man noch seine Vertünlichung und den Namen Gottes mit St. Bernardino von B. Grisecari geschnitten. Ein reich begabter Schüler von ihm ist Sebastian Calzetti. (B. Röse.)

GHERARDINI (Antonio), ein italienischer Chronist, stammte aus einer alten Adelsfamilie zu Florenz; sein Vater soll Ottaviano Rossellini geheißen haben, mithin müssen zu seiner Zeit die Geschlechtsnamen noch nicht fest gestanden haben, sodaß Gherardini sicherlich

*) Vergl. *Alessandr.* Bibliotheca scriptorum Soc. Jesu p. 12. Die Italiener denken dieser Gelehrten nicht, soweit ihre Quellen uns bekannt werden konnten.

†) Vergl. Hägeli den Wittern S. 775 und Hägeli den Züngern I. 426, mit Fiorillo I. 446, welcher ihn aber Alexander Gherardi nennt, eine Namensform, die Ragler mit der Person Ant. Gherardi (f. d. Art.) für einerlei hält, und Lanzi a. a. D. I., 238.

*) Beide poetische Producte finden sich bei Ughelli, Italia sacra VIII., 552 seq. abgedruckt, wo auch die durch andere Drucke und bekannte Biographie des Dr. Geraldini über dessen Großvater vollständig aufgenommen worden ist.

U. Gherard. v. M. u. R. Erste Section. LXVI.

immer noch dem 14. Jahrh. angehört haben kann. Indessen ist von seiner Geburt, seinen Lebensverhältnissen und seinem Tode Nichts bekannt geblieben. Dem fleißigen Forscher M. Piccianti im 16. Jahrh. war er schon völlig unbekannt. Nur den Forschungen des weit später lebenden G. Regi verdanken wir Folgendes über ihn: Gherardini liebte das Studium der Alterthümer und der Chroniken der ihm nächst vorhergehenden Zeiten. Daraus erwuchs in ihm der Eifer, die Denkwürdigkeiten seiner Zeit in seiner Muttersprache auszuarbeiten und der Nachwelt zu hinterlassen. Dies geschah wirklich in seinen Ricordi, welche aber in Handschrift verblieben und dem fürstlichen (?) Archive in Florenz zur Verwahrung übergeben worden sein sollen. Berichtet Regi nicht nach Hörensagen davon, so war die gewiß nicht uninteressante Handschrift noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrh. dort vorhanden. Indessen wundret es uns, daß sie dem fleißigen Sammler Muratori zur Aufnahme in seine Scriptt. rer. Italic. wirklich entgangen ist *).

(B. Röse.)

GHERARDINI (Arcangelo), lat. Gherardinus, stammte aus Siena und lebte in der 2. Hälfte des 16. Jahrh. Er widmete sich dem geistlichen Stande und trat zu Mailand in den streng geregelten Orden der Serviten, wo er sich mit Dichtung frommer Gesänge und Choräle, besonders zu Ehren der heiligen Innigfrau und zur Erweckung der Andacht, sowie mit deren Leitung beschäftigte. Im Jahre 1587 gab er eine kleine Abtheilung von 17 solcher für 8 Stimmen in Noten gesetzten Choräle unter dem Titel *Cantus, Motecta cum octo vocibus* zu Mailand in 4. heraus und widmete das hier mit benutzte Schriftchen seinem Gönner und Wohlthäter, dem Generale seines Ordens. Die darin verheissenen Fortsetzungen seiner poetischen und musikalischen Studien scheinen nicht gedruckt worden zu sein. Sein Tod ist unbekannt.

(B. Röse.)

GHERARDINI (Giovanni Filippo), ein talentvoller Gelehrter und gewandter Geschäftsmann zu Mailand in der 2. Hälfte des 16. Jahrh., war der Bruder des Jesuiten Alexander Gherardini (s. d. Art.) und ist uns nur durch Argelati's Bibliotheca mediolana bekannt geworden, wonach er während der Pest 1576 in Mailand zum Secretair des Sanitätscollegiums bestellt wurde, bei welchem er sich so vortrefflich verhielt, daß ihn die Stadt nachmals zu allerlei wichtigen Verscheidungen gebrauchte. Sein Geburts- und Sterbejahr ist unbekannt; doch weiß man, daß er sich auch durch Gelegenheitsgedichte in seiner Muttersprache, die einzeln gedruckt worden sind, beliebt zu machen wußte. Von seinen Sonnetten doggen sich 25 in die Gedichtsammlung: *Dogli Affidati* aufgenommen worden. (B. Röse.)

GHERARDINI (Michele), Arzt am großen Spital in Mailand gegen Ende des 18. Jahrh. Deimeis vermuthet, daß er vor 1810 gestorben sei, weil weder in seiner italienischen Kirse ihn nicht unter den Ärzten des großen Spitals zu Mailand aufführt. Er

ist am bekanntesten durch seine *Storia della pellagra*. (Mailand 1788.) (Zerzsch von R. S. Spohr. Lemgo 1792.) Er veröffentlichte ferner: *Osservazioni medicopratiche sulla cura della rabbia* im Giornale per servire alla storia ragionata della Med. di questo secolo. T. 5. (Zerzsch in der Sammlung für prakt. Ärzte 15. Bd. St. 1. 1792 und in Kühn's Italienischer med.-chir. Bibliothek 1793.) Auch schrieb er einen *Discorso di Epizootia ossia della malattia contagiosa nei bovini*. (Mailand 1795.) Sodann übersetzte er nach der 4. französischen Ausgabe: *Fabre, Traitté des maladies venerées, con note ed appendice di alcuni metodi curativi e preservativi della lue venerea*. (Mailand 1787.) Dieser Abhang ist auch als besonderes Schriftchen ausgegeben worden.

(R. Willb. Theile.)

GHERARDINI (Tommaso), ein Künstler zu Florenz, wo er auch 1715 geboren und 1797 gestorben ist, lernte anfänglich die Bildhauerkunst bei Joseph Diamontini, nachmals aber die Malerei bei Vincenz Meuteri und vervollkommnete sich späterhin durch fleißiges Studium der Werke aus der venetianischen und bologneser Schule. Er genoß dabei, sowie sein ganzes Leben hindurch den Schutz und die Unterstützung des angesehenen Hauses Martelli, welchem er unter allen Schützlingen desselben auch am meisten Ehre machte. Dafür schmückte er aus Dankbarkeit dasselbe auch mit dem sogenannten Parnass in Leseana. Sonst zeichnete er sich durch Badereliefs und andere Gebilde aus in Grau (Stein) aus, die er mit der größten Vollkommenheit auszuführen verstand, malte einen großen Saal der f. medicirischen Galerie auf Kalf, Vieles auch auf Leinwand für die kaiserliche Galerie in Wien, sowie für deutsche, englische und andere große Häuser. In geschichtlichen Kreisen war er für seine Zeit bewundernswerth, dergleichen er in vielen Palästen und Sandhäusern edler Florentiner mit geistreicher Ausführung malte, und unter ihnen diejenigen, welche dem Zimmer des großherzoglichen Sandpalastes Poggio Reale bestimmt waren, besonders gerühmt werden. Am besten gelangen ihm die Stücke, die er nach seiner Reigung und in seinen kräftigen Jahren gearbeitet hatte, zu welchen namentlich der oben genannte Parnass gehört. Von seinen Staffelei-gemälden weiß, wie Paggi erzählt, die kleine Bildergalerie zu Wien mehr aus dem Jahre 1777 datirte Stücke nach *).

(B. Röse.)

GHERARDIS (Laurentius de), ein ausgezeichnet italienischer Prediger und Dominikanermonch zu Bergamo, wo er auch geboren und in den genannten Orden getreten war. Er lebte um die Mitte des 16. Jahrh. und erwarb sich durch seine in verschiedenen Städten der Lombardie gehaltenen Predigten eine solche Berühmtheit, daß er nicht nur die Würde eines Bischofs in partibus erhielt, sondern ihm auch die Verwaltung des

*) Vergl. Bülli den Jüngern I. 436 und Nagler's Allgemeines Künstlerlexikon V. 139 mit Panzi a. a. O. I. 350 in der Anmerk. 11.

*) Vergl. G. Regi I. a. p. 60.

Bischof von Bologna auf mehrere Jahre übertragen wurde. Er hinterließ: *Sermoes de tempore, De Sanctis et quadragesimalibus*, welche in Handschrift vom Kloster seines Ordens zu Bergamo verwahrt und nicht gedruckt worden sind *).

(B. Röse.)

GHERARDO (Maffeo), Cardinal und Patriarch von Venedig, um das J. 1410 zu Venedig geboren, stammte aus einer angesehenen venetianischen, in der Bekleidung verschiedener Aemter der Republik bewährten Familie, trat aber nach der Venedigung seiner Studien gegen den Wunsch seiner Aeltern in den Camaldulenserorden und wählte das durch die Strenge seiner Aucht berühmte Kloster zum heiligen Michael auf Murano als Aufenthaltssort. In ängstlicher Beobachtung der Ordensregeln ging er allen Genossen durch sein Beispiel voraus und erfreute sich der Liebe derselben in solchem Grade, daß sie ihn, als der Vorsteher des Klosters starb (1450), einmüthig zum Nachfolger desselben bestimmten. In dieser Stellung hielt er die klösterliche Aucht mit rücksichtsloser Strenge aufrecht, zeigte sich aber stets gegen sich selbst am strengsten und der Auf seiner Frömmigkeit und Wohlthätigkeit war nach einem löblichen Wirken so sehr in alle Schichten der Bevölkerung eingedrungen, daß seine Ernennung zum Patriarchen von Venedig (1466) allgemeine Freude erregte. Die Wahl war indessen doch keineswegs eine für den Staat glückliche zu nennen, denn Maffeo war den weltlichen Dingen allzusehr ergeben, als daß er den Anforderungen der ihm übertragenen Stelle, in welcher er nicht selten mit dem Getriebe der Welt in sehr nahe Berührung kommen mußte, hätte vollkommen entsprechen können. Er blieb auch als Patriarch noch so sehr Mönch, daß er zu vielfachem Tadel Veranlassung gab. Innocenz VIII. erob ihm im Jahre 1489 zum Cardinalat, er soll aber das ihm darüber ausgestellte Diplom schon einige Tage darauf verloren und nicht wieder gefunden haben. Andere behaupten, Innocenz habe ihn nur insgeheim zum Cardinalat ernannt, weshalb das betreffende Kettenstück erst nach dessen Tod bei dem Eintritte der Cardinale in das Conclave bekannt gemacht worden sei; gewiß ist, daß er zur Wahl des neuen Papstes (1492) nach Rom geschickten wurde und für Alexander Roberto Borgia (Alexander VI.) stimmte, ohne zu beachten, daß die Wahl desselben der Republik um so weniger angenehm sein konnte, als diese ihm sogar Verwündern misgegrühen haben soll, um ihn nach einer andern Richtung hin zu leiten. Der Verdruß, welcher ihm aus dieser Handlungsweise hätte erwachsen können, wurde ihm übrigens erspart, denn er starb auf der Heimreise am 14. Sept. 1492 zu Zeramo an einem unheilbaren Durchfalle, welchen sich der schwache Greis durch die Mühseligkeiten der Reise zugezogen hatte. Die Behauptung, daß er von seinen Verwündern aus Kummer über sein Benehmen vergiftet worden sei, ist zu albern, als daß man ihr Glauben schenken dürfte. Maffeo's Handlungsweise mag nicht Lug gewesen sein,

jedemfalls beruhte sie aber auf gewissenhafter Ehrlichkeit, daß es aber einem Manne von solchem Charakter in jener intriguerreichen Zeit an Feinden und Eßdörtern nicht fehlen konnte, ist leicht begreiflich *).

GHERARDO DALLE NOTTI, oder auch della Notte, ein berühmter niederländischer Maler des 17. Jahrh. aus Utrecht und 1592 geboren, dessen einheimischer Name aber Gerhard van Donschort lautet, unter welchem ihm zwar ein kurzer Artikel in diesem Werke II. Sect. 10. Bd. S. 390 schon gewidmet worden ist, der aber um des Mannes Thätigkeit und eigenthümlicher künstlerischer Richtung willen viel unter der ausländischen Namensform eine Ergänzung verdient. Seine durch Abraham Bloemaert empfangene Ausbildung in der Malerei erhielt durch Fortsetzung seiner Kunststudien in Italien, wozu er sich begab, besonders zu Rom, eine eigenthümliche Geschmacksrichtung, welche damals vom höchsten Grade des Manierirten und von den wirksamsten Ausschweifungen der Phantasie, die sich gar nicht mehr um die Wirklichkeit bekümmerte, diesen Idealisten gegenüber in eine klassische Nachahmung der Natur durch die leidendhaftlichen Betrachtungen Amerigo's da Caravaggio zu Rom verfallen war und welche Gherardo mit anderen Künstlern auch im Auslande verbreiten half. Caravaggio nämlich, der Urheber dieser Geschmacksveränderung, hatte sich mit derselben nicht nur einen großen Anhang, namentlich unter den fremden jungen Künstlern, welche Rom besuchten und sich ihm eifrig angeschlossen, sondern bei denselben auch den Ruf verschafft, daß er der einzige getreue Nachahmer der Natur wäre, weil er deren Gegenstände mit scharfen Lichtern und großen Schatten darstellte, seine Gemälde in großen dunkeln Räumen mit wenigen strahlenden Lichtern aufstufte und dadurch denselben einen besondern Reiz der Neuheit gab.

Gherardo schloß sich, die einheimischen Kunststreben von sich abweisend, dieser neuen italienischen Schule eifrig an, bildete sich zwar ganz nach ihr, verstand aber wol nur das Bessere von derselben sich auszuwählen, und weil er in Folge dieser Geschmacksrichtung seine Gemälde geru mit den Effecten einer nächtlichen Beleuchtung verband, d. h. mehr Nachklänge als Tagebilder malte, so gab ihm die Italiener den Namen *Gherardo dalle Notti*, unter welchem er bei ihnen auch bekannt geblieben ist *). Kanzl, der ihm ein besse-

*) Beagl. F. *L'ghelli, Italia sacra*. Tom. V. p. 1304 seq. Alph. *Coccont* VI. Pontif. rom. Tom. IV. p. 132 seq. G. J. *Agga*. *Purpura* dicta. Lib. III. p. 262 seq.

1) Den Italienern war es eigenthümlich, die Geschlechtsnamen der deutschen und niederländischen Künstler so zu verändern, daß diese gerade bei ihnen verdrängt wurden. Dies erwies sich z. B. an dem berühmten Maler Daniel Syder, welchen sie diot Cavaliere Daniele zu nennen pflegten. Doch diö schlimmer verfuhr sie mit ihrem eigenen Landeuten im 16. Jahrh., indem sie ihre Künstler fast immer nur bei den Kaufmannsnamen und diesen gern einen bel- oder Spitznamen anfügten, wodurch der wahre Familienname nicht selten verloren ging. So z. B. bei Tribolo, der eigentlich Nicolo de Pericoli hieß, und bei Schirlandajo, dessen wahre Geschlechtsname von Wissen wurde für völlig verloren gegangen zu sein betrachtet wird, in der That aber

*) Beagl. *Quell* et *Richard*, *Scriptores arduis praedicat*. recensit 11, 835.

res Lob, als viele Andere, ertheilt, erklärt diesen Beinamen Honthorst's daraus, daß fast alle seine Bilder vom Kerzenlicht beleuchtet und für dieselben von Caravaggio nur das Fleisch, die Lebendigkeit, die großen Licht- und Schattenmassen angenommen worden, dagegen aber in den Umrissen genau, in den Formen gesucht, in Gebärden anmuthig und für die Darstellung heiliger Gegenstände sehr geeignet gewesen wären. In der That zeichnet sich auch unter seinen vielen Bildern der Christus bei Nacht vor dem Richterstuhle des Pilatus aus. Dieses Werk befand sich in der Galerie des Fürsten Giustiniani¹⁾. Während seines Aufenthaltes zu Rom malte er für mehr Cardinale verschiedene Werke. Sein sittliches und angenehmes Betragen verschaffte ihm allenthalben, wo er sich aufhielt, Zutritt, und seine Nachstücke, worin er seinen Meistern im Colorit übertraf, einen solchen Beifall, daß er als Lehrer vielfältig gesucht wurde und auch mehreren Prinzen und Prinzessinnen Unterricht im Zeichnen und Malen erteilen mußte.

Seine Berühmtheit, die ihm seine durch Feuer und anderes künstliches Licht meisterhaft beleuchteten und außerordentliche Wirkung hervorbringenden Nachstücke allenthalben erwarben, verschaffte ihm, als großem Künstler die Berufung an König Karl I. von Großbritannien Hof, wo er sich auf die Dauer niederlassen sollte. Seine vier hinterlassenen Werke hat Balpale beschrieben, zu denen das schon im Artikel Honthorst beschriebene, doch nicht als das vollkommenste Gemälde, im Erdgeschosse unter den Zimmern der Königin zu Hamptoncourt gehört und ihm des Königs Kunst in so hohem Grade verschaffte. Weit schöner ist ein Anekdoten von ihm, welches die Gräfin Lucie von Bedford darstellt und zu Woburn gezeigt wird. Die Gräfin ist schwarz bekleidet und mit dem Haupte in der Hand ruhend; wenn auch dreist, so ist das Bild doch mit feinerem Pinsel meisterhaft ausgeführt. Die Bildnisse des Marquis von Montrose und der psalmschen Prinzen Ruprecht und Moritz, des Königs Neffen, mit des Künstlers Namen bezeichnet, waren zu Balpale's Zeiten im Besitze eines gewissen West. Ein Brustbild des Pfalzgrafen Karl Ludwig, des ältesten Bruders jener beiden Prinzen, mit der Jahrzahl 1633, ist auch von ihm. Die Sammlung des Lord Essex zu Cashbury verwahrt ein großes Gemälde Gherardo's, welches die Königin von Böhmen mit ihren Kindern darstellt, eine freistehende Allegorie darbietet und nur in sofern merkwürdig ist, als die Königin und ihre Kinder, die man auf dem Bilde erblickt, seine Schüler gewesen waren; wenigstens waren von ihnen die Prinzessinnen Sophie und Louise Hollandine seine Schülerinnen gewesen und hatten unter ihm nicht geringe Fortschritte in der Malerei gemacht. Von der Letzteren kennt man sogar mehrere vortreffliche Stücke. Nach Descamps hatte Gherardo

dalle Notti seinen Schüler Joachim van Sandrart aus Italien mit sich nach England genommen, wo dieser für König Karl ebenfalls Mehreres gemalt haben soll, man hat aber nachmals diese selbst namhaften Werke nicht wieder entdecken können; ebenso unzuverlässig ist die Angabe von Sandrart's Rückreise aus England nach Venedig im J. 1627.

Aus England bezog sich Honthorst oder Gherardo, ohne doch seinen Verkehr mit König Karl noch gänzlich aufzugeben, sondern für denselben auch noch fortarbeitend, in ungekannten Jahren in seine Heimath zurück und ließ sich als Hofmaler des Prinzen Friedrich Heinrich von Nassau-Dröning in Haag nieder, für welchen er von hier aus Vieles in besten Schlessern, besonders im Busch gearbeitet hat. Ingleichen malte er Vieles für den großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg und dessen Gemahlin Louise Henriette von Dröning. So zahlte ihm der Rentmeister zu Cleve nur im J. 1640 für 36 Bildnisse, die der Künstler neben beiden fürstl. Personen geliefert hatte, 2624 Thlr. und im Jahre 1654 hatte derselbe abermals eine Summe von 1860 fl. holl. für gelieferte Kunstwerke vom kurbrandenburgischen Hofe zu fordern, die aber erst nach seinem Tode 1666 ausgezahlt wurde.

Ein von ihm selbst im malerischen Geschmache gezeichnetes Blatt: das Banquet des Reptun ist bekannt. Andere dagegen haben viel nach ihm gezeichnet, meistens Bildnisse von fürstl. Personen, welche J. Brower, C. van Dalen, J. Houckee, P. Jobe, C. Duerbos, L. Saillier, Paul Pont. Soutman, J. Suckertsoef und besonders C. Wisker gezeichnet haben. Von historischen Gemälden führt der Winkelmann'sche Catalog einen todt, von den heiligen Weibern und Engeln bewinten Christus, von P. Pontius Soutman Toth mit seinen Jüngern, ein schönes Blatt von J. G. Müller 1782, eine Dianenjagd, ohne Namen des Stecher und das Uebrige alldann Gottungsskizzen von Aubry, Bloemart, A. Blootemijns, van Dalen, F. Gebhart, P. Reyer, C. de Paas u. m. A. zu verschiedenen Zeiten, theils geschabt, theils gezeichnet an, von welchen man Filial Pietry von Franz Gebhart zu den vorzüglichsten rechnet, nebst einem andern Stücke, auf welchem ein Mann mit einem Glase Wein in der einen und mit Gefüßgel in der andern Hand von einer Ribb-person (Köchin) hinter ihm geliefert wird, ist überdies noch merkwürdig wegen der Unterschrift: Honthorst inv. C. de Paas amplificav. se. et. exc. In der Jesuitentirke zu Geln werden von diesem Künstler eine Kreuzigung und eine Eröblung gezeigt, die aber fast zu classisch für ihn sind, ingleichen andere Bilder, die gar nichts Eigenthümliches von ihm an sich tragen. Dagegen ist im Privatbesitze ebendieselbe ein Bildniß der Hebtiffin de la Rochefoucauld mit der Jahrzahl 1638 und des Künstlers Namen, welches den allerhöchsten holländischen Portraitaltern in der Zeit und Richtung Rembrandt's würdig zur Seite steht²⁾. In der Schrift

Domenico Corradi lautet. C. F. Hecker hat darüber, auf die Angaben Dargi's gestützt, Mehreres zu Basari IV, 54 gebracht.

2) Siehe Lang's Geschichte der Malerei in Italien, deutsch von v. Quandt und Wagner I, 309 fg. und 455.

1) Siehe Franz Kugler's Kleine Schriften und Studien zur Kunstgesch. II, 319 u. 321.

Binkelmann und sein Jahrhundert (S. 175) wird von den Mitleiden, deren sich dieser berühmte Künstler bediente, um die mächtige Wirkung, welche er beabsichtigte, zu motiviren, gesagt, daß seine Werke eben deshalb noch jetzt als Muster dieser Gattung der Malerei angesehen werden können. Seine Werke wurden allenthalben sehr gesucht und viele derselben wanderten nach Dänemark, wie Florent le Comte erzählt. Außerdem führt Krenzel in seinem Cataloge eine ansehnliche Zahl von Werken Gherardo's an, welche von verschiedenen Meistern gestochen worden sind, z. B. die Hinrichtung Johannis des Täufers, von G. Longhi 1806, und dieses Heiligen Kopf auf einer Schüssel, von J. Baldor 1625 gestochen, mehrere Gentrebilder von würdiger Erfindung und neben mehreren damals lebenden fürstlichen Personen und anderen berühmten Zeitgenossen vornehmlich noch eine Menge Bildnisse von Familiengliedern des kurbrandenburgischen und nassau-oranischen Hauses in ganzen und halben Figuren und unter verschiedenen Gewändern, mit oder ohne Umgebung von verschiednen, doch schon oben genannten Meistern von der Zeit von 1621—1781 gestochen und gerühmt werden). Gherardo starb nach Krenzel und Kugler im Haag 1662. (Zusolge des Museo Fiorentino II, 253 wird sein Bildniß zu Florenz aufbewahrt. Unter seinen ausgezeichneten Schülern ist uns nur Joachim van Sandrart, der auch sein Leben beschrieben hat, bekannt"). (B. Rose.)

GHERI oder GORI (Cosimo de'), Bischof von Gano, im J. 1513 zu Pistoja geboren, stammte aus einer sehr angesehenen Familie und wurde schon als Jüngling von 17 Jahren im J. 1530 von Clemens VII. zum Bischofe von Gano ernannt. Er besaß ungewöhnliche Kenntnisse in der griechischen und römischen, sowie in der vaterländischen Literatur und galt überhaupt als einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit; er stand mit vielen derselben im Briefwechsel und seine Briefe werden als Muster des lateinischen Stiles betrachtet, auch nahm man neun derselben unter die *Epistolae clarorum virorum, selectae de quauplurimisque optimaes, ad indicandam nostrorum temporum eloquentiam* (Venetis 1556. 12. Coloniae 1586. 12.) auf. Noch weit mehr aber, als durch seine Gelehrsamkeit, wurde Gheri durch eine über alle Begriffe schmachvolle und den sittlichen Zustand jener Zeit kennzeichnende That, welche seinen Tod herbeiführte, bekannt. Pier-Luigi da Farnese, ein natürlicher Sohn des Papstes Paul III. und in alle Laster verunkelter Mensch, durchzog, nachdem sein Vater den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, den Kirchenstaat, um junge Männer, welche ihm gefielen, wider die Natur zu schänden und sie, wenn sie sich

weigerten, mit Gewalt zu seinem Willen zu zwingen. So kam er auch nach Gano und wurde baldst seiner Verwandschaft wegen von dem Bischofe ehrenvoll empfangen. Seine erste Ansprache bestand in der Erkundigung nach den schönsten Damen der Stadt und in der mit Unflätheereien verbundenen Frage, mit welchen derselben sich der Bischof die Zeit vertreibt; dieser wich verlegen aus und suchte die Rede auf die Zwistigkeiten zwischen den verschiedenen Parteien der Bürger und die Beilegung derselben durch die Vermittelung des hohen Gastes zu lenken. Pier-Luigi beschied den arglosen Bischof auf den nächsten Morgen zur Besprechung dieser Angelegenheit zu sich; kaum war dieser aber in das Zimmer getreten, als er ihm wider die Natur Gewalt anthatum versuchte. Der Bischof aber wehrte sich, obgleich er ein sehr schwächlicher Mann war, mit der größten Verzweiflung, bis er von den herbeigerufenen Helfershelfern niedergeworfen und gefesselt wurde, worauf der Büßling sein verruchtes Vorhaben ausführte. Der Bischof starb in Folge körperlicher und geistiger Aufregung schon einige Tage nach der fast ungläublichen Mißhandlung am 24. Sept. 1537. Das Verbrechen blieb nicht nur unbestraft, sondern Pier-Luigi rühmte sich sogar desselben allenthalben und erhielt später das Fürstenthum von Parma und Piacenza. Die Kunde von dieser Schandthat fand auch bald ihren Weg nach Teutschland, wo man sie mit der Vermerkung verbreitete, dies sei eine neue Art die Heiligen zu martern*).

(Ph. H. Kuth.)

GHERI (Vincenzo), aus Pistoja, welcher auch durch Bartharia's Bibliotheca Pistor. bekannt geworden ist. Dieser gelehrte aesthetische Schriftsteller — andere Eigenschaften und Verhältnisse desselben kennen wir nicht — doch offenbar ein Geistlicher in seiner Vaterstadt, lebte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. und gab folgende Werke heraus: *Il Padre nostro ridotto in XI meditazioni* zu Bologna 1587, *Ghirlanda della beata Maria*, ebendas. 1587 und *Discorsi su Vangeli della Quaresima*, ebendas. 1593 +). (B. Rose.)

GHERING oder GHERINX (Philipp de), Leibarzt des Erzbischofes und Kurfürsten Ernst von Köln, der zugleich auch Bischof von Lüttich war, lebte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., stammte aus St. Tron und starb den 11. Nov. 1604. Er machte sich bekannt durch eine in französischer Sprache verfaßte Beschreibung der Heilquellen zu Spa und der eisenhaltigen Quelle zu Tongern, die er unter dem Titel: *Description des fontaines acides de Spa et de la fontaine de fer de Tongre* zu Lüttich 1583 in 12. und Thomas de Rye (Rietius) aus Weßeln, sein Nachfolger auf seinem Posten und zweiter Gatte seiner Witwe Ida Haghen, in der lateinischen Uebersetzung unter dem Titel:

*) Ben. Varchi, *Della Fiorentina storia* L. XV. (in *Granaril Thesaur. antiq. ital.* Tom. VIII. P. 2. p. 668 seq.). Vergl. P. Leo, *Geschichte der italienischen Staaten*. 5. Bd. S. 478.

†) Vergl. Bartharia's Bibliotheca Pistoriensis (Zürin 1752. Gel. 1. 303).

4) Siehe J. G. U. Krenzel, *Sammlung der Kupferstiche und Handzeichnungen u. s. w.* (Dresden 1839 und 1842 in 8.) 3. u. 4. Bd. a. m. D. 5) Vergl. außer den schon genannten Werken noch *Florent le Comte*, *Cabinet des singularités etc.* II, 236. *Riccioli's* *Geschichte der jüngeren Künste* I, 197 fg. V, 371—374. II, 335 fg. und VII, 330 fg. mit Hüßli dem Jüngern I, 367 fg. F. Kugler's *Handbuch der Kunstgeschichte* S. 618 und dessen *Geschichte der Malerei* (2. Aufl.) II, 434 fg.

Descriptio fontis Spadani et fontis ferrati Tungrensis zu Lüttich 1:92 in 8. herausgab *). (B. Röse.)

GHERINUS oder **GHERIN** und **GHEERIS** (Jacobus), ein praktischer Arzt zu Antwerpen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., ist durch seine in flämischer Mundart abgefaßte Abhandlung über die im J. 1555 zu Gorkum, Borkum und Ulrecht herrschende Pest nebst Vorschlägen zur Verhütung vor derselben und zu ihrer Heilung, die zu Antwerpen 1597 in 8. im Drucke erschien, bekannt †). (B. Röse.)

GHERLI (Fulvio), gebürtig aus Modena, Arzt und tüchtiger Chemiker in der ersten Hälfte des 18. Jahrh., von dessen Lebensverhältnissen, Geburt und Tod uns Nichts bekannt ist, ausgenommen seine schriftstellerische Thätigkeit, die sich in folgenden Werken seines Fachs kund gibt und auch im Ausland einen Ruf erworben: *Centuria d'osservazioni di medicina e di chirurgia* (cirurgia), 1711 nebst einer zweiten *Centuria* (Venedig 1721.), ferner: *Feriti posti lusalvo, ossia il vero metodo di curar le ferite* (ebndaf. 1721 in 8.); *Scuola Salernitana di Giovanni da Milano, discaldata* (ebndaf. 1733 in 8.) und *Medicamenti posti alla Pietra di paragone* (ebndaf. 1722.), mit den *Osservazioni di medicina etc.* (ebndaf. 1731.) in drei Theilen. (B. Röse.)

GHERLI (Odoardo), ein um die mathematischen Wissenschaften verdienter Dominikanermonch, war 1730 zu Quasalla im Modenesen geboren, wo sein Vater Arzt war, trat 1748 in den genannten Orden und wurde bald darnach als Professor der Dogmatik an der Universität zu Modena angestellt, in welchem Fache er mehr Jahre daseibst wirkte; weil er aber die mathematischen Studien, welchen er sich schon in seiner Jugend mit großer Vorliebe gewidmet hatte, der Theologie vorzog und in dieser Wissenschaft nicht unbedeutende Fortschritte gemacht hatte, so suchte er sich auch dazwischen, seine von ihr erworbenen tiefen Kenntnisse in einem umfassenden und vollständigen Lehrbuche bekannt zu machen. Er gab daher seine *Elementi teorico-pratici delle matematiche pure* zu Modena 1770 u. fg. 3. 7 Bände stark in 4. heraus, und wurde in Folge dieses Werkes 1778 zum Professor der Mathematik an die Universität zu Parma berufen. Er starb aber schon 1780, nachdem sein in gedachter Wissenschaft begründeter Ruf ihm auch außer Anverbietungen für diesen Wirkungskreis verschafft hatte. Besonders war er von Langrange und Condorcet hochgeschätzt worden, deren Briefe an ihn am Ende des obigen Werkes abgedruckt zu finden sind *). (B. Röse.)

GHERSEM (Gaugericus de), ein ums Jahr 1690 blühender Componist, war zu Dornick in Flan-

dern geboren. Er widmete sich der Musik, und machte darin rasche Fortschritte. Noch sehr jung ward er an der Kathedrale seiner Vaterstadt im Orgelspieler angestellt. Im J. 1590 begleitete er den niederländischen Kapellmeister Georg de la Pole nach Spanien, wohin derselbe durch Philipp II. gerufen wurde. Unter der Leitung dieses damals sehr geschätzten Tonkünstlers studirte er die Composition. Philipp II. gab ihm mehrfache Beweise seiner Gunst, und ernannte ihn ebenfalls zu seinem Kapellmeister. In Spanien zeigten sich ihm manche Aussichten, sein Glück zu machen. Er ließ sie jedoch unbenutzt. Immer lebhafter regte sich in ihm die Sehnsucht, in seine Heimath zurückzukehren. Er legte seine Stelle nieder, und begab sich wieder nach Flandern. Auch dort erhielt er mehrfache Beweise der Anerkennung seines Talents. Am Hofe zu Brüssel ward er zum Kapellmeister und später von dem Erbherzog Albert zum Orator ernannt. Seine Gluckseligkeitsvertheilungen sich noch durch eine ihm ertheilte Prädikate zu Dorrid. Er war besonders als Kirchencomponist geschätzt. Im Drucke erschienen von ihm mehr Messen und Motetten, außerdem Villansichas, eine Art von Liedern zur Feier des Christfests und des Festes der heiligen drei Könige *). (Heinrich Döring.)

GHERUS (Rauutius), ist der ungenommene falsche Name, unter welchen sich der berühmte belgische Gelehrte Janus Gruter (s. d. Art.) als Herausgeber einer großen ausgezeichneten Sammlung von lateinischen Gedichten der Italiener, Franzosen und Niederländer seiner Gegenwart und der Vergangenheit versteckt hatte. Diese erschien noch einander unter den Titeln: *Deliciae poetarum Italorum, hujus superioris aevi illustrium* zu Frankfurt. 1608, 2 Bände; *Deliciae poetarum Gallorum*, ebndaf. 1608, 3 Bände und *Deliciae poetarum Belgicarum*, ebndaf. 1614, 3 Bände, sämmtlich in 16. Mit Ausnahme des Buchstaben h ist dieser verhehlende Name ein vollständiges Anagramm des wahren Geschlechtsnamens vom Herausgeber obiger Sammlungen †). (B. Röse.)

GHESQUIERE DE RAEMSDONK (Joseph), ein gelehrter Jesuit des 18. Jahrh. und zugleich Bellandist *). Geboren zu Courtray in ungenannten Verhältnissen 1736, trat er, da er sich dem geistlichen Stande widmete, frühzeitig (1749) zu Antwerpen in den Orden der Jesuiten, von welchen er auch seine wissenschaftliche Ausbildung erhalten hatte, und wurde von ihnen alsdann zur Theilnahme an der Bearbeitung und Herausgabe der *Acta Sanctorum* gezogen. So hatte er Antheil am ersten 1765 erschienenen Bande dieses un-

*) Bergl. A. Catullii Torneum p. 100. Gerber's Kunst histor.-biograph. Lexikon der Künstler. 2. Th. S. 315.

†) Bergl. Poppens, Bibliotheca belg. I, 549 und Abr. Waltheil's Jugemens des Savans etc. VI, 243.

1) Man findet den Namen dieses Gelehrten häufig auch Ghesquiere de Raemdonk, vermuthlich vom Orte seines geschlechtlichen Ursprungs geschrieben; ganz abweichend davon wird er in den Ergänzungsb. der Sm. Altgen. Litt.-Zeit. von 1785 — 1800 Raemdonk genannt.

*) Bergl. Poppens, Bibliotheca belg. II, 1433. Dubrui van der Mier (Miraeus) gedient seiner auch in den *Elogia belgica* p. 98. aber unter dem Namen Ph. Gaugericus.

†) Bergl. Poppens, Bibliotheca belg. I, 514 und Sweetill Athenae belg. p. 362.

*) Dictionnaire universel etc. VII, 410.

geheuren Werkes für den Monat October, den zweiten derselben Folge bearbeitete und gab er in Gemeinschaft mit Cornelius de Bye und Jac. de Bue 1768 heraus, und den dritten in gleicher Gemeinschaft 1770²⁾. Indessen wird Ghesquiere, nach Schöjzer's Angaben, nicht ausdrücklich zu den drei Mitarbeitern dieses werthvollen großen Werkes, sondern fast seiner Zeit nach Dubens gerechnet, welchen die Kaiserin Maria Theresia nach Aufhebung des Jesuitenordens besonderen Schutz verleiht und zur ungehinderten Fortsetzung desselben die Abtei Goudenberg bei Brüssel zur Wohnung und zu ihrem Unterhalte angewiesen hatte. Es erschienen aber von genanntem Zeitpunkt an innerhalb 24 Jahren nur drei Bände dieser Acta, da doch nach einer früheren planmäßigen Berechnung mindestens alle zwei Jahre ein Band gedruckt werden sollte. Willsticht nur Ghesquiere um diese Zeit, d. h. 1779, schon Abt des Prämonstratenserklosters zu Tongerloos im antwortend Bezirke und auf diese Weise hinlänglich versorgt, gleichwohl aber finden wir ihn für den 4., 5. und 6. Band der Acta SS. Octobris, von welchen der letztere 1794 zu Tongerloos erschien, nicht mehr unter den Mitarbeitern derselben, wiewol sich dieses bereits in der Auflöfung begriffene holländische Institut von Brüssel aus, wosin es 1786 nach Aufhebung der Abtei Goudenberg und anderer belgischer Klöster in das ehemalige Jesuitencollegium war verlegt worden, während der Revolutionenstürme in jene Abtei gestüht und hier den genannten 6. oder den 53. Band des ganzen Werkes beendet hatte. Kaum aber waren die Holländisten, denen sich Ghesquiere hier ebenfalls wieder zugesellt hatte, mit demselben fertig, so wurden auf Befehl der Obren sämtliche noch vorhandene und noch nicht verkauften Exemplare dieses Werkes (man sagt 1000 an der Zahl) mit den vorräthigen Handschriften und anderen Materialien zu dessen Fortsetzung eingepackt, gestüht und so geheimnißvoll verpackt, daß kein Mensch erfahren konnte, wohin dieser Schatz gekommen war³⁾. Erst 30 Jahre später (1824) wurde bekannt, daß dieser große Apparat in der Abtei Tongerloos selbst sorgfältig verborgen geblieben und nun erst auf die burgundische Bibliothek zu Brüssel gebracht worden war, wo er zehn Jahre darnach (1834) zur Grundlage der wieder in Angriff genommenen Fortsetzung des Werkes, wie bekannt, gedient hat und fortwährend noch dient⁴⁾.

Des Jesuiten und Abtes Ghesquiere von Tongerloos Schicksal weiter betreffend, so war er nach Aufhebung seines Ordens mit seinen übrigen Brüdern, den Holländisten, von Antwerpen nach Brüssel gewandert, hier Mitglied der Akademie der Wissenschaften und unterdessen noch mehrerer anderer belgischen gelehrten Gesellschaften, endlich auch kaiserlicher und königlicher Historio-

graph geworden, nachdem er wenigstens seit 1773 sich eigenen selbständigen Forschungen auf dem historisch-antiquarischen Gebiete zugewandt hatte; daher ihn Schöjzer von dieser Zeit an nicht mehr zu den Holländisten rechnet. Von Brüssel aber flüchtete er beim Einbruch der Franzosen in Belgien nach Tongerloos, obgleich auch diese Abtei bereits aufgehoben worden war, und als er sich vor denselben hier nicht mehr sicher glaubte, nahm er (1794) seine Zuflucht in Zeuthland und beschloß — von seinen ehemaligen holländischen Kollegen nur noch Jacob de Bue und Joh. Bapt. Fonanus, die viel später, als er, in Brüssel starben, am Leben zurücklassend — seine Tage um das Jahr 1804 in einem städtischen Bellsalens.

Seine bewährte Tüchtigkeit und vielseitige gelehrte Ausbildung, die er in früher Jugend sich erworben, hatten ihn zur thätigen Theilnahme an der Ausarbeitung und besonders der Vervollständigung des bereits von Holland, Frankreich und Papstbrod gesammelten Materials für das wahrhaft großartige Unternehmen der Acta SS. gezogen und fähig gemacht, ein ähnliches, doch selbständiges Werk für die Hagiographie Belgiens zur Ausführung zu bringen. Er übernahm nach der Erscheinung des 3. Bandes der Acta SS. Octobris Anfangs allein, später mit Zuziehung der gelehrten Jesuiten Smeets und Thys, nach dem Muster der Holländisten, die Bearbeitung sämtlicher belgischer Heiligen, zwar auch in chronologischer Reihenfolge, doch nicht nach den Kalendertagen geordnet, und benutzte dafür allerdings auch die in jenen Werke bis dahin bereits bearbeiteten belgischen Heiligen, aber mit neuen Forschungen, noch nicht benutzten Quellen und Hilfsmitteln, während seine Arbeit für die Heiligen vom Anfange Octobers bis Ende Decembers, welche die Holländisten noch nicht hatten bearbeiten können, ein noch meist unbekanntes Feld betrat, auf welchem er durchweg selbständig forschte, berichtigte und ergänzen mußte⁵⁾. Aus diesen kritischen Forschungen gingen die Acta Sanctorum Belgii selecta, collata, digesta et illustrata hervor, die er unter seinem Namen mit erläuternden Zusätzen und Anmerkungen zu Brüssel von 1783—1794 in 6 Quartbänden erscheinen ließ. Dieses Werk leistete in neuerer Zeit und jezt noch den Forschern des großen holländischen Werkes für die Bearbeitung belgischer Heiligen großen Vorstoß, was sie auch dankbar anerkennen, doch die betreffenden Artikel nicht durchweg aus den Quellen vollständig erschöpfend und deren Benutzung nur rückwärts angewendet finden, gleichwol aber die Verdienste Ghesquiere's keineswegs schmälern, wenn sie

2) Siehe Krusell's Biblioth. histor. I, 1, 368. 3) Vgl. den Bericht eines Mitglieds über dessen Wanderungen von Tachen nach Paris im März 1807, im Regentblatt. Jahrg. 1814. I, 250 f. 4) Man f. Phil. Gsellier's Notizen zu dessen deutscher Bearbeitung von des Grafen v. Rottembourg's Hagiographie der heiligen Elisabeth (1836 in 8.) p. CXLV seq.

5) Nur in diesen beschränkten Beziehungen kann man Ghesquiere's Werk als ein selbständiges, nicht aber, wie Gence in dem hier mit benutzten Artikel unseres Jesuiten zur Biogr. universelle XVII, 373 seq. gegen die historische Wahrheit grübeln hat, als ein in der Hinsicht recht von ihm ungeschicktes nennen. Ghesquiere hat allerdings, was Gence nicht gemerkt zu haben scheint, die Acta SS. der Holländisten so weit, als sie damals schon gedruckt waren, zu seinen Arbeiten benutzt.

auch mit seiner scharfen Kritik gegen die Legenden und anderen frommen Unsinn nicht so recht zufrieden sind *).

Außer diesem sehr gelehrten kritischen Werke gab Ghesquiere noch eine Dissertation sur les différents genres de médailles antiques, ou Examen critique des nouv. recherches de Mr. Poincnet de Sivry zu Rivaux 1779 in 4. und Observations historiques et critiques sur l'ouvrage de Mr. Massez, intitulé: Examen de la question, si les décimateurs ont l'intention fondée en droit à la perception de la dime des fruits insolites zu Brüssel 1780 in 4. heraus, nebst den gleichzeitig zu Rivaux in der 2. Ausgabe erschienenen Reflexions sur deux piéces relatives à l'histoire de l'imprimerie in 8. Mit Unterstützung Valentin du Bois, Erasme Frölich's und Joh. Kell's gab er, jedoch anonym, seinen Catalogus numismaticum nummorumque Caroli Alexandri, ducis Lutharingiae zu Brüssel 1781 in 8. heraus. Hierauf folgten seine Lettres historiques et critiques, pour servir de réponse à l'Essai historique sur l'origine des dimes (de d'Outrepoint), zu Utrecht 1784 in 8., Johann Jean Mémoires sur trois points intéressants de l'histoire monétaire des Pays-Bas, avec les figures de plusieurs monnaies belgiques tant d'or que d'argent, frappées avant l'année 1459, zu Brüssel 1786 in 8., nachdem 1785 La vraie notion des dimes, retablée sur les principes de la jurisprudence canonique, suivie d'un Appendice von ihm ohne seinen Namen und ohne Drucker in 8. erschienen war. Dagegen kam seine Notion succincte de l'ancienne constitution des provinces belgiques, tirée des auteurs et documents anciens, suivie de quelques observations etc. zu Brüssel 1790 in 8., und sein Prospectus operis, quod inscribitur: Analecta belgica ad XVII provinciarum Belgii ac ditionum interjacentium historiam dilucidandam zu Antwerpen 1794 oder vielmehr früher heraus, da Schözer schon 1773 um die Ankündigung dieses für die gesammte niederländische Geschichte sehr viel versprechenden Werkes wußte *). Die letzte Frucht seiner unermüdeten gelehrten Thätigkeit, welche auch sein Aufenthalt in Dortmund oder Duisburg nicht unterbroch, war die ebenfalls 1800 in 8. erschienene exegetisch-dogmatische Arbeit über den Propheten David unter dem Titel: David propheta, D. doctor, D. hymnographus, D. historiographus, seu poeta prophetici, doctrinales, hymnici et historici, philologicae ac paraphrasticae expostio, servato authentico textu. Wie schon der Titel dieses Buches besagt, classificirt hier Ghesquiere die Psalmen nach ihrem Inhalte; allein außer diesem

einzigen Verdienste erkannten die protestantischen Gelehrten fast Nichts von demselben an. Sein textus authenticus ist die Vulgata. Zwar gibt er den historischen und hymnischen Psalmen gern eine allegorische oder moralische Deutung, sucht auch in ihnen den historischen Sinn zu ermitteln, hält sich aber gleichwol dabei meistens an die Data der alten Aufschriften in der Vulgata und in der alexandrinischen Version, sodaß er mit ihnen Alles auf David bezieht. Die Psalmsprose ist zwischen die Textsworte eingeschoben und berichtigt zumweilen laie die Vulgata. Zu den Doctrinalpsalmen rechnet er diejenigen, welche Neve oder Lob Gottes zum Gegenstande haben, obgleich mehrere der letzteren mit eben so vielem Rechte den prophetischen Psalmen hätten beigezählt werden können. Diese erklärt er mit Bezugnahme auf das neue Testament *).

Im Uebrigen war dieser Jesuit auch in den zu seiner Zeit in Deutschland und Frankreich wieder erwachten Streit der Kämpfer und Gersenen über den wahren Verfasser des berühmten Andachtsbuches von der Nachfolge Christi verwickelt gewesen, weil er in den Besitz eines codex von diesem Werke aus dem J. 1424 oder 1425, welcher früher das Kloster zu Kirchheim im Würtembergischen besessen hatte, gekommen war, und dieser darum nun Codex Ghesquiere's, statt C. Kirchhemensis genannt wurde. Derselbe enthält auf der ersten Seite, aber aus späterer Zeit mit sichtbar neuerer Schrift einer gänzlich unbekannten Hand die Notiz: Iste tractatus editus est a Magistro Thoma de Monte S. Agnetis, welche der Eborger Eusebius Amort zu Pollingen in seinem bekannten Streite (s. d. Art. Joh. Gersen) zur Stütze seiner, doch vom Fürstbiste Martin Gerbert zu St. Blasien (1765) gründlich verworfenen Annahme, daß Thomas von Kempen der wahre Verfasser jenes Andachtsbuches sei, genommen hatte. Gleichwol ergriff Ghesquiere mit ausdrücklicher Berufung auf seinen, auch von Amort benutzten alten Codex das Wort für den zum Schwiegen gebrachten pollinger Augstinermönch gegen die Gersenen, indem er zu dessen Gunsten in seiner Dissertation sur l'auteur du livre intitulé: de l'imitation de J. Christ, welche der Abt Percier von St. Eger zu Brüssel (und Paris) 1775 in 12. herausgab, den neuen Anhängern Gersen's erschöpfende Gründe aus der Deductio critica und der Moralis certitudo Amort's, jedoch ohne bleibenden Beifall und Einbruch entgegensetzte, und gegen alle strengere Kritik behauptete, seine Handschrift vom gedachten Andachtsbuche wäre der Originaltext desselben. Gleichwol unterließ er zu seinem Tadel, dieselbe herauszugeben, da zumal eine solche Ausgabe durch die von Johann Bolland (Antwerpen 1630) und deren Verbesserung nach einer Handschrift aus dem J. 1441 durch den Jesuiten Rodwysda von ihm erwartet werden konnte und

6) Siehe die Urtheile derselben in dem hier mit benutzten 7. Bande der Acta SS. Pars-II. p. 953 seq. in dem Artikel de S. Mummolin, seu Mommolino, welchen auch Ghesquiere in seinem oben genannten Werke mit eigenhändigen Vorlesungen und kritischen Bemerkungen einem Platz vergönnt hat. 7) Siehe dessen Briefwechsel S. B. S. 492 ff. Das Wort Jesuit ist vermuthlich in Folge der Aufwanderung seines Verfassers nach Deutschland nicht erschienen.

8) Auf dem Titel dieses Werkes nennt sich Ghesquiere, wie oben angegeben, Predicant aufgenommen, auch noch presbyter olim in Soc. Jesu quatuor volorum, nunc anno secundo jubiliarius.

wirklich auch erwartet worden war. Sein in der Literatur für gedachten gelehrten Streit vielgenannter Coder wurde 1840 zu Gent mit seinen übrigen Büchern versteigert und damals durch von Hustem erworben.

Endlich war Ghesquiere auch fleißiger Mitarbeiter an den Denkschriften der Brüder Akademie der Wissenschaften gewesen, deren fünfter Band der alten Folge 1. B. von ihm folgende Abhandlungen aufweist: 1) Sur les médailles romaines, trouvées près de l'abbaye d'Aulne, 2) Dissertatio geographico-historica de majoribus populis etc. und 3) Suite des observations sur la notice des Gaules de Sirmond par Berthod⁹⁾. (B. Röse.)

GHET (Gaspard du), ist der wahre Name eines hochgeachteten italienischen Künstlers und noch neuerer französischer Sprachstille in Dughet zusammengezogen worden, unter welcher Form ihn die neuesten Werke über Kunstgeschichte auführen; wenn man aber behauptet, er habe, weil er Zögling des ausgezeichneten Malers Nicolo Poussin gewesen wäre, auch dessen Geschlechtsnamen geführt und sei von Andrean auch so genannt worden, so ist der Grund dazu ein beispieleser und unerhörter; vielmehr mag dafür, da diese Namensbezeichnung wirklich stattgefunden hat, eine Adoption oder ein anderes Familienverhältnis Anlaß gegeben haben, da zumal nirgends erwähnt wird, daß sein Vater auch Poussin geheißen habe. Dieser hieß du Ghet und war ein geborener Pariser, lebte aber unter unbekannten Verhältnissen in Rom, wo Kaspar nach Lanzi 1613, nach Warlich 1617 geboren worden war. Sein leiblicher Bruder, auch Künstler, hieß Johann du Ghet oder Dughet¹⁰⁾. Kaspar hatte eine gute wissenschaftliche Bildung genossen, seine überwiegende Neigung zur Kunst aber trieb ihn, sich der Zeichen- und Malerkunst ausschließlich zu widmen, für welche er in dem damals zu Rom verweilenden französischen Künstler, Nicolo Poussin, der sein Schwager war, einen tüchtigen und

einsichtsvollen Lehrer fand¹¹⁾, welcher ihn zugleich anwies, wie man zur Landschaftsmalerei die reizendsten und anmuthigsten Gegenstände aussuchen und auswählen müsse. Sein leidenschaftlicher Hang zur Jagd und Fiskerei gab ihm den besten Anlaß, dieses Talent durch eignes Studium noch weiter auszubilden, sobald ihm Niemand in der Wahl schöner Gegenstände, schänter Bäume und klarer Bäche den Vorzug und die Meisterschaft unter seinen Zeitgenossen streiten konnte. Er wählte in der That auch nur die reizendsten Ansichten von Rom und dessen Nachbarschaft, wie Tivoli, Albano und Frascati, und dazu noch im Charakter verschiedener Epochen, die er treffend zu studiren und aufzufassen wußte, zu seinen künstlerischen Darstellungen und verstand sie zugleich mit großer Natur- und Lufstercheinungen, welche er aufmerksam beobachtet hatte, meißerhaft auf die Leinwand hinzuzukern. Wihin mußte er seine Landschaften durch Beleuchtung, Wind, Regen und Gewitter vorzüglich zu beleben, besonders aber wird gerühmt, daß außer Glaube Gelte es keinen Künstler gegeben habe, welcher die Wirkung der Sonne in den verschiedenen Tageszeiten und der sanften fühlenden Lüfte so täuschend auszudrücken verstanden hätte, als Kaspar Dughet. Alle seine Landschaften athmeten bezaubernde Kammt, aber auch Wahrheit in Auffassung und Darstellung ihrer Gegenstände. Nur tadelt man an denselben, daß das Laubwerk am Gesträuche und an Büschen zu sehr ins Grüne falle und dadurch eine Einförmigkeit des Farbentons bewirkt worden sei. Im Uebrigen erkennt man in seinen Werken einen durch gelehrte Bildung erhöhten und geläuterten Kunstsin, welcher ihre Schönheit noch vermehrte. Diese gelehrten Kenntnisse wiesen ihn denn auch auf den richtigen Weg, die Gebäude auf seinen Landschaften im Style und Charakter der Zeiten, aus welchen die Gegenstände seiner künstlerischen Darstellungen gewählt worden waren, völlig getreu wieder zu geben, mochten sie nun aus dem alten Italien, Griechenland und Aegypten oder auch aus der klassischen Zeit Italiens im Mittelalter genommen worden sein. Denselben Fleiß, dieselbe Sorgfalt verwendete er auch auf die menschlichen Gestalten und andere Figuren, sobald er damit gleichfalls ein hohes Interesse erreichte. Manche seiner Kunstwerke sollen in Abicht auf Nachahmung der Antiken an die schönsten Schilderungen der altclassischen Dichter erinnert haben. Gernig, Dughet galt zu seiner Zeit und gilt noch jetzt unter den Kunststürmern für einen Künstler, der es in seinen Leistungen zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht hatte; und doch war er nach Lanzi, welcher nebst Fiorillo ihm nicht genug Beachtung streuen kann, ein so schneller Arbeiter, daß er, wenn es eben darauf ankam, eine Landschaft mit Figuren in ein e Tag völlig fertig brachte. Dieses seltene Talent brachte ihn in Gemeinschaft und Vergleichung mit seinem Zeitgenossen Salvator Rosa, von welchem er indessen senk gar Nichts sich angeeignet hatte. Dughet starb, ohne eine besondere Malerschule in Italien für seine Geschmacksrichtung gebildet zu haben, 1675 zu Rom und hinterließ eine fast zahllose Menge von Gemälden.

9) Betail. außer den oben angeführten Schriften noch *Quarad*, *La France littéraire* III, 341; *Beauvais*, *Dictionnaire hist.* etc. I, 1248; *Griseb*, *Das gelehrte Frankfurt*, II, 10 fg. und *Brusei*'s *Verhandlung russische Gelehrten* (1801) IX, 420 mit *J. B. Wiegand*'s *Denkschrift Geyers* über den wahren Verf. des Buches von der *Kunstgeschichte* S. 177.

10) Daß Ghet der Stammname ist, unterliegt keinem Zweifel, und Florent le Comte nennt ihn in seinem *Cabinet des singularités d'architecture, peinture etc.* III, 238 noch du Ghet. Ebenfalls lautet der Name ursprünglich du Ghet oder Gunt, welchen die Familie aus Gietteil später in du Ghet veränderte. Derselbe aber Klang unserm Kaspar nicht italienisch genug, oder er fand denselben auffällig, weil Ghet (Ghetto) die Judengasse in Jerusalem bedeutet; daher er sich hinfür *Gaspard Duehe*, so *J. B.* auf seinen Werken, nannte. Andre Italiener nannten ihn, doch selten, *Gaspard de Pusino*, die Franzosen dagegen, wenigstens heutzutage, *Gaspard Poussin*. Unter solchen verwickelten Umständen ist es nöthig, den wahren Geschlechtsnamen dieses großen Künstlers zu kennen, und da er weder unter der Bezeichnung Dughet, noch unter Gaspard Poussin in der *1. Sec.* dieses Werkes einen Platz gefunden hat, unter Poussin aber häufig nicht unterzubringen ist, so mag ihn unter der obigen Form hier eine vortheilhafte Stelle verdienen sein.

X. Geyssl. L. B. u. A. G. G. G. LXVI.

Nicht allen Kunsthistorikern scheint bekannt gewesen zu sein, daß Dughet auch ein ausgezeichneter Kupferstecher gewesen ist. Indessen sind von seinen Leistungen in dieser Kunstgattung bloß acht Stiche nach seiner eignen Erfindung bekannt, die sämmtlich eine geistvolle und geübte Nadel verrathen. Sie stellen schöne Landschaften vor und sind von Barisch und Robert Dumesnil umständlich beschrieben worden. Zwar theilt ihm Gori noch mehrere Kupferstiche zu, die aber erweisenermaßen seinem Bruder Johann Dughet angehören, von dessen Kunstgeschicklichkeit jedoch Nichts weiter bekannt zu sein scheint. Einen neunten Kupferstich hat man unserem Kaspar noch zuschreiben wollen, der sich in der großen Kupferstichsammlung auf der kais. französischen Bibliothek in Paris befindet; genaue kritische Untersuchungen haben das Falsche dieser Behauptung nachgewiesen¹⁾.

(B. Ruse.)

GHETALDI (Marino) oder **GETALDUS** aus Ragusa in Sicilien gebürtig, ein unter seinen Zeitgenossen geachteter Mathematiker, welcher zu Ende des 16. und im Anfang des 17. Jahrh. in uns unbekannten Verhältnissen lebte und besondere Auszeichnung von der mächtigen römischen Familie de Barberini genoss. Vornehmlich war er der Fürst Laddeo von Palestrina und dessen Bruder, der Cardinal Barberini, welche nach seinem Tode seine in Handschrift hinterlassenen Arbeiten dem Untergange entzogen und zum Drucke beförderten, so die wichtige Schrift: *De resolutione et compositione mathematica libri V., opus posthumum* (Rom 1630 in Fol.), nachdem bei seinem Leben die *Variarum problematum collectio* zu Venedig 1607 in 4. erschienen war. Zu der zu Rom 1603 in 4. erschienenen Schrift: *Promotus Archimedes, sive de variis corporum generibus gravitate et magnitudine comparata* lieferte er die ersten genauen Versuche von der specifischen Schwere der Körper und verglich darin dieselbe von allen Metallen, dem Honige, Wasser, Meinen und Oele. Doch sind seine Vergleichenungen nicht bequemer genug ausgedrückt, sondern durch Zahlen mit Brüchen; daher er genehmigt war, seinen Gegenstand zum leichteren Verständnisse in Tafeln darzustellen, jedoch die Beschreibung seiner angestellten Versuche auf denselben zu unterlassen. In dem obengenannten zweiten Werke hat Ghetaldi einige Aufgaben, welche Regiomontanus algebraisch oder durch Sinus gelöst hatte, geometrisch zu konstruiren versucht, in gleicher Weise auch andere, die er den Werken des Jesuiten Christoph Clavius, Orrienerberger's und Jac. Restio's entnommen hatte. Das erste obenanförernde, durch Lücken der Handschrift unvollständige und nach seinem Tode erschienene Werk liefert den Beweis, daß Ghetaldi unter den zeitgenössischen Lehrern seines Faches, obschon er sonst sich ganz nach der Methode der griechischen Geometer richtete, der erste war,

welcher die von Franz. Vieta aufgebrachte Buchstabenrechnung in Anwendung brachte²⁾, die einzeln behandelten Fälle der Aufgaben genau unterschied, der Untersuchung, wo es nöthig war, Lehrsätze voranstellte, mit Bedingungen, unter welchen die Aufgabe möglich ist, und deren Auflösung die geometrische Construction beifügte. Seine Untersuchungen fangen mit einfachen und quadratischen reinen Gleichungen an, welche im Verlaufe der Demonstrationen auch in unreihe übergehen. Am Schlusse des Werkes macht er den Vorstoß, aus den Höhen der Berge und der auf ihnen gebotenen Ausicht den Halbmesser der Erde zu ermitteln, nebst ähnlichen anderen mehr, welche aber sämmtlich kein richtiges Resultat zu liefern im Stande sind. Im Uebrigen versuchte Ghetaldi auch die Fehler des griechischen Rhetematisches Apollonius von Perga (s. d. Art.) zu verbessern und gab deshalb den *Apollonius redivivus* und die *Supplementa Apollonii* zu Venedig 1607 heraus³⁾.

(B. Ruse.)

GHETALDUS (Bernardus), von den Franzosen ireiger Weise mit dem Vornamen Leonhard benannt, gebürtig aus Ragusa und Dominikanerorden, daselbst, lebte zu Anfang des 16. Jahrh. und hinterließ eine *Historia virorum illustrium congregationis Ragusanae*, von welcher sich aber schwer nachweisen läßt, ob sie auch gedruckt worden sei⁴⁾.

(B. Ruse.)

GHETTIS (Hieronymus de), auch **GHETTUS** schlechthin und sogar **GATTIS** geschrieben, in ungelannten Verhältnissen zu Rom 1564 geboren, widmete sich dem geistlichen Stande, wurde Augustinereremit zu Rom, studirte die Theologie sehr eifrig, erwarb sich in derselben die Doctorwürde und übte sich zugleich im Predigen. Seine Fähigkeiten und Kenntnisse zogen ihm die Aufmerksamkeit des heiligen Stuhles zu, dem er auch sein rasches Glück, doch erst in seinen späteren Jahren, verdankte. Nach den Versicherungen seines deligischen Ordensgenossen, Ph. van der Elst, war de Ghetis ein in aller Hinsicht ausgezeichnete Mann und genoss besonders als Kanzleirechner einen großen Ruf. Als er 1624 die Hauptpredigten verrichtete, erobte ihn Urban VIII. am 16. März zum apostolischen Generalvicar seines Ordens und am 17. Mai des folgenden Jahres zum Obergeneral desselben in Rom. Das ihm 1631 durch freie Wahl angetragene Bisthum mit der bischöflichen Würde schlug er aus und blieb seinem Orden getreu. Gleichwohl enthalten die Bemerkungen seines Zeitgenossen Leo Allacci über ihn Nichts davon, ob er noch 1632 als Ordensgeneralat regen seines hohen Alters wirklich ausgeübt habe.

Als Schriftsteller ist Ghetis durch folgende beiden

1) Dieser Vieta (gest. 1603) bezeichnete zuerst die gegebenen Größen mit Buchstaben, um dadurch die vier Rechnungsarten unter ihre Potenzen und Wurzeln darzustellen. Er bediente sich dabei der großen lateinischen Buchstaben, der Vocale für die gesuchten, der Consonanten für die, doch nicht immer durchweg, gegebenen Größen. 2) Vergl. U. G. Restner's Geschichte der Mathematik III, 187—195 und IV, 42 fg. 3) Siehe Quetf. et Richard, *Scriptores ordin. praedicatorum* recensit II, 23.

2) Vergl. Fiorillo's Geschichte der zeichnenden Künste I, 198 fg.; Langi's Geschichte der Malerei in Italien, deutsch von Wagner, mit Anmerk. von v. Duanbt I, 439 fg.; Bartoli, *Le peintre-graveur* XX, 232—236 und Robert-Dumesnil, *Le peintre-graveur français* I, 125 seq.

Werk bekannt geworden: *Constitutiones Ordinis Eremitarum S. Augustini, cum annotationibus Bullarum et Decretorum* (Rom 1625 in 4.), und durch La Vita della B. Rita da Cassia (Rom 1629 in 8.), welches letztere er nicht unter seinem Namen, sondern unter dem erdichteten Namen Pio Religioso herausgab.

Uebrigens schrieb Ghettus noch mehr gelehrte und östliche Abhandlungen und größere, auch die Kirchengeschichte und Erzele des alten und neuen Testaments betreffende Werke, die aber in Handschrift verblieben sind, als z. B. *Il Pellegrinaggio d'Abramo*, con tutti li accidenti occorsi a quel santo Patriarca, insino al fine della sua vita; *Sopra la Vita di Gioseffo Patriarca*, partita in tre volumi secondo li tre stati, di pastore, di schiavo, di principe, con cui va la Vita, passione e gloria di Christo; *Del naufragio di Jonna*, ove si contiene ancora la conversione di Ninive; *Sopra li due capitoli della Profetia di Abacuc*, in cui si discorrono tutti li stati sotto i quali visse la città di Roma, con gli eventi della chiesa insino all'ultimo scisma; *Sopra la profetia di Daniello*; *Sopra otto capitoli dell' Apocalisse*, in 2 Bänden; *Un volume di Prediche*, che contiene tutte le Domeniche e Feste dell'anno e dell'Advento; *Cetera Davidica*, che contiene l'esposizione della Salve Regina, accordata con li Evangelij de i Sabbati di Quaresima; *Specchio della perfetta Religiosa*; *Sopra la Bolla di Gregorio XV.*, ove si discorrono i diversi modi, che in diversi tempi s'è tenuto nella electione dei Sommi Pontifici Romani; *Ragionamento fatto alla republica di Ragusa*, in cui si discorrono le virtù, che devono adornar l'animo d'una persona nobile chiamata da Dio nella patria a dominare la politica d'una Città christiana e l'ottima disposizione delle leggi. Ghettus starb in seinem 71. Jahre zu Rom 1635 *).

(B. Röse.)

GHETTO. Die Etymologie dieses Wortes, welches ein der Sache nach über halb Europa vom frühesten Mittelalter bis zum Theil in die Neuzeit verbreitetes, dem Namen nach auf Italien eingeschränktes Institut bezeichnet, findet sich in keinem Lexikon, auch nicht in dem reichhaltigsten (von Cardinali, Orsini und Costa herausgegebenen) *Dizionario della lingua Italiana*. (Bologna 1819—1826.) Tom IV., wo es erklärt wird durch: „raccolto di più case, dove abitano gli Ebrei in alcune città cristiane; si prende anche collettivamente per Ebrei, ossia abitanti del ghetto.“ In dieser zweifachen Bedeutung von Strafe oder Stadtviertel, welches ausschließlich Juden zu bezeichnen gerndigt sind, und von Gesammtheit der dazugehörigen Jüdenngemeinde kommt es häufig vor;

z. B. *braucht es so G. B. Depping*, *Les Juifs dans le moyen âge*. (Paris 1834. 8.) pag. 484: „tel a été l'accroissement des richesses du ghetto ou de la Juiverie de Livourne“ etc. Nach Muratori, *Antichità Italiane*, dissertaz. XVI. finden sich diese den Juden zur Wohnung angewiesenen Stadtbezirke bereits in Urkunden von 1090 in Venedig und in Salerno erwähnt. Sie wurden Judaea, Judaeaaria oder Judaica genannt, woraus der italienische Name Giudecca und aus diesem wahrscheinlich corruptirt Ghetto entstand. Wiewohl die Bezeichnung von allen Umständen dieser Art in Italien und übertragen auch von denen in andern Ländern gilt: so versteht man doch jetzt darunter insbesondere das Judenviertel in Rom, welches Papst Paul IV. (als Cardinal Giovanni Pietro Caraffa aus Neapel, folgte im Jahr 1555 auf Marcellus II.) einrichtete. Ueber die damit verbundenen Bedingungen, z. B. daß die Juden Rom in Folge einer von Gregor XIII. durch eine Bulle vom Jahre 1584 gegebenen Verordnung gezwungen waren, an ihren Sabbattagen in der nahe gelegenen Kirche eine Predigt zu hören, welche ihnen das alte Testament nach der Auslegung der katbolischen Kirche erklärt, sehe man den Artikel: Juden. Von den Christen abgeforderte Bezirke waren aber schon lange zuvor den Juden in andern Städten Italiens angewiesen worden. Hinsichtlich der Wohnungsverhältnisse der Juden in Teutschland, von denen J. M. Jos. Geschichte der Israeliten (Berlin 1827. 8.) 7. Bd. S. 428 fg. eine ziemlich vollständige Uebersicht der Gemeinden gibt, die eigene Judenviertel oder Gassen bewohnten, braucht Panuagh Adams (Geschichte der Juden von der Zerstörung Jerusalems bis auf die gegenwärtigen Zeiten. Aus dem Englischen. Leipzig 1820. 8.) 2. Bd. S. 183 den Ausdruck Ghetto von dem Judenquartiere in Frankfurt am Main. Die Geschichte unseres Gegenstandes ist die des Volkes selbst, eine ununterbrochene Reihe von Bedrückungen und Demüthigungen mit spärlichen Lichtbilden von Freiheiten und Vergünstigungen. Im Besondern ähnelt sie sich einerseits so sehr, und ist andererseits nach Zeit und Ort so vielen Verschiedenheiten unterworfen, daß es unmöglich erscheint, alle Radien in einem Centrum zu vereinigen, um so ein allgemein zutreffendes Bild herzustellen. Sie muß daher ein Conglomerat von Thatfachen, statistischen Angaben und Ereignissen bleiben, aus denen nur wenige Momente hervorgehoben werden können und sollen. Daß die Entstehung der Ghetti nicht bloß der christlichen Unbuddsamkeit und übermüthigen Untersuchungsgeleusen zuschreiben sei, sondern zum guten Theil auch in dem jüdischen Triebe nach Ausschließlichkeit und Vereinigung unter sich, kurz in dem nationalen Corporationsgeiste ihren Grund habe: geht hinlänglich aus dem Umstande hervor, daß auch da, wo die Indulgenz geistlicher und weltlicher Behörden, den Papst und den Kaiser oft an der Spitze, den Juden volle Freiheit gestattete, sich zu entwickeln, sie dennoch Klettenbüsch zusammenhielten, und in ihrem Stolz von einer bürgerlichen Vermischung mit den ihnen freundlich gesinnten Anders-

• 38 •

*) Bergl. Henning Witten's *Diarium biographicum* II, 45 mit *Leontii Alatii Aperi urbanae, s. de viris illustribus* etc. (Rom 1633 in 8.) p. 130 seq. und Philipp von der Gie (*Historia Economica Augustiniana* (Brüssel 1654. Fol.) p. 288.

gläubigen durchaus Nichts wissen wollten. Die Nivellirung dieser Verhältnisse ist erst der neuesten Zeit vorbehalten gewesen.

Ein Beweis für diese Behauptung ist die Inschrift über dem Ghetto zu Padua, wo die Juden gegen Ende des 16. Jahrh. an 800 Seelen stark unter sehr günstigen Umständen lebten, drei Synagogen hatten u. s. w. Ueber dem einen der drei Thore, die ihr sehr schönes Quartier daselbst zur Nachtzeit schlossen, standen die Worte: „Das Volk, der Erde des Königreichs der Himmel, habe seinen Umgang mit denen, die enterbt sind.“ Auch bei Sana in Arabien hatten 2000 Juden ihren eigenen Bezirk, nicht minder eine Meile von Cochin ihre eigene Stadt, wie Buchanan berichtet. Die Medicer wiesen bei der Gründung von Livorno den aus Spanien und Portugal vertriebenen Juden ein Viertel an, in welchem die Colonie bald zum höchsten Flor gelangte, s. Depping a. a. D. S. 482. Ein seltener Fall war, daß in Vercy noch im Jahre 1718 es den Juden bei strenger Strafe verboten war, in einem andern Stadttheile als ihrem Ghetto zu wohnen. Nach dem Chronicon Barensa a. 1031 brannte im Jahre 1030 in Bari die ganze Judenstadt ab. Einer Urkunde vom Jahre 1198 zufolge gab es im Ghetto zu Venedig 200 Juden. Eine andere Urkunde gedruckt der Juden von Catania im Jahre 1168, Die litten 1468 von der Pest, welche schon zwei Jahre früher die Stadt heimgesucht hatte, vermutlich durch die Enge ihres Ghetto's, v. *Clarenza*, *Istoria di Catania*. III. p. 17. 100. In Capua war um das Jahr 1375 nach alten Urkunden ein Platz unter dem Namen S. Niccolo ad Judaicam, und noch im vorigen Jahrhunderte hieß Einer dergl. S. Martino ad Judaicam (s. oben über die Entstehung des Namens ghetto). Im Jahre 1449 gewährte ihnen der Magistrat einen Platz mit einem Weinberge in Borgo S. Vittore, s. *Francesco Cranzano*, *Storia civile della fedelissima città di Capua* (Napoli 1752. 4.) I. p. 320. 321. Venedig nahm nach dem Kriege mit der Ligue von Cambray die Juden aufs Neue in die Stadt selbst auf, während sie bis dahin in Mestre gewohnt und am Tage ihre Geschäfte gemacht hatten, um Abends nach ihrem Quartiere zurückzukehren. Um der öffentlichen Meinung eine Genugthuung zu geben, wurden sie in einem neuen, unter Aufsicht stehenden Ghetto konfignirt, der Nacht verschlossen wurde und dessen Wächter von den Juden besoldete Christen waren. In Triest hatten die Juden ihren früheren Wohnplatz, den Treuenhof, daher heute noch das alte Ghetto genannt, verlassen und einen schönen Stadttheil bezogen, von dem sie zwar im Jahre 1694 an den früheren Ort zurückgewiesen, aber schließlich auf ihre Protestation beim Kaiser im Besitze des sehr beliebten Platzes an der Kiche von Rosaria gelassen wurden, wo sie eine 3000 Seelen starke Gemeinde bilden. Nach Eckert, Vorlesungen über Statistik in Italien 2. Th. S. 289, gab es im Jahre 1783 im Ghetto von Ferrara 10666, in Lugo 600 und in Gento 381 Juden.

(Dr. F. L. Börsig.)

GHEWIET (George de), ein belgischer Gelehrter des 18. Jahrh., der sich um das Staatsrecht, besonders um das der vereinigten Niederlande dadurch verdient gemacht hat, daß er seine Forschungen darüber unter dem Titel: *Institutions du droit Belgique tant par rapport aux dix-sept Provinces qu'aux Pays de Liege, zu Brüssel*, vielleicht schon in einer früheren Auflage 1734 in 4., gewisser aber ebendaf. 1758 2 Bde. in 8. herausgab. Aelung, der jenes behauptet, nennt ihn zugleich Gelehrter ohne Duellengabe. Zu jenen Forschungen veranlaßte Gheviet's Stellung als Parlamentsadvocat in Flandern, nachdem er zuvor Rath und Referendar in der königlich-französischen Kanzlei gewesen war. Sein Geburts- und Todesjahr ist unbekannt. (B. Röse.)

GHEYN (Guillaume de), ein geschätzter Zeichner und Kupferstecher des 17. Jahrh., aus Antwerpen gebürtig und angeblich im 1610 geboren. Man hält ihn, wiewol nicht begründet, für den Sohn des berühmten Künstlers, Jacob de Gheyn, des Älteren (s. d. Art.); doch war er ein Zeitgenosse des jüngeren Jacob de Gheyn. Wilhelm bildete sich zunächst in seiner Heimath für seine Kunst aus, ging alsdann nach Paris, arbeitete daselbst für den Kunsthändler Jean Leblond, der indessen erst um 1650 in Aufnahme gekommen sein soll, und ist in dessen Diensten vermutlich auch gestorben. Sein Todesjahr kennt man nicht. Er hat nicht nur für Leblond's Kupferstichsammlungen ganze Folgen, sondern auch einzelne Blätter gestochen. Zu letzteren, die ihm einen Ruf erworben, gehören Ludwig XIV. in seiner Jugend und Herzog Bernhard von S. Weimar, beide zu Pferde; ob auch der Herzog Franz v. Alençon zu Pferde, bleibt ungewiß. Ferner nach er Le printemps et l'été in weiblichen Figuren mit reicher Kleidung auf zwei Blättern um die Mitte des 17. Jahrh. Die beiden andern Jahreszeiten bearbeitete der Künstler J. Feld. Sodann nach er die Heimsuchung Maria nach Guido und die Madonna mit dem Kinde Jesus nach dem älteren Jacob de Gheyn, nach welchem er auch die Portraits des Papstes Brache mit einer architektonischen Verzierung, des Botanikers Charles l'Écluse mit emblematischer Einfassung, des italienischen Feldherrn Sigmund Walestia in Medaillenform und des Philipp von Mornix, eines Schülers von Galvin, gestochen hat; nach anderen Meistern, sowie auch nach Rubens nach er die Bildnisse eines Frn. du Mont, Cosmo's de' Medici, Ivan Vasiliev, Franz Sforza's von Gremona und eine treffliche männliche Gestalt mit Bart und Krone in Oval. Er er fand auch selbst Gegenstände für seine Radel und war besonders geschickt in Verzierungen und Ausschmückungen seiner Werke. (B. Röse.)

GHEYN (Jacques de), der Ältere, minder richtig de Geyn, ein der geachteten flämischen Künstlerfamilie dieses Namens angehörnder berühmter Zeichner, Rader und Kupferstecher, welcher 1565 zu Antwerpen geboren, sich in der Folge auch als Militärschriftsteller ein Verdienst erworben hatte, indem er sich mit den vom Prinzen Moritz von Nassau-Dranien gemachten Erfindungen

und wesentlichen Verbesserungen zur Führung und praktischen Anwendung der verschiedenen damals üblichen Handfeuerwerke vertraut machte und alle von diesem Prinzen damals eingeführte Tempo's seines neuen Exercireglements in Figuren durch den Kupferstich veranschaulichte, einen erläuternden Text der Commandeausdrücke dazu fügte und das Ganze unter dem Titel: Wapenhandelinge van Roers, Musqueten etc. figurlyk afgebeeld, zu Amsterdam (? Haag) 1608 in Fol. mit einer Menge Kupfern herausgab. Nach Ueblung zu Jöcher erschien ebenfalls noch 1693 eine neue Auflage davon und 1608 wurde zu Amsterdam dieses Proctwerth in schwarzfärbiger französischer Uebersetzung unter dem Titel: Brief enseignement sur la representation des figures du droit manement d'armes, d'Arguebuses, Mousquetez et Piques etc. mit sehr vielen beigefügten schönen Kupferstichen in 3 Theilungen Fol. herausgegeben, aus dessen undatirter, gleichfalls übersehter Vorrede de Ohyn's jedoch, weil zu dem uns vorliegenden defecten Exemplare das Titelblatt fehlt und sonst Nichts über diese Ausgabe uns bekannt ist, sich nicht ersieht läßt, ob de Ohyn selbst oder ein Ungenannter der Uebersetzer und Herausgeber desselben ist, wiewol Ersteres mit Grund vermutet werden darf. Dagegen gab Wilhelm Hoffman zu Frankfurt a. M. dieses Werk 1609, ohne de Ohyn's Vorrede, mit dem französischen Texte und der darüber gesetzten teufflichen Uebersetzung nebst vielen Holzschnitten (nicht Kupfern) ebenfalls in 4. wieder heraus, damit, sagt derselbe in seiner Vorrede, „alle sowohl alte als neue Kriegsleute, wie sie sich in die new erfundene Waffen zu Schiess- und Ernst schiden sollen, gleichsam wie in einem Spiegel zu vernemen“ haben. In jedem ersten Theilnisse der drei Abtheilungen der schönen französischen Ausgabe, deren erste 41, die zweite 43 und die dritte weniger Bilder zählt, hat der Künstler sich durch sein Vorprogramm am Fuße desselben, wie sonst auf seinen andern Werken auch häufig durch H. Ohyn. in, bezeichnet; ausserdem aber macht er sich durch die Buchstaben J. G. kenntbar. Nach Ueblung und Kost ist dieser Künstler auch Verfasser des astronomischen Werkes mit Kupfern, welches erst nach seinem Tode unter dem Titel: Aratacae, sive signa coelestia, in quibus astronomicae speculationes veterum ad archetypa vetustissimi Arataeorum Cacsaris Germanici codicis 44 aeneis formis expressae ad oculos ponuntur, zu Amsterdam 1621 in Fol. herauskam.

Zu den obigen militärischen Arbeiten de Gheyn's sind noch zu zählen sein Kriegsbuch der Reiteri, d. eine vortreffliche Uebersicht von den Stellungen und Uebungen der Caualerie im 16. Jahrh., auf 22 Blättern, ferner holländische Kriegseluk in der Form von Antwerpen auf 2 Blättern, dann 12 Blätter kaiserlicher Garde Rudolfs II., nach G. Goltz; die Kleidung der Officiere und Soldaten eines niederländischen Infanterieregiments nach er nach G. Goltz' Zeichnung auf 12 Blättern im Jahre 1587, von welchen Abdruck von 2

Zwonderseels nachmals gute Copien herausgegeben hat. Die drei Kupferstücke holländischer Krieger aber, welche von H. Goltz entworfen, sind zwar in de Gheyn's Manier, aber von einem Schüler des ersten Künstlers gestochen, wie Barfsch richtig ermittelt hat ¹⁾.

Dieser kenntnißreiche, vielfeitig gebildete Künstler hatte das Zeichnen und Malen bei seinem Vater Johann de Chézy, einem sehr geschickten Glasmaler zu übernehmen, welcher 1532 dafelbst geboren und 1582 gestorben war ?), erlernt, sich auch in der Glasmalerei mit Geschick geübt, dann aber bei Heinrich Holz die Kupferstechkunst studirt, worin er rasche Fortschritte machte und sich nochmals vor allen seinen Landsleuten dieses Faches hervorstak. Er widmete derselben auch der größten Theil seines Lebens. Zwar hatte er sich die Manier seines Meisters angeeignet, ahmte aber auch die Saenredam's nach und wählte für seine eigenen Styl aus Allem das Beste. Er starb in der That auch sehr rein, feil, fein und zierlich, so daß seine Manier geglättet haben würde, wenn ihr nicht Klotzheit hätte vorgeworfen werden können. Sein erstes Blatt soll er 1587 und sein letztes 1611 gestochen haben. Man zählt 170 bis 180 Kupferstiche von ihm, von welchen 107, Winter und Grenzle die vorzüglichsten nebst den hiesigen Studien verzeichnet haben. Geschätzt werden seine schon längst feil gewordenen groß römischen Kaiser, dann eine Reihe von zehn Masken, welche verschiedene maskirte Figuren des 16. Jahrh. darstellen, und ein schön liegender Löwe nach seiner Erfindung; ferner die 12 Stämme Israels nach Karl van Mander in halben Figuren mit Zweigen auf 13 Blättern und der verlorene Sobu, d. h. junge und ältere Leute bei dem Tanz und anderen Vergnügungen, eine herrliche Composition mit schönen Gruppen nach Karl van Mander, oder Griespin van der Broek; ingleichen die sieben Tugenden in halben Figuren mit ihren Attributen, in Rundtheilen und oben im Grunde mit Ueberschriften auf 7 Blättern, die fromme am Tische bedende Familie, nach seiner Erfindung, Vrebesamische Paar, d. i. ein betender Greis mit seiner Frau und neben ihnen Gartensfrüchte, die drei Säuer am Tische, oder die Folgen des Trunkes, die Verwirrung der Sprachen und das Reich des Neptun. Nach Griespin van der Broek noch ein großes Göttermahl 1588 nach Th. Varenten Daniel in der Löwengrube und das Erbe, oder Christus und die Apostel im landschaftlichen Hintergrunde auf 14 sehr schönen Blättern, Johann die Verkündung des heiligen Paulus und die Befreiung der Andromeda durch Perseus 1588, die oler Elemente in symbolischen Figuren mit schönen landschaftlichen und andern Umgebungen, doch wird ihm davon nur die Zeichnung und einem Ungeannten der Stich zugeschrieben, wenn nicht derselbe in einer

1) Berol. *Bartsch*, Le peintre-graveur III, 114 u. 120

seq. 2) Die Lebensumstände dieses Künstlers sind unbekannt. Papillon rechnet ihn zu den Formschneidern und Heller behauptet sogar, er sei Buchdrucker in Lüttich gewesen, sodas, allem Vermuthen nach, von zwei verschiedenen Personen die Rede sein muß.

anderen Auffassung dargestellt worden ist. Seine 2 Blätter Allegorien auf eine kluge und weise Regierung 1588 verdienen gleichfalls erwähnt zu werden. Auch soll er nach Bartholom. Spranger's und anderen Künstlern gekocht haben.

Nach seinen Zeichnungen nach Zacharias Doldero, mit welchem er übrigens die Leidensgeschichte Christi nach Karl van Mandt auf 14 Blättern gemeinschaftlich sogar um die Werte gearbeitet hatte: 1) die Kreuzigung Christi, eine große und reiche Composition, 2) die vier Evangelisten in halben Figuren auf 4 Blättern, 3) die heilige Gacilte die Orgel spielend und von vier singenden Engeln umgeben, 4) Scenen aus der alten Geschichte der Griechen und anderer Völker auf 12 Blättern. R. de Clerck nach ihm eine wahrsagende Zigeunerin, einen Bogenschützen, welcher von dem hinter ihm stehenden Bauernmädchen die Richtung des Zieles erhält und die große Hesperie, die ihm von dem Kupferstecher selbst gezeichnet wurde¹⁾.

Unter seinen übrigen Werken, um noch einige zu nennen, zeichnet sich noch besonders aus ein sehr großes satirisches Gemälde auf die römisch-satirische Religion in vier Folieblättern, das mit B. Rob. sc. D. Gheyn exc. et inv. 1605 bezeichnet, aber äußerst selten geworden sein soll. Ebenso wird ein von ihm erfundenes, fast nicht mehr gekanntes allegorisches Blatt auf die Eitelkeit mit der Umschrift: S' Gheests stiechtigen-breydel gezeichnet. Von seinen theils gemalten, theils aus getrockneten Brustbildern werden mit Auszeichnung genannt: Hugo Grotius in seiner Jugend mit dem Bildnisse Königs Heinrich IV. auf der Brust, Philipp de Morin, Calvin's Schüler, Sigmund de Valaterra und andere mehr, die nach ihm von Hondius, Wischer, Clerck, Sonderleels und ganz besonders von Wilhelm de Gheyn (s. d. Art.) nachgezeichnet worden sind. Seine Blumenstücke und Miniaturbilder haben allerdings auch einen Kunstwerth. Vor der Revolution befand sich in der Dominikanerkirche zu Brügge ein von ihm 1601 gefertigtes Gemälde, die heilige Helena mit dem Kreuz Christi darstellend, welches bis auf die Eroberung der Provinz sehr gerühmt wurde. Er starb 1615. (B. Röse.)

GHEYN (Jacques de), der Jüngere, gewiß auch aus Antwerpen, und nicht aus Harlem oder Amsterdam gebürtig, mag zwar mit dem vorhergehenden gleichnamigen Künstler verwandt, zuverlässig aber nicht der Sohn, wie Winkler angibt, noch weniger der Schüler desselben gewesen sein, wenn er umal erst 1610 geboren worden sein soll. Allerdings wird er in seiner Heimath die Anfangsgründe im Zeichnen, Malen und Kupferstechen erlernt haben, doch erstrebte er die weitere Kunstausbildung darin in Italien, wohin er frühzeitig ging und wo er sich mehrere Jahre aufhielt. Ob er sich aber dort hauptsächlich nach Tempsta ausgebildet habe, ist zweifelhaft, sogar grundlos. Derselbe nämlich stammte aus Harlem, war nach Kugler erst 1636 geboren, hieß

eigentlich Peter de Molyn, nach Sanzi und Ponce dagegen Peter Muller oder de Malieribus und bekam wegen seiner gut gemalten schauerlichen Seestürme von den Italienern den bleibenden Beinamen il Tempesta²⁾. Da indessen von des jüngeren Jacob de Gheyn Lebensumständen nichts Sicheres zu ermitteln ist, er aber doch schon 1650 als Kupferstecher mit Auszeichnung aufgetreten sein soll, und bereits acht Jahre früher seiner als solchen gedacht wurde, so ist die gewöhnliche Angabe, Schüler Tempsta's gewesen zu sein, verwerflich. Er hat sich vielmehr, wie dieser auch, nach Salvator Rosa gebildet und dadurch die Ähnlichkeit der Manier mit jenem zufällig erlangt. Auch von seinem Tode ist Nichts auf die Nachwelt gekommen.

Man kennt von ihm 8 Blätter merkwürdiger Ereignisse aus dem Leben Karls V., zu welchen Gorn. Boet nach Einigen noch mehr Stücke geliefert, nach Andern aber seinen Verstand gelassen haben soll. Auch nach er nach Arab. Bloemart die Verführung Maria. Drei Blätter Wäffen und phantastische Köpfe in Kartirten zum Theil thierischen Gestalten auf dunkeltem Grunde höchst geistreich ausgeführt und der Rabel Cassione's ziemlich gleichend, nach seiner eignen herrlichen Erfindung, sie sind aber sehr selten geworden. Gleichen Werth ertheilt man den beiden Blättern von ihm: dem heiligen Paulus im Elgen mit einer Brille lesend und einem auf einer Kugel stehenden eingeschlafenen Soldaten im Mantel und mit dem Hut, zu seinen Füßen mehr Wäffen. Ungewiß bleibt, ob das schon gedruckte Blatt die große Allegorie auf das menschliche Leben und die verschiedenen Stände ihm, oder dem älteren Jac. de Gheyn zugeschrieben werden soll. Dasselbe gilt auch von dem aus mehr als 8 Blättern bestehenden allegorischen Kunstwerke, die Tugenden und Untugenden, sowie von einigen anderen Werken, über welche selbst Jrenzel in Ungewißheit geblieben ist. Wenn er wirklich der Schöpfer von den 8 Blättern, Septem sapientes Graeciae etc. besitzt, aus dem Jahre 1616 gewesen ist, so kann er nicht erst 1610 geboren worden sein. Doch soll er aber auch, wie Nagler annimmt, nach Tempsta den König Franz I. in der Schlacht bei Pavia und Kaiser Karl V. zu Pferde mit den Generalen nach der Schlacht bei Mühlberg gezeichnet haben. Endlich wird von ihm ein Gemälde, Eliazar und Rebecca vorkellend und mit J. D. G. P. a. 1642 bezeichnet, erwähnt, welches indessen der Manier nach sicherer dem P. de Grebber als ihm zugehört werden kann. Ebenso zweifelhaft sind seine Malerarbeiten um Fruchtstücke und Stillleben, welche zugleich dem älteren Jac. de Gheyn zugeschrieben werden³⁾. (B. Röse.)

1) Die Bilder dieses Tempsta errögen Schauder. Er lebte in Rom, dann in Genua, zuletzt in Mailand, wo er 1701 oder nach Kugler 1704 starb. Bergl. Sanzi a. a. D. I, 486 f. und Kugler's Handb. S. 835. 2) Bergl. nach W. R. Nagler's Neues allgem. Künstlerlexikon V, 129—131; die Biogr. universelle XVII, 279 seq.; Jrenzel's Sammlung II, 111, 125 ff. 32, 99, 100, 146 u. f. w. und IV, 65 u. 321, 357, 439 u. 442; Giordano a. a. D. VII, 324 u. 531 mit dem Ca-

3) Jrenzel ist bei diesen 7 Bl. ungewiß, ob ihre Originale zum Theil nicht aus dem jüngeren J. de Gheyn angehören.

GHEZZI (Francesco), oder Ghetius und Gethius, ein gelehrter Dominikanermönch, aus Rovato Como im Mailändischen und 1587 geboren, trat frühzeitig in den genannten Orden und studierte die Philosophie und Theologie nach dem Systeme des Thomas von Aquino, seines geachteten Ordensgenossen und Lehrmeisters, im Generalcollegium zu Bologna mit so gutem Erfolge, daß er bald nach Vollendung seiner Studienjahre Professor dieser Wissenschaften, namentlich der letzteren wurde und in verschiedenen Klöstern der Lombardie, wie zu Cremona, Vicenza, Pavia und Piacenza, dieselben lehrte. Dem Beifalle, den er sich dadurch erwarb, folgte bald das Baccalaureat und die Registerwürde in der Theologie mit besonderen Auszeichnungen für seine ausgezeichnete Thätigkeit. Im Jahre 1630 wurde er erster Lehrer zu Casale am Po, hernach Generalstudien-director zu Bologna und endlich, doch nur auf eine gewisse Zeit, auch Provinzialvorsteher seines Ordens, während er 1639, wenn nicht erst nach 1647 sein Leben beendete, nachdem ihm zuvor die Inquisition öfters zu Rathe gezogen und er sich dabei rechtshoch bewiesen hatte. Ghezzi war ein eifriger und fleißiger Gelehrter in allen seinen Berufsverhältnissen, dessen Gewissenhaftigkeit dem Leichtsinne, sowie aller Nachlässigkeit und Schlafheit gram war.

Die Früchte seiner Studien, welche er auf die Werke des Thomas von Aquino und dessen philosophisches System verwendet hatte, legte er in folgenden Schriften zu Tage, als 1) in den *Arcana theologiae selectiora de Deo, de verbo incarnato, de sacramentis et de statu separatorum* (Mailand [? Pavia] 1630 in 4.) und 2) sein *Thesaurus animae, ex moralis theologia ad sensum D. Thomae Aquinatis explicata, collectus* (Mailand 1639, 4 Bde. in Fol.), worin er die Moralthologie des allwissenden Thomas von Aquino in scholaistische Form gegossen und erklärt, sie auch gegen den Tadel der Reueren in Schutz genommen und nachgewiesen hat, was denn die Quelle aller Summisten sei. Im Auszuge mit den Worten seines Meisters hatte er dasselbe Werk bereits 1625 zu Piacenza in 4. mit dem Titel: *Summa theologiae moralis doctoris Angelici D. T. ex omnibus ipsius operibus de prompta et ad commodiorem usum ordine alphabetico digesta*, 4 Bände herausgegeben, das sich späterhin mehrer Auflagen an verschiedenen Orten wieder erfreut hat, so zu Vercelli 1668 in 8., Bordeaux 1671 in 12., Lyon 1677, Antwerpen 1681 in 8. und sonst noch. Der Dominikaner Ludwig Banez zu Avignon gab es unter einem etwas veränderten Titel vermehrt ebendasselbst 1677, 2 Bde. in 4. heraus. Die ihm gleichfalls beigelegte *Summa theologiae moralis sive casus conscientiae*, v. D. Thom. Aquinatis doctrinae etc. in 2 Bänden, ist offenbar das obige Werk im Auszuge und kein anderes *).

(H. Ruse.)

binet des singularités d'architecture, etc. III, 346 und aufr. 2 Pl. I, 434 nach Beauvois, Dictionnaire hist. I, 1243.

*) Vergl. Quetif et Echard, Scriptores ordinis praedicatorum recensiti II, 561 seq. mit Dictionnaire universel etc. VII, 411.

GHEZZI (Giuseppe), einer der vorzüglichsten Maler der römischen Schule, am 6. November 1634 zu Netti *) geboren, war der Sohn des geachteten Architekten, Bildhauers und Malers Sebastiano Ghezzi und wurde, als er schon in einem Alter von eif Jahren seinen Vater verlor, nach Fermo geschickt, um sich daselbst der Philosophie und der Rechtswissenschaften zu widmen. Die angeborene und im väterlichen Hause genährte Neigung zur Kunst veranlaßte ihn jedoch alsbald, dieser Laufbahn zu entsagen und sich ausschließlich mit der Malerei zu befassen, worin er sich von Lorenzo, dem zur damaligen Zeit berühmtesten Maler in Fermo, unterrichten ließ. Auf dessen Rath ging er auch, um sich weiter auszubilden, nach Rom, wo er sich hauptsächlich Pietro da Cortona zum Vorbilde nahm, wie denn auch die meisten seiner Werke an die Manier dieses Meisters erinnern. Er erwarb sich alsbald einen großen Ruf und man bestürmte ihn mit zahlreichen Bestellungen. Seine Arbeiten sind deshalb nicht selten und befinden sich größtentheils jetzt noch in den Kirchen zu Rom; die berühmtesten derselben sind: der ewige Vater, al fresco an dem Gewölbe der Chiesa nuova und zwei andere große Gemälde, die Berufung des Menschen und das letzte Gericht, in derselben Kirche, zu Santo Silvestro die Dornenkrone des heiligen Geistes, zu Santa Maria in Via lata der heilige Nikolaus von Bari und der heilige Joseph, zu Sant' Andrea der heilige Hieronymus und zu Santa Maria dell' Orto die heilige Juliana Falconieri. Vier andere Gemälde, nämlich Christus von dem Tufel versucht, der heilige Johann Baptist und zwei Ereignisse aus dem Leben Noah's, schmücken die Galerie Panna zu Perugia. Auch die Königin Christina von Schweden hatte Ghezzi ihre Gewogenheit in hohem Grade geschenkt und bediente sich seiner Rathes und seiner Hand bei der Restauration vieler Gemälde ihrer Galerie. Schon im Jahre 1674 wurde Ghezzi in die Akademie von St. Luca aufgenommen und später ernannte sie ihn zu ihrem beständigen Secretair. Er starb am 10. Nov. 1721 zu Rom, wo ihm sein Sohn Pietro Leone Ghezzi (s. folg. Art.) in der Kirche von San Salvatore in Lauro ein schönes Denkmal setzte. Ghezzi trat auch als artistischer Schriftsteller auf, seine kleinen Versuche (*Le buone arti sempre più gloriose nel Campidoglio per la solennia Accademia del Disegno 1704*. [Roma 1704. 4.] *Il premio tra gli applausi del Campidoglio per l'Accademia del Disegno 1705*. [Roma 1705. 4.] und *Le Scienze illustrate dalle belle arti nel Campidoglio per l'Accademia del Disegno solennizzata 1708*.

1) Nicht zu Ascoli, wie zuweilen durch die Verwechslung mit einem älteren Architekten und Mechaniker Giuseppe Ghezzi von Ascoli, welcher in Portugal bei König Sebastian in großem Ansehen stand und im J. 1660 starb (vergl. G. R. Ragier, Künstlerleben V, 131), angegeben wird. Durch denselben Irrthum lassen Manche auch den jüngeren Giuseppe Ghezzi nach Portugal gehen und daselbst sein Glück machen; ebenso wenig war er Ingenieur bei dem Papste Urban VIII., sondern sein Vater bekleidete diese Stelle.

[Roma 1708 4.) hatten jedoch nur vorübergehenden Werth und sind jetzt völlig der Vergessenheit anheimgefallen.] (Ph. H. K&lb.)

GHEZZI oder **GHEZZIUS** (Guido de), ein gelehrter Dominikaner aus Bologna, über dessen wahren Namen nicht nur, sondern auch über die Zeit, wann er gelebt hat, viel gestritten worden ist. In ersterer Hinsicht findet man ihn auch *Guelius* und *de Guezzis*, sowie in der verunkelteten Namensform *de Guezzis* und *Guinitius* vor; daher Novetta zwei verschiedene Personen mit einerlei Vornamen, wiewol sehr unwahrscheinlich, glaubte annehmen zu müssen und nannte die erstere *Ghesius*, d. i. Ghezzi, der um 1386, die letztere *de Guinitius*, der um 1314 oder 1315 gelebt haben sollte. Aber auch diejenigen italienischen Literaturhistoriker, welche in allen diesen auffallend von einander verschiedenen, doch meist auf Rechnung der Mundarten zu stehenden Namensformen nur eine Person finden, sind zweifelhaft, ob sie zu Anfange oder gegen Ende des 14. Jahrh. gelebt habe, für welche letztere Annahme sie jedoch Luetif und Ehard entschieden haben *). Einig ist man gleichwol in der Behauptung, daß Ghezzi Verfasser eines *Commentarius in Aristotelis ethica* sei, welches Werk in Handschrift verblieben, noch im vorigen Jahrh. bei den Dominikanern zu Bologna, deren Bibliothek er noch mit vielen anderen Handschriften bereichert haben soll, und zwar das Original davon als vorhanden angezeigt wurde. Daß es im scholastisch-mystischen Tone geschrieben worden sei, leuchtet aus dem in ihm abgelegten Gesandnisse des Verfassers hervor, man müsse diesen Commentar nicht seiner Gelehrsamkeit, sondern lediglich dem Beistande Gottes und der Heiligen, die er bei dieser Arbeit anrufen hätte, verdanken. (B. R&se.)

GHEZZI (Nicolo), ein durch seine philosophischen und theologischen Kenntnisse ausgezeichnete Jesuit aus Domaso am Comersee und 1683 geboren. Von seinem Orden hochgeschätzt und veranlaßt, mischte sich Ghezzi, um das Lehrsystem desselben gegen Angriffe in Schutz zu nehmen, in die gelehrten Streitigkeiten über den hochangesehnen Probabilismus, der damals nicht mehr in seiner alten ungeheuren Ausdehnung und Schlüpfrigkeit von den Jesuiten gelehrt, sondern von den Weisen bekämpft wurde, und gab deshalb zu Luzo 1743: *Saggio di supplementi theologici morali e critici del cui abbisogna la storia del probabilismo e del rigorismo* von P. Daniele Concina heraus. Gleichfalls über die Wahrscheinlichkeitstheorie schrieb er in dialogischer Form die 'principij della morale Filosofia riscontranti co' principij della cattolica religione, welche Schrift zu Mailand 1752, 2 Bde. stark in 4. erschien, aber von seinen Feinden ihrer Tendenz halber nicht bloß als verdächtig befunden, sondern auch bei der Congregation

des Index als k&stherisch denunciirt wurde, worauf ihr Verf. gen&thigt war, seine Meinungen zu widerrufen. Ghezzi that dies in der zu Gemo 1754 erschienenen *Dichiarazione e protesta del Padre Nicolo Ghezzi*. Außerdem hat man von ihm noch Origine delle fontane, e sopra l'addolcimento dell' acqua marina (Venedig 1742.), womit er bewiesen hat, daß er seine philosophischen Kenntnisse mit der Annahme des Styles und der Ges&lligkeit des Dialoges zu verbinden verstand. Uebrigens ist er auch Uebersetzer der franz&sisch geschriebenen Biographie d'Aurigny's über den Vater Ed. Augier, welches Buch unter dem Titel: *Vita del P. Edmondo Augerio della compagnia di Gesù, scritta in francese dal P. Giov. Daurigay della medesima compagnia, zu Mailand 1757* erschien. Ghezzi starb zu Gemo 1766 *).

Die Streitigkeiten Ghezzi's mit den Gegnern seines Ordens, namentlich mit den Jansekisten über den Probabilismus und Rigorismus hatten diesen gelehrten Jesuiten einem stürmischen Leben mit leidenschaftlichen Angriffen preisgegeben. Seine Saggio di supplement. theol. morali, welche großes Aufsehen gemacht hatte, war seinen Gegnern so zuwider, daß sie mit ihrem Wille nicht länger mehr an sich halten wollten; gleichwol ließ er sich von ihnen nicht einschüchtern, sondern schonte in dem obigen zweiten Werke über den Probabilismus dieselben weit weniger, als im ersten. Daber dessen Ersch&nung auf Schwierigkeiten der Inquisition stieß, die aber von seinem Freunde, dem Marquis Pallavicini beseitigt wurden, bis die Censur darauf aufmerksam gemacht, das Buch wirklich verdammt und seinen Verfasser mit einem Schläge bedroht, welchen jedoch die Verwendungen des Cardinales Landi abwendeten, indem sich der Vater zu einem Widerruf entschloß, und dadurch zugleich die Publication seines Dialoges bewirkte, aber in seiner Declaration sich dennoch einiger Ausfälle gegen die Jansekisten erlaubte. Dadurch aber gesch&h, daß deren gleichfalls erneuerte Bek&hrt sich in einer Entstellung dieser Schrift Luft machte, wie im *Journal eccl&siastique* vom 20. Nov. 1754 zu lesen ist. Nun war er des Streites müde, vermied jede Gelegenheit zu solchen dogmatischen Angriffen und warf sich die Zeit seines übrigen Lebens auf das Studium der Physik.

Vater Ghezzi war für seine Gesundheit so besorgt, daß er die Veränderungen der Temperatur und den Lustzug aufs Sorgf<igste vermied. Unter einer gewaltig großen Perücke trug er noch 7 in einander gesteckte R&gen, die er ohne Unterlaß auf- und absetzte. Als er aber, in den Jahren bereits vorger&ckt, eines Tages etliche dieser R&gen abgenommen und bei pl&tzlicher Veränderung der Temperatur wieder aufsetzen vergaß, am 13. Nov. 1766, den Tod zuzog. Ghezzi war 1705 in den Jesuitorden getreten *).

(B. R&se.)

2) Bergl. L. Pascoli, *Vite de' pittori, scultori ed architetti moderni*. (Roma 1730. 4.) Tom. 1. p. 199. Edt. G. 368 r's *Gelehrtenlexicon*, fortgesetzt von C. G. Adlung. 2. Ed. C. 1442. *Biographie g&n&rale*. Tom. XX. p. 386 seq.

*) Bergl. deren *Scriptores ordinis praedicatorum recensiti*, 687 seq.

1) Bergl. *Dictionnaire universel* etc. VII. 411. *Biographie universelle* XVII, 280.

GHEZZI (Pietro Leone); geboren 1674, war, wie sein 1721 zu Rom verstorben Vater Giuseppe Ghezzi, ein geachteter Maler Italiens. Zerstreut in Rom finden sich mehrere ausgezeichnete Werke seines Pinsels. Er war zugleich sehr bewandert in der Alterthumskunde. Von vielen alten Grabmälern lieferte er eine genaue Beschreibung in dem von ihm herausgegebenen Werke: *Camera sepolcrali etc.* (Rom 1731. Fol.) Ein ausgezeichnetes Talent besaß er für Caricaturen. Die von ihm zu Dresden 1750 in Fol. herausgegebene *Raccolta di 24 Caricature* erschien zu Potsdam 1766 in einer neuen Auflage. Er starb 1755 im 81. Lebensjahre *).

(Heinrich Döring.)

GHEZZI (Sebastiano), Architect, Maler und Bildhauer, Vater des berühmten Joseph und Großvater des gleichfalls berühmten Peter Leo Ghezzi, stammte aus der Gemonanza bei Ascoli in der Mark Ancona und war daselbst noch im 16. Jahrh. geboren. Sein Vater, mit dem Vornamen Joseph, war Baumeister und Mechaniker und soll schon 1660 gestorben sein. Sebastian lernte zuerst bei J. Franz Barbieri und hernach bei dem alten Guercino oder Guercino und wurde dessen bester Schüler. Er hatte sich vielseitig ausgebildet, und seine Kunstfertigkeiten auch noch auf das Goldschneiden ausgedehnt, während er es in Ingenieurarbeiten so weit gebracht hatte, daß ihn Papst Urban VIII. zu seinem Inspector über die festen Plätze des Kirchenstaates bestellte. Er starb um das Jahr 1630, während Andere, wiewol irrig, seinen Tod schon nach 1634 setzen.

Wahre von seinen Gemälden sieht man noch in den Kirchen Ascoli's und anderer Orte. Sein heiliger Franziskus im Augustinerkloster zu Roncammartino gilt für sein Hauptwerk, obgleich daran ausgeführt wird, daß demselben die letzte Hand fehle. Seine übrigen Zeichnungen und Malereien werden gelobt. Seinem berühmten Sohne Joseph ertheilte er in der Kunst den ersten Unterricht, welcher unter seiner Leitung auch gute Fortschritte machte. Nanzi zählt ihn und seine Nachkommen dem Ritterstande zu †).

(B. Ruse.)

GHIRBERTI (Lorenzo) in Florenz, war einer der berühmtesten Meister in Erz, und nimmt außerdem in der Geschichte der bildenden Künste eine hervorragende Stelle ein, indem er vor Andre als der Begründer der classischen Kunst des 15. Jahrh. betrachtet werden muß. Er ging darin dem Vasaccio voraus, von welchem die Malerei ihre classische Epoche datirt. Auf dem Felde der Sculptur aber arbeitete gleichzeitig mit

ihm Donatello in derselben Richtung, obwohl mit minderer Eleganz und mitemer Reichthume der Phantasie. Das Wesen des von Ghirberti eingeführten Classicismus bestand in der Vereinfachung der Form, sowohl der einzelnen menschlichen Gestalt, als der Gruppierung, so daß Leichtigkeit der Behandlung mit ungezügelter Grazie und treuer, lebensvoller Naturauffassung gepaart war. Begründet war diese Richtung auf das Studium guter antiker Werke, von denen Ghirberti eine nicht unbedeutliche Sammlung zusammenbrachte, die aber nach seinem Tode zerstreut worden ist †). Die Kunst verlor dadurch an ihrer bisherigen Frischheit, denn anstatt des Gehaltvollen der dargestellten Gegenstände schien jetzt der Künstler mehr die Entfaltung eines reichen, bunten Lebens in Anspruch zu nehmen, namentlich wenn das Bildwerk nicht unmittelbar zur Belebung fichtlicher Andacht bestimmt war, sondern, wie die meisten von Ghirberti's Arbeiten, mehr zum Schmucke und zur Erhöhung des Glanzes diente. Man legt dem Ghirberti zur Last, daß er vorzüglich dazu beigetragen habe, die Richtung auf das Malerische in die Sculptur einzuführen, indem er namentlich im Relief die reichste und mannigfaltigste Gruppierung mit landschaftlichen und architektonischen Umgebungen in vollständig durchgeführter perspectivischer Anordnung verband. Um die Vor- und Hintergründe genugsam zu trennen, benutzte er auf derselben Tafel nicht allein hohes und flaches Relief, sondern selbst Figuren, die mit ihrem Oberkörper frei aus der Fläche herausstraten, und entfernte sich auf diese Weise von den strengen Gesetzen des Stils, denen die erhabenen Bildwerke bei den Alten unterworfen waren. Allein alles das findet sich, wenn gleich in viel ärmerlicher Entfaltung, auf weit älteren Werken, wie z. B. auf den von Bischof Bernward zu Anfang des 11. Jahrh. gegossenen Flügelthüren des Doms zu Hildesheim. Dieses Heranziehen malerischer Behandlungsweise war vielmehr eine unabwiesliche Rückwirkung des Uebergewichts, welches die Malerei in der christlichen Kunst über die Sculptur erhalten hatte. Indem aber der moderne Classicismus sich im Gange an die herkömmlichen Darstellungsweisen anlehnte und nur die Antike benutzte, um ihnen eine vollendetere Schönheit zu verleihen, gewann er den eigenthümlichen Charakter, der ihn von der classischen Kunst der alten Welt unterscheidet †).

Ghirberti ist 1378 geboren. Sein Vater hieß Cione di Ser Buonaccorso da Pesago aus der edlen Familie der Ghirberti. Seine Mutter, Namens Fiore, heirathete nach des Cione Tode den Goldschmied Bartoluccio, der Ghirberti's Erzieher und erster Lehrer wurde. Daher wird Ghirberti zuweilen †), selbst in Urkunden †) anstatt Lorenzo di Cione Ghirberti irriger Weise Lorenzo di Bartolo oder di Bartoluccio genannt. Sein Stiefvater bildete ihn ebenfalls

*) Siehe Pierillo's Erzähl. der zeichnenden Künste. 2. Bd. S. 213. Baur's Neues histor.-biograph.-literarisches Handwörterbuch. 2. Bd. S. 436 fg.

†) Vergl. Fugli den Ristoren S. 275 und Fugli den Jüngern I. 437 mit dem Dictionnaire universel historique etc. VII. 411 und die Biographie univers. (Suppl.) LXV. 316. Ungeheuerlich ist, wie H. Wartsch, gegen alle bessere Nachrichten, in seinem Peintre-Graveur XXI, 399 diesen Künstler Sebastian zum Vater des Peter Leo Ghezzi hat machen können, da dieser erst 1674 geboren worden ist. Diesen Irrthum hat indessen Nagler berichtigt, gleichwie früher Nanzi a. a. D. I. 514.

II. Wartsch. I. Bd. a. 2. Orth. Section. LXVI.

1) Vasari, deutsche Ausg. II. 126. Note 43. 2) Vergl. Rumohr, Italienische Forschungen II. 323 fg. 3) S. B. Longhini in der Apologia vor dem Comento sopra la comedia di Dante Alighieri. (Firenze 1481.) 4) Rumohr a. a. D. II. 353 fg.

zum Goldschmied. Neben dieser Kunst übte sich Ghiberti aber frühzeitig auch im Zeichnen und Malen, im Ergüsse und im Stempelschneiden, Beschäftigungen, welche damals vielfach von den Goldarbeitern betrieben wurden. Die Perle, welche Florenz im Jahre 1400 verherzte, gab seinem Leben eine bestimmte, mehr künstlerische Richtung. Sie veranlaßte ihn, seine Vaterstadt zu verlassen und er begleitete einen Vater, welchen Pandolfo Malatesta nach Rimini berufen hatte, um an dessen Arbeiten Theil zu nehmen. Hier wandte er sich mit Liebe der Malerei zu. Doch ist von seinen Arbeiten in diesem Zweige der Kunst Nichts bekannt. Auch können sie nicht bedeutend gewesen sein, denn ein anderes Ereigniß führte ihn sehr bald seinem eigentlichen Berufe zu. Nach dem Aufhören der Pest beschloß nämlich im Jahre 1401 die Kunst der Kaufleute in Florenz, eine Concurrenz auszusprechen, um von dem Sieger die beiden noch fehlenden Thüren der Taufkapelle San Giovanni in ähnlicher Weise, wie die erste von Andrea Pisano geoffene Thür ausführen zu lassen. Es wurden demnach die besten Meister Italiens aufgefodert, nach Florenz zu kommen, um eine Probearbeit zu übernehmen. Ghiberti fand sich auf die Ausforderung seiner Fremde hierzu ein, und die Obermeister der Gewerke erachteten ihn nicht*) andern Meistern für würdig, zur Concurrenz zugelassen zu werden. Diese sechs sollten binnen einem Jahre für einen gewissen Gehalt ein Bronzerelief in der Größe, welche eine Theilung der ersten Thür hatte, liefern. Der Gegenstand desselben sollte das Opfer Abrahams sein, weil diese Gelegenheit bot, neben menschlichen Figuren, belebten und nackten, auch Thiere und Landschaft darzustellen. Zur Entscheidung über die Probearbeit wurde ein Gericht von 34 zum Theil auswärtigen Künstlern niedergesetzt.

Bei der Ausführung hatte Ghiberti nicht nur seines Stiefvaters Rath und Beistand in Anspruch genommen, sondern auch häufig die Urtheile verständiger Bürger und durchreisender Fremder gehört, während die übrigen Preisbewerber ihre Arbeiten streng geheim hielten. Als es zur Entscheidung kommen sollte, erschienen die Tafeln des Ghiberti und des Donatello, die noch jetzt in der großherzoglichen Galerie aufbewahrt werden*), allen andern überlegen. Die des Ghiberti war anmuthig, edel und einfach gehalten, und es zeigte sich in ihr der classische Geist zwar noch etwas unbedorfen, aber doch so, daß er als eine neue Weise erschien, während die Tafel des Donatello sehr viel Geworrenes hatte und ein Solches nach Schwierigkeiten erkennen ließ. Doch schwankte das Urtheil. Da trat Donatello*) frei-

willig zurück, und verlangte, daß man dem Ghiberti die Arbeit übertragen möge. Dies geschah, und so wurden die beiden Thüren zur wichtigsten Aufgabe seines Lebens*), die ihn 40 Jahre hindurch beschäftigte. Die erste Thür sollte die Geschichten des neuen Testaments enthalten. Sie wurde 1424 an der Südseite des Baptisteriums aufgestellt und kostete mit der Thürbekleidung 22,000 Gulden. In demselben Jahre, schon am 2. Jan., hatte man dem Ghiberti auch die Anfertigung der dritten Thür, welche die Geschichten des alten Testaments enthalten sollte, übertragen. Ueber die Anordnung derselben ertheilte der gelehrte Leonardo Bruni von Arezzo (Leonardus Aretinus) ein Gutachten*), in welchem er forderte, daß die Darstellungen zugleich anmuthig und bedeutungsvoll sein sollten. Dem entsprach Ghiberti in vollem Maße, indem er sich gänzlich von dem Style der beiden ältern Thüren entfernte und die letzte weit reicher und schmuckvoller ausführte*). Indessen hielt er sich keineswegs streng an die dogmatischen Rathschläge des Leonardo, indem er lediglich auf eine reiche Gestaltung dramatischer Scenerie hinarbeitete. Die Anmuth und Feinheit der Ausführung und die Unerforschlichkeit der Phantasie, welche er an den Tag legte, sind so groß, daß Michelangelo diese Thür für schön genug erklärte, um an den Porten des Paradieses stehen zu können. Vollendet wurde sie 1447. Da sie der ältern Arbeit des Andrea Pisano so sehr überlegen war, so beschloß man die letztere von ihrer Stelle dem Dome gegenüber wegzunehmen und in den Eingang an der Nordseite zu versetzen, die neueste Thür des Ghiberti aber zur Hauptthür zu machen. Auch diese Arbeit wurde reichlich bezahlt. Von dem erhaltenen Lohne kaufte Ghiberti ein Landgut unweit der Abtei von Settignano. Hiernach ging Ghiberti daran, die Thür des Andrea Pisano ebenfalls durch eine neue zu ersetzen. Doch starb er, als er das Modell kaum vollendet hatte, und nur die metallene Bekleidung der Thürpfosten, welche der alten Thür noch fehlte, wurde von seinem Sohne nach seinem Tode im Jahre 1456 vollendet.

Neben diesen Thüren machte Ghiberti mehrere andere nicht minder ausgezeichnete Bronzarbeiten. Das erste Werk, durch welches er seine classische Richtung entschied, an den Tag legte, war die Statue Johannes des Täufers, die 1414 in einer Nische an der Außenwand von Dr. San Michele aufgestellt wurde. Dann folgten 1417 zwei Reliefs für den Taufstein in S. Giovanni zu Siena; hierauf 1422 ein S. Matthäus*)

romanhaften Schmuck, daß man ihr im Einzelnen nicht zu viel Glauben beimesse darf.

8) Gestochen von R. Gregori und Ed. Fath 1782, von dem Kalmückischen Proctor, herausgegeben von G. Keller (Herm 1798.), von Calendi 1802 und zuletzt in dem oben angeführten Werke von Vasinio. 9) Nieke, Notizie istoriche delle chiese Fiorentine S. XXI. Sumob, Italienische Forschungen II. 354. *Soranz d'Aprescourt, Histoire de l'art. II. 76.* 10) Überschlüsse von dieser Thür befinden sich unter andern in der Akademie der bildenden Künste zu München und im Städtischen Museum zu Frankfurt a. M. 11) Abgebildet bei Cicognara, *Storia della scultura. Vol. II. Tav. 21.*

5) Vasari nennt deren 6, allein Ghiberti selbst führt nur 5 auf, unter denen er aber den einen zweimal nennt. 6) Abgebildet in (*Le tre porte del battistero di S. Giovanni di Firenze.* Firenze 1821.) Tav. 12 und Cicognara, *Storia della scultura dal suo risorgimento in Italia sino al sec. 19. Vol. II. Tav. 20.* 7) Vasari nennt hier neben dem Donatello den Brunelleschi, den Ghiberti nicht als Mitbewerber auführt. Die Erzählung des Vasari hat grade hier so viel

und später ein S. Stephanus für zwei andere Alphen von Dr. San Michele, ferner 1424 ein Grabmal für Zionardo Dati in S. Maria Novella, 1428 ein Sarg für die Reliquien der Märtyrer Protus, Hyacinthus und Remus in der Klosterkirche degli Angeli, der unter der französischen Herrschaft geraubt und zerstückelt, jetzt aber wieder zusammengefügt und in der großherzoglichen Galerie aufgestellt ist¹²⁾, endlich 1439 ein Sarg und Grabmal für den Leichnam des heiligen Verobius in S. Maria del Fiore¹³⁾. Auch ein Marmorgrabmal für Ludovico degli Ubizzi und Bartolommeo Balore in S. Croce wurde unter seiner Leitung ausgeführt.

Ferner verfertigte er mehr bedeutende Goldarbeiten u. erhabener und gravirter Arbeit für Giovanni de' Medici und Papst Eugen IV., von denen aber Nichts mehr bekannt ist.

Für Dr. San Michele machte er in Mosaiik einen zeitigen Rathhaus in halber Figur, der aber zu Grunde gegangen ist. Auch lieferte er Cartons zu gemalten Fenstern, namentlich zu denen des Doms (mit Ausnahme des einen von Donatello gezeichneten mit der Krönung Mariä), welche von Francesco di Domenico Livi und Andern¹⁴⁾ ausgeführt wurden, sowie zu dem Fenster an der Fassade von S. Croce in Florenz, und zu einem andern in Arezzo, das nicht mehr vorhanden ist.

Selbst als Baumeister wurde Ghiberti beschäftigt. Als Brunelleschi 1447 den Auftrag erhielt, die Kupel des Doms aufzuführen, wurde ihm Ghiberti zum Mitarbeiter gegeben. Er machte auch ein Modell, das man ihm mit 500 Lire bezahlte. Allein Brunelleschi behandelte ihn mit Eifersucht, ungeachtet er ihm sonst sehr freundlich war und selbst beim Ausgippen der gegossenen Thüren geholfen haben soll. Er hielt ihn über seine Pläne in Unwissenheit, und mußte es durch Intriguen dahin zu bringen, daß endlich die Unfähigkeit des Ghiberti zur Ausführung des Riesenwerks erkannt und Brunelleschi allein 1423 zum Aufseher und Leiter des Baues ernannt wurde. Das Modell zu der Kirche S. Lorenzo, die nach dem Brande von 1423 wieder aufgebaut werden sollte, wird dem Ghiberti ebenfalls zugeschrieben. Doch übergab man auch diesen Bau bald dem Brunelleschi, der ihn indessen nicht nach seinem Plane zu Ende bringen konnte¹⁵⁾.

Ghiberti wurde von seinen Mitbürgern hoch in Ehren gehalten. Man nahm ihn 1443 unter die Signoren oder Buonomini in das Collegium der drei größten oder des engern Rathes auf. Allerdings fehlte es ihm nicht an Rivalen, und jener Streit mit Brunelleschi mag dazu das Eintrügliche beigetragen haben. Ein Unbekannter beschuldigte ihn sogar durch Vermittelung des Tamburo, einer den bekannten Löwenmälern zu Venedig ähnlichen Einrichtung, der Unfähigkeit zu

Staatsämtern, weil er von Bartoluccio im Ehebruche ergriffen sei und die öffentlichen Abgaben nicht bezahlt habe. Doch gelang es ihm, sich wegen beider Anschuldigungen vollkommen zu reinigen¹⁶⁾.

Ghiberti hinterließ eine Abhandlung über die bildenden Künste, in der sich Denkwürdigkeiten über sein Leben mit einer kunstgeschichtlichen Einleitung finden, aus denen Vasari Vieles geschöpft hat¹⁷⁾. Er starb in hohem Alter im Jahre 1455 oder 1456¹⁸⁾, und wurde in S. Croce begraben¹⁹⁾. Er hinterließ einen Sohn, Namens Vittorio. Vasari nennt ihn Buonaccorso. Allein dieser war nach Baldinucci sein Enkel und hatte wieder einen andern Vittorio zum Sohne, den letzten künftigen Nachkommen des Lorenzo, welcher nach Vasari von seinem Bedienten ermordet wurde. Ueber der Hauptthür von S. Giovanni sieht man in der Vergierung des Rahmens die Bildnisse des Lorenzo Ghiberti und seines Stiefsohns Bartoluccio.

(Fr. W. Unger.)

GHIBERTONE (Carlo), ein sehr geschickter Stucaturarbeiter aus Modena gebürtig, der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. lebte, von dessen Lebensumständen uns aber sonst gar Nichts weiter bekannt ist. Er zierete um 1700 das Oratorium des heiligen Thomas von Aquino zu Florenz mit zwei Säulen, welche in Hinsicht ihrer Masse dem Verde antico, d. i. dem antiken Marmor von grüner und weißer Farbe mit schwarzgrünen Flecken nachgebildet sind²⁰⁾. Langi und Fiorilli gedenken seiner nicht.

(B. Rös.)

GHIFENE (Laurentius), aus Renne (Renaix) in Flandern gebürtig und ein unter seinen Zeitgenossen ausgezeichneter Professor der Philosophie zu Löwen, wo er auch um das Jahr 1613 seine wissenschaftliche Ausbildung, deren Grund im Pädagogium Lys gelegt worden war, empfangen hatte. Die löwenr. Universität, an welcher er nachmals in seinem Fache mit Beifall wirkte, ertheilte ihm außer der Professur noch eine Stiftungsfründe zu Renne und ein Kanonicat in der Abtei Thorn bei Lüttich. Er starb übrigens frühzeitig am 6. Mai 1637, nachdem er 1627 seine Prodiagmata, sive Logicae pars prima introductoria ad organum Aristotelis zu Löwen (n. Aufl. 1641) in 4. herausgegeben hatte²¹⁾.

(B. Rös.)

GHIGI oder **GHIGGI** (Domenico), aus Florenz gebürtig, trat nach erworbenen wissenschaftlichen Vorbildung in den Orden des heiligen Augustinus von der strengen

16) Baldinucci, Delle notizie de' professori del disegno. Ed. 2. T. 3. (Firenze 1708.) p. 41. 17) Zeitl in der Bibliotheca Magliabechiana. Das Kunstgeschichtliche daraus bei Cicognara, Storia della scultura. II, 99 seq. abgedruckt. Ueber den Inhalt s. Schorn zu Vasari II, 128—130. 18) Vasari läßt ihn nur 64 Jahre alt werden. 19) Im November 1455 machte Ghiberti sein Testament und am 11. Febr. 1456 wurde für die nach seinem Tode vollendete Einsetzung der Thüre des Andrea Pisano Solium gestiftet.

20) Siehe G. R. Ragler's Kunst u. Kunstleristen V, 135.

21) Siehe H. Bille's Diarium biograph. und Poppert's Bibliotheca belg. p. 807.

12) Abgedruckt in Monumenti sepolcrali di Firenze. Tav. II, 13. Abgedruckt dafselbst Tav. 19. 20 und theilweise bei Cicognara I, c. Tav. 20. 14) Rumbor a. a. D. II, 256. 15) Vasari, deutsche Ausgabe II, 128. 206.

Regel und legte im Heiligen-Geistkloster seiner Vaterstadt sein Gelübde ab, lebte gewissenhaft nach den Vorschriften seines Ordens und setzte zugleich seine wissenschaftlichen Studien fort. Diese betrafen zunächst die Theologie, worin er sich auf der böhmischen Universität die Würde eines *Maestro laureato* erwarb, dann die humanistischen Wissenschaften und die lateinische Poesie, worin er selbst sich gern übte. Als Decan der Universität empfing er die Leitung der wissenschaftlichen Studien in seinem Kloster und starb ungeehrt gegen die Mitte des 17. Jahrh. Er hinterließ den Anfang von der Geschichte seines Ordens im eifrigsten Verzuge ausgearbeitet unter dem Titel: *Prima Centuria Annalium Ordinis S. Augustini* in Handschrift; seine in der Muttersprache gehaltenen Rede aber bei dem Leichenbegängnisse der Großherzoginwitwe, Christina von Teschana, 1637 in der Heiligen-Geistkirche zu Florenz gab Cosimo Giunta erst 1656 in 4. ebenfalls heraus *).

(B. Röse.)

GHIGI (Martino), ein italienischer gelehrter Weltgeistlicher um die Mitte des 18. Jahrh., von dessen Lebensumständen, Geburt und Tod wir Nichts wissen, außer daß er seine Gelehrsamkeit im folgenden Werke zu Tage legte: *Saggio sopra l'eloquenza Italiana per servire all' arte dello stile; opera divisa in IX volumini, i quali contengono le composizioni scelte degli autori Italiani, sia in prosa, che in verso.* (Venedig 1757 fg. in 8.)

(B. Röse.)

GHIGI (Teodoro), ein berühmter Maler aus Mantua, nicht aber, wie Orlandi annimmt, aus Rom gebürtig, blühte in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. und hatte bei Giulio Pippi oder Romano, der eine Schule zu Mantua gegründet hatte, entweder hier, oder früher zu Rom die Kunst erlernt; der Umstand aber, daß er nach Ranzi, welcher seine Geschicklichkeit rühmt, erst von seiner Vaterstadt wieder gewonnen wurde, deutet darauf hin, daß er zuvor auswärtig, und zwar zu Rom gearbeitet haben müsse, und daß ihn Mantua deshalb zu einem Römer von Geburt gemacht haben. Von seinen Lebensumständen ist jedoch, da zumal Vasari seiner nicht gedenkt, so wenig bekannt, daß sogar an der Wirklichkeit seiner Person gezweifelt werden ist. Indessen ist dieselbe historisch ausgemacht, und sein Geschlechtsname, auch Ghigi geschrieben, bezeichnet eine der angesehensten, alten, italienischen, auch Siena stammenden Familien.

Er war gewiß sehr fleißig und correct mit der Feder und illuminirte in der Mauer seines großen Lehrmeisters seine Handschriften mit Wasserfarben so vortreflich, daß er mit dessen Behandlungsweise vollkommen vertraut, vom Herzog von Mantua nach Pippi's Tode (1546) in den Dienst genommen wurde und verschiedene von demselben angefangene Arbeiten in der Stadt und in den Landhäusern für ihn vollenden mußte. Auch malte und vollendete er mit seinen Landsleuten

Ippolito Costa und Andrea Andreafino Verschiedenes, und mit letzterem in der Hauptkirche St. Peter zu Mantua die beiden in derselben vormals abgehaltenen Kirchensammlungen. Zwar wird noch eine von seinen übrigen Gemälden in Braamcamp's Cabinet beschrieben, welches nebst einem zweiten von Marc Antonio Rapinondi in Kupfer, später aber von Georg Ghigi (s. d. Art.) von Neuem sehr schön geschnitten worden sein soll; allein beide Bilder, welche Venus und Adonis, Angelica und Medor darstellen, sind erweisenermaßen von Teodoro Ghigi (s. d. Art.) sowohl erfinden als auch gemalt und in Kupfer außer von Georg Ghigi noch von einem unbekannten Künstler geschnitten worden *). Des letzteren Werkes gedenkt indessen auch der Winkelmann'sche Katalog ganz richtig unter Th. Ghigi's Namen, allein Th. Ghigi wird denselbst zugleich für einen Bruder seines Zeitgenossen Joh. Batt. Ghigi (s. d. Art.) irrigt Weise erklärt. Andere haben ihn, weil er sich in der Regel Teodoro Mantuano oder Mantovano unterzeichnete, häufig für dessen Sohn, den obgedachten Theodor Ghigi angesehen und der ältere Ghigi ist selbst darin noch unsicher geblieben. Im Uebrigen haben sich in Italien noch schöne Zeichnungen von ihm erhalten. Er starb jedenfalls erst um 1550 oder bald nachher. Ein anderer Künstler des Namens Ghigi lebte zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts zu Rom und arbeitete für die daselbst 1805 erschienene *Nuova scuola italiana* *).

(B. Röse.)

GHICA, rumänisches Fürsten- oder vielmehr Fürstentumsgelecht, dessen bekannter Ahnherr der Albneseer Georg Ghica war, geboren in dem Dorfe Kiupeeli, welchem auch der berühmte Großfürst Kiupeeli entstammte. Des Mannes frühere Schicksale sind unbekannt; als des moldauischen Fürsten Georg oder Stephan Burduze Agent, Kapitscha, fand er zu Constantinopel, und des Principals Sturz, 1618, verschaffte ihm Gelegenheit, für sich selbst das Fürstenthum zu suchen und zu erlangen. Der abgesetzte Fürst flüchtete mit seinem ganzen Hofstaat nach Siebenbürgen, welcher von dannen nach kurzer Zeit mit vielen Ungarn und andern angeworbenen Leuten zurückkam, um den moldauischen neuen Fürsten zu entthronen und seinen Stuhl wieder einzunehmen. Georg Ghica schickte alle seine Truppen unter seinem Sohne Gligoroful wider ihn. Dieser traf denselben an dem Orte Zurtul Frumos, unterhalb dessen ein sehr hartnäckiges Treffen geliefert wurde, in welchem Gligoroful (Gregor) den Sieg erhielt. Einen Todeshaufen von vielen erschlagenen Siebenbürgern errichtete man bei dem Orte Struina. Der Stephanos geriet in solche Enge, daß er selbst mit wenigen Leuten kam

*) Vergl. *Giulio Negri, Istoria degli scrittori Fiorentini* (1732, fol.) p. 151. Dieses gelehrten Römches gedenkt auch Dion. Ginelli in seiner *Bibliotheca volante*.

1) Siehe *Bartsch, Le peintre-graveur* XV. 402 u. 410, nebst dem Art. *Ghisi (Teodoro)*. 2) Vergl. *Böttig* den *Werten* S. 276 und *Böttig* den *Sängern* I. 437 mit S. 2. *Risotto's* Geschichte der römischen Künstler II. 369 u. 371, wo indessen dieser Ghigi zu einer polnischen Künstlerfamilie gerechnet wird, welche offenbar mit den Ghigi's, deren Geschlechtsnamen der Verfasser gar nicht kennt, verwechselt werden zu sein scheint. Vergl. noch *Ranzi* a. a. D. II, 359.

lebendig nach Siebenbürgen entfliehen konnte.“ Für den Beistand, welchen Kaloßy dem Flüchtlinge geleistet, Rache zu nehmen, theilte sich Ghika nach Kräften mit den scheidenden Bewohnungen, welche Türken und Tataren im August 1658 in Siebenbürgen anrichteten. Da gewann jedoch Kaloßy, August und September, abermals die Oberhand, so daß es ihm möglich schien, im Einverständnisse mit Wäldern, dem Boimoden der Walachei, den Ghika zu vertreiben und an dessen Stelle den Konstantin Scherban, den Fürsten der Walachei, zu setzen. „Mit dem Konstantin zog Clemens Mikes mit 10,000 Ungern, auch wurden dazu gesellt 10,000 Walachen, welche letztern commandirt wurden vom Dnornit Georg Balanus und vom Spatar Dumitre Sirbul, welcher letztere ein Verwandter von Wäldern war. Am 15. Sept. (a. St.) im Jahre der Welt 7167 (1659) kam Konstantin bei Jassy an; neben der Stadt fiel ein heftiges Gefecht vor mit den Vortruppen der Molbauer, worin Ghika verlor und sich daher über den Pruth zurückzog. Einige der moldauischen Bojaren unterwarfen sich dem Konstantin, andere aber flohen ebenfalls über den Pruth nach Jozora zum Boimoden Ghika. Von da brach Ghika mit den ihm anhängenden Bojaren auf nach Tezin (Bender), wo ihm schon der Kalkan Sultan mit 20,000 Tataren begegnete, der auf türkischer Befehl ihm zur Hilfe kam. Der Marsch ging nun wieder auf Jassy; unterhalb dieser Residenz wurden die Siebenbürger geschlagen; die Tataren wütheten unter den Christen wie die Wölfe unter dem Schaf; die Christen wurden theils niedergemacht, theils in den Vachloßfluß gesprengt, theils zerstreut, theils in die Dienstbarkeit geführt, bis auf 2000 Mann; mehr wurden in den Wäldern von den Molbauern getödtet; Konstantin konnte nur mit wenigen Reuten entweichen.“ Die Sieger draußen unaufhaltsam vor in die Walachei, Wäldern entflohen nach Siebenbürgen und an dessen Stelle wurde Georg Ghika zum Fürsten der Walachei ernannt, den 20. Nov. 1659. Der neue Hospodar hatte sich kaum seiner Bundesgenossen, der räuberischen Türken und Tataren, entledigt, so legte er den ernstlichen Willen an den Tag, Ruhe und Ordnung herzustellen. Den Heimathlosen wurde befohlen, nach ihren Wohnungen zurückzukehren, den Unterdrückten durch strenge Gerechtigkeit abzuheilen. Alle Prozesse, gegen Verordnete, Gekerkte, Verarmte oder Gekünderte anhängig, ließ der Fürst niederschlagen, allen Verbrechen Unmittelbar angedeihen, die Steuern herabsetzen und nach der Billigkeit ausheilen. Die fürstliche Residenz in Tergowisch, auf der siebenbürgischen Grenze zu nahe, mußte er, aus der Feste Nachtgebot zerstören, und nach Budareß, welches seitdem des Landes Hauptstadt geworden ist, ziehen. Am 26. April 1660 vernahm er die Scherbenpost, daß Konstantin Scherban mit einem siebenbürgischen Heere über den rothenturmer Poß bei Kinen in die Walachei eingebrochen sei, und flüchtete in Eile sammt seinen Bojaren, denen ihre Familien und beste Habseeligkeiten folgten, nach Buzareß. Konstantin zog am 1. Mai 1660 zu Budareß ein, und forderte umgekehrt zu seinen Fahnen

alle Trabanten und Simener, die willig einem Raub und Beute verheißenden Rufe folgten. Die Güter der zu Ghika haltenden Bojaren wurden schwer heimgesucht, und die Freibeuter, unerfährlich in Beutezug, dehnten ihre Streifereien bis zu den Thoren von Giurgewo aus. Da hielt noch im Freien ein großer Theil von des Fürsten Gefolge, und mit Tagesanbruch fielen die Räuber in das sorglose Volk ein, das theils der Stadt zuflucht, theils in Kähne sich warf, um die nächsten Inseln oder das andere Donauufer zu erreichen. Viele fanden im Wasser den Tod, Andere verliefen harter Gefangenhaft, reiche Beute entführen die Räuber. Zum Ausbruch ergrimmt wegen dieser abermals den Kaloßy ausziehenden Hölle, und den Danksmuth der Trabanten und Simener dem gesammten walachischen Volk zuschreibend, verfügte der Sultan nach türkischer Sitte eine schwere Excommunication über das rebellische Land, dessen gänzliche Verwüstung Ghika und seine Bojaren durch die demüthigsten Bittschreiben, durch die unterwürfigsten Vorstellungen kaum abzuwenden vermochten. Die Befehle wurden dahin gemildert, daß des Heeres Operationen sich auf die Vertreibung des Scherban beschränken sollten. In Budareß seinen Feind zu erwarten, fand dieser nicht rathsam, er entflohen nach Siebenbürgen den 25. Mai. Die türkisch-tatarischen Generale setzten den Ghika in seine Würde wieder ein, empfingen Ehrenbezeugungen und Geschenke und verfolgten den weichen Feind in großer Hast, bis die Schlacht bei Klausenburg, den 22. Mai 1660 a. St., Kaloßy's Geschieden die Entscheidung brachte. Des gefährlichen Gegners entledigt, konnte Ghika gleichwohl seine Lage keineswegs venedenswerth nennen. Die größte Schwierigkeit machte ihm das Aufbringen des Tributs, denn die Bauern, nach den wiederholten Plünderungen der Verzeiwung hingegeben, hatten nach Landesflucht ihre Hütten verlassen, um der Schatzung zu entgehen: schon das dritte Jahr wüthete die Pest, zwei fehlschlagene Ernten hatten Theuerung und epidemische Seuchen erzeugt. Die Entrichtung des Tributs stockte, und Kuprili, der Großvezier, schickte seinen Sohn Mustafa, den Pascha von Silistria nach Budareß, der am 1. Sept. 1660 daselbst eingetroffen, ohne Weiteres den Fürsten absetzte und ihn nach Udrv vor den Sultan bringen ließ, weil er, so hieß es, allein verschuldet, daß der Zins nicht richtig abgeführt werde, und deshalb von Rechts wegen zu massigen (abzulösen) sei. Dies war nicht minder des Großveziers Ansicht: das Ausbleiben des Zinses schied er selbstig dem Ghika zu und der Böswilligkeit der Walachen, wie er denn gegen den Pestilenz Konstantin Kantenfuzen, der er eigens nach Udrv beschieden hatte, äußerte: „Ghika und die Walachen haben den Papstisch verurtheilt; in allen Ländern, so von der Sonnen Aufgang zum Niedergang der Sultan beherrscht, gibt es keine mutwilligen Unterthanen als die Walachen, kaum ist die eine Bosheit, der Aufruhr, vorüber, so folgt die andere, die Zinsverweigerung.“ Er werde dem aber ein Ende machen, die Hinrichtung des Ghika verfügen, und seinen Sohn Mustafa mit

40,000 Mann anrücken lassen, auf daß er das Land in eine unmittelbar türkische Provinz und die Klöster in Woscheen verwandele. Kantakuzen, Patriot und frifriger Christ, wagte das Aeußerste, die Verwirklichung einer solchen Drohung abzuwenden, dat unter Vergießung vieler Thränen um Schonung für sein Vaterland, verbieth für die Zukunft richtige Auführung des Zinses, gänzlische Ergebung in den Willen des Sultans und fand schließlich ein geneigtes Gehör. Des Pöskelnik Treue für die hohe Forts und seine Einkünfte belobend, versprach der Regier, dem Volke zu verzeihen, dem Ghika das Leben zu schenken, und überließ es zugleich dem Belobten, einen Candidaten der Fürstenwürde zu suchen, der das Land in Ordnung bringen und den Zins pünktlich entrichten würde. Sofort traten die vornehmsten Griechen der Hauptstadt als Bewerber um den erledigten Fürstenthron auf, Bitten und Geschenke wurden an Kantakuzen vergebend, aber „weil ihm gar wohl bewußt, daß die Griechen meist Betrüger und voll Schulden wären, er keinem das Fürstenthum vorbeissen um des gemeinen Besten willen, damit nicht das Land von ihnen gekümbert und verödet werde, wie öfters geschehen.“ Einen würdigen Candidaten glaubte er zu finden in dem Sohne des abgesetzten Boiwoden, in Gregor Ghigoroskul Ghika, der seinerseits während eines längeren Aufenthalts zu Constantinopel Nichts verabsäumt hatte, um die Gunst des Großveziers zu erlangen, ihm sogar den eigenen Vater als einen schwachen und blödsinnigen Alten schilderte. Gregor versprach, das Beste des Landes ernstlich zu wahren, das neben gegen Kantakuzen wie ein Sohn gegen seinen Vater sich zu verhalten. Dieses letzte Versprechen mußte er nach des Könners Verlangen auf das Evangelienbuch beschwören, außerdem schriftlich die eidlche Versicherung ausstellen, daß er in Constantin Kantakuzen seinen Vater ehren, dessen Verhülthum in der Walachei unangestastet lassen wolle. Demnächst wurde er von dem Pöskelnik bei dem Großvezier eingeführt, von diesem zum Hantusse empfangen, mit den Insignien bekleidet, zulezt einem Aga die Weisung ertheilt, den neuen Fürsten in seine Würde einzusetzen. Am 6. Dec. 1660 zu Karakul angelangt, fand Gregor arg Verwirrung, die Unterthanen in Trübsal und Schulden versunken; Vorschüsse, Rückstände wurden der fürstlichen Schatzkammer sowie als den Unterthanen mit Ungestüm von den Türken abgedrökt, was kein zweiter Veziranger, Widane, gebergt hatte, sollte der neue Fürst bezahlen. Gregor that, was in seinen Kräften stand, um den vielfältigen Uebelständen abzuhelfen, verzichtete sogar auf seine fürstlichen Einkünfte, bis die öffentlichen und Privatschulden getilgt sein wurden. Nebenbei ließ er im Interesse der allgemeinen Sicherheit die Theilnehmer der Rebellionen unter den letzten Regierungen auffuchen und bestrafen. Die Natur kam seinen Bemühungen zu Hülfe; überreich sind in Getreide, Wein, Honig, überhaupt in Erzeugnissen des Thierreichs die Jahre 1661 und 1662 gewesen; Landbau, Viehzucht, Handthierung gediehen in gleichem Maße, und das von der

Natur so gesegnete Land zeigte kaum mehr eine Spur der vielfältigen Drangsale und Kriegsschäden. Dabei unterhielt Gregor mit Constantin Kantakuzen, der auf seinen Gütern lebte, das beste Einverständniß, ungehindert mochte dieser seinen Neigungen folgen, den Armen, der Geistlichkeit, Fremden, denen er zur Unfähigkeit verhalf, reichlich Gutes thun, und besonnenachtet Schätze sammeln, dem wichtigsten Einflusse auf den Fürsten das allgemeine Lob der Nation hinzuzufügen. Es starb jedoch der alte erfahrene Großvezier; sein Sohn und Nachfolger wollte seinen Amtsantritt durch Eroberungen in Ungarn verherrlichen, und führte zu dem Ende die ganze Macht des türkischen Reichs ins Feld. Auch der Fürst der Walachei wurde aufgeboten, und zog den 20. Juli 1663 a. St. an der Spitze von 5000 walachischen Reitern und 600 Fußgängern aus. In seinem Gefolge befanden sich drei Söhne des Groß-Pöskelnik, nämlich Dregitzli Kantakuzen, der Groß-Poharnik, Scherban, der Groß-Logothet und Constantin, der Pöskelnik. Ueber den Paß Bozza, über Kronstadt, Hermannstadt, Weissenburg, bis Neuhäusel ging der Marsch. Als Regentin war im Lande zurückgeblieben Maria Stropa, die fürstliche Gemahlin, welcher beizugehen der Groß-Dwornik Stropa, Balache von Geburt und der Groß-Weislar Demetrius, ein Grieche, welchen der Fürst aus Constantinopel mitgebracht hatte. Beide waren Reider und Feinde des tugendhaften, mächtigen und reichen Groß-Pöskelnik Kantakuzen, und sie vereinigten sich, ihn bei der Fürstin mündlich, bei dem abwesenden Fürsten schriftlich zu verleumben, gaben ihm Schuld, daß es keineswegs Zufall, wenn er sich unweit der Denau in der türkischen Nachbarschaft aufhalte, lediglich um den Fürsten bei der Porte zu verdächtigen, daß er der Fürstin die geziemende Ehrerbietung nicht bezeige, vielmehr seinem Spott mit ihr treibe, daß er seine Bauern abhalte, die Contribution regelmäßig zu entrichten u. Alle diese Beschuldigungen wiederholte Stropa in einem Schreiben an den eben zur Heimkehr sich anschickenden Fürsten, dem er zugleich den Rath ertheilte, nach seiner Rückkehr dem Verleumbeten schiedrdrings kein Gehör zu verstatten, sondern ihn je eher je besser aus dem Wege räumen zu lassen. Der Fürst war nicht sobald in Budareß eingetroffen, so wurde er noch weiter von den Gegnern des Groß-Pöskelnik bearbeitet, bis sein schwankendes, argwöhnisches Gemüth aller dem Wohlthäter schuldigen Verbindlichkeiten und seines Eidschwures vergaß. In der Nacht vom 20. Dec. 1663 wurde Constantin Kantakuzen im Bette aufgefunden und nach dem Kloster Sinagoff gebracht. Dort blieb er, bis der Gottesdienst zu Ende, auf dem Karren vor den Thüren liegen; er empfing das Abendmahl, bereitete sich zum Tode und wurde gegen Abend im Refectorium erdrosselt. Die kaum vollbrachte That vernahm der Fürst mit Entsetzen, durch den sie geboten war. Er verfluchte den Stropa und den Demetrius, äußerte gegen den Erzbischof Stephan, daß, wenn in der Versammlung der Bojaren, die Hinrichtung sei nicht auf seinen Befehl erfolgt, ihre Veranlassung sogar ihm un-

bekannt, denn er habe bereits geschlafen, als die That verübt worden sei. Er gestattete, daß die Witwe, Helena, von ihren sechs Söhnen begleitet, den Leichnam in Empfang nehme und in dem von Constantin erbauten Kloster Lamerghinen beisetzen lasse. Reichliche Almosen wurden bei dieser Gelegenheit gespendet: dem Ermordeten folgte allgemeines Bedauern. — Auch den Feldzug von 1664 sollte Ghika mitmachen. Aufzubrechen den 9. Mai wirkte er zu der Belagerung von Lova, in dem Treffen aber vom 20. Juli warf er sich gleich Anfangs in die Flucht. Walachen und Woiwoden verloren, wie die von Fürstlich benutzte walachische Chronik erzählt, Zelte, Kanonen und die gesammte Kriegsmunitio, so daß selbst den Officieren nur blieb, was sie auf dem Leibe trugen; 3—4000 Proviantwagen, jeder mit acht Ochsen bespannt, fielen den Siegern zur Beute. Gestädigt wurden der Groß-Voharnik Constantin, der Groß-Logothet Preda, Buranul, Derivagkul, Tscheparul, alles Männer, die mit Stropa und Demetrius einverstanden gewesen sein sollen, die vornehmsten Voharen aus dem Wege zu räumen und mit Constantin Kantakuzen den Anfang zu machen, damit ihnen die Allein herrschaft bliebe, weshalb die Chronik ihren Fall als die Wirkung eines göttlichen Strafgerichtes betrachtet. Dem selbst selbst, aufsolge der Chronik, Fürst Gregor. Am 1. Aug. 1664 kam er aus dem Feldzuge zurück; gleich darauf wurde sein kleines Kind von dem Weits-tanze befallen, so daß es auf den Armen seiner Wärterin herumspang und wie ein Pferd wucherte, bis der Tod dem Leiden ein Ende machte. Daneben küßte Gregor sich nicht wenig beunruhigt durch die Betrachtung der Folgen, welche die Hinrichtung des Kantakuzen, sein Verhalten bei Lova, sein geheimes Einverständnis mit dem kaiserlichen Hofe ihm bringen möchten. In solcher Lage traf ihn der Befehl des Großveziers, sich sammt seinem Contingent zu Gran einzufinden. Er entgegnete, daß er gegen seinen Willen, durch seiner Soldaten Empörung gezwungen worden, aus dem Felde zu weichen, daß ihm auch jetzt noch die Kräfte abgingen, das Volk in Ordnung zu halten, daß er zu arm sei, die Kosten eines neuen Feldzuges aufzubringen, daß zudem der Winter in kurzen Schritten sich näherte. Ohne auf diese Entschuldigungen einzugehen, gab ihm der Großvezier die Versicherung, daß sein Ausweichen nicht bestraft werden solle, dagegen müsse er ohne fernere Zögerung auf dem Sammelplatze sich einfinden. Gleichwohl betried Gregor nur äußerst schlafig die Zurückkunft seines Aufbruchs, während er vorläufig den Groß-Vesiar, Demetrius Kantakuzen an den Großvezier entsandte. Er sollte negociiren, zu welchem Ende ihm die Summe von 40,000 Dukaten anvertraut, mußte aber vorher bei Empfang des heiligen Abendmahls und eidl ich die getreuliche Vollziehung seines Auftrags geloben. Der Groß-Vesiar eilte jedoch statt dessen mit dem Gelde nach Konstantinopel, um dort den Fürsten des Treubruchs zu beschuldigen, Gerechtigkeit für den an dem Groß-Vesierlich verübten Mord zu suchen, endlich die ihm anvertrauten Summen im Interesse seiner, zwar

versehnten, Erhöhung auf den Fürstenthum zu verwenden. In Verweisung über diesen Abfall und die darauf folgende Beizigung des Großveziers, ihm gegen das Angebot von 400,000 Thlrn. ein Absolutorium zu ertheilen, verlangte Ghika von dem commandirenden Generale in Szatymar, Grafen Kottal, sicheres Geleit, um sich zu ihm nach Ungarn begeben zu können. Kottal mußte das ablehnen, da der Friedensvertrag unterzeichnet, der Fürst von Siebenbürgen, Apassi, ließ den bedrängten Nachbar wissen, daß er vom Großvezier Befehl habe, sammt seinen Söhnen ihn aufzusuchen, falls er Siebenbürgen betreten sollte. Allen Trüben abgewiesen, eilte Gregor gleichwohl nach Polen (er verließ Bucharest den 20. Nov. 1664); seine der Entbindung nahe Gemahlin schickte er nach Siebenbürgen. Man gab ihr zu bedenken, daß sie auch hier eineswegs in Sicherheit sich befinde; sie erwiderte, auf jeden Fall wolle sie lieber Christen als den Türken sich anvertrauen. Sehr bald erging an Apassi der Befehl, die Fürstin auszuliefern, eine Zumuthung, die ihn veranlaßte, die kaiserliche Generalität und die Bojaren um ihre Verwendung bei der Pforte zu Gunsten der bedrängten Frau anzusuchen; die Verwendung erfolgte, blieb aber unberücksichtigt. Maria sollte ausgeliefert werden, und hatte bereits den Entschluß gefaßt, sich zu tödten, als ein walachischer Bischof sie an Christenpflicht, an die Unterrwürfigkeit unter den Willen der Pforte erinnerte. Ueber dem Hin- und Herreden ergab sich, daß der kaiserliche Abgeordnete vielmehr die Schätze als die Person der Fürstin bezog. Schätze führte sie aber nicht mit sich, nur deiläufig 4000 Thlr. und einigen Schmud, wie sie das eidl ich erklärte. In Betracht dieser Umstände ließ der Großvezier sich durch Geschenke, von denen auch seine Gemahlin ihr Theil erhielt, besänftigen, sogar stillschweigend geschehen, daß die Fürstin ihrem Gemahle zugeschiedt werde. Dieser war mittlerweile nach Leutschau gezogen, den 5. Jan. 1668, lebte dort längere Zeit, ging dann nach Wien, den 7. April 1670. Hier bekannte er sich zur katholischen Kirche, er wurde auch in des heil. röm. Reichs Fürstenthum erhoben und mit einem Lohgehalte begnadigt, das er jedoch seinen Verdiensten und Ansprüchen nicht angemessen finden wollte. Zudem sehnste er sich nach Frau und Kindern, die wol der Heimath sich zugewendet hatten, und er suchte durch Vermittelung des Janaroten Panagiottes Nicusius seine Ausöhnung mit der hohen Pforte. Unter dem Vorwande, sich durch den Papst scheiden zu lassen, damit er die Venetianerin Giustiniiani heirathen könne, reiste er nach Rom, verschaffte sich dort päpstliche Empfehlungsbrieve und kam damit nach Venedig. Ein egyptisches Schiff trug ihn nach Konstantinopel, wo Panagiottes ihn aufnahm und im Hause verborgen hielt, bis der Pardon ertheilt war. Zu Adrianopel verkehrte Ghika vielfältig mit den walachischen Bojaren, welche um die Abführung ihres Fürsten negociirten. Mit ihnen gemeine Sache machend, erreichte er, daß Anton zum Razil erklärt und er an dessen Stelle ernannt wurde. Vorher hatte er seinen Verbündeten, dem Vesiar Ghise, dem

Poharnik Stoikul und Radul Sirbe für ihre Rachepläne gegen des abgesetzten Fürsten vornehmste Rathgeber seine Mitwirkung zuzugestehen mußten. Außerdem hatten sie sich vom Diwan den Befehl verschafft, den Ban Marisco, den Dwornik Georg, den Logothet Radul Geculeskul, den Spatar Michael Kantakuzen, den Kluschar Tege, den Konist Stefan ins Gefängniß zu werfen. Dem Spatar Scherban war das Gleiche zugebracht, er fand aber Gelegenheit, nach Adrianopel zu entkommen. Hingegen erhielt Georg Balanul, der Dwornik, den Auftrag, die in der Walachei zurückgebliebenen Brüder des Scherban Kantakuzen, den Stoinik Konstantin, den Mattha Aga, den Pestelnik Geordaki gefangen zu nehmen. Nachdem in solcher Weise der Triumph der Partei gesichert worden war, trat Fürst Gregor Ghika am 20. März 1672 zu Bucharest ein; ihm war entgegengegangen der zum Calugier gesessene Strope, der jetzt die Kutte abwarf und den Nacht-habern für ihre Rachepläne ein willkommener und bedeutender Zuwachs war. Das Programm von Gregor's zweitem Regierungsantritte wurde das Ausschreiben drückender Steuern und der Befehl, die verhafteten Vojaren hinter das unterste Thor der Residenz zu sperren; noch Andern warteten verschiedene Gefängnisse angewiesen, alle zusammen aber dergestalt mißhandelt, daß einer um den andern sich bequeme, um den Preis von 100 Bunteln sich frei zu kaufen. Diese Gelder waren bestimmt, den Fürsten für die Ausgaben und Verschwendungen in Constantinopel zu entschädigen. Die Eingesperrten sahen sich genöthigt, alle ihre Dörfer, Untertanen und Zigeuner zu verkaufen; es blieben ihnen lediglich die vollständig ausgeleerten Höfe. Dem Beispiele des Fürsten folgten die der herrschenden Partei zugehörigen Vojaren und die Griechen: diese besonders wütheten mit oder ohne Wissen des Hospodars gegen die entferntesten Vetter der Eingesperrten und deren Diener, viele düsteten mit dem Leben, in das Vermögen stießen sich die Räuber. Der grimmigste Haß verfolgte fortwährend die Kantakuzenen. Türkische Gesandte, die zu dem Ende Bittschungen angenommen, ertheilten dem Spatar Scherban Kantakuzen den Rath, Adrianopel zu verlassen, um nach der Walachei zurückzukehren, wo er in voller Sicherheit sich befinden würde. Bereits hatte er den Hämus hinter sich, als seine Mutter, ein warnender Engel, ihm entgegenkam und ihn bestimmte, seinen Reisplan abzuändern und der Moldau sich zuzuwenden. In der Hoffnung, seiner habhaft zu werden, getöuscht, ließen die Gegner ihrem Grollen vollends freien Lauf. Am 15. Juli 1672 wurden nach den Salzgruben zur Arbeit abgeführt: Georg Dwornik, Schwiegervater des Aga Mattha Kantakuzen, der Kluschar Tege, Schwiegervater des Spatar Scherban, der Logothet Stoika, der älteste Diener des Kantakuzenischen Hauses, der Logothet Radul. Die Kantakuzenen selbst, die vier Brüder Konstantin, Michael, Mattha und Geordaki, wurden in den Kerker des Glodenthurms gesperrt, die übrigen Gefangenen losgelassen, jedoch alle ihrer Güter beraubt. Dem Erzbischof Theodosi, den sie unter mancherlei Anschuldigungen abgesetzt

und nach dem Kloster Tismana gebracht hatten, gaben die Nachbaber eine ihrer Creaturen, den Barlaam, zum Nachfolger. Wie unzufrieden aber Fürst Gregor mit dem wiener Hofe sein mochte, einen Emisair der ungarischen Valcontenten, den Valentin Remessani, der in Constantinopel die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten gegen Oesterreich betreiben sollte, 1672, hielt er an seinem Hoflager zurück durch die Betrachtung, daß für jetzt bei der Pforte Nichts zu thun sein würde, daß er sogar für seine Person Gefahr leiden könnte, und durch das Versprechen, er selbst werde über den Stand der Dinge vorläufige Nachricht einziehen und demnächst den Valcontenten als Zwischenträger bei der Pforte dienen. In der gleichen Weise beschied er den Christoph Balassa, und zuletzt schrieb er nach Ungarn, daß für jetzt die Valcontenten auf türkische Hilfe nicht rechnen dürften, daß aber ein Unternehmen auf eigene Faust ihnen nachgehenden werden könnte. Dem war der Rath beigefügt, daß für das Ende des polnischen Kriegs abzuwarten. Dem doppelzüngigen Rathgeber schenkte jedoch die Valcontenten wenig Vertrauen, wie denn Apoffi selbst, trotz der wesentlichen, dem Ghika und seiner Gemahlin geleisteten Dienste, ihn stets fürchtete. Den Feldzug nach Polen, dessen wichtigstes Ergebnis die Einnahme von Kaminiek, den 18. Aug. 1672, mußte Ghika mitmachen. Ihm wie den Moldauern fiel höchst unerwünscht, daß in dem Frieden von Budjak Pabolien den Türken bleiben sollte; sie suchten daher wenigstens den Fortgang der Belagerung von Lemberg zu hintertreiben durch Umtriebe, welche Ghika angeigt, theils um den Antheil, welchen er daran genommen, zu verheimlichen, theils um seinem Hofe gegen Dula, den Fürsten der Moldau, zu höhnen. Dieser that ihn unlänglich noch verletzt, indem er des Ghika Bemühungen, bei Gelegenheit des Marfches nach dem Diester der Person des Scherban Kantakuzen habhaft zu werden, vereitelte. Am 11. Dec. 1672 a. St. kam Gregor nach Bucharest zurück. Für die Dauer seiner Abwesenheit hatte er als seine Statthalter den Balanul, Strope und Ehrife bestellt. Um diesen sich gefällig zu zeigen, mißhandelte der Oberste der Gefängnisse, Armasch Drosul, die seiner Gewalt verfallenen Kantakuzener bis zum Verkrüppeln: täglich ließ er einem jeden von ihnen 100 Hiebe auf die Fußsohlen geben. Konstantin Kantakuzen erbat sich als eine Gunst, diese Peinlage statt seines jüngern schwächlichen Bruders ausbitten zu dürfen, und litt ohne eine Thräne, ohne Klage. Die nach einer solchen Execution zu geben unvernünftig waren, wurden an den Stricken, mit welchen ihre Hände zusammengeknüpft waren, über die Erde geschleift oder an den gebundenen Händen aufgehängt, sonstiger Martern zu gewöhnen. Dergleichen Grausamkeiten verwies ihnen Anstifter Fürst Ghika, ohne sie jedoch zu bestrafen, daher sie es sogar wagen durften, das Abschlagen der Kantakuzenen zu beantragen, auch dem obeklaglichen Beschreibe durch die Ausrufung zu erwidern, daß sie nimmer in der Vorausicht, ihre Raths schläge so wenig beachtet zu sehen, zu des Fürsten Gregor Erhebung beigetragen haben würden. Der Großvezier

hörte von dem rachsüchtigen Treiben in der Palachei und ließ den Scherban Kantakuzen aus der Moldau zu sich nach Adrianopel entziehen. Beinahe unglaublich findend, was dieser that, schickte der Divan zu seiner genaueren Information einen Kapidtschi-Pascha nach Bucharest, wo die Erscheinung nicht geringen Schrecken verbreitete, indem der Hospodar seiner Begleitung sich verlor. Der Beile brachte aber nur den Befehl, ihm die Gefangenen zu überantworten. Dem wurde Folge geleistet, und der Kapidtschi-Pascha führte die Kantakuzen und ihre Frauen, dann den Logotheten Radul nach Constantinopel. Dahin wurde auch der aus dem Schwerte entlassene Kurfürst Lege geschickt, entlassen ferner Michael-Ban, der auf seine Güter ging, um nach kurzer Frist da zu sterben. Dagegen mußten der Dvornik Georg und der Logothet Stoilul fortwährend in den Struben von Etna schmachten. Bei allem dem lebte der Hospodar in steter Besorgnis in Betracht der Dinge, die da kommen könnten: um die Gefahr abzuwenden, übertrug er dem Großfürsten Alu Beutel, in der Erwartung, daß ein solches Geschenk diesen bestimmen werde, die Gefangenen inösesamt zu Constantinopel hinrichten zu lassen; der Türke nahm auch das Geld und schickte den Logotheten Radul, den Epatar Scherban und den Stoilul Constantin nach Candia in die Gefangenschaft, Helena, die Mutter der Kantakuzen, sowie ihre jüngeren Söhne, Michael, Matthä und Gordoki, durften doch in Constantinopel bleiben. Für solche Käufung in dem Großfürsten Rache zu nehmen vermochte der Hospodar nicht, dagegen ließ er den Schwiegersohn des Rathä, den im Kloster Ziemana eingesperrten Georg Jden, doch des Logotheten Stoilul, der ebenfalls selbst in Haft war, verschonen. Am 16. Mai 1473 a. St. zog er Weiwode abermals mit der türkischen Armee nach Josen. Unmittelbar vor der großen Schlacht bei Choschim, den 11. Nov. 1473, hatte der Pascha Hussien von macedonischen Weiwoden Stephan Petrischil, weil er dessen Contingent zu schwach befunden, mißhandelt und mit dem Streikstocken geschlagen. Der Mißhandelte empfand das sehr übel und Weidauer und Walachen heilten seinen Rufen. Am Vorabend der Schlacht, den 9. Nov., gingen sie inösesamt zu den Polen über; Fürst Gregor selbst wurde von seinen Leuten fortgerissen, daß er gegen seinen Willen genöthigt war, der Bewegung zu folgen. Nichtsdestoweniger suchte er den Schrein anzunehmen, als sei er freiwillig gekommen; das mag ihm allerdings nicht gelungen sein, und er benutzte die erste Gelegenheit zum Ausbruch. Die Polen setzten ihn nach, erlegten von seinen 40 Begleitern 35, verwundeten ihn selbst an der Hand, aber das türkische Lager hat er gewonnen. So der Walachen Erzählung, der jedoch der polnische Bericht widerspricht: „Gregor Ghila war ein Leib und Seele ein Türke, und nichts weniger als feig für die Christen: da er aber für sein Leben fürchtete, so schickte er inöheim Gesandte an den Feldherren Sobieski und versprach auf der Seite der Christen zu sein. Es ward mit ihm ausgemacht, daß er beim ersten Treffen mit den Türken zu den Polen übergehen und

unter dem Befehle des polnischen Feldherren wider die Türken stehen wolle. Als es dann fünf Tage darauf zum Treffen kam, so führte er zwar seine Truppen wider die Polen; allein er suchte nur zum Schein wider diese, und ließ dem Sobieski sagen: es gelte nur, weil er bis jetzt keinen bequemen Augenblick zum Uebergange habe finden können. Den folgenden Tag erlah er die bequeme Zeit, entfernte sich vom türkischen Lager und kam mit Reiterei und Fußvolk bei den Polen an. Das Fußvolk ward sofort von den Polen in die Linie des Treffens gestellt, Ghila aber mußte mit der Reiterei hinter dem Lager bleiben, weil man ihm nicht ganz traute. Diese Vorsicht war höchst nöthig; denn während die Polen gegen den Kapitan Pascha zu fechten hatten, hielt sich Ghila mit seinen Walachen immer schwärzter von der polnischen Armee, den Moment abwartend, wo er sich wider, wenn das Glück den Türken zulächeln sollte, zu diesen schlagen könnte. Allein da der Kapitan Pascha geschlagen war, so entwich auch er von den Polen, kam zu Constantinopel an, ward Anfangs freundlich aufgenommen, hernach vergiftet.“ Wie dem aber sei, Ghila wurde nach dem Verluste der Schlacht abgeführt, in Constantinopel zwar freundlich empfangen, beraubt aber vergiftet, entweder auf des Sultans Befehl, oder durch eine Creatur der Kantakuzen, den Arzt Zimon. Ein späterer Gregor Ghila, Fürst der Moldau 1727—1733, welche Stellung er wol dem Einflusse seines Bruders Constantin, Dragoman der Pforte, verdankte, wird als ein verständiger und gelehrter Herr und als ein guter Fürst gerühmt. „Er bestimmete sich auch, was nicht viele Regenten thun, um die Geschichte des Landes, das ihm zur Beherrschung anvertraut war, und ließ die vorhandenen Nachrichten in ein Buch zusammentragen.“ Gleichwol hatte der Anstifter der Revolution von 1730, Ali Patrona, seinen Sturz beschloßen und bereits seinen Günstling, den griechischen Weibzer Janaki, zum Hospodar der Moldau ernannt, auch diese Ernennung durch den Ferman vom 2. Nov. 1730 bestätigen lassen. Als ein Donnerschlag wirkte auf alle Bonarioten die hierauf erfolgte Einweisung des Janaki in der Patriarchatskirche zu Constantinopel: „orgueil humilié et le desespoir étoient peints sur les visages pendant la cérémonie, à laquelle le drogoman de la porte devoit assister.“ Aber die Erinnerung des Ali Patrona und des Janaki half sehr bald dem Fürsten Ghila aus seinen Nöthen, und er wurde 1733 zu dem einträglichen Posten eines Weiwoden der Palachei befördert. Solche Verfestigung hatte er, dem Herkommen gemäß, mit schweren Unkosten, Bestechungen aller Art erkaufen müssen. Er suchte Entschädigung dafür in der Anlage neuer, in der Erhöhung der alten Abste, wie er denn auch die Zollfreiheit der Klöster, der Geistlichkeit überhaupt aufhob. Acker und Handelsstand, besonders die vielen türkischen Kaufleute wurden ihm feindlich, und das allgemeine gegen ihn erhobene Geschrei und wirreman nach das Ansehen einer Wilson Löwenthaler unterstützten des Constantin Maurocordato Bemühungen, zum Wiederbesitze des ihm ent-

zogenen Fürstenthums zu gelangen. Dem glücklichen Nebenbuhler mußte Ghila die Balaschi überlassen und nach der Moldau zurückkehren, 1735, zumal die Pforte dieses Grenzland in die Hände eines Vertrauensmannes am besten verwahrt glaubte. Dieses Vertrauen rechtfertigte Ghila zunächst, indem er durch Bestechung den russischen Feldherrn, Grafen Münich, bestimmte, statt des der Moldau beherrschenden Bender das abgelegene Dschakow zu belagern, 1737, in demselben Jahre, wo er den kaiserlichen Einfall mit gewaffneter Hand zurückwies: „Als der k. k. Oberstlieutenant Urfetti mit 500 Mann in die Moldau einbrach, schickte der Erstatler von Bender dem Fürsten Gregor Ghila den Befehl zu, ihn aus seinem Lande zu verjagen. Ghila versuchte eher den Weg der Vorstellungen, um den Urfetti zum Rückzuge zu bewegen; als aber der Oberstlieutenant ein Treffen anbot und zuerst auf die Moldauer schießen ließ, wurden die österreichischen Truppen bald in Unordnung gebracht und der Oberstlieutenant selbst kam um, in dessen Taschen viele den Türken sehr dienliche Papiere gefunden wurden.“ Der schlechte Fortgang dieses und des folgenden Feldzugs entmuthigte den kaiserlichen Hof dergestalt, daß er noch vor Ablauf des Jahres 1738 einen Officier mit Friedensvorschlägen nach Constantinopel entsandte. Dieser hatte mehre Conferenzen mit Baron Tott und einem Abgeordneten des Ghila. Münich's Sieg bei Starowutschane, den 28. Aug. 1739, gab jedoch dem Kriege, soviel die Moldau betrifft, eine andere Richtung. Am 10. Sept. verließ Ghila die Hauptstadt Jassy, in der Elite drei Kanonen, viele Fahnen, Reithewse, Munition, Lebensmittel zurücklassend; am 12. Sept. rückten die Russen ein und forderten von den Bojaren die Auslieferung des Hospodars, der sich indessen nach der Donaugegend geflüchtet hatte. Münich stand im Begriffe, die Belagerung von Bender vorzunehmen, als der Abschluß des belagerten Friedens auch die Kaiserin von Rußland nöthigte, die Waffen niederzulegen, Ghotshin und die Moldau zurückzugeben. Ghila wurde aber bereits 1711 abgerufen, ein Ereigniß, auf welches der Sturz seines Bruders, des Dragoman Constantin, der im J. 1740 entsauft worden war, den stärksten Einfluß geübt zu haben scheint. Denn Gregor blieb den öffentlichen Angelegenheiten fern, bis es ihm gelang, zum dritten Male, im J. 1747, den Pacht der Moldau zu erhalten, um ihn nach Verlauf von neun Monaten mit jenem der Balaschi zu vertauschen. Dergleichen Wechsel war von Seiten der Pforte und ihrer Minister lediglich Finanzspeculation. Fürst oder Fürstenthums-pächter der Balaschi durch den herkömmlichen Aufwand von Gabalen und Besetzungen, summe Gregor nicht, dem Lande die unseligen Folgen jener Bodelbarkeit der Dinge empfinden zu lassen. Der Abgabe der 6 Swerte wurden des Walram (Hrsgeschent) und die Lipsa oder Abgang (eigentlich Ergänzung des Deficits in dem Ertrage der Swerte) hinzugefügt. Die Abgabe Vacarit wurde um einen halben Para erhöht. Singaren erbaute Gregor in der Umgehung von Bucharest das Kloster zum heiligen Pantaleon sammt einem Hospital, wovon

die Hälfte gewöhnlichen Kranken, die andere Hälfte zu einem Pestlazareth bestimmt war. Er behauptete sich auch, gewiß eine Seltenheit in diesen Zeiten, in der fürstlichen Würde bis zu seinem im September 1752 erfolgten Ableben, wo er dann in der Kirche des Klosters St. Pantaleon beigesetzt wurde. Sofort entsandten die Bojaren eine Deputation nach Constantinopel, um sich den erbgewöhnlichen Sohn des Verstorbenen, den Skariat Ghila, zum Fürsten zu erheben, danach zu beantragen, daß allen Türken unterlagt werde, sich im Lande, wo sie den Bauern ungerne lästig seien, niederzulassen, und daß soviel die jährliche Beistellung, nicht minder der häufige Wechsel der Fürsten unterbleiben möge. Ihre Bemühungen wurden vereitelt durch einen mächtigen und reichen Fanarioten, dessen Tochter an Mattha Ghila, den zweiten Sohn des Fürsten Gregor, verheiratet war. Er unterstüßte durch seinen Einfluß die Candidatur seines Schwiegersohns, der als Dragoman der Pforte eines ungewöhnlichen Vertrauens gewuß, und Mattha wurde, der Sage nach gegen Entrichtung von 300000 Pruteln Löwenthaler, zum Fürsten der Balaschi ernannt. Fanariote nach allen seinen Neigungen und des Schwiegersvaters gleichbrüderlicher Schüler, vernichtete Mattha nicht nur die Zahl der Swerte, sondern er versorgte auch jene Bojaren, welche als des gedrückten Landes Deputirte in Constantinopel gewesen. Die Bedrückten klagten der Pforte ihre Noth und boten um Untersuchung. Eine Commission war kaum zu Bucharest eingetroffen, und sofort scharte sich das Volk und zog, unter des Wexropeliten und der Bojaren Anführung, vor die Wohnung des türkischen Commissairs, um in stürmischen Ausdrücken seine Unzufriedenheit mit Mattha Ghila auszusprechen. Der Türke schickte die ihm eingerichtete Klageschrift nach Constantinopel und bekräftigte ihren Inhalt durch Aufzählung dessen, was er gesehen und erfahren hatte. Es erfolgte auch in demselben Jahre, 1752, die Absetzung des Mattha, oder vielmehr seine Versetzung nach der Moldau. Er regierte dort von 1753 bis 1756, in allem 2 Jahre 7 Monate, in steter Besorgniß vor dem türkischen und schwärmerischen Wesen seines Bruders, und brunntrübt durch die Opposition unter den Bojaren, die er doch zuerst nöthigte, bei dem Pascha von Bessarabien Ansuchen zu suchen. Der Mattha Bruder, Skariat Ghila, übernahm die Moldau im J. 1757, regierte 17 Monate und wurde 1758, in Folge eines Defects von 20000 Pruteln, nach der Balaschi übersezt. Für solche Ausgabe suchte er in hergebrachter Weise Ersatz; die bestehenden Einrichtungen genügten ihm keineswegs, denn ein Steuerquartal betrug nur 200,000, das ganze Jahr 800,000 Löwenthaler. Er vermandelte die Quartalsabgaben in monatliche, verdoppelte die Abschüttelung mit dem Pesson (das Einweihungsgeschent) und erhob in dieser Weise, den Demarit, Winarit, Daparit, die Solz, und Goldschälle eingerechnet, jährlich 2,446,828 Löwenthaler. Dagegen erwirbte er den German von 17, wodurch der Vacarit, die Abgabe von inländischen Pferden und Ochsen, für immer aufgehoben wurde; ferner einen zweiten German, laut dessen alle Türken, die in

der Walachei anfällig geworden und in den fünf Kreisen in der Aluta übel wirtschafteten, auch unter dem Vorwande, die Victualien- und Viehlieferung nach Constantinopel zu besorgen, liegende Gründe an sich gezogen hatten und die Weiden unentgeltlich benutzten, mit ihren Dabsligkeiten und ihrem Viehe über die Donau zurückgebracht wurden, und für die Zukunft nur eine gewisse Zahl türkischer Handelsleute, die, mit darselbigen Erlaubnissen in die Pforte versetzt, bei dem Hospodar sich zu weiden hätten, besetzt sein sollten, Früchte, Vieh u. s. w. für den Bedarf von Constantinopel aufzukaufen. Dergleichen Erfolge ließen, ungeachtet der Steuerdrucks, keine Klagen gegen den Fürsten aufkommen, aber der Divan hatte sich an die Triennialität gewöhnt, und Skarlat wurde 1761 abgerufen, doch 1765, bei Gelegenheit des gegen den Fürsten Stephan Kaloewich gerichteten Auftrahrs, abermals nach der Walachei geschickt. Da nun seiner Popularität zu bedürfen glaubte, wurden ihm zur jetzt keine übertriebenen Bestallungsgebühren abgefordert, im Gegentheil einige bisher zum Paschalis Eistria gezogenen Donauinseln an die Walachei zurückgegeben, was indessen die Erhöhung des Tributs um 4000 Löwenthaler zur Folge hatte. Wegen der Veranung und Entlohrung des Landes betrogen die monatlichen Ewerre nur nahe 849,458 Löwenthaler, ohne daß Skarlat darum die Einföhrung neuer Abgaben versucht hätte. Sein kleinerer Art von Beunruhigung aufgeses Regiment währte jedoch kaum ein Jahr; er starb an der Pest, December 1766, und wurde in der von ihm erbauten Kirche des heiligen Spiridon beerdigt. Den Wünschen der Bosaren gemäß und durch die Bemühungen der Agenten seines Vaters erhielt Skarlat's Sohn Alexander die erledigte Fürstenwürde. „Es ist dieses eine besondere Gnade, weil dadurch einer unglücklichen Familie aufgeholfen wird, die durch großen Aufwand, welchen der verstorbene Hospodar theils aus Staatsabsichten, theils aus einem natürlichen Hange zur Verschwendung gemacht, in große Armutb gerathen. Bei dem neuen Hospodar spürt man eine ganz andere Gemüthsart, als bei seinem Vater. Er hat keinen Trieb zu Ausschweifungen, seine vornehmste Sorge ist vielmehr auf die Verbesserung des Finanzwessens und selbst auf die Besichtigung einiger Kleinigkeiten, welche zum Vortheile einer Privatwirthschaft abzielen, gerichtet. Er hat sich schon in seinen ersten Tagen blühn mit Levung christlicher und ökonomischer Schriften beschäftigt, auch unter seiner Aufsicht einige Versuche zur Verbesserung des Ackerbaues anstellen lassen, die einen guten Erfolg gehabt haben.“ Ihm trugen die Ewerre nur 785,776 Löwenthaler ein, und da er noch dem Beispiele seines Vaters dieselben nicht vermehrte, erstreute er sich einer ziemlich ruhigen Regierung. Seine Ausgaben für das Jahr 1766 werden zu 1,719,024 und die Inflationengebühren und der Tribut an den Sultan zu 917,313 Löwenthaler berechnet. Inzwischen wurde die Walachei bereits durch russische Agenten beunruhigt, ein Krieg stand in Aussicht, und für einen solchen Fall misstraute man in Constantinopel der Jugend und Unersahrenheit des Hos-

podars. Er wurde beseitigt, 1768, und nach in demselben Jahre an seine Stelle Gregor Ghifa gesetzt aus der andern Linie. Dragoman der Pforte, verdanfte dieser der Gunst des Großwesiers Mehmed Pascha Pascha seine Ernennung zum Fürsten der Moldau, 1764, in welcher Stellung er sich bis zum Jahre 1766, während eines Zeitraums von 2 Jahren 9 Monaten, behauptete. Er privatisirte nach seiner Absetzung zu Constantinopel, wurde aber durch die Desorgnis, sein Reichthum möge ihm das Leben kosten, bestimmt, als Candidat um die Fürstenwürde in der Walachei aufzutreten. Der Khan der Tataren empfahl ihm als den Mann, welchen in diesen kriegerischen Zeiten die Pforte brauche, und es erfolgte seine Ernennung. Des neuen Fürsten dringendste Sorge mußte es sein, der türkischen A mee den ausgeschriebenen Bedarf an Erbsenmitteln zu verschaffen. Der Aufgabe zu genügen, sparte er seinen Fleiß, ohne doch die bei einem türkischen Heere gewöhnlichen Ausschweifungen verbinden zu können. Der gänzliche Mangel an Kriegszucht, Plünderung und Verwüstung trieben die Einwohner zur Verzweiflung: an vielen Orten retteten sie sich zusammen, um gegen Freund und Feind die gleichen Gewaltthatigkeiten zu begehen. Der Fürst selbst zeigte den Bosaren empörendes Mißtrauen: wehe ihm, der durch Atrieberrausend oder in anderer Weise sich ausgezeichnete, gleich misstrauete der Fürst in ihm einen Verräther, den er einsperren und geißeln ließ. Die Gerechtigkeit war ihm für Geld sell: zu den Kriegskosten stellte sich ein fortwährendes Steigen der Abgaben. Um so leichter wurde es dem vorläufig für Rußland gewonnenen Archimandriten von Adschisch, im Lande eine starke Partei anzuerwerben. An deren Spitze stand der Spatar Purwul Kotsakow und der Capitain der Urananten; die Wünsche des Volkes überhaup waren für die Russen. Nach der Einnahme von Galaz detachirte Romanzow einige hundert Mann unter Karasine nach der Walachei. Dem kleinen Häuflein gesellten sich auf dem Marsche Walachen in ziemlicher Anzahl zu. Am 17. Dec. 1769 brach das Corps, höchstens 400 Mann, in der Stadt Bucharest ein, gradewegs der Residenz zu-eikend. Von Kontakzen gewonnen, leisteten die Armanen der fürstlichen Leibwache keinen Widerstand. Der Fürst sprang über die Gartenmauer und verborg sich in eines Nachbars Waarengewölbe, wo er zwei Tage lang unangesehen blieb. Sein Palast, desgleichen die Stadt wurden geplündert, alle Türken ohne Unterschied niedergemacht; der Archimandrit selbst, die Weibde mit dem Bildnisse der Kaiserin am Halse, zwei Pistolen im Gürtel, zeigte sich hierbei geschäftig. Durch alle Straßen und Plätze erscholl das folgende stupai! stupai! Am dritten Tage wurde der Fürst in seinem Verstecke aufgefunden und als Gefangener über Jassy nach Rußland abgeführt. Zu Petreburg angelangt, wußte er sich der Kaiserin zu empfehlen, vorgehend, daß er mit den Entführern im Einverständnisse gewesen. Man glaubte, ihm mit Vortheil bei der Armer verwenden zu können, und er wurde dem Feldmarschalle Romanzow zugesendet. gerietb aber sehr bald in den Verdacht einer geheimen Corre-

spondenz mit den Türken. Der russische Feldherr hielt ihn längere Zeit unter scharfer Aufsicht in seinem Lager, erlaubte aber doch endlich, daß er zu Roman in der Moldau seinen Wohnsitz aufschlage. Durch den Friedensvertrag von Kutschuk Kainardisch wurden die Donaufürstenthümer der Pforte zurückgegeben. Auf seine Wiedererhebung in die Walachei durfte Ghika nicht hoffen, da die Stelle bereits an Alexander Pskilanti vergeben war; er bemühte sich um die Moldau und fand für seine Vererbung einen sehr gewandten Unterhändler in der Person seines Schwiegersohns Isakowak Riso. „Il Riso e passato per uomo furbo ed intrigante, umile ed insinuante presso i Turchi e tenuto fra quelli della sua nazione, ed a tali talenti egli deve la fortuna che possiede.“ Wirksam noch in Gregor's Gunsten ergab sich die Verwendung des russischen Fests, und er wurde, obgleich der Dragonen Konstantin Murusi ihm ein gefährlicher Nebenbuhler war, zum Hospodar der Moldau ernannt, 1774. Geschichte war Gregor Ghika unstreitig: er redete türkisch, russisch, französisch, italienisch, hatte einige Lectüre und gab sich das Ansehen, Handwerke, Fabrike und Künste in seinem Lande einführen zu wollen. Zu Kirschtisch errichtete er eine Zuckfabrik mit tausend Arbeitern. Zu Neu-Philippi bei Jassy gründete er eine Colonie von Iheringern, deutsche Protestanten, welchen er den Bau einer eigenen Kirche verstatte. Sein Privatsecretair war ein Jahr lang der mutthige Jacobiner Carro, der seine Verbindungen mit den Girondinen auf dem Altargefisse bußte, den 31. Oct. 1793. Daß den Fürsten ein ähnliches Geschick traf, soll er durch seine Deserenz zum des Secretairs Rathschläge veranlaßt haben. Nichtsdestoweniger verschonte dieser im Geringsten nicht seines vormaligen Principals. „Grégoire Gika, âgé d'environ cinquante ans, premierement prince de Moldavie et ensuite de Valachie et après la guerre fait de nouveau prince de Moldavie par la grâce de Dieu et du roi de Prusse, règne encore en ce moment sur cette province.... Il est descendu à la cour des princes de la Moldavie et de la Valachie de porter un bonnet de la même couleur de celui du prince et de ses fils, qui est la couleur blanche. J'ai vu un jeune seigneur moldave rester au fers quinze jours et être sur le point d'avoir deux cents coups de bâton sur la plante des pieds, pour avoir porté un habillement de meilleur goût que celui de Grégoire Gika, tandis que ce vil esclave, habillé en prince (comme dit le feldmaréchal Romnatzow), laisse l'assassinat et le vol impunis pour quelques centaines de ducats, tant la cupidité et la barbare ignorance de ces grotesques souverains sont portées au plus haut comble.“ Er beridtet ferner, laut des Friedensschlusses habe die Moldau zwei Jahre lang vom Tribute verschont bleiben sollen, wodurch sich aber Ghika nicht habe abhalten lassen, dreimal Contributionen zu fordern. Dann erbringt er mehrere schänderhafte Beispiele von verweigerter oder verdrückter Justiz — vom Kaufmanne Rieselitti, von dem Bojaren Balscha und

von dem französischen Officiere le doux baron de Sainte-Croix. „Le mot honneur,“ fährt er fort, „est inconnu aux Grecs, il n'est pas même dans leur langue, et celui de reconnaissance ne fut jamais dans leurs eours... Les deux princes régnans ont établi chacun dans sa capitale des écoles, auxquelles ils ont donné le nom pompeux de gymnases et où deux ou trois moines ignorans donnent des leçons des langues Intiae et greeque et de théologie.“ Der Verfasser, der zwölf Jahre später seine Faust dem Kaiser Leopold den Krieg erklärte, schließt mit dem Wunsch, daß doch diese schönen Länder (Moldau und Walachei) unter k. f. Vormühsigkeit kommen und so zu neuem politischen Leben vernah werden möchten. Allerdings verrieth Ghika in allen seinen Handlungen die schmutzige, den Janarioten, ja überhaupt den Nachkommen des Brüdels und Pristels eigenthümliche Geldgierde, und er trieb namentlich mit der Justiz den unwürdigsten Handel. Unzählige Schätze hat er aufgeschafft. Die ihm zugemuthete Abtretung der Bulowina suchte er durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel abzuwenden, und selbst nach vollzogener Cession, den 25. Febr. 1777, versetzte er den bestimmten Befehlen des Sultans den Gehorsam. Diese Widerpenflichkeit benutzte ihn unversehblicher Gegner, der Dragonen Murusi, und es wurde Anfangs October 1777 zu Constantinopel in tiefem Geheimnisse des Fürsten Absetzung beschloffen und an seine Stelle Konstantin Murusi ernannt. Um den Beschloffen auszuführen, wurde ein Kapidshi Pascha entsendet, des Ghika vertrauter Freund, vor sich, 1777, mit dem Charakter eines großherrlichen Oberkallmisters und Inspectors der Fiskung Chetichim bekleidet. „Der ungewöhnliche Charakter, dergleichen die Pforte nur bei Gelegenheit eines wichtigen Auftrags zu verleihen pflegt, und die unterwegs begangenen Aufschweifungen des Abgeordneten mußten dem Ghika verdächtig sein, den seine Freunde von Constantinopel aus gewarnt hatten, und der überdies ein Warnungsschreiben vom Fürsten der Walachei (Alexander Pskilanti) in dem Augenblicke erhielt, als er den Kapidshi besuchen ging, wider das Anrathen der Seinigen, die ihn beredeten, sich krank zu stellen. Der ihm zugewandte mutthige Capitain seiner Knechtgarde wollte ihn wie gewöhnlich begleiten, aber Ghika ließ ihn zurückbleiben, ja er vergaß sogar auch sein Stilt, das er sonst immer im Gürtel trug. So trat er ins Zimmer des Fürsten. Der Kapidshi begabte vom Fürsten Tabak, und gleich, als ob er ihm nicht gefiele, befohl er einem der Seinigen, dem Fürsten einen Becher zu geben. In dem Augenblicke, da ihm dieser gereicht wurde, erhielt er auch zwei Dolchstiche in die Brust. Der Fürst, hurtig und beherzt, raffte sich auf, um über das Fenster zu springen, aber unglücklicher Weise waren die Fensterhölzer zu enge, mehre Mörder fielen über ihn her und ermordeten ihn vollends. Seine Habschaffen wurden sofort für Rechnung des Sultans eingezogen.“ Der Kopf des Ermordeten wurde nach Constantinopel gebracht und blieb drei Tage hindurch vor dem Eingange des Serails ausgelegt. Ein anderer

Gregor Ghila, am 16. Aug. 1822 zum Hospodar der Moldaen ernannt, wurde als solcher den 21. Sept. n. J. zu Bucharest inthronisiert. Von seinen drei Söhnen starb der jüngste, Gregor, zu Constantia im Juni 1828. Dessen Brüder mögen Aleco (Alexander) und Constantin sein. Aleco, geboren 1793, wurde des Vaters Nachfolger durch Ernennung vom April 1834, und erwarb sich mancherlei Verdienste um das Emporbringen des Landes. Er hätte wol noch mehr geleistet ohne die durch Rußland unterstützte Opposition der Bojaren. Den unwillkürlichen Rußlands hatte er sich zugezogen durch das Bestreben, eine selbständige Politik zu verfolgen, d. i. über die Grenzen der Möglichkeit sich zu erheben. Von ihm scheint auszugehen das jetzt so viele Denker, besonders die rumänischen Abenteuer und Kaffeesieder in Paris und London beschäftigende Project, durch die Einverleibung der 400 □ Meilen der Moldau in die Moldaen einen gerechtmässigen Staat, den Vergrößerungsabsichten Rußlands ein unüberwindlicher Damm, dem Constitutionalismus und den Unruhmüßern jeglicher Art einen Zusammenstoß zu schaffen. Die Zeiten der Reife für solche Entwürfe waren aber noch nicht gekommen, und der russische Hof nöthigte den Sultan, den Fürsten Aleco zu entlassen, 1842. Er lebte von da an inehrtheils in Oesterreich, wo er die schöne Herrschaft Vellatins, holozer Comitats, erkaufte hatte. Gregor Alexander Ghila, zum Fürsten der Moldaen ernannt am 16. Juni 1849, legte am 11. Juni 1851 die Regierung nieder, nachdem seit längerer Zeit das Land von Russen oder Oesterreichern occupirt gewesen. Daß der Pacht immer noch einträglich genug sei, ergibt sich aus folgenden Zahlen:

Einkommen für 1855	22,838,614 Piaſter,
Ausgabe, einschließlich der	
1,400,000 Piaſter, als Tribut	an den Sultan zu ent-
richten	21,476,790 „

Ueberschuß 1,361,824 Piaſter.

An der Spitze des gegenwärtig die Moldaen regierenden Principatums steht in der Eigenschaft eines Raimofan Fürst Alexander Demetri Ghila, ernannt im Juli 1856. Beigegeben sind ihm Prinz Constantin Ghila, Minister des Innern, Prinz Georg Michael Ghila, Director des Staatssecretariats, und Prinz Demetri Ghila, Religions-Präfect.

(v. Stramberg.)

GHILA oder GUILHA (Raimund), ein Dominikanerorden und Schriftsteller des 13. Jahrh. im südlichen Frankreich, wird auch mit einem andern Dominikaner, Wilhelm Ghila, welchen Laurence Pignon zum Vorschein bringt, verwechselt, dessen Existenz jedoch völlig in Zweifel gestellt werden muß. Raimund Ghila trat zu Tarascon in den genannten Orden, studirte die Theologie in Paris, wo er sich auch die Magisterwürde erwarb. Seit 1280 kommt er als Licentiat und Professor der Theologie vor und scheint besonders in der Proverbe thätig gewesen zu sein, weil er in den Provincialcapitelacten dieser Landschaft öfter erwähnt wird.

Zu J. 1291 war er Generalprecursor zu Montpellier und im folgenden beförderte ihn das Ordenscapitel zu Castres zur Beilegung der theologischen Studien als Professor nach Toulouse; von 1297 an aber hatte er als erster Visitator seines Ordens seinen Wohnsitz wieder in Tarascon, wo er im Juli 1304 starb. Seiner gedruckten außer Bernard Guido noch Ludwig von Vallanket unter den pariser Magistern, die sich durch Schriften bekannt gemacht haben sollen. Di. Werke aber, welche R. Ghila geschrieben haben soll, theilt E. Pignon dem sehr zweifelhaften pariser Magister Wilh. Ghila zu. Es sind: De unitate existentiae in Christo; De theologia quod sit scientia und De subjecto theologiae, und werden demnach unsern Ghila zum Verfasser haben *).

(B. Ruse.)

GHILAN oder GILAN (گیلان). I. Geographie.

Persische Provinz an dem Südrande des kaspischen Meereswinkels, unter dem 37. Breitenparallele, ein Küstenland zu beiden Seiten der Mündung des Kaspischen (Kisil Dzen), ist nur eine große Waldzone, die auch durch ganz Masenderan gegen Ost, den Gurgonstrom aufwärts bis zur Grenze von Aborasien reicht, gegen West bis zur Tafelhöhe Aherbidshan, eine Ausdehnung von wenigstens 100 geogr. Meilen (zwischen 48 bis 56° östl. L. von Greenwich) mit sehr wechselnder Breite, in Masenderan ost ein Küstenstreif von 5 bis 6 Stunden Weges zwischen dem Gebirgsfuß und dem Meeresufer, in Ghilan meist enger bis zum Meeresufer vordringend. Am weitesten schären die Berge im Süden Aherabad's vom Seerufer abzustehen. — Die höchsten Gipfel der Gebirgskette ragen noch empor; das Gestein mannichfaltig, Granitblöcke an verschiedenen Stellen, Kalkmassen und Marmorarten gegen Nord und Ost, Feldspathgesteine mit Glycerit, Porphyre, Trachyte und vulcanische Bildungen. Häufige Erdbeben zu beiden Seiten der Kette (wie sie Erret im October 1808 in Masenderan und Conolly im März 1810 in Teheran erlebten) bringen oft verheerende Wirkungen und Einsätze herbei. Von Masenderan wird Ghilan durch den Grenzfließ Pulirud geschieden, der zwischen den Küstentädten Kumabad und Lahidjan sich ins Meer ergießt.

Der Fuß der Berge und die vorliegenden Niederungen sind dem Luxus der üppigsten Vegetation überlassen, welche hier keine Menschenhand zu bändigen vermag. Die Bergabhängen sind mit den prächtigsten Wäldern von Eichen, Buchen, Ahorn, Eichen, Ulmen, Erlen und Platanen besetzt, denen sich viele Unterholzarten nebst Cedern, Cypressen und Buchen zugesellen. Ihnen lagern sich an den Terrassen und Stefnabäsen der Höhen die Obstkästen, Weinberge und Maulbeerplantagen vor, die überall durch die übermächtigen und rankenden Gewächse in Verwilderung übergehen. Von Obstkästen gedeihen in üppiger Fülle hauptsächlich Feigen, Granaten, Maulbeerbäume, Walnußbäume, Nispeln,

*) Vergl. Quett et Echnard, Scriptores ordina. praedicatorum 1, 468.

Apfel-, Birnbäume und Pflirschen; Oliven nur in den geschützten Thälern des Ristusen als Pflanzungen, Citronen und Orangenwälder in Verwilderung nur an der Westgrenze Masenderan's. Die Weinrebe, oft von der Dicke eines Mannesschenkels, rankt mit ihren zahllosen Verzweigungen bis in die Wipfel der Bäume hinauf und senkt ihre Festsens von Zweig zu Zweig, von Baum zu Baum, die dichten Kronen mit Weinlaub und Traubengeshängen überdeckend, die in zu reichem Maße vorhanden sind, als daß sie alle gestützt werden könnten und daher oft auf den Zweigen verrotten*). Hopfen, Epphen und mit ihnen viele andere Kletterpflanzen verschlingen sich überroll wild in dieselben Baumgestirke; Brombeerbüsche, Koniceren, *Smilax excelsa* bis in die höchsten Wipfel steigend, Jasmin mit duftender Blütenfülle und auf den Höhen sehr viele Alpenpflanzen. Viele Bäume vernobeln in den dichten, oft undurchdringlichen Wäldungen aus ihren Stämmen, die edle Platane (*Platanus orientalis*) erlischt aus Mangel des freien Luftdurchzugs, während der herrliche Buchsbaum dort sein wahres Element zum besten Geheissen findet.

In dem Niederlande breiten sich die Reisfelder und Zuckerrohrpflanzungen aus, in den Versumpungen und Lagunen längs dem Meeresgestade die Schilfwälder (nach Eichwald *Ripidium Ravennae Trin.*) und Ufergebüsche, denen die flachen, seichten Meeresufer mit ihren Sandbänken vorliegen. Auf dem düresten Sandboden des Uferlandes steigen Holzen und Buschwäldchen von *Tarrenträutern* (*Polypodium Filix mas*) auf, welche die weitesten Strecken zwischen den Sumpfwäldern und Lagunen spiegeln bedecken. Der gehemmte Kreislauf der heißen Küste erzeugt bei dem Uebermaße der Fruchtbarkeit aus dieser vegetabilischen Fülle eine durch eigenenthümlichen Geruch sich ankündigende, durch widrige Dünste sich weit hin verbreitende Atmosphäre, die den Fremden, wie den Einheimischen stets Kopfschmerz und Geklopfen, oft auch Fieber und gefährliche Krankheiten auslöst. Die einzigen freien Stellen im Lande sind die Wasserflächen, welche neun Monate des Jahres sehr große Strecken bedecken, sich nur in der heißesten Jahreszeit etwas vermindern und dann hier und da zurückziehen. Der Eingeborne benutzt das Holz seiner prachtvollen Wälder nur als Zimmerholz zu seinen nach Schweizart mit weiten Ueberdächern gegen Schnee und Regen versehenen Wohnungen. Sonst aber läßt er die tief hängenden Äste der Bäume in wüsten, dichten Verwirrungen über die Felsbänke der Engpässe, über die Uferkämme der schiffbaren Flüsse und der Seeflässe herabhängen und seine Feldkuren und Gärten überschatten. Seefahrer meiden daher die ihren Masten gefährlichen schiffbaren Gewässer Ghilan's und der Zurfoumae wagt aus seinen darmlosen Küsten keinen Einsall in diese ihm ganz fremde Welt, weil er in diesen tiefhängenden dichten Waldreihen zu Pferde sitzend von seiner Haupt-

nasse, der Lanze, keinen Gebrauch machen kann. In den wegen des Reisbaues durchschnittenen und beständig unter Wasser stehenden Niederungen können die Maultiere schwer fortkommen, weil sie tief in den aus vegetabilischer Erde oder Löss bestehenden Boden einsinken.

Das Klima, so ungesund, daß es zu dem Sprichworte Veranlassung gegeben hat: „Wer seines Lebens überdrüssig ist, gehe nach Ghilan!“ ist in der Winterhälfte des Jahres gewaltigen Stürmen und Wechseln ausgesetzt, in der Sommerzeit so von bösen Dünsten beherrscht, daß tägliche und Quartantieber allgemein und oft tödtlich, Arterienfieber im Herbst allgemein, aber weniger gefährlich sind. Dazu kommen Wasserucht und Erweiterung der Milz, und Hautausschläge sind so gewöhnlich, daß sie gar nicht mehr als Krankheiten betrachtet werden.

Vom September bis in den Januar sind die Regen anhaltend, die Gewitter mit Donner und Blitz sehr heftig. Die Menge des in Ghilan fallenden Regens übertrifft bei weitem die aller anderen kaspiischen Provinzen. Sie scheint durch die vorherrschenden Nordwinde verursacht zu werden, welche grade in diese Krümmung des kaspiischen Meeres hineinwehen. Die Wolken werden von ihnen gegen die Gebirgskette geworfen, die sie nur selten übersteigen. Die Regen sind dann gewöhnlich Güsse, die in wenigen Stunden weite Landschaften unter Wasser setzen. Die Flüsse übersteigen ihre Ufer, alle Wege werden zu Wasserbetten gemacht, in denen Reiter und Fußgänger bis an den Gurt waten, öfter gar nur schwimmend vorwärts können. Alle Holzwege werden dann unterbrochen, da sie der Gewalt aus der Dauer nicht widerstehen können. Vor nicht selten werden, wie in Rescht, die Holschäfer durch solche Gewitterstürme eingeissen. Die Nordwinde sind in solchem Grade überwiegend, daß alle Bäume auf den Bergen nach der entgegengesetzten Richtung gebogen sind. Der Winter beginnt in der Tiefe mit dem Januar, aus den Bergböden schon Ende October und November, wo der in Schnee verwandelte Regen Alles in weisse Klänlel kleidet, alle Wege zudeckt, und die Häuser oft bis an ihre Schirmdächer unter dem Schnee begräbt. Um diesen Unannehmlichkeiten zu entgehen, eilt der Bergbewohner vor Eintritt des Winters stets in die tieferliegenden, wärmeren Winterstationen hinauf. Die Höhe entvölkert sich und die Bevölkerung drängt sich in der Niederung und in den Stätten zusammen. Eine höchst seltsame unerklärliche Erscheinung des Winters ist ein zuweilen sich ergebender heißer Südwind, der die Temperatur plötzlich so steigert, und Holz und andere brennbare Stoffe in solchem Grade austrocknet, daß sie durch den kleinsten Funken in Brand gerathen. Dann wird von der Polizei das Auslösen aller Feuer angeordnet, um großes Brandunglück zu verhüten. Dieser heiße Wind weht meist nach 24 Stunden in einen kühlen Nordwind um, der Schnee und Regen bringt.

Der Frühling ist die angenehmste Jahreszeit; die Schneeschmelze bringt kein großes Verderben, weil die

*) Die Kunst der Weinbereitung ist unbekannt, und was man hier Wein nennt, sauer und ungenießbar.

Abhänge fließt, die Flussbetten kurz sind und daher der Abfluss schnell geschieht und bald vorüber geht.

Neben zahllosen, kleinen, temporären Bergflüssen, welche von der Elburskette herab den Küstensaum Ghilan's bewässern, werden als bedeutendere Flüsse der Kaspischen und höchstens noch der Kengherud genannt. Doch ist nur der Kaspischen das einzige wahre Stromsystem Persiens, das sich hier zum kaspischen See erzieht. Er entspringt dem Südrande bei Senna in Kurdistan, durchbricht die Plateaulandschaft und die Elburskette und vereinigt zwischen Risch und Lahidjan mehrere Küstenflüsse in sich, während alle übrigen Flüsse nur von der Nordwand der Elburskette ablaufende kurze Küstenströme sind, die momentan schnell und gewaltig inschwellen, dann zerstörend wirken, aber bald wieder heilweise oder ganz versiegen, geringe Breite haben und nicht schiffbar sind.

Die Gewässer sind sehr fischreich. Die Flüsse enthalten Salme und Lachsarten, darunter die Lachsforelle *Salmo Fario* (Habl.), das Meer Weiss, Stör, und eine Menge zum Laichen in die Flüsse aufsteigender anderer Arten; doch wird der Fischefang meist nur für das Ausland betrieben, da die Perser wenig Fische essen. In den Lagunen und Märsen mit ihren Schiffswäldern wimmelt es von Störchen, Pelikanen, Kormoranen, Flamingos. Ueber den Berggipfeln schweben kalten, weissen, Adler; die in dem Kleinwilde der Wälder und den zahlreichen Amphibien der Sümpfe Kröten, Schildkröten, Schlangen reiche Nahrung finden. Unter den vielen in den Sümpfen lebenden Insektenarten scheinen keine giftigen zu sein. Die Ufer öfter um Risch und Lahidjan werden in den Sommermonaten ganz von Krucklöfern (*Cantharis phosphorea*) erhelet. In den Reisfeldern und Zuckerrohrpflanzungen kommen viele Taranten, Grillen, Mantis (*Mantis hyalina* und *religiosa*), auch seltene Schmetterlinge vor, wie *Papilio Chrysippus*. Schneefinken (*Pringilla nivalis*), Schneeleerchen (*Aldaia alpestris*), Alpenmeisen (*Parus alpinus*), Hänse, Drosseln, Amseln bevölkern die Alpenhöhen, die prächtvollen Wäldungen werden von dem Schläge zahlreicher Nachtigallen belebt. Schafe gedeihen auf den fruchtbaren Weiden nicht schlecht, vortreflich dagegen die Ochsen mit dem Fethbuckel. Weniger wohl befinden sich in diesen Sümpffischen die Pferde, die Maulthiere und die Esel, Kameele kommen gar nicht fort.

Die Bewohner, Ghilek genannt (s. d. Art.), ein von den übrigen Persern sehr verschiedener Menschenschlag, zeichnen sich durch graugelbe, oft dunkle Hautfarbe und Magerkeit aus. Doch gelten die Frauen und Mädchen als vorzüglich, wenn auch schnell verblühende Schönheiten, deren Haut nach ein Paar Wochenbetten weiß und runzlig wird. Gefährter sollen aber die Frauen dort sein, als die Männer, die an vielen Hautkrankheiten und anderen Uebeln leiden.

Die Nahrung des Ghilek (Ghilanier) ist sehr einfach. Sie besteht in Reis, in Wasser gekocht und in

geätzten Fischen, deren er sich mehr bedient, um den Reis zu würzen, als um sich daran satt zu essen. Von allen Ländern Persiens ist Ghilan das einzige, in welchem man Rindfleisch isst und im Bazar verkauft. Wildpret ist überall reichlich, aber der Ghilek verkauft lieber Geflügel, Rindfleisch und Wildpret, als daß er alle Tage Fleisch äße. Seltsamer Weise ist dem echten Ghilek das Brod zuwider, so daß man bei Streitsigkeiten die seltsame Verwünschung von ihm hören kann: Friß Brod und verreck! Er nennt spottweise seine Landleute im Gebirge Gerstenbrodfresser, und ein ungehorsamer Sohn, dem seine Mutter den Willen nicht thun will, drohet ihr, nach Irak zu gehen und Brod zu essen!

Die Wohnhäuser der immer zerstreuten Dorfschaften und Flecken liegen außerhalb der oben erwähnten Wasservertiefungen, ihnen jedoch ganz nahe, aber stets in Hintergründen und Thälern versteckt, hinter Waldreihen und Obstgärten, so daß sie, kaum sichtbar für das Auge des Vorübergehenden, schwer aufzufinden sind, der unter den Baumgewölben, in steilen Windungen der Pfade sich bündet, immer in neue Labrinthe geräth und ohne den einheimischen Wegweiser kaum im Stande sein würde, auch nur das Haus eines Dorfschulzen aufzufinden, der das Quartier anzuweisen im Stande ist. Auch die Furcht vor Seeräubern durch Piraten hat die Bewohner zur Ansiedlung in diese vom Meer fernem Thal- und Waldespiele geführt. Man erkennt die Lage der Dörfer nur an der großen Menge von Obstbäumen und den sie zunächst umgebenden Traubengärten, wie an den dichten Maulbeerpflanzungen und Reisfeldern.

Märkte werden auf Centralpunkten an bestimmten Tagen gehalten. Die Verkäufer fürchten sich nicht, ihre Waaren in der Zwischenzeit zurückzulassen und vielerlei ein Grobshändler, ein Bäcker und ein Zimmermann mögen beständig dort wohnen.

Die Bevölkerung der Provinz wurde (1808) auf 50,000 Familien oder 250,000 Seelen abgeschätzt, welche dem Schatz von Persien 100,000 Toman (2 Millionen Franken) Abgabe bezahlten, wovon aber nur etwa 50,000 den Schatz erreichten, hauptsächlich als Entzug von Reis und Seide. Die einzigen Städte sind: Risch oder Raskit, die Hauptstadt, mit sehr ungünstigem Klima; Toman oder Tumen mit 1200 Einwohnern, Lahidjan oder Lahidschan (in Berghaus' Cabinetbibl. der Reisen wol als Druckfehler Ladjan) mit 7000, und Moskula mit 2000 Einwohnern. Als Hafen von Risch dient Enzelli (Anzelli, Enzilli), die gefährvollste Rinde des kaspischen Meeres durch Rauffahrer aus Astrachan sehr stark besucht, mit 2500 Einwohnern (nach Mentritz). Ein zweiter Hafen ist Kengherud, d. i. Fluß der Landung. (H. E. Hüster.)

II. Geschichte (s. in den Nachträgen zu dieser Section).

GILBERTUS DE LA HAYE, ein gelehrter flandrischer Dominikaner, des 17. Jahrh. Aus einer angesehenen und reichen Familie zu Lille stammend

und 1610 daselbst geboren, trat er nach erlangter wissenschaftlicher Ausbildung, in dem Kloster seiner Vaterstadt 1617 in den Orden des Dominikaner und zeichnete sich alsdann durch Kenntnisse, Brauchbarkeit, Geschäftlichkeit, Fleiß und Unerschrockenheit seines Wandels vor vielen seiner Ordensgenossen nach und nach so vortheilhaft aus, daß es ihm an höheren Beförderungen nicht fehlen konnte. Im J. 1679 wurde er Propstvicar des Klosters zu Lillers, im April des folgenden Jahres Prior des Klosters zu Revin an der Grenze der Champagne, 1684 Umgeköpfe des Magisters der Theologie Anton Dangay aus Mons in der eben erst errichteten Erzdienstprovinz des spanischen Belgians S. Josef und 1685 Magister der Theologie (praedicator generalis) in der Pevving Kille, wozu er als Prior des S. Thomasklosters nach Douay versetzt wurde und nach Verlaufs von drei Jahren von da in das Kloster seiner Vaterstadt zurückkehrte, wo er die Procuration für die belgischen Klöster seines Ordens mit Lob und Vertrauen Allen verwaltete und nach einer langwierigen schmerzhaften Krankheit unter lebhafter Theilnahme Aller, die ihn kannten, am 17. Juni 1692 in seinem 52. Jahre starb.

Er war ein unter seinen Ordensbrüdern sehr beliebter Mann, studierte fleißig, predigte fast jeden Sonntag, regelmäßig in der Advents- und Fastenzeit jeden Jahres, besuchte auf seinen Reisen alle Bibliotheken und Klosterschulen Belgiens, um sie für die Geschichte der Dominikanerkirche dieses Landes und der ihnen angehörigen vorzüglichsten Gelehrten zu durchsuchen. Von seinem Berufs- und Fleiß, von seiner Liebenswürdigkeit und Rechtschaffenheit spricht der Vater Dursif, der ihm persönlich nahe gestanden und ihn schätzen gelernt hatte, mit aufrichtiger Anhänglichkeit und versichert, daß Gilbert de la Haye viele und umfangreiche Schriften ausgebreitet habe, von welchen jedoch nur zwei durch den Druck bekannt worden sind, als: *La vie des saints martyrs Lugle et Luglan, honorez à Lillers, ou ils ont été martyrisés par les Wandalas etc.* (Lille 1673 in 12.) und *Fondation du Monastère de S. Marguerite dans la ville de S. Omer des Religieuses du tiers ordre de S. Dominique venues de l'ancienne ville episcopale de Tereonanne.* (Douay 1686 in 8.)

Von seinen übrigen in Handschrift verbliebenen Werken sind nur die bekannt geworden, welche die Dominikanerbibliothek zu Lille noch zur Zeit Dursifs und Eghards vermehrte. Sie sind: 1) *Compendium historiae provinciae Germaniae inferioris ordinis FF. praedicatorum omniumque conventuum ac domorum vicarialium ad illam attinentium ex antiquis et certis monumentis ceutum, cum brevi ac clariore congregationis Hollandiae notitia.* 2) *Infulae Belgodominicae, sive Vitae Fratrum omnium, qui ex ordine in Belgio ad sedes episcopales eveci fuerunt, quibus et plurimum ex vicinis provinciis assumptum, sed minus cognitorum historia juncta est.* 3) *Bibliotheca Belgodominicana, sive Elenchus scriptorum Belgarum ordinis Fratrum praedi-*

catorum, welches ein gründliches Werk sein soll und vom Vater Jacob Eghard bei der Vollendung des von Jac. Dursif begonnenen Werkes über die Schriftsteller des Dominikanerordens benutzt werden ist. 4) *Innumera memorialia ex archivis conventuum omnium Belgii utriusque catholici et foederati, vel etiam plorium franciae, sive etiam Belgii abbatiarum ab ipso (nämlich Gilberto) deprompta et manu sua transcripta.* Diese Urkundensammlung soll sehr genau und correct sein und zu Belgen der vorerwähnten Schriftsteller diene. 5) *Omnium ex ordine auctissimum et episcoporum exactissimum et ad ordinem veritatis lapidem revocata et recensita series et chronologia, welches Werk jedoch, da er über dessen Ausarbeitung starb, von ihm nicht beendet werden konnte. Eghard hat davon blos ein doppeltes Register gesehen.*

(B. Hae.)

GHILEK (غيلك), GHILAK oder GHILANER

(گيلک oder گيلاني), Name der Bewohner von Ghilan. Es sind offenbar die Gela der alten Geschichtsschreiber und Geographen. Nach Herodot wohnten die Gela an den Ufern des Dniepr ins schwarze Meer, nach späteren Schriftstellern am kaspiischen Meer, wo wie jetzt die Ghilanier finden. Die Griechen nannten sie Kadusier und Plinius sagt ausdrücklich, daß die Griechen die Gela Kadusier nannten. Wahrscheinlich waren diese Gela, wie später die Dillimiten, nur ein Stamm der Ghilanier, die zur Zeit Alexander's des Großen und des Artaban's des Litorale des kaspiischen Meeres beherrschten. Auch Dionysius Periegetes bewahrt den Kadusier den Namen Gela. Nach Strabo zog sich der persische Herrscher Darsadas, aufgebracht über Arte (d. i. Artaxages des Herodot) zu den Kadusiern zurück und eifte sie zu den Waffen. Arte konnte sich mit Darsadas nicht messen, zog sich mit einem Verbleibe von 60,000 Mann zurück und Darsadas, von den Kadusiern zum Könige ausgerufen, verheerte Medien.

In Anfange des 6. Säculi vor Chr. finden wir die Gela unabhängig vom medischen Jodge. Sie verbündeten sich mit Cyrus und sandten ihm 20,000 Fußkasser und 4000 Reiter als Hilfsstruppen zur Belagerung von Babylon. Cyrus wurde von ihnen nicht unterstützt auf seinem Zuge gegen Griechenland. Artaxerxes Ruinen zog mit 300,000 Mann Fußvolk und 10,000 Reitern in ihre Unterthänigkeit aus, mußte sich aber glücklich schätzen, daß sein Heer der gänzligen Vernichtung durch einen Feind entging, welchen einer seiner Heerführer Tiabaz mit einem der beiden kadusischen Könige abschloß.

Nach noch unter Schapure I., der sich mit ihrem Oberhaupt Volrus oder Vrenus verbündet, und nach der Gefangenahme des Kaisers Valerius Kruppen von ihm erhielt, finden wir die Gela unabhängig. Seit Justinian macht der Name Gela oder Kadusier

*) Bergl. Quetif et Eghard, *Scriptores ordinis praedicatorum* II, 732.

dem der Deilimiten Ghil, einem eingeborenen Volke aus den Bergen von Phlan, wo es noch wohnt, nördlich von Labidschan. Die Deilimiten herrschten nun über Ghilan. Der Islam machte wenig Fortschritte unter ihnen. Sie machten keinen Theil des persischen Reiches unter den ersten Abbasiden aus und auch später, als Deilim, d. i. Oberghilan, die Oberherrschaft der Khalifen anerkannt hatte, blieb das Sumpfland Ghilan unabhängig. Wer von den Khalifen verfolgt wurde, fand bei den Ghilanern gute Aufnahme. Die nachkommenen Ali's und seiner Gattin Fatime, der einzigen Tochter des Propheten, fanden hier Zuflucht gegen die Verfolgungen.

Unter dem Khalifate Moktasi's im J. 927 nach Chr. bemächtigten sich die mit den Deilimiten verbundenen Shihaner Georgiens und eines großen Theils von Persien. Nach dem Erlöschen der Dynastie der Deilimiten wurde Ghilan unter acht Fürsten getheilt, die sich zur Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit ein verbündeten.

Als der Mongolensturm hereinbrach, mußten sie dem Andrang Dschagatai's, Dschingischan's Sohnes, weichen. Der furchtbare Hulagu zwang sie im J. 1227 die Beste Semiran, das Palladium ghilanischer Freiheit, in eigener Hand zu schleifen; von da an verschmolzen sie mehr und mehr mit den Bewohnern der anderen persischen Provinzen. Der Luxus des Hofes der Khasen, die persische Literatur, das lächerliche und kriecherische Leben der Höflinge in tierischen Formen vernichtete die wilden Sitten der freien Männer von Ghilan, obwohl sie ihre Neigung zur Unabhängigkeit noch lange bewahrten. Sie unterwarfen sich scheinbar dem furchtbaren Timur und versprachen einen jährlichen Tribut, suchten aber nach dem Rückzuge der Mongolen nicht mehr an ihr Versprechen.

Mit den Fortschritten des Islam sank ihre Freiheit immer mehr. Unter der Herrschaft der Seltschulen in Persien gab es noch einige Kämpfe des Ermußs in Ghilan. Der berühmte Alte vom Berge, der zu Alamut, einem Landstriche in der Nähe von Ghilan, geboren war, ließ alle Feuerpriester vergasen und zwang sie, sich zur Religion seiner fanatischen Ismaeliten zu bekehren. Die Seiden, Abkömmlinge des Imam Uffein, traten in der Zuneigung des Volkes an deren Stelle und die Dynastie der Soffs vereinigte im Laufe des 16. Jahrh. Ghilan mit dem übrigen Persien. Abbas I. machte Rescht, einen früher unbedeutenden Flecken in Ghilan wegen seiner centralen Lage zwischen der besten Rhede und der großen Karawanenstraße, zur Hauptstadt und eröffnete hier ein neues Handelsemporium. Prinzessinnen und Töchter vornehmer Perser wurden mit den einflußreichsten Leuten in Ghilan verheiratet. Im 17. Jahrh. suchten die Ghilanier vergebens, ihre Unabhängigkeit wieder zu erringen; sie zerstückten sich nur noch in einigen inneren Kämpfen.

Durch die Vortheile aus der Zucht der Seidenraupe lernten die Ghilanen den Frieden schätzen. Gegenwärtig gelten sie als das am wenigsten kriegerische Volk Persiens. (H. E. Hösler.)

GHILINI (Camillo), ältester Sohn des Staatsrathes Johann Jacob Ghilini zu Mailand (s. d. Art.) und daselbst in den letzten Decennien des 15. Jahrh. geboren, widmete sich nach dem Vorbilde seines Vaters, dessen Ebenbild er sich nannte, den humanistischen Studien und den Staatsgeschäften; er er aber der französischen Herrschaft in Mailand, bei welcher er sich, wie auch sein Vater, aus allen Kräften einzufchmeicheln suchte, nach Ludwig Moro's Sturze gedient hat, ist nicht bekannt. Dagegen diente er dem letzten 1521 wieder eingekerkerten Herzoge Franz II. Sforza von Mailand, schwerlich aber schon dessen Vater, wie man behauptet, als Secretair und Staatsrath mit klugen Rathschlägen oft unter den schwierigsten und verwickeltesten Umständen, welche die französische und kaiserliche Politik über das Herzogthum Mailand verbreitete, bis an seinen Tod. Er war neun Jahre lang Gesandter jenes Fürsten bei Kaiser Karl V. und vermittelte z. B. zwischen beiden die Aussöhnung und den Frieden zu Bologna 1529, führte auch seinem Gebieter 1534 des Kaisers Niene, Christina von Dänemark, des verjagten Königs Christian II. Tochter, als Gemalin zu von seinem Fürsten aber im folgenden Jahre zu dem eben aus Tunis zurückkehrenden Kaiser nach Sicilien, vermuthlich mit dem Auftrage, ihn vom Verdachte der Theilnahme an den Karl V. bereits verrathenen Räten zu Gunsten des französischen Einflusses in Italien rein zu waschen, gesendet, erkrankte er daselbst plötzlich und starb (1535), wie man behauptet, am Gifte, das ihm auf Befehl des kaiserlichen Generals Antonio Leyva beigebracht worden sein soll. Um dieselbe Zeit starb auch sein, doch schon längst kränklicher Gebieter, Herzog Franz II., worauf Leyva Statthalter in Mailand wurde.

Bis zu Anfange des vorigen Jahrhunderts hatte man diesem gelehrten Staatsmanne zwei kleine Handlungen zugeschrieben, die erwiesenermaßen sein Vater geschrieben und nach dessen Tode sein jüngerer Bruder Fabrizio in Abschriften zuerst in Italien verbreitet hatte¹⁾. Ebenso irrig ist, wenn man ihm, wie Freher in seinem Theatrum virr. illustr. es thut, ein Werk unter dem Titel: Liber exemplorum omnium saeculorum besonders zuschreibt, da dieses Trampelbuch doch Nichts weiter als die sehr verbreitete De factis dicitisquo memorabilibus historia ist, welche Cam. Ghilini aus seiner Muttersprache ins Lateinische überf. hat. Dieser Arbeit wegen aber war bei ihrer ersten Bekanntmachung 1508 anfänglich nicht nur er, sie seinem Vater, dem angeblichen Verfasser, gestohlen und unter seinem Namen veröffentlicht zu haben, sondern auch dieser selbst beschuldigt worden, das Werk zwar selbst überf. hat, aber den Namen seines ältesten Sohnes dabei vorgeschoben zu haben.

Räthlich der im Jahre 1483 durch seinen Oheim den Cardinal Paolo Fregoso, gestürzte Doge Venedig's Grego oder Fulafo zu Venedig beschäftigte sich in seiner einsamen Verbannung zu Trevis und an andern

1) Siehe den Art. Ghilini (Giov. Giacomo) 41

Orten der Provenienz, wohin er verwiesen worden war, mit der Literatur und sammelte theils aus den Schriften des Mittelalters, theils aus selbst erlebten Beispielen eine Menge merkwürdiger und interessanter Thatfachen, Sinnsprüche und Reden von Männern aus jenen Zeiten, so von Kaisern, Päpsten, Herzögen, Fürsten, Bischöfen und Privatleuten jeden Standes und jeden Verhältnisses, die er zur Belehrung seines Sohnes Peter ins Italienische übersezte und nach dem Vorbilde des bekannten Werkes von Valerius Maximus ordnete. Eingekommen von dieser geistreichen Compilation dachte er daran, auch nach Andern damit nützlich zu werden und ihr durch eine lateinische Uebersetzung eine ausgedehnte Verbreitung zu verschaffen, starb aber noch vor Ausführung dieses Vorzages nach dem Jahre 1496 und seine Erben, welche des Staatsrathes Joh. Jac. Ghilini Achtung und Freundschaft zu dem Verdienstlichen kannten, vertrauten demselben die Handschrift des Werkes, sei es zu gedachtem Behufe oder wenigstens doch zur Durchsicht an, worauf dieser, weil sich kein Anderer dazu verstehen wollte, aus Freundschaftspflicht beschloß, selbst das Buch ins Lateinische zu übertragen. Anstatt aber nachmals selbst die Hand ans Werk zu legen, trug er die Arbeit seinem noch sehr jungen Sohne Camillo auf, der sie auch, unter Aufsicht seines Vaters, als eine Schulübung in täglichen Aufgaben vollendete, späterhin verbesserte, mit Zusätzen aus eigenen Erforschungen vermehrte und so für den Druck abrundete. Es erschien mit einer einleitenden Epistel, worin Ghilini Rechenschaft von seiner Arbeit ablegt, an den damaligen französischen Präsidenten Jozebro (Jozebro) Carlo in Mailand zum ersten Male mit dem Titel: Baptistae Fulgosi de dictis factisque memorabilibus collectanea in 9 Büchern ebendasselbst 1508 in 8., während das italienische Original davon ein Jahr darnach ebenfalls zu Mailand in Fol. gedruckt wurde.

In seiner einleitenden Epistel zu dieser Uebersetzung nennt Ghilini seine Arbeit die Erstlingsfrucht seiner Studien und spricht dabei die Befürchtung aus, daß sie wegen seiner Jugend und mangelhaften Kenntnisse ebenso wenig, als wegen der Erfüllung seiner Kinderpflichten gegen seinen Vater bei den Gelehrten eine Entschuldigungsverdienst finden werde, glaubt aber, diese sich dadurch zu verdienen, daß, da kein Besserer dieses wichtige Werk habe übersetzen wollen, er diese Mühe auf sich genommen und er sowol, als sein Vater keine schädlichere Veranlassung genutzt hätten, ihre Verehrung nicht nur gegen den verstorbenen Verfasser des Originals, sondern auch und hauptsächlich gegen den königl. Präsidenten Jozebro Carlo zu bezigen, als eben durch diese ihm zuerkannte Arbeit, die das Beste wäre, was er anbieten könnte³⁾. Indessen entschuldigt er sich zugleich eben deshalb am

Schlusse der Epistel durch eine besondere Anrede an Peter Gregoso in einer passenden Wendung auch bei demselben, daß er nicht ihm, für welchen das Buch doch zunächst geschrieben worden wäre, dasselbe gewidmet hätte.

Diese Geständnisse des jungen Gelehrten wurden bei ihrem Bekanntwerden sofort in schadenfrohe Verbindung mit der bereits bewährten und bekannten Gelehrsamkeit seines Vaters gebracht und weil man es darin glaubte finden zu müssen, zu den nachtheiligsten Gerüchten benutz, als habe sein Vater selbst das Werk übersezt und entweder dem Namen seines Sohnes dabei in der Absicht benutz, um demselben eine vorzeitige Reife in gelehrten Dingen zu verschaffen, oder aber, dieser habe zu demselben Zwecke seines Vaters Namen gemisbraucht. Zwar machte man in solcher Zweiseltigkeit jenem kein Verbrechen daraus, auch konnte man diesen nicht mit Gewisheit als einen Plagiarius seines Vaters brandmarken; gleichwol aber haben seine gelehrten Zeitgenossen, wie Baillet berichtet, die Sache, der man nicht sobald auf den Grund gekommen zu sein scheint, bald schrey bald spöttelweise als einen gelehrten Hausdiebstahl an, worüber der junge Ghilini viel zu dulden gehabt haben würde, wenn er sich nicht klug und weis genug dabei verhalten und zugleich bewiesen hätte, daß er auch Spatz versteht, und sich vor ihnen weder entschuldigte, noch verantwortete, sondern sie vielmehr in ihrem thörichten Glauben bestärkte, ja sogar zuwider ihnen erklärte, man müsse es ihm zum Verdienste anrechnen, seinen an Gelehrsamkeit überreichen Vater, ohne ihm dadurch grade einen empfindlichen Schaden leiden zu lassen, bestohlen zu haben.

Sei dem nun auch, wie ihm wolle, so behaupteten doch in der Folge die mailändischen Schriftsteller, daß Camillo Ghilini der einzige und wahre Verfasser jener lateinischen Uebersetzung von Gregoso's Exempelbuche wäre, während zwar der Abt Pinelli in seinen *Athenis* Milanis p. 102 so unbestimmt und leicht davon spricht, daß kein zuverlässiges Urtheil über diesen Punkt von ihm gewonnen werden kann. Ebenso wenig ist der Abt Hieronymus Ghilini in dem lobrednerischen Artikel, den er seinem Großvater Camillo Ghilini in dem *Teatro de' Uomini letterati* I, 35 fg. gewidmet hat, der Sache auf den Grund gekommen. Endlich ist das hierüber vorhandene Geständniß seines, des Camillo, Bruders Fabrizio in dessen Zeugnisschrift an den Cardinalbischof Bernardino Carvajal von Savona, als er demselben zwei kleine Abhandlungen seines Vaters zuschickte, gar nicht geeignet, die erwachten Zweifel zu lösen; vielmehr könnten sie durch seine Ausdrücke, wenn sie streng buchstäblich genommen werden, noch verstärkt werden⁴⁾, wenn

3) „Nam cum“ heißt es in der Epistel, „parens meus alia non facile suum in te studium atque observantiam testari posset, voluit (ut) in hoc dicato tibi opere non solum ejus in te animum declararetur, verum illud quoque pateret, quibus ipse“ u. est, talis me quoque, qui ejus imago sum, et esse nunc u. semper fore.“

3) Derselbe sagt in gedachter Dedication, bei Struve, *Scriptores rer. Germ.* III, 62: „ego ejus (patris) liberorum unus nondum tibi natus, non alia via, quam frater meus natus major adire te constitui. Nam cum in conversam in Latium. De factis dictisque memorabilibus historiis, patris hortatu conversationis suae testimonium dote te tulerit: ego quoque inter patris superiorum temporum scripta quosdam commentarios

man auch Camillo's eigene Worte zu seiner Entschuldigung, daß er die Kinderschuhe noch nicht ausgetreten (nondum pueritiae egressus metas), als er das Exempelbuch übersetzt hätte, nicht so genau wörtlich nehmen will. Ueberdies wäre es ein unerhörtes Beispiel von frecher Verfälschung dieses jungen Gelehrten gewesen, wenn er unter den so ersten Verhältnissen zwischen den Sönnern und seinem Vater, wie er sie selbst schildert, in Zeiten, wo der letztere noch am Leben war und in so ersten, der Dedication unterlegten Absichten die ersten mit dieser Arbeit so groblich getäuscht hätte, was in der That widerfinnig gewesen wäre und sonach nicht wohl denkbar ist, vielmehr ein nöthiges, seiner eigenen Aufschluß gebenden Erklärung vollen Glauben zu schenken. Im Uebrigen fand das Werk allenthalben großen Beifall und wurde in der Folge oft wieder aufgelegt, so zu Paris, Antwerpen, Basel (hier J. B. 1541 und 1555) und anderwärts noch öfter. Die letzte, vom pariser Parlamentsadvocaten Justus Gaillard besorgte und hier mitbenutzte Ausgabe mit dem Titel: *Baptistae Fulgiosi Genensis factorum et dictorum memorabilium libri IX* (Erl. 1604 in 8.) wird als die beste von allen gerühmt, ist aber nicht correct. Außer einer kleinen Abhandlung des Herausgebers: *De utilitate et ordine historiarum* gibt sie eine kurze Notiz über den Verfasser, mit dessen und Ghilini's Dedicationen, und ein Verzeichniß der Quellen, aus welchen Fregoso geschöpft hat. Zwei Jahre zuvor gab Gaillard auch das italienische Original mit Anmerkungen heraus, welche hier weggelassen sind. Das zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend zunächst bestimmte Werk kann man auch einen politischen Sittenpiegel nennen, mit einer Auswahl merkwürdiger Ereignisse, wie J. B. die Geschichte der Jungfrau von Orleans, die Blatt 88b der Uebersetzung erzählt wird und Blatt 335b die Schilderung von Paolo Fregoso's an seinem Heime Battista begangener Verrätherci. Indessen scheint es nicht, so beliebt es auch war, in andere Sprachen übersetzt worden zu sein *). Außerdem ist Ghilini nicht weiter als Schriftsteller bekannt. (E. Rose.)

GHILINI (Ghilino de'), Bischof von Comacchio, im J. 1467 zu Alessandria geboren, stammte aus einem

angesehenen Geschlechte und erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung. Nach Beendigung der nöthigen Verfassungen widmete er sich der Theologie und der Jurisprudenz zugleich mit unermüdetem Eifer und so großem Erfolge, daß er bald als einer der vorzüglichsten Kenner des weltlichen und geistlichen Rechtes galt. Als Geheimschreiber in die Dienste des Hofes von Este berufen, gelangte er schnell durch seine genaue Kenntniß der Verhältnisse und durch seine Gewandtheit zu hohem Ansehen und wurde als Geschäftsträger in den wichtigsten Angelegenheiten an die italienischen und auswärtigen Höfe geschickt. Im J. 1514 erhielt er als Belohnung seiner Dienste durch die Verwendung und den Einfluß des Herzogs Alfonso I. das Bisthum von Comacchio. Er wohnte noch in demselben Jahre dem 19. allgemeinen Concilium im Lateran bei und zeichnete sich in seiner neuen Stellung durch Freigebigkeit und Wohlthätigkeit aus. Er starb am 21. Dec. 1559 *). (Ph. H. Kälb.)

GHILINI (Giovanni Giacomo), ein ausgezeichnete Staatsmann und Gelehrter der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. und einer alten angesehenen mailändischen Familie angehörig, dessen Lebensumstände nicht bekannt worden sind, ausgenommen, daß er den Herzögen von Mailand, Johann Galeazzo und Ludwig Moro aus dem Hause Sforza, als Secretair und Staatsrath gedient und nach dem Sturze des letzteren (1499) sich eifrig und friedlich an die französischen Beamten zu Mailand gehalten hatte; ob er aber in Diensten Königs Ludwig XII. gestorben ist, bleibt unauferklärt. Er starb etwa um 1509, wenn nicht später, mindestens zwei Söhne, Camillo (s. d. Art.) und Fabrizio hinterlassend, welche sich in Absicht auf ihre politische Gesinnung und Gelehrsamkeit das Ebenbild ihres Vaters nannten.

Von seinen Schriften, welche er seinen Kindern im Manuscripte hinterlassen hatte, sind uns bloß zwei kleine Abhandlungen durch den Druck bekannt, welche aber seinem ältesten Sohne Camillo Ghilini irriger Weise bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zugeschrieben worden waren, nämlich *De Caesaris* (Maximilian I.) *adventu in Italia anno 1497* und *Telinae vallis ac Larii lacus particularis descriptio*. Diese beiden Schriften widmete und überschickte sein jüngerer Sohn Fabrizio in späteren Jahren dem Cardinalischofe Bernardino Carvajal von Savona aus Verehrung und Dankbarkeit für die Günst, welche dieser Prälat während seines Aufenthalts in Mailand, wo er päpstlicher Legat unter Alexander VI. gewesen war, seinem Vater ehemals erwiesen hatte. Die erste derselben umfaßt die Erzählung der Ereignisse während Maximilian's I. Anwesenheit in Italien 1496—1497, deren Zeuge und Mitthandelnber ihr Verfasser gewesen war, während die zweite kleinere das damals noch dem Herzogthume Mailand gehörende veltliner Thal, durch welches jener Kaiser seinen Weg aus Deutschland nach Italien genom-

actus, adventum Maximilian Caesaris etc. continentes, — tanquam nunc primum natos sumpit, ut si possem, per eorum rerum commemorationem — aditum mihi ad dignationem tuam compararem.“

4) Adrian Baillet benutzt in seinen *Jugemens des Savans sur les principaux ouvrages des Auteurs VI. 65* seq. u. 366 diesen Gelehrten, gegen bessere Uebersetzung, als Beispiel zu den Erfindungsreichen, daß in der gelehrten Welt sowohl Väter für ihre literarischen Producte die Namen ihrer Söhne, als auch diese, wenn sie eine Preßscheife entwideln, zum Schutze derselben die Namen ihrer gelehrten Väter mißbrauchten, und es darum nicht immer ein Vorzug für sie wäre, von solchen Männern abzustammen, weil sie Gesalbte liefen, für die Krüppelgeschichte ihrer Studien keine Anerkennung zu finden. Vgl. außerdem noch Frecher's *Theatrum virr. illustr.* p. 812 seq. und das *Dictionnaire universel* etc. VII, 192 mit Gumbing's *Historie der Gelehrtheit* S. 702f.

*) Vergl. Fr. Ughelli, *Italia sacra*. Tom. II. p. 486 seq.

men hatte, topographisch beschreibt, und das, wie der Verfasser sagt, damals bloß durch seinen Weinbau bekannt war. Marquard Freher publicirte beide Schriften zuerst 1611, schrieb sie aber dem Camillo Ghilini zu, während Burth. Gottb. Struve zu Jena diesen Irrthum mit Hinweisung auf die ihnen vorgelegte Dedication Fabrizio Ghilini's aufklärte und sie in dem hier mitgetheilten 3. Bande S. 91—110 seiner *Scriptores rerum Germanicarum* von Rurum herausgab, nachdem die zweite bereits Gräber im 3. Theile seines *Thesaurus antiquitatum et histor. Italiae* p. 1203—1207 ebenfalls doch unter Camillo Ghilini's Namen einer Aufnahme gewürdigt hatte*.)

(B. Röse.)

GHILINI (Girolamo), ein gelehrter italienischer Abt und einer angesehenen alten mailändischen Familie angehörend, welche Peter (f. d. Art.), Johann Jacob (f. d. Art.), Camillo (f. d. Art.) und dessen Bruder Fabrizio Ghilini zu ihren Mitgliedern zählte. Des letzteren Nachkommen siedelten nach Alessandria über, wo auch sein Enkel Jacob Ghilini geboren war, aber in der Folge Secretair des Senates zu Mailand wurde. In dessen ist sein Sohn Hieronymus in der Nähe dieser Stadt, zu Ronza, am 19. Mai 1588 geboren, jedoch in Mailand selbst erzogen worden. Seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt er ebendasselbst unter Leitung der Jesuiten, welche hierauf von ihm zwar aus das Studium des bürgerlichen und canonischen Rechts in Pavia ausdehnten, aber in Folge einer schweren Krankheit, die ihn hier befiel, bald wieder unterbrochen wurde, weil er sich bei seinen Ältern heilen lassen mußte. Eine zweite Unterbrechung dieser Studien, welche er nach seiner Wiedergenesung fortsetzte, veranlaßten die äußeren mitleidigen Umstände, in welche ihn der Tod seines Vaters verwickelt hatte. Jetzt nun verheiratet er sich mit Giacinto Balinena zu Alessandria, ließ sich daselbst häuslich nieder und lebte ganz seiner Familie und seinen Lieblingseigenheiten, bis der Tod seiner Gattin ihn verlor, in den geistlichen Stand zu treten und seine Rechtsstudien in Verbindung mit der Theologie zu erneuern. Er erwarb sich auch in beiden Fächern die Doctorwürde und es glückte ihm hierauf, vor 1647 die Äbtel St. Jacob zu Casalpino in den Abzügen des Königsrichs Neapel und später das Amt eines apostolischen Protototares zu erlangen. Jedoch vor 1666 nach Mailand zurückgezogen, erhielt er durch den Cardinal-erzbischof Cesare Monti ein Canonikat mit dem Lehrstuhle für die Theologie an der Ambrosianischen daselbst. Aber nur fünf Jahre lang harrete er auf diesem Posten aus, weil ihn Familienverhältnisse nach Alessandria zurückführten, wo er abermals seinen Wohnsitz aufsuchte und auch sein verändertes Leben beschloß.

Hier lebte er indessen in seinem 78. Jahre noch, als der Abt Piccinelli ihm 1670 einen Artikel in seinem

Athenis Milanis widmete, in welchem seiner als noch lebend gedacht wird; daher er später gestorben sein muß. Ghilini war übrigens auch gelehrter Mitglied der Akademien zu Alessandria und der Incogniti zu Venedig gewesen und hatte sich durch folgende Schriften bei seinen Zeitgenossen empfohlen, als 1) *La perla occidentale*; sonetti in lode de Margherita C. M. P. M. 2) *Il Tanaro glorioso*; odi in lode di Agostino Domenico presidente del Senato di Milano und 3) *Practicabiles casuum consensitiae resolutiones, brevissimis conclusionibus explicatae*, von welchen drei und fremden Ghilini's Jahr und Ort ihrer Erscheinung im Drucke nicht bekannt sind. Weit bekanntere und verbreiteter dagegen ist sein Teatro d'Humani litterati aperto dall' abbate Gir. Ghilini, academico Incognito (Venedig 1647 in 4.) 2 Theile; ein Werk aber, das unvollständig und mit wenigen Ausnahmen seiner Artikel ungenau, ungewissenhaft und unkritisch, auch mit vielen Fehlergegründungen angefüllt ist, wie Baillet bereits daran gerügt hat¹⁾. Verdienstvoller sind seine *Annali di Alessandria* (Mailand 1666 in Fol.)²⁾.

(B. Röse.)

GHILLINI (Pietro), aus Alessandria gebürtig und einer angesehenen alten Familie angehörend, war ein berühmter Lehrer der Rechte an der neugegründeten Universität zu Pavia im 14. Jahrh., wo er bei großem Zulaufe von Zuhörern seine Talente und Kenntnisse mit ungetheiltem Beifalle entwickelte, aber auch zugleich dem ersten Herzoge von Mailand Johann Galeazzo aus dem Hause Visconti, seinem Gönner, dem er diesen Lehrstuhl zu verdanken hatte, wichtige Dienste in Staatsgeschäften leistete, jedoch schon in der Blüthe seiner Jahre starb. Er hinterließ eine Abhandlung: *De identitate rerum et personarum*, von welcher ungewis bleibt, ob sie gedruckt worden ist*.)

(B. Röse.)

GHILLINI (Simeone) mit dem Zunamen Malatesta, ein achtungswerther und kenntnißreicher italienischer Prälat zu Ferrara, gehörte dem alten weit verzweigten und berühmten Geschlechte der Ghilini an, lebte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. und hatte Ferrara jedenfalls zu seinem Geburtsort. Simon Ruderte das canonische Recht und die Aegneitunde, erwarb sich in beiden Fächern die Doctorwürde, und wurde Eborherr an der Kathedrale zu Ferrara; weil er aber die Medicin zu seinem Lebensberufe erhob, so wurde er Leibarzt Herzogs Alfons II. von Ferrara, bei welchem er in hohen Gnaden und vertrauten Beziehungen stand, und zugleich Oberarzt der Stadt. Die Geheimnisse der Aegneitwissenschaft soll er ausß Beste ergründet haben, war dabei ein tüchtiger Chemiker und Botaniker und

*) Bzgl. noch Adrian Baillet's Jugemens des Savans etc. II, 67 und die von Struve a. a. D. S. 92 angegebenen Hilfsmittel. Wichtig ist, daß dieser Gelehrte in seiner *Bibl. bibliotheca histor.* p. 659 die beiden Schriften des Joh. Jac. Ghilini noch dessen Sohne Camillo zugeschrieben hat.

1) Siehe dessen Jugemens des Savans sur les principaux ouvrages des auteurs II, 26, welche Stelle Riccon in seinem nachher angeführten Werke gar nicht verstanden hat, da er grade das Gewicht von Baillet's Urtheile über Ghilini und dessen schriftstellerischen Berufsgenossen Lorenz Cressio jagt, welches diefer dort abgegeben hat. 2) Vgl. Riccon's *Mémoires* etc. VII, 413. XXXII, 120 seq. und Dictionnaire universel etc. VII, 413.

*) Dictionnaire universel historique etc. VII, 413.

befchäftigte sich nebenher noch zu seiner Unterhaltung gern mit der alten und neuen Literatur. Sein Zeitgenosse und Biograph, der Vater Augustin Superti zu Ferrara schildert ihn zugleich als einen geselligen, leutseligen und gegen Jedermann liebenswürdigen Gelehrten, dessen Wissen und Geschmac sich auch in der Baukunst ausgebildet hatte, so daß ihm die Oberleitung der Bauten am Dome zu Ferrara übertragen wurde, deren er mehrere gelungenen auch hat ausführen lassen. Dieser unter uns nicht gekannte Prälat und Arzt, welcher ein Universalgeliebte gewesen zu sein scheint, starb in hohem Alter von 84 Jahren in nicht bekannter Zeit, wurde in der St. Andreaskirche zu Ferrara begraben und daselbst auch sein auf seine Kosten angefertigtes Bildniß aufgestellt. Er war nicht vermögend gewesen, hatte aber sein gutes Auskommen und ungeachtet seiner vielen und mannichfaltigen amtlichen Geschäfte mehrer Schriften ausgearbeitet, die in Handschrift verblieben sind. Darunter bemerkten seine Handskute besonders die Werke: *De arte medica*; *De Secretis (medicinalibus)* und *De distillatione aquarum* *). (B. Röse.)

GHINASSI (Steffano) stand zu Ende des 18. Jahrh. als Gemäldist an dem Operntheater zu Warschau. In Dresden, wo er sich früher aufgehalten als Mitglied der dortigen italienischen Oper, hatte sein erster Versuch in der Composition, die Oper: *Il Governatore dell' Isola Canarie* (1785) sein sonderliches Glück gemacht. Mehrer Brissall nach die Oper: *Il Seraglio d'Osmano* (1787), als sie im nächsten Jahre aufgeführt ward. Er schrieb außerdem noch einige Opern, unter andern: *Lo stravagante Inglese* (1790). Von Geburt war Ghinassi, wie schon sein Name beweist, ein Italiener. Aus Warschau, wo er mehrere Jahre gelebt, kehrte er wieder in sein Vaterland zurück. Sein Todesjahr ist unbekannt. Zeitungsanzeigen zufolge soll er zu Anfange des 19. Jahrh. gestorben sein †).

(Heinrich Döring.)

GHINGHIN, portugiesische Niederlassung auf einer durch zwei Kanäle des Flusses Kosamansa, die mit dem Flusse San Domingo zusammenhängt, gebildeten Insel im Lande der Selupen in Nieder-Sengambien.

(H. E. Hössler.)

GHINGI (Francesco, oder auch Francesco Maria Canjetano), auch GHINGHI geschrieben, ein berühmter Maler und Steinschneider zu Florenz, wo er 1689 geboren ward. Er lernte das Zeichnen unter der Leitung Franz Gianninighi's in der Gallerie dieser Stadt, das Dessiren und Modelliren bei G. Bapt. Foggini, einem sehr geschätzten florentinischen Bildhauer und das

Edelsteinschneiden bei seinem Vater Joseph (oder Andreas Philipp) Ghingi. Seine ersten Versuche in einigen bronzenen Medaillen fielen so vortreflich aus, daß er sich nicht nur den Brissall seiner Lehrer, sondern auch die Gunst des Papstes Inocentii, des Intendanten der obgenannten berühmten Gallerie erwarb. Dieser wirkte ihm ein Jagdgeld aus und empfahl ihn dem Großherzog Ferdinand III., welcher, ein Beschützer der Kunst, ihn unter Verhütung einer Dienstankündigung zum Studium der Steinschneidekunst im Geschmacke der Antiken anregte. Und in der That erlernte Ghingi, von seinen geistigen Anlagen unterstützt, unter solchen günstigen Umständen diese Kunst binnen wenigen Jahren so meisterhaft, daß sein erstes Werk dieser Kunstgattung, das Bildniß des Großherzogs Cosmo III., aus einem doppelfarbigen Chalcodon geschnitten, Kusschen erregte und seinen Ruf begründete. Der Prinz Ferdinand war darüber so hocherfreut, daß er den jungen Künstler mit reicher Belohnung sogleich in seine Dienste nahm. Man versuchte dieser sich ferner in Kameen, von welchem Savonarola, Hadrian, Trajan und die Ergänzungen auf orientalischen Saphir zur Sammlung der römischen Kaiser, welche die Kurfürstin Anna Louise von der Pfalz, Ferdinand's III. Schwester, besaß, ganz besonders bewundert wurden. Dann arbeitete er noch für dieselbe Kurfürstin das Brustbild ihres Gemahles, des Kurfürsten Johann Wilhelm, die Bildnisse ihres Vaters, Cosmo III. und ihrer beiden Brüder Ferdinand und Johann Gaston, sämtlich in Emaragd geschnitten. Doch trug zu seinem ausgetretenen Rufe die Medalliste Venus, welche er für den Cardinal Qualtrici von Drieto angefertigt hatte, am meisten bei. Dieses kostbare Kunstwerk ist aus einem Amethyst voller Adern von 18 Pfund Schwere geschnitten, von welchem Kenner zuvor gerüthet hatten, daß eine so ungeheure und fehlerhafte Masse unmöglich zu verarbeiten wäre. Gleichwohl gelang es Ghingi in nicht vollen 18 Monaten. Als der Großherzog Cosmo III. dieses Werk sah, gestand er mit Bewunderung, daß unter den vielen Meisterwerken seiner Gallerie sich kein einziges befände, welches diesem zur Seite gestellt werden konnte und beschenkte den Künstler unter großen Lobeserhebungen sehr reichlich. Das Kunstwerk kam nach seines Vaters Tode in das Museum Königs August III. von Polen zu Dresden.

Ghingi blieb am florentinischen Hofe bis zum Tode des Großherzogs Johann Gaston 1737 und als er hierauf mit dem neapolitaniſchen General, Herzoge von Mortemar, welcher das Großherzogthum Toscana besetzte, nicht nur Bekanntschaft machte, sondern auch vertraute Freundschaft schloß und demselben mehre Werke seiner Kunst anfertigte, folgte er ihm bei seinem Abzuge nach Neapel, wo er dem Könige Karl III. persönlich bekannt und von demselben als Director der von ihm selbst erst errichteten Kunstakademie zur Steinschneidekunst angestellt wurde. Er arbeitete das Brustbild dieses Monarchen auf einer Kamee und im Wapen desselben und seiner Gemahlin in einem orientalischen Chalcodon: Die von ihm gegründete Anstalt bestand noch 1802.

*) Bergl. Agost. Superti, *Adparato degli huomini illustri della città di Ferrara* (1620 in 4.) p. 22. Nach Muratori's *Rerr. Ital. scriptores* XXI, 310 lebte im 15. Jahrh. auch ein Eimeon Ghilini zu Weiskand, der dort auch geboren war und zu wichtigen Etatsbedienungen, so 1441, gebraucht wurde.

†) Bergl. Werber's *Hist.-biograph. Perizon der Kunstg.* I. Bp. S. 504. Dessens *Neues Konstitutionslexikon*. 2. Bp. S. 315 ff. Wagner's *Universallexikon der Kunst* S. 347.

Sein Vater Joseph und seine Brüder Vincent und Andreas Philipp Ghingi nebst Vincent Ghingi, nach Hüft sein Onkel, waren gleichfalls ausgezeichnete Meister in dieser Kunstgattung, welche für die großherzogl. Galerie in Florenz arbeiteten und deren in den *Memorie degli intagliatori in pietre dure* etc. (Livorno 1753 in 8.) ehrenvoll gedacht wird. Indessen übertraf Franz Ghingi sie alle und war vom Geiste der Antiken so durchdrungen, sowie in Nachahmung derselben so glücklich, daß man seine Werke häufig mit den geschätztesten Originalen aus den Zeiten der Griechen und Römer verwechselte. Er bildete ausgezeichnete Schüler, die sich über ganz Europa verbreitet haben. Eine große Anzahl von den Werken dieses Künstlers und seiner Verwandten befinden sich noch in der großherzoglichen Galerie zu Florenz. Er arbeitete bis in sein hohes Alter und starb am 29. Dec. 1766 (nicht 1756, wie Nagler angibt) zu Neapel *).

(B. Röse.)

GHINI (Andreas), selten GINI geschrieben, mit dem Zunamen Malpighi, von den Franzosen aber schlechtthin Vater Andreas von Florenz (Andreas des Florentina) geschrieben, in welcher Stadt er jedenfalls vor Ende des 13. Jahrh. geboren worden war. Aus einer reichen bürgerlichen Familie daselbst stammend — antiochia cittadino fiorentino d'Orto Sau Michele nennt ihn sein Zeitgenosse Villani — kam er unter unbekannt gebliebenen Umständen und Veranlassungen noch sehr jung nach Frankreich, bildete sich zu Paris, ohne Veranlassung der theologischen Studien, zu einem ausgezeichneten Rechtsgelehrten und Staatsmann aus und erwarb sich dadurch das Vertrauen der Könige Karl IV. und Philipp VI. in so hohem Grade, daß sie ihm ihre Freundschaft schenkten und ihn vielfältig zu wichtigen diplomatischen Verhandlungen gebrauchten; welches große Ansehen P. Clemens VI. in Avignon benutzte, ihn in seine Dienste zu nehmen, da er zumal nach Zeitfeste sich eigentlich dem geistlichen Stande gewidmet hatte *). Bis dahin scheint er die rechte Hand jener beiden französischen Könige nach einander gewesen zu sein.

Deshalb frühzeitig an den Hof Karl's des Schönen gekommen und um 1325 dessen Kaplan und Almosensherren geworden, befaß Ghini doch zugleich eine Ehrenherrnsprache nebst dem Erzdiakonat zu Tournay, zu welchem er sich 1328 noch des Schatzmeisteramts des Erzstiftes in Rheims erwarb *). Aber schon zu Ende Januar 1330 wurde er zum Bischof von Arras und im October 1334 zum Bischofe von Tournay, wo er

mit ungewöhnlichem Gepränge und Emsache erst ein Jahr darnach seinen Einzug hielt, befördert, auf welchen beiden Pösten er schnell nach einander Veranlassung fand, seine Gewandtheit und Geschäftsekenntnis glänzen zu lassen und dem Könige von Frankreich wie dem Grafen Ludwig I. von Flandern in den verwickeltesten Verhältnissen nebenbei zu dienen. So wurden seine im Auftrage des französischen Königs geführten Verhandlungen mit der Stadt Brügge gerühmt, der er die Freilassung ihres Grafen abzuhandeln verstand. Seine Vermittelungen zur Unterwerfung der aufrührerischen Gentler unter den Hoforlam ihres Grafen hingegen verlangten ihm zwar auf einige Zeit, konnten aber nicht verhindern, daß dieselben 1337 ihr Versprechen wieder brachen und sich mit anderen flandrischen Städten gegen Frankreich und den Grafen Ludwig I. den Engländern angeschlossen, bei welchen Ghini mit anderen Prälaten im folgenden Jahre eine Waffenruhe mit Frankreich vergewaltig auszuwirken versuchte. Unter solchen verhängnisvollen und stürmischen Umständen überwachte er die Vollstreckung und Beobachtung des gegen die Flandrer geschiedenen päpstlichen Bannstrahles, ohne doch deren Hartnäckigkeit damit beugen zu können, wußte aber die Stadt Tournay gegen die Verführungen jener Auführer im Hoforlam für Frankreich zu erhalten und harrete auch deren peinliche drittehalb Monate dauernde Belagerung 1340 durch die Engländer standhaft aus. Sein Sprenzel wurde unterdessen und während der nachfolgenden Waffenruhe gleichwohl acht Jahre lang unter allgemeiner Anerkennung von ihm einsichtsvoll und großmüthig verwaltet, bis ihm seine Erhebung zum Cardinalpriester 1342 von diesem schwierigen Posten an den Hof des Papstes Clemens VI. zu Avignon abrief. König Philipp VI. von Frankreich bedurfte dieses wichtigen Prälaten an der belgischen Grenze zwar immer noch nothwendig; allein die bedrohlichen Verhältnisse, welche mittlerweile an der pyrenäischen Grenze durch den Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen König Peter IV. (nicht III.) von Aragonien und dessen Schwager, dem Könige Jacob II. von Majorca sich entwickelt und durch seine Vermittelungen bisher zu Frankreichs Zufriedenheit hatten verändert werden können, zwangen jetzt diesen Norwachen, seinen Freund Ghini der Ausführung dieser hochwichtigen Abicht zu opfern. Daber empfahl er denselben hierzu auch dem heiligen Stuhle zu Avignon, welcher in dieser Angelegenheit bereits seit einigen Jahren unmittelbar und vrbeglich verhandelt hatte, der aber bei des Prälaten Anknst dessen Thätigkeit alsbald in dem Grade erkannte, daß er denselben lieber zu seinen und seiner Kirche Zwecken bei sich behalten und gebraucht hätte, als ihn sofort an den Hof Peter's IV. zu senden. Schon war der unglückliche Jacob II. im Frühjahr 1343 durch seinen Schwager aus seinem balearischen Inselstaate verjagt worden und nach Frankreich geflüchtet, als der Cardinallegat Andreas in dem Momente zu Perpignan ankam, da Peter Ankstalten zu treffen begann, den verjagten Jacob aus dessen Besitzungen diesseit der Pyrenäen noch entreißen zu

*) Bregel, des Dictionnaire universel hist. VII. u. d. 83. 3. A. führt's des Väteren Allgem. Künstlerlexikon S. 776 und Biographie universelle XVII. 286 vor. Auch sollen die Dissertationen glitograph. de Vittori p. 85 den ihm handeln.

1) Unbegrifflich ist, wie dieser Prälat bei Beller X, 1418 fg. und im Allgem. historichen Lexikon (Ersipj 1730. 84.) II, 557 unter der Namensform Ghilini hat aufgelistet und bebandelt werden können. 2) *Marlot*, *Metropolis Remensis historica* II, 610.

wollen'). Ghini starb aber schon am 2. Juni 1343 in genannter Stadt, vielleicht zu Erparung des Schmerzes, der ihm widerfahren wäre, wenn er, wie vorherzusehen war, den hartnäckigen Sinn Peter's IV. nicht würde haben beugen können. Seitdem ist wol ein Cardinallegat für seine Aufträge so ausgezeichnet empfohlen worden, als eben Andreas Ghini von seinem Papste an seinen König von Aragonien'). Sein Tod galt für einen großen Verlust des heiligen Stuhles, da er sich mit seinen Erfahrungen, Geschäftskenntnissen und seiner bewährten Bescheidenheit auch in sehr kurzer Zeit dem Papste unentbehrlich zu machen gewußt hatte. Er galt, sagen die gedruckten Quellen, bei seinen Zeitgenossen für einen Vir prudens et in rebus gerendis exercitissimus. Sein Leichnam wurde nach Florenz gebracht und hier in dem von ihm gegründeten Benedictinerkloster beigesetzt.

Wiewol Ghini den Franzosen zunächst sein Glück zu verdanken und sich ihnen auch dafür mit seltenem Edelmuthe erkenntlich bewiesen hatte, so war gleichwol seine Anhänglichkeit an sein Vaterland in ihm nie erloschen. Er wurde, behauptet Villani, demselben große Ehren und viele Vortheile verschafft haben, hätte er länger im heiligen Collegium geblieben. Doch soll er, außer dem oben genannten Kloster zu Florenz, in Padua auch ein Juristen Collegium, zu L. E. Fr. von Tournay genannt, mit zwei Hectaren für junge Studierende aus Tournay gestiftet haben. In Paris hingegen verwendete er seinen eignen Palast am Berge St. Gilaire im J. 1333 zur Stiftung eines Lombardencollegiums an der Universität für eifr. unbemittelte, aus rechtmäßigen Ehen stammende italienische, zunächst florentinische Schüler. Von den mit demselben vereinten Stipendien trattete er selbst vier Stellen aus, die sieben übrigen begabten drei andere vornehme und reiche in Paris lebende Italiener. Drei tüchtige italienische Cleriker von unbefehltem Rufe führten, mit hinlänglicher Vollmacht dazu versehen, die Aufsicht über diese Anstalt, während die Oberaufsicht und Supervision derselben dem Kanzler der Universität und dem Abte zu St. Victor in Paris auf die Dauer übertragen worden war'). Diese Anstalt blühte unter dem Namen la Maison des pauvres escolliers italiens de la charité de Notre Dame in der That schnell empor und bildete bald tüchtige junge Gelehrte, verfiel aber durch die Schuld der Italiener selbst, wiewol sich ihr die Spanier

ingewöhnen unter ähnlichen Bedingungen, wie die Urschrift ihrer Gründung aufgestellt hatte, zum Besten ihrer in Paris studirenden jungen Landsleute, angeschlossenen hatten, dessenungeachtet in der Folge so sehr, daß König Ludwig XIV. ihre Ueberbleibsel 1681 auf Witten der Irlander dieser Nation überließ, welche für ihre Landsleute, für Engländer und Schotten daraus ein ähnliches Institut, wie das Ghinische ursprünglich gewesen, gründeten. Sechs Jahre früher (1321) hatte Ghini die Kapelle der Heiligen Andreas und Stephan in der Kathädrälerkirche zu Paris mit reichlicher Ausstattung gestiftet und später zu Tournay einen Theil des verfallenen bischöflichen Palastes wieder herstellen lassen, auch die Kathedrale daselbst mit kostbaren Geräthen besetzt. So hinterließ dieser edle, durch die nützliche Verwerthung seines Vermögens und seiner Einkünfte ausgezeichnete Prälat bei den Franzosen und Italienern ein sehr reiches Andenken, welches sich zu Tournay noch besonders durch eine reiche Stiftung von ihm zu seinem am 2. Juni jeden Jahres gefeierten Gedächtnisse Jahrhundert hindurch erhalten und stets erneuert hat. Der mailändische Arzt Maggini, ist noch zu bemerken, hatte diesem Prälaten einst aus großem Respekte ein berühmtes Werk: *De regimine sanitatis deiecit*').

(B. Rasse.)

GHINI (Lucas), Arzt und Botaniker, im J. 1500 in der Nähe von Imola geboren, erhielt den im Jahre 1534 in Bologna neugegründeten Lehrstuhl der Botanik. Er ging aber 1544 nach Pisa und gründete dort den botanischen Garten. Hier wurde der berühmte Wylfloss Adreanani sein Schüler. Ghini beabsichtigte die Herausgabe seltener und genau von ihm untersuchter Pflanzen; die Herausgabe des Dioskorides durch Matthioli wurde ihm eben Veranlassung, von seinem Vorhaben abzustehen und seinen gelehrten Nebenbuhler mit seinen Schülern zu unterstützen. Er starb 1556. Erst nach seinem Tode erschien unter seinem Namen ein unbedeutendes Schriftchen: *Morbi neapolitani curandi ratio perbrevis*. 1589. S. Gleichwol haben seine botanischen Verbindungen noch in sehr später Zeit Anerkennung gefunden, indem eine zu den Verbenacenen gehörige Pflanze den Namen Ghinia erhalten hat.

(Fr. Wilh. Theile.)

GHINIA. Mit diesem Namen belegte Schreiber die von Aublet gegründete Pflanzengattung Tanonien,

3) Wiewol diese Zustände im Art. Jacob II., König von Navarra, im 13. Bde. der 2. Gedr. dieses Werkes S. 70 (s. 4) Geheißt er in seinem Glaubensbekenntnisse an Peter bei A. Ciacconius, Vitae et res gestae Pontificum Roman. et S. R. E. Cardinalium (Rom 1677. Fol.) II, 493 seq. „Vir utique laudandae virtutis, scientia et lanata prudentia praeditus, cultor iustitiae, sedulus amicus, pacis et concordiae zelator, (quem) licet ejus praesentia Nobis et Ecclesiae generali necessaria, nihilum carumum inest ad partes ipsas pro hujusmodi sedanda discordia — provindimus de fratrurn nostrorum consilio, tanquam pacis angelum, destinandum.“ 5) Siehe die Stiftungsurtheile in Rich. Heilborn's Historie de la ville de Paris III, 427 seq.

6) Außer den bereits angeführten Werken vergl. noch S. Martini's Gallia christiana II, 217 und III, 1071 mit Jean Cousin, Histoire de Tournay (Douay 1630 in 4.) IV, 125 seq. und Aubry, Histoire générale des Cardinaux I, 489 seq. Ferner Rich. Heilborn a. a. O. I, 588 sq.; Dulaure, Histoire de Paris III, 173; Jacques du Breul, Theatre des antiquités de Paris (sensoal. 1699 in 4.) p. 355 und 517 seq. mit Biliart's Historie Florentine in Muratori's Scriptores rer. Italic. XIII, 877. Das Ghini von seinen Landsleuten aus Ghinioli soll genannt worden sein, hat sich nirgends bekräftigt gefunden; wir beweisen auch, daß die erstere Namensform durch Zusammensetzung aus der letzteren entstehen sein kann. Das oben genannte Werk Maggini's über die Herrschaft der Gesundheit wurde in der Folge noch sehr viel gelesen und auch gedruckt. Die erste Ausgabe davon ist 1492, eine andere 1503, und später noch häufiger.

welche im Linné'schen Systeme in der zweiten Ordnung der 14. Classe steht und nach der natürlichen Anordnung der Pflanzen zu der Familie der Verbenaceen gehört. Da die Aublet'sche Benennung älter ist als die Schreber'sche, so ist sie beizubehalten. Der Gattungscharakter von Tamonea ist nun folgender: Der röhrige, fünfspaltige Kelch * hat absteigende, zugespitzte Zipfel. Die unterständigen, röhrenförmige Blumentrone hat einen zweispaltigen Saum, dessen Oberlippe ganzrandig oder ausgerandet, während die Unterlippe dreispaltig ist mit seitlichen kleineren Zipfeln. Von den vier der Kronröhre eingefügten, eingeschlossenen, zweizähligen Staubgefäßen tragen die kürzeren öfters keine Staubbeutel; die Staubfäden sind in der Mitte mit einem Schüppchen besetzt. Der Fruchtknoten ist vierfächerig, die Fächer sind einseitig; der Griffel ist endständig, die Narbe vierfächerig. Die vom Kelch umgebene, an der Spitze stumpfe oder absteigend-vieredrige Beere enthält einen vierfächerigen Fruchtkern. Die Samen stehen einzeln in den Fächern. Das Bürtelchen des einwickelosen Sammentheiles ist unterständig.

Die zu dieser Gattung gehörigen halbstrauchigen, aufrechten oder ästigen, im tropischen America einheimischen Gewächse haben vierkantige Äste, gegenüberstehende, gesägte Blätter, von denen die obern bisweilen fast fiederspaltig sind, achselständige Aehren, wechselständige, gestielte, mit Dreiblättern versehene, weißliche oder himmelblaue Blüthen und im reifen Zustande schwarze Steinbeeren.

Aus dieser Gattung führen Willdenow und Sprengel zwei Arten an:

1) Tamonea verbenacea Swartz. Die Blätter sind eiförmig, eingeschnitten-gesägt, weichhaarig; die Früchte sind vierdring, die Blüthenähren blattwinkelständig.

Diese Art wächst auf den caribäischen Inseln. Sie wurde von Linné *Verbena carassavica*, von Persoon *Tamonea carassavica* genannt.

2) Tamonea mutica Swartz. Die Blätter sind eiförmig, gegähnt, wollig-filzig, die Früchte dornenlos, die Blüthenähren achselständig.

Das Vaterland dieser Art ist Guiana. Von Aublet wurde sie *Tamonea spicata*, von Willdenow *Ghinia mutica* genannt. (Garcke.)

GHINO (Leonardo), ein talentvoller Gelehrter aus Cortona im Toskanischen, lebte im 16. Jahrh. und genoß wegen seiner Kenntnisse in den schönen Wissenschaften, besonders aber in der griechischen und lateinischen Sprache ein großes Ansehen bei seinen Landsleuten; außerdem aber ist von seinen Lebensumständen nichts Erhebliches bekannt. Aufsehen erregte er indessen schon in seiner Jugend, als er zu Perugia vor dem Papste Paul III., dessen Hofstaat und einer Menge anderer vornehmer Leute einste eine schöne Rede unter lautem Beifalle gehalten hatte. Den Grund zu seiner Berühmtheit legte er jedoch durch seine meisterhafte Uebersetzung des griechischen Romans Aethiopica von Heliodor aus dem Urtexzte in die toskanische Mundart,

deren er ganz besonders mächtig war, indem dieselbe andere Schriften sind von ihm nicht — befragt — nicht nur dem Werke selbst neuen Eingang bei den Italienern verschaffte, sondern auch ihrem Verfasser einen ungewöhnlichen Ruf sicherte. Das Buch erschien zu Venedig unter dem Titel: *Historia de Heliodoro dello cose Ethiopiche tradotta 1556 in 8*. Wenn jedoch der nicht immer zuverlässige Baillet behauptet, Ghino habe jenes Werk ins Lateinische übersetzt, so ist dies ein Irrthum, welchen der Akademiker de la Ronnaye schon gerügt hat *).

GHINUCCIO (Girolamo), Cardinal um das J. 1480 zu Siena geboren, stammte aus einer angesehenen Familie und kam schon als Knabe an den päpstlichen Hof, wo er seine Erziehung erhielt und sich nicht nur in der Theologie und besonders im Kirchenrechte, sondern auch in den Staatswissenschaften bedeutende Kenntnisse erwarb. Er bekam zuerst ein Kanonikat in seiner Vaterstadt, sodann die Stelle eines Auditor an der apostolischen Kammer und von Julius II. das wichtige Amt eines Praefecten bei der Expedition der päpstlichen Breven. Von demselben Papste wurde er wegen seines in der zweiten Session des 19. allgemeinen Conciliums im Lateran bewiesenen Eifers am 15. Oct. 1512 zum Bischofe von Aletti ernannt. Von Leo X. erhielt er den Auftrag, an den Unterhandlungen zu Calais (1521), welche den Frieden zwischen dem Könige von Frankreich und dem teutschen Kaiser vermitteln sollten, Theil zu nehmen, seine Bemühungen blieben jedoch, da die von England vorgeschlagenen Bedingungen für Frankreich zu ungünstig waren, ohne Erfolg. Bald darauf ging er als päpstlicher Legat nach England und wußte sich die Gunst des Königs Heinrich VIII. in so hohem Grade zu erwerben, daß dieser ihn zum Bischofe von Worcester ernannte. Nach seiner Rückkunft an den päpstlichen Hof widmete er sich wieder den in den damals sehr verwickelten politischen Verhältnissen sehr schwierigen Angelegenheiten des Kirchenstaates und erhielt unter Hadrian VI. bei verschiedenen Gelegenheiten als Anerkennung seiner Leistungen das Bisthum Cavaillon in der Provence und die vereinigten Bisthümer von Niceta und Tropea in Calabrien. Unter Clemens VII. sollte er im J. 1524 wieder nach England gehen, um dort ein Gegengewicht gegen die stets steigende Macht der in Italien herrschenden Teutschen zu gewinnen, und war bereits auf dem Wege, als sich der Papst eines Besseren berrann und mit Karl V. ein Bündniß schloß. Paul III. ertheilte ihm endlich als Belohnung seiner vielfachen Verdienste am 20. Mai 1535 den Cardinalhut und schickte ihn im J. 1538 abzuordnen Cardinälern nach Teutschland und Frankreich, um die Bekehrung dieser Länder im Interesse der Religion zum Frie-

*) Bregl, dessen Ausgabe von Udr. Baillet's Jugemens des Savans III, 185 und Hieronymus Gilliet's Teatro de' Uomini letterati I, 146. Spätkünftig ist im Art. Heliodorus 2. Sect. 5. Bd. S. 112. G. J. Leonardo Ghini als italienischer Uebersetzer der Aethiopica mit unserem L. Ghino verwechselt worden.

den zu bewegen. Er starb alsbald nach seiner Zurückkunft zu Rom am 3. Juli 1541. Mehrere werthvolle Schriften, welche er über die Geschichte seiner Zeit verfaßte, sollen in den Besitz seiner Familie gelangt sein; veröffentlicht wurde bis jetzt keine derselben *).

(Ph. H. Kühb.)

GHIRARDACCI (Cherubino), italienischer Theolog und Historiker, im J. 1524 zu Bologna geboren, trat nach der Beendigung seiner Studien in den Augustinerorden und widmete die Zeit, welche ihm die Pflichten seines Standes zur Verfügung ließen, vorzugsweise den ausgedehntesten Forschungen über die Geschichte seiner Vaterstadt. Die in einer langen Reihe von Jahren gewonnenen Ergebnisse derselben legte er in seiner Historia di Bologna nieder, kaum hatte er aber den ersten Band veröffentlicht (Bologna 1596. Fol.), als ihn der Tod im J. 1598 zu Bologna überfiel; der zweite Band wurde erst nach langer Zeit von Tur. Solimani, einem Ordensgenossen Ghirardacci's (Bologna 1657. Fol.) herausgegeben und ist, da die Auflage weit kleiner, als die des ersten Bandes war, selten. Der dritte im Manuscripte vollständig ausgearbeitete Band konnte nicht zum Abdruck gelangen, weil das allzu weitläufige Werk nur wenige Käufer und noch weniger Leser fand, wie es ihm denn auch an tiefschmerzlicher Kritik und noch mehr an Eleganz des Stils fehlt. Da es aber eine Menge von Urkunden, welche sowohl aus öffentlichen Archiven, als auch aus schwer zugänglichen Familiarchiven genommen sind, theils vollständig, theils in Auszügen enthält, so hat es für den Geschichtsforscher, welcher davon Gebrauch zu machen weiß, immer noch bedeutenden Werth. Die theologischen Werke Ghirardacci's (Nuovo e spirituale nasimento dell' uomo cristiano [Venezia 1572. 8.], Teatro morale dei moderni ingegni, dove si scorgono belle e gravi sentenze [Venezia 1575. 12.], und Institutione cristiana. Mantua 1578. 8.) sind längst der Vergessenheit anheim gefallen †).

(Ph. H. Kühb.)

GHIRARDELLI (Cornelio), ein Franziskanermonch von Bologna, welcher in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. lebte und sich so eifrig mit der Astrologie, Physiognomie und Metastopie befaßte, daß er sich in diesen damals sehr beliebten Zweigen des Wissens einen ausgebreiteten Ruf erwarb. Sein vorzüglichstes Werk, die Cefalogia fisionomica, divisa in dieci decche, dove si esaminano le fisionomie di cento teste umane (Bologna 1630. 4. Ebd. 1670. 4. Ebd. 1674. 8. und im Auszuge unter dem Titel: Compendio della Cefalogia, Bologna 1673. 8.), ist eins der frühesten Systeme der Physiognomie und hat für die Liebhaber dieser Wissenschaft immer noch einigen Werth.

*) Ferd. Ughelli, Italia sacra. Tom. I. p. 471. Alph. Ciacconii Vit. Pontif. Tom. III. p. 569.

†) G. Tirabochi, Storia della Letteratura italiana. Lib. III. Cap. 1. §. 71. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 287. Biographie générale. Tom. XX. p. 397.

‡) Enq. l. 1. M. a. 2. Erste Edition. LXVI.

Auch seine auf guten astronomischen Beobachtungen beruhenden astrologischen Schriften (Discorsi astrologici dell' anno 1617, per anni 20 in circa, ai quali sono annessi varj discorsi eruditi di materie diverse. Bologna 1617. 4. Considerazioni sopra l'eclisse del sole succeduta nel 21 Maggio 1621. Bologna 1621. 4. Considerazioni astrologiche intorno alle mutazioni dei tempi. Bologna 1622. 4. Discorso giudiziario delle mutazioni dei tempi sopra l'anno 1623. Bologna 1623. 4. und L'anno bisestile. Bologna 1624. 4.) enthalten manche brauchbare Bemerkungen für die Geschichte der Astronomie *).

(Ph. H. Kühb.)

GHIRARDELLI oder **GHIRARDELLUS** (Johannes Bapt. Philippus), ein junger Pechtdelichter aus Rom, zwar Doctor beider Rechte, aber den schönen Wissenschaften besonders zugethan, und darum nur als Phantast und Dichter bekannt. Er starb bereits in seinem 30. Jahre am 26. Oct. 1653 und hinterließ mehrere Carmina und Orationes, sowie ein lateinisches Trauerspiel unter dem Titel: Constantinus, mit einer Poëlogie †). Will er ein Academicus fantasticus, introciciatus, anhelans, sterilis et humanitas genannt wird, so scheint er einem humoristischen Berrine angehört zu haben.

(B. Röse.)

GHIRARDELLI (Sperindio), ein gelehrter Italiener in der ersten Hälfte des 17. Jahrh., der durch Paitoni's Uebersetzerbibliothek (Biblioth. degli Volgarizzatori) in Erinnerung geblieben ist, und von welchem indessen Nichts weiter gesagt werden kann, als daß er die Hirtenslieder Virgil's übersetzt und unter dem Titel: La Bucalia di Virgilio, nuova traduzione su Vicerenza 1618 in 12. herausgegeben hat.

(B. Röse.)

GHIRARDELUS (Africanus) oder **GHIRARDELLI**, gebürtig aus Fidarbo (?Fidardensis), lebte in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. als Rechtsgelehrter zu Rom, widmete sich aber auch dem Studium der Pagiographie und schrieb eine Historia S. Abundii Diaconi et Martyris, welche zu Rom 1620 in 4. erschienen. Außerdem ist von seiner Thätigkeit und seinen Lebensverhältnissen Nichts bekannt geblieben. Er lebte 1632 noch *).

(B. Röse.)

*) Biographie universelle. Tom. XVII. p. 288. Biographie générale. Tom. XX. p. 397.

†) Von der ersten Ausgabe des Hauptwerkes Ghirardelli's, der Cefalogia, behaupten Bransjeon und Italiener, daß sie zuerst in Italien geworben und ihren besten Bibliographen gänzlich unbekannt geblieben sei. Sie ist aber in Deutschland so selten nicht. Dem Verfasser dieser Notiz liegt ein schönes Exemplar mit einer Menge Holschnittzeichnungen davon vor. Der gelehrte Vater war auch, wie der Titel dieses Werkes in 1. Ausg. besagt, Mitglied der gelehrten Academia Vespertina zu Bologna, welche diesen Roman daher erhalten hatte, weil sie ihre Sitzungen des Abends hielt. Wenn Ghirardelli noch 1680 gelebt haben soll, so muß er ein hohes Alter erreicht haben, da er zu Ende des 16. Jahrh. in Bologna gestorben worden war. Kräftig möglich, daß er bei seinen abentheuerlichen Studien auch die Kneipenwelt besucht und auscult hat.

(B. Röse.)

‡) Bergl. Henning Witte's Diarium biographic. II, 203.

*) E. Leonis Alatii Apes urbanae, s. de viris illustr. p. 20.

GHIRIN. Provinz und Stadt der Mandſchuri. Die Mandſchuri wird von den Chinesen in die drei Provinzen: Kufden (Kinf. Liao tang oder Sebing king), Ghirin (Kynhula) und Helongking oder Sachaliau getheilt. Die beiden letzten haben eine militärische Verwaltung unter einem General, der für Ghirin in der Stadt Ghirin residirt. In der Provinz Ghirin garnisoniren 10,000 Mann chinesische und mandſchaische Truppen. Zu dieser Provinz gehört der District Loralai mit der nördlichen Hälfte der gleichnamigen Insel. Die Bevölkerung der Provinz, welche als Verbannungsort für chinesische Verbrecher dient, beträgt 330,000 Menschen. (H. K. Hossler.)

GHIRINGELLI, ein katholischer Geistlicher zu Bellinz im schweizerischen Canton Tessin, ist in ungekannten Zeiten geboren und gestorben, macht sich aber durch die Herausgabe eines heiligen Almanaachs auf das Jahr 1812 zu Zürich in 12. mit 3 schwarzen und 4 colorierten Kupferstichen vortheilhaft bekannt, ohne daß man den Künstler derselben kennt. Doch ist die von Ghiringelli demselben beigegebene Beschreibung des Contes Tessin als seine Arbeit zu betrachten und wird sehr gerühmt *).

(B. Röse.)
GHIRINZANA (Lazaro), ein durch Soprani's *Scrittori della Liguria* bekannt gewordener gelehrter Arzt und Philosoph aus Savona, lebte im 17. Jahrh. und schrieb unter anderen Werken: *Animadversiones in aphorismos Hippocratis*, *frontr La maschera dell'ingegno*, *sedonna Sovra sentenze d'uomini grande* und *li Giuseppe calomniato*, nebst der *Animae converso ad Deum in vita S. Carpsil*. Er hinterließ eine gelehrte Tochter Ghirinazana (Madalena), die sich nach Soprani auch als Schriftstellerin bekannt gemacht hat; da sie zugleich als eine in der Malerei geübte und erfahrene Künstlerin von demselben Schriftsteller gerühmt wird, so ist dabei zu bemerken, daß die Kunsthistoriker ihrer in dieser Hinsicht keineswegs gedenken, wiewol Röcher behauptet, sie habe die Kunst bei Anton Van Dyck (d. i. von Dyl, der allerdings um jene Zeit lange in Italien verweilt) gelernt. Madalena war verheiratet gewesen, hatte aber nach ihres Gatten Tode ein Kloster zu Genua geküßt, welches sie mit ihrer Mutter und Tochter bezog und wo sie vermutlich auch ihr Leben beschloß hat. Im J. 1639 gab sie II. progressi di S. Maria Maddalena principessa di Maddalo (= Maddaloni) heraus, welches Werk einen oratorischen Werth haben soll. (B. Röse.)

GHIRLANDAJO oder GRILLANDAJ ist der Name einer berühmten florentinischen Malerfamilie, deren Stammvater ein Goldschmied, Namens Tommaso di Currado Bigordi, den Beinamen Ghirlandajo erhielt, weil er eine Art von Ghirlanden als Kopfschmuck der florentinischen Mädchen in die Mode brachte. Der berühmteste der Familie war dessen Sohn Domenico Ghirlandajo, geboren 1451, der, Anfangs ebenfalls zum Goldschmied bestimmt, sich frühzeitig der Anwen-

dung seines überwiegenden Talents hingab, indem er die Leute, welche an der Werkstätte vorübergingen, sprechend ähnlich abzeichnete. Er ließ sich nicht abhalten, das Handwerk seines Vaters zu verlassen, um sich ganz der Malerei zu widmen, und wurde von Uffesio Baldovinetti in dieser Kunst unterrichtet. Domenico bewies mehr Anlage zu treuer und edler Naturauffassung, als zu lebendiger dramatischer Gruppierung oder zu gartem Ausdruck der Empfindung. Dennoch entwickelte er großen Fleiß und Ausdauer, sodaß er vor keiner noch so großen Aufgabe zurückschreckte, während er auch das Kleinste nicht von der Hand wies. Die Technik der Frescomalerei brachte er zu einer nie übertroffenen Vollendung, die Perspective wandte er zuerst an, um die Figuren in die gehörige Entfernung hinter einander zu legen, und die Genauigkeit, mit welcher er die Alterthümer zu Rom nach dem Augenmaße zeichnete, erregte Bewunderung. In der Darstellung der einzelnen Figuren wußte er Lebendigkeit und Ausdruck der Köpfe mit natürlicher Bewegung und doch auch großer Ruhe der Körper zu vereinigen. Sein Streben nach naturgemäßer Darstellung zeigte er in der gereizten Ausführung des Heiraths, und in der Verbindung der mit Weib, Hirn und Puls aufgestellten Schnörkelchen, statt deren er zuerst goldene Einfassungen und Alerathen durch Farben nachahmte. Seiner Neigung zum Porträtiren huldigte er, indem er häufig auf seinen Gemälden berühmte Personen entweder als Zuschauer oder als Mittheilnehmer anbrachte. So sieht man in Maria Novella in Florenz den Marfizio Ficino, den Landino, den Demetrios Chalcondylas, den Polizian und die schöne Ginevra Benet. Der Ernst seines Strebens endlich gibt sich in der allmählig wachsenden Gervollkommenheit kund, welche man wahrnimmt, wenn man seine Arbeiten ihrer historischen Zeitfolge nach betrachtet. Seiner ganzen Richtung nach leistete Domenico das, was man heutigen Tages das höhere Genre nennt, eine treue, aber edel gehaltene Auffassung wirklicher Lebenserscheinungen. Allein die Forderungen der Zeit hielten ihn auf dem Gebiete der religiösen Darstellungen und nöthigten ihn, eine gewisse Würde einzubringen, die ihn namentlich abhelt, die den Gestalten der Heiligen selbst die ideale Gewandung zu verlassen oder weltliche Bildnisse anzubringen. So wurde er einer der größten Meister aller Zeit, der die von Masaccio eingeführte Richtung zur schönsten Vollendung durchführte, ein würdiger Vorläufer des Michelangelo, welcher von ihm den ersten Unterricht empfangen haben soll.

Zu den frühesten Arbeiten des Domenico gehören die in der Etrurischen Kapelle des Sallians, welche Sixtus IV. erbaute und seit 1474 von den berühmtesten Meistern unter Leitung des Sandro Botticelli ausmalen ließ. Es ist davon nur die Berufung des heiligen Petrus und Andreas erhalten, während eine Aufzeichnung Christi später dem jüngsten Berichte des Michelangelo Platz machen mußte. Im J. 1480 folgten in der Kirche Dominanti zu Florenz einige Gemälde,

*) Vergl. Kneffel's Gelehrtes Teutschland (1900) V, 711.

von denen man noch ein Ebenbild im Refectorium und einen heiligen Hieronymus im Schiffe sieht. Letzterer ist unversehrt von seiner ursprünglichen Stelle am Eingange des Chores versetzt. Ghirlandajo malte ihn im Wettstreit mit Sandro Botticelli, der als Gegenstück einen heiligen Augustin darstellte. Die Figur des Hieronymus ist umgeben mit einer großen Menge geleiteter Bücher und Geräthschaften, einem der vollkommensten Stillleben nach Art der damaligen Niederländer, deren Werke in jener Zeit nicht unerheblichen Einfluß auf die italienische Kunst ausgeübt zu haben scheinen.

Alle diese Arbeiten zeugen noch eine große Einfachheit und Strenge. Bedeutender tritt Ghirlandajo in den Fresken der Kapelle Sassetti in St. Trinità zu Florenz vom J. 1485 auf, zu denen auch das Altarblatt in der dortigen Akademie und die thronende Madonna in der Galerie der Uffizien gehören. Am vollendetsten aber zeigt sich seine Eigenthümlichkeit in den Fresken, welche er von 1485 bis 1490 im Chore von St. Maria in Florenz ausführte. Noch manches Andere ist von ihm erhalten, das hier nicht aufgezählt werden soll. Namentlich verfertigte er nicht wenig Tafelbilder, zum Theil auf answärtige Bestellung, von denen sich Einiges in Galerien findet, namentlich in der Akademie und den Uffizien¹⁾ zu Florenz, im Louvre und im britischen Museum).

Lorenzo magnifico von Medici veranlaßte Ghirlandajo auch die Mosaismaleri, die bei der Ausbildung der Fresco- und Oelmaleri zu verfallen drohte, wieder aufzunehmen. Ghirlandajo hatte dieselbe bei Alesso Baldovinetti ebenfalls erlernt und pflegte zu sagen: Malerei sei Zeichnung, Mosaisk aber die wahre Malerei für die Ewigkeit. Lorenzo brachte zu diesem Zwecke den bisherigen Miniaturmaler Gherardo mit Domenico in Verbindung und ließ von beiden gemeinschaftlich die Kapelle des heiligen Zenobius im Dome zu Florenz mit Mosaisk ziern. Doch blieb diese Arbeit nach dem Tode des Lorenzo, 1492, unvollendet liegen. Ebenso wurde die Ausfüllung der Fagade des Doms zu Siena, für welche Lorenzo bei der Domverwaltung mit einer Bürgschaft von 20,000 Ducaten eingetreten war, durch den Tod des Ghirlandajo unterbrochen. Nur eine Verfündigung über einer Seitenthür des Doms zu Florenz ist von den Mosaiskarbeiten des letztern übrig.

Domenico starb, als er eben in Pisa und Siena mehrere große Arbeiten beginnen wollte, im J. 1495 nach fünfjähriger Krankheit an einem pestartigen Fieber. Er hinterließ eine Handschrift, aus welcher Vasari viele Nachrichten über die Geschichte früherer Künstler geschöpft hat. Dieselbe ist jedoch nicht mehr vorhanden. Des Domenico überlebten sein Schwager Baldovino Mainardi, seine beiden Brüder Davide und Benedetto, und sein Sohn Ridolfo, alle als Maler be-

kannt. Ein anderer Sohn desselben, Bartolommeo, wurde Camaldulensermonch im Kloster degli Angeli. Die ersten drei waren zugleich des Domenico Schüler und Schülern, der Letzte aber, damals noch in jermem Alter, wurde von David, unter dessen Obhut er stand, veranlaßt, sich ebenfalls dieser Kunst zuzuwenden.

Mainardi malte zuerst mit Domenico gemeinschaftlich in der Pfarrkirche seines Geburtsortes St. Gimignano in der Kapelle der Beata Fina, dann nach einem Gatten des Ghirlandajo in der Kapelle der Baroncelli und Bandini in St. Croce zu Florenz, endlich wiederum mit ihm gemeinschaftlich in Siena und Pisa kurz vor dem Tode des Ghirlandajo. Mehr durch dessen Tod unterbrochene Arbeiten wurden durch die Brüder und einige Schüler des Domenico vollendet.

Benedetto Ghirlandajo ging dann nach Frankreich, wo er ziemlich viel verdiente und namentlich vom Könige mit Gnadenverleihungen und Geschenken belohnt wurde, und kehrte erst nach mehreren Jahren nach Florenz zurück. Er starb, nachdem er außer der Malerei auch die Kriegskunst geübt hatte, 55 Jahre alt.

Davide Ghirlandajo malte einige unerhebliche Fresken in Florenz, beschäftigte sich aber später ausschließlich mit Glas- und Mosaiskarbeiten, wozu er eine Werkstatt in dem Schlosse Montapane in Valdelsa errichtete. Eine Madonna, in Mosaisk auf einem dicken Kufbaumstamme gearbeitet, erwarb der Präsident de Bonai, welcher Karl VIII. auf seinem Feldzuge gegen Neapel begleitete, und brachte es als etwas ganz Neues nach Paris, wo die früher üblichen Mosaiskfiguren seit dem 12. Jahrh. den gläsernen Figuren hatten weichen müssen. David starb 1525, 74 Jahre alt.

Domenico hat auf einem Gemälde in St. Maria Novella, der Verjagung des Joachim aus dem Tempel, sein Bildniß nebst denen seines Lehrers Baldovinetti, seines Schwagers Mainardi und seines Bruders David angedruckt. Nach anderen Traditionen sollen jedoch die Figuren, welche für Baldovinetti und David gelten, nicht diese, sondern des Domenico Vater Tommaso und einen gewissen Piero aus derselben Familie darstellen.

Ein Künstler von Bedeutung wurde wiederum Ridolfo Ghirlandajo. Dieser, geboren 1485, studirte Anfangs nach dem berühmten Gatten des Michelangelo und dann unter Fra Bartolommeo di San Marco, und wurde später mit Rafael befreundet, als derselbe 1504 nach Florenz kam. Als der Letztere von Papst Julius II. nach Rom berufen wurde, ließ er von Ridolfo an dem Madonnaebilde, das er für einige fernische Gekelte gemalt hatte, einiges Bemerkt vollenden. Auch suchte er ihn nach Rom zu ziehen, allein Ghirlandajo konnte sich nicht entschließen, seine Vaterstadt, oder wie man in Florenz zu sagen pflegte, die Kuppel des Doms zu verlassen. In der That zeugen seine Arbeiten aus jener frühern Zeit von einem Talente, welches nahe an das des Rafael heranreichte. Namentlich gehören dahin zwei Gemälde aus der Geschichte des heiligen Zenobius in der Galerie der Uffizien.

¹⁾ Eine Anordnung der heiligen drei Könige (nicht des Herrn) im Umkreis der Kapelle, Santa della pittura italiana. Bd. 2. T. 3. p. 111. ²⁾ Vasari's Handbuch der Geschichte des Malers. Auf. 3 von S. Bartsch's 1. 412.

gien in Florenz, ein Franzenkopf mit der Jahrzahl 1508 im Palaste Pitti daselbst, und eine Krönung Maria vom J. 1504 im Louvre. Doch hatte Ridolfo nicht die Energie, welche mit unermüdblicher Ausdauer einem hohen Ziele entgegengeht. Eine Zeitlang versuchte er sich in Prosaisarbeiten, gab sie jedoch wieder auf, da es ihm an Geduld zur Ausführung dieser langwierigen Arbeiten fehlte. Vasari schreibt ihm zwar die Vertünlichung über der Kirchthür der Kunziata zu, allein diese ist von David oder wenigstens auf dessen Namen verfertigt. Mehrfach gab er sich mit Anordnung von Festlichkeiten und Decorationen ab, wozu er besonderes Geschick zeigte. Daneben war er bequem und trachtete, sich ohne große Anstrengung ein gutes Einkommen zu verschaffen, um als Cavalier leben zu können. Zu diesem Zwecke hielt er eine Werkstätte, in welcher nicht nur Heiligenbilder, sondern auch Bildnisse, Landschaften und selbst Hägen und dergleichen gemalt wurden. In derselben erzog er mehrere Schüler, welche jedoch nicht eben hervorragend wurden. Von diesen liebte er am meisten den Michele, der nach ihm die Ridolfo genannt wurde, da er ihn wie seinen Sohn hielt, sobald er ihm allmählig die Hälfte des Gewinns überließ. Dieser Michele war ein Jüngling von ausgezeichneten Anlagen, der seine Arbeiten mit Euphorie ohne Anstrengung ausführte, und ganz der Manier seines Lehrers folgte.

Auf diese Weise erreichte Ridolfo ein hohes und zufriedenes Alter. Er erhielt viele Arme und wurde in das Collegium der Rathsmänner aufgenommen, verheiratete seine Töchter und sah seine Söhne als Kaufleute wohl versorgt. Einiges Mißgeschick derselben ertrug er mit viel Geduld, und dieselbe Gemüthsstimmung bewies er bei dem Podagra, das ihn in den letzten Jahren an das Haus fesselte. Dabei behielt er fortwährend eine lebendige Theilnahme für Alles, was auf dem Gebiete seiner Kunst geschah. Um die Arbeiten zu sehen, welche Vasari auf Befehl des Herzogs Cosimo im Palaste ausgeführt hatte, ließ er sich in Abwesenheit des Herzogs eines Tags auf seinem Stuhle dorthin tragen, als in dem Palaste zu Mittag und blieb den ganzen Tag da. Nun starb ich vergnügt, sagte er dann, da ich den Künstlern jenseits die Radracht bringen kann, daß ich gesehen habe, wie ein Todter zum Leben auferstanden, wie ein Häßlicher schön und ein Greis wieder jung geworden ist. Er starb 1560 und wurde in St. Maria Novella bei seinen Vorfahren begraben. (Fr. W. Unger.)

GHIRLANDINI (Domenico), ein wenig gefannter Maler zu Florenz, welcher 1493 gestorben und bei seinen Zeitgenossen einen besonderen Künstler Ruf erworben haben soll, wiewol seine Manier trocken und alttrocken gefunden wird. Indessen rechneten Manche ihm vorläufig zum großen Verdienste an, daß er den berühmten Künstler Michael Angelo Buonarroti zu seinem Schüler in der Malerei gehabt habe¹⁾. Gleichwol wil-

sen Lanzi, Fiorillo, Kugler und Andere Nichts davon, sondern sie geben dem Letzteren vielmehr den zwei Jahre später, als Ghirlandini, verstorbenen weit berühmteren Zeitgenossen desselben, Domenico Ghirlandajo zum ersten Lehrer, daher hier jedenfalls eine Namensverwechslung stattgefunden haben muß²⁾. Im Uebrigen findet man den Namen dieses Künstlers auch Ghirlanbini geschrieben. (B. Rösse.)

GHIRLANDI (Francesco Maria), ein gelehrter und zu seiner Zeit hochangesehener Ordensbruder der Miniminen oder Paulaner zu Pistoja, seiner Geburtsstadt. Er kam nicht nur wegen seiner wissenschaftlichen Kenntnisse in großes Ansehen unter seinen Landsleuten, sondern gelangte auch wegen seines strengen Lebenswandels und Glaubensbeifers sowohl unter seinen Ordensgenossen zu verschiedenen Ehrenstellen, als er auch zum Mitgliede in den Inquisitionsrath bestellt wurde. Ueberdies war er noch Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften und starb den 17. März 1726, nachdem er eine Reihe von aesthetischen Erbauungsbüchern geschrieben hatte, als Ghirlanda degli affetti poetici al sacro cuor di Gesù (Pistoja 1702 in 4.); Ghirlanda degli aff. poet. al s. cuor di Maria (ebendaf. 1704 in 4.); Corona poetica di XII. stelle all' incoronazione della madonna dell' Umiltà di Pistoja. (Lucca 1716.) Poese morali et sacre. (Florenz 1723.) Discorso academico sopra l'amor di Dio verso di noi (ebendaf. 1725.). Meditazioni sopra XL. salmi di David in rima lirica; e XV. discorsi morali (ebendaf. 1725 in 4.).

(B. Rösse.)

GHIRLANDI (Paolo), ein italienischer Rechtsgelehrter des 16. Jahrh., nur bekannt durch sein Werk *De sortilegis et haereticis, eorumque poenis*, welches in des Biglietti Rechtsgelehrten, Franc. Modii rerum criminalium praxes et tractatus etc. (Frankf. 1587.) 2 Bde. Fol., eine Aufnahme gefunden hat. (B. Rösse.)

GHIRONDI (GIRRO) ist der Name einer jüdischen Gelehrtenfamilie in Italien, welcher nur durch die italienische Aussprache und Orthographie sich von dem ursprünglichen Gerondi oder Girondi (s. d. Art.) unterscheidet. Es ist uns jedoch unbekannt, ob diese, erst in neuester Zeit in der Literatur bekannte Familie wirklich von einer der spanischen, aus dem Mittelalter berühmten Gelehrtenfamilien abstammt, ob zwar dies nur mittelbar anzunehmen wäre. Denn der erste und bekannte Italiener heißt:

1) Ben-Zion Ghirondi Zarfati (d. h. „Franksohn“). Derselbe lebte in der ersten Hälfte des 18. Jahr-

bem Dictionnaire universel etc. VII, 414. Kugler kennt diesen Künstler nicht.

2) Erbea Moscoe's Lorenzo de' Medici, deutsch von R. Sprengel, S. 376; Riccioli I, 346; Lanzi I, 18 und Zuccher's Handbuch der Geschichte der Malerei (2. Aufl.) I, 536.

3) Vergl. Bacharia's Bibliotheca Pistoriensis I, 303 seq. Derselbe gehört S. 294 auch einem Fulvio Ghirlanbi, welcher mehr Schauspiele herausgegeben hat.

1) Vergl. das Nouveau dictionnaire histor. IV, 108 mit

Josef Edels (עֲדֵלס) ¹⁾, von dem (unter 1. Num. 10) erwähnten Moses Ibn Samchon, von Samuel Kohen ²⁾; alle drei palästinenfische Abgesandte.

4) אֵלֶּיךָ אֵלֶּיךָ Ale Schoschannah, worin unter Anderem Gutachten des Samuel Achsewiti aufgenommen sind ³⁾.

5) קִבְּצֵזֶה Kibbuzath Kesef, eine Sammlung von Gutachten, wenigstens 2 Theile ⁴⁾.

6) Ueber die in verschiedenen gedruckten Schriften Anderer, namentlich in hebräischen Zeitschriften enthaltenen Abhandlungen und Artikel sind wir vielleicht nicht vollständig unterrichtet ⁵⁾.

Von selbständigen gedruckten Schriften sind blos zwei bekannt, nämlich

7) תּוֹכֵחַ אֶחָבָה Tocho razaf ahabah, eine Sittenschrift, im Alter von 16 Jahren verfaßt und gedruckt Pisa 1818. 8. ⁶⁾.

8) תּוֹדֵת גִּדְּלוֹת יִשְׂרָאֵל Toldot Gedole Israel u. s. w., ein biographisches und bibliographisches Wörterbuch der jüdischen (namentlich italienischen) Gelehrten u. s. w., zusammen mit einem gleichen Werke (דִּבְרֵי צִיּוֹן לְיִשְׂרָאֵל) von Ghananel Nepi, zu welchem auch Zufüge von M. S. Ghirondi, aus dem Nachlasse des Rechtsers herausgegeben von dessen Sohne Esraim Rasael. (Triest, typogr. Marenizh [sic] 1833. 376 Seiten 8.) Dieses Werk würde eine bedeutungsvolle Stellung in der hebräischen Literaturgeschichte eingenommen haben, wenn die Tendenz des Verfassers weniger einseitig und die wirtschaftliche Anlage von einer systematischen und kritischen Ausföhrung begleitet wäre. Seitdem Sabbatai Bas sein nach Büchertiteln geordnetes Werk aus jüdischen und christlichen Quellen zusammengefaßt (1680), ist kein umfassendes hebräisches Werk dieser Art erschienen, dessen Autor in der Lage war, die Forschungen in nicht hebräischer Sprache zu benutzen, und es hätten die verdienstlichen Arbeiten von

Jeschai Gröprin und Asufai (oder Asulai) eine ganz andere Form erhalten, wenn ihnen eine Biblioth. hebr. von Wolf hätte als Muster und Quelle dienen können ⁷⁾. Inzwischen haben die von Juden in hebräischen und sonstigen Schriften niedergelegten Forschungen über einzelne Gegenstände und Kreise einen ungeheuren Vorrath gewonnen. Es wäre demnach ein biographisches Wörterbuch in hebräischer Sprache, aus diesen und den Arbeiten von Wolf, de Rossi u. s. w. geschöpft, nicht blos für die spezielle Wissenschaft bedeutend, sondern es hätte einen Einfluß auf die neuere hebräische Literatur selbst ausüben können, dessen Tragweite hier nicht weiter zu verfolgen ist. Ueber die Zweck und Mittel unseres Verfassers und die Genese seines Werkes sind wir in Ermangelung eines Vorwortes ⁸⁾ auf eine mühsame Combination von Materialien aus dem Werke selbst angewiesen, deren Resultate wir in Kürze zusammenfassen ⁹⁾.

Das gedruckte Doppelwerk, dessen Titelblatt, offenbar von Ghirondi herrührend, die vorhandene Anordnung angibt, enthält auf jeder linken Seite, so weit dasselbe reicht, das Werk des Nepi (storb 1833) ¹⁰⁾, welches, eine Art Ergänzung zu dem bekannten Werke von Asulai, sich hauptsächlich im engeren Kreise jüdischer Gelehrsamkeit (Halacha, Ersege u. s. w.) bewegt, meist aus den primären Quellen schöpft und größtentheils die Leistungen der neueren Zeit, namentlich in Italien und Deutschland, behandelt. Wie Asulai ¹¹⁾, schießt auch Nepi Realien ein, welche schon bei ihm und noch mehr bei Ghirondi in tendenziöse Bemerkungen, erbauliche Betrachtungen und rhetorische Redensarten ohne

20) Wir verweisen im Allgemeinen auf den §. 31 des Artikels Jüdische Literatur (2. Sect. 27. Bd.), zu welchem der gegenwärtige Artikel eine Ergänzung darbietet. (Zweiter Paragraph ist gänzlich neugefaßt worden in der englischen Bearbeitung London 1857. §. Pref. p. IV.) 21) Im Nachwort des Vorwortes (S. 375) wird der Leser darauf hingewiesen, daß die Darstellung

tendenz des Verfassers vornehmlich Beförderung von Glauben und Gottesfurcht und Verherrlichung der „Gezeiten und Frommen“ — man hätte erwartet, „Wissen“ — sei. 22) Eine kritische Würdigung dieses Werkes in der periodischen Presse, auf welche wir verweisen müßte, ist mir nicht bekannt geworden. Im Frankf. A. Monatshefte III, 115 bezeichnet A. L. N. das damals erschienene Werk in folgender Weise: „In alphabetischer Ordnung behandelt es Gelehrte und Schriften, es enthält außer Vötern (1) Gedächtnisse einer Fülle von Material, und es weicht durch das Ganze ein sehr frommer und milder (1) Geist.“ Wenn ein bekannter Fachgelehrter ein geschichtliches Werk also einführt, so wird die Würdigung einer speziellen Würdigung desselben zur unerlässlichen Pflicht. Dennoch haben wir unsere Beschränkung auf die Tendenz der Encyclopädie beschränkt, und durften dies um so eher, als in dem erwähnten Catalogus libr. hebr. von dem Buchstaben C angefangen (wo uns das Werk zu Gebote stand), auch auf das vorliegende Werk durchaus in der Art Rücksicht genommen worden, daß nicht blos die Irrthümer desselben berichtigt, sondern auch für die Vervollständigung desselben die Materialien niedergelegt sind. Wir enthalten uns natürlich hier jeder Eingangs auf die besprochenen Gegenstände selbst. 23) Regal. Catal. p. 3008 und in Art. Kritik Regal. 24) Im 3ten neuen Ordning von Herzakob (ed. Wilna. 1855.) hat sich durch keinen Druck unterschieden, doch ist die Ordnung nicht streng durchzuführen.

14) a. a. D. S. 212. a. 245. 15) a. a. D. S. 350. a. 90. 16) a. a. D. S. 355. a. 77. 17) a. a. D. S. 375. vergl. S. 162. n. 60. — 38 unter der allgemeinen Bezeichnung „שׁוֹרֵשׁ“ S. 240. n. 32 zu verstehen sei, ist nicht zu ermitteln. 18) Das im 18ten H. 1818 v. b. betitelte „שׁוֹרֵשׁ“ ist offenbar über arabischer Brunnens im Kalmus in Regio's A. Beirien I. S. 110 ist eine kurze Zusammenfassung aus einem Briefe an einen ungenannten Arzt in Padua. — Eine Elegie über den Tod seines Lehrers Isaac Geniah A. 1824 in Bikkure ha-Itim VI, 57 (vergl. a. a. D. S. 204. n. 203). — Einige Abhandlungen in Aram Chemed (f. Catalogus libr. hebr. p. 1017), nämlich die kurze Biographie des Meist Ephraim Luzzatto (f. Catalogus p. 1828) und der Mabitin in Padua (über die neulich reproducierte Biographie des Samuel Ragenellenbogen f. Catalogus p. 2432), sowie die Biographie des Abraham Chai Reggio (Meister des berühmten, neulich verstorbenen Schriftstellers, vergl. Catalogus p. 2135) in der Zeitschrift Jerusalem (Lemberg 1844—1845), sind außerordentliche Mittel des biographischen Wörterbuchs; vergl. Orient XII, 643. Die Briefe über das Studium Paraisischer Schriften in Jerusalem 3. Bd. (Pug und Lemberg 1845. S. 45 ff.) bedürfen ebenfalls Mangel historischer Kritik (S. 46 Im 3ten als Schüler des Orient), ersten Beisatzes (f. 2. S. 51. 53), von denen unter dem Hauptnamen die Worte sein wird. 19) a. a. D. S. 374. Orient a. a. D. 1 das Buch ist in Deutschland und kaum zu finden, da es selbst in M. S. Rasael's Bibliothek fehlt.

allen realen Werth übergehen. Allein während Asulai ursprünglichen Autoren oder Schriften unter jedem Buchstaben des Alphabets historisch ordnet, ist schon bei Repi, und daher wohl auch bei Ghirondi, die Autoren und die wenigen anonymen³⁵⁾ nur nach dem ersten Buchstaben geordnet und mit Nummern versehen, außerdem waltet der Zufall; und so sind z. B. unter Alef bei Repi 85, bei Ghirondi 125 Nummern, unter Jod 136 und 267 Nummern (woraus zugleich auf den Umfang geschlossen werden kann) eventualiter durchzusehen. Die unter den Autoren angeführten Titel aufzufinden, gibt es gar kein Mittel, und so ist das Werk ohne Autoren- und Titelregister zum bloßen Nachschlagen gänzlich unbrauchbar. Als Redacteur des unvollendet zurückgelassenen Werkes von Repi bezieht sich Ghirondi selbst auf dem Titelbrette. Näheres erfahren wir auch nicht in dem Artikel Chananai Repi, welcher als Zusatzartikel zu des letzteren Werk erscheint³⁶⁾, und dürften die ersten (nicht immer erkennbaren oder gehörig bezeichneten³⁷⁾) Zusatzartikel und Zusätze wol der Ausgangspunkt gewesen sein, der Ghirondi veranlaßte, eine selbändige Arbeit zu unternehmen. Jedoch ist das Werk Ghirondi's keineswegs als eine weitere bloße Ergänzung der von Asulai und Repi zu betrachten. Dasselbe ist zwar aus einem ersten Entwurfe gedruckt³⁸⁾, und sind offenbar einzelne Artikel bloße vorläufige Notate³⁹⁾, während unter anderen größere Excerpte aus seltenen und auch ganz gewöhnlichen Büchern gegeben werden⁴⁰⁾; doch scheint dasselbe vom Verfasser selbst so geordnet⁴¹⁾ und bis auf seine letzte Lebensstage ergänzt⁴²⁾. Dessen ungeachtet finden sich außer der großen Anzahl von Artikeln, welche von beiden Autoren zugleich bearbeitet auf verschiedenen Stellen des Buches zu finden sind, — und wo, unter Widersprüchen, nicht selten bei Repi das Richtige zu finden ist⁴³⁾, — auch noch bei Ghirondi allein Repetitionen oder Doppelartikel über dieselben Namen⁴⁴⁾. Ueber den Plan des Verfassers löst sich auch

vermuthungsweise nichts Näheres bestimmen. Seine besseren Artikel find die über Rabbiner und talmudische Gelehrte in Italien, welche aus dem Titel hervorgehen sind; und zwar scheinen im Allgemeinen die älteren und berühmteren, von den älteren Bibliographen behandelten, Autoren größtentheils ausgeschlossen. Eine Zeitgrenze ist hier nicht wahrnehmbar; es find auch lebende Autoren aufgenommen⁴⁵⁾. Ghirondi hat jedoch allmählig seine Notizen über den Kreis, in welchem bei ihm literarische Mittel⁴⁶⁾ und Sachkenntnis den Mangel an historischem und kritischem Sinne ersetzen, hinaus erweitert, und ist endlich dahin gelangt, De Rossi's Dictionario storicoe ohne Kritik zu excerpten, wahrscheinlich zunächst über solche Autoren aller Zeiten und Länder, wo ihm eine andere Quelle unbekannt war⁴⁷⁾. Unter solchen Umständen ist überall für die biographische und historische Seite eines solchen Werkes nichts Bedeutsames zu erwarten, und ist von Asulai zu seinen Nachfolgern Repi und Ghirondi auch in Bezug auf die äußeren Elemente, Daten, Namen, Titel u. dgl. ein Elmar nach Abwärts wahrnehmbar; aber während Repi durch Selbstbeschränkung größtentheils Richiges und auch viel Neues bietet, besetzt mindestens zwei Drittel⁴⁸⁾ des Ghirondischen Werkes aus Excerpten bekannter Thatsachen, aus Irrthümern, trassen Confusionen und falschen Combinationen⁴⁹⁾. Kein Wunder, daß für ihn die größten lachdalligen Betrüger und Pseudeutoren — Heilige sind⁵⁰⁾, wie denn seine Verehrung und Nachsicht verzwweifelt dem Mystischen und Superstitiösen zu Theil wird⁵¹⁾.

35) p. 21 v. 11. 36) v. 243 unter Mem n. 18 (v. 11) 26) 315. n. 24, die vorsteht des Buchstaben Cheth, und gehören die Worte: Asulai u. s. w. am Ende von n. 23 hierher. 37) 3. B. v. 278. 3. 4—6 (S. 1842) in Zuf. Der Artikel v. 37 unter n. 76 gehört eigentlich zu Repi v. 29. n. 621. 38) Nachwort des Buches v. 375; richtigst gehört auch der Schlussartikel, der am Ende von Repi v. 373 gedruckt ist, zum Werk Ghirondi's, der eine „neue Bearbeitung“ auszuführen wünscht. 39) 3. B. Cheth. Danale v. 330. n. 39, Sol. Farcon v. 350. n. 69 der 61ste Name! 40) 3. B. Horre der 31. Artikel v. 189, der Katalog der Commentatoren zu Berke v. 264, eigentlich ein unvollständiger Index!; Horre zu Sam. Wobse v. 360, Gedichte von E. Yuzgatta v. 249. 41) Siehe z. B. die Verweisung auf Buchstaben und Nummern v. 50. n. 123, v. 202. n. 192 (f. v. 80. n. 35 und v. 332. n. 42 das Richtige!). 42) v. 215. n. 268, ein 1659 gedrucktes Werk. 43) v. 268. n. 88 ist sogar eine richtige, von Ghirondi selbst corrigierte Stelle neben der Correctur Repi's geblieben das Richtige bei Repi v. 347. 44) Bei Ghirondi z. B. v. 10. n. 35. — v. 10. n. 301. v. 132. n. 15 — v. 21. n. 244. v. 274. n. 1 — v. 353. n. 801. v. 244. n. 47 — v. 258. n. 89. v. 258. n. 91 — v. 308. n. 1154. v. 346. n. 53 — v. 309. n. 70. v. 332. n. 72 — v. 358. n. 86 (vgl. Repi v. 323). — Auch bei Repi ist v. 27. n. 55 — v. 33. n. 71, wo sogar auf n. 34 (1163 35) verwiesen wird.

35) 3. B. R. Randegger (S. 263), welcher erst im März 1853 starb (f. Catal. n. v.), und wahrscheinlich 3. B. Chajet (S. 298) noch bei dessen Lebzeiten. Genaü bemerkt man die bedeutendsten betrüblichen Schriftsteller, und haben selbst Männer, wie Yuzgatto u. dgl., keinen Artikel erhalten. 36) Zu den Handschriften gehört das Gedichtbuch (משורר ופזם) der palmarischen Gemeinde, das Werk von Chananai v. Catalani (f. 3. B. v. 80. 108. 198. 334. 336) u. s. w. Zu den gedruckten gehört das Historische von Chananai (v. 265. 267), welches nach einer Privatmittheilung von S. D. Yuzgatta in Smyrna 1758 gedruckt ist. Von neueren Schriften ist z. B. Sappoport's Biographie (f. Catal. v. 304), aber nicht die der Rasse (v. 373) erwähnt, wozu — gedruckt 1849 (S. 260), anders von 1852 f. oben Ann. 32. Von neueren Schriften in deutscher Sprache scheint Ghirondi keine Kenntnis gehabt oder genannt zu haben. — Eigentliche Werkschriften (vergl. oben Ann. 32) find etwa 10 mitgetheilt v. 4. 150. 308. 310 (f. 322. 340. 344. 37) Für dies Verhältniß zu De Rossi find z. B. die folgenden Artikel charakteristisch: Kalan v. 274 (enthält wenig, die einzige treue Ausgabe unter Rebekke Altiner (v. 310), bei v. 274 v. 274 von Jos. König (S. 290. n. 178), worin Ghirondi nicht einen gedruckten Domus erkannte (f. Catal. p. 1497)!) vgl. auch v. 260. n. 97! Andererseits hat Ghirondi De Rossi gänzlich vernachlässigt; z. B. v. 394. n. 20, das schon Sabbatai als gedruckt anföhrt. Wolf's Bibl. hebr. ist, so viel ich weis, nicht benutzt. 38) Ich verweise hier der Kürze halber nur auf v. 164. n. 67 (Campend. Mischna v. 1.). v. 207. n. 220 (Sofia Genin, Sohn des Str.). v. 213. n. 253 (Jacob Neufass), v. 256. n. 11 (Obadiah Chorno), wo von neueren und illustrierten Autoren und Schriften die Rede ist. Vergl. auch das hebr. Schriftbuch von v. 11 (1857) v. 158 unter dem Rabbinen Hirsch Wersheim Levi, vgl. v. 153 oben. 39) Siehe z. B. v. 46. 40) Siehe z. B. die Erzählung v. 278. n. 181.

während andere angebliche Irrlehrer nie ohne das Prädicat „Keger“ (oder Gottesläugner) u. dgl. erscheinen⁴¹⁾. Des einzigen Vertreters einer christlichen und wahrhaft frommen Kritik, des Italieners Evario de Rossi, wird nur gelegentlich in einer schimpflichen Weise erwähnt, die auf den Verfasser zurückfällt⁴²⁾, und bemerkt letzterer, daß er an andern Orten gegen ihn geschrieben. Nicht besser kommen diejenigen weg, welche das Buch Sohar einem Autor des 13. Jahrh. beilegen. — So wie das Innere dieses Werkes hauptsächlich durch den Mangel einer bewußten rein wissenschaftlichen Tendenz den Forderungen der Zeit weit nachsteht und nur mit Vorsicht gebraucht werden darf, so find auch bei der äußeren Herausgabe durchaus alle, selbst die typographischen Mittel vernachlässigt, durch welche der Gebrauch erleichtert worden wäre⁴³⁾; verstreute Namen und Jahreszahlen sind wol auf Rechnung der Druckfehler zu setzen, deren Anzahl wahrhaft auffallend ist.

7) Angelo (Hebr. Esraim Rappael) Ghirendi, Sohn des Letztgenannten und ebenfalls Rabbiner, starb im August 1857 im Alter von 23½ Jahren. Er hatte in Folge der von Gabr. Eriste in Padua ausgeschriebenen (mit 1000 Fior. zu honorirenden) Preisaufgabe: „Ueber die Geschichte des Rabbinismus vom babylonischen Exil bis zum Schluß des Talmuds“, ein großes Werk in italienischer Sprache zusammengeschrieben, welches jedoch von den Preisrichtern nicht gründlich genug befunden ward. Von Greggia angezogen, besloß er, Auszüge daraus in der zu Vercelli erscheinenden Zeitschrift *L'Educatore israelita* zu veröffentlichen; allein der erste Artikel, überschrieben: *Studi sullo spirito del Rabbismo*, erschien erst nach dem Tode des Verfassers (Septembheft S. 262—266)⁴⁴⁾. (M. Steinschneider.)

GHISEL oder GHIZELIUS (Innocentius), ein gelehrter, doch fast gar nicht bekannter Archimandrit eines dem Eprengrl des Patriarchen zu Constantinopel angehörigen griechischen Klosters, welches monasterium Chlewocyticum genannt wird, lebte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. und ist durch folgende beide Werke, die er in seinem Kloster schrieb und auch herausgab, der Nachwelt bekannt geblieben, als: *Mir Shogom Tscheloveka*, i. e. *pax hominis cum Deo*, vel *poenitentia pacificans cum Deo hominem*, *Doctrina ex s. scriptura et patribus ecclesiasticis desumpta*, 1669

in 2 Folianten, nebst einem Entwurfe der Geschichte in russischer Sprache 1678. (B. Rasc.)

GHISI, ältest venetianisches Patriciergeschlecht, das in mehreren Linien die Inseln Linos, Mykonos, Syros, Stiahos, Stopelos, Scipphos, Unagagos und Keos im Archipel und ein Drittel von Negroponte beherrschte, auch in Achaia und auf Kreta bedeutende Güter besaß. Es soll aus Aquileia stammen. Um 1170 lebte Marco¹⁾, von dessen fünf Söhnen Andrea und Geremia, Verwandte des großen Dogen Enrico Dandolo, zuerst nach Griechenland übersiedelten. Als nach der Einnahme Constantinopels durch die Kreuzfahrer die griechischen Inseln und Schlösser im Dogenpalaste ausgedoten wurden, schlossen sie sich ihrem mächtigen Vetter Marco Canudo an und eroberten als glückliche Freidreiter unter seinen Fahnen im Jahre 1207 die genannten Inseln fast ohne Schwertstreich²⁾; kein hellenisches Herr, höchstens genuesische und pisane Piraten machten ihnen den Besitz derselben streitig. Sie huldigten dafür dem Senado, der bald darauf vom Kaiser Heinrich zum Herzog von Naxos erhoben ward; erkannten aber neben ihm Venetijs Schutzherrschaft an, indem sie der Republik jährlich am Tage des heiligen Marcuss eine Wachskerze von 20 Pfund als Tribut darbrachten³⁾. Von den beiden Brüdern ward Geremia bei weitem der unternehmendere und tüchtigere. Obgleich er bedeutende Güter auf Negroponte⁴⁾, namentlich einen Palast bei der Kirche St. Maria, besaß und schon als Venetianer seinem Vaterlande verpflichtet war, erkannte er doch bald, daß das neue lateinische Kaiserreich keine Lebensfähigkeit besitze, und zog es daher vor, mit dem Griechen Mikas in ein freundliches Einverständniß zu treten. Er wußte sich die Gunst des tapfern Joannes Batages in einem so hohen Maße zu gewinnen, daß ihm dieser die Insel Anargos, die sein Admiral kurz zuvor dem Herzoge Angelo Canudo, Marco's Nachfolger, entriß, zu eigen gab; freilich nur eine wüste Ginde, da die Einwohner sämtlich nach Naxos ausgewandert waren; allein Geremia bevölkerte sie rasch mit frischen Colonisten⁵⁾. Selbster er so sich den Griechen gegenüber verpflichtet hatte, fing seine Liebe für die Heimath allmählig zu erkalten an, bald zog er auch seinen Bruder Andrea ganz in sein Interesse und wagte es sogar, der mächtigen Republik, der er Alles verdankte, Treu zu bieten⁶⁾. Als nämlich im Jahre 1233

das Decret über Simon Dubos's Wunderthätigkeit (S. 360. 98) aus Venedig in den Reichthümern zu Regium (vergl. S. 357. n. 153) ist es charakteristisch, daß Ghirendi (S. 357. n. 81) dies den kabbalistischen Gebrauch einer Schrift verbietet, *Ufalai* (II. f. 79 ananym) die letzte übertrug, während Regierers überall einen humanen Geist vorwalten läßt.

41) B. B. Redemja Chapuz Retz *Nov* (f. Catal. p. 3055). *Nefta v v v v* (S. 352). 42) Das Wortspiel ist übrigens dem mantuaner Rabbiner und unfrühen Schreiber Sal. Baskia entlehnt (f. Buzg. Kerem Schem v. 144). 43) *v v v v* S. 29 bezieht sich wol auf den verstorbenen Landbauer (f. den Artikel Jüdische Literatur S. 400. f. 13. Anm. 1), vielleicht auch auf Zeline. 44) B. B. Kefje, Herabsetzung der (erst nach Titulaturen kommenden) Namen und Höflichkeit durch Duabroschrift u. s. w. 45) Mittheilung des Prof. S. D. Luzzatto.

1) Genealogien finden sich, ziemlich unvollständig, bei M. Barbara Genealogie. Cod. Foscarini. 6155. Tom. I. fol. 180 b — 181 a; Discendence delle famiglie patricie. Cod. Cicogna 370; *Cepellari Campidoglio*, Cod. Marcian. Ital. Cl. VII. 16. Tom. II. 2) Dandolo Lib. X. cap. 4. § 3; de Monacia Lib. VIII. p. 143; *Dem. Barbara Cronica*. Cod. Foscar. 6173 fol. 83b. 88b; *Sanudo bei Muratori* XXII. 341, letztere Ereignisse sind meist ganz falsch. 3) Mar. Tom. II. fol. 178 b. 4) Weten auf dem Jahre 1218. Liber Abus lib. 100 a. 102 a; *Patti Lib. IV. fol. 300 b — 305 b*. 5) *Marino Sanudo Istoria del regno di Romania*. Cod. Marcian. Ital. Cl. VII. 712. fol. 8 b. 6) Man vergl. des Verfassers Geschichte der Insel Andros. Eignungsberichte der Wiener Akademie. Philosoph.-histor. Classe. 1855. April. S. 18—22 und die angeführten Quellen, nament-

Marino Dandolo, Herr von Andros, ohne männliche Leibeserben gestorben war, hatte Herzog Angelo dem ihm damals noch treu ergebenen Geremia eine Hälfte der Insel verlichen, die andere der Witwe Dandolo's, Telisa, zugesprochen. Geremia hatte jedoch sofort die ganze Insel für sich in Besitz genommen und verweigerte ihr und ihrem zweiten Gemahle Giacomo Luirini jegliche Restitution. Die Verdrängten wendeten sich nach Venedig, das am 11. August 1243 die Brüder Ghisi aufsuchte, Andros umbehielt bis Ostern 1244 einem Bevollmächtigten der Republik auszuliefern und selbst zur Darlegung ihrer Rechte zu erscheinen. Da diesem Besche nicht Folge geleistet ward, sequestrirte man provisorisch die in Venedig liegenden Güter der beiden Ghisi; allein der Proceß ging nur langsam seinen Gang, weil der Sohn des Dogen, Lorenzo Tiepolo, sich mit Geremia's ältester Tochter vermaählt hatte. Ueberdies starb Geremia um 1251 auf seiner Inselbeschlusse zu Amorgos⁹⁾, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen. Herzog Angelo hielt die Verlehnung mit Andros für erloschen und zog die eine Hälfte davon ein, während er die andere der Telisa aufs Neue zur Rückgewinnung überließ. Allein Venedig beharrte nun auf seinem Entschlusse, selbst die Insel sequestriren zu wollen, und forderte den überlebenden Bruder Andrea im März 1252 auf, die Uebergabe an die Republik zu bewilligen. Er vermochte das freilich nicht mehr; allein da man fortfuhr, seine Güter zu sequestriren, und im folgenden Jahre über ihn den Mann verhängte, sah er sich zuletzt genöthigt, eine Abkunft mit Venedig, mit dem er es doch auf die Länge nicht aufnehmen konnte, zu treffen. Er bevollmächtigte im Jahre 1258 seinen in Venedig anwesenden Sohn Marino, Bürgschaft für die 36,000 Lire zu leisten, die man aus seinen confiscirten Waaren gelöst, und erbot sich, selbst in Venedig zu erscheinen, sich dort zu rechtfertigen und auch für die Repressalien, die sein ältester Sohn Bartolommeo an venetianischen Bürgern genommen, zu haften. Erbot, als er sich zur Reise ansetzte, übersetzte ihn der Tod im Jahre 1259; da man eingesehen, daß die Restitution von Andros nicht in seiner Hand lag, ward der Proceß nicht fortgesetzt, jedoch erst 21 Jahre nach seinem Ableben ward das Endurtheil über seine sequestrirten Güter gefällt; man übergab dieselben seinem Sohne Geremia¹⁰⁾, der das väterliche Haus bei S. Felice in Venedig geerbt hatte und nach dem Jahre 1289 kinderlos starb.

Andrea hinterließ außer dem Geremia noch vier andere Söhne: Felice, der um 1289 lebte, Marino, der in Venedig bei S. Moisé einen Palast besaß, Filippo I., von dem die Linie auf Amorgos stammt, und Bartolommeo I., der in den meisten Inseln Nachfolger seines Vaters ward. Dagegen stammten von seinem

Bruder Geremia nur zwei Töchter, denen ihr Theil die Inseln Syros¹¹⁾, Skopelos und Egiathos überließ. Die älteste derselben Marchesina (bei Litta¹²⁾) fälschlich Agnese genannt war, wie schon bemerkt, mit Lorenzo Tiepolo, Grafen von Regia und Sohne des Dogen Giovanni (gestorben 1249), vermählt, während die jüngere Isabella ohne Dispens sich mit ihrem Vetter Filippo I., Andrea's Sohne, vermaählte, einem hochfahrenden, verschlagenen Mann, der, schon und beehrt, sich zu viel einbildete und oft den Vers David's: Maior sum, quam cui possit fortuna nocere zu wiederholen pflegte¹³⁾. Nicht zufrieden mit Amorgos, das ihm seine Gattin zugesagt, benutzte er Tiepolo's Entfernung aus dem Orient und nahm mit Gewalt dessen Inseln in Besitz. Vergeblich beklagte sich dieser beim Fürsten Wilhelm II. von Achaia, dem damals Kaiser Ruduin II. die Oberhoheit über den Archipel abgetreten hatte; die Kriege mit den Paläologen und mit Venedig beschäftigten ihn zu sehr. Mehr vermochte das venetianische Geschwader, das unter Jacopo Dolfino 1261 zum Einzuge Constantinopels abgegangen war; es zwang den Ghisi, seinem Schwager wenigstens den Nistbesitz von Syros, Egiathos und Skopelos zu ver gönnen¹⁴⁾. Lorenzo, der etwas später den Frieden zwischen Venedig und Fürst Wilhelm vermittelte und deshalb 1263 mit dem Gonsale di Borgo bei Koron beehrt ward¹⁵⁾, besuchte seine Inseln kaum; ihn nahmen die Angelegenheiten der Republik zu sehr in Anspruch. Er war Gesandter bei der römischen Curie, ward am 23. Juli 1268 zum Dogen gewählt, und starb als solcher am 15. August 1273. Seine Besitzungen im Archipel und in Achaia erbt sein ältester, mit einer Tochter des Hans Stefan Lubich vermählter Sohn Jacopo mit dem Beinamen el Codo, auch wol Scopulus nach seiner Insel genannt, der als Venedig's Oberfeldherr in der Levante sich durch verschiedene glückliche Expeditionen gegen die Griechen (in den Jahren 1280, 1283 und 1292) hervorthat und um das Jahr 1301 starb. Erbe seiner Güter und Titel ward sein Sohn Bajamonte, in Venedig's Geschichte hinlänglich durch seine Verschönerung berühmte. Nach Entdeckung derselben wurden seine Güter, darunter auch seine Inseln Egiathos und Skopelos¹⁶⁾, im Jahre 1310 confiscirt; er selbst starb fast 20 Jahre später in der Verbannung. Im Grunde war übrigens Filippo Ghisi im alleinigen Besitze der Inseln verblieben; er erbte auf dem selben Skopelos, von dem die Rede ging, eher würde ganz Griechenland den Paläologen in die Hände fallen, als diese Insel; und auch dann noch würden die Einwohner

lich Sanudo's Romaniaa fol. 4a und Liber Commune I. fol. 81a. 104a — 107a.

7) *Journal de Voyage du Levant* (lettre VI.) list das Schloß dort irrig durch die Sanuli erbaut werden. 8) *Deret* vom 17. Oct. 1280. *Liber Commune* I. fol. 120 b.

9) *Unceff. v. M. u. R. Erste Edition*. LXVI.

9) *Famiglie celebri Italiane* disp. XXXIV; *Cronaca* di Martino da Canale cap. CCLXIII.

10) *Sanudo Romaniaa* fol. 4a. 8b. 11) *Cronaca* di Enrico Dandolo. *Cod. Foscarin.* 6590; *Cron.* di Pietro Delfin. *Cod. Marcian.* Ital. C. VII, 559. fol. 59a; *Cron.* di Donato Contarini ib. C. VII, 95; *Genealogie Veneta.* *Cod. Foscarin.* 6147. fol. 102a. 12) *Sanudo* fol. 4a; *Dandolo* Lib. X. cap. 8. § 5; *de Monaco* p. 254. 13) *Giov. Villani* Lib. IX. cap. 339; *Navagero* bei *Muratori* XXXIII, 1019 u. f. w.

leicht sich retten. Der kaiserliche Megaduca Licario griff sie im Sommer 1263 an und zwang sie durch Wassermangel zur Uebergabe. Ghisi selbst ward gefangen nach Constaninopel geführt und konnte nur durch Abtretung fast aller seiner Inseln seine Freiheit erkaufen. Sphros hielt sich freilich noch eine Zeit lang, erlag aber auch endlich im Jahre 1269 den Angriffen Licario's¹⁴⁾). So verblieb ihm denn nur noch Amorgos. Seine Gattin, die Erbin dieser Insel, war während seiner Gefangenenschaft im Exile gestorben, sein Stolz war gebrochen. Er wollte selbst abweichend in Venedig und in Negroponte, züchtete sich 1276 als Feldherr gegen Almisa aus, unterhandelte um 1283 mit dem berühmten Historiker Marino Sanudo als Procellmächtigstem seines Vetter, des Herzogs Marco II. von Naxos, wegen Abtretung von Amorgos und verlor, da er auf die ihm vorgeschlagenen Bedingungen nicht eingehen wollte, zuletzt auch diese Insel an die Griechen. Dorthin, wie nach Sphros, Spheros und Sphathos wurden griechische Archonten als Statthalter gesandt¹⁵⁾), unter deren Regide alle Arten von Piraten ihr Handwerk trieben; erst nach der Einnahme Constaninopels durch die Osmanen wurden letztere wieder Venedig unterthan (1454). Von Filippo's Söhnen erbte der ältere Pietro die Güter des Vaters in Venedig, namentlich den Palast bei S. Simone, seine Linie erlosch 1359 mit seinem Enkel Ermolao. Der jüngere Sohn Giovanni I.¹⁶⁾) betheiligte sich 1296 an der Expedition, die damals Venedig gegen Andronikos II. ausrückte; ihm gelang es, Amorgos wieder zu erobern; im Frieden mit den Griechen ward ihm am 7. März 1303 der Besitz der Insel bestätigt. Er erhielt ums Jahr 1307 von Venedig die Erlaubniß, die während der griechischen Occupation nach Kreta geflüchteten Zinsbauern zurückzuführen, und benutzte dieselbe so gut, daß Amorgos bald ganz neu bevölkert ward. Als er aber im Jahre 1309 starb, erschien der Admiral des Herzogs Guglielmo I. von Naxos, Dominico Giachino, mit seinen Galeeren im dortigen Hafen und nahm, unbekümmert um die Anrechte seiner Kinder, Amorgos für seinen Herrn in Besitz¹⁷⁾). Giovanni's Söhne, Marco und Filippo II., klagten gegen ihn bei der Republik, und ein langwieriger Proceß entspann sich, da sowohl Venedig, als auch der Fürst von Achaia die Oberhoheit über den Archipel beanspruchten. Im Jahre 1314 ließ Venedig für die Ghisi verschiedene Güter Guglielmo's I. sequestriren, deren Erlös man jenen überwieß¹⁸⁾); allein zuletzt kam man dahin überein¹⁹⁾), da die Sache eigentlich vor den

Erzbischof von Achaia gehörte, provisorisch sie schweben zu lassen. Marco und Filippo II. lebten im Jahre 1325²⁰⁾) auf Kreta, ersterer starb bald darauf mit Hinterlassung zweier Söhne Giovanni II. und Tommaso, über die ihr Oheim die Vormundschaft führte. Im Interesse seiner Kassen unternahm derselbe 1331²¹⁾) einen Streifzug nach Amorgos, ward aber von dem Statthalter der Sandi gefangen und eingekerkert; Venedig mußte interveniren, um ihm die Freiheit und sichere Heimkehr nach Kreta²²⁾) zu verschaffen. Dieser Umstand veranlaßte intessen die Republik, auf Entschädigung des Proceßes zu bringen. Am 21. December 1333 lud man die Streitenden Parteien nach Venedig vor, in den Jahren 1334 und 1338²³⁾) ward die Citation widerholt; allein erst 1352²⁴⁾), als bereits Filippo II. und Giovanni II. gestorben waren, bequemt sich Herzog Giovanni Sanudo, den Tommaso und Marino, Giovanni's II. Bruder und Sohn, in den Besitz von Amorgos, das sie von ihm zu Lehen tragen sollten, zu setzen. Eine Urkunde vom 8. Januar 1356²⁵⁾) zeigt uns, daß Marino damals einen Sohn, Giovanni III., nach dem Großvater genannt, hatte, der, während sein Vater auf Amorgos residirte, seine Jugend auf Kreta verlebte. Nach des Vaters Tode, der gegen Ende des Jahres 1360 erfolgte, theilte Giovanni III., persönlich Zanachi genannt, dem Besitz der Insel mit seinem Großonkel Tommaso. Beide führten 1361²⁶⁾) Klage in Venedig, daß in den letzten Jahren so viele ihrer Zinsbauern nach Kreta hinübergesiedelt wären, über die ihnen doch freie Jurisdiction zustünde; die Insel wäre ganz entvölkert und verschlechterte sich von Tag zu Tag. Niemand bestellte den Acker, da man voraussah, daß man nur für die türkischen und catalonischen Piraten sich abmühen mußte. Venedig half ihnen nun zwar gern mit Korn aus Kreta, ging aber nicht auf Restitution der Zinsbauern ein; man antwortete ausweichend, es sollte ihnen freigestellt bleiben, ob sie wieder nach Amorgos gehen wollten (um da eine Beute der Türken zu werden), oder ob sie den sichern Aufenthalt in Kreta vorzögen. Tommaso starb, um 1363²⁷⁾); sein Großneffe Zanachi betheiligte sich an der Rebellion in Candia und ward 1365 gerichtet²⁸⁾). Dominico Micheli nahm Besitz von Amorgos für Venedig, eroberte es bald darauf dem Herzoge Ricolo II. von Naxos und reseruirte der Republik nur ein Viertel davon. Die Herzogin des Archipels belehnte damit die Grimani; später gehörte die Insel (bis zur osmanischen Eroberung 1537) den Dairini von Stampalia. Zanachi Ghisi endete sein Leben 1368²⁹⁾)

14) Secondo I. I.; Stef. Magno, Anni Veneti Tom. III. Cod. Foenesin. 6246. 15) Kantakouzen. Lib. I. esp. 57. cap. 51; Patti Lib. VI. fol. 359b — 361a; Misti Tom. XLVIII. fol. 543b; Processus etc. Cod. Cicogna 2686. fol. 1a. n. 3; 2a. n. 4; 3a. n. 9. 13 u. f. w. 16) Acte vom 28. Febr. 1301. Quaderno di Leonardo Diarcello im Archivio notarie von Sanbia. 17) Lettere ducali fol. 62b; Presbyter fol. 67b. 167b; Carte Molin. Cod. Marcian. Ital. Cl. XIV. N. 37. Tom. I. fol. 31. 18) Presbyter fol. 286b; Clericus Civicus fol. 46b. 19) Misti Tom. V. fol. 127. 135; Indice fol. 188 b. 216b; Fronsini fol. 21 b.

20) Quaderno di Andrea Bellamora. Archivio notarie von Sanbia. 21) Misti Tom. XIV. fol. 46; Indice fol. 208 b. 22) Quaderno di Giov. Gerardo. Arch. notarie von Sanbia. 23) Misti Tom. XVI. fol. 90b — 100a. Tom. XVII. fol. 175 a. 24) Misti Tom. XXVI. fol. 179b. 25) Quaderno di Giov. Gerardo; Misti Tom. XXVIII. fol. 50 a. 69 b. Tom. XXXI. fol. 77 b. 80 a. 82b; Carte Molin. Tom. IV. fol. 83. 95. 26) Misti Tom. XXX. fol. 35b. 27) Misti Tom. XXXI. fol. 45 a. 28) Nassao. Cronica delle famiglie di Candia. Cod. Marcian. Ital. Cl. VII. 124. fol. 64 a. 29) Barbaro Genealogie. Tom. I. fol. 190 a.

auf dem Schaffote, der letzte Mann seiner Linie, ein echter Nachkomme: Gernia's und Filippo's!

Marino, Andrea's Sohn, hinterließ den Pietro, der 1280¹⁾ lebte, 1311²⁾ einer der Wähler des Dogen Marino Giorgio, 1324³⁾ Gesandter in Konstantinopel war und am 10. August 1325 starb (beigrahen in der Kapelle), und den Nicolo, der außer reichen Besitztungen in Kreta auch in Achaia und Attika durch Schenkungen, die ihm Fürst Wilhelm II. und Herzog Johann I. von la Roche im Jahre 1272⁴⁾ machten, reich begütert war und namentlich in den Kastellanien Kalamata und Korinth, sowie in den Häusern der Halbinsel Methana viele Dörfer und Festungen inne hatte. Vermählt mit Bartolommea⁵⁾, Tochter des Grafen Connetable von Achaia Jean Chandon, erbte er durch den Tod seines Schwiegervaters 1297 die großen Lehen von Palaeos und Piada und ward nach Absterben des Enkelvaters von Liechequerque Connetable von Achaia⁶⁾, welche Würde nach seinem Tode seinem Vetter Bartolommeo II. übertragen wurde. Er lebte noch im Jahre 1318, muß aber noch vor 1320 gestorben sein. Seine Güter fielen an den Landesherren zurück, später ward damit vom Kaiser Robert der Großensohn Nicolo Acciajuoli belehnt⁷⁾, der sie auf seine Verwandten übertrug, obgleich zu gleicher Zeit der Titularfürst Jakob II. von Majorca damit den Erhard II. Le Noir, Herrn von Achaia und St. Sauveur, belehnte⁸⁾.

Es bleibt uns dennoch nur noch von Bartolommeo I., Andrea's Erstgeborenen, zu sprechen übrig. Er erbte die bedeutendsten Besitzungen seines Vaters, die Inseln Zinos, Mykonos, Seriphos und Keos (Zia), von letzteren beiden jedoch nur eine Hälfte, während die andere im Besitze der Michieli und Giustiniani war. Er verkehrte in treuer Ergebenheit gegen die Venetianer, die allein noch die morschen Ueberreste des lateinischen Kaiserthums trugten, und ward zum Danke für seine Anhänglichkeit in die Verträge mit eingeschlossen, welche die Republik am 30. Juni 1268⁹⁾, am 19. März 1277¹⁰⁾ und am 15. Juni 1285¹¹⁾ mit den Palaeologen einging, mußte jedoch geloben, den Korakaren aus seinen Inseln niemals Vorstoß zu leisten. Dennoch waren dieselben bei seiner geringen Macht leider ebenso oft Zusuchtsstätte der Piraten, als sie durch die Verbergerungen derselben zu leiden hatten¹²⁾. Dazu kam, daß auch er im Jahre 1269 vom Admiral Licario, einem

gehörigen Subboten aus Vicentinischem Geschlechte, seiner Inseln Seriphos (li Serfene) und Keos¹³⁾ beraubt ward, und Mykonos 1292¹⁴⁾ durch Roger de Auria und seine Catalanen fürchterlich geplündert wurde. Ein fernerer Krieg, den er 1286¹⁵⁾ gegen seinen Lehnsherrn Marco II. von Naxos wegen eines geraubten Gefes unternahm, und der erst durch Intervention des venetianischen Bailo's von Negroponte geschlichtet ward, war ihm äußerst kostspielig und nutzlos. Dafür entschädigte ihn einigermaßen die Wiedereroberung von Keos und Seriphos durch Venedig's Flotte im Jahre 1296¹⁶⁾ und die Verkündigung des Besizes dieser Inseln in dem Waffenstillstande vom 7. März 1303¹⁷⁾. Nur daß er dabei ganz die Anrechte der Mitbesitzer aus den Häusern Michieli und Giustiniani vergaß und sich schamhaft weigerte, ihnen ihren Anteil herauszugeben. Schon damals war er sehr alt, Zeitgenossen nennen ihn „le vieillard“¹⁸⁾; er überlebte aber noch das Jahr 1304¹⁹⁾, in welchem er von den Rägeln zum Mitglied des nengeschaffenen Maggior consiglio vorgeschlagen ward; um 1302 ist er gestorben. Sein einziger Sohn Giorgio I. folgte in allen väterlichen Gütern und erwarb zu denselben noch viele neue in Achaia und auf Negroponte. Seine Jugendzeit verlebte er in Achaia, wohin ihn wahrscheinlich sein Vetter Nicolo eingeladen, er vermählte sich dort mit der Tochter des Guy de la Trémouille, des 1288 verstorbenen Herrn von Chalandrika, und ward von Fürst Florenz von Hennegau zum Capitain der Kastellanie Kalamata ernannt. Als solcher hatte er im Jahre 1296 einen Angriff Roger's de Auria auszuhalten, von dem er selbst in der Nähe des festen Hafens Zuch gefangen ward und so lange in Haft gehalten wurde, bis ihn sein greiser Vater mit 5000 Hyperpern auslöste²⁰⁾. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin heirathete er die Aliz dalle Carceri, Marzotto's Tochter, die als Gbin ihres Bruders Marino ihm ein Drittel der Insel Negroponte zubrachte²¹⁾. Durch diese Ehe trat Giorgio I. in die Reihe der 12 großen Lords von Achaia ein, deren ausgedehnte Vorrechte, z. B. des unumschränkten Marktbanns, der Bräuung, eigne Festungen zu bauen, auch ihm nun zu Gute kamen²²⁾. In den ersten Jahren seiner Regierung hatte er den Proceß gegen die Mitbesitzer von Keos und Seriphos, Belsetto Giustiniani und Bartolommeo Michieli, auszufechten²³⁾. Diese hatten in Venedig Klage geführt, und ein Urtheil gegen ihn erwirkt, das aber Nichts fruchten wollte. Da sie um Anordnung von

30) Commune Lib. I. fol. 121 a. 31) Caraccioli bei Muratori XI, 411. 32) Commemoriali Lib. II. fol. 497 b. 33) Biffone fol. 30 a. 34) Livre de la Conquete (publ. par Buchon) p. 252. 35) Ebendas. p. 357. 36) Buchon, Nouvelles recherches Tom. II. Diplômes de Florence XV. et XXX. p. 109—114 et 161—198. 37) Deange, Histories de Constantinople. II. édit. par Buchon. Tome II. p. 226. 38) Cod. Treviranus N. 194; Navagero bei Muratori XXI, 11061. A.; H. Achaia hypopoles (Aegina, 183^r. 8.) p. 226. 39) Originalen in Wien und Venedig; Liber Albus fol. 124 a—130 b; Pacta Ferrariae fol. 72 b. 39a) Original in Wien; Liber Albus fol. 132 a; Patti Lib. IV. fol. 293 b—300 a; Tratat. original. Fasc. XLIII. a. 432. 40) Processus etc. Cod. Cicegas. 2688. fol. 6 a. n. 12; 7 a. n. 16.

41) Magno Anelli a. a. D. Liber Commune I. fol. 2 a. 42) Ramon Muntaner (ed. Lant) cap. 115. 43) Sano, Romania. fol. 11 a; meine Geschichte von Andros S. 28. 29. 44) Navagero I. l. p. 1008. 45) Liber Albus fol. 130 b—142 a; Patti Lib. IV. fol. 40 a—44 b; Navagero p. 1011. 46) Livre de la Conqu. p. 370. 47) Discendenza etc. Cod. Cicegas 570. 48) Livre de la Conqu. p. 364—375. 49) Rotarod (Historia di Verona [Verona 1668. 4.] p. 140) nennt sie Irrig Agnes, Tochter Marino's. 50) Consuetudines Imperii Romano. in Cunctis Leges barbarorum, Tom. III. Tit. 43. 94. 51) Commemoriali Tom. I. fol. 92 b; Carlo Molina. Tom. I. fol. 96.

Zwangsmitteln baten, forderte Venedig alle Prälatenbenten auf, ihre Antheile dem Balio von Negroponte einzuhändigen. Die zwei Beschlüssen waren gern dazu bereit; allein Ghisi lehnte alle Vermittelung ab und verwies sie an den Lehnshof von Achaia. Nun sollte zwar von Negroponte aus ein Castellan mit Truppen hingesandt werden, der mit Gewalt den Seucherer durchsetzte⁵²⁾; da jedoch Giorgio sich mit jenen noch im Jahre 1304⁵³⁾ verglich, ward die frühere Eintracht hergestellt. Zwei Jahre später verkaufte⁵⁴⁾ er dem Balio von Negroponte seinen Antheil an der Brücke, die von Negroponte nach dem Festlande führte, und von der Cubba seinen modernen italienischen Namen hat; er erkannte damit stillschweigend Venedigs Suprematie über die Insel an. Im Jahre 1308⁵⁵⁾ hatte er langwierige Streitigkeiten mit den Genuesen, weil er das Schiff eines ihrer Bürger gekapert hatte; im folgenden Jahre⁵⁶⁾ erbiethen Venedigs Gesandte in Constantinopel Auftrag, ihn als Bürger und Unterthanen in den neuen Vertrag mit Kaiser Andronikos aufzunehmen zu lassen. Ihm ward nebst den andern Dreiherrn (terzerj, terclarij) von Negroponte am 24. Juni 1310⁵⁷⁾ über die Verschwörung des Bajamonte Ziepolo geschrieben; allein der Brief traf ihn nicht mehr unter den Lebenden. Mit den andern Dynasten Griechenlands und der besten Ritterschaft der Welt zog er dem Herzoge Walther von Athen zu Hilfe und erlag nebst dem Herzoge und zahllosen Edlen in der Schlacht bei Palmyros am 15. März 1310⁵⁸⁾ der Tapferkeit der großen catalanischen Compagnie. Da bei seinem Tode seine Söhne noch unmündig waren, führte seine Witwe Alix bis zum Jahre 1314 die Regentschaft; sie suchte die Herzen der Griechen auf Negroponte, die nicht das beste Loos getroffen hatte, auf alle Weise, namentlich durch Freilassung ihrer Leibeigenen⁵⁹⁾, sich zu gewinnen, während sie anderseits auch den Venetianern gegenüber, die sich schon als Herren der Insel zu gebenden begannen, ihre Herrschaft zu sichern bemüht war. Willig steuerte sie zu der Flotte bei, welche damals die Dreiherrn der Insel, gemeinlich Lombardi genannt, zur Umkehr der Catalanen und Türken unterjochten⁶⁰⁾, und suchte durch vortheilhafte Vermittelung aller Reibungen den Frieden mit Athen aufrecht zu erhalten. Bei der wachsenden Macht der großen Compagnie, die damals in der Person des Alfonso Fabrizio de Aragon, Bastards von König Friedrich II. von Sicilien, ein ebenso kluges, als tapferes Haupt, bei dem Unternehmungsgeliste dieser Freibrüder, denen der Krieg Friede, der Friede Krieg war, hatten die kleinen Dynasten der benachbarten Insel einen gar schweren Stand, zumal da Alfonso durch Vermählung mit Marulla von Karplos auch dort festen Fuß zu fassen anfang. Aus Giorgio's I. Ehe mit Alix stammten zwei Söhne Bartolommeo II. und Marino

und zwei Töchter Filippa und Alix. Letztere vermählte sich im Jahre 1328⁶¹⁾ mit dem auf Negroponte reich begüterten venetianischen Robile Ruggiero di Pietro Premarin; ihre Brüder verkauften denselben im nämlichen Jahre ihren Antheil an der Insel Bja, d. h. die Hälfte der 12 Karati (die ganze Insel zählte deren 24, von denen 12 den Ghisi, 6 den Michieli und ebenso viele den Giustiniani gehörten), die sich auf Premarin's Nachkommen vererbten und durch 6 Generationen hindurch bis zum Jahre 1338 im Besitze derselben verblieben. Filippa heirathete den Daniele di Andrea Bragadino und brachte ihm als Mitgift die ihrem Hause zugehörige Hälfte von Scriphos zu; über ihre Nachkommen einige Worte am Schlusse dieses Artikels. Der jüngere Sohn Marino ward mit Zinos abgesandt; er entführte im Jahre 1326⁶²⁾ die Helena, Erbtochter der Isabella de Charnigny von Boskiza und deren Zante Guillelmo (die sich später mit Philipp de Joinville vermählte und diesem Boskiza zubrachte) von Negroponte aus, wohin sie zum Besuche gekommen waren, nach seiner Insel und zwang erstere, ihn zu heirathen. Ein deshalb vom Balio der Insel Marco Minetto eingeleiteter Proceß ward erst im Jahre 1334⁶³⁾ beigelegt. Allein schon im folgenden Jahre hatte er einen andern Rechtsstreit mit seinem Vasallen Januli Korese, der auf der Insel in der Nähe von Avallona viele Güter besaß. Bei einem glänzenden Balle in der Hauptstadt griechi Marinos mit ihm im Wortwechsel; um ihn zu schlichten, erklärte der dabei anwesende Rath Andrea Jeno, daß, wer den Ball fortsetzte, in eine Strafe von 1000 Hyperpern verfallen sollte. Er aber, empört über diese Gleichstellung mit seinem Vasallen, erhob den Arm, um ihn thätlich zu züchtigen, und verfiel deshalb in jene Strafe, die ihm hernach der große Rath Venedigs in zehn Jahren abzutragen verurtheilte⁶⁴⁾. Marino, dessen Gattin kinderlos gestorben war, lebte meist auf Negroponte; er kam 1349⁶⁵⁾ von da nach Venedig und stattete Bericht über die Verbrechen der Türken in Achaia ab; im folgenden Jahre⁶⁶⁾ kehrte er nach der Insel heim und starb nicht lange hernach; Zinos fiel an seinen Bruderssohn Giorgio II. zurück.

Bartolommeo II., sein älterer Bruder, folgte dem Vater in Mykonos und den adäquaten Besitzungen, der Mutter in einem Drittel von Negroponte; ihm gestattete die Republik am 11. Juni 1315⁶⁷⁾, von da aus 2000 Maß Getreide nach Mykonos, das dessen ganz entbehrte, ausführen zu dürfen. Venedig blieb ihm überhaupt sehr genogen, freilich nur aus eiguem Interesse. Sobald die Gefahr der Catalanen beseitigt war, erließ der Doge Giovanni Soranzo am 6. December 1317⁶⁸⁾

52) a. a. D. 53) Magnus fol. 168a. 54) Capricornus fol. 281 b. 55) Lettore fol. 29a. 30b. 56) Misti Tom. III. fol. 86. 87; Indice fol. 129a. 57) Documenta Codiciae Catalanae, ad calcem historiae A. Danduli dei Muratori XII, 484. 58) Patu Lib. I. fol. 120 a. 59) Rasse Tom. VI. p. II. fol. 91 b. 60) Commerciali Tom. I. fol. 463 b.

61) Barbaro, Genealogie. Tom. II. fol. 326 b; Misti Tom. XVI. fol. 73 b. 154 a. Tom. XXV. fol. 30 a; Archivio Gonzalesi F. 11. N. 35. 62) Misti Tom. XV. fol. 129 a. 63) Misti Tom. XVI. fol. 166 b. 64) Graziu Tom. IV. fol. 88 a. 65) Misti Tom. XXV. fol. 38 b. 66) Misti Tom. XXVI. fol. 13 a. 67) Clericus Codrus fol. 10 a. 68) Barbaro, Genealogie. Tom. III. Cod. Fosmaria. N. 6157.

ein Schreiben, in dem er die Dreiherrn zur Einigkeit ermahnte, ihnen aber zugleich seine großen Verdienste um sie auseinanderzusetzen und den wohlgemeinten Vorschlag machte, vorläufig ihm Städte, Castelle und Burgen in seiner Hand zu lassen⁶⁹⁾. Im Ernste hatten Andere schon vorgeschlagen, diese Gelegenheit zu benutzen, um die Insel ganz an sich zu reißen. Bartolommeo II. kam dadurch in eine etwas schiefte Stellung zu Venedig, allein er mußte, freiwillig gezwungen, dem verstärkten Befehle des Dogen nachkommen. Dafür ward er denn auch für sein Drittel von Negroponte und seine Inseln in die Verträge mit eingeschlossen, die Venedig am 9. Juni 1319⁷⁰⁾ und am 11. Mai 1321⁷¹⁾ mit den Catalaniern in Afrika einging. Auch sein Oberherr Guglielmo Sanudo, mit dem er im besten Einverständnisse lebte — beide sollten nach dem Vorschlage Marino Sanudo's gemeinsam eine Galeere gegen die Türken unterhalten⁷²⁾ —, hatte sich damals ähnliche Demüthigungen gefallen lassen müssen. Der Tod seines Verwandten Nicolò, des Groß-Comptables von Achaia, rief ihn ums Jahr 1320 nach Morea, wo er mit der Würde jenes besetzt ward und sich rasch dort bemühte, den dort vordringenden Griechen energischen Widerstand entgegenzusetzen. Bei einem Ausfalle ward er jedoch mit dem Bischofe Jakob von Dienes am 9. December 1320⁷³⁾ durch den griechischen Statthalter Andronikos Asan gefangen und erst durch Venedigs Vermittelung befreit. Als im Jahre 1326 Alfonso Fadrique neue Anschläge auf Negroponte machte, war Bartolommeo einer der ersten, die durch Briefe vom 4. März⁷⁴⁾ den Venedianern meldeten, daß die Catalanen drei Tage zuvor über die Schiffbrücke gezogen, und sie ersuchten, geeignete Maßregeln zu treffen. Venedig that diesmal weit weniger, als die Dreiherrn erwartet hatten; sie sollten das Bedürfnis seiner Protection nur noch mehr erkennen. Bartolommeo war damals auch in einem Streite mit seinem neuen Lehnsherrn für Mykonos, Herzog Nicolò I. Sanudo, verwickelt, der die Insel überfallen und Bartolommeo dort weilende Gattin gefangen fortgeführt hatte⁷⁵⁾; als er sich an Venedig deshalb klagend wendete, entwickelte die Republik auch nicht die nöthige Energie, um ihm zu seinem Rechte zu verhelfen⁷⁶⁾. So sah er sich genöthigt, nach andern Bundesgenossen sich umzusehen; er wandte sich an das Haupt der Catalanen, Alfonso von Aragon, überließ ihm einen kleinen Theil seiner euböischen Güter und setzte trotz Venedigs Murren die Verlobung seines einzigen Sohnes Giorgio mit der Tochter des Alfonso, Simona von Aragon, in den ersten Monaten des Jahres 1327⁷⁷⁾ durch; als Mißgiff ward ihm das feste Burgschloß von Zehen⁷⁸⁾

(Esfires), die alte Kadmea, damals nach ihren frühern Besitzern das Schloß St. Omer genannt, berüchtigt durch prächtige Bauart und herrliche Fresken, die Epitoden aus der Geschichte der Kreuzzüge darstellten, überlassen. Als jedoch Herzog Balther von Brienne im Jahre 1330 sich zur Wiedereroberung seines griechischen Herzogthums rüstete, glaubten die Catalanen diese starke Festung nicht mehr in ganz zuverlässigen Händen und demüthigten sie von Grund aus⁷⁹⁾. Dieser Umstand reizte Ghisi; er klagte in Achaia, dessen Comptable er ja war, laut über diesen Treubruch und wohnte gern der großen Versammlung in Patras bei, in der der Graf von Guglielmo de Frangipani am 28. Februar 1331⁸⁰⁾ den Bann wider die große Compagnie schwebte. Allein Venedigs Unternehmungen scheiterte, der Bannstrahl prallte kraftlos ab, und Bartolommeo war zufrieden, als Venedig ihn in den neuen Waffenstillstand einschließen ließ, den es am 5. April⁸¹⁾ desselben Jahres mit den Catalanen einging. Im folgenden Jahre⁸²⁾ sehen wir Bartolommeo zugleich mit Nicolò Sanudo an der Liga theilhaftig, die damals zahlreiche Schiffe gegen die räuberischen Türken rüstete; um seine Inseln und sein Drittel von Negroponte vor denselben zu schützen, ward ihm im Jahre 1340⁸³⁾ von Venedig eine Galeere geliefert, die er gemeinsam mit Sanudo ausrüsten und bemannen sollte. Immer mehr war er in Abhängigkeit von Venedig gerathen, schon 1338 war ganz Negroponte der Republik zinsbar, die dominantes der Insel wurde mit ihren Rittern und Vasallen in die erste Steuerklasse gesetzt und mehr, als alle andere, zur fleißigen Tributzahlung genöthigt⁸⁴⁾. Damals mußten sie auch geloben, die von dem Boilo verurtheilten Verbrecher, die sonst oft aus der Hauptstadt in ihr Gebiet geflohen waren und da ein Asyl gefunden hatten, auszuliefern⁸⁵⁾; Versuche, die drückende Oberhoheit abzuschütteln, wie sie namentlich Ghisi's Genosse, Pietro dalle Carceri, machte, wurden mit Strenge geahndet. Die Ansprüche, welche die Fürsten von Achaia auf die Oberhoheit hatten, konnten für erfolglos gelten. Zwar wies Bartolommeo noch in einer Acte aus dem Jahre 1344 als Vasall Achaia's für seinen Antheil an Negroponte bezeichnet⁸⁶⁾; allein er stand ganz und gar unter Venedig. Sein einziger Sohn Giorgio II., der ihm bald darauf folgte, war sein Leben lang nur Vasall der Republik, auf ihren Befehl mußte er Schiffe zur Vertheidigung der Insel stellen und sich allen Anordnungen fügen, welche ihr über die Angelegenheiten Negroponte's zu treffen beliebte⁸⁷⁾. Er starb nach kurzer Regierung ums Jahr 1352, seine Witwe Simona von Aragon ward Verwalterin für ihren eingeunmündigen Sohn Bartolommeo III. Sie beschloß nämlich

69) Misti Tom. V. fol. 173; Indice fol. 206b. 70) Commerciali Tom. II. fol. 164b — 166b. 71) Cod. Trevisan. N. 360. fol. 434; Exemplar Contaria. Tom. I. fol. 736a. 72) Secreta fidelium crucis Lib. I. p. IV. cap. 7. 73) Livre de la Conque. p. 477. 74) Commerciali Tom. III. fol. 10a. 75) Misti Tom. X. fol. 10; Indice fol. 303b. 76) Misti Tom. X. fol. 47; Indice fol. 304a. 77) Misti Tom. X. fol. 52. 62. 117; Indice fol. 304b. 305b. 78) Livre de la Conque p. 1.

79) Livre de la Conque. p. 274. 275; Espl. r. Koryn. v. 6749—6755. 80) Duceage Tom. II. p. 190. 81) Original in Wien. 82) Misti Tom. XV. fol. 33a. 38a. 40a. 83) Grazie Tom. VI. fol. 12b. 84) Misti Tom. XVIII. fol. 179b. 199a. 85) Commerciali Tom. VII. fol. 31b. 86) Declaratio iurum regis Majoricarum bei Duceage Tom. II. p. 377. 87) Secreti B. fol. 97b; Misti Tom. XXVI. fol. 331b.

im Jahre 1358⁹⁵⁾ den Guglielmazzo Sanudo, nach Venedig zu gehen und sich da eine Gallerie zum Schutze der Insel auszubitten; im folgenden Jahre legte sie die Regenshaft nieder. Bartolomeo III. sahle mehr noch als seine Vorgänger das Desiderium des venetianischen Protectorats. Die Uebergriffe des Bailo's und der Cassellane in seine Hoheitsrechte, die Verletzung der Privilegien, die seinen Vorfahren von den Fürsten Achaia's verliehen waren, veranlaßten ihn, gleich beim Regierungsantritte den Nicolò Sanudo mit einer langen Reihe von Beschwerden nach Venedig zu senden; man gab in Kleinigkeit nach, in der Hauptsache antwortete man ausweichend⁹⁶⁾. Vergebens erneuerte er im Jahre 1361⁹⁷⁾ seine Klagen, er mußte sich endlich wol fügen und wie ein venetianischer Unterthan zu den Galleren, die die Republik selbst zum Schutze von Negroponte unterhielt, die eine Hälfte beistehen⁹⁸⁾, während die andere aus den von seinen Unterthanen an Venedig gezahlten directen Steuern bestritten ward. Wegen Erhebung dieser Steuern fanden mancherlei Reibungen statt; im Jahre 1383⁹⁹⁾ schrieb er im Vereine mit Gioeanni de Bologna, Statthalter des Nicolò dalle Carceri, Herzogs von Naxos und Befehlshaber zweier Dritttheile der Insel, an Venedig, man möge endlich einmal die Steuerverwaltung reguliren und namentlich zu den enormen directen Steuern nicht immer neue indirecte Auflagen hinzufügen; Venedig, nur auf den eigenen Vortheil bedacht, fertigte ihn kurz ab. Hatte ja doch kurz zuvor die Republik auch den Titel der Oberhoheit über Negroponte von dem Fürsten von Achaia, Kaiser Jakob de Baux, gegen eine kleine Geldsumme erkaufte! Als nun wenige Monate später Herzog Nicolò von Naxos durch Vörschlag, ohne legitime Nachkommenschaft zu hinterlassen, benutzte Venedig die Gelegenheit, um seine zwei Dritttheile der Insel einzuziehen. Vergeblich forderte Bartolomeo als Nachkomme der Carceri dessen Antheil für sich; der Bailo ließ es ruhig gewähren, daß er einen Gesandten nach Achaia schickte, um vom dortigen Statthalter Baliozio dei Cottarelli damit beauftragt zu werden, da letzterer ja doch nicht mehr Ghisi's Oberherr war¹⁰⁰⁾. Außer ihm, der namentlich auch sich darauf stützte, daß Nicolò ihm verschiedene Burgen daselbst verpfändet habe, erschienen noch manche andere Präbenden in Venedig; man wählte von denselben die tüchtigsten aus und vertheilte unter sie Carceri's Antheile — die Festungen natürlich behielt man und ließ ihnen kaum mehr einen Schein von Souveränität übrig. Ghisi ward damit entschädigt, daß man ihn auf's Neue treue Protection zusagte, und ihn schließlich als venetianischen Rebellen in den großen Rath aufnahm¹⁰¹⁾. Bald nach dem Jahre 1383 starb er; er

hatte, so viel er vermochte, für die Wohlfahrt seiner Unterthanen gesorgt, und namentlich dadurch¹⁰²⁾, daß er Fremde und Eingekerkelte deliziat und adelte, die verringerte Bevölkerung zu mehrern gebracht. Seinen griechischen Unterthanen war er besonders deshalb lieb, weil er sich mit einer Griechin, der reichen Theodora Afanina¹⁰³⁾ vermählt hatte; sie überlebte ihn bis zum Jahre 1398. Ihr einziger Sohn Giorgio III., den die Republik schon bei Lebzeiten des Vaters, im Jahre 1376, als Freier um die Hand der Maria Sanudo von Andros aufgekauft hatte¹⁰⁴⁾, folgte dem Vater in allen seinen Besitztümern. Er blieb, wie es scheint, unvermählt und starb im Jahre 1390¹⁰⁵⁾ als letzter Mann seiner Linie. In seinem Testamente setzte er Venedig zur Erbin aller seiner Besitztümern, Titel und Rechte ein¹⁰⁶⁾, ohne zu bedenken, daß dieselben eigentlich Lehen waren und den nächsten Agnaten ausfallen mußten. Sein Antheil an Negroponte ward sofort besetzt, und der dortige Bailo Guglielmo Quirini schickte alsbald eine Gallerie ab, um Befehl von Zinos und Mykonos zu ergreifen¹⁰⁷⁾. Man bestatigte den dortigen Einwohnern die Privilegien, die sie zur Zeit der Ghisi besaßen, erkannte jedoch bald, daß die Verwaltungskosten nicht durch die sehr verringerten Einnahmen gedeckt würden. Obgleich man daher in den Jahren 1391¹⁰⁸⁾, 1400¹⁰⁹⁾ und 1402¹¹⁰⁾ Vorschläge machte, die Insel meistbietend einem Nobili zu verpachten, stand man damals auf inständiges Flehen der Einwohner von diesem Plane vorläufig ab, bis man sich im Jahre 1407 endlich mit Zustimmung der letztern entschloß, dieselben nebst dem kleinen Felsenlande Etili an Marco Bembo¹¹¹⁾ auf 4 Jahre (1407 — 1411) zu verpachten. Diesem folgten Giovanni Quirini¹¹²⁾, Herr von Stampalia (1411 — 1418), der 1413 den Grafentitel von Zinos¹¹³⁾ (Comseo Astineas) führte, und Ordelaffo Falier¹¹⁴⁾ (1418 — 1429). Letzterer bezahlte sein Pachtgeld nur sehr lässig, und man zog es daher vor, ihm die Insel wieder abzunehmen und Retoren auf 2 Jahre hinzusetzen¹¹⁵⁾, die nicht, wie die der Zeit von 1390 — 1407, vom Bailo von Negroponte, sondern in Venedig vom großen Rathe gewählt wurden. Die Steuern verpachtete man an reiche Insulaner, sah sich aber doch mehr als einmal in Folge der von den Türken angerichteten Verheerungen genöthigt, dieselben das Pachtgeld zu erlassen. Als erster Rettor ging Massio

95) Mar. Tom. IV. fol. 29a. — 96) Misti Tom. XLVII. fol. 318b. — 97) Misti Tom. XXXV. fol. 168b; Varin. Cod. Cicogna 469. — 98) Coronello Isolare p. 231. — 99) Barbare, Genealogie I. 1.

1) Mar. Tom. IV. fol. 25a; Grazie Tom. XVII. fol. 46b; Misti Tom. XLII. fol. 223b; XLII. fol. 15a. — 2) Misti Tom. XLII. fol. 83a. 162b. — 3) Commemoriali Tom. IX. fol. 400b. — 4) Misti Tom. XLVI. fol. 271; XLVII. fol. 187a. 192a; Barretti Tom. III. fol. 30b. — 5) Misti Tom. XLVII. fol. 314a; Notatorio Tom. IV. fol. 15b u. f. v. — 6) Misti Tom. XLIX. fol. 152b. 563b; Grazie Tom. XVIII. fol. 26b u. f. v. — 7) Beschrift in Bepf. Inschriften. 2. Bd. (Berlin 1843. 8.) S. 55. — 8) Misti Tom. LII. fol. 267a; Mar. Tom. II. fol. 22a. 29a. — 9) Misti Tom. LVI. fol. 27a; Tom. LVII. fol. 160b. 176b; Uras f. 81a.

88) Misti Tom. XXVIII. fol. 33b. 59a; Carlo Molin. Tom. IV. fol. 82a. 90. — 89) Misti Tom. XXIX. fol. 82a. 225b. — 90) Eberhard. fol. 224a. — 91) Lettere segrete. Cod. Capponi CXLII. fol. 22b. — 92) Misti Tom. XXXVIII. fol. 17a. — 93) Eberhard. fol. 130a. 133a; Magno Annali Tom. IV. (Cod. Cicogna 267) fol. 233a. — 94) Raspe Tom. IV. p. 1. fol. 62a.

Bollani im Jahre 1430¹⁰⁾ hin; sein letzter und 103. Nachfolger war Giovan Andrea Babore, der 1717 die Inseln den Türken räumen mußte. — Theodora, Bartolomeo's III. Witwe, besaß als Wittum verschiedene Güter auf Negroponte; sie starb im Jahre 1398 in Constantinopel¹¹⁾ und setzte den Kaiser Manuel Palaiologos zum Universalerben ihrer beweglichen Habe ein; die zu ihrem Wittum gehörigen Besitzungen auf Negroponte zog Venedig ein. Sie ist wol jene Theodora, Gattin des Grafen Bartholomäus, die dem Ekthoskler Docharius ein Feld bei Cernipa vermachte, und deren in einem dort bewahrten Acte vom December 1419¹²⁾ Erwähnung geschieht. Mit Giorgio III. erlosch die herrschende Linie der Ghisi im Archipel; ein entfernter Verwandter, Lorenzo di Francesco, dessen Großvater Jacopo durch seinen Vetter Marino und seinen Großvater Jacopo Irenkel des Marini, jüngeren Bruders der ersten Eroberer Andrea und Gheremia, war, erhob im Jahre 1446¹³⁾ Ansprüche auf die Inseln, die ihm nach dem in Romania geltenden Lehnrechte zukommen sollten; da er aber kein directes Nachkomme der alten Herren von Zinos und Mykonos war, schlug ihm Venedig am 14. September sein Gesuch um Restitution der Inseln rundweg ab und wußte durch scharfe Drohungen allen weiteren Prätenensionen vorzubeugen. Nebenlinien blühten noch lange auf Kreta fort; die Acten des Archivio notarile der Insel nennen uns zahlreiche Namen aus dieser Familie. Zu Tournefort's Zeiten¹⁴⁾ war die Familie auf Negros ansässig, im Jahre 1797¹⁵⁾ finden wir einen Zweig derselben auf Santorin; nach den Nachrichten des Abbé Piquet¹⁶⁾ sollen noch heute Sprossen derselben im Archipel leben.

Schließlich noch Einiges über die Nachfolger von Scirippos, die, wenn auch nur von weiblicher Seite Nachkommen der Ghisi, doch, da sie drei verschiedenen venetianischen Patriciergeschlechtern angehören, wol am besten hier mitgeteilt werden. Wie schon oben bemerkt, brachte Filippo Ghisi, Giorgio's I. Tochter, die Hälfte von Scirippos ihrem Gatten Daniele Dragadino zu. Derselbe starb um Jahr 1334 in Venedig mit Hinterlassung eines unmündigen Sohnes Bannino, mit dem die Mutter 1335¹⁷⁾ nach Negroponte und 1342¹⁸⁾ von da nach Scirippos ging. Verangewandte zeichnete sich Bannino durch Tapferkeit und Muth aus, er war unter den venetianischen Edlen, die 1350 Negroponte gegen die Genuesen verteidigten, und ward bei Einnahme der Stadt nebst vielen andern gefangen¹⁹⁾. Das Gerücht sagte aus, er sei bei dem

Sturme der Genuesen geblieben; seine Mutter starb vor Gram über sein Loos im Jahre 1351. So mußte denn die Insel an die Ghisi zurückfallen, von deren Besitzungen sie abgetrennt worden war. Simona von Aragon, damals Regentin für ihren Sohn Bartolomeo III., beichtete nun im Jahre 1352 damit den Patrier Ermolao Minotto, doch nur unter der Bedingung, daß er, falls Bannino noch lebe, diesen vollständig restituire. Ermolao war der Sohn Rainerio's, Enkel jenes Marco, der 1297 aus Rennes den Arm des heiligen Alexius nach Venedig brachte und einen Palaß bei St. Catarina besaß. Rainerio hatte, wie es scheint, eine Verwandte der Ghisi geheirathet; denn, wie die venetianischen Urkunden nachweisen, kam ihr eigentlich nach Bannino's Tode Scirippos zu. Ermolao, der im Jahre 1339²⁰⁾ in Venedig das officium notarii bekleidete und dann 1341²¹⁾ Advocatus de mobiliis war, hatte sich nicht in den besten Vermögensverhältnissen befunden, als der Erwerb von Scirippos dieselben zu verbessern versprach. Aber Bannino lebte noch; kaum freigelassen, federte er die Insel von Ermolao zurück, der, obwohl seine Mutter nicht abgeneigt war, sie dem Dragadino als rechtmäßigem Eigentümer zu überlassen, durchaus nicht auf sein Gesuch eingehen wollte. Vorgebens klagte er deshalb in Venedig, vergebens schrieb der Senat deshalb am 21. September 1354 der Simona Ghisi, Minotto behielt die Insel und fand später seinen Nebenbuhler mit einer Geldsumme ab. Scirippos gehörte damals zu den reichsten Inseln des Archipels; die Einwohner hatten schon zu Zeiten Giorgio's I. Ghisi durch Zahlung von 1000 Goldhyperpieren die meisten mit der Leibeigenschaft verknüpften Lasten abgelöst²²⁾. Minotto ward bald einer der angesehensten Dynasten Griechenlands; ihn lud Papst Gregor XI. durch Brief vom 13. Nov. 1372²³⁾ zu einer am 1. Oct. des folgenden Jahres abzuhaltenden Conferenz nach Theben ein, um dort über die Mittel zu berathen, durch die man die Dämonen von Attika und Achaia fernhalten könnte. Was auf dieser Versammlung ausgemacht worden, wissen wir nicht; vielen Erfolg scheint er nicht gehabt zu haben. Ermolao starb um Jahr 1376, seine Gemahlin²⁴⁾ hatte ihm eine einzige Tochter Alfista geboren, die den Patrier Simone Volodo²⁵⁾ heirathete und aus dieser Ehe mehrere Söhne hinterließ. Der älteste derselben Nicolo, ein Jüngling von wildem, grausamem Charakter, folgte dem Großvater im Besitze von Scirippos. Seinen Regierungsantritt bezeichnerte er durch

10) Universal Lib. III. fol. 79 seq. 11) Misti Tom. XLVI. fol. 73 a. 13 a; Tom. XLVII. fol. 167 a. 518 b; Rasse Tom. V. p. II. fol. 83 a; Tom. VI. p. II. fol. 91 b. 12) Openeky, Osmanskoe Monasticheskoe Sostoyaniye na 1845—1846 Rossiya no shtatam im Journal des Russischen Minister der Weltkaufmannschaft. 1848. 58. Bd. S. 62. 13) Misti Tom. II. fol. 178 b. 14) a. d. C. S. 108. 15) v. Krazer, Das griechische Volk. 3. B. S. 378. 379. 16) Histoire du volcan de Santorin. (Paris 1842. 8.) p. 66. 17) Misti Tom. XVI. fol. 212 b. 18) Misti Tom. XX. fol. 144 a. 19) Misti Tom. XXIII. fol. 15 b—16 a.

20) Grazie Tom. V. fol. 7 a.

21) Ebensoj. fol. 90 b.

22) Ebensoj. Tom. XI. fol. 20 b. 23) Epistolas Gregorii papae XI. secretas. Lib. II. ep. 89; Raynaldi Annales (edit. Luca). Tom. VII. p. 224 zum Jahr 1372. s. 291. Joana (Hiltoire de Chypre. [Leyde 1747. 4.] Tom. II. p. 881. 882), der die Versammlung irrig im Jahr 1376 setzt, vermißt den Zeit Minotto's in der de Vinfaria aus H. Sereno; ihn sind alle Forscher gewiß, ohne dies letztere unterzwingen zu können; Andere deuten an Ioanna im Receptanischen gebräut. 24) Misti Tom. XVI. fol. 31 b. 25) Storia della famiglia estense. Ms. Modena. (Cod. Cicogna 70) fol. 9 b—10 a; Ms. Gradisigo (Cicogna 94) fol. 43 a—44 a.

gewaltsame Erfressungen. Von den dortigen Bauern Michael Zuchala, Marino Negrolo und Guglielmo Trombarchi erzwang er bedeutende Geldsummen, unter dem nichtigen Vorbehalt, sie seien ihm leihweise, obwohl bereits Vinotto sie freigelassen, und sie nur den Giustiniani jenseitig waren; eine vom Bailo von Negroponte deshalb am 18. Sept. 1378²⁶⁾ wider ihn gefällte Sentenz fruchtete Nichts. Er lebte hernach eine Zeit lang in seinem Palaste bei S. Simeone in Venedig, bis es ihm im Jahre 1393 einfiel, seiner Insel Scirippos einmal wieder einen Besuch abzustatten. Er nahm sich vor, von schöner Goldgarbe gelockt, uneingedenk Gottes und der Nächstenliebe, voll unerfättlichen Trachtes nach Erz und Geld, wie ein Heiligthumsräuber nicht nur seine Unterthanen, sondern auch die andern (den Michieli und Giustiniani) untergebenen Einwohner der Insel zu plündern und zu besteuern. Nicht zufrieden mit solchen Erfressungen, erkand er in seinem teuflischen Gemüthe eine neue Art von Bosheit. Er verließ Scirippos, segelte nach Kreta, wo er Eidner ward und ein Schiff rüfete, und kehrte heimlich nach seiner Insel zurück. Unter dem Scheine der Verböhnung lud er einige Einwohner von Scirippos zum Mittagessen ein. Es waren darunter der Papas Stamati Kemninos, der Papas Michali Komninos Giorgio Vellegnati, Papas Michali, Franguli von Ihermia und Xeno Galiga, Castellane für das Haus Michieli, lauter Bürger und Einwohner der Insel. Alsbald ließ er sie verrätherisch überfallen und festnehmen, warf sie ins Burgverließ und mordete sie unter so furchtbaren Qualen und Foltern, daß seit Menschengedenken nicht Schrecklicheres erdacht worden sein kann. Er wollte sie nämlich zwingen, ihm ihre Habe und Schätze zu entdecken; und da die Folter dazu sie nicht zwang, ließ er sie von den Zinnen der Schlosmauern herabstürzen, sodas sie elend den Geist aufgaben.²⁷⁾ Diese Unthat, die an die schrecklichsten Zeiten griechischer und italienischer Tyrannen mahnt und ein trauriges Bild von den Zuständen jener Länder gibt, in denen jeder Dynast, wenn er böser Gemüthsart war, gern den Despoten spielen mochte, ging dem Adolbo aber nicht ungestraft hin. Auf Betreiben der Michieli und Giustiniani, die sich in ihren landesherrlichen Reden verkehrt sahen, ward gegen ihn in Venedig der Proceß wegen „Mord und Barbarei“ eingeleitet; am 10. Juli 1393²⁸⁾ erkannte die Quarantia criminala dahin, daß ihm der Weg zu allen Staatsämtern verschlossen sein und er selbst 2 Jahre in den „carceres inferiores“ zubringen sollte; ihm ward ein für alle Mal verboten, je wieder seine Insel zu besuchen, und im Vertheilungsfalle mit zwei Jahren weitem Kerker bedroht. Venedig belegte die Insel mit Sequester, während er selbst ins Gefängniß wandern mußte, es erwarb in dieser Zeit von den letzten Giustiniani den Antheil, den sie an Scirippos hatten, und vermalte die drei Viertel der Insel für Adolbo's Rechnung durch

einen in Negroponte gewählten Castellane. Nach seiner Freilassung verblieb sich Adolbo eine Zeit lang ruhig; bald aber kehrte der alte Uebermuth zurück. Er fing einen unbegründeten Proceß gegen Giovanni a Sale an, der seine im Ferraresischen liegenden Güter occupirt haben sollte, und richtete, als der Doge Michele Steno den Quersulanten abwieß, an denselben die freche Rede: „Es scheint mir wol wahr zu sein, was man mir in Ferrara sagte, daß sechs der ersten Männer Venedigs den Ferraresen gelobt haben, mir in dieser Sache nie zu meinem Rechte zu verstellen.“ Auf die Frage Steno's, ob er denn auch zu diesen 6 gehöre, antwortete Adolbo mit frecher Stirn: Miser si che vuy se da quelli; zwei Monate carceres inferiores wurden ihm dafür am 14. Juli 1406²⁹⁾ zuerkannt. Die neue Gefängnißstrafe scheint besser gefruchtet zu haben als die erste. Im Jahre 1408³⁰⁾ fielen wir ihn sogar zum Mitgliede des höchsten Gerichtshofes, derselben Quarantia, die ihn zweimal verurtheilt hatte, ernannt, allein er durfte nicht zum Haupt derselben gewählt werden, weil damit ein Staatsamt verbunden war. Nach Scirippos kehrte er nie zurück; doch wurde ihm am 7. März 1429³¹⁾ gestattet, die drei Viertel der Insel, die er besaß, nebst der Burg und allen Rechten zu verkaufen. Von dieser Erlaubniß machte er, da er kinderlos war, im Jahre 1432³²⁾ Gebrauch; er verkaufte sowohl die Hälfte, die ihm aus der Erbschaft seines Großvaters zugefallen war, als auch das von den Giustiniani ererbte Viertel dem Luigi Michieli, der bisher das übrige Viertel der Insel besessen und somit ganz Scirippos unter seiner Herrschaft vereinigte. Proceße, die der neue Besitzer wegen Leibeigener Adolbo's, die vor seiner Tyrannie nach Negroponte geflohen waren, anging, wurden durch Venedigs Vermittelung bald geschlichtet.³³⁾ Die Michieli, deren Wappen mit der Jahreszahl 1434 auf einem Marmorsteine über dem Burghore von Scirippos ragt³⁴⁾, blieben im Besitze der Insel bis 1538. Nicolò Adolbo war alt und ruhiger geworden; in der Jugend ein Barbare, ward er als Greis ein Heiliger. Da er der letzte seines Stammes war, vermachte er sein Vermögen, namentlich auch das ihm von Michieli für Scirippos gezahlte Geld dazu, die Kirche S. Simeone piccolo, die seine Vorfahren gestiftet, reich zu dotiren und durch Vermächtnisse an fromme Stiftungen das Andenken seiner früheren Freethät auszuliegen. Das ist ihm denn auch bei seinen Zeitgenossen gelungen. Als er, ein beschädigter Greis, am 4. März 1433³⁵⁾ starb, ward sein Leichenbegängniß mit größtem Pompe begangen; er ward in S. Simeone beigesetzt; zahlreiche

26) Raspe Tom. IX. p. I. fol. 34; Quarantia Tom. IV. p. I. fol. 17a. 27) Raspe Tom. V. p. I. fol. 7a.

28) Raspe Tom. VI. p. I. fol. 13b.

29) Notatorio

Tom. IV. fol. 27a. 30) Anhang zum Brie von 1393.

31)

Grasie Tom. XX. fol. 20b. 32) Raspe Tom. IX. p. I. fol.

34b. 33) Paoli di Rimini (Beve de' descrittioni dell' Arcipelago

[Livorno 1773 S. 8.] p. 110) hält es irrig für das Wappen

der Estensi, das mit dem der Michieli einige Ähnlichkeit hat.

Die Estensi besaßen nur Antiparos. 34) Cronaca di Donato

Contarini. Cod. Marcian. Ital. Cl. VII. N. 95 (ohne Seiten-

zahlen).

GHISI (Diana), oder auch Diana Mantuana genannt; denn Gori und Andere halten sie mit vollem Rechte, da sie selbst als solche sich ausgibt, für eine Tochter Giovanbattista Ghisi's (s. d. Art.) und sie soll um 1536 geboren worden sein¹⁾; hat aber höchst wahrscheinlich die Giorgio Ghisi (s. d. Art.), welcher für ihren älteren Bruder gehalten wird, das Zeichnen und Kupferstechen gelernt, dessen Manier sie sich in der That auch sehr gut angeeignet hatte, wiewol nur ihre früheren Werke an dieselbe erinnern; allein ihr Stich ist nicht so hart und fein, wie der des genannten Meisters, sowie ihre Schraffirungen nicht ausdrucksvoll genug sind. In späteren Jahren und zwar erst 1565 näherte sich ihr Stich, zum Vortheile der Künstlerin, der Manier des Agostino Carracci, nach dessen Muster sie tüdiger und geistreicher und ihr Stich kräftiger als zuvor erscheint, während aber ihre Zeichnung fast immer mittelmäßig, zuweilen sogar sehr schlecht geblieben ist.

Diese Künstlerin heirathete in der Folge den Baumeister Francesco Ricciarelli aus Volterra²⁾, in welcher Stadt sie das Bürgerrecht erhielt, und sich daher Diana Mantuana, civis Volaterrana auf ihren Werken nannte, jedoch in Rom arbeitete, während sie sich zuvor schlechtbin Diana oder auch Diana Mantuana genannt hatte. Von den 47 Blättern, welche Barisch von ihrer Hand kennt, tragen 23 die Jahreszahlen 1573 bis 1588 an sich, von welchen die meisten die Adresse Horatii Pacifici Formis (d. i. nach den Adressen dieses Mannes, welche für die besten gelten) sehr lassen. In der Folge kam die von Barisch gekannte, doch die weitem nicht vollständige Sammlung von ihren Platten in die Hände des Joh. Bapt. de Rossi zu Piazza Navona, und später besah sie sich im Besitze Carlo Rossi's.

Frühere Kunstrichter rühmen indessen mehr Kupferstiche von ihrer Hand als sehr gelungenen Werke, als z. B. die Jungfrau in einem Pavillon stehend, die heilige Familie, Sanct Peter als Haupt der Kirche in Begleitung von zehn Aposteln, sämmtlich nach Rafael von Urbino; ferner die Ehebrecherin in der Vorhalle des Tempels, welches Blatt auch Barisch für eins der gelungensten Stiche unserer Künstlerin erklärt. Horat. Godes durch die Tibre schwimmend, die Entblößsamkeit

des Scipio, die Geburt Caster's und Pollux's, sämmtlich nach Giulio Romano gezeichnet und endlich das Göttergastmahl zur Hochzeitsfeier des Amor und der Psyche nebst den Bären, nicht des Mars und der Venus, wie man anzunehmen pflegt, sondern des Cupido mit seiner neuen Gattin nach den von Vasari umständlich beschriebenen Zeichnungen des eben genannten Künstlers für eine Stucaturarbeit im Palaste del T zu Mantua, in 3 Blättern, als ihr Hauptwerk betrachtet³⁾. Hüßli, der Veltre, zählt im Ganzen 60 verschiedene Blätter von ihr zusammen. Außer den beiden genannten Künstlern hat Diana Ghisi auch nach Campi, Giorio, Correggio, Parmegianino, Primaticcio, Zuccheri und Salvati gezeichnet, wie Rossi, Gandellini und der Winkelmann'sche Katalog anführen. Sie nach aber auch, wie Barisch angibt, nach L. Sigmundelli von Cortona, nach G. Vasari, nach ihrem Vater J. B. Ghisi, nach Parisi, Nicol. de Perso, Dom. Ghislandajo, B. Gandellini und Anderen, doch die meisten nach G. Romano. Von den 47 Stücken, welche Barisch beschreibt, sind eilf der Gesichte Jesu entnommen, zehn beschäftigen sich mit der heiligen Jungfrau, eilf mit der Heiligen Geschichte überhaupt, fünf mit der römischen Geschichte, vier mit der Mythologie und sechs sind Phantasiegebilde⁴⁾. Nur von C. Förster lernen wir den nach Giulio Romano 1575 verfaßten und Claudio Gonzaga gewidmeten Stich Diana's in zwei Blättern kennen, auf welchen Phobus auf dem Sonnenwagen aus dem Meere emporsteigt, nicht aber, wie Vasari angibt, hinter dem Gehirge hervorkommt⁵⁾. Andere Werke ihres Stiches, wie das antike Bacchellid und das Opfer der Iphigenia widmete sie dem Scipio da Gonzaga.

GHISI (Giorgio), oder auch Giorgio Mantuano genannt, ein ausgezeichneter Künstler im Zeichnen, Malen und Kupferstechen des 16. Jahrh., welcher sich auch, wie Zani berichtet, in der Kunst des Damascirens und ähnlichen Metallarbeiten sehr erfahren und geschickt bewiesen hat. Gebehrte zu Mantua um das Jahr 1520, schwerlich erst 1524, wie die allgemeine Angabe lautet, wird er durchaus irrig für den ältesten Sohn Giovanbattista Ghisi's (s. d. Art.) gehalten, wiewol er zu dessen Geschlechtsverwandten gehört haben wird und darum zu der berühmten Künstlerfamilie der Ghisi unbedingt gerechnet werden muß, wenn auch Zani zweifelhaft geblieben ist, ob er dieser oder der Familie Ghigi angehört habe⁶⁾. Dieselbe Sage, welche ihn für einen

1. 438; Biogr. univers. XVII, 390 und Ad. Barisch, Le peintre-graveur XV, 375 u. 417—431. G. S. Raglieri in seinem Reuen allgem. Künstlerlexikon V, 141 ff. hat diesen Artikel nach Barisch bearbeitet.

3) Wenn sie aber der geistreiche und liebenswürdige Schwager G. Vasari in seinen Künstlerbiographien erst 1566 als ein artiges junges Mädchen in ihrer Verheirathung zu Mantua kennen gelernt und da von ihr sehr schöne Kupferstiche gesehen hat, so kann sie, sofern die Datirung richtig ist, schwerlich schon 1536, sondern muß wenigstens 10 Jahre später geboren worden sein. Wollte man ihre nicht man durch denselben Künstlermeister (III, 2, 335) gemacht, wenn man glauben sollte, Diana und auch ihr Bruder Eram wären bei dem berühmten, 1534, wenn nicht mehrere Jahre zuvor, verstorbenen Kupferstecher Marcantonio Raimondi in die Schule gegangen. 4) Auf dieser gehört einer Künstlerfamilie zu Volterra an, aus welcher besonders der in Rom sich aufzeichnende Daniele Ricciarelli (geb. 1509, gest. 1566) erwähnt zu werden verdient.

5) Bergl. Zangi a. a. D. I, 392. Ann. 72 und II, 257. Ann. 4.

6) Bergl. Hüßli den Vater S. 277; Hüßli den Sohn I, 438; die Biogr. univers. XVII, 390 und Ad. Barisch, Le peintre-graveur XV, 375 seq. und 433—452. 7) Siehe Förster zu Vasari's Künstlerbiographien III, 2, 400 u. 326. Raglieri hat seinen Artikel über diese Künstlerin a. a. D. S. 149 ff. nach Barisch bearbeitet. Nach ihm zu bemerken, daß Diana Ghisi bei Zangi a. a. D. II, 392 und III, 436 für eine Tochter Giov. Batt. Brigiano's gehalten wird. 8) Wie verzeichnet auf diese von Italienern, Franzosen und Deutschen angeführte chronologisch-genealogische Angabe und halten sie für unbedeutend. Der Umstand, daß die damaligen Künstler Italiens nicht nur mit ihrem Vornamen, sondern auch nach dem Orte

Sohn Giovanbattista's erklärt und ihn erst 1524 geboren werden läßt, nimmt auch an, Giorgio habe bei denselben die Elemente seiner Kunstfertigkeit erlernt, ohne dabei bedacht zu haben, daß der letztere selbst nur fünf Jahre älter gewesen sei und demnach in der Kunst so viel nicht voraus gehabt haben wird, als dieser anfangs, sich derselben zu widmen. Indessen ist es bei den schwankenden Angaben ihrer Geburtsjahre doch nicht unmöglich, daß Giovanbattista sein erster und G. Romano sein nächster Hauptlehrer gewesen sei. Beide aber bilden sich unterdessen hauptsächlich nach Marcantonio Ramondio's Werken für die Kupferstecherei aus; allein Giorgio's Genie übertraf den erstern bald in der Harmonie des Stiches und wußte denselben auch eine weit angenehmere Wirkung zu geben. Namentlich verwendete er großen Fleiß auf die richtige Darstellung der äußeren Theile menschlicher Gestalten und auf einen prägnanten Ausdruck der Geistesart der Sticker. Besonders ausgezeichnet war er im Zeichnen der Mienen an den Figuren, die er mit besonderer Lieblichkeit darzustellen verstand. In seinen Arbeiten nach Michelangelo und Raffaelo kam er seinem Vorbilde Marcantonio an Schönheit der Zeichnung und Leichtigkeit des Grabstichels fast gleich. Im Wettstreit mit Michael Gozzie, einem Schüler desselben, stach Giorgio eine sehr schöne Geburt Christi nach der Zeichnung Angelo Brengino's. Gewiß ist, daß einige seiner Werke den vollkommensten Blättern Marcantonio's zur Seite gestellt werden können.

Anfangs stach G. Ghisi mit ziemlich großer Freiheit und hob die Muskeln und die Bekleidung der beleuchteten Partien seiner Figuren durch einfache Umrisse hervor; später aber, als er anfangs, sich an die Originale der ersten Meister ängstlich getreu zu halten, wie an die Michael Angelo's, versiel er in einen anderen Fehler, nämlich daß er dadurch den Schein gab, als habe er immer nach einem Muster, Mich. Angelo, studirt und gearbeitet, und daß er an den Figuren die harten und übertriebenen Umrisse beibehielt und den Muskeln aus Mangel an Verdrückung zu viele Geschwulst ließ; auch zu vielen Fleiß und zu großer Aufmerksamkeit auf unbedeutende Nebendinge verwendete, woraus dann sich eine schlecht verstandene Vertheilung des Schattens und Lichtes, der Stärke und Schwäche, sogar auch eine Rafenerwirkung daraus ergab, gleichwie ein bemerkbarer

Mangel an Harmonie, welcher der von ihm beabsichtigten Wirkung der Composition schadete. Daher fiel ihm der Tadel, obgleich der Vortrag der Auentheile seiner Figuren sehr gut gerieth, die Gliederungen mit vieler Genauigkeit ausgedrückt und seine Knie ausnehmend schön gemacht waren, mit Recht zur Last, daß den von ihm dargestellten Gegenständen die gehörige Umklebung fehle. Diese Fehler treten, wie mehr Kunstrichter bemerken, wirklich in dem so sehr gefeierten großen Kupferstiche von ihm hervor, welcher das jüngste Gericht nach Michael Angelo's Werke auf der Wand der päpstlichen Kapelle des Vatican in elf Blättern darstellt⁹⁾. Da sieht man alle Auentheile, vorzüglich die Füße in seiner verknäuelten Manier; ebenso die Bauch- und Rückenmuskeln schwermfältig und unedel vorgetragen. Gleichwohl sind diese Mängel nicht in allen seinen Werken vorherrschend und werden auch sonst durch andere Vorzüge seiner Manier merklich wieder gemildert. Daher ragt dieser geistreiche und geniale Künstler unter seinen Zeitgenossen ruhmvoll hervor und ließ die übrigen Sticker seiner Künstlerfamilie, namentlich Adam und Diana Ghisi, in Ausübung ihrer Kunst weit hinter sich zurück.

Von den 71 Kupferstichen, welche Bartsch gekannt und beschrieben hat, tragen nur 24 die Jahrzahl ihrer Entstehung. Das früheste von ihnen gehört dem Jahre 1540 an, das späteste dem Jahre 1578, in welchem Jahre er, nach anderen Nachrichten, wirklich noch gearbeitet hat. Daraus läßt sich aber auf die Zeit seiner Geburt und seines Todes nicht sicher schließen; außer etwa, daß er, wie auch G. Förster vermuthet, 1520 geboren worden war, sein Todesjahr bleibt aber völlig unbekannt. Weil er denn auch viele Blätter nach seiner eignen Erfindung gestochen hat, so ist anzunehmen, daß er zugleich Rader gewesen war. Auf das Zeichnen verstand er sich zwar vortreflich, aber an seinen Kupfern tadelt Bartsch die widerlichen und oft platten Gesichter. Er bezeichniete seine Werke bald mit dem abgekürzten Namen Georgius Mantuanus F., bald mit dem Monogramme der an einander gereihten Buchstaben G.M.F. Nach denselben Kunstrichter hat er neun verschiedene Gegenstände aus dem neuen Testamente¹⁰⁾, sechszehn aus der Heiligen- und vier aus der profanen Geschichte, endlich einunddreißig aus der Mythologie der Griechen und Römer entnommen, während acht edelste Gegenstände sind nebst zwei Bildnissen, das eine den be-

ihre Geburt genannt wurden, so daß des wirkliche Geschlechtsname dadurch verloren gehen mußte, nötigt sei mit A. Bartsch, G. Förster und F. Ziegler zu der Ansicht, Giorgio Ghisi habe der mantuanischen Künstlerfamilie dieses Geschlechtsnamens angehört, doch eher den Grab seiner Verwandtschaft mit ihr bestimmen zu können. Noch der uns unbekannte Verfasser der Idee générale d'une collection complète d'estampes (Leipzig und Wien 1771 in 8.) hält unsern Künstler für einen Sohn Gio. Batt. Ghisi's und dessen Tochter Diana für seine Schwester, während er von Adam Mantuano (Ghisi) gestiftet, daß dieser wackere Familienname, da er sich zumal nur Sculptore unterzeichnet, völlig unbekannt sei. Dagegen kennt Fiorillo in seinen bekannten kunsthistorischen Werken den Giorgio gar nicht, vielmehr scheint er ihn a. d. H. 11, 371 unter den Stickeen der Familie Ghigi (s. d. Art.) begreifen zu wollen.

9) Beral. Longi a. a. D. I. 123. Ann. 42. 10) Hierzu gehören zwei merkwürdige große Blätter unterer Künstler: Die Schiur zu Athen, nach Herodot's da Iudica Gemäld, wegen der Garten sich in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien befinden soll. Das Best stellt den Apostel Paulus predigend im Areopag zu Athen dar; allein G. Ghisi hat auf templein unter anderem auch die Bildnisse Herzogs Friedrich II. von Mantua, des von Bramente, des Pietro Verugino und Raffael's selbst unten am Ende willkürlich mit angebracht. Er arbeitete es 1550, und als der Kunsthändler Nicola Belli seine Platten dazu an sich gebracht hatte, löschte dieser G. Ghisi's Namen darauf aus und setzte statt dessen Nicolai Velli forma hinin. Beral. die Nachrichten von Künstlern und Kunstschön (Leipzig 1769.) II, 463 und Flor. la Comte, Cabinet des singularités etc. III, 492.

rühmten französischen Rechtsgelahrten Franz Duaren in halber Figur, das andere Mich. Aug. Buonarroti in ovaler architektonischer Einfassung darstellend, und ein drittes, sehen wir nach des Prälaten Bottari Angaben hinzu, P. Julius II. nach Rafael. Daran reihen sich noch zwei Blätter, deren eins einem jungen Mann von zwei anderen Männern und einem Weibe getragen, vor ihnen Kussanten und hinter ihnen zwei Greise. Unten in der Mitte steht: A. Fonta. Bleo. Bal. und rechts ein Monogramm aus den in einander geschlungenen Buchstaben GRF., welches durch Guido Ruggieri seit erklärt wird. Die Erfindung des Bildes wollen Einige dem Primaticcio zuweisen und den Stich dem eben genannten Künstler G. Ruggieri, allein dieser ist nur als Maler bekannt und hat jenem bei seinen Arbeiten zu Fontainebleau geholfen; indessen müßte gedachtes Monogramm ihn doch als Kupferstecher bezeichnen haben, obgleich er keine Kupferstiche, am wenigsten von so ausgezeichneter Uebung, wie dieses, hinterlassen haben kann. Weil aber der Stich sehr große Ähnlichkeit mit der Manier G. Ghisi's hat, so ist es bedenklich, denselben einem anderen Kupferstecher als diesem zuzuschreiben. Das zweite stellt die Penelope mit ihren wehenden Frauen dar, gemalt von Primaticcio zu Fontainebleau und bezeichnet mit A. Fontana Bleo. Bal. Inventor. Der Künstler, welcher das Stück gestochen, ist unbekannt geblieben, nähert sich aber der Manier G. Ghisi's. Ohne Grund wird es von Einigen dem Giulio Bonifone, von Andern ebenso zweifelhaft dem G. Ruggieri zugeschrieben. Außer den genannten Künstlern, nach welchen Ghisi gearbeitet hat, noch er auch noch nach G. Salvati, J. Campi, Raffael aus Urbino, L. Lombard, G. Romano, Correggio, F. Primaticcio, P. Galbra, J. B. und Th. Ghisi, P. del Vaga, L. Penni, nach einem ungenannten florentinischen Meister und Vieles nach seinen eigenen Erfindungen, welche sämtlich sehr gesucht werden und unter welchen ein mit in der Kupferstich begriffenen Skeleten, Knochen und Leichnamen angefüllter Kirchhof das bedeutendste ist. Nach Bartholomäus Spranger, einem niederländischen Künstler, nach er die Geburt der heiligen Jungfrau. Insglischen hat er auch den Angaben Kops zufolge nach Giulio Pippi, Raffaelo da Reggio und Sanguis gearbeitet. Sonst finden sich noch Werke von ihm bei Brandolini und im Winkelmann'schen Kataloge angeführt.

Im Uebrigen sind die Urtheile der modernen Kunstrichter über Ghisi's Leistungen sehr verschieden, ja, manchen einander widersprechend, vielleicht auch übertrieben. So sagt Jansen (1808) von ihm, derselbe nahm sich Marcantonio's Reputum zum Muster und verbesserte den mechanischen Theil der Kupferstecherkunst; brachte dadurch ein richtiges Verhältniß, welches Barthe und Aquaviv ihm gradezu abstreifen, in Licht und Schatten, wendete zur Schwärzung den Grabstich und die Nadel an, gab dem zu wenig beugsamen Grabstich M. Antonio's durch seine Hand die erforderliche Geschmeidigkeit und verstand das harte Fleisch der Kinder, die Bekleidung

der Figuren, Berge und Thäler angenehm und wohl durchdacht darzustellen. Er wußte — was Andere nicht eingestehen — seinen Mustern und Gegenständen Mannichfaltigkeit beizubringen. Seine nach G. Romano gestochene Geburt Menon's, welche er 1560 fertigte, zeugt satzfam, welche erstaunlichen Fortschritte die Kupferstecherei innerhalb 14 Jahren nach M. V. Raimondi's Tode, welcher dieser Kunst zuerst einen neuen Aufschwung in Italien gegeben, gemacht hatte. Daher hat man, so J. B. Watet, sagt Jansen weiter, die Kunstwerke G. Ghisi's und derrer, welche seiner Manier folgten, den Stich Marcantonio's vorgezogen. Ghisi war zwar ein sehr gewandter Künstler, der manicirte, d. h. nach seinen eigenthümlichen Gewohnheiten arbeitete, aber er wendete der schönen Mannichfaltigkeit der Formen, welche die Natur darbietet, zu wenig Aufmerksamkeit zu¹¹⁾. Dessenungeachtet standen und stehen noch seine Blätter bei wahren Kennern und Liebhabern der Kunst in großer Achtung und es sind jund die seltenen besten Drucke derselben sehr gesucht.

GHISI (Giovannbattista), auch Johann Baptista Ghisi, mit dem Beinamen Bertano oder Britano, welchen er selbst, als seine Landdeute statt seiner wahren Geschlechtsbezeichnung so oft und gern gebrauchte, daß nachmals nicht nur Viele den letzteren gar nicht kannten, sondern Manche sogar unter beiden Namen trüger Weise zwei ganz verschiedene Personen erkennen wollten, wie dies sogar seinem Zeitgenossen G. Vasari ergangen war, während Lanzi ihn nur unter dem Namen Bertani kennt¹²⁾. Frühdil pflegte er sich auf seinen Kunstreisen häufig nur J. B. M. d. i. Johann Baptista Mantuano oder Mantovano (d. Mantuaner), weit seltener Joh. Bapt. oder bloß Bapt. Bertano, Mantuanus, oder auch J. B. sculptor Mantuanus zu nennen. Dieser Meister, das Haupt einer angesehenen Künstlerfamilie Namens Ghisi in Italien, gehörte einem sehr alten Geschlechte an, von welchem sich bereits zu Anfange des 13. Jahrh. Einige in den Kämpfen mit den Griechen in Italien ritterlich hervorgethan hatten, aber nicht zu Mantua ansässig waren. Hier aber waren die Aeltern der berühmten Künstlerfamilie des 16. Jahrh. zu Hause, deren Stichter sich daher, wie es auch ihre Zeitgenossen mit ihren Geburtsorten thaten, nach Zeit- und Landesstille deshalb den Beinamen Mantuaner zulegen; wobei aber der Zuname Bertano, Bertani und Britano bei Giovannbattista sich schreiben mag, ist in der Kunstgeschichte von Ricimandem erklärt worden. Auch Ernst Förster's Forschungen zu G. Vasari's Künstlerbiographien geben keine Aufklarungen darüber, während W. Barisch auf diesen

11) Vergl. Jansen's Essai sur l'origine de la gravure en bois et en taille-douce I, 193 seq. u. 202. Außerdem sind noch benutzt worden: A. Barisch, Le peintre-graveur XV, 374 seq. u. 384—416; die Biogr. univers. XVII, 298 seq.; Vasari III, 2, 341 u. 350 und Ghisi der Jüngere I, 438. Bei Nagler a. d. V. V, 137 fg. finden sich die Ansichten und Mittheilungen über diese Künstler von Barisch wiedergegeben. 12) Vergl. Lanzi a. d. II, 260.

Namen gar keine Rücksicht zu nehmen scheint. Fiorillo kennt ihn bloß unter demselben und scheint nicht zu wissen, daß dieser Künstler Ghisi heißt, was er doch aus andern selbst trutzigen Werken über Kunstgeschichte, die vor seiner Zeit erschienen waren, hätte erfahren können. Sonst ist auch von allen seinen Lebensverhältnissen gar Nichts bekannt, da zumal Vasari, der ihn und seine Familie recht gut gekannt haben mochte, seiner hier und da in dem angeführten Werke nur gelegentlich und sehr kurz gedenkt. Daher ist einmal das Jahr seiner Geburt festgestellt werden kann: gewöhnlich setzt man es in das Jahr 1500, Andere, wie Bartsch und Förster, lassen ihn erst 1515 das Licht der Welt erblicken. Ebenso kennt man sein Sterbejahr nicht; Schwerlich fällt dasselbe in das J. 1540, gewiß ist vielmehr, daß er nicht nur 1568, als ihn Vasari noch lebend rußte, noch arbeitete, sondern auch, wie sich weiter unten ergeben wird, im J. 1570, wenigstens als gelehrter Schriftsteller noch thätig war, so daß also auf die Zeitangabe der Entstehung von den 13 datirten Kupferstichen unter seinen bekannt gebliebenen Werken, nämlich von 1536—1540, in dieser Hinsicht gar keine Rücksicht genommen werden kann. Aus der geringen Zahl seiner Kupferstiche, deren Förster und Bartsch nur 20 auszählen können, hat der letztere Kunstschrift, obgleich darauf kein sicherer Verlaß genommen werden kann, geschlossen, daß Giovanbattista Ghisi nur wenige Jahre die Kupferstecherei ausübte, folglich sie, erst spät angefangen habe, um zuvor erst sicher und fertig im Zeichnen zu werden. Ueberdies scheint er in seinen späteren Jahren jene Kunst aufgegeben zu haben, da er nebenher noch als Moler, Bildhauer und Architekt thätig gewesen war. So nennt ihn Vasari als ersten und vorzüglichsten Baumeister des Herzogs Franz III. von Mantua, in dessen Auftrage er, besonders nach Giulio Romano's Tode (1546), Vieles gearbeitet hat. Er richtete z. B. im oberen Castelle zu Mantua, wo die Wasserleitung und der Corridor sich befinden, viele prächtige Zimmer ein, brachte darin auch viele Stucaturarbeiten und Bilder an, welche größtentheils Gernio Guisani oder Ghisani (s. d. Art.), ein Schüler G. Romano's, sein Bruder Domenico Ghisi und Andere ausführten, ohne dabei die Arbeiten jenes Künstlers erreicht zu haben. Auch Stucaturen führten Ghisani nach seinen Angaben in anderen Gebäuden aus. In seinen späteren Jahren ließ er in der herzogl. Schlosskirche Santa Barbara eine Tafel mit dem Wappenthrone dieser Heiligen nach seiner Zeichnung von Domenico Brusaporci (Domenico Riccio) in Del malen, welches Stück ein rühmliches Kunstwerk genannt wird. Unter seiner Beizität wurde nach G. Romano's Anordnung der Dom zu Mantua aufgeführt, in welchem er für jede darin befindliche Kapelle nach seinen Zeichnungen Gemälde anbringen ließ. Die übrigen Bildwerke des Domes ließ er gleichfalls von namhaften Künstlern ausführen. Anglicken soll er, wie Vasari berichtet, das berühmte zu Mantua befindliche Gemälde: die Berufung der Apostel Peter und Andreas (? Paulus) vorstellend, nach

einem Carton G. Romano's, vielleicht dem schönsten, sagt Fiorillo, welchem jemals dieser Meister entworfen hat, meisterhaft ausgeführt haben. Endlich zierte er für Cesare Gonzaga ein Arbeitszimmer mit einer Reihe von Gemälden, die den ganzen Stamm des Hauses Gonzaga vorstellten. Kurz er verstarb nach G. Romano's Tode die Stelle desselben in allen Kunstgattungen am Hofe der Gonzaga zu Mantua und füllte sie auch so geschickt aus, daß er dasselbe Ansehen, wie jener Meister dasselbst genoss und von den Fürsten in den Ritterstand erhoben wurde. Auch für mehr italienische Städte arbeitete Ghisi verschiedene Werke.

Dieser Künstler soll seine erste Ausbildung, die überdies zugleich auf gute Kenntniß der altclassischen Literatur gestützt war, im Zeichnen und Stechen bei dem berühmten Marcantonio Raimondi zu Rom erlernt haben, ging vielleicht erst nach der Plünderung dieser Stadt durch die kaiserlichen Truppen 1527 mit diesem eben dadurch fast an den Bettelstab gebrachten und bald darnach verstorbenen großen Künstler nach Mantua zurück, wohin inzwischen Herzog Friedrich II. den Giulio Romano (Pippi) als Ingenieur und Maler grufen, und wo dieser zugleich eine berühmte Kunstschule gegründet hatte, an welche sich denn auch Giovanbattista sogleich eifrig anschloß, demselben bei seinen Arbeiten zur Hand ging und auf seinen Reisen begleitete. Obgleich ihn dieser im Wissen überlegen war, so wurde er doch nach dessen Tode das Haupt seiner gelehrten Schule, wobei Kanzi zwar bemerkt, daß seine Schüler und Gesellen ihn weit übertreffen hätten, gibt aber gleichwohl wieder zu, daß damit seinem großen Verdienste als Zeichner Nichts genommen werden solle. Indessen behaupten auch Leutpde, daß sein Universalgenie in der Kunst ihn nicht zur Vollendung im Einzelnen habe kommen lassen. Als solchen hat er sich z. B. in der heiligen von Herkern gemarterten Agathe bewährt, welches Bild nach seiner Zeichnung von Yppolito Costa gemalt, sich Giulio's Style mehr nähert, als andere Arbeiten dieses Künstlers nach seiner Erfindung. Sein Stich dagegen nähert sich im Allgemeinen der Manier M. A. Raimondi's, ganz besonders aber der des Meisters mit dem Wurfel¹³⁾, der mit seinem Stiche der Manier Marcantonio's, dessen Schüler auch er gewesen sein soll, auch sehr nahe stand. Gleichwohl aber wird Ghisi allenthalben für einen Schüler des Giulio Romano gehalten, wenigstens in Hinsicht seiner Zeichnen- und Malerkunst. Doch hat

13) Nach Bartsch (Lo peintre-graveur XV, 181. seq.) heißt dieser räthselhafte Künstler Beatrice der Ältere im Gegensatz des Beatricius (eigentlich Beatrix oder Beatrix) aus Vöhringen. Er hat sich auf seinen Werken mit einem Wurfel (Dado) oder mit B. in einem Wurfel bezeichnet. Zuweilen findet man auch die Chiffre B. V., d. i. Beatrice Veneziano. Er soll 1513 geboren worden sein, war sonach auch noch Zeitgenosse unseres Ghisi. Sein Todesjahr ist unbekannt. Von seinen vielen bekannten Kunstwerken beginnen die datirten mit der Jahrzahl 1532. Bei den Franzosen heißt er Maître au Dê. Man findet diesen ausgezeichneten Künstler mit der Chiffre B. auf einem Wurfel auch in den Nachrichten von Künstlern und Kunstschön 1, 307 erwähnt.

auch dieser Meister nach seinen eignen Zeichnungen gearbeitet und nach seinen eignen erfundenen Gemälden habe er selbst seine Verwandten, besonders Georg und Diana, nebst Leonardo Ghisi und Andere in Kupfer geschnitten.

Von seinen Kupferstichen kennt Barisch nur zwanzig, davon sechs mit Gegenständen aus der heiligen Geschichte sowohl nach seinen als nach G. Romano's Erfindungen, sieben aus der Mythologie, meistens nach seiner Erfindung und ebenso viele mit anderen verschiedenartigen Gegenständen meistens auch nach seiner Erfindung. Die Stücke in Kupferstichen, die er unter anderen zeigte, findet man in einer Mutter Gottes, welche das Kind Jesus in den Armen hält und unter ihren Füßen den Zorn hat, sodann in einigen Körpern mit Helmen und Rorathen in antikem Geschmacke, ferner in einem Bannetherrn mit der Zahne zu Fuß und einem andern zu Pferde, und in einem mit Waffen geschmückten Mars auf dem Bette sitzend und die Venus zu seiner Seite, welche niederwärts auf Cupido blickt, den sie an der Brust hat. Höchst wunderbar, sagt Vasari, sind zwei Blätter, den Brand Troja's darstellend, anmuthig nach guter Zeichnung von seiner Erfindung. Hierzu zählt man noch einen Flusgott, den David, der dem Goliath den Kopf abschlägt und einen jungen Krieger, der ein Mädchen raubt. Indessen rechnet man die große Erschlacht der Trojaner gegen die Griechen nach G. Romano unter die besten seiner Werke, die er je geschnitten hat. Er hatte auch im südländischen Palaste del Tè (so benannt nach der Gestalt eines lateinischen T, in welcher er gebaut worden ist) zu Mantua nach Giulio's Zeichnungen in Stucco gearbeitet und dazu den jungen Künstler Francesco Primaticcio zum Beihilfen gehabt. Im Uebrigen rühmt man von seiner Geschicklichkeit, daß er die verschiedenen Theile des menschlichen Körpers vortreflich behandelt und seine Zeichnungen sehr durchweg correct gemacht, daß aber seinem Größttheil das Sanfte und Leichte gefehlt habe, während seinem Style das Manirirte eigenthümlich sei. Dazu komme, daß er, ohne Rücksicht auf die Mittelstufen zu rasch vom Rechte zum Schrägen übergegangen sei und dadurch dem Ganzen die Harmonie und Wirkung benommen habe, die man an seinen Kupferwerken vermischen will.

Seine Thätigkeit im Bauwesen mag unter den Herzogen Franz III. und Wilhelm von Mantua groß gewesen sein, da er unter deren Regierung nicht bloß die Ueberausicht, sondern auch die Leitung aller städtischen und öffentlichen Bauten der Residenz und des ganzen Landes führte. Zu seinen Bauwerken muß noch das Kloster S. Barbara und die dazu gehörige Kirche mit einem Thurm zu Mantua gerechnet werden, welcher letztere erst 1565 vollendet wurde, wie aus der demselben befindlichen lateinischen Inschrift ersichen werden kann¹⁴⁾. Seine Kenntnisse und seine Geschicklichkeit in

der Baukunst, die ihm selbst Sanzi zugeschiebt, werden sehr gerühmt. Er hatte sie unbestreitlich theils von G. Romano, theils durch das eigene Studium der alten Bauwerke sich erworben. Den Vitruv, den er stets fleißig studirte, hatte er sich dabei zum Muster genommen, ohne denselben doch slavisch zu folgen. Mit seiner praktischen Kenntniß wußte er das Werk dieses alten Römers zu würdigen; namentlich untersuchte und prüfte er, was derselbe über die ionischen Capital, d. h. die Zierathen an den Capitalen der ionischen Säulen gesagt hat und versuchte die schweren und dunkeln Stellen dieses Schriftstellers in Betreff der ionischen Säulenordnung zu erklären. Die Ergebnisse davon legte er alsdann in einer besondern, mit vielen Holzschnitten zur Erläuterung seines Commentars versehenen Schrift über den Ursprung der ionischen Säulenordnung, wie über die Bindung der ionischen Capital und Bolute nieder, welche unter dem Titel: *Gli oscuri e diffideli passi dell' opera ionica di Vitruvio, di latius in volgare e alla chiara intelligenza tradotti, e con le sue figure a luoghi suoi par Gio. Batt. Bertano* mit einem Titelkupfer und vielen Holzschnitten zu Mantua 1568 in Fol. erschien. Das Werk ist Ghisi's kunstverwandtem Gönner, mit dem er in diesen Dingen viel verkehrt hatte, dem Cardinali Ercole Gonzaga von Mantua gewidmet und im vorigen Jahrhunderte unter Giovanni Poleni's zu Padua Leitung von einem Ungenannten, der, sich A. A. F. S. T. D. unterzeichnet, ins Lateinische übertragen und in Poleni's prächtiges *Reel Exercitationes Vitruvianae primae, secundae et tertiae* (Padua 1739 — 1741 in 4.) S. 325 — 360 mit der Aufschrift *Loca obscura et difficultatis operis Ioniae Vitruviani etc.* mit Nachbildungen von Ghisi's Holzschnitten aufgenommen worden. Vornehmlich ergeht sich Ghisi darin über die schweren Ausdrücke Vitruv's *quadrae, spirae, trunci, coronae, lysis u. a. m.*, sehr ausführlich aber über die *scamilli impares*, womit er jedoch nicht allenthalben Anfang, vielmehr in Bernardino Baldi einen besrigen Widersacher fand, welcher sich in seiner Schrift: *De Scamilli imparibus* (Kugzburg 1612.) über die Gebühr Angriffe auf ihn erlaubte. Mehr Beifall fanden Ghisi's darin niedergelegten Ansichten über die ionische Säulenordnung und deren einzelne Theile. Außerdem hat er seine gelehrten Kenntnisse im altromischen Bauwesen und in der Theorie der Perspective durch ein Schreiben (im September 1570 aus Mantua datirt) an den mailändischen Bauverwandten Martino Bassi entwickelt, welches sich in dessen Werke: *Dispareri in materia d'Architettura ed Perspectiva* (Vercia 1572 in 4. pag. 49 ff.), befindet. Fiorillo, der es gekannt hat, war Willens, in einer besondern Abhandlung von der Perspective der Alten über diesen Bruch umständlich zu handeln; die Abhandlung aber findet sich weder in seinen kleinen Schriften artistischen Inhaltes, noch sonst besonders abgedruckt.

Als Kenner der alten Baukunst bewährte sich G. B. Ghisi auch, nach Vasari's Erzählung, noch dadurch, daß

14) Siehe Joh. Poleni *Exercitationes Vitruvianae* p. 85, wo dieselbe mitgetheilt wird. Auch hier wird Ghisi bloß *Bertano* genannt.

er am Haupteingange seines Hauses zu Mantua auf dessen einer Seite eine vollkommene Säule von Stein und auf der anderen das Modell davon mit allen Nähen und Zeichen der ionischen Ordnung, mit Angabe der Palmen, Anzen, Füße und Ellen der alten Römer errichtet hatte, damit jeder Vorübergehende die Richtigkeit derselben prüfen konnte. Orlandi gedenkt dieses Künstlers, wie Bottari in seinen Anmerkungen zu Vasari's Künstlerbiographien behauptet, nicht, dagegen aber verfährt Guarienti in seiner Ausgabe des Orlandi, daß Bertano (Ghisi) über die Regeln der Baukunst und Perspective, auch über die Bindung derolute am ionischen Säulennauf geschrieben habe, wovon das Manuscript, wie auch Bottari erzählt, in die Bibliothek des Lord Burlington zu London gekommen wäre, wo er es gesehen habe.

Mit diesem Künstler darf ein anderer Zeit- und Kunstgenosse desselben, Giovanbattista Briziano, nicht gleichfalls Schüler G. Romano's, wie es wirklich von Ruffi, Langi und Gombinelli geschehen ist, verwechselt werden, welcher Misgriff daraus floß, daß auch dieser sich auf seinen Werken nur mit den Buchstaben J. B. M., d. i. Joh. Bapt. Mantuanus, zu unterzeichnen pflegte¹⁷⁾. Ueber seine Familien- und verwandtschaftlichen Verhältnisse herrscht noch Dunkel und Verwirrung. Nach Langi und Fiorillo hatte er einen Bruder, Namens Domenico, ebenfalls Bertano genannt, welcher, ein geschiedener Vater, auch mit ihm einen Zimmer im herzoglichen Schlosse zu Mantua und Anders gemalt hatte. Sein verwandtschaftliches Verhältnis zu Giorgio Ghisi (s. d. Art.) ist noch nicht aufgeklärt, Ragler hält ihn für dessen Oheim; dagegen ist gewiß, daß Adamo und Diana Ghisi (s. d. Art.) seine Kinder gewesen sind und Mehrere, so auch Vasari, rechnen zu diesen noch ein drittes Kind.

GHISI (Teodoro), gleichfalls ein Schüler Giulio Romano's und ältester Sohn des Giovanbattista Ghisi, der besonders in der Malerei ausgezeichnet war. Giorgio Ghisi hat Mehreres nach ihm gezeichnet, so z. B. seine Venus, wie sie auf der Rückkehr von der Jagd den Adonis umarmt und Angelika, auf dem Schooße Vedor's unter einem Baume stehend, an welchen er seinen und seiner Geliebten Namen zu schreiben im Begriffe ist¹⁸⁾. So sicher aber der Name und die Person dieses Künstlers in Folge der Bezeichnungen auf jenen beiden Bildern gestellt worden sind, so kann doch seine unmittelbare Abstammung von Giovanbattista Ghisi noch bezweifelt werden. Gleichwohl aber ist es unrichtig, ihn, nach Langi's Vorgange, mit Teodoro Ghigi oder Ghigi (s. d. Art.) verwechseln zu wollen; denn dieser Kunsthändler ist sogar in Zweifel geblieben, ob der berühmte Georg Ghisi, an dessen echten Namen wahrhaftig nicht gezweifelt werden kann, nicht auch Ghigi geheißen ha-

ben müsse, sobald er die Ursache war, beide ganz von einander verschiedene Geschlechter sogar genealogisch auf einander zu verweisen, was seine beiden trefflichen Bearbeiter Quandt und Wagner zu berichtigten unterlassen haben¹⁹⁾. Von den Lebensumständen des Teodoro Ghisi, welchen übrigens Degallier d'Argenville, ein französischer Kunstrichter des vorigen Jahrhunderts, zu den ersten Schülern Giulio's rechnet, ist gleichfalls gar Nichts bekannt. Er scheint nicht lange gelebt und gewirkt zu haben und starb vielleicht lange vor seinem Vater noch in der Blüthe seiner Jahre²⁰⁾. Derselbe Franzose, welcher ihn zwar für einen Sohn Giovannbattista Ghisi's hält, schwankt indessen gleichwohl in dieser Ansicht wieder und hält es für möglich, daß er und Georg Ghisi eine und dieselbe Person wären²¹⁾. Ob der Kupferstecher Pietro Ghisi, welcher mindestens in den ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts gelebt haben wird, dessen Lebensumstände aber nicht bekannt sind, auch zu der berühmten mantuanischen Künstlerfamilie gehört habe, bleibt unerröthet. Er nach nach Gorb. Montfort die Gefangennehmung Ghisi's²²⁾. Dasselbe Dunkel herrscht über der Abkunft des Federigo Ghisi, welcher zwar Doctor beider Rechte, aber um die Mitte des 18. Jahrh. auch Professor der griechischen und römischen Literatur am Seminar zu Padua war. Als Mitarbeiter an Giovan Poleni's Exercitationibus Vitruvianis ist er uns bios durch die lateinische Uebersetzung eines Schreibens vom Bischöfe Claudio Ptolomeo oder Tolomei zu Gurgola in Dalmatien an den Grafen Agostino de' Ranti aus Rom 1542, der in des Prälaten italienischer Briefsammlung (Vertrag 1547 in 4.) gedruckt sich befindet, bekannt. In diesem Schreiben wird das Studium der Architectur und eine neue Erfindungsort des Vitruv zu Gunsten einer neuen Ausgabe dieses römischen Schriftstellers dringend empfohlen. Ghisi's lateinische Bearbeitung ist von Poleni a. a. D. S. 257 fg. aufgenommen worden²³⁾. Im Uebrigen wird die Namensform Ghiso mit Ghisi für gleichbedeutend gehalten.

(B. Röss.)

15) Vergl. Langi a. a. D. II. 262. 16) Siehe Dattsch a. a. D. XV. 409 u. 410. Beide Stücke sind irrg. dem I. Ghigi (s. d. Art.), welcher sich, wie der Obige, auch nur Teodoro Mantuano unterzeichnet, von Weitem zugehört worden. Ragler spricht sich darüber nicht aus.

17) Langi's Geschichte der Malerei in Italien, deutsch von Quandt und Wagner II. 202. 18) Vergl. Ruffi den Letztem S. 277 und Ruffi den Jüngern I. 438; die Biogr. universelle XVII. 288 seq.; G. Vasari's Künstlerbiographien, deutsch von G. Förster III. 2. 327 fg. 401 u. 408 u. IV. 417 fg., mit Fiorillo a. a. D. II. 267 fg.; Langi a. a. D. II. 266 und III. 384, wo unser Künstler Oben. Batt. Bertano genannt wird, mit den Nachrichten von Künstlern und Kunstsch. (Leipzig 1768 in 8.) I. 331. Der unbekannte Verfasser nimmt an, G. B. Ghisi habe seine Werke besonders in der Kupferstecherei bemerkt. 19) Vergl. Abrégé de la vie des plus fameux peintres (von Ant. Sol. Degallier d'Argenville) I. 26 und die deutsche Bearbeitung dieses Werkes I. 56 fg. 20) Siehe Ragler a. a. D. V. 145. 21) Siehe dessen Exercitationes Vitruvianae tertiae (Padua 1714 in 4.), besonders aber. S. 50 fg. und S. 220. Nachträglich noch [s. das hohe Alter der berühmten Namens Ghisi ist aus Ph. von der Gie (Klausius) Encyclopaedicon Augustinianum p. 213 zu erkennen, daß ein Ghisi (Ghisius) auch unter erstensten antiken Namensformen] als Augustinereremit vorkommt, welcher 1179 gestorben sei soll, und dessen Weibene 1250 in der Augustinerkirche bei Pavia wieder entdeckt wurden. Dort blieben sie auch ferner verwahrt. Einem

GHISI (Martino), Arzt zu Cremona in der Mitte des 18. Jahrh., hat sein Aussehen durch einen Beitrag zur Geschichte der epidemischen Krankheiten gesichert. Er gab nämlich heraus: *Lettere mediche: la prima tratta di vari mali curati col mercurio crudo; la seconda contiene l'istoria delle angine epidemiche degl' anni 1747 e 1748.* (Cremona 1749. 4.) In der ersten Abhandlung von 116 Seiten empfiehlt Ghisi den Merkur gegen eine Reihe von Krankheiten, bei denen er damals wenigstens nicht gefährlich war. In der zweiten Abhandlung von 22 Seiten gibt er die Symptome und den Reichenbefund einer bössartigen Angina, die in den genannten Jahren in Cremona herrschte, und die damals auch Frankreich, England und Teutschland heimsuchte. (F. W. Theile.)

GHISILIERI oder **Consigliari** (Giovanni Battista de'), Cardinal, gegen das Ende des 15. Jahrh. zu Rom geboren, stammte aus einer angesehenen Familie von Bologna, welche in Folge einer mißlungenen Verschwörung im J. 1445 diese Stadt verlassen mußte¹⁾ und zum Theil nach Venedig im Gebiete von Alessandria, zum Theil nach Rom überfiedelte. Dem ersten Zweige ist der Papst Pius V. entsprossen, dem andern, welcher sich um Verfolgungen zu entziehen, den Namen **Consigliari** beilegte, gehört Giovanni Battista an. Sein Vater Baltozare trat nach dem frühen Verluste seiner Gemahlin in den geistlichen Stand, besuchte am päpstlichen Hofe mehre wichtige Stellen und brachte es bis zum Cardinalbischof. Er galt als ein sehr gelehrter Mann und besaß besonders in der griechischen und römischen Literatur ausgebreitete Kenntnisse. Auch seine beiden Söhne Paolo und Giovanni Battista widmeten sich dem geistlichen Stande. Paolo war einer der Stifter des Theatinerordens und wurde später von Paul IV. zum Kammerherrn ernannt. Dieser ihm sehr gewogene Papst wollte ihn auch den Cardinalhut aufsetzen; Paolo bat aber, ihn bei seinem bereits sehr vorgerückten Alter mit dieser Würde zu verschonen und sie seinem jüngeren und gewandteren Bruder zu übertragen. Auf diese Weise wurde Giovanni Battista am 15. März 1557 zum Cardinal erhoben. Als solcher nahm er Theil an einer von demselben Papste angeordneten Revision der Verwaltung des Kirchenstaates und wurde im J. 1559 als Legat zu Philipp II. von Spanien geschickt, um das früher sehr freundliche Verhältniß, welches durch den von dem Papste unterstützten Krieg mit Frankreich gestört worden war, wieder herzustellen, was ihm auch gelang. Der Cardinal starb nach seiner Heimkehr noch in demselben Jahre am 15. Aug. und hinterließ das

Zob eines ebenso rechtschaffenen, als in der Führung der Geschäfte klugen und besonnenen Mannes²⁾.

(Ph. H. Kälb.)

GHISLANDI (Antonio), auch **de Ghislandis**, **Gislandis** und **Geslandis** genannt, und sogar unter der Vorforn **Ghislandis** vorkommend, war ein gelehrter Dominikaner aus Chiavenna im Veltlin und lebte in der letzten Hälfte des 15. Jahrh. Zu Turin in den Orden seines Ordens getreten und Magister der Theologie geworden, trat er gegen den Ausgang des genannten und den Anfang des 16. Jahrh., als Glaubensrichter mit den dazu nothigen Fähigkeiten ausgerüstet, ebenfalls auf und soll in diesem Amte 1507 oder später gestorben sein. Er galt für einen gelehrten und in der heiligen Schrift sehr bewanderten Mönch, dem auch von der Rier, Altamura und Rovetta großes Lob gesendet haben.

Ghislandi hinterließ ein *Opus aureum super evangelis totius anni secundum usum Romanae curiae et ordinis suarum Praedicatorum*, cum octo millibus dubiorum exactissime declaratis, ac quadruplici sensu sacrae scripturae, das zu Turin 1507 in Fol., nachher noch fast unzählige Male anderwärts im Druck erschienen, so z. B. verbessert und vermehrt zu Lyon 1510 in 8., zu Leiden 1522 in 8., zu Venedig 1524, 1574, 1585, 1592 und 1598 in 4., inzwischen auch zu Paris 1532 und 1543 in 8. Ueberdies schreibt man ihm noch *Tres de B. Virgine evangeliorum dilucidationes* zu³⁾.

(B. Röse.)

GHISLANDI (Domenico), ein berühmter Maler zu Pergamo, welcher er auch stammte, Er blühte vor und nach der Mitte des 17. Jahrh., kann aber nicht, wie Einige behaupten, schon 1662 gestorben sein, da er in dieser Zeit noch rüstig arbeitete. Von seinen Lebensumständen ist gar Nichts bekannt; von seiner Kunstgeschicklichkeit dagegen so viel, als was Laffi's und Zanzi's Nachrichten mittheilen: er war ein vortrefflicher Wandbild- oder Frescomaler, besonders in Baurwerken, und hatte sich nach den besten Mustern der guten Zeit gebildet. Zweien seiner, auch aus Pergamo, einer sonst an Künstlern armen Stadt, stammenden geschickten Kunstgenossen fiel anschließend, dem gediegenen Fabio di Pietro Novelli und dem vortrefflichen Carlo Ceresa, malte er gemeinschaftlich mit ihnen in der Kirche Santa Orata seiner Vaterstadt. Ghislandi hinterließ einen in der Kunst ausgezeichneten Sohn Fra Vittore Ghislandi (f. d. Art.), in welchem er jedenfalls den Sinn für dieselbe erhielt und vielleicht auch den ersten Grund zu dessen nachmaliger Berühmtheit gelegt hatte⁴⁾.

(B. Röse.)

Schädel in einer silbernen Kapsel wurden Heilkräfte, d. h. Wunderkräfte, zugestaut und derselbe bei kirchlichen Feiertagen dem Volk zur Verehrung gezeigt. Die Wunde hatten ihn für einen Heiligen erklärt, die römisch-katholische Kirche aber nicht, weil ihm kein Kalendertag zur allgemeinen Verehrung war zugewiesen worden.

1) Bergl. S. 120, Gesch. der italienischen Staaten. 4. Bd. S. 386 fg.

2) Alph. Ciaconii Vit. Pontif. Rom. Tom. III. p. 864.

3) Bergl. Quett et Echard, *Scriptores ordin. praedicatorum recentis II*, 13 und *Dictionnaire universel* VII, 415.

4) Bergl. Röllig des Jüngeren *Erzählungen zu seines Vaters Allgem. Künstlerlexikon* I, 434 und Zanzi's *Geschichte der Malerei in Italien*, deutsch nach v. Quandt und Wagner II, 208.

GHISLANDI (Fra Vittore), aus Bergamo, ein wenig gelander, doch achtbarer Künstler Italiens. Um 1635 geboren und Sohn des vortrefflichen Freskomalers Domenico Ghislandi (s. d. Art.), lernte er die Malerei bei Sebastian Bombelli aus Udine, besonders das Porträtiren, worin dieser sich eine gewisse Berühmtheit erworben, aber auch dem Tadel ausgesetzt hatte, seine Bildnisse durch eine Art von Firniß, dessen er sich dabei bediente, wieder zu Grunde zu richten. Diesem Uebelstande wich indeß Fra Vittore nicht allein aus, sondern er schritt auch durch eigenes fleißiges Studium in der Enthüllung des Kunstverfahrens weiter fort, nahm sich die Köpfe Tizian's, welchen er seine ganze Aufmerksamkeit zuwendete, zum Muster und leistete in der Folge in dieser Kunstgattung Bewundernswürdiges. Als, was man von einem Bildnißmaler fordern und wünschen kann, besetzte Ghislandi, wahres Fleisch, Nachahmung der verschiedenen Töne in der Bekleidung, ist von ihm lobenswerth aufgestellt und ausgeführt worden. Dason gibt in der That auch die Galerie Carrara überraschende Beweise und seine Werke, bemerkt Langi, verdienen in jeder Königsstadt aufbewahrt zu werden. Als Bildnißmaler kam er den alten tüchtigen Meistern fast gleich, und wenn er auch seine Köpfe nach Laune entwarf, so machte die charakteristische Auffassung derselben sie gleichwol schätzbar, während er in Absicht auf Erfindung wenig Übung bewiesen haben soll. Immerhin waren seine Bildnisse gleichwol voll Anmuth und Lebendigkeit der Farben. Seine Werke, von welchen die historischen Gemäldr, deren er auch mehrere entworfen hat, selten geworden sind, wurden und werden jetzt noch von Kunstkennern sehr geschätzt und gesucht. Viele derselben sollen sich in Bergamo befinden, wo er den größten Theil seines Lebens zugebracht hat und auch 1743 (nicht 1758) in seinem 88. Jahre, nach Laßi's Zeugnisse, gestorben ist.

Er war ein Laienmönch der Minoriten von der Regel des heiligen Franziskus de Paula gewesen und hatte deshalb den Beinamen Fra Paulotto oder Paolotto bekommen. Doch nannte man ihn auch nach seinem Kloster Fra Golar (*).

GHISLERI (Giovanni Pietro), ein angesehener päpstlicher Staatsmann in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., der aus Rom stammte und der berühmten weit verzweigten Familie jenes Geschlechtes angehörte, dessen Glied auch sein Zeitgenosse Pappi Pius V. war. Seine Talente, Kenntnisse und Geschäftsfähigkeiten brachten ihn frühzeitig in den Dienst des heiligen Stuhles und er stieg darin rasch von Würde zu Würde: zuerst päpstlicher Referendar, dann apostolischer Protonotar, hierauf als Prälat in den Rath des Papstes gezogen, erhielt er später die Statthaltertschaft über Perugia und Umbrien, sobald die Präsidenschaft in der Landschaft

Romanbiola und nach Gregor's XIII. Tode (1585) die Statthaltertschaft zu Rom, wo er aber schon den 16. Dec. 1587 sein thätiges Leben beschloß. Auf seinen verschiedenen Posten in den römischen Landschaften hatte dieser gelehrte Staatsmann, wie Jacobilli in seiner Bibliotheca umbrica berichtet, nicht verjäumt, daneben historisch-antiquarische und geographische Forschungen über mehrte Städte und Gegenden derselben anzustellen, die er unter dem Titel: *Descriptiones gubernationum Firmi (Fermo) urbis veteris, Camerini, Perusinae nec non Umbriae et Romanolanae*, wenn nicht vielmehr in italienischer Sprache, besonders bearbeitet und nebst einer Briefsammlung und andern Schriften hinterlassen hat, welche jedoch, soviel darüber zu ersorchen ist, in Handschrift geblieben zu sein scheinen. (B. Röse.)

GHISLERI (Giuseppe), gebürtig aus Rom und Doctor der Philosophie und Arzneikunde dastelb, von dessen Lebensverhältnissen Nichts weiter bekannt ist, als daß er 1573 geboren war und 1632 noch lebte, seine Thätigkeit in der ärztlichen Praxis ihm großen Ruf verschaffte, als Leibarzt in Diensten vieler Cardinäle stand und zum Ueberzage des gesammten Kirchenstaates erhoben wurde. Ghisleri hinterließ ein großes Vermögen. Als Schriftsteller hat er sich zwar durch mehrte medicinische Werke, die in Handschrift geblieben sind, hauptsächlich aber durch die 1597 besorgte Herausgabe seiner *Orationes de medicinarum laudibus* zu Rom in 4. bekannt gemacht. Seiner gedankt sein berühmter und gelehrter Zeitgenosse, Leo Allaci, in seinen *Apibus urbanis* Rom 1633 in 8. p. 167. (B. Röse.)

GHISLERI (Michael), oder Ghislerius, ein Priester von der Congregation der regulirten Theatiner zu Rom und ebendort stammend, war ein Schüler Agelli's und in den morgenländischen Sprachen sehr bewandert, was er auch durch seine Schriften über die alttestamentliche Literatur zu Tage gelegt hat. Er lebte in der ersten Hälfte des 17. Jahrh., seine Lebensumstände aber sind nicht bekannt, außer daß er am 23. Oct. 1646 starb. Von seinen in genannter Sache hinterlassenen Schriften werden, als bemerkenswerthe, verzeichnet der *Comento sopra la cantica delle cantiche*, welcher an mehrten Orten gedruckt worden sein soll, die *Catena veterum patrum Graecorum et aliorum in Jeremiam et Baruch, prophetas* (Lyon 1625. 3 Theile (?) in Fol.) und *Commentarii parenetici in praeludia doctrinae sacrae duplicis, christianae et regularis* *).

Leo Allaci sagt über diesen gelehrten, sonst sein ganzes Leben hindurch fränkenden Orientalisten, er habe sich frühzeitig der morgenländischen und biblischen Literatur mit wahrer Inbrunst gewidmet und seine tiefen Kenntnisse darin namentlich der gelehrten Anleitung des Agelli zu verdanken gehabt. Seine Commentare über obige Schriften des alten Testaments erschienen unter andern auch 1623 zu Lyon in Fol. Zu seiner *Catena*

*) Vergl. Beryl. J. D. Fiorillo's Gesch. der zeichnenden Künste II. 173; Langi's Gesch. der Malerei in Italien, deutsch von Wagner, mit Anmerkungen von S. Quandt II, 228 ff. und Raglier's Kreuz allgem. Künstlerlexikon V, 146 mit dem Dict. universel VII, 415.

*) Vergl. Miraei Bibliotheca ecclesiast. II, 243; J. Wetzel's Diarium biographicum und Dictionnaire universel etc. VII, 412.

vett. gr. PP. gehören noch die Expositio Chrysostomi, der Tractatus Maximi Confessoris und VIII. Homilie Originis, die zuvor weder griechisch noch lateinisch durch den Druck bekannt waren, nach den Erklärungen des Joh. Matth. Carpophilus und des R. Alatius, welcher Letztere in seinen Apibus urbanis p. 193 fg. mehrere rühmliche Kritiken von Zeitgenossen und Landeskenten über Ghislieri's Schriften zusammengestellt hat. (B. Rose.)

GHISLERI (Sebastiano), ein durch milde Stiftungen verdienstvoll und berühmter geworbener Prälat, aus Alexandria, wo er um die Mitte des 16. Jahrh. geboren worden sein mochte. Er gehörte zu dem angesehenen, weitverbreiteten Adelsgeschlechte de' Ghislieri, das wegen Verfolgungen seine Heimath verlassen und an verschiedenen Orten Italiens Zuflucht suchen mußte. Vielleicht legte Sebastiano schon unter Papst Pius V., seinem nahen Verwandten, den Grund zu seiner amtlichen Laufbahn in der römischen Kirche, wofür ihn jedoch wol nicht bloß diese Verwandtschaft, sondern auch seine Fähigkeiten und Kenntnisse den Weg bahnten. Ghislieri hatte die Theologie und das kanonische Recht zu Rom studirt, war apostolischer Protonotar des heiligen Stuhles geworden und den 30. April 1601 zum Bischofe von Stronigoli (Strungulensis) befördert. Diesen Stempel hatte er auf das Lebhaftigste verwahrt, als er sich 1621 seiner Altersschwäche halben von Gregor XV. einen Coadjutor mit der Aufsicht auf die Nachfolge, welche auch erfüllt wurde, setzen ließ, gleichwohl aber noch vor Ablauf desselben Jahres plötzlich starb.

Ein lautes Verdienst hatte sich Ghislieri während seiner bischöflichen Amtsführung dadurch erworben, daß er die Capuciner wieder in seine Residenz aufnahm und ihnen auch ein Kloster erbaute. Ingleichen gründete und errichtete er dafelbst innerhalb der Stadtmauern ein Hospital mit einer der heiligen Jungfrau geweihten Kirche, wie die noch daran befindliche Inschrift besagt. (B. Rose.)

GHISLERI (Andrea), ein italienischer Edelmann und tüchtiger Astronom zu Bologna in der ersten

Hälfte des 18. Jahrh., der sich durch die Herausgabe seiner astronomischen Beobachtungen unter dem Titel: Ephemerides notuum coelestium ab anno 1720 — 1740 zu Bologna in 4. einen Namen gemacht hat. Ein Zeitgenosse und Verwandter von ihm ist der Marchese

GHISLERI (Antonio), auch zu Bologna lebend, der Verse machte und diese unter dem Titel Poesie zu Bologna 1719 in 12. herausgab. Sonst ist Nichts weiter von ihm bekannt geblieben. (B. Rose.)

GHISOLFI (Giovanni), auch Chisolfi und Crisolfi genannt, ein vortrefflicher Landschafts-, Perspective- und Architekturmaler des 17. Jahrh., welcher aus einer adeligen Familie zu Piacenza stammte, aber zu Mailand nicht 1625, sondern 1623 geboren worden war. Er lernte die Kunst bei Hieronymus Chynolo und Peter Anton Volpini, besuchte aber nachher die Grundzüge Salvator Rosa's so genau, daß sich dessen Figuren von Ghisolfi's Bildern nur durch ihre größere Lieblichkeit unterscheiden ließen. Vielleicht wurde er grade aus diesem Grunde in der Folge als Schüler dieses Meisters aufgeführt, wie dies auch Kanzi thut. Derselbe Schriftsteller kennt Altarblätter in mehreren Kirchen von ihm, ingleichen Frescogemälde in gutem Geschmacke, so in der Kathedrale zu Pavia und im Sanctuario zu Varese. Andere Beweise von seiner rühmlichen Geschicklichkeit setzte er in den Ehrenportalen und anderen malerischen Erfindungen an den Tag, welche er zur Feier des festlichen Einzuges der Erzherzogin Maria Anna in Mailand ausführte.

Er ging um 1650 mit dem geschickten Kaiser Anton Busca, dessen treuer Freund er war, nach Bologna und nachher nach Rom, an welchem letzteren Orte beide die Kunstschäge, besonders die Alterthümer, studirten, nachahmten und malten. In diesen Gemälden pflegte Ghisolfi Historien und Fabeln in fuchshohen Figuren, aus der alten Geschichte und Mythologie mit ebenso gutem Geschmacke als edlem Colorite und mit ebenso wohlgeordneten als herrlichen Architekturen anzubringen; besonders aber rühmt man an einer andern Classe derselben die Annehmlichkeit, mit welcher er die Uebersicht des Alterthums in Perspective- und Architekturmalereien seinen Zeitgenossen vorbildete. Auch verstand er diesen Gemälden auf originelle Weise einen Reiz der Neuheit und Lebendigkeit dadurch zu geben, daß er auf ihnen Personen anbrachte, die bald ein altes Grabmal, bald eine alte Auffrischt oder ein Punctgefäß betrachteten, oder als neugierige Reisende sich mit ihrem Begleiter darüber besprachen, oder aber in einiger Entfernung von gewissen Werthwürdigkeiten stehend, durch lebhaftes Gebärden einander zur Beobachtung derselben aufmunterten. Dadurch wußte er die Gruppen ungezwungen mit einander zu verbinden und die einzelnen Figuren in Beziehung auf einander zu setzen, was von Kunstrichtern als die erworbene Sorgfalt eines tüchtigen Landschafters oder vielmehr Malers gerühmt wurde. Eben dadurch erwarb er sich Freunde unter den Kunstsanigen und einen ausgebreiteten Ruf, so daß er nicht nur gern aufgesucht wurde, sondern auch von allen Orten her Auf-

1) Die zahlreiche, ziemlich alte Adelsfamilie de' Ghislieri oder Ghislerii (de Ghialleria) hatte von jeher ihren Stamm in Bologna gehabt. Hier ließ sie sich aber 1445, unter Francesco de' Ghislieri an der Spitze, in die Verschönerung der Canobelli gegen den Liebhaber des Volkes, Annibale Bentivoglio, ein, und Francesco machte bei dessen Vertreibung den Vortrager auf die empfindliche Weise. Daher auch beim Ausbruche der Habsburg gegen die Republikoren die am meisten verdienstlichen Ghislieri das Schwert zu führen hatten. Ihre Häuser wurden von Grund aus zerstört, und sie selbst flüchtig geworden, suchten nun anderwärts Zuflucht. Ein Theil von ihnen ließ sich in verschiedenen Städten des Reichthums nieder, ein anderer im Kirchenstaate, der zu seiner persönlichen Sicherheit den Namen Confessarii annahm. Von jenen dagegen schlugen einige ihren Wohnsitz in dem Städtchen Bologni bei Alexandria, nachher in dieser Stadt selbst auf. Zu dieser gehören die Vorfahren unsers Prälaten und des Papstes Pius V. Vergl. Muratori's Scripta. rer. ital. XXI. 463 seq. und Aubry a. d. IV. 562 fg. 2) Siehe L'ephém., Italia sacra IX. 739.

trüge erhielt, solche künstlerische Aufschmückungen anzufertigen. Man sieht übrigens zu Venedig, Rom, Neapel, Mailand, Vicenza und Genua schätzbare Denkmale seiner Kunstgeschicklichkeit, sowohl in großartigen geschichtlichen Darstellungen, als auch in Altarbildern. P. Romano hat nach ihm das Blatt: die Tochter Jephta's, gezeichnet. Als er von seinen Reisen nach Mailand zurückgekehrt war, führte er auch mehrere Bauten, worin er sich gleichfalls ausgezeichnet, aus, ohne daneben die Malerei zu vernachlässigen. Fiorillo hält ihn eigentlich bloß für einen Perspective-maler und in dieser Kunstgattung für berühmter, als in der Landschaftsmalerei, während derselbe die Figuren als Schmutz seiner Gemälde weit lieblicher findet, als die seines Meisters und Lehrers Salvator Rosa. Im Uebrigen soll er auch in Fresco gemalt haben. Ghisolfi starb nach Orlandi zu Mailand 1683 in seinem 60. Jahre und wurde in der herzoglichen Kirche St. Johannis in Gonesa begraben. Ein Riß von ihm, Bernardo Rocchetti, folgte seinen Grundrissen auf loblicher Bahn und seine Ansichten, wie die des Clemente Opera, sind in Galerien nicht selten *).

(B. Röse.)

GHISONI oder auch GUISONI (Fermo), ein ausgezeichnetener Maler des 16. Jahrh., aus Mantua, dessen Lebensumstände nicht bekannt sind, nur weiß man, daß er, nach Vasari, von 1540 bis 1548 in seinem Geburtsorte theils nach Giulio Romano's, für dessen besten Schüler er gilt, theils nach Giovanbattista Ghisi's oder Bertano's (s. d. Art.), theils nach seinen eigenen Erfindungen und Zeichnungen gearbeitet hat. Vermuthl. soll ihn am meisten, so behauptet Lanzi, die Berufung der Apostel Petrus und Andreas (? Paulus) im Dome zu Mantua (nicht Mailand) gemacht haben, die er nach einem der feigsten und schönsten Cartons seines großen Lehrmeisters mit dem Pinsel ausgeführt hätte; allein grade Vasari, sein Zeitgenosse, schreibt dieses Meisterwerk dem Giovanbattista Ghisi (s. d. Art.) zu und auch Kugler billigt diese Annahme wenigstens stillschweigend, weil er in seinem Handbuche der Geschichte der Malerei (I, 646) nur die Kreuzigung Christi als Hauptwerk Ghisoni's ansührt. Nach Giulio's Tode (1546) malte er Vieles noch unter Leitung Giovanbattista Ghisi's, welcher Giulio's Posten am Hofe der Gonzaga's eingenommen hatte, sowohl nach dessen, als auch nach seinen eigenen Compositionen. Zu letzteren ist die bereits vorhin erwähnte Kreuzigung Christi in der S. Andraaskirche seiner Vaterstadt zu rechnen, welches Werk wegen der Zeichnung und des prägnanten Colorits gepriesen wird. Giulio hatte sich und nach ihm Ghisi Bertano seiner Hülfe oft bedient. Er starb in unbekannter Zeit *).

(B. Röse.)

*) Vergl. Büßli den Meistern S. 277 und Büßli den Jüngern I, 439; Fiorillo's Geschichte der zeichnenden Künste I, 301 und II, 639 u. 823, mit Lanzi's Geschichte der Malerei nach D'Anant und Wagner I, 495 und II, 455 fg. und den Betrachtungen über die Malerei (Beipzig 1763 in 8.) I, 438 fg.
*) Lanzi's Gesch. der Malerei in Italien nach v. D'Anant und Wagner II, 259. Ragler und Kugler kennen ihn bloß unter dem Namen Guisoni.

GHISSONI (Ottavio), ein Maler aus Siena, wo er noch im 16. Jahrh. geboren worden und nachmals in der Geschichte seines Vaterlandes als Künstler unerwähnt geblieben war, wiewol er sich durch seine heitern und correcten Frescogemälde ein Verdienst um die Kunst erworben hatte. Er hatte unter Giovanni de' Berti zu Rom die Malerei erlernt, und sich alsdann unter Cherubino Alberti ebendasselbst noch weiter ausgebildet, auch unter diesem Meister nachher gearbeitet, worauf er sich, wie Soprani erzählt, viel eingeübt haben soll. Indessen führen, bemerkt Lanzi, sein Vaterland, sein Styl und die Zeit seiner Ankunft in Genua auf die Vermuthung hin, daß er auch seinen Landmann und Zeitgenossen Arcangiolo Salimbeni benutzt habe, welcher eine Kunstschule zu Siena errichtet hatte. Nach Genua kam er 1610, wie man vermuthet auf Antrich des Ritters Ventura, der ein Sohn seines Lehrers Salimbeni war, um demselben in Malereien zu helfen. Jedoch empfing ihn bei seiner Ankunft, wie Soprani versichert, Meister Taddeo Carlone, der ihm auch auf die Dauer seines kurzen Aufenthaltes zu Genua Wohnung bei sich gab, mit welchem er gleichfalls zusammen gearbeitet haben soll. Lanzi spricht nur ziemlich mittelmäßig von ihm, weil seinem aufgeweckten, fröhlichen Style und seiner heitern Farbgebung die erforderliche Correctheit in der Zeichnung gemangelt habe. Sein Biograph Soprani und nach ihm Ratti, beide genuesische Künstler und Kunstrichter, halten ihn für einen unverkämpften Aufschneider und Winkebeutel, als Folge seines großen Leichtsinnes, der aber seine Fehler nur durch seine Geselligkeitstugenden und seine Dienstfertigkeit wieder gut zu machen wußte. Beide sagen indessen von Ghissoni's obigen beiden genuesischen Meistern geleistetem Beistande bei deren Arbeiten gar Nichts.

Bei seinem Auftreten in Genua soll er sich, nach den Versicherungen dieser beiden, vielleicht zu partiellischen Schriftsteller, als einen in der Plastik sehr geübten Künstler anempfehlen haben, allein die ihm übertragenen Stucaturarbeiten, mit welchen er die Kirche S. Nicolai da Tolentino schmückte, fielen so schlecht aus, daß er beschämt nun haßig zum Pinsel griff, und mit diesem in der That auch einige lobenswerthe Arbeiten ausführte. So malte er in der Heimgedächtniskapelle der heiligen Jungfrau in der Kirche Nunziata mehr hübsche Geschichten, die im Colorit und in der Zeichnung nicht schlecht ausfielen. Sodann zierte er die Kapelle des heiligen Vincenzio Ferreri in S. Maria di Castello mit Gemälden aus Fresco, die zwar nicht harmonisch, aber doch sonst ansprechend gerathen waren. Von seinen übrigen Werken werden keine weiter namentlich aufgeführt *); ebenso ist unbekannt, wann und wo er sein abenteuerliches Künstlerleben beschloß.

(B. Röse.)

*) Vergl. Ratti. Soprani's Vite de' pittori, scultori ed architetti Genovesi in der 2. Ausg. von Carlo Giuseppe Ratti (1768 in 4.) I, 457 fg. und Lanzi's Geschichte der Malerei in Italien nach v. D'Anant und Wagner I, 306 und III 260 mit Ragler a. a. O. S. 146.

GHISTEL oder GHISTELLÈRES, ein Markt-
steden in der belgischen Provinz Westflandern im Be-
zirke von Ostende, südlich von Ostende an der Straße
von Brügge nach Dünkirchen mit 2500 Einwohnern.
Der Ort treibt starken Handel mit Wolfrich, Holz-
schuppen und Blumen. (H. E. Hüssler.)

GHISTEL, Steden des vormaligen freien Landes
von Flandern, soll seinen Ursprung einem Wolfart ver-
danken, der, nachdem er von dem heiligen Arnold die
Taufe empfangen, neben seiner Heile Albenburg den
Ort Ghisfel anlegte. Einer seiner Nachkommen etwa,
Bertulf von Ghisfel, heirathete hochvornehme Keltren
aus dem Lande Boulogne, des Wifried und der Agina
Tochter, Godelioa, die so tugendhaft als schön, eine
Verächterin der Welt und ihrer Herrlichkeit, auch im
Ehestande Christi allein zu sein begehrte. Das, und
mehr noch die böse Schwiegermutter, mögen sie dem Ge-
mahl verhaßt gemacht haben, und dieser ließ die Fremde
durch seine Diener morben, 1070. Der That folgte
jedoch auf dem Fuße die Reue; zu büßen die schwere
Sünde, verschloß Bertulf sich in der Abtei Wynober-
gen, um, ein demüthiger Mönch, durch die Strenge
seiner Asketungen, dem ganzen Convent vorzuleuchten.
Ueber dem Grade der gottseligen, als eine Heilige an-
erkannte, Godelioa (Gottliebe, oder auch gut und lieb),
erbaute die Anbacht eine Kapelle, die sich allmählig in
ein Kloster Benedictinerordens verwandelte, und, in
Folge feindlicher Zerstörung, nach Brügge verlegt,
dasselbst bis auf die Zeiten der allgemeinen Säkularisation
als ein Nonnenkloster nämlich Ordens unter dem
Titel der heiligen Godelioa bestand. Außerhalb des
Ortes Ghisfel gelegen, hatte es in seinem Bereiche einen
Brunnen, dessen Wasser wegen seiner wunderthätigen
Heilkräfte hoch in Ehren gehalten wurde. Wolfart von
Ghisfel soll in Gesellschaft des Grafen von Flandern, des
jüngern Robert, den Kreuzfahrern, welche mit der Er-
oberung von Jerusalem ihre Unternehmungen krönten,
sich angeschlossen haben. Balduin von Ghisfel wird 1140
genannt. Robert, Wolfart und Balther erscheinen
1178, Johann, Herr in Ghisfel, Bertulf, Wolfart,
Martin und Balduin 1200. Johann aus Bornmylet,
in der Castellanei Ipern, wird um 1255, Johann III.,
Herr auf Ghisfel, Motte, Bornmylet und la Voestynne
1275 angeführt, dieser auch, und seine Gemahlin Ma-
bella de la Voestynne als Stifter des Augustinereremiten-
klosters zu Brügge. Roger von Ghisfel wurde zugleich
mit seinem Lehnsherrn Guido von Dampierre, Graf
von Flandern, als Gefangener in Frankreich festgehalten,
1299. Dagegen hatten die andern Linien der Ghisfel
sich der den Franzosen anhängenden, ihre Erfolge mächtig
fördernden Partei der Lilianen zugewandt. Johann
von Ghisfel stand an der Spitze der Herrengefechter
in Brügge, welche auf die Unterstützung Jacob's von
Ghastillon und seiner 500 Reifigen zählend, dem Treiben
des Peter de Kenning ein Ende zu machen gedachten.
Es wurde verabredet, daß Ghisfel mit dem Häuten der
Kriegsglocke das Volk ansprengen sollte. Dies wurde
verrathen oder errathen. Mit dem ersten Lärm der

Frühglocke strömte alles Volk bewaffnet zusammen, trieb
durch seine Uebermacht die Ritter in das Castell, Ge-
schützen und seine Reifigen hielten unthätig vor den Thoren,
viele Geleute wurden erschlagen, Ghisfel entfloß,
Mitte Juli 1300. Als Herr der Baronie Ghisfel wird
1324 Johann genannt. Guido, Wolfart und Theodorich,
Balther's Sohn, schieden bei Gressy 1346, wo,
der Sage nach, Graf Ludwig von Flandern durch den
Grafen Karl von Alençon getödtet wurde. Diesen soll
hierauf Johann von Ghisfel niederschlagen haben, wo-
für ihn aber einer der Ritter des Erschlagenen in un-
erklärlicher Weise mordete. Johann von Ghisfel be-
fand sich an dem französischen Hofe und in des Königs un-
mittelbarer Nähe, als diesem der von Bournesel von
seiner Gefangenschaft zu Eluis berichtete, 1379. Er
berichtete in der gespanntesten Aufmerksamkeit, „et tant
que finalement il ne se put taire, pourtant que
messire Pierre, ce lui sembloit, parloit trop avant
sur la partie du comte. Si dit ainsi: Je ne puis
pas tant ouïr parler du comte de Flandre mon
cher seigneur; et si vous voulez dire, chevalier,
que il soit tel comme vous dites ici, ni que il ait
de son fait empêché votre voyage, je vous en
appelle de champ et vœz ci mon gage. Le sire
de Bournesel ne fat pas ébahi de répondre et dit
ainsi: Messire Jean, je dis que je fus ainsi mené
et pris du baillif de l'Escluse et amené devant le
comte; et toutes les paroles que j'ai dites, le comte
de Flandre et le due de Bretagne les ont dites;
et si vous voulez parler du contraire qu'il ne soit
ainsi, je lèverai votre gage. — Oïl, répondit le
sire de Ghistelless. A ces paroles, le roi se mé-
lancolia et dit: Allons, allons, nous n'en voulons
plus ouïr. Si se départit de la place et reentra en
sa chambre avecques ses chambellans tant seule-
ment, moult réjoui de ce que messire Pierre avoit
si franchement parlé et relévé la parole de mes-
sire Jean de Ghistelless, et dit ainsi en riant: Leur
a-t-il bien maché! je n'en voudrais pas tenir vingt
mille francs. Depuis avint que messire Jean de
Ghistelles fut si mal de cour, qui étoit chambellan
du roi, que on le véoit envier; et bien s'en aper-
çut; si ne put souffrir les daungers, et prit congé
du roi et se partit et s'en vint en Brabant devers
le duc Wincelin de Brabant qui le retint.“ Guido
von Ghisfel folgt unter den Fägern des Grafen Ludwig
von Flandern, als dieser an den Thoren von Brügge
die schmachliche Niederlage durch die Genter erlitt, 1382.
Wie der Graf selbst, wie so viele andere Ritter, ent-
floß Guido dem Schicksal, ohne doch mit der Mehr-
zahl seiner Unglücksgefährten in Flucht zu suchen.
Er wendete sich ferwärts, gelangte nach einer der ge-
ländischen Inseln und traf dort den Grafen Guido von
Blois, „qui lui fit bonne chère et lui départit lar-
gement de ses biens pour lui remonter et le re-
mettre en état et le retint dechez lui tant qu'il
y vult demeurer.“ In dem Treffen bei Rosbode,
den 27. Nov. 1382, erlagen die Genter ganz und gar,

ein großer Theil von Flandern eilte, um dem Sieger sich zu unterwerfen, vor Allem Brügge, das widerwillig der übermächtigen Genter Foch getragen hatte. R. Karl bestellte zum Kommand von Flandern Herrn Johann von Ghistel, einen andern Johann von Ghistel setzte er als Hauptmann nach Brügge, wie das brüßlich Froissart ausdrückt. „Il ordonna le grand seigneur de Ghistel à être regard de Flandre, et messire Jean de Ghisteltes, son cousin, à être capitaine de Bruges.“ Bei dem am 31. März 1382 zu Brügge abgehaltenen Turniere zogen Johann von Ghistel und Johann von Gruuthuse, ein jeder an der Spitze von 50 Edelknechten, seine Vasallen auf. Die Fehde, welche diese beiden Herren mit der Familie von Boven und den Gentern gehabt, wurde 1383 vertragen. Roger von Ghistel war Hauptmann in Damme 1385, und nachdem das Unternehmen auf Yverburg mißlungen, dachte der Anführer der Genter, Adernmann, ihm einen Besuch zu. „Quand il vit qu'il avoit failli, il s'en alla vers le Dam, et vint là au point du jour, et rencontra les espies que il y avoit envoyez le samedi; car en un bosquet près de là, entre le Dam et Ardembourch, il avoit jété une embûche. Ses espies lui dirent quand ils l'encontrèrent: Sire il fait bon au Dam; messire Roger de Ghistelle, le capitaine n'y est point; il n'y a que dames. Et ils disoient voir; car ce samedi il étoit venu à Bruges avec vingt lances; si n'en étoit point encoro retourné, dont il fut grandement blâmé, car au partir il se confit en ceux de la ville que étoient, ce lui sembloit, gens assez, et en son lieutenant.“ Die Stadt wurde genommen, den 17. Juli 1385, ungläubliche Beute mit ihr. „Ackermann fit tantôt un bau et un commandement, et sur la tête, que aux gentilles dames et demoiselles qui dedans le Dam étoient, nul n'atouchât ni ne fit mal. Si en y avoit-il des dames jusques à sept, qui étoient venues voir la dame de Ghistelle, femme à messire Roger de Ghistelle, qui étoit si encointe que sur ses jours.“ In Brügge war mittlerweile der Franzosenhaß auf das Höchste gestiegen, es ergab sich in der großen Stadt eine Gährung, die zu einem förmlichen Blutbade führen konnte, 1386. „Et Dieu y ouors proprement pour les François. Et le sire de Ghistelle, qui pour ce temps étoit à Bruges, quand il entendit que le commun s'armoit et que gens couroient en leurs hôtels aux armes, il sentit tantôt que c'étoit pour tout perdre et sans remède. Si monta à cheval, lui cinquante ou sixième tant seulement, et se nit en milles rues; et ainsi qu'il les encontroit tous armés qui se traînaient vers le marché, il leur disoit: Bonnes gens, où allez vous? vous voulez vous perdre. N'avez vous pas été assez guerroyés, et êtes encore tous les jours, de gagner votre pain? Retournez en vos maisons, ce n'est rien. Vous pourriez mettre vous et la ville en tel parti que Bruges sera toute détruite. Ne savez-vous pas que le

roi de France et toute sa puissance est en ce pays? Ainsi les epaisa ce jour le sire de Ghistelle et les fit retourner par ces douces paroles en leurs maisons, ce que point n'eussent fait brièvement, si il n'eût été à Bruges; et les barons et les chevaliers de France avoient si grand doute que ja s'enfermoient-ils en leurs maisons et en ses hôtels où ils étoient logés, et vouloient là attendre l'avenue.“ Johann's, des Herrn von Ghistel, Angelmünster, Vize, und der Margaretha von Ringelste älteste Tochter, Isabella, heirathete 1383 den Hugo von Melun, und als dessen Witwe den Robert von Bethune Vicomte von Neaur. Sie starb 1438, eben von einer Wallfahrt nach Rom zurückgekehrt. Sie hat der Kirche von Ghistel reiche Erbkate geschenkt, sieben Kaplanen dabei gestiftet, Grundstücke erworben, von deren Erträge die Tagelöhner regelmäßig in dieser Kirche abzulösen. Auch die Armen wurden von ihr reichlich bedacht. Die Baronie Ghistel und viele andere Güter vererbte sich auf ihre Tochter Johanna von Bethune, deren Tochter erster Ehe, Johanna von Bar, den ganzen Reichthum ihres Hauses in die Ehe mit Ludwig von Luxemburg, dem berühmten Connétable, trug. Ludwig's Urenkel, Anton II. von Luxemburg, verkaufte Ghistel 1515 an den erbenloser Patricier Johann Karl Afsait. Es blühten aber fortwährend die Herren von Ghistel in mehreren Linien. Johann's und der Isabella von Kade ältester Sohn, Johann, Herr auf Ghistel, Barneton, Angelmünster, Vize, Ruyersbelle, Beveren, Pontaubin, Wulfsmühle, Wanduppe, Verrenbrecht, Sandvicht, Almes, Severcourt, Dandones, Warghem, Wombay, Quincy, des großen Fohs zu Brügge, Castellan zu Wynnebergen, Gubernator, Generalcapitain und Oberjägermeister von Flandern, des Herzogs Johann von Burgund Kämmerer, wird 1403 genannt. In zweiter Ehe mit Johanna von Ghistillon, Frau auf Et. Lambert, Marie, la Lomballe, la Harre, Franq, Noelle, gewannen er drei Kinder, Johann, Ludwig und Johanna. Diese, Johann's von Ghalen, des Herrn von Ghistebelin kinderlose Witwe, nahm 1413 den zweiten Mann, Johann von Neufchâtel, und das Ehepaar hat sich am 30. Oct. 1421, in Bezug auf die Herrschaften Barneton und Vize mit der Vicomtesse von Neaur, Isabella von Ghistel, geeinigt. Der Frau von Neufchâtel Bruder, Ludwig, heirathete laut Eheverbindung von 1415, Johann's von Luxemburg des Herrn von Beaurvoir Tochter, Johanna, die als kinderlose Witwe am 28. Oct. 1419 den zweiten Mann nahm, Johann I. von Melun, Herr auf Antioing und Epinoz. Unter den Nebenlinien von Ghistel ist unbekannt die von Dudyzele im Freiland die wichtigste. Roger von Ghistel auf Straten nahm zum Weibe die Erbin von Dudyzele. „Jacob von Ghistel auf Dudyzele, ein tugendhafter Ritterknecht, gerieth zu großem Unwillen mit den 17 Reringhen von Brügge in Streit, die ihn der Unterschlagung einer starken Geldsumme beschuldigten, ihn auch vom 13. Febr. bis 4. Mai 1488 in engem Gewachsaum hielten. Sie thaten ihn darauf, wie den Käthen des Königs geschehen, stecten das große Ban-

ner der Stadt aus und zogen darauf in ganzen Schwärmen nach dem Gefängnisse, wo sie des Mannes sich bemächtigten, demnächst den Schöffien ihn überlieferten, auf daß er zum Tod gebracht werde. Nun hatte er in dem vorigen Kriege unfäglichen Schaden erlitten, seine Schloßer plündern, verderben, brechen gesehen, und hatten für deren Wiederherstellung die Stände von Flandern ihm 20000 Schilde demüßigt, von der Stadt Brügge zu erheben, das legten ihm aber die Brüggeleute als willkürliche Erpressung aus, und sie haben dergestalt gegen ihn geklagt, daß über ihn das Todesurtheil gesprochen wurde. Seine Hausfrau, Katharina von Etavele, adliger Herkunft und tugendhafter Art, suchte alle Mittel, ihrem Herrn in der Todesgefahr beizuhelfen, das Leben ihm zu retten, und sie hatte dabei zu Mittlern den Propst von Liebfrauen, mehrere wichtige Männer von den Nationen und sonstige Geistliche und Edle. Und als die Stunde gekommen, daß die Henker auf dem Blutgerüste die Hinrichtung vorbereiteten, und der von Dudgele, nachdem er den Befehl eines Bruchvaters empfangen, bis auf's Fremde entkleidet, um den Todesstoß zu empfangen, versuchte die treue Frau alles Mögliche noch, ihn zu retten; um so eher die Hart-herzigen, die in Besesselt Verkeimten zum Mitleid zu rühren, hielt sie ihre zwei jungen Töchter an der Hand, und begleitet von den ansehnlichen Herren, die sie gewonnen, ging sie von Banner zu Banner und von Delfen zu Delfen, warf sich auf die Knie, weinte und bat um Jesu Krden willen, man wolle ihres Herrn verschonen, und seine Missethat vergeihen. Es sprach auch der Propst von Liebfrauen: „Sehet Euch an die edle Frau und ihre schönen Kinder, die so demüthiglich euch anrufen und bitten. Der gute Herr hat Eigenthum zu Brügge und sonst in Flandern; die edle Frau bietet euch Alles, was ihr Herr, was sie besitzt, in Einkommen und Herrschaften, um das zu verkaufen und den Ertrag für die Schadloshaltung, welche ihr fordert, zu verwenden, und wenn das nicht hinreicht, will sie mit Mann und Kindern für immerdar aus Flandern verbannt sein.“ Das Anerbieten, welches Weibern annehmlich gesien, wurde verworfen, deshalb die Frau großen Schmerz empfand. Der von Dudgele, welcher von ihrer Verwundung das Leben gehofft hatte, wurde von Angst und Traurigkeit ergriffen, seine Frau aber beharrte in ihrem Streben, drängte sich zur Blutbühne und verlangte Aufschub. Da schrien Einige, die fürchteten, es möge Gnade gegeben werden: „Sla dood! sla dood.“ Ueber diesem Schreie verlor die klagenwerthe Frau alle Hoffnung, das Bitten, Versprechen, Ersach irgend etwas fruchten sollten; vernichtet, halb todt, wurde sie sammt ihren Kindern mit großer Mühe aus dem Gebränge gerissen und nach ihrer Wohnung gebracht; als Oedenzeichen trug sie eine Wunde am Arme davon. Auch ihre Begleiter, das Aeußerste befüchtend in dem wilden Treiben, ritten nach Hause, verfolgt von dem weitbenden Geschrei: „Schafft und den Menschen weg, laßt uns in Eile Gerechtigkeit angedeihen.“ Da sprach, alle Hoffnung zu lehren aufge-

bend, der fromme Ritter zu dem Henker: „Reißer Karl, lieber Freund, warte meines Amtes und entrücke mich den Augen dieses wunderlichen Volks.“ Mit den Worten, die Augen verbunden, warf er sich auf die Knie, und Reißer Karl schlug ihm den Kopf ab: der fiel auf ein rothes Tuch. Sein Tod, den 8. März 1489, wurde höchlich beklagt von mehrern edeln Herzen, denen seine löblichen Eigenschaften bekannt waren, und sel sehr schmerzhaft der zahlreichen und hochvornehmen Freundschaft.“ Stabella, Tochter von Karl von Ghisfel auf Proust und der Vrothe-Merlin, Gouverneur von Bracheln, und von Barbara de la Plande, Gräfin von Winbin, Espinghen und Wagnines, wurde durch Ehevertrag vom 11. Juli 1614 des Nicolaus von Mailly-Espine Gemahlin. Philipp Alexander Emanuel Franz von Ghisfel, Marquis von S. Floris, von la Vieille-Chapelle und von Croix wurde am 16. Aug. 1760 von der Kaiserin-Königin in den Fürstenstand erhoben. Seine Gemahlin oder Tochter, die Prinzessin von Ghiselle, war die einzige Vertraute des Entschlossenen der Prinzessin Louise Maria, Tochter K. Ludwig's XV., bei den Karmeliten von S. Dengs den Schleier zu nehmen, begleitete sie dahin, den 13. April 1770, und erhielt auch den besten Theil von dem Schmuck der angehenden Klosterfrau. Der Ghisfel Wappen zeigt einen Sparren von Hermelin im rothen Felde.

(r. Stramberg.)

GHISTELIUS oder VAN GHISTELE (Cornelius), ein glücklicher lateinischer und flämändischer Dichter des 16. Jahrh. und einem alten adeligen Geschlechte angehörnd, stammte aus Antwerpen, wo er in unbekannten Zeiten geboren worden und auch gestorben ist, doch noch als Zeitgenosse des Erasmus von Rotterdam erscheint, welchen er im flämischen Dialecte unterrichtet haben soll. Ghistele schrieb seine Immo-latio Iphigeniae (Antwerpen 1554.) und sein Carmen gratulatorium in Philippum Angliae regem ac Principem Hispaniae (Antwerpen 1558.), im elegischen Versmaße. In flämische Reime übertrug er um die Mitte des 16. Jahrh. die Aeneide des Virgil, die Satyrn des Horaz, die Comödien des Terenz, und die Epistolae Heroïdum des Ovid, womit er sich Beifall erworben haben soll, da seine Sprache weniger roh ist, als die der übrigen Mitglieder der Rhetorikerkammer zu Antwerpen, die damals dort unter dem Namen Goudsbloem bestand und deren Mitglied Ghistele war. Uebrigens ist dieser Dichter durch seine Gattin Antonia Venciop, geborene v. Prederebe, Vater des tapferen niederländischen Officiers Peter v. Ghistele oder Ghistelles geworden, welcher mit Auszeichnung gegen die Spanier focht und als Commandant zu Ostrnde den 21. März 1604 starb*).

GHISTELLA (Jobst oder Josse van), auch Jodocus Ghistellus genannt, ein wenig gekannter flämändischer Reisender des 15. Jahrh., über dessen Lebens-

*) Beogr. Societät Athenae belg. p. 186 und Poppens, Bibliotheca belg. 1, 201, mit Dictionnaire universel etc. VII, 415.

umstände und Standesverhältnisse uns Nichts weiter bekannt worden ist, als daß er unter der burgundischen Herrschaft noch gelebt und dem Ritter- wie dem Herrenstande angehört hatte. Er war Herr (toparcha) von Crete, Mactabe, Moree und andern Ortschaften, vierter Rathsherr (Proto-Scabinas) zu Gent gewesen und nach der Rückkehr von seiner großen, achtjährigen Reise durch Europa, Asien und Afrika am 23. Juni 1485 zu Antwerpen gestorben.

Diese Reise unternahm Ghistella höchst wahrscheinlich um die Zeit des Follés Herzogs Karl des Kühnen von Burgund und nicht erst 1481 und vollbrachte sie in Begleitung seines Kaplans, Ambrosius Zeebout, auf den Wanderungen durch Lussafien, Italien, Syrien, Griechenland, Thracien, Asien, Arabien, Aegypten, Mauritania, Persien, Medien, Mesopotamien, Cyprien, Palästina u. s. w., theils zu Wasser, theils zu Lande, innerhalb acht Jahren. Erst 1485, seinem Todesjahre, soll er in seine Heimat zurückgekehrt sein. Er hinterließ ausführliche in seiner Muttersprache niederbeschriebene Bemerkungen über diese Reise in der Form eines Itinerariums, acht Bücher stark, welches Reisevermerk aber nochmals von Einigen seinem Kaplane A. Zeebout (ob irthümlich?) zugeschrieben worden ist. Dasselbe erschien indessen erst 1563 zu Gent in Fol. und zwar nach Hoppens' Text, d. h. im niederländischen Dialecte unter dem Titel: Voyage van Mher Joos van Ghistelle in den landen van Slavonien, Grieken, Turcken, Candien, Rhodes ende Cypres etc. im Drucke, und es berichtet darüber der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. lebende Abraham Ortelius zu Antwerpen, der sogenannte niederländische Ptolemäus, in seinem Theatrum orbis terrarum. Nach Grässe erschien das Werk schon 1557 in 4. zu Gent und in einer andern Auflage 1572 in Fol. ¹⁾ Im Uebrigen sind die Vermuthungen über den wahren Verfasser dieses Werkes noch sehr so verworren, daß man Josse Ghesel, d. h. Ghistella sogar für einen von Ambrosius Zeebout angenommenen falschen Namen erklärt ²⁾.

Zu Folge der ergänzenden, jedoch nicht durchweg verbürgten und berichtigen Nachrichten Barron's über Jobst van Ghistelle in der Biogr. univ. XVII, 290 wäre dieser nicht sobald nach seiner Rückkehr von der großen Wanderung, die hier bloß auf eine fromme Wallfahrt zum heiligen Grabe irthümlich beschränkt wird, gestorben, sondern hätte neben seiner hohen genter Magistratswürde, wenigstens seit 1492 noch das Amt eines Großvogtes zu Gent bekleidet und auch den Erzbischofen Maximilian I. und Philipp dem Schönen von Flandern als Hofbeamter und Rath gedient, sobald er erst zu Ende des 15. oder zu Anfang des 16. Jahrh. verstorben sein müßte. Derselbe Gelehrte läßt ihn auch gegen andere bessere Nachrichten jene Reise erst 1480 antreten. Dagegen ist wohl glaublich, daß van Ghistelle

oder Ghistella in seiner Jugend dem Herzoge Karl dem Kühnen von Burgund gedient habe und dafür von diesem 1464 mit dem Ritterschlage ausgezeichnet worden sei. Nach Warren hat van Ghistelle seine in flämischer Mundart verfaßte Reisebeschreibung dem Kaplane Zeebout in die Feder dictirt. Hierüber findet man gleichfalls in Boucher's de la Richarderie Bibliothéque universelle des voyages IV, 403 Nachrichten, doch wird Zeebout dort fälschlich Serbent genannt und dem Ritter van Ghistelle der Vorname Joseph gegeben.

(B. Rös.)

GHITTI (Pompeo) oder GHITI, ein gewandter Maler und Kupferstecher aus Marone im Gebiete Brescia, wo er 1631 geboren worden war. Er lernte die Kunst bei Octavian Amigoni zu Brescia, späterhin bei Johann Baptist Diserpoli (Zoppo di Lugano) in Mailand, welchem er auch bei seinen Arbeiten an die Hand ging und zugleich die Verbesserung seiner Manier verdankte. Ghitti erwarb sich durch die Fruchtbarkeit seiner geistreichen Erfindungen, durch die Correctheit seiner Zeichnungen, durch seine Fertigkeit und Schnelligkeit im Arbeiten, welche ihn zur Dreifachheit des Vertrags hinriß, einen guten Ruf in Italien. Diese Eigenschaften tragen die zahlreichen Del- und Frescogemälde an sich, welche er bei seinem Tode 1703 hinterließ und an welchen bloß die Schwäche des Colorits getadelt wird, worin er seinem Lehrmeister nachstand. Außerdem sah Orlandi im Hause dieses Künstlers Schränke, die mit ausgezeichneten Federzeichnungen und Aquarallüren von seiner Hand angefüllt waren. Ghitti wurde zu öffentlichen und Privatarbeiten in Großem wie in Kleinem, in Del- und Frescofarben sehr gesucht und gebraucht.

Seine Kupferstiche, deren nur vier noch bekannt sind, zeichnen sich durch gute Zeichnung, gewandten und feinen Stich, durch passende, einsichts-voll angebrachte Schraffirungen in der Manier eines mit der Feder oder dem Bleistifte sehr geübten Künstlers aus. Diese Werke sind die heilige Familie nach Diserpoli, die Raft derselben Familie auf ihrer Flucht nach Aegypten, ebenfalls nach demselben Meister, die Dornenkrönung Christi nach Lizon's berühmtem Bilde in S. Morio de Grazia zu Mailand und der heilige Abt Maurus unter Kranken und Gebrechlichen, die er heilt, nach seiner eigenen Erfindung. Außerdem soll es noch einige Blätter von seiner Hand geben, welche gut gezeichnet, mit behender und verständiger Nadel, in Gruppenmanier, gestochen sind. Er unterzeichnete seine Werke mit seinem vollen Namen, entweder Pompeus oder Pompelus Ghitti, erreichte ein Alter von 72 Jahren und hinterließ zahlreiche Schüler, unter denen Pietro Uogadro aus Brescia hervorragt ³⁾.

(B. Rös.)

GHIZZOLO (Giovanni), aus Brescia gebürtig, war um 1619 Kapellmeister des Cardinals Aldebrandini zu Ravenna, und sehr geschätzt als Kirchencomponist.

¹⁾ Auser Hoppens' Bibliotheca belg. II, 768 wurde noch benutzt Sueretti Athenae Belgicae p. 493. ²⁾ Vergl. das neueste Wörterbuch der Pseudonymen von Emil Heller (Leipzig 1856 in 8.) S. 65.

³⁾ Ad. Bartsch, Le peintre-graveur XXI, 169 — 172; Hügli den Meistern S. 277 und Hügli den Jüngeren I, 439, mit Ranzi a. a. D. II, 204 fg. u. 229.

Man hat von ihm: Misse, Salmi, Littanie B. V. Falsi bordoni, et Gloria Patri, concertati quingue a nove voci, servandosi del secondo Choro a beneplacito con il Basso per l'Organo. (Venet. 1619.) Misse, Salmi e falsi Bordon a 4 voci. (Ibid. 1620.) Salmi etc. (Venet. 1622.) u. a. m. Seine Compositionen sollen sich auf 20 belaufen, unter denen Bergameno einige in seinen Parnassus musicus Ferdinand. (Venet. 1615.) aufnahm. Chigizet's Todesjahr ist unbekannt *).

(Heinrich Döring.)

GHÖR bezeichnet zunächst als Appellativum im Arabischen (جور, Ghaur) einen tiefliegenden Landstrich, eine Ebene, besonders eine solche, welche zwischen zwei Gebirgshängen liegt, eine Thaleinsenkung; mit dem Artikel versehen El-Ghör oder durch einen nachfolgenden Genitiv bestimmt, wird es dann ferner als Eigennamen für mehrer Gegenden von der angegebenen Beschaffenheit gebraucht. So heißt bei den Arabern El-Ghör oder Ghör von Schâmah der Theil dieses Landstriches in Arabien zwischen Dât-Irt und dem rothen Meere oder in weiterer Ausdehnung der westliche Theil dieses ganzen arabischen Districtes gegen das Meer. — El-Ghör wird dann aber vorzugsweise von den älteren arabischen Geographen (el-Isaachri, Abulfeda el-Edrisi) und noch heute von den in jener Gegend nomadisirenden Araberstämmen ein Theil des vom Jordan durchströmten Thales genannt, welcher im alten Testamente בְּרֵאשִׁית הַיַּרְדֵּן (der Kreis des Jordan) oder auch בְּרֵאשִׁית הַיַּרְדֵּן, im neuen Testamente η αρχή του ποταμού und bei Josephus (Bell. jud. 4, 8, 2) τὸ πρὸ τοῦ ποταμοῦ heißt und dem Aulon des Eusebius und Hieronymus entspricht. Genaue und ausführlichere Nachrichten über dieses in mehr als einer Beziehung so merkwürdige Thal rühren erst aus diesem Jahrhunderte her. Wenngleich die Jordanaue seit Alters von unzähligen Pilgern besucht worden ist, so war doch einerseits das Reisegiel für die Meisten nur die von der Tradition bezeichnete Stelle des Jordan in der Nähe von Jericho, wo der Heiland von Johannes die Taufe empfing, um an dieser heiligen Stelle zu baden, von denjenigen aber, welche, wie Antonius Martyr, der heilige Hilibaldi oder König Baldwin I. u. A., längere Strecken durchzogen haben, sind keine specielleren Nachrichten über ihre Reise vorhanden. Erst die Berichte der reisenden Forscher seit dem Beginne dieses Jahrhunderts, von denen besonders Ezech, Burchardi, Irby, Wangles, Banks, Ludingham, v. Schubert, Robinson, Ruffeiger, Cadow, Wilson, Moore, Beck, Symonds, Molynux und Lynch zu nennen sind, haben das Material geliefert, auf welchem die ausführlicher, ins Detail gehende Darstellung ruht, welche Ritter im 15. Theile seiner Erdkunde S. 152—780 von „der großen Einsenkung des Jordanthales, dem Stromsysteme und Stromgebiete

des Jordan's" gibt. Seitdem ist zu dem daselbst verarbeiteten Materiale noch die vollständige Ausgabe des von Ritter bereits in einem früher erschienenen Auszuge benutzten wissenschaftlichen Berichtes von Lynch erschienen: Official Report of the United States' Expedition to explore the Dead Sea and the River Jordan, by Lieut. W. F. Lynch. Published at the National Observatory, Lieut. M. F. Maury, superintendent, by authority of the Hon. W. A. Graham, Secretary of the Navy (Baltimore 1852. 4.) 235 S. mit einer großen Karte des Jordanlaufes und des todtten Meeres und 16 Taf. Abb., worin dem früher Mitgetheilten noch Geologisches, Paläontologisches, Ornithologisches, Botanisches, Astronomisches u. A. hinzugefügt ist; ferner: Sauley's Beschreibung der von ihm auf Kosten der französischen Regierung unternommenen Reise: Voyage autour de la mer morte et dans les terres bibliques par M. F. de Sauley (Paris 1854. 4.); sowie die kleineren Abhandlungen: Recent explorations of the Dead Sea by Joseph B. Thompson (in der amerikanischen Biblioth. sacr. vol. XII. 1835. S. 528—558), und On the Lake Phiala — the Jordan and its Sources by the late Captain Newbold (Journ. of the R. Asiatic Soc. vol. XVI. p. I. S. 8—31). — Es ist jetzt mit Gewißheit erwiesen, daß sich von dem Libanon bis zum asiatischen Golfe zwischen Keilen, mauerartig zuweilen zu mehrten tausend Fuß emporsteigenden, fast ohne Einschnitte und Zackengipfeln fortlaufenden Kalksteinbergen eine große, mehr hundert Fuß unter dem Meeresspiegel liegende Erbspalte erstreckt, welche im Ganzen der Richtung von Norden gen Osten, nach Süden, gen Westen folgend, vom Jordan durchströmt wird, der seine Quellen im Gebirgslande des Libanon hat und im todtten Meere, welches gleich dem See von Tiberias als eine bedeutendste Erweiterung jener Erbspalte zu betrachten ist, sein Ende erreicht. Mit dem Namen Ghör wird nun keineswegs diese Thaleinsenkung in ihrer ganzen Längenausdehnung bis zum Meerbusen von 'Arabab, auch nicht vom Beginne des Jordanlaufes an genannt, sondern Ghör heißt diese Thalebene von dem Südbende des Sees Genezareth an bis zu einer Klippenreihe, welche, ungefähr drei Stunden südlich von dem todtten Meere eine unregelmäßige Curve bildend, sich wie ein Kreisabschnitt, dessen Sehne etwa sechs oder sieben englische Meilen in der Länge beträgt, über das ganze Ghör hinwegzieht und den Anfang der Bodenerhebung nach der unter dem 30. Grade zu stehenden Wasserscheide zwischen dem Bahr Euphrat und dem Bahr 'Arabab ausmacht. Seine Länge beträgt darnach ungefähr 13 Meilen. Nördlich bis zum Anfange des Thales und südlich von dieser eben angegebenen Grenze bis 'Arabab ist dasselbe nur unter dem Namen el-'Arabab bekannt *).

*) Die Ansicht, daß die älteren arabischen Geographen den Namen des Ghör bis 'Arabab ausgedehnt haben, folgt vermuthlich nicht mit Nothwendigkeit aus den Worten el-'Ayschah's; die betreffende Stelle lautet (nach Arnold, Chrest. arab. p. 95): „Der Anfang des Ghör ist der (heilighen) See, dann erstreckt

*) Vergl. Gerber's Neues histor.-biographisches Lexikon der Zeitkünstler. 2. Th. S. 311. Wagner's Universallexikon der Kunstz. S. 247.

Thalebene ist dann wohl zu unterscheiden das eigentliche Bett des Jordan, eine etwa eine Meilestunde breite, noch tiefere Einsenkung, als das übrige Ghör, in welcher der Jordan, während der Beschiffung durch Lenz, Lynch im J. 1848, bei wechselnder Breite von 80—30 Schritt und verschiedener Tiefe von 10—2 Fuß, jedoch mit Spuren höheren Wasserstandes am Schiffe des Ufers, in unzähligen Windungen, besonders gleich nach dem Ausflusse aus dem Libanossee und über nahe an 30 größeren und viel mehr geringeren Kataracten sich ergoß. Dieses niedrigere Thal war da, wo Burchardt es sah, mit hohen Bäumen und üppigem Grün bedeckt, welches einen auffallenden Contrast mit den sandigen Abhängen bildete, die es von beiden Seiten begrenzten, und welche im nördlichen Theile bis zu einer Höhe von 40 Fuß, im südlichen sogar bis 60 Fuß heranstiegen. Auch Lynch fand die Ufer des Jordan von Rohrwäldern, herrlicher Waldung, Dickichten von Tamarisken, Weiden und wilden Pistacien eingeßt, die von Nachtigallen und vielen anderen Singvögeln, sowie von Störchen, Kuckuckern und Enten belebt waren, während Scharen von Uferschwärmen und Tauben an den Uferschlüpfen schwärmten, Habichte die Höhen umkreisten, wilde Schweine durch das Schilf davon raufchten und Spuren von Tigern (Panthern) sichtbar waren. Stellenweise besteht das niedrigere Thal auch aus nachtem Sande und das Grün ist auf einen noch niedrigeren Streifen längs dem Gewässer des Flusses beschränkt. — Das eigentliche, höher gelegene Ghör, welches die westlichen Klippen in einer Höhe von 1000 bis 1200 Fuß überragen, während die östlichen Berge, zwar Anfangs weniger hoch und steil sind, aber weiter zurück zu Ketten von 2000 bis 2500 Fuß Höhe ansteigen, ist am oberen Ende ungefähr zwei Stunden breit, Jericho gegenüber aber ist in Folge des Umfandes, daß sich die Gebirge an beiden Seiten zurückziehen, seine Breite weit größer, indem sie $3\frac{1}{2}$ bis 4 Stunden beträgt, und so die Breite des Beckens vom toten Meere zu Ain Dschidi um $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Stunden übertrifft. — Das Ghör zwischen dem toten Meere und dem See Libanos ist aber und für sich eine Wüste, ausgenommen diejenigen Stellen, wo der Jordan oder gelegentliche Quellen eine übermäßige Fruchtbarkeit ergiebt. Es erzeugt nach Burchardt im nördlichen Theile desselben die große Menge von Bächen, welche von beiden Seiten von den Bergen herabfließen und große Leiche stehenden Wassers bilden, an vielen Stellen ein schönes Grün und einen üppigen Wuchs von Gras und wilden Kräutern; und auch im südlichen Theile, wo ähnliche Bäche oder Quellen sind,

es sich bei Beisan vorbei, bis es nach Ka'dah (?) kommt und Jericho bis zum toten Meere, denn Ghör ist das, was zwischen den Bergen sehr tief liegt; und in ihm giebt's Palmen und Quellen und Ströme, in denen die Schneewasser nicht dauern (d. h. die zu Zeiten austrocknen). Der rechte Theil des Ghör gehört zum Jördangebiete bis Beisan verläuft und dann zum Gebiete von Palästina; und wenn der Wanderer in diesem Theile fortzieht, führt es ihn nach Nisab. (Vergl. bagener Reiter's Reiseb. XIV. S. 39; XV. S. 431, auch Robinson, Palästina III. S. 159.)

wie am Jericho (vergl. d. Art.), herrscht eine übermäßige Fruchtbarkeit. Bei seinem zweiten Besuche Palästina's im J. 1852 erzählt Robinson von einer Stelle des nördlichen Ghör, nördlich vom Badi el-Kalib, daß es ungemein fruchtbar und mit dem üppigsten Pflanzenwuchs bedeckt war. „Das Gras und die Kräuter reichten unseren Pferden bis an den Rücken hinauf, und die höchsten Disteln und Weizen oft über die Köpfe hinaus. Auf dem höheren Tafellande, näher an den westlich liegenden Bergen, bauen die Einwohner von Lubbis und anderen Dörfern Weizen. Sie waren jetzt mitten in der Ernte, und wir schlagen unser Zelt neben einer Gesellschaft aus Lubbis auf, die hier Zelte und Buden errichtet hatte, in welchen Männer, Frauen und Kinder mit Pferden, Eseln, Hunden und Hausgeflügel wohnten. Auffallend war uns hier besonders die Menge von Quellen und Bächen in diesem Theile des Ghör, welche dasselbe reichlich bewässern und so außerordentlich fruchtbar machen.“ (Zeitschrift d. Deutsch. Morg. Ges. 7. Bd. S. 59.) Auch Lynch fand in dem nördlichen Theile des Ghör viel mehr Weizen als die bisherigen Karten bezeichnen. Allein da wegen des niedrigen Flußbettes die Ueberschwemmungen des Jordan wahrscheinlich nie über die Grenzen seines grünen Ufers hinausgehen und das Wasser der in das Thal einmündenden Wadi's selten den Fluß selbst erreicht, so kann es nicht bestritten, daß der größere Theil des Ghör, obwohl an sich fruchtbarer Boden, dennoch ungebaut, eine wüste Einöde bleibt und nur einige Flecke von den wandernden Araberstämmen, welche den Boden als ihr Eigenthum betrachten, bebaut werden. Die wenigen vorhandenen Dörfer bestehen nur aus elenden Lehmhütten. Von den Colonieanlagen der ägyptischen Kellah's, welche Ibrahim Pascha gewaltsam vom Nillthale ins Jordanthal verpflanzt hatte, um dasselbe zu cultiviren und die wilden Beduinen daraus zu verdrängen, fand Lynch nur noch ärmliche Ueberreste, da die Kellah's nach Rahomet Ali's Unterwerfung von den misrauwischen Türken entkränkt und von den Beduinen überfallen und stets ihrer Ernten beraubt, bald zu Bettelvolk verarmten und zum großen Theil entflohen. — Die Obwarinsch oder eigentlichen Bewohner des Ghör sind mit Einschluß der Leute in Jericho eine schwache und krankliche Menschengrace, da die ägyptische Hitze des Klimas im ganzen Ghör, an und für sich ungesund, in Verbindung mit den Mäusen im Sommer zu häufigen Wechseljähren Anlaß giebt. — Das Bett des toten Meeres (vergl. d. Art. und überhaupt den Art. Palästina), welches die Krater Bahr Lüt (Meer des Lot) nennnen, ist nur ein Theil des Ghör, welches hier seine gewöhnliche Breite beibehält und sich nicht in eine ovale Form oder in einem größeren Umfange ausbreitet, wie es um den See Libanos der Fall ist. Seine Breite bei Ain Dschidi ist ziemlich dieselbe wie Bahr Nisab gegenüber. Im Jericho giebt sich allerdings die Gebirge an beiden Seiten zurück, so daß das Thal an diesem Punkte, wie oben bereits gesagt, seine größte Breite hat, aber sie nähern sich einander wieder, bevor sie das

Meer einschließen. Die östlichen Gebirge laufen beinahe geraden Weges auf der ganzen Länge des Meeres. Von den westlichen Gebirgen her ragen Räs el-Fehschah und die umliegenden Klippen scharf nach Nordost hin nahe bei dem nördlichen Ende des Meeres hervor, geben dadurch der Küste in diesem Theile dieselbe Richtung und verengen die Breite sowohl des Meeres als des Thales. An dem südlichen Ende wird eine gleiche Verengung durch Hadhr el Usbun (Stein von Sobom), auch Khasom (Nafent-nafim) Usbun genannt, herbeigeführt. Die Ebene des Ghör um das nördliche Ende des Meeres ist unmittelbar an demselben ein Salzmoor; weiter hinaus verschwinden alle Spuren der Vegetation, die Oberfläche ist fast wagrecht eben und mit einer dünnen, glatten Salpeterminde bedekt, durch welche die Füße von Menschen und Thieren durchbrechen und bis an die Kniehöl wie in Asche sinken. Diesen Charakter behält das Land bis an die unterste Furt des Jordan. — Südwärts vom Meere, wo die Thalebene den Namen Ghör nach drei Stunden weit fortführt, liegt eine große Strecke von nackten Niederungen, in einigen Theilen ein bloßer Salzmoor, etwa eine trübsale Meile hinaus ausgedehnt, worüber das Meer, wenn es voll ist, sich erhebt und sie bedeckt. Diese nackte Strecke von Niederungen liegt hauptsächlich mitten im Ghör und weiter westlich. Der ganze westliche Theil bis nach dem Fuße von Usbun ist völlig ohne Vegetation. Die östliche Seite des Ghör gewährt einen ganz andern Anblick; sie ist mit Sträuchern und Grün bedekt, wie die Ebene von Jericho. Der Grund liegt in der Bewässerung durch einige Abdi's, an deren Ufern von dem Ghamarinab-Wädrun Wein, Gerste, Durah und Labab gepflanzt werden. Der von dem Abdi Kurahbi bewässerte Strich Landes heißt Ghör el es-Sähia (Ghör von Sähia), sowie Ghör el Mezra'ah, von dem dasselbst wohnenden Ghamarinab die nördlich daran gelegene Landenge genannt wird, durch welche die von dem östlichen Ufer des todtten Meeres in dasselbe hineingehende Halbinsel mit dem Ufer zusammenhängt. — Seitdem die von dem Südbende des Ghör beginnende höhere Erhebung des südlichen Thales (des Wadi 'Arabah) festgestellt ist, ist von einer Seite die Frage entschieden verneint worden, ob der Jordan in früherer Zeit sich einmal in den Werbufen von 'Arabah ergossen habe. Ritter spricht sich dagegen aus, daß die Jordanwasser auch in vorhistorischen Zeiten ihren Ablauf niemals hätten zum asiatischen Gölze nehmen können. Er unterbreitet die primitiv-große Jordanpforte vom Libanon bis Tila in frühesten Zeiten, aber die kein historischer Bericht bekannt sein könne und in welcher die Wasser desselben in das rothe Meer abgeströmt wären, von einer secundären Mobilisation derselben, über welche und der Bericht einer momentanen, furchtbaren Katastrophe (in der biblischen Erzählung) übersiehet ist, die nur einen Bildungsmoment dieser Mobilisation bezeugt, weil nur dieser innerhalb des Gesichtskreises der Patriarchen läge. Durch diese habe sich die Erhebung des Rändens zwischen dem Ghör und

dem Badi getribet, wozu noch eine vulkanische Depression des bereits drohenden Ablasses gekommen sei, die Grundursache der Bildung des Tiberiassees und des tothen Meeres. Vergl. die ausführlich entwickelte Ansicht im 15. Theile der Erdk. S. 776. — Eine bifurqige Kluft des 19. Capitels der Genesis kommt dabei freilich nicht in Betracht. Ueber die kleine, äußerst fruchtbare Ebene el-Chuwair (das kleine Ghöar) am westlichen Ufer des Sees Tiberias vergl. d. Art. (Genezareth. (Huarbrücker.)

GHORIDEN'). In dem an Früchten und Silbergruben reichen Berglande Ghör') herrschte seit uralter Zeit ein Fürstenhaus, welches sich von dem alten Götterschilde Dabhal' (Dahala) abstammte, nur daß auch Dschemschid, Frühden u. a. m., welche in der gangbaren Sage als Feinde jenes auftraten, in dieser Genealogie als Söhne Dabhal's und Ahnen der Ghoriden erscheinen'). Amar soll das Fürstenhaus schon zur Zeit Afl's belehrt worden sein und nachher die Unhänglichkeit an Afl dadurch bewiesen haben, daß, während dieser unter dem ersten Umlaiben auf allen Kanzeln verurtheilt werden mußte, nur Ghör von dieser Sünde frei blieb, sowie dadurch, daß sie die Söhne Abbak, als diese zum Kampfe gegen die Feinde Afl's aufriefen, unterstützten. Aber andere glaubwürdigere Schriftsteller behaupten, daß noch zur Zeit Rahmad's von Ghazna Ghör von Ungläubigen bekehrt gewesen sei, wie auch nach Habischi Ghaffsa (17. Jahrh.) das ganze Land ein Kafiristan (Land von Ungläubigen) nennt, darin nur sehr wenige Muslim'). Fürst Iba Sürk ward von Rahmad dem Ghazneriden gefangen genommen und tödtete sich, nach den sichersten Angaben, selbst. Sein Sohn Hasan aber soll vorher entflohen sein, indem er mit Hifi seines Vaters sich aus dem 30 Ellen hohen Fenster des Kerkers vermittelst eines improvisirten Strickes heruntergelassen und dann Ghör erricht und die Herrschaft an sich griffen habe. Nach anderer Sage floh nach den Fürsten Tobe dessen Enkel (ohne Namen) nach Indien. Sein Sohn Dufain ging nach Dihl und als er, hier durch Handel reich geworden, nach Ghör zur See zurückkehren wollte, litt er Schiffbruch, aus dem er sich mit einem Tige auf einem Brette rettete. Nach mehrerhohen Abenteuern

1) Hauptstamm nach Kirchbäum (Codex Götting.) und
 Zitzilia (Überrest von Brigas I. 28b). 2) Die Stamm-
 p. 354. 3) Die meisten Namen des ersten Theils der Genealogie
 haben, wie die von Zitzilia S. 162 ff. angestrichelt wird, indem wir
 die englische Schreibart beibehalten: Bopal = Kuschap, indem wir
 — Ypa moos = Hindap, Chimtan = Bopal (II). — Su-
 fect Wp = Samid = Wrechen = Wurcan = Kitmay
 — Boham = Bopal (III.) u. 4) Dschilkan, p. 254.
 Zwar könnte man hiergegen einwenden, daß doch die Namen
 Rahmamed und Hofan, welche den zu Rahmats' Zeiten lebenden
 Fürsten beizulegen werden, mit Sicherheit auf den islamitischen
 Glauben wenigstens des Fürstenhauses schließen lassen; aber Dölz,
 der Beizelgenoss, nennt die Fürsten, wie das ganze Volk, gradezu
 „Heiden“ und erwähnt keine Namen gar nicht, Bopal & Scheit,
 als ob diese erst von den späteren Fürstenden, die natürlich nur
 von echten Muslimen abstammen wollten, erdichtet seien. Dölz's
 Gedanke sagt, die Einwohner dieses Landes hätten einer Seite
 der älteren Religion angehört.

kam er, als er eben unschuldig als Räuber hingerichtet werden sollte, dem Sultan Ibrahim von Ghazna vor die Augen, der ihn begnadigte und, da er sich durch seine Erzählung rechtfertigte, gnädig aufnahm, welche Gunst von Ibrahim's Sohne, Masud, so weit ausgedehnt ward, daß er ihm die Statthaltertschaft Ghord übergab. Das Wahrscheinlichste ist wol, daß der größte Theil dieser Sagen nur erfunden ist, um die zweite Linie der Ghorden, welche durch den von Masud zum Statthalter bestellten Husain begründet ward, an die erste, durch Mahmud vernichtete, zu knüpfen.

Husain hatte 7 Söhne³⁾, von denen einer Kutb uddin Muhammed, der Gründer der Hauptstadt Ghord Pörschöb (gewöhnlich nach arabischer Weise mit F für P gesprochen), bei Behram Schah in Ghazna verweilte und von diesen plötzlich hingerichtet ward. Wie dadurch der Todeskampf zwischen den Ghorden und Ghazneviden begann, indem nach einigen Wechselfällen endlich Ala uddin Husain Ghazna einnahm, darüber vergl. d. Art. Ghazneviden. Ala uddin Dschahansöz (der Weiterbrenner) zeigte hier einen ungemäßen harten, ja barbarischen Charakter, indem er Ghazna zerstörte und selbst die Gräber der Fürsten, mit Ausnahme des Grabes Mahmud's, ausplünderte, während er selbst rechte, und nachdem er dann auf seinem Rückzuge alle Gebäude, welche von Söhnen Sebulktün's, außer von Mahmud, Masud und Ibrahim, herrührten, hatte vernichten lassen, in seiner Hauptstadt sämtliche Nachkommen des Propheten (Seite) aus Ghazna zur Rache für seinen ermordeten Großvater Saib Nedsch uddin hinrichten ließ, worauf Feindschaft das Joch der Rache schloß. Als Ala uddin, der seine Neffen Schijäs uddin und Muiz uddin, weil sie, mit den Einkünften der ihnen angewiesenen Provinzen nicht zufrieden, ihre Nachbarn beunruhigten, eingekerkert hatte, die Bezahlung des Tributs an den Seidschuken Sandshar verweigerte, da er ihn doch früher bezahlt hatte, trafen die Gegner bei Herat, welches Ala uddin 544 = 1149 eingenommen hatte, auf einander und der Ghorden, gänzlich geschlagen, mußte die festbaren Fesseln, welche er selbst für Sandshar hatte bereiten lassen, selbst anlegen. Wegen seines feinen Wiges, seiner eleganten Gedichte und seiner elenden Schmeichelei ward er von dem Sieger jedoch bald freigegeben und sogar wieder mit Ghord belehnt. (551⁴⁾ = 1156). Sein Sohn Saif uddin, ein edler, freigebiger, frommer, gerechter Mann, der sogleich seine eingekerkerten Ritters frei ließ und alles Unrecht seines Vaters wieder gut zu machen suchte, ward schon nach einjähriger Regierung, als er gegen die Ghuzen kämpfte, von seinem Heerführer Abu 'l Abbas tödtlich verwundet und von einem der siegreichen Ghuzen völlig getödtet. Abu'l Abbas riß nun als Verwalter des Reichs alle Gewalt an sich, ward aber bald auf Veranstaltung des

neuen Fürsten Abu'Ischaf Sam Schijäs uddin und dessen Bruders Muhammed Muiz uddin oder Schijäs uddin bei einer Audienz ermordet. Der Thron der Fürsten Fackr uddin, der in Bämjän saß, wollte den Thron einnehmen, wurde aber, nachdem seine Veründeten, die Statthalter von Balch und Herat, von den Brüdern vor ihrer Vereinigung mit Fackr uddin vernichtet waren, so eingeengt, daß er sich ergeben mußte; allein sie behandelten ihn nicht nur höchst ehren- und achtungsvoll, sondern gaben ihm sogar Bämjän zurück. Darauf unterwarfen sie die Landschaften Gernier und Zemindäver, westlich von Kandahar, dann Bädghis, nördlich von Herat; sodann (567 = ¹¹⁷¹/₁₁₇₂ oder 569 = ¹¹⁷³/₁₁₇₄) nahmen sie Ghazna, welches noch einmal von einem Feldherren der Ghazneviden erobert war, wieder ein; hierauf wandte sich endlich, während Schijäs uddin in Ghuräsän sich ausbreitete und den Herrscher von Eslän zum Bündnisse mit ihm vermochte, Muhammed Muiz uddin 572 (¹¹⁷⁷/₁₁₇₈) gen Indien, nahm die Provinz Multän und die Stadt Utscha⁵⁾ durch Verrath der Königin, die er nachher nicht so behandelte, wie er versprochen, während er ihre Tochter, die den Isläm annahm, heirathete; als er aber (574 = 1178) Guzarat eroberte, wurde, ward er von Bhima döwa, dem Nachkommen des Parama döwa, so geschlagen, daß er mit großem Verluste nach Ghazna zurückkehren mußte. Zurückgekehrt besetzte er seine Herrschaft in Indien völlig durch gänzliche Zerstörung des Ghaznevidenreichs in Lahor (s. d. Art. Ghazneviden). Einige Jahre darauf (587 = 1191) ward er, als er eben eine gewaltige Stadt eingenommen hatte, auf dem Rückzuge von den Rädschas von Dihil und Adschmir angegriffen und trotz der größten persönlichen Tapferkeit geschlagen. Als er deshalb, so gut es in der Eile ging, die Provinzen durch tüchtige Statthalter vor den mächtig andringenden Indiern geschützt hatte, eilte er nach Ghazna und kehrte bald, nachdem er die Officiere, welche ihn im Kampfe verlassen hatten, empfindlich an ihrer Ehre bestraft hatte⁶⁾, mit einem Heere von 120,000 berittenen Türken, Ladschis und Afghänen zurück, welche sich bald herrlich bewährten, indem sie die 300,000 Reiter und 3000 Elephanten der Indier schlugen, Adschmir und kurz darauf, nachdem Muhammed selbst durch das nördliche Bergland verbeugend zurückgekehrt war, unter Kutb uddin Alai⁷⁾, einem türkischen Slaven, den jener als Statthalter zurückgelassen hatte, auch Dihil, welches so lange der Hauptstadt der Muhammedanischen Macht in Indien werden sollte. Unter seinen späteren Eroberungen in Indien ist besonders die heilige aller heiligen Städte der Hindu, Benares zu bemerken, wo Muhammed alle Götzenbilder zerstörte und 1000 Tempel, nachdem sie

3) Fackr uddin von Bämjän; Kutb uddin Muhammed; Schijäs uddin Ali (als Kind gestorben); Rake uddin Muhammed von Behm Döwer; Saif uddin Dihil; Badsch uddin Sam; Ala uddin Husain Dschahansöz. 6) Nach Dschihann. p. 255 erst ao. 556.

7) ^{اچ}/_{اچ} oder ^{اچ}/_{اچ}. Die Stadt liegt nicht weit von Multän. Vergl. Ibn Baidä III, 113. 8) Er ließ ihnen einen Futterack umbauen und, während sie umher geführt wurden, Geseite aus ihnen fressen. 9) So schreibt die zugleich der Etymologie entsprechende Alai = Kent'fisch! Aussprache vor Ibn Baidä III, 162.

ausgeplündert waren, dem Alāh weichte. Als er zurückkehrte, breiteten seine Feldherren seine Macht immer weiter aus. Im J. 592 (1195) war er zum letzten Male in Indien. Als er einige Jahre darauf (597¹⁰) = 1201 oder 599 (= 1203) in der Gegend von Lūs und Serach kämpfte, hörte er plötzlich, daß sein Lehnsherr und Bruder Ghilās uddin, der unterdessen fast ganz Ghurāsān gewonnen hatte, nach einer Regierung von mehr als 40 Jahren im 63. Lebensalter zu Herat gestorben sei. Nachdem er die eigentlichen Länder seines Bruders an die Verwandten als Lehen vertheilt hatte, kehrte er nach Ghazna zurück, um sich gegen den Fürsten von Ghazizmī (Ghazizmīshāh), mit dem schon sein Bruder mehrfach gekämpft hatte, zu rüsten. Allein trotz anfänglicher Siege wurde er durch den von osttürkischen Fürsten (Bara Beg von Ghata und Dmān Khan von Samarkand) unterstützten Ghazizmī so in die Enge getrieben, daß er sich loskaufen mußte. Seinen Plan, einen neuen großartigen Zug gegen Turkestan zu unternehmen, konnte er nicht mehr ausführen, da er, nachdem er Multān einem Empörer entziffen, Ghazna, dessen Thore ihm sein ehemaliger Sklave Iltūz verschlossen hatte, ohne Kampf wiedergewonnen und ein an den Ufern des Alāh hausendes Volk, welches vorher weggenommen, geknigt hatte, an den Ufern des Indus von Räubern ermordet ward (Shaabān 602 = März 1206).

Mahmūd, Sohn des Ghilās uddin, elste nach Pērsyāh. Alles huldigte ihm, selbst Nībel in Dīblī, der bei diesem Thronwechsel den Titel Sultān bekam, so daß er in den ganzen Ländern von Ghūr, Ghazna und Hindūstān das Kommande und die Münze hatte. Mahmūd, ein indolenter und etwas schwacher Mann, der übrigens schon selbst ganz in Abhängigkeit von den Ghazizmīschen Fürsten war, ward schon nach wenigen Jahren (607 = 1211) auf Anstiften des Ghazizmīschen Fürsten Alī Shāh, welcher vor seinem Bruder Ruhamed zu Mahmūd geflohen war und nun seine Ansprüche von diesem nicht gehörig vertreten sah oder eine Aulieferung an seinen Bruder fürchtete, ermordet¹¹).

Der 14jährige Sohn Mahmūd's, Shāh uddin Sām, der ihm folgte, oder vielmehr die für ihn das Reich verwaltenden Großen, ließen zur Sicherheit desselben mehrere Prinzen hinrichten und einsperren. Die Freunde Alī Shāh's, den man nicht frei ließ, zettelten eine Verschwörung an, die aber entdeckt und grausam bestraft ward, bei welcher Gelegenheit auch einige von den Wörtern des vorigen Fürsten, an die man bis dahin noch nicht hatte Hand anlegen mögen, getödtet wurden. Aber schon nabete, durch Alī uddin Dihshānī, einen Ghuridischen Prinzen, herbeigerufen, der Shāh von Ghazizmī, eroberte, als die Unterhandlungen, welche durch Alī Shāh geführt wurden, fruchtlos blieben, kaum 3 Monate nach Sām's Thronbesteigung Pērsyāh und schleifte den Sām, der sich nach Ghurāsān geflüchtet, nach Ghazizmī.

Noch mochte es der Herrscher gerathen finden, das Land einem Ghuriden zu überlassen. Er setzte deshalb den Iltūz, Sohn des Alā uddin, als Basāl seines Reiches ein. Dieser fiel jedoch nach vierjähriger Herrschaft im Kampfe gegen den jetzt ganz unabhängigen Iltūz von Ghazna, den er Anfangs besiegte hatte. Seine Söhne wurden getödtet oder zerstreut. Noch ein Ghuride Alā uddin Ruhamed suchte sich festzuhalten, mußte aber 619 (= 1222) auf Befehl des Shāh's nach Ghazizmī kommen.

Zu derselben Zeit ging das Haus der Ghuriden auch in Bāmjan unter. Jeder uddin Rasūd hatte lange Bāmjan und Tschāristān als Basāl seines Reiches beherrscht. Sein ältester Sohn¹²) Schems uddin Ruhamed, dessen Gebiet sich von Balch bis nach Badachshan erstreckte, erhielt zum Lohn für tapferes Kämpfen im Dienste seines Vaters Ghilās uddin den Titel Sultān. Ihm folgte 602 (= 1206) sein Verwandter Bēhā uddin Sām, der seine vierzehnjährige Herrschaft durch Beschützung der Wissenschaft glänzend machte, aber unglücklich gegen Iltūz von Ghazna kriegte. Dschelāl uddin Alī, sein Nachfolger, tödtete seinen Onkel Mahmūd, der ihn, als er in einem Kriege gefangen genommen war, des Reichs beraubt hatte, mit eigener Hand, fiel aber bald nach einer Regierung von sieben Jahren in die Hände des Ghazizmīshāh's, der seine Länder und Schätze in Besitz nahm und ihn selbst tödtete.

(Th. Nöldeke.)

GHUYDE (Erasmus), Propst der Prämonstratenserinnen zu S. Gerlach bei Vollenberg, ist durch seine 1600 erschienene Schrift: Vita et miracula S. Gerlachi, Eremitae ordinis Praemonstr. libri duo bekannt¹³).

(B. Röse.)

GHUL (غرل). Mit diesem Namen, der eigentlich „Vernichtung, Verderben“ bedeutet (vergl. z. B. Hamāsa p. 477), bezeichneten die alten Araber außer andern Schreckensgegenständen, besonders eine Art böser Geister.

Während die eigentlichen Genien (جن), die im Korān und daher in der Muhammedanischen Theologie eine nicht unbedeutende Rolle spielen, nicht als Graubild feindselig gegen den Menschen gedacht werden, sind die Ghul wahre Schreck- und Spulgeister, deren Macht blos der unverzagte Held entgegen kann. Sie wohnen in der Wüste und beschäftigen sich damit, Wanderer irre zu leiten und sie dann durch ihre grausige Erscheinung zu tödten. Zu dem Ende wird ihnen eine schauderhafte Gestalt beigelegt: häßliche Augen, Rabengestalt, gespaltene Zunge, rauhhäutige Haut und spitze Zähne, mit denen der Dichter Imru'ul-Qasī Langenzipfen vergleicht. Dazu haben sie mit den Elementargeistern verschiedener Völker die Fähigkeit gemein, ihre Gestalt schnell und häufig zu verändern zu können, um ihr Opfer desto sicherer zu verletzen¹⁴). Sie erscheinen theils einzeln, theils

10) Dschihān. p. 234.

11) Im Einzelnen stimmt hier Michāhād's Erzählung in der Hist. Ghor. mit der in der Hist. Chārizm. nicht genau überein.

12) Nach Dschihān. p. 255 sein Bruder; sicherlich richtig.

*) Foppens, Bibliotheca belg. I, 264.

†) Das Arabisch (zur Ham. p. 12) aus der sich vermindern.

in Scharen den nächstlichen Wanderern oder dem, der im Freien sich lagert. Wer jedoch ruhigen Nuthes bleibt, dem thuen sie kein Leid an. So rühmt sich denn der alt-arabische Held, er gehe mit den Ghul um, grabe wie er sich sonst häufig seines vertrauten Umganges mit Wölfen und Hyänen rühmt. Der Dichter Zaabata Scharran, einer der berühmtesten Recken der Wüste, besingt in seinen Liedern, wie er nicht nur öfter einsam in der Wüste bei dem Feuer übernachtete, daß die Ghul auf einer Anhöhe angezündet, um Wanderer irre zu leiten, sondern wie er sogar einst eine derselben getödtet und ihren Kopf seinem Stamme gebracht habe (vergl. Zeitschr. d. D. M. G. N., 87 fg.).

Nach Allem, was uns vorliegt, scheint es uns unbedenklich, diese Unholde nicht für die Personifizirung irgend einer Naturerscheinung, sondern für den Ausdruck des Schreckens zu halten, welchen die Wüste dem naiven Menschen einflößt. (Th. Nöldeke.)

GHUMDÂN (غمدان), ein gewaltiges Schloss zu Sana in Yemen, welches vom Könige Zafarrah erbaut sein soll *) und zu den Wunderwerken der Welt

(عجائب الدهر) gezählt wird. Seine vier Seiten, welche verschiedenschaf bemalt waren, schlossen ein kleines Schloss mit sieben Säulen ein, zwischen denen je 40 Ellen Zwischenraum war. In den Ecken standen die Bilder von Löwen, welche dem Aufzuge einen brüllenden Ton von sich gaben. Vorn darauf stand: „Ghumdân, wer dich zerstört, wird getödtet“ (غمدان هادِم منقول), ein Spruch, der, wohl geeignet zum schreckenden Talisman, nachher wirklich an Dthmân, der es als Khalife zerstören liess, in Erfüllung ging. Jedenfalls knüpfte sich an dies Schloss auch ein religiöser Cultus, weshalb es, freilich nicht sehr passend, auch wol die Kaaba Yemen's genannt wird. Möglich ist es sogar, daß durch die Perser, welche so eine Zeit lang in Yemen herrschten, auch ein persischer Cultus eingeführt ist; wenigstens ließe sich darauf Schahrischân's *) Angabe beziehen, das Phob-hâl (فحالي), der Göttertempel, dies Gebäude dem Vnus-sterne (زهرى) zu Ehren erbaut habe. Obgleich nun diese Bestimmung zum Tempel, die ja auch allein die Muhammedaner zur Zerstörung desselben veranlassen konnte), feststeht, so diente es doch gewiß vor Allem zum Residenzschlosse der jemenischen Könige *).

den Ghul, mit der Ruhe die Launen seiner Geliebten vergleicht, ein besonderes Thier macht, das alle Jahre seine Farbe ändert, darf uns nicht irre machen.

1) Kânuh a. v. غمدان, wo sich eine kurze Beschreibung findet; Kânuh a. v. II. p. 33 (ed. Wartenfeld), wo das Ghumdan ausführlicher geschildert wird. 2) l. c. 3) Kânuh a. v. c. Bregl. Djanar in Zeitschr. d. D. M. G. VII, 472. 4) Al Duhandûl bei Pococke, Spec. p. 120. Mit einigen Varianten bei Kânuh l. c. 5) Ed. Cureton p. 432. 6) Die Djanar a. a. D. richtig bemerkt. 7) Bregl. p. B. Abulf. Hist. arab. ed. Fleischer p. 118.

Wenn wir nach der Bedeutung des Namens غمدان fragen, so gibt uns der Stamm غمد zwar keinen Aufschluß; doch vergleichen wir die obige Notiz über die Säulen, so wird uns Nichts abhalten, den Namen vom altsemitischen Stamme غمر abzuleiten und mit غمر, عمار u. f. w. zu verbinden, so daß wir ihn etwa durch „Säulenhau“ übersetzen könnten. Der Unterschied des غ und ع bedeutet hier nicht mehr, als bei ع neben غلى und غلا (welche alle vom Begriffe des Hochseins [resp. Zubohrseins] ausgehen), besonders wenn wir bedenken, daß der Dialect von Yemen ein wesentlich anderer war, als der des mittlern Arabiens, den wir vorzugsweise „arabisch“ nennen.

Schließlich noch die Bemerkung, daß der Name dieses gänzlich zerstörten Prachtbaus von den orientalischen Dichtern als Symbol für die Wandelbarkeit der Welt gebraucht wird *). (Th. Nöldeke.)

GHUZEN (غر), wahrscheinlich aus Oghuzen (اوغز) veränderter Name einer türkischen Völkerschaft; s. den Art. Türken. (Th. Nöldeke.)

GIACCANI (Vinzenzo), Giachanus, ein gelehrter Dominikaner aus Chioggia oder Chioggia im Venetianischen, wo er noch im 15. Jahrh. geboren worden war, da er von italienischen Schriftstellern bereits seit 1500 bis 1506 als ein Gelehrter von wissenschaftlicher Reife erwähnt wird, welcher um 1540 gestorben sein soll. Von seinen gelehrten Studien spricht eine angelegene anonyme Quelle, daß er den Text der Metaphysik des Thomas von Aquino mit Zurückung griechischer Hilfsmittel von einer Menge Irrthümern gereinigt und das richtige Verständniß des Werkes darnach hergestellt habe. Diese Metaphysik erschien aber noch Altamura wirklich zu Lyon (Lugdunum) 1539 mit der fleißigen Uebearbeitung und Erläuterung eines Reiffers, unter dem Titel: Tabula Bergomensis in omnia opera S. Thomae vom Professor Peter v. Bergano zu Piazenza. Jedenfalls hatte er in diesem Werke sich nach Zeitstille bloß mit seinem Vornamen genannt, und weil sein Zeitgenosse Vinzenzo Giacani (s. d. Art.) jene Tabula Bergomensis gleichzeitig, doch an einem andren Orte auch herausgegeben hatte, so zog man seine Person in Zweifel und stützte denselben sogar auf einen doppelten Druckfehler, wonach der Name V. Giacani in die Literatur eingeschwärzt worden wäre. Diese sieht man nicht, die sich offenbar auf den Umstand stützt, daß keiner der abspredhenden Gelehrten die Ausgabe von Giacani's Werke gesehen hat, sondern besonders bei den Dominikanern Beifall, wir können uns aber mit Berufung auf andere Gewährsmänner nicht damit einverstanden erklären. Der Jesuit Anton Possioin schreibt nach dem Vorgange Anton's von Siena dem Giacani die wirkliche Verbesserung der Metaphysik des Th. v. Aquino

8) Heft Kânuh a. v. غمدان; Kânuh l. c.

und die Herausgabe der dazu gehörigen Tabula unbedenklich zu*).

(B. Röse.)

GIACCARI (Vinzenco), Giacharus und Giacharus, ein gelehrter Dominikaner aus dem geschnadepoll gebaueten Städtchen Lugo im Ferraresischen, wo er zu Anfange des 16. Jahrh. geboren worden und noch jung um 1540 gestorben sein soll. Noch jung trat er in das erst 1492 gegründete Dominikanerkloster seiner Vaterstadt, studirte hier fleißig die Theologie und das kanonische Recht, worin er sich stets als einen sehr eifrigen Katholiken erwies. Er fing bald an über verschiedene dogmatische und kanonische Gegenstände zu schreiben, welche Schriften unter dem Namen: *Opuscula theologica et canonica* zusammen in Venedig 1537 in 4. und 1538, ebendaf. in 8. erschienen. Die ganze Sammlung enthält folgende Aufsätze von ihm: 1) *De contractu Livellario vel usu seu assuetu*; 2) *De monte pietatis*; 3) *De venditione rerum fructuosarum ad terminum cum impositione livelli seu pensionis*; 4) *Disputatio an clericus in minoribus constitutus uxoralis possit retinere pensionem, quam antea super beneficio habuit*; 5) *Altera de comparatione auctoritatis delegatae praesertim in causa inquisitionis haereticae pravitatis*; 6) *Tractatus de necessitate confessionis vocalis omnium peccatorum*; 7) *Libellus de libero arbitrio, gratia, praescientia et praedestinatione*; 8) *De purgatorio animarum post mortem et de suffragiis*.

Von diesen Schriften sind einzelne wieder, so Nr. 6, 7 u. 8, besonders abgedruckt zu Venedig 1569 in 4.: eine ziemlich bekannte Ausgabe. Die erste und dritte Abhandlung wurde mit Ludwig's de Beja: *Variae responsiones casuum conscientiae* zu Venedig 1600 in 8. gedruckt. Doch erlaubte sich dieser portugiesische Auguflinereremit in der neuen Ausgabe: *Conscientiae casus* (Lissabon 1610 in 4.), die Schrift zu verfälschen und für die seinige auszugeben. Endlich theilt man Giocari auch eine neue Ausgabe der von ihm vermehrten und erläuterten: *Tabula aurea F. Petri Bergomensis in omnia S. Thomae de Aquino opera* (Rom 1337 in 4.) zu, welches Werk dem Cardinalen Ercole von Gonzaga zu Mantua gewidmet worden sein soll. Kein Mensch aber hat die Ausgabe gesehen und die Dominikaner, welche durch ihren Ordensgenossen den Vinzenz Giocari zu Schanden gemacht haben, müssen selbst gestehen, daß ihr Gewährsmann Vater Hyacinth de Parra mit seinen handschriftlichen Denkwürdigkeiten sei. Auch dieser hält den Namen Giacharus für einen Druckfehler. Uebrigens ist Giocari oder Giacharus mit seinem Ordens- und Zeitgenossen Vincent Larcherius in demselben Kloster späterhin auch verwechselt worden, indem Larcher oder Giachari und Giachari oder Giachari eine und dieselbe Person gewesen sein soll *).

(B. Röse.)

GIACH (als nom. appellat. = Hervorsprudlung)

*) Siehe dessen *Adparatus sacer* (Eöln 1608. fol.) p. 529 mit *Quell* et *Edard* l. c. II, 108 seq.

†) *Bergl. Quell* et *Edard* l. c. II, 109. Der Jesuit

ist der 2 Sam. 2, 24 erwähnte Name eines Detes in der Nähe von Gibon.

(Huarbrücker.)

GIACO (Garinus de), d. i. Guarin de Guy, gewöhnlich oder nennen ihn die Schriftsteller bloß Garinus, ein gelehrter und von seinen Ordensoberen viel gebrauchter französicher Dominikaner des 14. Jahrh., welcher aus Guy l'Escaue (lat. Giavo) im Sprengel Auxerre stammte, von diesem Orte auch seinen Namen erhalten hatte, zu Auxerre in den Orden der Dominikaner trat, hier seine gelehrten Studien bezog und dieselben im Collegium St. Jacob zu Paris vollendete, wo er auch, während er späterhin sich die theologische Magisterwürde erwarb, 1328 Lehrer wurde. Zu Ende 1333 hatte ihn König Philipp VI. von Frankreich zu der Versammlung von Theologen berufen, die ihm ihr Urtheil über die beglückenden Visionen des P. Johann XXII. schriftlich abgeben sollten, welches auch am 2. Jan. 1334 geschah *). Papst Benedict XII. gebrauchte ihn vielfältig in kirchlichen Angelegenheiten, berief ihn auch 1338 zur Beilegung der Streitsache des Ordensmeisters Hugo von Bauematin mit seinen Ordensbrüdern nach Avignon. Hier blieb Giaco und ließ sich 1342 als Rector der Studien daselbst und ein Jahr später als Provinzialprior zu Paris bestellen. Im J. 1346 erhielt er dasselbe Amt zu Brissac (Brice) im südlichen Frankreich. Er starb am 31. Juli 1348 in dem Kloster seines Ordens zu Montmelian. Er galt für einen ausgezeichneten Prediger und für einen sehr brauchbaren Geschäftsmann in seinen Ordenssachen, der in den Generalsapiteln gute Anordnungen zu treffen verstand, namentlich in den Zeiten, da die Pest die Klöster sehr entvölkert hatte. Hier verdient er aber einer Erwähnung als Verfasser der Legende von dem Leben und den Wundern der Prinzessin Margaretha, Tochter Königs Bela IV. und Mariens von Ungarn, welche auf Antrieb ihrer Aeltern dem Orden der Dominikanerinnen 1240 in zarter Jugend geweiht und der Priorin zu Welsprinn in Erziehung gegeben wurde; und als Bela das prächtige Kloster auf der Halbinsel nachmals St. Marieninsel auf der Donau (1252) erbaut hatte, bezog Margaretha dasselbe und brachte es durch ihren Wandel, ihre Wunder und ihre vornehme Abkunft zu einer Berühmtheit. Giaco mußte sich, so behauptet Hof, von verdienten Zeugen den vollständigen Stoff zu ihrer Geschichte zu verschaffen und vorbereitete denselben zu Avignon 1340 in gedrängter Kürze zu der Vita B. Margarethae virginis ordinis predicatorum, alinae regis Ungariae etc. Sie ist von den Bollandisten in den Actis SS. mens. Jan. tom. II, p. 900 bis 906 vollständig benutzt worden. Ferner hinterließ Giaco: *Epistolae tres encyclicae ad universum ordinem e capitalis generalibus etc.* und im Auftrage des Ipnor Capitel's Prosaen in die S. Vincentii martyris *).

(B. Röse.)

Possavin theilt dem Giocari nur theologische und kanonische Schriften zu.

1) *Bergl. Coeffetas, Réponse au ministre d'iniquité* p. 1040 und *Hyac. Bulaei Hist. univers.* Paris. IV, 236. 2) *Bergl. Quell* et *Edard* l. c. I, 619 seq. und *G. J. Vassius, De*

GIACOBBI (Girolamo), Kapellmeister an der Petroniuskirche zu Bologna in der ersten Hälfte des 17. Jahrh., besonders merkwürdig als Stifter der noch jetzt zu Bologna blühenden *Academia de' Filomusi* im J. 1622. Durch mehr treffliche Werke, besonders für die Kirche, erwarb er sich einen geachteten Namen. Er darf unbedingt zu den classischen Componisten der bologneser Schule gerechnet werden. Unter seinen theatralischen Compositionen zeichnet sich die Tragödie *Andromeda* aus. Sie erschien zu Bologna 1610, und ward dort einige Male mit Beifall aufgeführt.*

(Heinrich Döring.)

GIACOMELLI (Geminiani), zu Anfange des 18. Jahrh. Kapellmeister des Herzogs von Parma, daselbst geboren und ein Schüler des berühmten Capelli, war einer der ersten italienischen Componisten, die durch Humor und femliche Wendung der Melodien und Harmonien die damals noch wenig bekannten *Intermezzi's* in Aufnahme brachten. In seiner Blüthezeit war er ein sehr geschätzter Componist, besonders auch fürs Theater. Von ihm sind die Opern: *Ipermestra* (1704), *Gianguit* (1709), *Epaminonda* (1732), *Adriano* in *Siria* (1733), *Lucio Papirio* (1734), *Cesare* in *Egitto* (1735), *Arsace* (1736) u. a. m. Zu seinen letzten dramatischen Compositionen gehören *Catone* in *Utica* und *l'Armenione*. Bekannt find außerdem von ihm: XII *Arie à Soprano solo e Cembalo* &c.

(Heinrich Döring.)

GIACOMELLI (Michele Ange), ein sehr gelehrter italienischer Prälat, welcher 1685 zu Pistoja geboren ward, daselbst den Grund zu seinen griechischen, lateinischen und philosophischen Kenntnissen legte und hierauf zu Pisa diese Studien in Verbindung mit der Theologie, Mathematik und Beredsamkeit unter so großem Beifalle seiner Lehrer fortsetzte, daß nach Vollendung derselben auch ihre Anerkennung nicht lange auf sich warten ließ. Allein er konnte sich nicht entschließen, aus den Anträgen ehrenvoller Aemter eine Wahl zu treffen. Selbst einen Lehrstuhl an der Universität zu Pisa lehnte er ab, ingleichen ging er auf die Versprechungen seines Bischofs, ihn mit reichen Kirchenfreunden im Vaterlande schwebelsten, nicht ein, sondern nahm nach langer Zweiselfhaftigkeit die Verfassung seines Landmannes, des Prälaten Forteguerrri nach Rom an. Er ging 1718 dahin ab, erhielt einen günstigen Empfang bei dem Cardinalen Fabroni, welcher ihm die Aussicht über seine große Bibliothek übertrug. Dadurch gereizt, begann er die griechische und römische Literatur von Neuem zu studiren, mußte sich aber daneben noch in ganz fremde Dinge, in die Jansenistischen Händel mi-

schen und für den Cardinal mehrer Schutzschriften gegen den Cardinal Noailles deshalb schreiben, sowie über die Opposition gegen die Wahl des Cardinals Geseia. Nach Fabroni's Tode genoß er unter den Cardinalen Coligola und Valenti dieselbe Achtung und denselben Schutz wie zuvor. Ersterer machte ihn auch zu seinem Bibliothekar, während die Päpste Benedict XIII. und Clemens XII. ihn in ihren Händen mit dem Herzoge von Savoyen und dem Kaiser Karl VI. mit gutem Nutzen öfter beschäftigten. Dafür erhob ihn der Letztere zu seinem geheimen Almsenier, machte ihn zum Prälaten und Pfürndner der St. Peterkirche. Benedict XIV. übertrug ihm noch andere wichtige Aemter, welchen er mit Auszeichnung verstand, mußte aber auch zwei Werke desselben ins Lateinische übersetzen. Die ihm aufgetragene Reform der römischen Bezirke konnte wegen der ungeheuren Kosten, welche sie verursachte, nicht durchgeführt werden. Inzwischen glaubte man zu Rom, daß Giacomelli die höchsten Kirchenwürden nicht würden entgegen können; allein der gelehrte und strenge Papst Benedict XIV., sagte man, verstand nicht das Verdienst nach seinem Werthe zu belohnen, sondern spendete lieber Lob dafür.

Unterdessen übernahm der Prälat unter dem Schutze des Cardinals und Staatsministers Valenti 1742 die Redaction des Journals *de' Letterati*, für welches er mit den Äbten Petroni und Gennì die Artikel der Philosophie und Philologie bearbeitete. Um dieselbe Zeit gab er auch die meisten seiner Uebersetzungen griechischer Classiker heraus, in welchen Italiener und Franzosen den fleißigen Kenner seiner Muttersprache mit ihren Feinheiten und Vortheilen erkennen, die aber sonst nur geringen philologischen Werth haben. Das aber, was ihm am meisten Ruhm brachte und eine neue glänzende Laufbahn eröffnete, war seine italienische Uebersetzung der Bücher: *De sacerdotio* des heiligen Chrysostomus. Clemens XIII. belohnte diese Arbeit 1739 an ihrem Verfasser mit einigen wichtigen Secretariaten in seiner Kanzlei, 1761 mit der Eberkurrenwürde zu St. Peter und mit dem Titel eines Erzbischofs von Galesorden (in partibus). Er stieg fortwährend schnell in der Gunst und im Vertrauen dieses Papstes, so daß ihn derselbe zu seinem Cabinetssecretaire machte und ihm auf diesem Posten seine Freundschaft geschenkt haben soll. Sein Wissen, seine Einsicht und seine persönlichen Eigenschaften erinnerten an berühmte Vorfahren in diesem Amt, wie an Bembi, Sebedeti und Antoniani. Doch hörte mit seines großen Gönners Tode 1769 diese glänzende einflußreiche Stellung aus. Zwar erhielt er unter Clemens XIV. sein Amt; allein dadurch dreißt oder durch sein Alter gikesschwach geworden, glaubte er in demselben sich berechtigt, die hochangesehenen Jesuiten vertheidigen zu müssen; der Papst, von mehreren Monarchen zur Aufhebung dieses Ordens gedrängt und gereizt, und viele Andere nahmen ihm diese Verwegenheit übel. Er fiel in Ungnade und wurde seines Amtes entsetzt. Der greise Prälat wurde sofort in den Schoß der ihm sehr befreundeten Familie Sacchetti aufgenommen und

scriptoribus latinis p. 512 mit J. A. Reiser's Geschichte der Ungarn und ihrer Landstämme II, 925 sq.

*) Vergl. *La Borde*, *Rossi* sur la Musique. Vol. II. *Gescher's* *Reims* *histor.-biograph. Lexikon* der Tonkünstler. 2. Th. S. 316. *Gescher's* *Universallexikon* der Tonkunst S. 347.

*) Vergl. die *Musikalische Monatschrift* S. 71 sq. *Gescher's* *histor.-biograph. Lexikon* der Tonkünstler. 1. Th. S. 504. *Dessen* *Reims* *histor.-biograph. Lexikon*. 2. Th. S. 316. *Gescher's* *Universallexikon* der Tonkunst S. 347.

verlebte unter deren Pflege den Rest seines Lebens, doch immer noch den Wissenschaften und der Musik, welche letztere er von jeher auch geliebt hatte, zugewendet, soviel der Grac über seinen erschütternden Sturz, der seine Gesundheit untergrub, es gestattete. Ein Gallenfieber machte in wenigen Tagen, den 17. April 1774, seinem Leben in einem Alter von 80 Jahren, fast $\frac{1}{2}$ Jahr vor Clemens XIV. ein Ende. Der Franzose Duclot gibt in seiner Voyage d'Italie einen ganz anderen, doch unwahrscheinlichen Grund seines Sturzes an. Er soll nämlich mit dem Abte von Gaveira in geheimer Verbindung und Correspondenz gestanden, von diesem den Stoff zu den Versen für die französischen Bischöfe erhalten und dann verarbeitet haben, womit zwar dieser auf ihre Kosten geteilt, die kirchlichen Jüristen in Frankreich aber genährt worden sein sollen. Das Geld für den Breichandel sollen beide unter sich getheilt haben.

Giacomelli hatte während seines Lebens Lebhaftigkeit und empfindliche Launen verrathen, sie aber auch bei schicklichen Gelegenheiten wieder zu verbergen gewußt, so daß sein Umgang liebenswürdig und gemüthlich fand. Er hatte Freigebigkeit und Großmuth ausgedeut, sowie Geschmeidigkeit in seinen Ansichten und Mäßigung in seinen Ansprüchen bewiesen, so daß wir in Duclots Beschreibung eine offenbare Verleumdung finden müssen. Auch hatte er mit den berühmtesten italienischen Gelehrten seiner Zeit in fortlaufendem Briefwechsel gestanden. Seine Schriften sind: Orazione in lode delle belle arti recitata in Campidoglio (Rom 1732); Informazione historica delle differenze fra la S. Sede e la corte di Savoia (Rom 1732); De Paulo Samosateno deque illius dogmate et haeresi (Ebenbas. 1741 in 3 Bänden); De Charitone Afrosideo etc., d. i. der abgesturzte Thiel der lateinischen Uebersetzung von der Liebesgeschichte des Chäreas und der Callirhoe in 8 Büchern. Das griechische Original ist von dem im 5. (?) Jahrh. lebenden Erotiker Chariton geschrieben, hat zwar weniger Kunstwerth, ist aber in Rücksicht auf die Erzählung durch Leichtigkeit, Natürlichkeit und für sein Zeitalter durch Reinheit und Zierlichkeit ausgezeichnet. Giacomelli, von diesem Romane angezogen, übersezte denselben aus dem Original und ließ ihn zu Rom 1752, später ebenbas. 1756 in 8. erscheinen. So kam das fast verlassene Werk durch Giacomelli nur zur größeren Bekanntheit unter den italienischen Gelehrten, nicht aber unter den Deutschen, welchen, wie es scheint, bis heute noch die Arbeit unbekannt geblieben ist. Elettra di Sophocle, volgarizzata ed esposta. (Ebenbas. 1754 in 4.) Prometeo legato, Tragedia d'Eschilo, volgarizzato. (Ebenbas. 1754 in 4.) Beide Uebersetzungen in Versen haben den griechischen Text zur Seite, aber geringen philologischen Werth. Die Reinheit und Correctheit der Uebersetzung ist daran zu sehen, dagegen sind die Verse ohne alles Dichtertalent. Ferner: Di San Giov. Grisostomo, del sacerdozio libri VI. volgarizzati and mit gelehrten Anmerkungen begleitet. (Ebenbas. 1756.) Philonis enarratio in eantem cantecorum, graecum textum ineditum quamplurimis in

locis depravatam emendavit etc. (Ebenbas. 1772 in 4.) Prologi in comediis Terentii et Plauti (Ebenbas. 1738.) und später zu Pisa 1777 nebst dem Leben des Verfassers von Mattini, welcher diese letzte Ausgabe besorgt hat. Endlich hat man von ihm noch eine italienische Uebersetzung der Memorabilia Socratis von Xenophon und einen fortlaufenden Commentar über das Evangelium des heiligen Matthäus, welche Werke mehrere Auflagen erlebt haben. Seine Betrachtungen über Platon sind, da ihn der Tod dabei ereilte, unvollendet unter seinem sehr zahlreichen handschriftlichen Nachlasse geblieben *).

GIACOMINI (Antonio) aus Florenz, ein feuriger und gelehrter Republikaner, der Besessungsgaicht verschollen war, bis die fleißigen Forschungen Jacob Gabbis sein Andenken erneuern und besessigen konnten, ohne uns doch zu belehren, wenn derselbe gelebt habe. Sein nem Vaterlande war er ganz ergeben und muß durch unbekannt gebliebene Umstände seinen Mitbürgern zur Dankbarkeit verpflichtet worden sein, weil er nur aus Rücksicht darauf und zur Ehre seiner Vaterstadt die schönen Thaten Jacob Pittis, des Ähnherrn (avv) der ersten republikanischen Bürger zu Florenz zur Belehrung der Nachwelt in Schriften zu vertheilichen befaßte¹⁾. Es geschah dies auch in seiner Storia della vita di Jacopo Pitti, welche ungedruckt geblieben und in die Hände der Erben Gabbis gekommen ist²⁾. (B. Hüss.)

GIACOMINI (Giacomo Andrea), zu den besten italienischen Pathologen in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. zählend, war seit 1824 Professor der theoretischen Medicin in Padua, wo er auch gegen Ende des Jahres 1849 starb. Seine Hauptarbeit ist eine Pharmacologia, welche von 1833 bis 1838 zu Padua in 4 Bänden erschienen ist. Dazu erschienen zwei Anhänge: Intorno agli effetti eccessivi e perniciosi del solfato di chinina. (Padova 1838.) Er schrieb ferner: Sulla condizione essenziale del cholera-morbus (Padova 1836.) und lieferte Beiträge zu den Abhandlungen der kaiserlichen Akademie in Padua. Eine Gesammtausgabe seiner Werke wurde nach Giacomini's Tode veranstaltet: Opere editae ed inedite publicatae per cura di G. B. Mugna e F. Coletti. (Padova 1852 u. fg.) Bis 1855 waren davon 9 Bände erschienen. (Fr. Willh. Theile.)

GIACOMINI (Lorenzo), ein gelehrter Dominikaner aus Ferentino im Lukanischen, wo er um 1369 geboren worden war. Den ersten Unterricht erhielt er

*) Vergl. das Klogium im Pisaner Journale XX. 146, wieder abgedr. in den Regi s' illustri italiani (Pisa 1786.) I. 114, nebst der Biogr. universelle XVII. 293 seq. und Beaumonts, Dictionnaire hist. I. 1250.

1) Nach Muratori läßt sich nicht ermitteln, wann dieser Jac. Pitti gelebt habe. In seinen rühmlichen Enten aber kann unmöglich Luca Pitti gemeint werden, welcher einer der reichsten Kapitalisten und angesehenen Männer um die Mitte des 15. Jahrh. zu Florenz sich durch seine Adelsträgeri und zuletzt durch seine volle Hingebung an das Haus Medici, welches die Republikaner 1466 fürzte, den Ruhm verdienstlich zuerz. 2) Vergl. Negri, Istoria degli scrittori Fiorent. (1722. 8ol.) p. 90.

im ältesten Hause. Sein Vater Peter Giacomini (Jacomini und Jacopini) war zwar ein Luchshändler, aber ein verständiger und sehr gebildeter Mann, seine Mutter Anna Kamme aus dem florentinischen Geschlechte de' Franceschi da Staggia. Beide hielten ihn zur Frömmigkeit und zu gelehrten Studien an, und wenigleich der älteste unter seinen Brüdern, betrat er doch kaum 14 Jahre alt das Dominikanerkloster S. Maria Novella zu Florenz, wo bereits mehr von seinen nahen Verwandten Mönche waren, unter anderen der ausgezeichnete Theolog und Prediger Leonardo di Ser Giunta und Donato di Ser Michie, deren rühmliches Beispiel ihn zu den ersten wissenschaftlichen Studien antrieb, sodaß er ein kenntnißreicher Geistlicher geworden zuerst in seinem Kloster als Lehrer, hernach (1407) als Generalvicar des Bischofs von Fano und nach dessen Tode für seinen Orden in verschiedenen Aufträgen wirkte. Bei der Anwesenheit des Papstes Martin V. zu Florenz 1421 ernannte ihn derselbe aus Rücksicht auf seine Verdienste zum Bischofe von Naxos, welchen Posten er freilich nicht betreten konnte, da die Türlen den Sprengel schon im Besitze hatten. Als Bischof in partibus verrichtete er verschiedene wichtige geistliche Angelegenheiten, vertrat oft den Bischof von Florenz, blieb aber in seinem Kloster S. Maria, erwieß sich stets wohlthätig gegen dasselbe und beschenkte es mit kostbaren Geräthen und vielen Handschriften, die er gesammelt hatte. Als er sich in der Folge zur Stärkung seiner Gesundheit nach dem in einem reizenden, gesunden Thale gelegenen Dorfe Mugello begeben hatte, starb er am 15. Juni 1455 dahier selbst in seinem 86. Jahre und wurde auch dort begrabt.

Giacomini hinterließ außer vielen anderen Werken, welche nach Alamura's Versicherung mit der Zeit in Handschrift untergegangen sind, eine sowohl lateinisch als toscanisch verfaßte: Vita della gloriosa vergine B. Verdiana da castel Fiorentino, welche Schrift Franz Poltri zu Florenz 1692 in 8. herausgab und dadurch unsern Mönch als wahren Verfasser dieser Legende vor der Welt rettete. Denn schon im 16. Jahrh. war sie mehrmals, so zu Viterbo 1365 gedruckt worden, aber unter dem Namen des Bischofsabtes Otto Valisumbrosa zu Viterbo, welcher 1155 und die florentinische Jungfrau Viridiana erst 1222 oder 1242 gestorben war, mithin der Bischof deren Leben nicht beschreiben haben konnte. Schon Herschens und Pappendorfs haben auf diesen groben Betrug in den Actis SS. mens. maj. V. 196 aufmerksam gemacht. Poltri gebührt also das Verdienst, die erste italienische Handschrift unsers Mönchs entdeckt zu haben, er konnte aber trotz aller Anstrengungen das lateinische Exemplar davon nirgend aufzufinden *).

(B. Röse.)
GIACOMINI (Lorenzo), ein gelehrter Florentiner in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., dessen Ruhm, sagt sein Lobredner, der Jesuit Negri, den Glanz der

alten berühmten Familien Zebalducci und Malaspini, welche seiner Familie, die auch eine adelige war, zur Seite gesetzt werden, mit seinen Tugenden bei weitem überstrahlt habe. Er studirte Anfangs die humanistischen und schönen Wissenschaften, widmete sich aber späterhin den letztern ganz und gar bis an seinen Tod, sobald seine lateinische Dde, die er in seinem 13. Jahre gedichtet, großes Aufsehen erregt hatte. Dem scharfsinnigen und gelehrten Manne fehlte es in der Folge nicht, daß er zu den ersten Gelehrten seiner Vaterstadt gezählt wurde und sich auch die ersten Ehren in der dasigen Academie, sowie in der der Alterati erworb. Bei seinem Tode, der uns unbekant ist, hinterließ er viele Beweise seiner mannichfaltigen Kenntnisse in der Literatur.

Man hat von ihm: Una Raccolta di discorsi (Florenz 1597 in 4.), darin befindet sich sein: Discorso del furore poetico. Seine italienisch gehaltene Leichenrede im Auftrage der Academie bei dem Begräbnisse des Großherzogs Franz I. von Toscana in der S. Lorenzokirche am 21. Jan. 1587 hat erst Carlo Datti 1661 in seiner: Raccolta delle prose Fiorentine herausgegeben.

Un'altra Orazione in lode di Torquato Tasso, recitata nell' Academia degli Alterati (Florenz 1595 in 4.) und vom Verfasser dem Signore Giov. Medici gewidmet, nahm Carlo Datti nachmals in die schon erwähnte Sammlung auf, wurde aber 1688 zu Florenz besonders wieder aufgelegt. Seine dem Herzog Cosmo de' Medici bestimmten Lezioni, worin er mit Verweisung auf die bedeutendsten Schriftsteller beweist, nur die Tugend und kein anderes von ihr getrenntes Gut könne die Menschen glücklich machen, erschien zu Florenz 1566. Zu gleicher Zeit erschien dafelbst auch seine: Orazione, detta nell' Academia Fiorentina, nel ricevere il Consolato da Pietro Reccoperati. Seine Esortazione alla vita cristiana e confermazione della fede (Florenz 1571 in 8.) scheint später mehrmals wieder aufgelegt worden zu sein. Er wollte den Gläubigen damit ein nützlicher Rathgeber werden. Seine lateinische Dde: De triumphis Deorum, in Nuptiis Francisci Medicis et Annae Austriae findet sich abgedruckt am Ende des Discorso sopra la mascherata della genealogia de' Dei del G. Gentili. (Florenz 165.) Außerdem hinterließ er noch verschiedene Werke in Handschrift, als eine Abhandlung über die: Traduzioni d'opere d'Aristotele e di Platone; ferner eine Canzone in lode di Giorgio Bartoli e di lui opera, welche unter dem Titel: Gli Elementi della lingua toscana im obengenannten Werke 1584 gedruckt wurde. Giacomini starb unbekannt in den letzten Jahren des 16. Jahrh. Es scheint, daß in späteren Jahren die Sprache Giacomini's rein und grammatisch richtig muß

1) Sein Zeitgenosse und Landsmann Mich. Porciani nennt in seinem Catalogo p. 107 nur diese einzige Schrift von ihm, wodurch doch vor Abschluß seines Werkes (1809) schon mehrere andere erschienen waren. Man vermuthet zugleich bei demselben Mönche die Mittheilung von Lebensnotizen über Giacomini, die von ihm mit Recht erwartet werden konnten.

*) Bregl. Quetif et Echard, Scriptores ordinis praedicatorum, recensit. I, 513 und Negri l. c. p. 368.

R. Quetif. b. M. u. S. Erste Section. LXVI.

erkannt worden sein, weil die Verfasser des Vocabolario della Crusca in der 2. Ausgabe desselben besondere Rücksicht auf seine Orazioni genommen haben *).

(B. Röse.)

Giambelli (Federigo), f. Gianibelli.

Giamberti (Antonio und Federigo) da San Gallo, f. San Gallo.

GIAMBULLARI (Bernardo), ein Dichter und kennntnisreicher Gelehrter zu Florenz, welcher in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. blühte, und sich unter seinen Zeitgenossen eine ausgezeichnete Berühmtheit erworben haben soll. Von seinen Lebensverhältnissen weiß selbst Negri Nichts zu berichten. Man kennt ihn bloß als Florentiner folgender Werke: 1) La storia di S. Zanobi, vescovo Fiorentino, nella quale si contiene molti grandissimi miracoli da esso lui operati in Vita et dopo morte, con due laudi nel fine etc. in ottava rima (Pistoja o. F. in 4.), dann wieder aufgelegt zu Florenz 1556 und 1595 in 4. 2) Sonaglio delle donne, poemetto in ottava rima, ohne D. und J. in 4., doch zu Anfang des 16. Jahrh. erschienen, später zu Siena 1611 in 4., ein kleines Gebicht, das die Inconvenienzen der Hirschen behandelt. 3) Ciroffo Calvanco e il povero avveduto, poema in ottava rima, ideato da Luca Pulci e dal Giambulari proseguito e terminato. (Venedig 1535 in 4.) Das Ganze besteht in drei Gesängen, davon nur der erste von L. Pulci ist. Eine Fortsetzung davon von Giambulari ist erwähnt in der zweiten Ausgabe des Vocabolario della Crusca unter den Worten, welche für die Sprache eine Autorität haben. 4) Canti Carnescaleschi, welche wie mehr andere gefällige Poesien von ihm in verschiedenen Sammlungen gedruckt worden sind *).

GIAMBULLARI (Pietro Francesco), Jambularius, ein ausgezeichneter und um die Förderung der Wissenschaften hochverdienter Gelehrter zu Florenz. Erheben sich selbst um das Jahr 1495, wurde er durch die Fürsorge seines vortrefflichen Vaters glücklich erzogen, in der griechischen, lateinischen und hebräischen Sprache, sowie in der Geschichte gut unterrichtet; und weil er in den geistlichen Stand überreten wollte, studierte er noch Theologie und Philosophie, worin sich daneben noch mit Eifer auf die Berechnung, Astrologie, Mathematik, Cosmographie und Chronologie. Als Geistlicher bekam er ein Kanonicat an der S. Lorenzkirche und bald danach das Rectorat an St. Peter in Correggi. Obwohl er sein Amt gewissenhaft verwaltete, wollte er doch immer noch Zeit zum Fortstudium zu gewinnen. Unter dessen trat er, als die Freiheit seines Vaterlandes untergegangen und aus ihrer Asche die Herrschaft des mächtigen Mediceischen Hauses hervorgegangen war, bei der Fürstin Alfonsina, Gemahlin Julian's von Medici, als

Secrétair eine Zeit lang in Dienste und verwendete seinen Einfluß bei ihr vorzugsweise auf eine feste Unterstützung würdiger Künstler und Gelehrten *). Auch trug er zur Gründung der florentiner Akademie bei, aus welcher nachmals die berühmte Crusca hervorging. Selbst Mitglied jener Stiftung gab er ihr oftmals Beweise von seiner Gelehrsamkeit und wirkte rastlos, auch bei Zunahme seines Alters, mit ungeschwächten Kräften zu ihrer Aufnahme bis an seinen Tod, welcher 1564 zu Florenz erfolgte. Er hatte ein Alter von ungefähr 69 Jahren erreicht. Die Akademie hatte ihn bei seinem Leben mit mehreren Ämtern betraut, als mit dem Censor- und dem Defensorämte, sowie mit der Reform der italienischen Sprache. Sie hielt ihm ein prächtiges Leichenbegängniß, bei welchem der Akademiker Cosimo Bartoli, des Verstorbenen vertrauter Freund, die nachher gedruckte Gedächtnisrede sprach. Er wurde in der Kirche S. Maria Novella begraben. Seine Werke sind: 1) Descrizione del sito, forma e misure dell' Inferno, da Dante cantato, mit gelehrten Anmerkungen. (Florenz 1544 in 8.) 2) Dell' origine della lingua Fiorentina, intitolata *Il Gello* (ebendas. 1546 in 4., vermehrt 1549 in 8.) und im 6. Bande der Sammlung der Autori per den parlare zu Venedig 1648 wieder abgedruckt. Der Verfasser handelt darin vom Ursprunge der italienischen Sprache und sucht sehr eifrig nachzuweisen, daß man denselben in der alten etruskischen Sprache suchen müsse; eine Ansicht, die lange Zeit für abgeschmackt erklärt, später aber durch die Entdeckung etruskischer Monumente theilweise wieder gerechtfertigt wurde *). Araboschi sagt bei dieser Gelegenheit, man kann sich denken, in welche Verirrungen ein solches System seinen Verfasser, der dafür noch keine Vorarbeiten hatte, verfallen mußte. Gleichwohl muß man ihm das Verdienst zuerkennen, daß er unter den Schriftstellern seiner Zeit seiner Muttersprache die größten Dienste geleistet und dadurch wenigstens für seine Person die Vorwürfe Salvini's, daß die Toscaner ihren schönen Dialect ganz und gar vernachlässigten, theilhaftig widerlegt hat, indem er sich zugleich bemühte, die Wortbegriffe festzustellen; freilich schrieb er weder elegant noch correct, seine Orthographie war sogar schlecht. 3) Le regole per bene scrivere e parlare Toscano. (Ebdas. 1549 in 8.) 4) Della lingua che si parla e scrive in Firenze, e un dialogo di Giambattista Gelli sopra la difficultà dell' ordinar della lingua. (Ebdas. 1551.) Auch hierin straft er Salvini Lügen, nur kann er sich wegen seines ungeschulten Stiles, der seiner Zeit insofern noch eigen war, nicht vor ihm reiten. 5) Quattro lezioni sopra alcuni luoghi di Dante, recitate nella sua academia Fiorentina. (Ebdas.

2) Vergl. Negri I. c. p. 367 seq., wo auch eine reiche, doch bei uns seltene italienische Literatur über Giacomini angegeben ist.

1) Vergl. Negri, Istoria degli scrittori Fiorentini p. 103 und Biogr. univers. XVII, 297.

2) Wir müssen betonen, daß entweder in dem Namen Alfonsina, oder in dem des ihr zugeschriebenen Gemahles ein Irrthum stecken muß, welcher aufzuklären wir mit unsern historischen-critischsten Hilfsmitteln nicht im Stande sind. Ist der Name Alfonsina richtig, so muß die Fürstin in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. gelebt haben; es findet sich aber keine dergleichen vor. 3) Vergl. die Anmerk. Apolloni's Reno's zu Fontanini I, 26.

1551 in 8.) Diese Abhandlungen besprechen die Lage des Purgatoriums, die christliche Liebe und Frömmigkeit, und den himmlischen Einfluß auf die Menschheit nebst der göttlichen Weltordnung. Die beiden ersten Vorlesungen waren schon in der Sammlung der *Lezioni degli Accademici Fiorent.* sopra Dante durch Dom. (ebend., 1547 in 4.) erschienen. 6) *Scritti Garzavali* Gedichte in der von Laska herausgegebenen Sammlung *Tatti i trionfi, carri e mascherate etc.* zu Florenz 1559 (1558.). 4. 2 Bde. Auch im ersten Bande nach G. M. Crescimbeni's *Comentarj alla storia della volgar poesia* finden sich Verse daraus. Andere Schriften von ihm hat die florentinische Akademie in ihre Sammlungen aufgenommen. 7) *Istoria delle cose accadute in Europa dall' anno 800 sino al 1200*, welche auf Fürsterges. Bartoli's 1566 in 4. erschien. Der Herausgeber hat diesem Werke auch seine Gedächtnißrede auf Giambullaci beigefügt. In der Zugewandtschrift an den Großherzog Cosmo I. erzählt Bartoli, daß Giambullaci auf dieses Werk einen ungeheuren Fleiß mit umfangreichen Forschungen und mit Zuziehung einer großen Menge griechischer, lateinischer, französischer, teutscher, englischer, italienischer und anderer Quellen und Hilfsmittel verwendet hätte, leider aber über dessen Vollendung gestorben wäre. Er kam nur bis zum Jahre 913, wemit obiges in sieben Bänden vertheilte Werk auch schließt. Zarabokki schenkt demselben seinen ganzen Beifall und bedauert, daß es nicht vollendet worden sei. Die Akademie Della Crusca gerätht desselben auch in Ehren. In Handschrift verblieb ein sehr gerühmter Comento sopra Dante, dessen oft in den Werken seiner gelehrten Zeitgenossen gedacht wird *). (B. Risse.)

GIAMPAOLO (Paolo Nicola), ein im theologischen und landwirthschaftlichen Fache gleich ausgezeichnete italienischer Schriftsteller, am 11. Sept. 1757 zu Richalimosani im Königreiche Neapel geboren, widmete sich in den Seminarien zu Larino und Vojano der Theologie und Philosophie und wurde alsbald nach der Beendigung seiner Studien als Professor der Philosophie am Seminarium zu Vojano angestellt, welchen Wirkungskreis er aber im J. 1779 mit einem Kanonicate zu Sessa vertauschte. Später hier zum Generalvicar ernannt, verließ er dieses Amt bis zur Occupation seines Vaterlandes durch die Franzosen. Der neuen Ordnung der Dinge, von welcher er die Verwirklichung seiner nationalökonomischen Ideen hoffte, nicht abhold, wurde er im J. 1807 von Joseph Bonaparte in den Staatsrath berufen und erhielt im J. 1811 die Direction der Domainen in der Provinz Otranto. Er entsprochen zwar in dieser Stellung den von ihm gehegten Erwartungen, sah sich jedoch veranlaßt, wieder in die geistliche Verrichtung überzugeben. Auch hier ward ihm

schnelle Berücksichtigung zu Theil. Nachdem er einige Zeit als königlicher Vicar in der Diöcese Vojano gewirkt hatte, wurde er zum Generalinspector der vacanten Bisthümer Larino, Termoli, Guardafium und Isernia ernannt und erhielt zuletzt als Belohnung seiner Verdienste die Abtei Genola. Sein gründliches Wissen und sein unermüdblicher Eifer in der Verbreitung nützlicher Kenntnisse ließen ihn nach der Rückkehr Ferdinand's I. (1815) Gnade finden, und er blieb nicht nur im Besitze seiner Abtei, sondern erhielt auch eine ansehnliche Pension. Er lebte übrigens von jetzt an sehr zurückgezogen, ausschließlich mit der Pflege der ökonomischen und moralischen Wissenschaften beschäftigt, bis zu seinem Tode, welcher am 14. Febr. 1832 durch einen Schlagfluß erfolgte. Giampaolo war Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Neapel, der Gesellschaft der Georgophilen zu Florenz und der Akademie zu Livorno. Vergl. J. de Ruberti's *Elogio* di P. N. Giampaolo. (Napoli 1833. 8.) Die bedeutendsten seiner Werke sind: *Dialoghi sulla religione.* (Napoli 1815—1828. 8.) 4 Voll., worin er zu beweisen sucht, daß die dem Menschen angeborne Religion ungenügend und eine geoffenbarte nothwendig ist, und diese seine andere sein kann, als die christliche. *Generi: Su gli inconvenienti del sistema agrario e sui mezzi di remediarvi.* (Napoli 1822. 8.) *Su gli difetti di agricoltura della più parte delle provincie del regno.* (Napoli 1829. 8.) *Elogio di Saverio Poli.* (Napoli 1825. 8.); vor Allem aber die *Lezioni e catechismo di Agricoltura per le scuole secondarie del regno.* (Napoli 1808. 8.) 3 Voll., welche später in einer neuen, völlig umgearbeiteten und vermehrten Auflage (Napoli 1819. 8. 5 Voll.) erschienen und als sein bedeutendstes Werk zu betrachten sind *).

(Ph. H. Kalth.)

GIANCARDO (Vinzenco), (lat. Januarius, ein hochgeachteter und verdienstvoller Prälat und Dominikaner zu Palermo, wo er in ungekauften Verhältnissen 1570 geboren worden war. Frühzeitig verrieth Giancardo die herrschenden Anlagen des Geistes und hatte in den humanistischen Wissenschaften schon hübsche Fortschritte gemacht, als er in seinem 15. Jahre in das Kloster S. Dominici seiner Vaterstadt trat. Außer seiner Frömmigkeit, strengen Zucht, wodurch er zum Muster seiner Klosterbrüder wurde, zog er durch die reichenden Fortschritte in den wissenschaftlichen Studien die Aufmerksamkeit seiner Obern in dem Grade auf sich, daß sie ihm gern die Priesterweihe zuerkaufen hätten, wenn die Unreise seiner Jahre nicht im Wege gewesen wäre. Dafür bestritten sie ihm zum Lehrer der Philosophie am Lyceum seines Klosters; endlich bekam er auch den Vortrag über die scholastische Theologie. Beide Lehrgegenstände trug er 15 Jahre lang mit Auszeichnung und seltenem Beifalle vor, brachte die Anstalt und sich selbst, besonders seit ihm (1608) das Rectorat derselben vom Ordenscapitel zu Rom auf drei Jahre noch aufgetragen

4) Benutzt wurden Mich. Porciani's *Catalogus scriptor.* Florent. (Florenz 1590 in 4.) p. 147; *Negri l. c.* p. 453. wo man eine reiche Literatur seltener italienischer Werke findet; *Trist.* *Eloge des hommes arvens* IV. 107 seq. mit der Biogr. universa. XVII. 297 seq. und die *Doctores. varior.* *Elogia Thua-* *nea* (Londen 1671 in 8.) p. 35.

*) Vergl. *Biographie universelle* Tom. LXV. p. 317. *Biographie générale* Tom. XX. p. 417.

worden, in einen ausgebreiteten Ruf, zog eine Menge Inländer und Ausländer, geistliche und weltliche Schüler herbei, welche seinen Namen wieder in die Ferne trugen. Er bildete eine Menge ausgezeichneten geistlicher und weltlicher Gelehrten, welche noch in ihren spätern Jahren unverhohlen erklärten, daß sie Alles, was sie wußten und zu leisten vermochten, ihrem Lehrer Giancardo verdanken mußten. Dieser ausgezeichneten Verdienste wegen wurde er drei Male zum Rektor des Lyceums erwählt. Mit vielen Belohnungen überhäuft und vielen Ehemtern geehrt, war er viermal Prior seines Klosters und ebenso viermal Provinzial und drei Male Generalvisitator seines Ordens in Sicilien gewesen. Fast 20 Jahre lang hatte er die Censur in seinen Händen gehabt und war ordentlicher Beisitzer des sicilischen Inquisitionsgerichts. Als Deputirter der sicilischen Ordensprovinz zu den Generalcapiteln besam er Gelegenheit, Reisen in die Ferne zu machen, wie 1618 nach Vissalon. Doch war er nicht allein für den Dienst der Kirche, Klostern und Wissenschaften berufen, sondern er stand auch Fürsten, Großen und Andern mit seinen Rathschlägen in weltlichen Sachen oft zur Seite. Sie suchten ihn in dieser Absicht in seinem Kloster auf und hielten seine flugen Rathschläge für Orakel. Uebrigens in Italien nannte man seinen Namen mit großer Achtung. Bei seiner Anwesenheit im Generalcapitel zu Mailand erwiesen ihm alle Ordensgenossen der verschiedenen Nationen große Ehren und nahmen seine Vorschläge auch wie Orakel auf. Der Statthalter Herzog von Geria und dessen Secretair suchten ihn öfters in der Klosterzelle auf, die er während seines damaligen Aufenthaltes bewohnte. Dem Bischof von Sicilien, Philibert von Savoyen, scheint er ein unentbehrlicher Rathgeber gewesen zu sein, eben so den Untersuchungsrichtern des heiligen Officiums und ebenso dem Ordens- und andern geistlichen Behörden, die sein Kloster besagerten. Als er vor seinem Tode als Provinzialvisitator die Klöster bereiste, besah ihn bei seiner Ankunft zu Catania ein Todesfieber, bald darauf ein Fieber, welches ihn den 4. Dec. 1631 zum allgemeinen Beseueren dahinraffte. Er stand im Geruche der Heiligkeit. Die auf ihn zu Palermo gehaltenen Gedächtnißreden erschienen 1632 im Drucke. Die Gedächtnißrede im Generalcapitel zu Rom 1644 hebt namentlich den Ruf seiner Heiligkeit hervor.

Giancardo hatte zum Drucke folgende Schriften ausgearbeitet: *Decisiones ac definitiones casuum memorabilium, quae in saeculi officii tribunalium ad examen revocatae sunt et Tractatus philosophici, theologici et canonici, welche sämmtlich in Handschrift geblieben sein werden. Man sagt auch, er habe: Super primum secundae et secundam secundae S. Thomae Aquinensis geschrieben* *).

GIANELLA (Carlo), wurde im J. 1752 zur Professur der theoretischen Medicin in Padua berufen, nachdem er 20 Jahre in seiner Vaterstadt Leguano

practicirt und durch geschätzte Schriften sich einen Namen gemacht hatte. Er schrieb nämlich: *Saggio di medicina teorico-pratica, in cui si dimostra, che il medico allora sia d'ottimo discernimento, quando arriva a conoscere la ragione e la differenza del male.* (Venezia 1732. 8.) — *De successione morborum libri III.* (Pata. 1742. 8.) — *Epistola ad Morgagnum de legendorum librorum medicorum ratione instituenda.* (Venet. 1746. 8.) — *Trattato di medicina preservativa, diviso in sette parti, in cui brevemente si ragionate delle sei cose dai medici dette non naturali e s'insegna parimente la maniera di conservare la sanità e prolungare la vita.* (Verona 1751. 4.) — *Diss. Non semper ex cadaverum sectione colligi potest, rectene an perpetuum sit curatio morborum instituta.* (Pata. 1755. 4.) (Fr. Wih. Theile.)

GIANELLA (Francesco), Jesuit und ausgezeichneter Mathematiker zu Mailand, wo er am 13. Jan. 1740 in unbekanntem Verhältnissen geboren worden war. Hier in seinem 16. Jahre in den Orden der Jesuiten getreten, schickten ihn seine Oberen alsbald zu seiner gründlicheren und höhern Ausbildung in das Collegium zu Turin. Do traf er mit dem schon im Ausflügen begriffenen jungen Lagrange zusammen, an welchen er sich angeschlossen und den er sich zum Muster seiner Studien auswählte. Unter solchen erfolgreichen Bestrebungen konnte es ihm nicht fehlen, daß er, vermuthlich zuvor schon Lehrer an seinem Collegium gewesen, in die Akademie der Wissenschaften dafelbst aufgenommen wurde und ihr, mindestens von 1769 an, vortheilhafte Denkschriften in die *Miscellanea Taurinensis* lieferte. In seine Vaterstadt zurückgerufen, wurde er hier Professor der Physik, dann auch der Mathematik, welche Wissenschaften er nachher auf der Universität zu Padua, wohin er berufen, ebenfalls vortrug. Wiedernach Mailand zurückgerufen, befiel er denselben Lehrstuhl wieder, den er dafelbst zuvor verlassen hatte, und lehrte auf demselben lange genug, um bei seinem Rücktritte in den Ruhestand eine Pension als Belohnung für seine trefflichen Dienste erwarten zu können, welche ihm wahrscheinlich nicht entgangen sein wird. Zurückgezogen auf sein Studirzimmer verlebte er, ohne sich durch die Höhe seiner Jahre von seinen Lieblingsstudien abwendig machen zu lassen, gerauhschlos seine letzten Tage für die Mathematik. Er sprach zuletzt Nichts weiter als von ihr und besonders von den algebraischen Calculs und Männer seines Fachs, die ihn befluchteten, mußten ihm geduldig zuhören. Es schien damals, als wüßte er von weiter Nichts zu sprechen, obgleich er eine vielseitige gelehrte Bildung genossen und große Erfahrungen in der Literatur gemacht hatte. Er war J. B. in den Sprachen und in der Philosophie zu Hause. Gleichwohl bewahrten alle seine Bekannte und Freunde ihm ihre achtungsvolle Unabhängigkeit und Zehlnahme, die er auch als Mensch durch die Keinheit seiner Gesinnungen und Gemüthslichkeit seines Herzens verdient hatte. Er starb den 15. Juli 1810.

*) *Bergl. Quetif et Ecard l. c. II, 472* nebst Ant. Bonagitore's Bibliotheca Sicula, Palermo (1707. Fol.) II, 286.

Außer seinen vielen den gedruckten Sammlungen der turiner Akademie einverleibten Abhandlungen arbeitete er von diesen ganz unabhängig noch folgende Werke aus, nämlich Dissertationes: 1) De igne (Mailand 1772.); 2) De fluxionibus earumque usu (ebendaf. 1772.); 3) De paradoxis virium agentium in ratione quavis distantiarum a dato puncto in medio non resistente (ebendaf. 1773.) und 4) De tensione funium (ebendaf. 1775.), welche letztere Abhandlung von Kennern zu seiner Zeit vorzugsweise hochgeschätzt wurde. Außerdem verdienen noch erwähnt zu werden seine Elementi d'algebra (Pavia 1778.) und seine Elementi di matematica (Pavia 1781.)*).

(B. Röse.)

GIANETTI (Andrea), auch ZIANETTI geschrieben, kamte aus dem Marktsiedel Salo im Gebiete von Brescia, wo er in den Dominikanerorden trat und sich durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit die Aufmerksamkeit seiner Oberen erwarb. Ramentlich zog ihn der Ordensmeister Scraphino Gaballi, als Gesellschafter und Theilnehmer sowohl an seinen Sorgen als an seinen Arbeiten an sich, welchem er denn auch mit treuer Ergebenheit bis an seinen Tod gehiebt hat. Er starb aber 1575 noch in jungen Jahren. Doch hatte er einige Jahre zuvor den Cultus der heiligen Jungfrau nach den Vorschriften des Luigi da Granada wieder erwecken und verbreiten wollen, und daher über den Rosenkranz derselben nach da Granata's Angaben ein Werk geschrieben, welches er unter dem Titel: Rosario della sacratissima Vergine Maria madre di Dio, nostra signora dall' opere del R. P. Luigi da Granata raccolto, zu Rom 1573 in Fol. herausgab und mit vorzüglichen Kupfern des berühmten Adam Schiavi (s. d. Art.) schmücken ließ¹⁾. Hier andere Ausgaben davon folgten zu Venedig bald hinter einander. Der Franzose Jacob Gautier übersehte und verfasste das Werk und ließ es zu Paris 1589 erscheinen. Später vermehrte er noch seinen Eingebungen dieses Nachwort und gab es nochmals unter dem Titel: Le rosaire de la très S. Vierge Marie, extrait des oeuvres de R. P. Louis de Granate par le R. P. André Gianetti di Salo etc. zu Paris 1603 in 12. heraus²⁾.

(B. Röse.)

GIANGURGULO. Eine stereotype Charaktermaske derjenigen Art von italienischen Lustspielen, welche man unter dem Namen Comedia dell' arte begriff. Diese Bezeichnung wurde jenen extemporierten, burlesken Stücken

nur zum Spott gegeben, um sie von den regelmäßigen, nur in Privathäusern und Akademien declamirten und von einzelnen Liebhabergesellschaften zur eigenen Belustigung aufgeführten Comedie erudite zu unterscheiden. Wie jene dem unmittelbaren Leben des Volkes mit seinen Licht- und Schattenseiten entsprangen, so waren auch die handelnden Personen zu lebenden Erscheinungen auf der Bühne geworden, ohne daß seit Jahrhunderten die Zuschauer derselben müde wurden. Ueber den Charakter des Giangurgulo sind die Meinungen zwar getheilt, doch wird man sich unsehr für die wahre Bedeutung desselben entscheiden, wenn man die Maske betrachtet, mit welcher er zuweilen identificirt wird. Riccoboni (Histoire du théâtre Italien) ist der Ansicht, daß der Giangurgulo Eins sei mit dem spanischen Capitano und mit dem Scaramuccia. Jener vertrieb den italienischen Capitano in Mantel, Wams, Plüschhosen und Halbscheln, und ward auf der Bühne eingeführt, als Kaiser Karl V. durch Italien reiste. Um das Jahr 1680 verlor er sich und wurde durch den neapolitanischen Scaramuccia in spanischer Tracht ersetzt, dessen Charakter in Frankreich mannichfachen Veränderungen unterlag, in Italien aber seiner ursprünglichen Rolle treu blieb, welche die eines prahlreichen Aufschneiders, des Thraso oder Miles gloriosus der Römer war. Diese Meinung, die durch Nichts sonst unterstützt wird, stimmt nicht mit der Angabe von Baretti, Beschreibung der Sitten und Gebräuche in Italien, 1. Bd. S. 156, der ihn einen ungeschliffenen Rummel aus Calabrien nennt. Auch Napoli Signorcelli, Geschichte des Theaters, 1. Bd. S. 387 nennt ihn einen Bauer aus Calabrien. Dazu kommt, daß, als sein Seitenstück ausdrücklich Coviello angeführt wird, ebenfalls ein calabrischer Bauertöfch. Auch der Giangurgulo, sowie der letztgenannte Coviello redeten gleich allen übrigen Charaktermassen dieser Gattung von italienischen Comödien den Dialekt ihrer Provinz. Ueber die Comedia dell' arte s. Bögel, Geschichte der römischen Literatur 4. Bd. S. 140 fg. — Bögel, Geschichte des Groteske-Romischen S. 28—72. — Bouterweck, Geschichte der italienischen Poesie und Beredsamkeit 2. Bd. S. 184 fg. und S. 467 fg.

(F. L. Bösigk.)

GIANI (Arcangelo), italienischer Theolog und Geschichtsschreiber, geboren im J. 1553 zu Florenz, kamte aus einer vornehmen Familie vieler Stadt und trat schon im zehnten Jahre seines Alters in den Orden der Serviten. Nach der Beendigung seiner theologischen Studien wurde er im J. 1582 zum Professor der Theologie an der Universität zu Florenz ernannt und erwarb sich in dieser Stellung, welche ihn nicht hinderte, der strengen Regel seines Ordens mit starrer Gewissenhaftigkeit nachzukommen, große Verdienste. Er bekleidete die meisten in seinem Orden gewöhnlichen Ehrenstellen bis zum Generalvicar und wurde zuletzt zum apostolischen Protonotar für Toscana ernannt. Seine Kenntnisse und seine Frömmigkeit erwarben ihm die Achtung und Liebe seiner Landsleute in hohem Grade, und er starb allge-

*) Vergl. Biogr. univers. XVII, 298 u. Nouveaux, Dictionnaire histor. I, 1250.

1) Diese große Prochtausgabe war natürlich Wenigen zugänglich, daher nach 1573 eine billigere in 12. ebendaf. veranstaltet wurde. Also hat die beiden zu des Verfassers Lebzeiten erschienenen Ausgaben mit den spätern verglichen und gefunden, daß nur die letzten folgende Stelle enthalten: B. V. fu nostra e munda da ogni colpa, e però dice Ave cioè senza ve di peccato e di macula alcuna. Dieser Zusatz, erklären die Dominikaner, sei unbedingt von den spätern Herausgebern gemacht worden, weil ihn Gianetti selbst nicht habe schreiben können. Wer versteht diese Windstille!

2) Vergl. Quetif et Bechard. Script. ordin. praedicator. II, 331.

mein betrauert am 24. Dec. 1623. Als sein vorzüglichstes Werk gelten die durch Gründlichkeit der Forschung und Reichthum des Inhalts ausgezeichneten *Annales Ordinis Fratrum Servorum B. Mariae* ab anno 1223 usque ad 1610. (Florentinae 1618 — 1622. fol.) 2 Voll. Von seinen übrigen Schriften sind noch zu nennen: *Vera Origine del sacro Ordine de' Servi di Santa Maria* (Firenze 1591. 4.); *Istoria del B. Filippo Benizzi* (Firenze 1604. 4.); *Catalogus virorum clarorum collegii universitatis theologiae Florentinae* (Florentinae 1614. 4.); *Constitutiones universitatis Florentinae* (Florentinae 1614. 4.) und *De divina, coelesti et ecclesiastica hierarchia dissertatio theologica*. (Florentinae 1590. 4.) (Vergl. Zöcher's *Gelchertenzeyten*, fortgesetzt von Adlung. 2. Bd. S. 1445. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 281.) (Ph. H. Kälb.)

GIANIBELLI (Friedrich). Alexander Jarnefe, der Herzog von Parma, hatte durch Großthaten, durch weisse Mäßigung, durch das Zutrauen, welches sein Charakter den verschiedensten Parteien einflößte, in den südl. Provinzen der Niederlande meistens die Herrschaft des Königs hergestellt. Es fielen nach einander Brügge, Gent (17. Dec. 1584), Brüssel (10. März 1585), aber schon im Juli 1584 hatte Alexander das Unternehmen eingelegt, welches, den hartnäckigen Kämpfen im Norden die Schelde verschließend, den unterworfenen Landschaften des Südens die Ruhe wiedergeben sollte. Um die allmählig zu Stande gebrachte Gerinnung der Stadt Antwerpen zu vervollständigen, schien die Einnahme der stromabwärts einander beinahe gegenüber gelegenen Forts Riestenhoef und Lillo unerläßlich. Riestenhoef wurde in dem dritten Sturme von des Jacob von Melun Marquis von Roubaix oder Richesbourg Scharen erstritten (19. Juli 1584), Lillo aber trotzte allen Anstrengungen einer dreiwöchentlichen Belagerung, so daß die Verbindung mit Zeeland den Antwerpenern nur erschwert, nicht aber abgeschnitten wurde. Gleichwohl fingen die Fruchtzeite an zu reifen, was dem ersten Auftreten des Gianibelli in jenem denkwürdigen Drama die Gelegenheit wurde. Italiener, Montaner von Geburt, hatte er in der Heimath als Kriegskammerherr sich versucht, wor dann nach Spanien gekommen, um dem Könige seine Dienste für den niederländischen Krieg anzubieten. Die Verwirklichung der in dieser Hinsicht ihm gegebenen Hoffnungen verzögerte sich indessen über alle Gebühr, schmolend verließ der Künstler ein Land, wo für ihn keine Anerkennung zu finden war, und er soll schiedend noch verheißt haben, die Spanier würden dereinst unter Thronen den Namen des verachteten Fremdlinges nennen. Er wendete sich nach England, wo jeder willkommen war, der über König Philipp II. Klagen zu können glaubte, und empfing von der Königin die Zusage eines Jahresgehalts sammt der Weisung, nach Antwerpen sich zu wenden. Dort konnte er der Sache des Aufstandes die wichtigsten Dienste leisten. Er suchte sich in den Niederlanden eine Frau, wurde Vater mehrer Kinder und hatte sich seit einigen

Jahren in Antwerpen häuslich niedergelassen, als die in Folge der Blockade eintretende Theuerung ihn bewog, über die Grenze seines Wissens hinauszuweichen. Zu den Sitzungen des Stadtrathes hinzugezogen, wollte er die Sorge für die Proviandierung der Stadt einer Actiengesellschaft, und dieser dagegen den ganzen Betrag der neu einzuführenden Abgabe des hundertsten Pfennigs überlassen. Die gedachte Gesellschaft sollte verpflichtet sein, in Holland oder anderwärts für den Betrag von 36 Tonnen Gold Lebensmittel einzukaufen, wovon sie ein Viertel gleich baar, und die übrigen drei Viertel in zwei oder drei Monaten bezahlen würde. Den Actionnaires sollten diese Vorräthe, jedem pro rata, in die Häuser geliefert werden, und ihnen als zweites Unterpfand dienen. Nach Abgabe des von der Gesellschaft anzuordnenden Verkaufes der Vorräthe würde der Vorschlag zu stehen und nebenbei ein verhältnismäßiger Gewinn zu bewilligen sein. Hierbei rechnete Gianibelli um so mehr auf lebhaftes Betheiligung, da für jeden Actionnaire der Vortheil nicht gering war, den Bedarf für seine Haushaltung stets unter eigenem Verschlusse zu haben. Der Vorschlag begegnete indessen zu vielen Einwendungen, um zur Anwendung kommen zu können. Willigeres Gehör fanden die Ingenieurs Entwürfe für die Zerörung des von Alexander Jarnefe entworfenen und zu Stande gebrachten Riesenwerks, der Brücke, welche über die ganze Breite der Schelde, von Callo in Flandern bis zu dem brabantischen Dese Orderen, ein Raum von 2504 Fuß, reichend, den Strom vollständig verschloß. Vollendet stand das wunderbare Werk nach den Anstrengungen eines halben Jahres, am 28. Febr. 1585, und gleich einem Siege wurde von den Belagerten jener Tag gefeiert. Die Armee rückte in Parade aus, besetzte Brücke, Schiffe, Ufer, Fort und Schanzen, deren in allen 30 waren und brachte unter dem Donner der Geschütze dem Feldhern ein freudiges Bivat. Alexander selbst, ergriffen von der Gewalt des Augenblicks, warf sich auf die Knie, zu danken dem Hügeln und seinem Schutze aus ferner das grandiose Werk zu empfehlen. Daß er dasselbe vollbringen werde, hatte man zu Antwerpen, in Holland und Zeeland als eine Unmöglichkeit betrachtet, und darum die vielen Gelegenheiten, den Bau zu stören, in unverzeihlicher Trägheit verfaßumt; um so größer war jetzt der Schrecken der zunächst bedrohten Stadt. Daß ihre Erhaltung um jeden Preis die Zerörung der Brücke fordern, mußte der Kurzsichtigkeit begreifen, und wie dies zu bewirken, wurde die Aufgabe aller Projectenmacher, aller sinnreichen Köpfe. Vornehmlich wurde der von Gianibelli ausgehende Vorschlag einer Höllenmaschine in Erwägung gezogen, für welchen Zweck er die großen im Dafen liegenden Schiffe, Röhre von 500, goldene Post von 350 und Dracinen von 150 Tonnen, und darunter 60 kleinere Fahrzeuge mit flammem Boden bedeckte. Diese sollten als Brander, die großen Fahrzeuge als Minenschiffe dienen, und eingeschmetzt durch Ketten, Tane und Mastbäume an einander geschlossen, gegen die Brücke anrennen. Die Wäter der Stadt waren vorsichtig und

weise, wie der Soge nach jene Minister Ferdinand's II., welche der Ansicht waren, daß Ballenstein statt der in Aussicht genommenen 50,000 nur 20,000 Mann aufzustellen habe, sie bewilligten dem Kriegsbaumeister nur die Hoffnung von 80 und das Glück von 70 Tonnen, dann 13 Plattschiffe, damit mußte Gianibelli sich begnügen. Wie es scheint, zählte man in Antwerpen vornehmlich auf die Stadt zum Besten in Holland und Zealand vorgenommenen Rüstungen, in deren Folge auch Liefenshoek (3. April 1585.) und mehrere andere Schanzen den Spaniern entrisen wurden. Von dem Meere bis zur Brücke war hiermit freie Schifffahrt gewonnen. Um das Hinderniß der Brücke wegzuräumen, wurde verlangt, daß in dem Augenblicke des von den Höllenmaschinen zu erwartenden Erfolgs die zelandische Flotte von der einen, jene der antwerpener von der andern Seite der Brücke aufzuehen, ihren Ruin vervollständigen und die Durchfahrt der für die Stadt bestimmten Proviantschiffe decken sollten. Indessen kam auch Gianibelli mit seinen Vorrichtungen zu Stande. Das Glück und die Hoffnung hatte er als Minenschiffe, 32 platte Fahrzeuge als Brander ausgerüstet. Jene trugen einen Kasten aus Ziegelfeinen, der innen 3 Fuß breit und hoch und 60 Fuß lang war. Er war oben 6 Fuß hoch und mit Leichen- und Mühlsteinen zu einem Dache übermauert, damit die Explosiven sich hauptsächlich seitwärts richtete, denn diese Einstoßkraft stellten die Minen vor. Jene des größeren Schiffes war mit 7500, die andern mit 6000 Pfund des feinsten Schießpulvers geladen; unter dem Dache lagen schwere Kästen von eisernen und steinernen Kugeln, Rägeln, Ketten, Klammern und andern Nothwerkzeugen. Luntun zum Zünden des Pulvers waren in verschiedenen Oeffnungen des Kastens niedergelegt. Der übrige Raum im Schiffe zwischen dem Bord und den Seitenwänden des Minenkastens war mit Balken, welche durch eiserne Bolzen verbunden und mit einem Mauerwerke von Quadersteinen ausgefüllt waren, das Ganze mit starken Balken und Dielen bedeckt, um dem Schiffe das Ansehen eines gewöhnlichen Branders zu geben. Um noch besser zu täuschen, war für den Gebrauch auf dem Dache der Mine die Vorrichtung zu einem Feuer, welches eine ganze Stunde brennen konnte, angebracht. Um die Mine anzuzünden, war ein Uhrwerk bestimmt, welches, nachdem es abgelaufen, mittels eines loshängenden Ruckstetenschloßes das Reißfeuer entzündend, folgte. Die 32 Plattschiffe waren mit Brennpulver, einige kleinere Fahrzeuge mit Büschpulver angefüllt. Von den beiden großen Schiffen sollte die Zerstörung der Brücke ausgehen, die übrigen Fahrzeuge waren bestimmt, den Feind über die Natur der ihm bereiteten Gefahr zu täuschen, seine Aufmerksamkeit zu beschärfen und den Minenschiffen den Weg über das Schußwerk vor der Brücke zu bahnen. Nach solchen Vorbereitungen wurde die vor Lillo liegende Flotte die ihre Mitwirkung begreifende Communication gemacht, auch der antwerpener Admiral Jacob Jacobson angewiesen, das Auslaufen der Feuerflotte zu veranlassen und zu leiten, während ein Ge-

schwader bewaffneter Fahrzeuge sich in Bereitschaft halten sollte, die Zerstörung der Brücke zu vervollständigen und den Zealandern die Hand zu bieten. Der Abend des 4. April 1585 war gekommen, Marnix de Ste. Aldegonde, der Nachbahr von Antwerpen und Gianibelli begaben sich auf den Damm vor dem Tower, um dem Ansünden der Brander und dem Ausflodern des Feuers auf den Dächern der beiden Minenschiffe beizuwohnen. Das Geschwader tritt seine Fahrt an. Voran schwimmen einzeln die kleinern Fahrzeuge, dann folgen die 32 Brander, je acht mit Ketten zu einer Gruppe vereinigt. Die Nachbahr bieten die beiden Minenschiffe. Matrosen in verschiedene Rachen vertheilt, leiteten an Lanten die Schiffe. Kaum bemerkt wurde der von Jacobson begangene Fehler, daß er die Minenschiffe zu dicht hatte den Brändern folgen lassen. Zeitig durch ihre Kundschafter unterrichtet, daß Bedrohliches der Brücke zugebracht, hatten die Belagerer mancherlei Vorkehrungen getroffen, eine nicht näher bestimmte Gefahr abzuweisen, absonderlich die Wachen in den Thors, auf den Dämmen und auf der Brücke verstärkt. In jener Nacht wurde zuerst ein brennendes Fahrzeug signalisirt, dann ein zweites und gleich darauf eine ganze im Feuer stehende Flotte. In wenigen Augenblicken gerieth das Lager in Bewegung, es scharten sich die Mannschaften, die Brücke von einem Ende zum andern, die Dämme, Batterien und Uferanlagen, die Bründenschiffe stellten sich mit Bewaffneten. Die Luntun brennend, in gespannter Erwartung harrten sie der Dinge. „Stappa ognuno in grandissima aspettazione del successo, e variamente ne usciva il giudizio. Altri credevano che la pratica non fosse per corrispondere all'invazione, ed altri che l'esito fosse per uguagliarla. Era uniforme in tutti però la curiosità di vederne la prova. Onde in gran numero si vide concorrer subito per tal fine la gente regia parte su le steccate, e parte di qua e di là su le nude ripe e su i forti, attendendo l'esito che fosse per avere un tale e si nuovo spettacolo.“ Alexander Jaenese selbst war zur Stelle geist. Näher und näher schwamm, dem Gange der Ebbe folgend, die brennende Flotte. Bis auf 2000 Schritte hatte sie sich der Brücke genähert, jetzt lenkten die Boatsleute die Schiffe nach der Mitte des Stroms, zündeten die Luntun auf dem Minenschiffen an, klappten die Lantun und ruderten eilends davon, um in Ruhe den Erfolg abzuwarten. Der Willkür des Stromes zu früh überlassend, verwickelten sich die Schiffe in ihrer Ordnung, mehrere Brander gerietzen auf Lintisen oder verbrannten, ohne Schaden anzurichten. Das erste der vier Geschwader schickte in der Nähe eines der spanischen Thors und erschlug in seinem Aufstiege einen Theil der Besatzung, die sich zu nahe herangewagt hatte. Das zweite blieb an dem Floss, durch welches die Brücke geschützt war, hängen, aber das zweite Höllenschiff, die Hoffnung, warf sich plötzlich von der Küste von Flandern gegen das Schußwerk vor der Brücke. Es durchbrach die Sturmpfähle, sprengte das Werk und näherte sich der Brücke unweit der Stelle,

wo auf der Seite von Hlandern das Pfahlwerk mit dem hölzernen Gastele geschlossen war. Die Soldaten, die eben noch über die geringe Wirkung jener Kunstwunder gelacht, erhoben ein Aetzergeschrei, allgemeiner wurde die Besorgniß, und der Herzog selbst, von dem Marquis von Koubair, von Caesar de Alvalos, einem jüngeren Sohne jenes Alfons, der als Marques del Vasto unter den ausgezeichneten Feldherren Karl's V. zu nennen war, von Billy und Gaetano begleitet, eilte nach der bedrohten Stercata, um die Matrosen anzuweisen, daß sie den Brand der von der Brücke ablenkten. Dagegen wehrte sich Vega, der Sergeant, und bat ihn auf's Dringendste, ungehäumt die Brücke zu verlassen, indem sicherlich eine außerordentliche Gefahr ihn bedrohe. Der Fürst, eine Gefahr achtend, bleibt unbeweglich. Da wirft Vega sich vor ihm nieder, beschneht ihn, nur dießmal zu hören, faßt ihn am Kocke und zieht ihn mit sanfter Gewalt von daan. Ubergläublich vermuthlich, wie es meist höhere Intelligenzen sind, fühlt der Herzog sich von einer Ahnung ergriffen und verläßt die Stercata; ihm folgen Alvalos und Gaetano, Koubair und Billy bleiben auf ihren Posten. Kaum hat Alexander das Fort Sta. Maria erreicht, so stößt das Minenschiff an die Brücke an, fliegt mit einem Kralle auf, als wollten Himmel und Erde zusammenbrechen, und mit ihm Genfabler und Ingenieure, die vermögen genug gewesen waren, in den geheimnißvollen Bau sich zu wagen. Der Strom, bis in seine Tiefe ausgerührt, tritt zürnend über sein Ufer hinaus und ergießt sich zu beiden Seiten über die Ebene. Drei Meilen in der Runde wird der Boden wie durch ein Erdbeben gerüttelt, ein Gemisch von dem Innern der Höllemaschine, von Balken und Brückentrümmern, von Geschützen, Gewehren und Menschen hoch in die Luste geschleudert. Der Herzog, an der Schulter durch einen Pfahl verwundet, stürzte bewußtlos zu Boden, erwachte jedoch bald wieder aus der Betäubung und rannte mit gegengem Degen auf die Brücke, wo das größtliche Schauspiel sich ihm darbot. Er vernahm das Gemümm der Unglücklichen, welche hilflos zwischen Pfählen und Balken hingen, oder unter den Trümmern der Stercata vergraben lagen. Das Gastele, wo er eben noch gestanden, war mit sämmtlichen Officieren, Soldaten und Kanonen verschwunden, sechs Schiffe und die Besatzung dazu hatte der Abgrund verschlungen. Die Schelde war über 2000 Schritte weit aus ihren Ufern getreten, so daß die Soldaten bis an die Knie im Wasser standen; die schwersten Grabsteine waren tausend Fuß weit über das Ufer geschleudert, zum Theil vier Fuß tief in den Boden versenkt worden. Ueber 800, nach spanischen Berichten 500 Mann, hatten das Leben eingebüßt, erstikt zum Theil durch den höllischen Dampf; Andere ertranken oder verbrannten in dem fochenden Strome, wurden von den umfliegenden Steinen und Balken zerschmettert oder mit solcher Heftigkeit gegen einander geworfen, daß Einer den Andern zermalnte oder durch die Lufte erschüttert fielen. Koubair, Billy, Lortz, Segura und 22 andere Officiere waren nicht mehr. Des

Marquis von Koubair's Leichnam hing an einem Schiffseile; bei den ersten Bewegungen im Lande sich betheiligend, wurde er ihr entschiedener Gegner, wie de Thou schreibt, aus Eiferlust gegen den Prinzen von Oranien, denn die wenigen Getreuen herabzusetzen, ist des gepriesenen Geschichtschreibers unwandelbares Ziel. Ihm zufolge hätten auch die Spanier seinen Verlust nur wenig beklagt, wegen es bei Centivegio heißt: „Morte pianta in generale da tutto il campo, ma con tenerenza particolare da Farnese cho l'amava singolarmente e stimava.“ Der Herr von Billy, Kaspar von Nobles, Spanier von Geburt und ein höchst ausgezeichneten Officier, wurde vermißt, doch seine Leiche nach Verlauf einiger Monate, bei Abtragung der Brücke, unter einem Balken wieder gefunden. Man erkannte sie an einer goldenen Kette, die des Verlebten gewöhnlicher Schmuck gewesen war. Hauptmann Lortz, mit der vollen Rüstung besetzt, wurde am Fort Sta. Maria in die Lust geworfen, einige Minuten gleich einer Feder in der Luft herumzuwirbeln, dann in den Strom gestürzt, wo er sich des Panzers entledigte und schwimmend das jenfeitige Ufer erreichte. Einen jungen Mann, des Herzogs Leibgarbist, ergriff auf der Brücke, nahe an dem samobändischen Ufer, ein Wirbel, und schleuderte ihn über den ganzen Strom auf die drabantische Seite; der einzige Schaden, den er dabei hatte, war eine leichte Verletzung an der Schulter. Der Herzog selbst gab man allgemein verloren, da man ihn beinahe im Augenblicke der Explosion auf der Brücke gesehen. Mansfeld, Menckendorff, Capizuchi, die sich aufgemacht hatten, um ihn zu suchen, dachten wol nur an seinen Leichnam zu finden; um so größer war die Freude, als sie den Feldherren erblickten, wie er an Georg Vassa die ersten Besuche ertheilte. Der getreue, der eiserne Spottet, durch das Ausfliegen der Höllemaschine gerufen, war mit seinen Stradioten herbeigeprengt, um mit Tod und Teufel es aufzunehmen. Er wird commandirt, um die Brücke, die Schanzen, die Uferposten alle zu bereiten, die Ordnung herzustellen und des Feindes Bewegungen zu beobachten. Farnese läßt die Verwundeten, indem ihr Anblick allzu entnühmend war, verschaffen, richtet erbebende Worte an die bekrühten Krieger und gebietet, Hand anzulegen an die Wiederherstellung der Brücke, was vor Allem dringend sei. Er selbst und alle seine Officiere unterziehen sich der Arbeit und willig folgen die Mannschaften diesem Beispiele. Unter einem Höllelärme von Trummeln und Trompeten, geeignet, das Gesehe der Arbeiter zu überhören, werden die Trümmer fortgeschafft und noch in derselben Nacht ist die Deckung nordwärts durch Pfahlwerk, aufgeschüttete Balken und einige in der Eile herangezogene Fahrzeuge geschlossen. Freilich war das Alles keine gründliche Wiederherstellung, aber doch hinreichend, um die feindlichen Kunstschatter zu beruhigen. Um das Blendwerk zu verodständigen, wurde die ganze Brücke mit Soldaten besetzt, dann aber mit Tagesanbruch die Einleitung zu einer gründlichen Restauration vorgenommen, ohne daß auch nur von Ferne der Feind verlußt hätte, die ihm so günstigen Folgen der Explo-

ßen zu benutzen. Allerdings waren, als die brennende Flotte ihr Thalfahrt antrat, mehre Galeren angewiesen, von Ferne ihr zu folgen, die erfolgte Explosion, den Bruch der Brücke durch Ketten und Feuerseile zu signalisiren, sodann durch die geöffnete Brücke zu fahren und endlich die vor Lillo ankernde jzeländische Flotte von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen. Weiler war Admiral Jacob Jacobson angewiesen, in dem Augenblicke, wo die Signale erfolgen würden, die Anker zu lichten und mit seinem Geschwader die Brücke anzugreifen. Aber die Signale unterblieben und die ausgesendeten Galeren kehrten mit der Reibung zurück, daß die Höllemaschine keine Wirkung gethan habe. Die feigen Boatsleute hatten nämlich, obgleich ihnen eine Belohnung von 100 Gulden versprochen war, den erhaltenen Befehl nicht befolgt, hielten sich in weiter Entfernung und ruderten, ohne die Entscheidung abzuwarten, zurück. Auch den folgenden Tag, wie günstig mitunter der Wind war, ließ sich kein von Lillo kommandes jzeländisches Schiff blicken. Das schien dem falschen Berichte der Galeren eine Bestätigung und Niemand unterzog sich der Mühe, der Veranlassung dieser Unthätigkeit, die zwar die Folge von der Intholenz der Antwerpener war, nachzuforschen. Vollkommen verloren gingen durch solche Nachlässigkeit alle Vortheile jener denkwürdigen Nacht. Verlorenwerth, verzweiflungsvoll war Gianibelli's Lage; er schmeckte in Gefahr, ein Opfer des wüthenden Velleis zu werden: auf ihn, auf den projectista, der seine Mitbürger in glänzenden Versprechungen geößt, große Summen unnütz vergewendet habe, warf man alle Schuld des Mislingens. Am dritten Tage jedoch ward ihm die glänzendste Rechtfertigung. Ein von dem Erzen von Hohenlohe aus Lillo entsandeter Bote, der bei nächstlicher Weile unter der Brücke durchgeschwommen war, brachte nach Antwerpen die erste Nachricht von den durch die Höllemaschine angerichteten Zerstörungen. Sie, welche die eifrigsten gewesen waren, den Künstler zu verdammen, konnten jetzt nur noch die eigene Fahrlässigkeit beklagen und ein abermaliges Wunder von Gianibelli sich erbitten. Im ersten Eifer, unter der Gewalt des Eindrucks, welchen die, wenn auch verspätete, Kenntniß der Wirkungen der Höllemaschine hervorbrachte, wollte man dem Ingenieur die drei großen Schiffe, die er vom Anfang an verlangt hatte, sodann 60 kleinerer Fahrzeuge, beßus einer abermaligen Küßung, anweisen: bei näherer Ueberlegung gewannen aber ökonomische Rücksichten die Oberhand, und Gianibelli erhielt nur das einzige Schiff Drantien; darin brachte er seine Maschine an und gab ihr eine Ladung von 4000 Pfund. Um zu verbinden, daß der Feind dem Schiffe sich näherte, das Feuer eröfnete und also die Wirkung der Maschine hintertreibe, beßug er das Schiff mit 23 Biertonnen, welche, mit Steinen und Pulver angefüllt, aufsteigen mußten, wenn das Pulver sie nach und nach ergriß. Vier Brander sollten das Schiff begleiten. Doch als die Arbeit vollendet war, wagte Niemand, das Schiff zu besetzen, es blieb unbewußt und wurde zugleich mit der Stadt die Beute der

Spanier, wo es dann Farnese sehr aufmerkssam untersuchte. Nichtsdestoweniger wurde Gianibelli's Kunst nochmals für einen neuen Angriff auf die Brücke in Anspruch genommen, welcher dem Nisenslumpfe um den eisensteinen Damm unmittelbar vorbeiging. Er hatte sechs Minensschiffe und acht Brander auszurüsten. An den Vordertheilen der Minensschiffe ließ er eiserne Schindeln und Spieße anbringen, um desto leichter in beständig Anprallen die Brücke zu sprengen, und damit sie sich in ihrer Richtung erhielten und nicht wieder durch Trift oder Sturm an das Ufer geworfen würden, hatte man, nach Strada's Erzählung, unter dem Vordertheile eines jeden Schiffes ein Segel befestigt, welches, von dem Strome angegeschwellt, nicht nur das Fahrzeug schneller trieb, sondern aus dessen Abweichen von seiner Richtung verhinderte. Ein teuflischer Arbeiter des Gianibelli soll diese sonderbare und räthselhafte Vorrichtung angegeben haben. In der Nacht vom 20. Mai setzte diese Flotte sich in Bewegung. Ihr gingen 17 kleine Kiosse voraus, aus angebohrten Fahrzeugen und leeren Tonnen zusammengesezt und nur einen Fuß über dem Wasser hervorragend, daher sie nicht von den auslaufenden Spigen des Schutzwertes vor der Brücke ergriffen werden und dasselbe um so leichter durchbrechen konnten. Die Spanier hatten sich indessen für den Empfang der Flotte bereitet. Die kleinen, leicht beweglichen Wachboote besanden sich in voller Thätigkeit, fingen mit ihren Besanen einen Theil der Brander auf und schleppten sie nach dem Ufer, wo sie, ohne Schaden anzurichten, von der eigenen Flamme verzehrt wurden. Eins der mit Schwertern und Spießen gespideten Schiffe entging den Booten und sprengte mit einem Stoße das Schutzwert. In diesem Augenblicke trieb ein anderes Schiff mit der vollen Gewalt des Stromes durch die entstandene Oeffnung gegen die Brücke, und niemel der Durchloß augenblicklich geöffnet wurde, stieß doch das Minensschiff an den nächsten Ponten und vernichtete ihn. Einige nachfolgende Minensschiffe schwammen durch die Brücke, ohne Schaden anzurichten und flogen in weiter Entfernung auf. Die Brücke wurde sogleich wieder hergestellt, ähnliche spätere Versuche thaten ihr nicht den mindesten Eintrag und waren nur bestimmt, den Feind zu beschästigen. Große Wirkungen hatte man von ihnen sich nicht mehr versprochen, alle Kräfte der Antwerpener wie der Jzeländer richteten sich gegen den eisensteinen Damm, auf welchem am 26. Mai das Schicksal der Stadt seine Entscheidung finden sollte. „Dem Gottes und des Königs Sache und die Ehre lieb find, der folge mir nach!“ sprach Farnese, die Lanze in der Hand an die Spitze der weichenenden Soldaten sich stellend. Verbaunet wurde der Damm und am 17. Aug. 1585 die Capitulation erzwungen. Von Gianibelli ist keine Rede mehr, ohne Zweifel hat er nach England sich gewendet.

(v. Stranberg.)

GIANINO (Tomaso) aus Ferrara, war er auch seine gelehrte Ausbildung empfangen hatte. Er galt bei seinen Landsleuten in seinem Jahrhundert für einen vollendeten Lateiner, Griechen und Philosophen, welcher

sich besonders die Schulen des Aristoteles und Platon vertraut gemacht und dadurch unter den italienischen Philosophen den ersten Rang erworben hatte. Eine lange Reihe von Jahren (1620 noch) hatte er auf der Universität zu Ferrara die Philosophie mit Ruhm und Beifall gelehrt, auch in vertrauten Kreisen vortragen und viele brauchbare Zöglinge für sein Vaterland gebildet.

Die Stärke seines Wissens findet sich auch in den von ihm selbst noch herausgegebenen Werken wieder, als in den Schriften: *De providentia*; *De immortalitate animae*; *Disputationes peripateticae*; *De lumine*; *De speciebus intentionalibus*; und *De natura coelorum*. Sehr gespannt waren die Gelehrten auf seine *Physica* und auf das Werk: *De coelo et Mundo*, welche beide bis zum Jahre 1620 bereits entworfen und dem Stoffe nach geordnet waren. Sein Lebensjahr ist ebenso unbekannt, wie das Jahr seiner Geburt, welche unstreitig nach der Mitte des 16. Jahrh. wird stattgefunden haben *).

(B. Röse.)

GIANNERINI (Pietro Paolo), lat. Giannerinus, ein gelehrter und freisinniger Dominikaner aus Arezzo stammend, trat frühzeitig in diesen Orden im Kloster Santa Maria de' Soro zu Bibiana, wo er sich den philosophischen und theologischen Studien mit Erfolge widmete und durch seine wissenschaftlichen Kenntnisse wie durch die Strenge seines frommen Wandels bald in Ansehen brachte. Beliebt machte ihn zugleich sein unerschütterlicher Sinn für die Wahrheit, welcher seinen Charakter durchsetzte. Durch diese Eigenschaften empfohlen, bestellte man ihn, sobald er Magister der Theologie geworden war, zum Rector des Gymnasiums zu Perugia, wo er mehrere Jahre lang mit Beifall wirkte. Hernach stand er mehreren Klöstern seines Ordens in der römischen Provinz nach und nach als Prior vor. Zuletzt wurde er zum Provinzialprior dieses ganzen Reiches ernannt und zeichnete sich darin durch seine große Klugheit und Unerschrockenheit aus. Papst Julius III. schickte ihn 1551 auf das tridentiner Concil, wo er nach Razzi's Behauptung außerordentlichen Aufsehen und den anverwandten Theologen gemacht haben soll, sobald ihn der Papst nach seiner Rückkehr im December 1553 zu seinem *Maestro di sacro palazzo* ernannte und in seine Nähe zog. Auch unter den beiden folgenden Päpsten behielt er diesen Posten, da er am römischen Hofe sehr beliebt war, viele Gunst genoß und zugleich in einem bedeutend einflußreichen Ansehen stand. Allein 1558 verlor er alle Gunst und darüber wahrscheinlich auch sein Leben.

Räthlich das anhaltend wüthende Geschrei fast aller geistlichen Orden, namentlich der Franziskaner, Carmeliten, Augustiner, Jesuiten und Anderer mehr gegen die in Umlauf gebliebenen Werke des 60 Jahre früher als Keger hingerichteten Dominikaners Hieronymus Savanarola bewirkte im Einverständnis des gleichgesinnten

Papstes Paul IV. die Verordnung, daß die Werke desselben 1558 der Censur des Inquisitionsgerichtes zu Rom unterworfen wurden. Gleichzeitig wurde noch eine Commission von Cardinälen zu einer gleichen Untersuchung vom Papste bestellt, in welcher Giannerini seine Meinung über die Lehren Savanarola's offen aussprach und sie freimüthig vertheidigte. Ein gewisser Cardinal warnte ihn mit dem Vorwurfe, daß es seines Amtes sei, den heiligen Stuhl zu vertheidigen, nicht aber einen Menschen ungemüthlicher Weise in Schutz zu nehmen, welcher, wie die Welt sage, dessen heftiger Gegner gewesen wäre. Daraus gab Giannerini folgende denkwürdige Antwort: Meine Pflicht ist es, für die Wahrheit zu kämpfen, und so vertheidige ich auch die Ehre des heiligen Stuhles; mir würde es nur zur ewigen Schmach gereichen, wenn ich zuließe, daß an diesem Throne, zu welchem die ganze Christenheit auf Erden, wenn sie die Wahrheit sucht, ihre Zuflucht nimmt, dieselbe unterdrückt und derjenige, welcher sie ausgesprochen, mit dem Banne verurtheilt werden sollte. Man konnte auf diese energische Antwort Nichts erwidern; allein Paul IV., der erbitterte Gegner Savanarola's, trug natürlich seinen Haß auf die Nachricht von der Freimüthigkeit seines Palastmeisters sofort auf diesen über. Derselbe fiel in Ungnade und starb, bevor jener Proceß noch beendet war, plötzlich schon 1558. Ob der ganze römische Hof unter solchen Umständen gewagt haben sollte, den strengen freimüthigen Mann tief zu beklagen, wie zur Verdeckung des Drama's erzählt wird, lassen wir an seinen Ort gestellt sein. Vielmehr selbste es nicht an Leuten, welche wie Razzi gegen seine gute Quelle, Giannerini sei erst im August 1559 und wie Fontana, gleichfalls gegen besseres Wissen behauptet haben, er sei sogar erst 1564 gestorben!). In Handschrift hinterließ er folgende Schriften: *Commentaria super libros octo physicorum*; *De coelo et Mundo*; *De generatione et corruptione*; *De anima*; *metaphysicorum*, *ethicorum*, *oeconomicorum* et *politicorum*, nebst den *Commentariis super quatuor sententiarum libros*. Diese Werke blieben im Kloster S. Maria de' Soro zu Bibiana verwahrt. Weit mehr Aufsehen machten die Dominikaner, einer Sage zufolge, von seinen hinterlassenen Tagebüchern, ohne doch genau bestimmen zu können, ob dieselben die tridentiner Kirchenversammlung, oder die Verwaltung seines päpstlichen Palastmeistersamtes betreffen. Noch im vorigen Jahrh. erhielt sich diese Sage, man wußte aber nicht, wo diese wichtigen Schriften zu suchen wären *).

(B. Röse.)

GIANNETTASI (Nicolò Parthenio), geboren 1645 zu Neapel, trat in den Jesuitenorden und beschaf-

1) Der beste Gewährsmann für diese Umstände und wahre Angabe des Todes dieses Mannes ist Paulini Bernardini's lateinische Abhandlung über den Proceß wider Savanarola's Werke. Dort findet sich auch die verhängnisvolle Antwort Giannerini's. Jacob Duffley ist nach dem Vorgange Fontana's früher ebenfalls der Meinung, Giannerini sei erst 1564 gestorben, die ihn J. Bernardini eines Irrthums beschuldete. 2) Vergl. *Quell* et *Richard* l. c. II, 166 seq.

*) Vergl. *Ag. Superbi Apparato degl' uomini illustri della città di Ferrara* p. 86 seq.

tigte sich vorzugsweise mit den schönen Wissenschaften. In lateinischen Versen besaß er eine ungemeine Gewandtheit. Seine Gedichte: *Piscatoria, nautica et halieutica; Annum eruditum; Aestates surrentinas; Autumnus surrentinus* u. a. m. erschienen nach seinem Tode (1715) zu Neapel unter dem Titel: *Opera poetica* in vier Quartbänden, mit Kupfern geschmückt. Auch als Historiker war Giannettini zu seiner Zeit geschätzt. Er schrieb: *Universalis geographiae elementa* und eine *Historia Neapolitana*, die jedoch nur bis zum Jahre 1582 reicht. Dies aus gründlichen Quellenstudien hervorgegangene Werk erschien zu Neapel 1713 in drei Quartbänden. Giannettini starb zu Massa am 10. Sept. 1715 *).

(Heinrich Döring.)

GIANNETTINI (Antonio), italienischer Componist, der ums Jahr 1690 blühte. Von seinen Werken für die Kirche und das Theater find vorzugsweise zu nennen: *Kyrio a quingue voci* und die Opern: *La Schiava fortunata*; *Il presagio* di Melissa (Modena 1709.); *Medea* (Erdorf. 1695.) und *Hermione* (Erdorf. 1695.). Von diesen Opern ward die erste genannte 1693 zu Hamburg mit großem Beifall aufgeführt †).

(Heinrich Döring.)

GIANNINI (Giuseppe), geboren im J. 1773 zu Parabigio in der Nähe von Mailand, studierte unter Spallanzani, Volta, J. P. Franf, Scarpa in Pavia Medizin und practicirte dann in Mailand, wo er auch Spitalarzt und 1810 Hofarzt wurde. Von Rasori's Controstimulus blieb Giannini nicht unberührt, vielmehr hat er durch seine Schriften zu dessen Begründung und Ausbreitung mit beigetragen. Er starb 1818 im Alter von 45 Jahren an der Lungeneschwindsucht. Giannini war Herausgeber der *Memorie de Medicina* (Milano 1800—1802, 4 Voll. 8.), in welcher mehrere interessante Abhandlungen von ihm selbst enthalten sind und an deren Stelle 1804 die *Ekstremidli fisico-mediche* traten, welche er in Verbindung mit G. Pozzi redigirte. Er gab ferner heraus: *Della natura delle febbri e del miglior metodo di curarle*. 2 Voll. (Milano 1806 bis 1809.); Id. (Napoli 1817.). In dieser Schrift, welche von L. Heurteloup im J. 1808 ins Französische überfetzt wurde, empfiehlt Giannini dringend die kalten Bäder in hitzigen Fiebern. Auch hat er eine Schrift über Gicht und Rheumatismus herausgegeben, die in der französischen Uebersetzung den Titel führt: *De la goutte et du rhumatisme, traduit de l'italien par M. Jouenne, avec des notes du Dr. Marie de Saint-Ursin*. (Paris 1811. 12.). (Fr. Wilh. Theile.)

GIANNINI (Thomas), Philosoph und Arzt, aus Ferrara gebürtig, studierte auf der dortigen Hochschule mit so rühmlichem Fleiße, daß er bereits im siebenzehnten Jahre sich den Grad eines Doctors der Philosophie und

der Medicin erworben hatte. Zu Ferrara lehrte er als Professor der Philosophie seit dem Ende des 16. Jahrh. bis zu Anfang des 17. mit einem großen Beifalle, als es irgend einem akademischen Dozenten seiner Zeit zu Theil geworden war. Seine Thätigkeit vermehrte sich nicht, als er im vorgerückten Alter von manchen physischen Leiden heimgesucht ward. Er starb an zunehmenden Steinbeschwerden 1683 zu Ferrara. Zu seinen frühesten Schriften gehören einzelne physische Abhandlungen: *De substantia coeli et stellarum essentia*; *De caenis aestus marium* u. a. m. Späterhin behandelte er vorzugsweise philosophische Materien. Er schrieb: *De immortalitate animi*; *Disputationes peripateticas*; *De mentis humanae statu post obitum*; *De providentia ex sententia Platonis liber*, ubi etiam de ideis et daemionibus disputatur u. a. m. *).

(Heinrich Döring.)

GIANNONE (Onofrio), ein Künstler und Schriftsteller in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. zu Neapel, wo er 1698 geboren worden war. Er erlernte die Malerkunst bei seinen Landsleuten Carlo Garofolo, Paolo de Matteis und zuletzt bei dem Ritter Francesco Solimena, sämtlich Schüler und Nachfolger Luca Giordano's. Geschicklichkeit entwickelte er in Miniaturgemälden, besonders in der Perspective, weniger Beifall aber gewannen seine Architekturbilder, mit welchen er sich gleichwohl oft und gern beschäftigte. Nach dem einseitigen Urtheile Gemelli's in der *Bibliografia* II, 244 fg. war er nur ein mittelmäßiger Maler und nebenbei ein schlechter Schriftsteller, der das Ansehen Bernaro's de Dominici auf gemeine Weise zu verdächtigen trachtete.

Dieser gelehrte Künstler, Dominici, auch Neapolitaner und 1684 geboren, ahmte die schlüpfrigen und burlesken flämisch-bombocriaden, die damals den Kunstsin in ganz Italien verpestet hatten, auf das Glückliche nach, verbeßerte aber diese Schattenstücke seiner Kunfrichtung durch das nicht geringe Verdienst um die Literatur, daß er seine meistens aus Handschriften bearbeiteten Biographien der neapolitanischen Künstler unter dem Titel: *Vite de' Pittori, Scultori ed Architetti Napoletani* etc. zu Neapel 1742—1744 in 3 Bänden herausgab, welches Werk aber von den Kritikern, zum Theil nach Fiorillo mit Unrecht, scharfem Tadel ausgefetzt wurde. Zu diesen rüchichtslosen Gegnern, die jedoch nur getheilten Beifall sich damit erwarben, wird denn auch Giannone gezählt, der zwar ebenfalls Nachrichten über die Künstler seines Vaterlandes sammelte und sie zu einem Werke: *Ritratti e Giunta sulle vite de' Pittori Napoletani raccolte da On. G. verarbeitete*, dasselbe aber aus unbekannten Gründen in Handschrift liegen lassen mußte, so daß seine Absicht, Dominici's Werk zu verderben, nicht erfüllt werden konnte. Das Todesjahr Giannone's ist nicht bekannt †).

(B. Ruse.)

*) Siehe Catalog. Biblioth. Bonav. T. I. Vol. II, p. 1271. Bau's Kreuz bist. .biograph. .literarisches Handwörterbuch. 2. Bd. S. 438.

†) Vergl. Wallthefon's *Kunstliche Patricien* S. 181 fg. Gerber's *Kreuz bist. .biograph. Verikon der Tonkünstler*. 2. Th. S. 317.

*) Siehe von der Linden: *De scriptoribus medicis Grossen's* *Kaußer* *Rechtswissenschaften*; *Giese's* *Rechtswissenschaften* der *Deutschen* *Bibliothek*; *Jodet's* *Gelehrtenlexikon*. 2. Th. S. 992.

†) Vergl. G. K. Nagler's *Kreuz allgem. Künstlerlexikon* 48.

GIANNONE (Pietro), ein durch seine historischen und publicistischen Arbeiten, sowie durch seine erlittenen Schicksale berühmter neapolitanischer Schriftsteller des 18. Jahrh. Geboren am 7. Mai 1676 zu Piscitella in der Landschaft Capitanata, legte er hier den Grund zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung, und in seinem 18. Jahre nach Neapel gegangen, vollendete er daselbst unter dem Rechtsgelehrten Domenico Aulasio seine Studien in den Rechtswissenschaften. Sein Vater Scipio Giannone war wegen seiner Stärke in derselben Wissenschaft zu Neapel ein sehr angesehener Mann. Der Sohn blieb hinter ihm in denselben Sache nicht zurück. Ihn unterstützte dabei sein seltener Scharfsinn und in den Literaturwissenschaften half ihm meistens sein Genie über die Eichtigkeit hinweg. Von großem Nutzen für ihn wurde sein baldiger Zutritt in das Haus des Rechtsgelehrten Gaetano Argento, nachmaligen Präsidenten des königlichen Rathes, bei welchem sich die ausgezeichneten Männer der Hauptstadt und des Landes regelmäßig wie in einer Art von Akademie versammelten. Hier zu wissenschaftlicher Thätigkeit angetrieben, faßte er den Entschluß, die Geschichte des Königreiches Neapel zu beschreiben, brachte aber bis zu deren Vollendung wegen öfterer Unterbrechung durch seine Advocatenzschäfte 20 Jahre damit zu. — Um der geistlichen Censur zu entgehen, welche das Werk in seinem Entstehen unterdrücken haben würde, ließ Giannone mit Zustimmung des Bischofs, Grafen von Sorra und des Staatsrathes dasselbe in der Druckerei des Advocaten Ottavio Zagnajo Vitagliani auf dessen Landgut Duqueto unweit Neapels heimlich drucken. Es erschien im März 1723 unter dem Titel: *Dei l'istoria civile del regno di Napoli libri XL.* zu Neapel 4 Bde. in 4. mit des Kaisers Karl VI. Bildnisse, des damaligen Landesherren dieses Königreiches, welchem der Verfasser es auch widmete. Ein wirkliches Quellenwerk ist diese Geschichte nicht zu nennen, sollte es auch nicht sein. Der Verfasser hatte sich dabei vorzugeweiht das bekannte gute Werk Angelo's di Costanzo zum Muster genommen, wiewohl aber in Absicht auf die Entwicklung und Auffassung des Stoffes, der kirchlichen und bürgerlichen Verfassung, der Gesetze und Gewohnheiten seines Vaterlandes von ihm ab und wählte einen eigenthümlichen Gang. Sein Styl ist weder correct noch elegant, allein sein philosophischer Geist, seine aufgeklaste Gelehrsamkeit und seine tief sinnige Darstellung der Gegenstände verdunkelten jene Mängel und machten sein Werk (als historische Tendenzschrift) bald allgemein berühmt. Ihm war hauptsächlich darum zu thun, mit Schärfe das verderbliche Streben des römischen Hofes zu beleuchten und zugleich

das Treiben der Geistlichkeit in allen Zeiten und Verhältnissen in kühnen Zügen aufzudecken. Als Argento das Werk gelesen hatte, sagte er zum Verfasser: Sie haben sich eine sehr stachelige Dornenkrone auf's Haupt gesetzt! Die Stadtgemeinde zu Neapel, deren Rechtsanwalt er war, schenkte ihm für das ihr nächste Werk 135 Dufaten. Der römische Hof und fast der ganze Klerus zu Neapel wütheten gegen ihn, die Pfaffen der Hauptstadt miszelten das gemeine Volk auf, um den Mann zu beschimpfen, welcher das geistige Unterdrückungssystem des römischen Hofes aufgedeckt hatte, während die Rache der höheren Geistlichkeit unter dem Einflusse des Erzbischofs so weit ging, daß das Werk als anstößige Schrift verbrannt und sein Verfasser in den Bann gethan wurde. Weber der Bischof von Neapel, noch die Gunst des verhängnisvollen Cardinals Altano, noch endlich der Beistand der Stadtgemeinde konnten ihm Schutz gewähren. Er mußte am 29. April 1723 Neapel verlassen und seine Zuflucht in Wien suchen.

Unterdessen hatte sich in Rom ein weit heftigeres Ungewitter über den Verfasser zusammengezogen. Hier war man gewohnt gewesen, die neapolitanische Geschichte im Sinne der Hierarchie geschrieben zu lesen, was Giannone freilich unterlassen hatte. Die Inquisition verdamnte das Werk als keiserlich durch ein Decret im Juli 1723, der Verfasser wurde in den Bann gethan und den Verfolgungen der rachsüchtigen Geistlichkeit auch von hier aus preisgegeben. Kaiser Karl VI. sah ihn (ganz) ungedrungen ist die Sage, er sei als kaiserlicher Historiograph mit guter Besoldung nach Wien berufen worden) bei seiner Ankunft zu Wien Anfangs mit finsternen Augen an, erwies sich aber nachmals wohlwollender gegen ihn, sobald er während seines Aufenthalts zu Prag das Geschichtswerk selbst gelesen hatte. Hierzu kam der mächtige Einfluß des Prinzen Eugen von Savoyen, die Fürsprache des Kanzlers Zinzendorf, des bekannten Grafen von Wonnau und des Ritters Carelli, welcher Karl's erster Leibarzt war. Sie alle verschafften ihm nicht bloß einen sicheren Aufenthalt, sondern auch ein Jahrgehalt von 100 fl. aus der Secretariatscasse der kaiserlichen Chancenkammer. Auch hob der Cardinal-Erzbischof Vignatelli von Neapel bei seiner Anwesenheit zu Wien den Bann über Giannone mittlerweile wieder auf. Nun beschäftigte er sich in stiller Zurückgezogenheit unter allerdings gepreßten Verhältnissen mit literarischen Arbeiten, welche entweder die Angriffe auf seine Person oder sein Werk abschreiben sollten, worüber weiter unten die näheren Angaben mitgetheilt worden sind. Doch ist zu bemerken, daß er über die aufgehobene neapolitanische Censur seine Güte nicht unterdrücken konnte, sondern eine kleine satyrische Schrift: *De remediis contro le scommuniche invallide versate*, welche auf den Rath seiner Freunde, die sie in Handschrift gesehen hatten, nicht gedruckt werden durfte.

Kaiser Karl VI. blieb gegen ihn stets höchst mißtrauisch; und als ihm Don Carlos (III.) von Spanien im Frühjahr 1734 das Königreich beider Sicilien unter

V. 154 und Fiorillo's Geschichte der schiedenen Künste II, 848 ff. Ganz kennt ihn nicht.

1) Die nächsten Ausgaben erschienen im Haag 1750—1756, zu Palermo 1762, zu Benedict 1766, jede zu 4 Bdn. in 4., die neueste zu Mailand 1823 ff. 13 Bde. in 8., mit dem Leben des Verfassers von Leonardo Panzini. Die Ausgabe zu Neapel 1770, 7 Bde. in 4. oder 22 Bde. in 8., scheint wenig gekannt zu sein.

Begünstigung des heiligen Stuhles, den er hernach mit Unbath belohnte, mit den Waffen entrißten hatte, verlor Giannone nicht bloß sein Jahrgeld und alle Hoffnung auf seine Rückkehr in sein Vaterland, sondern auch den Schutz und andere Vortheile für seinen Aufenthalt zu Wien. Gezwungen suchte der Bischof als Witwer mit einem Sohne von 15 Jahren, ohne Hoffnung auf Unterstützung von seinem Bruder, der ein Abt zu Reapel war, (1734) nun Schutz zu Venedig, wo ihn bei seiner Ankunft allerdings eine ausgezeichnete Theilnahme sowohl von den ersten Männern der Republik als auch von dessen Gelehrten widerfuhr. Der Senator Angiolo Pesani nahm ihn in seine Wohnung auf, oder räumte ihm vielmehr, wie Andere angeben, eines seiner Häuser zur Wohnung ein. Zugleich bewarb er sich um den Schutz der französischen und spanischen Gesandten, um durch deren Vermittelung in sein Vaterland zurückkehren zu können. Allein diesen wie seinen Söhnen zu Reapel war der Weg dazu abgeschnitten. Dagegen wollten die Venetianer ihre wohlwollende Zuversichtlichkeit dadurch bestätigen, daß sie ihm die Anwaltschaft der Republik, sobald sie erledigt werde, antrugen und schlugen ihm vor, inwieweit den Beistand des römischen Reiches (der Pandekten) auf der Universität zu Padua zu befehlen. Allein der berühmte Gelehrte mußte ausdrücklich gestehen, daß er keine lateinischen Vorträge zu halten im Stande wäre. Ob er sich dadurch die Gunst der Großen verschafft hätte, ist nicht bekannt, er hätte sich aber wenigstens als Schriftsteller hier erhalten und sein berühmtes Werk: *Il tiranno, wie er beabsichtigte*, vollenden können. Indessen fanden seine wackern Feinde bei der Republik durch die Anklage zuerst einen Grund, ihm wegen der in seinem Geschichtswerke bestrittenen Herrschaft der Venediger über das adriatische Meer zu schaden. Da trat er ihnen aber mit der Herausgabe seiner Flugschrift oder Apologie: *Lettera intorno al dominio del mare Adriatico ed ai trattati seguiti in Venezia tra papa Alessandro III. et l'imperador Federico Barbarossa* entgegen und hoffte damit den Sturm zu beschwören. Allein ganz gelang es nicht. Denn die Venetianer mißtrauten zugleich seinen öftern und langen Besuchen bei dem französischen und spanischen Gesandten, als brüte er mit ihnen nur Unheil gegen die Republik. Unterdessen boten die Jesuiten Alles auf, seinen Credit vollends zu vernichten. Sie verkauften in Venedig denjenigen Theil ihrer *Mémoires de Trévoux*, in welchem er mißhandelt und sein Gegner, Vater Sanfelice, wüthlich herausgeschrien worden war. Er hatte zwar schon in Wien auf diese Schmähungen geantwortet, sie aber nicht drucken lassen dürfen. Er theilte eine Abschrift davon einem vornehmen Gönner mit, und brachte seine Schrift dadurch in Venedig in Umlauf. Den Kunstgeiffen der Jesuiten gelang es, die Staatsinquisition zu bewegen, Giannone zu verurtheilen. Offenbar hatte das anhaltende Betrugsgelächter seiner Feinde ihn bereits in Ungunst der Großen gebracht. In der Nacht des 23. Sept. 1735 wurde er von den Schirren aufgehoben und in einer Kiste auf dem Gebiete Terra-

ra's ausgelegt. Hier begegnete ihm von Seiten der Obrigkeit gleichfalls starker Verdacht und großes Mißtrauen, obwohl kurz zuvor seine Apologie für die Herrschaft der Venetianer auf dem adriatischen Meere hier gedruckt und herausgegeben worden war. Gezwungen, diese Stadt wieder zu verlassen, suchte er seine Zuflucht, während er aus Furcht vor papistischen und plößlichen Nachstellungen den falschen Namen Antonio Rinaldo annehmen mußte, in Modena, wo er kaum nur sechs Wochen verweilen konnte. Nach der Ankunft seines zu Venedig zurückgebliebenen Sohnes Johann mit seinen Papieren und einiger Besucher von seinen venetianischen Freunden reiste er mit demselben äußerst vorsichtig durch die Lombardie nach Mailand und Turin. Sie fanden aber in keiner dieser Städte, behauptet Soria, Brod, und um aller Noth und Lebensgefahr auszuweichen, begaben sie sich, man sagt auf die Einladung des Buchhändlers Boussquet zu Genf, in diese protestantische Stadt. Bei ihrer Ankunft am 5. Dec. 1735 fanden sie unerwartet viele Freunde: der Doctor Zurcetin, der Prediger Vernet und Boussquet beiseiten sich, ihnen jede Noth zu benehmen und den Bedürfnissen des Lebens abzuhelfen. Hier lebte Giannone zurückgezogen, blieb mitten unter seinen protestantischen Freunden seiner katholischen Religion getreu und hörte oft die Messe. Er beschäftigte hier, einen Ergänzungsband mit Verbesserungen, wozu er in Wien schon den Anfang gemacht hatte, zu seinen Geschichtswerken auszuarbeiten, welchen Boussquet in Verlag nehmen wollte. Zugleich wollte Ludwig Sobod zu Lausanne unter Giannone's Beistande eine französische Uebersetzung desselben bei demselben Buchhändler drucken und verlegen lassen. Allein Boussquet erhob wegen der Druckerkosten, die er nicht allein tragen wollte, einige Schwierigkeiten, während das verhängnisvolle Ereigniß der Gefangennahme Giannone's den ganzen Plan plötzlich ins Stocken brachte und sonach alle gute Absichten zum Vortheil desselben auf einmal vereitelte.

In seiner Wohnung suchte ein piemontesischer Officier Giannone's Bekanntschaft und Freundschaft zu machen. Dieser herbedete zuerst seinen Sohn Johann, mit ihm einige Tage auf einem Landgute auf der piemontesischen Grenze zuzubringen. Der Jüngling, von dem verstellten Höflichkeit eingenommen und nichts Arges ahnend, herbedete nun auch den Vater, die Einladung des Officiers, das Osterfest 1736 in dem katholischen Dorfe Wiens zu feiern, anzunehmen. Der schwache Vater begab sich mit seinem Sohne am Palmsonntage unwiderstehlicher Weise dahin, und kaum hatten sie sich am Abende zur Ruhe begeben, so künstigte sein treuloser Wirth ihnen im Namen des Königs Karl Emanuel III. von Sardinien, welcher den römischen Einküsterungen Gehör gegeben hatte, die Verhaftung an. Sie wurden aus dem Bette gerissen, dem Vater die Hände gebunden, beide alsdann in einer Kutsche unter scharfer Bedeckung nach dem Schlosse Miralens abgeführt. Eine vornehme Person, welche dem Unglücklichen wohlwollte, berichtete den ihr verrathenen Vorfall sofort an den Prinzen Eugen von Savoyen, welcher vergebens

da dessen Tod bereits erfolgt, damals aber noch nicht allgemein bekannt war. Der Unglückliche war seinen Nachbarn in die Gewalt gegeben, welche nicht zuließen, daß er an seine Gönner schreiben durfte. Man nöthigte ihn sogar, eine Vollmacht zu schreiben, mit welcher ein Officier nach Genf geschickt wurde, um seine Schriften dort abzuholen. Es wurde daraufhin dort auch Alles ausgeliefert, außer was der Buchhändler Bouquet bereite in den Händen und seinen Handelsfreunden in Holland geschickt hatte. Was der Officier bekam, wurde aus Gefälligkeit an den Papst nach Rom geschickt. Leider hatte man in Genf zugelassen, daß der Abt Bentivoglio die merkwürdige Handschrift seines Tirregnò an sich kaufen konnte, welcher sie für 500 französische Thaler und eine kleine Pfunde an den römischen Hof verkaufte. Alle einzelfertigen Handschriften des Verfassers wurden hier in dem Archive des Inquisitionsgenichtes niedergelegt, wo sie auch geblieben sein sollen.

Unterdessen wurde Giannone von Nisolas in die piemontesische Festung Grava abgeführt, wo sein Sohn von ihm getrennt wurde, der das sardinische Königreich sofort verlassen mußte, nach Neapel gemiesen wurde, von da aber nach Ungarn ging, wo er im Regimente Marulli Dienste nahm. Der Vater beschloß sich in Grava mit Uebersetzungen verschiedener Werke und mit den Denkwürdigkeiten seines Lebens, wovon Nichts mehr vorhanden ist; und als das Concordat den Streit zwischen den Hosen zu Rom und Turin wegen der Conkistorialbefehle in sardinischen Königreiche beigelegt hatte, schrieb Giannone eine Denkschrift darüber zu Gunsten des Königs von Sardinien, welche dieser auch beifällig annahm, ihren Verfasser aber gleichwohl in strenger Verwahrung schmachten ließ. Hierauf wurde er in die Citadelle zu Turin abgeführt. Hier empfing er Besuche vom Vater des Dratoriums, Joh. Baptist Prevot, einem äußerst verschmitzten Geistlichen, aus dessen falsche Eingebungen er am 4. April 1738 Alles, was von ihm gegen die römische Kirche geschrieben worden war, feierlich und sehr umständlich widerrief, in der Hoffnung, seine Freiheit wieder zu erlangen. Er erhielt bloß die Losprechung vom päpstlichen Banne. Bitter geträufelt fingen Gram und Betrübniß an, seine Gesundheit zu zerstören, und er lebte in diesem Elckthume unter steter Beobachtung eines Beichtvaters die letzten Jahre seines Lebens. Er starb als guter reuvoller Katholik den 7. März 1748 in seinem 72. Jahre in dem thürner Gefängnisse.

Seine literarische Thätigkeit während seines eiskühnigen Aufenhaltes zu Wien, welche zu seiner Charakteristik nicht übersehen werden darf, bestand zuerst darin, daß er für gut fand, eine Schutzschrift gegen die verbreiteten Verunglimpfungen seiner Person und seines Geschichtswerkes auszugeben; zu zuerst in der Schrift unter dem Titel: *Delle varie accuse fatte a' libelli dell' Istoria civile, intorno a' Peregrinaggi, particolarmente divozioni a' Santi, Ordinationi de' Vescovi ed altre imputazioni, le quali si convincono per false ed animose*. Da die Erwähnung des Concubinates in seinen Werken einen erschrecklichen Karm erregt

hatte, schrieb er eine Abhandlung unter dem Titel: *Del concubinato de' Romani, ritenuto nell' Imperio dopo la conversione di Constantino Magno, come poi abolito dagli Imperadori Greci in Oriente, e come ultimamente da' successori di Carlo Magno in Occidente*. Gegen die wider ihn und sein Geschichtswerk zu Rom vollzogenen Maßregeln schrieb er: *Delle generali e vaghe qualificazioni, che si leggono nel Decreto proibitorio della congregazione del S. Officio di Roma*. Eine zweite spezielle Schrift, welche nachweist, daß die Befehle der Inquisition zu Rom in Neapel keine Gültigkeit hätten, führt den Titel: *De Remedi contro le censure e proibizioni de' libri, che si decretano in Roma*. Keine dieser Schriften aber ist wegen der gedrückten Verhältnisse, in welchen der Verfasser lebte, gedruckt worden; er brachte sie aber zur Kenntnissnahme seiner Söhne und Freunde zu Wien durch Mittheilung der Handschriften. Im Jahre 1728 erschien zu Rom des Jesuiten Christoph Sanfelice: *Rilezioni morali e teologiche sopra l' Istoria civile del Regno di Napoli, esposte al Pubblico in pia lettere famigliari di due Amici*, 2 Bde. Part. in 4., darin auch 3 an Giannone gerichtete Schreiben, worin er den in seinem Werke gemißhandelten Verfasser zur Ruhe und Bekehrung aufforderte. Der Verfasser nennt sich auf dem Titel Eusebio Filopatro. In diesem Werke wird Giannone als wahrer Atheist und Eiskürzer geschildert und werden alle die Stellen seiner Geschichte besonders vergeichen und besprochen, welche legerisch und gotteslich sein sollen. Auch fand man in demselben giftige Ausfälle auf die weltlichen Staaten, namentlich auf das Königreich und die Stadt Neapel, welche mit Freigekisten angefüllt wäre. Der Viesekönig Graf von Harrach und die Stadtgemeinde ließen das Werk sorgfältig untersuchen und auf den wahren Befund der Fälschungen wurde es, sogar mit Zustimmung des dasigen geistlichen Gerichtes, am 4. April 1729 öffentlich unterdrückt und verboten. Dieses Verfahren rißte den Jesuiten Sanfelice dergeßalt, daß er eine zweite giftigere Schrift herausgab, in welcher er seine Schmähungen wiederholte und bekräftete. Giannone, der bis jetzt noch nicht geantwortet hatte, schrieb jetzt erst eine Antwort darauf nieder, welche er in Beziehung auf obige drei Mahnbrieve des Jesuiten mit einem Glaubensbekenntnisse versch und unter dem Titel: *Professione di fede con dubbi propostigli intorno alla sua morale, demselben im August 1729 nebst heftigen Angriffen auf die Schmähreden des Buches in Handschrift aufschickte*. Das Glaubensbekenntnis ist eine beißende Satyre auf die schleinbar wohlgenierten Ermahnungen seines schmählichen Gegners. Hierauf trat der requirirte Eiskühner Sebastiano Paoli zu Lucera mit seinen LXVIII Annotazioni critiche sopra il nono libro dell' Istoria civile in einer so kindischen als mageren und trockenen Fassung gegen Giannone auf, der aber dieser Schrift

2) Diese interessante Schrift steht in seinen Opere postume (kauzanne 1760), und als Auszug theilich in Wieland's *Deutschland*. 48. Bd. S. 9—20 und S. 137—150.

seiner Antwort würdigte. Erst als der Vater in allen Städten Italiens, die er durchstreifte, seine Heidenthat durch Aufdeckung vieler Irrthümer in Giannone's Werken laut gepriesen hatte, entschloß sich dieser 1731, auf jene Probleme zu antworten unter dem Titel: Risposta alle annotazioni critiche etc. ohne Ort³⁾. Als bei Gelegenheit einer neuen Ausgabe des Geschichtswerkes des Präsidenten de Thou 1733 in London Untersuchungen über die darin erwähnte Münze Königs Ludwig XII. von Frankreich mit dem Titel eines Königs von Neapel und der Legende: Perdonum Babylonis Nomen ausgeheckt wurden, befragte man auch Giannone zu Wien, ob sich in den neapolitanischen Schriftstellern Nachrichten von dieser Münze fänden und ob sie, wie de Thou in der ersten Ausgabe seines Werkes es selbst behauptet, wirklich zu Neapel, da man seinen andern Prägort ermitteln konnte, geprägt worden wäre. In einer umständlichen gelehrten Abhandlung wies Giannone das Falsche der Annahme von der Prägstätte der Münze nach und behauptete gegen den Vater Harbun, daß die Legende auf derselben keine Anspielung auf den Sultan von Aegypten, sondern vielmehr auf Papst Julius II. enthalte, was Wien nicht einleuchten wollte. Die Schrift wurde ins Lateinische übersetzt und dem Herausgeber von de Thou's Geschichtswerke Samuel Budley in London zugesandt, welcher sie billigte und dem 7. Bande seiner Ausgabe einverleibte.

Die kaiserlichen Minister in Wien zogen ihn, nachdem die Gutachten anderer Rechtsgelehrten ihnen mißfallen hatten, während des lebhaften Streites über die geistliche Legation oder das Tribunal im heiligen Königreiche zwischen Rom und Neapel zu Rathe und trugen ihm auf, ein Rechtsgutachten in Form einer Vorlesung an den Kaiser abzufassen und darin über den Ursprung dieses Tribunals und die Mittel gegen die in dessen Folge verübten Eingriffe des heiligen Stuhles gründlich zu handeln. Es geschah und Giannone theilte den Ministern seine Abhandlung mit; aber gerade in derselben Zeit, als Rom den gerühten kaiserlichen Hof durch gütliche Vorschläge zu befähigen versuchte und durch einen einseitigen Vergleich der Sache eine andere Wendung gegeben hatte, als Giannone's Rechtsgutachten bewirkte. Dasselbe blieb senach ungesen und ungebrucht. Als im Jahre 1731 Papst Clemens XII. das erledigte Erzbisthum Venedig miffällig setzte und dadurch die Vorrrechte der einheimischen Regierung Karl verletzte, erhielt Giannone ebenfalls den Auftrag, die Rechte des Königsreichs zu wahren und im Einverständnisse mit dem kaiserlichen Fiskus zu Neapel die Vertheilung auszuführen. Dies geschah in der Schrift: Ragioni, per le quali si dimostra, che l'Arcivescovado di Benevento, non ostante che il dominio temporale della città di Benevento fosse passato a' Romani pontifici, sia compreso nella grazia concessa da S. M. Cesarea a' Nazio-

nali, e sottoposto al Regio Esequatur, come tutti gli altri Arcivescovadi del regno. Diese Schrift wurde bald nachher gedruckt. Auch der Cellatratrat der Stadtgemeinde zu Neapel ersuchte ihn, die verschiedenen Tribunale und Rathcollegien der Stadt Wien zu erforschen und die Ergebnisse davon mit den Angaben des Geschäfts- und Wirkungskreises ihm in einer Schrift mitzutheilen. Giannone that dies in der Breve relazione de' Consigli e dicasterj della città di Vienna, 1731. Des barocken Schriftstellers fiel unglücklicher Weise einigen hässlichen Zusätzen in die Hände, welche es in der lateinischen Uebersetzung durch den Druck verunstalteten und in Wien verbreiteten⁴⁾. Sofort beschwerte sich zwar Giannone über das Plagiat; allein Feinde wollten in der Schrift Verfassliches entdecken, und heigten das Staatsministerium, obgleich die Vorwürfe und das Tadel darin gründlich prüfen zu lassen es keinem Menschen einfiel, auf, als wäre dasselbe darin auch beleidigt worden. Man ließ unter solchen Umständen den Sturm gegen ihn losbrechen und man warf ihm sogar vor, daß sein Rechtsgutachten über das geistliche Tribunal in der heiligen Monarchie nicht mit den Ansichten übereinstimme, welche der Sache den Sieg verschafft hätten. So entwickelten sich rasch und unabwendbar bedeutende Umstände zu Wien, welche seinen Feinden die Anstrengungen und Kunstgriffe erleichterten, um sich gegen ihn das Uebergewicht zu verschaffen. Man wollte ihn vollkommen erdrücken; ein Beweis, daß Giannone bei allen liebenswürdigen und heilsamen Eigenschaften, welche ihm die Herzen so vieler Männer geöffnet hatten, weder Festigkeit des Charakters genug besaß, noch die Gediegenheit seiner geläuterten staatsrechtlichen Grundsätze durch den Umgang in allgemeine Geltung zu bringen wagte, wenn er auch seine gedrückten Verhältnisse, welche aber sein Arbeitszimmer niemals gekörnt hatten, richtig erkennen haben mochte, der Verschlagenheit seiner zahlreichen Verfolger aber nicht gewachsen gewesen sein mochte. Dies kam höchst wahrscheinlich bei des Kaisers Maßregeln 1734 gegen ihn mit in Betracht. Sein Geschichtswerk war bekanntlich zu Gunsten der weltlichen Macht Neapels gegen die Hierarchie geschrieben. In seiner Dedication desselben an den Kaiser, welcher, wie alle Vorfahren seines kaiserlichen Hauses, seine Staatskunst auf die Kriegerherrschafft und das Königthum gründete, hebt er diesen Umstand mit seinem Worte hervor, sondern er schiebt dem Monarchen aus unbesonnener Schwermüde das unwahre Verdienst zu, selbst schon die weltlichen und kirchlichen Angelegenheiten dort geordnet zu haben. Ein solches falsches und zweideutiges Bekenntnis mußte natürlich bei allen Verständigen Mißfallen und sogar Mißtrauen gegen ihn als einen Feindler erwecken. Er durfte in Wien, vielleicht aus diesem Grunde, oder lediglich aus Rücksichten gegen Rom fast gar Nichts drucken lassen, obgleich er schreiben konnte, was er wollte, und fand so-

3) Die Acta eruditor. Lipsiense. Jahr. 1732. S. 457 f. gedenkt dieses kleinen merkwürdigen Schriftchens von Giannone auch, wissen aber den Namen des Verfassers von der Gegenseit nicht. Sie steht am Ende der Opere postume.

4) Die Herausgeber liegen es unter dem falschen Namen Janus Peronius (d. i. Petr. Jannone) De consiliis et dicasteriis, quae in urbe Viadobena habentur zu Halle 1732 erscheinen.

nach auch keine Aussichten, sich hier einen festen Platz im Staatsdienste zu erwerben. Einmal in trostlichen Bankeimuth versunken, und mit sich selbst zerfallen, verstand er es auch in Venedig nicht, seine schwache Entfremdung aus dieser Stadt zu verhüten. Kriegenbs leuchtet seine Unlustigkeit deutlicher als zu Venedig hervor, wo er doch, wie alle Welt wußte, bei dem französischen und spanischen Hofschaffter für seine Rettung Nichts hatte erzielen können; gleichwol sich später, als bereits heftig angefeindeter Gelehrter, wieder mit ihnen einließ, und dadurch bei dem Großen der Republik den Verdacht auf sich lud, welcher oben schon erzählt worden ist. Da konnte es unter solchen höchst mißlichen Umständen, die ihn auch der Lebensgefahre aussetzten, nicht fehlen, daß seine Verfolger allenthalten gegen ihn offenes Ohr fanden. Die letzte Rettung, die ihm noch offen stand, wäre gewesen, wenn er zu Genua in den Schoß der protestantischen Kirche übergetreten wäre. Er war ja ohnehin mit protestantischen Grundsätzen angefüllt. Allein er blieb seiner Kirche heuchlerischer Weise getreu, die ihn über 20 Jahre lang aller Orten grausam verfolgte und zuletzt noch um seine persönliche Freiheit betrog.

In Wien hatte der thätige Gelehrte ein so wichtiges als scharfsinniges Werk: *Il tirreno* (d. i. die päpstliche Krone) in drei Hauptabtheilungen, als *del regno del cielo, della terra e del papa*, auszuarbeiten begonnen, das er nicht in Venedig, wie er wünschte, sondern erst in Genua zu Ende bringen konnte, nachdem er zwölf Jahre daran gearbeitet hatte. Wurde das Werk bei seinen Lebzeiten gedruckt, so mußte er die katholische Kirche ohnehin verlassen, weil es so zu sagen von protestantischen Grundsätzen wimmelt.

Dessenungeachtet hat er sich durch sein erstes Geschichtswerk ein unsterbliches Verdienst erworben, vorausgesetzt um sein Vaterland, was auch gleich bei dem Erscheinen desselben anerkannt werden war. Am meisten aber wußte es Karl von Bourbon, als er den Thron von Neapel bestiegen hatte, zu schätzen, indem er es zur praktischen Anwendung im Staate bringen ließ. Zugleich verließ er dem Sohne dieses Geschichtschreibers, dessen Gattin, Tochter und Sohne bis zu ihrer Mütterlichen ein Gnadengeld von 300 neapolitanischen Dukaten, mit der Erklärung: es vertrage sich nicht mit der Ehre und Würde seiner Regierung, Jemanden in Dürftigkeit schwächen zu lassen, dessen Vater der größte, dem Staate nützlichste und aufs Ungerechteste verfolgte Mann gewesen, welchen das Jahrhundert hervorgebracht habe⁵⁾. Sein Staatsminister Tanucci, ein pisaner Advocat, versuchte, als er die Macht des Papstes und der Hierarchie im Königreiche Neapel vollends brach, ganz nach den Grundsätzen, welche Giannone in seinem Geschichtswerke dargelegt hatte.

Unter den Ausgaben dieses berühmten Geschichtswerkes zeichnet sich die mit den Anmerkungen des Abtes Gossari aus. Carlo Pirogchia ergänzte und setzte dasselbe in seiner *Storia civile e politica del regno di Napoli* (Neapel 1778 in 4.) fort. Eine englische Uebersetzung des Werkes erschien schon 1729—1731 zu London in 2 Heften, vom Capitain James Ogilvie. Die wichtigsten Stellen darin gegen die Hierarchie sammelte Jacob Vernet (nicht der Abt Langlet du Fresnoy), und gab sie unter dem Titel: *Anecdotes ecclésiastiques ou Amsterdam* (Haag) 1738 in 8. heraus. Des Buchhändlers Bouquet zu Genua Knickerel hatte die Erscheinung der französischen Uebersetzung des ganzen Werkes von Louis Bochat zu Lausanne verhindert. Man unternahm der genfer Advocat Beddowle, nach Anderen Desmonceaux, welcher in Diensten des Herzogs von Orleans stand, diese incorrecte gerathene Arbeit, welche unter dem Titel: *L'histoire civile du royaume de Naples, avec des nouvelles notes, réflexions et médailles fournies par l'auteur, et qui ne se trouvent point dans l'édition italienne*, Haag (Genua) 1742. 4 Bände mit Kupfern in zwei verschiedenen Ausgaben erschien. Die teuffche, nicht mehr zeitgemäße Uebersetzung, durch den Buchhändler Gouen zu Ulm veranlaßt, übernahm der tübinger Professor Otto Christian von Lobenschield und sie erschien mit erläuternden Anmerkungen erst 1758 zu Frankfurt und Leipzig, 4 Bde. in 4. mit des Verfassers Bildnisse. Aus dem nicht unterschlagenen handschriftlichen Nachlasse Giannone's erschienen die *Opere postume* in zwei kleinen Abtheilungen zu Lausanne 1760 in 4., gleichzeitig zu Palma in 4., zu Venedig 1768, 2 Bde in 4.). Es finden sich darin 1) die *Apologia dell' istoria civile di Napoli*, welche den größeren Theil des ersten Abschnitts in diesem Bande einnimmt, 2) *Professione di fede scritta da P. Giannone al Padre Gius. Sanfelice* S. 237—300. 3) *Annotazioni critiche sopra il nono libro del tom. II. dell' istoria civile etc.* II, 3—21 und 4) *Risposta alle annotazioni critiche sopra il IX. libro etc.* S. 25—96.

Ein unter uns nicht bekanntes literarisches Verdienst hatte sich Giannone in seiner Jugend dadurch erworben, daß er die Herausgabe des handschriftlichen Nachlasses von seinem 1717 verstorbenen akademischen Lehrer und Freunde Domenico Aulesio auf Mithwirkung seines Freundes Ottav. Agn. Vitagliani befohrte. Das Werk erschien unter dem Titel: *Dom. Aulesii, in Neapolitano gymnasio juris civilis interpretis celeberrimi, Commentarii juris civilis ad diversos titulos pandectarum* zu Neapel 1719 fg., 2 Bde. in 4. In den zu Genua (richtiger zu Neapel) erschienenen *Osservazioni critiche di Pietro Paolo Prete, intorno alla polizia*

5) Vergl. Prescott, Geschichte der Regierung Ferdinand's und Isabelen's der Katholiken von Spanien II. 615 und die dort benutzte italienische Quelle. Etwas verändert findet man diesen Gnadenbrief in Wieland's Deutschem Merkur. 48. Bd. S. 9.

6) Wenn einige Franzosen neuer Zeit auch von einer Ausgabe der *Opere postume* in einigen Bänden zu London 1766 sprechen, worin auch von dem Tirreno gehandelt werde, so hat sich diese Angabe nicht begründen lassen. War er in seiner Bibliotheca Britannica fast Nichts davon und andere literarische Quellen schweigen ebenfalls darüber.

della chiesa, che si legge da' suoi primi tempi sino al presente ne' quattro tomi della Storia civile del regno di N. etc., dedicate alla S. Santità Benedetto XIV. 1753 in 4. findet man Nachrichten auf die Zeugnisse seines Vorgesetzten gestützt über des Gefangenen letzte Lebensjahre. Außerdem gibt dieses Buch noch einen reichen Auszug der dem Clerus am gefährlichsten erschienenen Stellen in seinem Werke, mit Widerlegungen und Anmerkungen; es gehört aber zu allen übrigen sichten und schwachen Schriften, die gegen Giannone erschienen sind. Nur einige Franzosen geben den oben erwähnten Reflexionen der Jesuiten Sanceselieri einen unverdienten Werth. Die Jesuiten hielten freilich zu diesen Verleumdungen Giannone's auf Nachdrücklichkeit, indem sie nach Sanceselieri's Vorgange in ihren weit verbreiteten und vielfachen Mémoires de Trévoux Jahrg. 1730 ihre lächerlichen Bemerkungen in die Welt brachten, und dieselben einzeln allenthalben hin, besonders in Italien, verlaufen.

Das Leben Giannone's ist, die Biographie in den früheren und neueren Ausgaben seines Geschichtswerkes, sowie in Lehrschriften's treuherziger Uebersetzung ausgenommen, nur einige Male noch bearbeitet worden, so von Gabroni, lateinisch, im 12. Bde. der Vitae Italorum etc. und von Franz Anton Soria in seinen Memorie storico-critiche degli Italiani Napolitani (Napoli 1781) im 1. Bande, wovon Wieland's Deutscher Uebers. 48. Band S. 3—9 einen theilschen hier mit benutzten Auszug mitgetheilt hat. Indessen sind bis jetzt mehrere wichtige Momente im Leben dieses ausgezeichneten räthselhaften Gelehrten im Dunkel geblieben und verdienen im Interesse der Culturgeschichte jener Zeit eine Aufklärung. (B. Hise.)

GIANNOTTI (Alfonso), ein Jesuit aus Correggio, wo er 1596 geboren worden war. Zur Fortsetzung seiner Studien; welche er in seiner Vaterstadt beginnen hatte, bezog er sich nach Regio und trat hier in seinem 19. Jahre in den Orden der Jesuiten. Er wurde nach Vollendung seiner wissenschaftlichen Ausbildung zunächst als Professor der Philosophie nach Parma, hierauf als Rector am Collegium San Luca nach Bologna berufen, wo er den 29. Sept. 1649 starb. Unter

seinen vielen affectischen Schriften zeichnen sich aus 1) La guerra cristiana (Bologna 1646); 2) Trattamenti spirituali con Gesù (Vened. 1645); 3) Pratiche morali (Venedig 1664.), nebst dem Diario religioso. Unter dem Namen Alfons Antonio gab er in italienischer Sprache das mystische Schloßtrapp heraus. Giannotti war auch Dichter und verfaßte leichte und geschmeidige Poesien niederzuschreiben, welche er in Handschrift in Umlauf brachte, die auch in Handschrift geblieben und in die Hände seiner Familie zu Correggio gekommen sind. Nicht ist mit ihm zu verwechseln der auch zu seiner Familie gehörende, sehr geachtete Rechtsgelehrte Ippolito Giannotti, welcher im 16. Jahrh. blühte, mehrere ehrenvollen Aemtern seines Fachs vorgesessen hatte und zuletzt als Senator zu Mantua in wichtigen Angelegenheiten nach Rom und Paris verschickt worden war. (B. Hise.)

GIANNOTTI (Donato), ein eifriger Republikaner zu Florenz, wo er im Februar 1494 geboren worden war. Nach Varchi's Istoria Fiorentina stammte er aus der niederen Volksschicht, reifte sich aber frühzeitig durch eisernen Fleiß, welchen er auf die alten Sprachen, die Geschichte und andere Wissenschaften, sowie auf das Staatsrecht verwendete, unter Begünstigung seiner persönlichen Eigenschaften, als Reineid der Sitten und Festigkeit des Charakters, bald emporzuarbeiten, so daß ihn der Secretair der Republik, Franz Zarugi de' Medici, welcher zugleich an ihm bemerkt hatte, daß er zu großen Geschäften geboren wäre, in seinen Schutz nahm und ihm eine öffentliche Stelle bei der Republik verschaffte. Nach dessen Tode glaubte ihm Nicola Machiavelli verdrängen und dieses erledigte Secretariat erhalten zu können, war aber bei dem Volke in dem Grade verhaßt, in welchem Giannotti bei demselben beliebt war. Dieser erhielt also ohne Schwierigkeit den Posten seines Vorgesetzten bei den obersten unter dem Gonfaloniere stehenden zehn Bürgern, welche die Freiheit überwachen mußten, während sein Nebenbuhler, sich in Schwermuth versenkend, bald darauf starb. Giannotti nun zeigte allenthalben seine Talente zur Sach- und Geschäftskennntnis und zur Gewandtheit in Unterhandlungen. Besonders rühmt man seine Verhandlungen mit Cosmo I. von Medici und dem Kaiser Karl V. über das Schicksal seines Vaterlandes. Sobald er aber sah, daß Cosmo mit seiner Schlaueit und verrätherischen Partei unter kaiserlicher Begünstigung (1537) die republikanische Partei überflügelte und seine Ausrottung zum Sturz seiner Herrschaft, die durch kräftige Maßregeln sehr schnell befristet wurde, mehr vorhanden war, da legte der glühende Republikaner Giannotti, nachdem auch das Volk zum Uebersetzen war, seine Secretariatsstelle nieder, schloß alle andern Anträge, selbst für vertheilte von Cosmo I., welcher ihn gern in sein Dienste genommen hätte, Standhaft ab und zog sich in ein freiwilliges Exil nach Venedig

7) Ausser den bereits angeführten Schriften wurden noch bemerkt: *Quarant. La France littéraire* III, 342; *Dictionnaire univers. histor.* VII, 418 seq.; *Job. Gottl. Wihl. Dunkel's* *Historisch-critische Nachrichten von verstorbenen Gelehrten* II, 4, 643 fg. und die *Biogr. univ.* XVII, 301 seq. Von Lehrschild gibt unrichtig die ausführlichste Biographie im 1. Bande seiner Uebersetzung des vielgepriesenen Werkes, erklärt sich aber p. IV der Vorrede nicht, aus welchen Quellen er geschöpft habe. Sonst haben die Deutschen diesem Gelehrten, welcher in seinen historischen Forschungen aufgenommen, keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt.

1) Der Geschlechtsname Giannotti, lat. Jannottus, Jannottus und im Mittelalter Jannoccius, ist ursprünglich des Vornamen bei den Italienern gewesen, aus welchem wir ihm im 15. Jahrh. oftmals und auch später noch begangen. Er ist aus Janus (Gian), v. Johannes, entstanden. Jannoccius aber übertrug die Italiener vergrößerte durch Giannoso, v. l. der große Hans.

8) *Quart.* v. B. u. R. *Orth. Gramm.* LXVI.

2) *Bergl. Witte's* *Diar. biogr.*, das *Dictionnaire univers.* VII, 419 seq.

zurück. Hier schlug er seine feste Wohnung auf und verlebte ein stillen, fleißiges Privatleben, doch mit angenehmen vornehmen Verbindungen und schrieb aus Dankbarkeit für die wohlthätige Aufnahme der Venetianer sein berühmtes, gleich nachher erwähntes Meisterwerk. Die Freiheit verschuchte ihm hier allen Gram, er vergab sich in die wissenschaftlichen Studien und starb im Mai 1572 nach Poccianti seinem Zeitgenossen (nicht schon 1563) in sehr hohem Alter. Er liegt in Venedig begraben. Seine Werke sind: 1) *Della republica Veneta e forma del di lei Governo* (Rom 1549 in 4., Lyon 1570 in 8., neu aufgelegt zu Amsterdam 1633., inwischen zu Venedig 1572.), 2 Bde. in 8., mit der Lebensbeschreibung des Verfassers von dem venetianischen Gelehrten Girolamo Savarano, hierauf folgte die eigene Ausgabe zu Leiden 1631 in 24. Endlich erschien noch unter Nicola Grassi's Redaction eine neue Ausgabe unter dem Titel: *Della republica et magistrati di Venetia ragionamento*, mit einer großen Masse von Anmerkungen des Herausgebers, welcher demselben des Cardinals Gaspar Contarini Wort: *Della republica et magistrati di Venetia*, gleichfalls mit einem gewaltigen Commentare über dieses ursprünglich lateinisch geschriebene Werk vorsetzte, und es zu Venedig 1650 in 12. erscheinen ließ. Giannotti hat dieses Werk mit der größten Genauigkeit der Thatsachen in einem eleganten Style geschrieben und damit unter seinen Handbüchern sich einen ausgebreiteten Ruf als Meister in der Literatur begründet. Varchi hält ihm deshalb ein großes Lob. 2) *La vita di Nicolò Capponi*, Gonfaloniere della republica Fiorentina. (Florenz 1620.). 3) *Della republica Fiorentina*, libri IV. (Venedig 1721 in 8.) 4) *Discorso oder trattato delle cose d'Italia*, a Paolo III. pontifice mass., blieb in Handschrift und kam in die Bibliothek Gaddi's. Noch sind sechs Briefe von ihm zu erwähnen, welche Varchi in der *Raccolta di prose Fiorentina* (Venedig 1735.) mittheilt. Endlich erschienen seine *Opere storiche e politiche*, publicate da Giov. Rosini, zu Pisa 1819, 3 Bde. in 8. Darin sind aber nur aufgenommen sein Hauptwerk über die Republik Venedig, das über Florenz und verschiedene unbekannte Discorsi e lettere.

Mit vollem Rechte hat der Französ. Raub überhaupt, man könne nur in Giannotti's und Contarini's Werken das wahre Wesen der italienischen Freiheit erblicken. Uebrigens haben einige Schriftsteller diesen freisinnliebenden Gelehrten beschuldigt, er hätte den reichsten und mächtigsten Männern zu Florenz den Hof sehr auffallend gemacht, was aber seinem Charakter, der ihm zugetheilten großen Volksgunst und seinem handhaften Rücktritt aus der Gemeinschaft solcher Männer

bei dem Sturze der Republik offenkundig und thatsächlich widerstreitet?). (B. Risse.)

GIANNOTTI oder GIANNOTTI (Girolamo) aus Bistosa, wo er nach der Mitte des 15. Jahrh. geboren sein wird. Er trat in dem Kloster S. Marco zu Florenz in den Dominikanerorden, studirte hier die Theologie und andere Wissenschaften; und als 1489 der berühmte Dominikaner Hieronymus Savonarola, von Bologna kommend, in diesem Kloster sich niederließ, schloß er sich demselben an, wurde, wie man vermuthet, dessen Schüler und nachmals eifriger Anhänger, obgleich derselbe der große, gründliche und tiefsinnige Theolog nicht war, für welchen er allgemein ausgegeben wurde. Gleichwohl trat Savonarola, durch Kühnheit und Begeisterung unterstützt, seinen gewonnenen politischen Einfluß abzurechnen, als Reformator in religiösen und kirchlichen Dingen wirksam und nachdrücklich auf, wesur ihn Alexander VI. als Irrelehrer und Volsführer durch die eingeschüchterte Republik stürzen ließ.

In welchem Umfange Giannotti oder an diesen religiös-reformatorischen Bewegungen Theil genommen habe, davon ist Nichts bekannt, da er zumal unter den öffentlich namhaft gemachten Anhängern Savonarola's nicht genannt wird. Er war beim Ausbruch des Sturmes mit ihm ergeben und das Andenken an seinen Lehrer ist ihm stets theuer geblieben. Er legte dies 30 Jahre nach dessen Hinrichtung dadurch noch an den Tag, daß er dessen Predigten: *De providentia Dei erga electos*, welche dieser auf Verlangen seiner Freunde und Anhänger im schwerfälligen und geschmacklosen lateinischen Style niedergeschrieben und hatte drucken lassen, und die wahrscheinlich bald wieder in Vercassendist gekommen waren, unter dem Beistande ausgezeichneter Männer, welche das Werk einer sorgfältigen Durchsicht und Verbesserung unterworfen, in seinen geschmeidigen florentinischen Dialect übertrug und unter dem Titel: *Prediche nuovamente venute in luce del R. P. Girol. Savonarola da Ferrara sopra il salmo, Quam bonus Israel Deus, predicante in Firenze nel 1493 dal medesimo, poi in latina lingua raccolte zu Venedig 1528 in 4. herausgab.* Das elegant gebundene Werk widmete Giannotti dem florentinischen Gesandten Bartolomeo Quastrotti zu Venedig. Sein Todesjahr ist selbst seinen Ordensgenossen Lucif und Ehard unbekannt geblieben?). (B. Risse.)

GIAQUINTO (Corrado) berühmter Historienmaler, aus Massetta gebürtig, bildete sein frühzeitig erwachtes Talent zu Neapel weiter aus. Sein vorzüglichster Lehrer war dort Cosimmo. Seine Bildung als Künstler vollendete er in Rom. Berühmt war er

2) Vergl. Poccianti l. c. p. 52; Negri l. c. p. 157 seq.; Thuanus Elogia doctorum univers. p. 53 seq.; *Trésor*, *Kloster* des hommes savants IV, 430 seq.; das *Dictionnaire univers.* hist. VII, 419 und *Bibl. univ.* XVII, 304.

*) Siehe deren *Scriptores ordinis predicatorum* II, 75 seq., woraus Franz Anton Bacharia (Baccaria) in seiner *Bibliotheca Pictoriana* p. 204 für diesen Ruch ohne eigene Forschungen wörtlich geschöpft hat.

1) Auch in Handschrift blieb diese Schrift zu Florenz später noch sehr verbreitet, so im vorigen Jahrhundert. Reggi, der dies behauptet, bemerkt dabei, daß sie mit einer Dissertation des alto stesso Cardinale noch versehen, und nicht nur in der groß-herzoglichen, sondern auch in mehreren Privatbibliotheken verwahrt werde.

besonders wegen des glänzenden Colorits in seinen Gemälden. In Tinten, Licht und Widerschein entwickelte er eine bezaubernde Anmuth. Seinen historischen Gemälden verdankte er als Künstler einen weit verbreiteten Ruf. Für den Hof zu Turin war er vielfach beschäftigt, so auch für den König von Spanien, der ihn mit einem Gehalte von 12,000 Talern zu sich rief. Giardini starb 1765 zu Neapel *).

(Heinrich Döring.)

GIARDINI *) (Felice), einer der berühmtesten Violinisten Italiens, war von Geburt ein Piemontese. Als Chorsänger im Dome zu Mailand bildete er sein musikalisches Talent aus. Paladini unterrichtete ihn dort im Gesange und Clavierspiele. Auch mit den Regeln der Composition machte ihn sein Lehrer bekannt. Später erhielt er in Turin von dem berühmten Somis Unterricht auf der Violine. Durch fortgesetzte Übung brachte er es auf diesem Instrumente bald zu einer großen Fertigkeit. Er gestand jedoch in späteren Jahren, daß er seinen Anlagen nach ein ebenso großer Clavierspieler hätte werden können. Dies Instrument aber sei ihm verübt worden, als er während seines Aufenthaltes in Paris das ausgezeichnete Clavierpiel der Madame de Saint Maur gehört habe.

Giardini war noch sehr jung, als er sich nach Rom begab. Von da begab er sich nach Neapel, wo er in dem Opernorchester eine Stelle als Ripianist erhielt. Von dem wahren Kunstgeschmacke entfernte er sich durch ein manierirtes Spiel und durch die Sucht, jedes Thema zu variiren. „Nichtbekommener,“ erzählt er selbst in späteren Jahren, „erwarb ich mit durch diese Ungeheuerheiten bei den Unwissenden ungemeine Hochachtung. Eines Abends jedoch, als eine Oper von Tomelli aufgeführt ward, kam dieser berühmte Componist ins Orchester, und setzte sich neben mich. Ich beschloß fogleich, dem Maestro di Capella eine Probe von meiner Kunst und meinem Geschmacke hören zu lassen. Ich gab meinen Fingern und allem närrischen Einfällen in dem nächsten Ritornell zu einer pathetischen Arie vollen Spielraum. Schon hatte ich eine Zeit lang ein beifälliges Bravo erwartet, als Tomelli mich mit einer Ohrfeige belohnte. Nie in meinem Leben hab' ich von einem großen Meister eine bessere Lektion empfangen.“

Nach einem kurzen Aufenthalte in Berlin, wo Giardini 1750 die Kunstkenner durch sein ausgezeichnetes Violinpiel, besonders durch seinen letzten und anmutigen Vortrag entzückt hatte, begab er sich nach England. In London spielte er in einem Benefizconcerte für die berühmte Sängerin Guzzoni ein Solo und ein Concertino mit so ungemeiner Fertigkeit und Präcision, daß die Zuhörer durch lautes und härmisches Applaudiren ihren Beifall zu erkennen gaben. Viel Lob erntete

er auch in einem Privateconcerte ein, wo er, von dem durch seine History of Music bekannten englischen Schriftsteller Dr. Burney aufgefordert, einige, theils von ihm selbst, theils von Tartini componirte Solo's vortrug. Die Gewandtheit seines Spiels erregte um so mehr Bewunderung, da er 5 bis 6 Fuß vom Notenpulte entfernt war. Durch einige Solo's von Burney's Composition überforderte und entzückte er diesen seinen Musikkenner. „Zulezt,“ erzählt Burney in dem vorhin angeführten Werke, „spielte Giardini aus dem Stregise eine halbe Stunde lang Variationen über eine neue und besondere Art von Menuet, die zufällig auf dem Claviere lag. Sein Ton, sein Vogen, sein Vortrag, seine Grazie, sowohl in der Haltung seines Körpers, als seines Instrumentes — dies Alles mußte die Verwunderung der ganzen Gesellschaft um so mehr erregen, da dieselbe bisher keine besseren Spieler als Festing, Brown und Gollat gekannt hatte.“ Burney erwähnt noch ein besonderes Beispiel von Giardini's Kunst, den Vogen zu führen. Im J. 1769 habe er, am Schlusse eines Oratoriums, eine Arie mit Variationen gespielt, und ohne eine Note zu verändern, jede neue Variation blos durch Veränderung des Vogens mit ungemeiner Anmuth vortragen.

Der fast ungetheilte Beifall, den Giardini in London erntete, erwarb ihm zahlreiche Schüler. Wie diese auf der Violine, so wünschten mehre Damen aus den höhern Ständen von ihm im Gesange unterrichtet zu werden. In seiner Wohnung errichtete er eine Morgenacademie (Morning-Academy). Es waren Concerte, in denen die Vocal- und Instrumentalmusik größtentheils von seinen Schülern ausgeführt ward. Für die italienische Musik verminderte sich jedoch das Interesse des englischen Publicums, als das Auftreten deutscher Meister, eines Solomon und Gramer, dem musikalischen Geschmacke eine andere Richtung gab. Immer erhielt sich Giardini bestreungsachtet in seinem bisherigen Ansehen. Im J. 1755 hatte er die Direction des Opernorchesters übernommen. Eine strengere Disciplin und eine bessere Manier im Vortrage einzuführen, war sein unablässiges Bestreben. Gemeinschaftlich mit der berühmten Sängerin Rignotti übernahm er 1756 die Direction der ganzen Oper, mußte sie jedoch bereits im nächsten Jahre mit beträchtlichem Verluste wieder aufgeben. Dies war auch der Fall, als er 1763 einen neuen Versuch dieser Art wagte. Im Sommer 1784 verließ er London, mit dem Entschlusse, den Rest seines Lebens amtes in Ruhe zuzubringen. Er kehrte nach Italien zurück. Dort soll er gegen das Ende des 18. Jahrh. gestorben sein. Sein Todesjahr ist unbekannt.

Giardini's Geliebte fällt in die Zeit seines Aufenthalts in London. In England erschien auch der größte Theil seiner Werke. Für das Theater in London componirte er die Opern Roswitha, Cleonice, Siroe und Enea e Lavinia. In London, wo diese Opern gestochen wurden, gab er auch mehre Werke für den Gesang heraus: A Collection of Duets and Catches; VI Italian Songs with Instrumental Parts; Duets

*) Siehe Fiorillo's Geschichte der jetzigen Künste. 2. Bd. S. 445. Baur's Neues histor.-biograph.-literarisches Handwörterbuch. 2. Bd. S. 439.

1) Rißschall Giardini in Wagner's Universallexikon der Tonkunst S. 348.

dedicated to Lady Rockingham; Songs dedicated to the Duchess of Marlborough u. a. m. Sein Oratorio de Ruth ward 1787 in London mit großem Beifalle aufgeführt, als Giardini es schon einige Jahre verlassen hatte. Auch für die Instrumentalmusik war er sehr thätig. Gerber *) gibt ein Verzeichniß von Giardini's zahlreichen Violinconcerten, Violinsole's, Duetten für zwei Violinen und Violoncel, und mehrer Claviercompositionen, unter denen sich sechs Quartette befinden. Giardini würde bei mehr lebend auch einer der größten Virtuosen auf dem Clavier geworden sein. Nicht unberühmt als Sängern in ihrer Blüthenzeit war auch seine Gattin Violanta, eine geborene Vekris.

Giardini's Bildniß, 1765 von Bartolozzi, nach einer Zeichnung Cypriani's geschnitten, zielt das Titelblatt von zwölf Violinsole's, die er dem Herzoge von Braunschwieg gewidmet hatte *). (Heinrich Böding.)

GIATTINI (Giovannbattista), ein gelehrter Jesuit aus Palermo, wo er 1600 in glücklichen Verhältnissen geboren worden war; aber dieselben frühzeitig in unüberwindlichem Drange nach dem geistlichen Lebensleben mit allen Ansehungen zu einer ehrenvollen weltlichen Laufbahn standhaft verachtend, nahm er in seinem 15. Jahre zu den Jesuiten seiner Vaterstadt Zuflucht, und legte bei denselben 1634 sein Ordensgelübde feierlich ab. Inzwischen hatte er in diesem Collegium die altclassischen und mehrer morgenländische Sprachen, die Rhetorik, Theologie, Mathematik, Poetik und Philosophie sorgfältig studirt. Auch kannte er sich mechanische Kunstfertigkeiten an, wie in der Uhrmacherkunst und andern dergleichen Fächern, worin er glückliche Erfindungen gemacht haben soll. Nachdem er mehrere Jahre an dem Collegium seiner Vaterstadt die Rhetorik gelehrt hatte, schickten ihn seine Obern nach Rom, wo er innerhalb 25 Jahren nach einander die Logik, Physik mit der Mathematik, die scholastische Theologie und Moral im Seminare mit Beifall vortrug, 13 Jahre lang Recter dieser Anstalt war und dieselbe aus seinem jährlichen Privat Einkommen mit 6000 Dukaten beschenkte, welche Summe die Zinsen des von seinem Vater Vincenz und seiner Schwester Antonina gerentten Capitals waren. Auch dieses, sel nach seinem Tode dem Seminare zu. Nebenher beschäftigte er sich noch gern mit Untersuchung und Entzifferung alter Handschriften. So gebrauchten ihn hierzu mehrer Gelehrte, sowie die Päpste zur Erklärung verschiedener in Spanien entdeckter archaischer Inschriften. Bei Uebersetzung der Bibel ins Arabische und bei Herausgabe derselben für die Missionen im Oriente that er das Meiste und leistete auf päpstlichen Befehl zugleich auch die ganze Arbeit. Man rühmt ihn auch als einen beliebten Prediger. Er starb am 19. Nov. 1672 zu Rom in seinem vierzigsten Lebensjahre. Noch in seinem 60. Jahre hatte er das Hauptwerk seiner Schriften auszuführen übernommen,

die lateinische Uebersetzung von Pallavicini's Geschichte der tridentinischen Kirchenversammlung, unter dem Titel: *Historia concilii Tridentini ex Italica Sfort. Pallavicini translata, in 3 Theilen* (Antwerpen 1672—1677 in 4.) und später. (Göln 1716 in 8ol.) Von seinen übrigen Schriften erwähnen wir bloß: 1) *Quinquaginta orationes de morte Christi etc.* (Rom 1641 in 12.) 2) *Orationes XXIV. habitae ad summos Pontifices et S. R. C. Cardinales* (ebend. 1611 in 12.), neß mehrern andern Abhandlungen und Festreden bei verschiednen feierlichen Gelegenheiten. 3) *Panarcales apes, carmina in laudem Francisci, Cardini. Barberini* (Rom 1627), neß andern lateinischen Gedichten zum Lobe hervorragender Römer. 4) *Moralische Trauerspiele in lateinischer Sprache für die Zöglinge seiner römischen Seminare, als Leo philosophus, Antigonus, Ariadna Augusta u. s. w., welche einzeln zu Rom gedruckt wurden, innerhalb 1616 und 1662.* 5) *Logica* (Rom 1651 in 4.) und *Physica*. (ebend. 1653 in 4.) 6) *Relazione della gran Monarchia della Cina (China) de P. Alvaro Semedo dal idioma Portugueso tradotta in Italiano.* (Rom 1643 in 4.)

Ungedruckt blieb Cyrilli Alexandrini in Evangelium secundum Johannem liberum V. et VI. commentarii, advecti Chio, d. i. die lateinische Uebersetzung des 5. und 6. Buches von E. Cyrillus aus Alexandrien Commentar über das Evangelium S. Johannis aus einem alten griechischen von Gies nach Sicilien ihm zugewonnenen Manuscripte, welche auch Cornelius a Lapide gekannt und benutzt hat, aber ungedruckt bleiben mußte, weil ihm ein anderer mit der Herausgabe des Werkes betrügerischer Weise vorgegriffen hatte. Ueber diesen Betrug, sowie über die betreffende Arbeit Giattini's, welcher derselbe wegen der schlechten Beschaffenheit der griechischen Handschrift nicht gewaschen gewesen sein soll, wirft Lucas Holste (Hollstadius) in seinem Briefe vom 12. Febr. 1679 an Petrus einiges Licht. Die alte Handschrift unkr's Jesuiten wimmelte so sehr von Fehlern, erzählt Holste, daß sich derselbe eines jungen teutschen Gelehrten, welcher auch für Holste in solchen Sachen arbeitete, dabei bedienen mußte; allein dieser konnte sich selbst nicht hineinfinden, und nahm seine Zuflucht zu Holste. Dieser hielt die Schrift für das einzige vorhandene Exemplar (Original) und vertraute sie den Händen eines Priesters aus Gorfu an, welcher binnen etlichen Wochen eine correcte Abschrift davon machte. Sie wurde zwar neß dem Originale dem Jesuiten zugesellt, Holste aber ließ im Geheimen auch eine Abschrift für sich davon nehmen. Holste, welcher seitdem Nichts wieder von dem sicilischen Jesuiten (so nennt er Giattini) durchweg in seinem Briefe) vernommen zu haben vergaß, war der Meinung, daß von der Handschrift öffentlich Gebrauch gemacht werde, über ihre Entdeckung und Herkunft derselben aber der Welt allerlei Lügen vorgespiegelt werden müßten. Genug, sagt Alexander, als Giattini die Uebersetzung seines Werks über Cyrillus der Presse übergeben wollte, meldete man

*) In seinem Neuen histor.-biograph. Lexikon der Conkünstler. 2. Th. S. 303 ff. *) Bezel. Burney in f. General History of Music; Gerber a. a. O. 2. Th. S. 317 ff.; Gasser's Unterjälterien der Conkünstler S. 318.

ihm, ein Anderer habe ihm schon darin vorgegriffen, ohne daß man wisse, wer der wäre und woher dieser die Handschrift dazu erhalten hätte. Man kann Hoften dabei vom Betrage selbst nicht füglich freisprechen. Ungedruckt blieben ferner Giattini's *Controversiae contra Haereticos*, sein *Tractatus de Horologis* und sehr viele Trauer- und Schauspiele, welche seine Zöglinge jährlich im Seminare spielen mußten, und von welchen Leo Allacci in seiner *Dramaturgia* p. 816 einzeln namentlich handelt. Ueber einer neuen lateinischen Uebersetzung des Aristoteles ertheilte den rastlos thätigen Mann der Tod *).

(H. Röse.)

GIAUR (گاور), der Ungläubige, ist die verderbte türkische Aussprache des arabischen Wortes *kafir* (s. d.).

GIBALINUS (Joseph), ein französischer Theolog, im Jahre 1592 zu Mende in Languedoc (im jetzigen Departement der Hérault) geboren, trat sehr früh (im Jahre 1607) in den Jesuitenorden und bildete sich zum Lehrfache aus. Nach der Beendigung seiner Studien ward er am Jesuitenseminar zu Lyon als Professor angestellt und lehrte hier sechs Jahre die Philosophie und achtzehn Jahre die Theologie mit großem Beifalle und Erfolge. Später leitete er auch als Rector das Collegium und das Noviziat und entwarf für mehrere fromme Genossenschafts Vorschriften, welche von dem päpstlichen Stuhle genehmigt wurden. Er starb zu Lyon am 14. Dec. 1671. Seine anschließend das Kirchenrecht betreffende und immer noch von den dieses Fach der Wissenschaft Kundigen sehr geschätzten Schriften sind: *Disquisitiones canonicae de clausura regulari ex veteri et novo jure* (Lugduni 1648. 4.); *De irregularitatibus et impedimentis canonicis sacrorum ordinum susceptionem et usum prohibentibus liber singularis* (ibid. 1652. 4.); *Disquisitiones canonicae et theologicae de sacra jurisdictione in ferendis poenis et censuris ecclesiasticis ex veteri et novo jure* (ibid. 1655. fol.); *De usuris, commerciis deque acuitate et usu fori Lugdunensis, cum accurata usurarum, ejus quod interest, annuorum reddituum, cambiorum, societatum et contractuum omnium explicatione, ex jure naturali, ecclesiastico et civili* (ibid. 1656—1657. 2 Voll. fol.); *De simonia universa tractatio theologica et canonica* (ibid. 1659. 4.); *De universa rerum humanarum negotiatione tractatio scientifica utriusque fori perutilis, ex jure naturali, ecclesiastico, civili, Romano et Gallico* (ibid. 1663. 2 Voll. fol.) und *Scientia canonica et hieropolitica. Opus novum, in quo singula, quae toto corpore juris pontificii sparsa sunt, ad certa et indubitata principia reducantur* (ibid. 1670. 3 Voll. fol.). (Vergl. *Aug. et Al. de Backer, Bibliothèque des écrivains de la compagnie de Jésus, Tom. II, [Liège 1854. 8.] p. 231 seq.*) (Ph. H. Külb.)

*) Vergl. *Mongitore, Bibliotheca saecula I, 327 seq.*; *Witte's Diarium biograph.*; das *Dictionnaire univ. hist.* VII, 420 und die *Biogr. univ.* XVII, 305 seq., nebst *Alexandre, Scriptt. Soc. Jesu p. 273 seq.*

GIBAUT (H.-B.), ein französischer Rechtsgelehrter, Advocat und Professor des bürgerlichen Rechts an der Universität zu Poitiers, war im 18. Jahrh. geboren und lebte 1829 noch. Von seiner amtlichen Wirksamkeit ist uns Nichts bekannt, von seiner wissenschaftlichen, als Schriftsteller dagegen finden sich folgende Beweise: *Codex Napoleonianus 1808* (Poitiers) anonym; *Para-Aithes sur les livres du code civil des français* (Poitiers 1805 in 12.) anonym; *Guide d'Advocat, ou Essais d'instructions pour les jeunes gens, qui se destinent à cette profession* erschien ebend. 1814. 2 Bände in 12. Sein Prachtwerk: *Vues pittoresques, monuments et antiquités du Haut-Poitou*, ohne Jahr in Fol.

Gibault befummerte sich auch um andere Gegenstände der Literatur und zog unter andern ein altes, seit dem 18. Jahrh. völlig verschollenes Schriftchen aus Tageslicht. Er widmete nämlich des Philosophen *Andreas Guarna's* aus Salerno: *Bellum grammaticale* (Gremona 1511, und 40 Jahre später Lyon) seine volle Aufmerksamkeit. Der geistreiche und witzige Verfasser, hieß Andreas Salerninus genannt, zieht in diesem Büchlein gegen die Haßgelehrten zu Felde, welche nur Barbarismen in die lateinische Sprache brachten; vorher bespricht er die Frage, ob Nomen oder Verbum eher bestanden hätte, dann alle Redetheile der lateinischen Grammatik und belegt jeden einzelnen mit einer Menge kurzweilig zusammengefügten Beispielen. Uns liegt eine Ausgabe von diesem im Schutze und Ernste geschriebenen Büchlein (Antwerpen 1547 in 12.) vor. Man fand Gefallen und Geschmack an demselben, da es im Laufe des 17. Jahrh. viermal mit andern Schriften zusammen, noch 1676, in Teutschland an verschiedenen Orten gedruckt erschienen ist. Keiner der teutschen Herausgeber aber sagt ein Wort über die Fassung und den Gehalt der Schrift, selbst Kaspar Dornow, der es in sein *Amplithéatrum sapientiae socraticae, Joco-seriae* (Hannu 1619. 8cl.) I, 763—780 aufgenommen hat, schweigt darüber. Gibault brachte es nun durch seine fleißige Uebersetzung: *Le guerre grammaticale* (Poitiers 1811 in 12.) unter seinen Landsleuten, welche es zuvor nicht gekannt zu haben scheinen, wieder in Erinnerung *).

GIBBARIA ist der Name einer wenig bekannten, von Cassini gegründeten Pflanzengattung, aus der natürlichen Familie der Compositen, welche sich durch folgende Merkmale auszeichnet: das vielblüthige Büthenblüthen hat zungenförmige, einreihige weißliche Strahlenblüthen und regelmäßige männliche Scheibenblüthen. Die an der Spitze dornigen Schuppen des halbzugigen, mit den Scheibenblüthen gleichlangen Hauptkelches stehen in wenigen Reihen und decken sich dachziegelförmig. Der flache Blüthenboden besitzt keine Spreublüthen. Die Ähren der Strahlenblüthen sind kurz, dick und auf dem Rücken höckerig, die der Scheibenblüthen unfruchtbar, zusammen-

*) Kaiser Guarna's Schrift wurde noch *Quérad, La France littér.* III, 342 benutzt.

gedruckt und gestreift; der sehr kurze Fiederselbst ist krennformig, halbseitig und unregelmäßig gespalten.

Zu dieser Gattung gehört nur eine, von Thunberg am Vorgebirge der guten Hoffnung gesammelte, von Cassini *Gibbera bicolor* genannte Art, welche vielleicht mit einer Species der Gattung *Arctotis* identisch ist. Ihre wechselseitigen Blätter sind lang, halbrundlich, spitz, einnervig, kahl und fast halbstengelumfassend. Die endständigen, einzeln stehenden Blütenköpfchen haben safranfarbige Scheinblüthen und oberseits reiche, unterseits safranfarbige Zungenblüthen. (Garcke.)

GIBBERA, ein von Fries vorgeschlagener Name für eine Pilzgattung, welche von andern botanischen Schriftstellern nur als Abtheilung von *Sphaeria* betrachtet wird. Die Mitglieder dieser Gattung haben runde, an der Spitze unregelmäßig-rissig aufspringende Perithezien. Die aufrecht-zusammenneigenden Schläuche bleiben lange stehen.

Zu dieser nach dem Habitus nicht leicht zu unterscheidenden Gattung gehören folgende Arten:

- 1) *Gibbera Vaccinii* Fries. Perithezien fast kugelig, klein, schäufel, fast zusammengewachsen, mattschwarz, Anfangs zottig, später nackt. *Sphaeria Vaccinii* Sowerby. *Sphaeria accumolata* Persoon.

Diese Art bildet kleine, rundliche, häufig unregelmäßig zusammenhängende Rassen an frischen und abgestorbenen Zweigen von *Vaccinium Vitis Idaea*.

- 2) *Gibbera glauca* Fries. Perithezien zerstreut, kugelig, runzelig, fast warzig, schwarz, glanzlos, mit weißem Kerne und undeutlich durchbohrter Mündung. *Sphaeria glauca* Fries.

Diese Art findet sich auf der meergrünen Oberhaut der Birken.

- 3) *Gibbera pulicaria* Fries. Perithezien sehr klein, ungleich, eiförmig, fast kugelig, mattschwarz, glatt und nackt, in Rassen, fast papillenlos, mit einer Ritze sich öffnend; Stroma schwärzlich, etwas fleischig.

An frischen und abgestorbenen Aesten von *Sambucus nigra*. (Garcke.)

GIBBERULA heißt eine von Swainson in seinem *Treat. on Malacology* p. 323 aufgestellte Gastropodengattung aus der Familie der Marginellinen, deren Gehäuse ziemlich oval, deren Spira etwas hervorsticht und deren breite innere Lippe gespalten ist. Er führt nur eine einzige Art, *Volvaria oryza* Lk., für diese Gattung an. (Giebel.)

GIBBES (James Alban), Sohn des englischen Arztes William Gibbs, wurde 1616 in Rouen geboren, und erwarb sich seine humanistische Ausbildung in Frankreich, namentlich in Saint-Omer. Er besuchte die Niederlande, Deutschland, Spanien, Italien und studierte in Padua Medizin, wo er den berühmten Anatomien Vesling hörte. Im J. 1644 ging er nach Rom, und zwei Jahre später als Arzt nach Braccati; von dort aber kehrte er 1657 auf den Lehrstuhl der Medicin an der Sapienza in Rom zurück. Im J. 1667 wurde ihm der Preis der Poesie und die damit verbundene goldene Kette zu Theil. Er starb zu Rom am 26. Juni

1677. Außer einer Anzahl Reden und Poesien verfaßte er ein Werk: *De medico nach dem Muster der Ciceronianischen Schrift: De oratore*, sowie ein anderes unter dem Titel: *Tresmegistus medicus s. Leo X. tribus orationibus laudatus*. (F. W. Theile.)

GIBBETHON ist der Name einer philistäischen Stadt, welche Jos. 19, 44 dem Stammgebiete von Dan zugetheilt und Jos. 21, 23 als Levitenstadt bestimmt wird, aber in der Gewalt der Philister geblieben sein muß, da sie 1 Kön. 15, 27 u. 16, 15 Gibeathon der Philister genannt und zugleich erzählt wird, daß sie von dem Könige Nabab mit dem ganzen Volke Israel belagert wurde. Bei den LXX heißt sie *Γαββαθών*, bei Josephus (Archäol. 18, 12, 5) *Γαββαθών* und Eusebius nennt sie *Γαββαθών των Αλοφιστων*.

(Haarbrücker.)

GIBBON (Eduard), einer der größten englischen Geschichtsschreiber aus dem Dorfe Putney in der Grafschaft Surrey, wo er den 27. April 1737 geboren war. Unter sieben Geschwistern der älteste Sohn seines Vaters Eduard Gibbon, eines gebildeten Outebiers und Parlamentsmitgliedes, war er von Kindheit auf so schwächlich und gebrechlich (wie es seine sechs Geschwister auch waren und frühzeitig dahin starben), daß er bis zu seinem 15. Jahre mit wenigen Unterbrechungen unter die Pflege seiner Muttergeschwester, Katharina Porten, gestellt werden mußte. Da aber änderte sich sein Zustand, er genas und erkrankte. Nun hatte der Vater Hoffnung, aus seinem Sohne doch noch etwas machen zu können, sowie dieser sich selbst einbildete, daß er ein großer Mann werden müsse. Wissenschaftliche Vorkenntnisse im Lateinischen, Griechischen und in der Geschichte hatte er bereits nothdürftig erhalten; allein zu seinem Unglück brachte ihn der Vater in das alte abgelebte Magdalencollegium zu Oxford, wo er den 3. April 1752 als Student eingetragen wurde. Die Anstalt war mit der Zeit zwar langsam fortgeschritten, ihre Lehrer aber waren, wenn auch zumest gelehrte, träge, schwache, bequeme, gleichgültige oder gewissenlose Leute, deren Fehler und Schwächen ihnen Gibbon bald abgelauscht hatte, worauf er bloß nach seinem Gefallen die Schulstunden besuchte; und weil ihn seine Lehrer darüber nicht zur Verantwortung zogen, so übertrieb er, in der Folge dreister geworden, seine Versäumnisse, machte kostspielige Ausflüge, und serrüttelte dadurch seine äußeren Verhältnisse. Genug, er verfiel in einen überlischen Lebenswandel und kam davon nicht eher zurück, als er sich in religiöse Gräueltaten und theologische Forschungen vertiefte. Weniger wol der Einfluß der Schriften des alten Jesuiten Parson, als vielmehr das Studium von Bossuets Schriften, die ins Englische überetzt waren, brachten ihn im Laufe eines Jahres zur Ueberzeugung, daß die römisch-katholische Religion nur die einzig wahre sei. Er suchte daher zu London einen Priester auf, welcher ihn am 8. Juni 1753 in den Schoos dieser Kirche aufnahm. „Du moins,“ sagt er später selbst über diesen Schritt, „je succombai sous un noble adversaire!“

Auf die Nachricht davon war sein Vater über den furchtlichen Abfall seines Sohnes sehr entrüstet, nahm ihn von Oxford weg und nach langen Beratungen unter der väterlichen Betheiligung schickte er ihn auf die Empfehlungen seines Freundes Elliot nach Lausanne zu dem achtbaren Calvinischen Prediger Pavillard in Pflege, Erziehung und zur Belehrung. Er erschien als ein dreifacher, habereichtlicher und freisüchtiger Junge, mit welchem Pavillard große Mühe und Sorge hatte, che er ihn zur Rückkehr in seine Kirche bringen konnte. Nach fast 18 Monaten der größten Anstrengungen gab er ihm am Christtage 1754 das heilige Abendmahl nach Calvinischem Ritus. Gibbon blieb aber ein Zweifler für seine ganze Lebenszeit und war weder Protestant noch Katholik. Auch hing er sich gern an die französischen Religionsführer an.

Unterdessen studirte er hier in der Nähe von Voltaire's Residenz die classische Literatur der Franzosen und Römer, nebst der Geschichte sehr eifrig. Hier herrschte aber lauter pariser Bildung, wenn auch unter einer protestantischen Modification. Er wurde ganz Franzose und der französischen Sprache so mächtig, daß er sie ohne fremden Accent sprach. Dabei eignete er sich eine große Velsenheit und ziemliche Kenntnisse des Alterthums an. Während der vier Jahre seines Aufenthaltes in Lausanne knüpfte er, obgleich sonst für die Liebe ohne Leidenschaft, mit dem liebenswürdigen und schönen, doch unermittelten, aber sehr gebildeten Fräulein Gurchod, Tochter eines Pfarrers zu Greyff, ein ernsthaftes Liebesverhältniß an, welches die Mißbilligung seines Vaters wider zerstört haben soll. Nach Andren brach er dieses schöne Verhältniß aus kaltem Egoismus auf unruhmicke Weise selbst, was den warmfühleuden Rousseau so heftig gegen ihn erbitterte, daß er durch- gefessene Mädchen wurde nachmals die Gattin des berühmten Redner.

Sein Vater rief ihn 1758 nach Hause zurück, und wünschte, daß er Landwirth, oder Rechtsgelehrter, oder Legationssecretair bei der englischen Gesandtschaft auf dem bevorstehenden Friedenscongreß werden sollte. Keine der Vorschläge nahm er an, sondern eingedenk seiner in Lausanne erworbenen vielfeitigen reichen Kenntnisse, widmete er sich eifrig und unermüdet der Literatur und Vermehrung seiner Kenntnisse; und weil er in England noch ganz unbekant war, so trat er 1759 mit seinem Essai sur l'étude de la littérature (Paris 1762 in 12.) öffentlich auf, ohne daß das Buch eigentlich für seine Landsleute berechnet war. Es führte ihm aber doch Bekannthschaften zu. Gleich darauf berief die Furcht vor einem feindlichen Einfall die Nationalmiliz zusammen, bei welcher er die Stelle eines Hauptmanns annahm. Nach dem Frieden setzte er seine Studien mit erhöhter Emsandheit fort. Darauf trat er im Januar 1763 mit Empfehlungen der Lady Hervey seine Reise nach Frankreich an, wo aber seine vorhin genannte Schrift ihm bereits ein wahrhaft glänzenden Aufenthalt bereitet hatte. Helvetius wurde sein Beschüßer

und Freund, und führte ihn auch in die bekante Gesellschaft der vornehmen Religionsführer bei Solbach ein, was er ihm nicht genug Dank wußte. Ebenso entzückten ihn die Abendgesellschaften der Madame Geoffrin (s. d. Art.), wo er Marmontel, einen der Besten, kennen lernte, und Madame de Voltaire, die auch ihre Kreise hatte, und die geselligen Kreise der Sorbisten. Mit Voltaire hatte er während der Winter 1757 und 1758, welcher dieselben in Lausanne zubrachte, Bekannthschaft gemacht, und sich ihm angeschlossen. Nach 14 Wochen seines Aufenthaltes verließ er Paris und ging nach Lausanne, besuchte seinen braven Lehrer und Schwiegervater Pavillard, nahm aber seine Wohnung nicht bei ihm, sondern anderwärts, wo er besser essen und trinken konnte, als am bescheidenen Tische des Pfarrers. Nach elf Monaten ging er mit Lord Sheffield, der ihn hier aufsuchte, nach Italien, und während er in Rom verweilte, sah er eines Abends (1764) in Nachdenken versunken, auf den Trümmern des Capitol, und hörte von den Mönchen im ehemaligen Tempel Jupiters die Beyer singen. Der Gedanke an die vor- malige Herrlichkeit dieser Weltstadt und an ihre jetzige Versunkenheit erschütterte ihn nicht nur, sondern drückte ihn zugleich zu dem Vorlage, die Geschichte des Unteranges dieses römischen Weltreiches zu bearbeiten. Hierauf besuchte er Neapel und kehrte nach gewonnenen reichlichen Belehrungen 1765 nach Hause zurück und gab seine Hauptmannsstelle bei der Nationalmiliz auf. Nicht lange darnach aber mußte er gleich- wol bei derselben Miliz die Stelle eines Oberlieutenants übernehmen, legte sie aber 1770 aus Unzufriedenheit nieder. Unterdessen widmete er sich der Schrift- stelleri und den wissenschaftlichen Forschungen, sowie seit 1768 den Vorbereitungen zu seinem großen Geschichtswerke. Sein Vater starb 1770 in den gerüttel- ten äußern Umständen, so daß der Sohn zwei Jahre lang Sorgen, Mühen und Sparsamkeit anwenden mußte, um sich einen, freilich nicht ganz schuldenfreien erträg- lichen Unterhalt bezuziehen, welcher erst 1791 durch die Erbchaft einer Tante anschnlich verbessert wurde. Doch blieb sein Aufenthalt in London, wo er Mitglied aller schwunghaften Clubs war, für ihn immer kost- spielig genug, so daß er denselben öfter anderte. In der Regel nahm er seine Zuflucht auf dem Lande. Er be- gann daher sein unsterkliches Geschichtswerk unter sehr sparsamen, wenn nicht drückenden häuslichen Umständen zu schreiben. Er selbst dachte über diesen Zustand sehr gelassen, wie folgende Aeußerung von ihm erkennen läßt: La pauvreté et le mépris auraient abattu mon courage et les soins d'une fortune supérieure à mes besoins auraient pu relâcher mon activité. Ob er von reichen Freunden Unterstützung genoß, davon ist Nichts bekant. Mittlerweile war (1776) der erste Band seines großen Geschichtswerkes erschienen; derselbe sprach viel von Freiheit, Edelmut und Größe der Seele, und ließ seinen Verfasser als Apostel der Wahr- heit und des Vernunftrechts, als einen erbiterten Gegner aller Täuschungen und aller tyrannischen und

eigentlichen Minister und Fürsten erscheinen. Nicht immer ist ein Schriftsteller so viel werth als sein Buch!

Kurz vor der Erscheinung dieses ersten Bandes wurde er durch den Einfluß seines Vetzters Elliot (1774) ins Parlament gewählt und mußte darauf ein Manifest gegen Frankreich schreiben, welches allgemeinen Beifall fand. Im Paramente aber sollten die Rechte der Krone, welche die ganze Nation mißbilligte, gegen die von allen aufgeliärten Männern Europa's verworfenen Rechte der Amerikaner vertheidigt werden. Er retirte aber natürlich stets für das Ministerium und ließ sich von demselben als blindes Werkzeug gebrauchen, daher er nicht ohne verdrüßliche Hände mit dem Paramente blieb, Lord North ihn aber auf die Ministerbank brachte, wiewol er hier nicht zu gebrauchen war, da ihm das Talent fehlte, öffentlich zu reden. Gleichwohl wurde dieser faule Posten sehr gut bezahlt, indem ihn das Ministerium noch zum Lord of trade (Handelsminister) machte, und er für vieles Geld Nichts zu arbeiten brauchte. Er hatte im Paramente in den acht Jahren kein einziges Mal den Mund aufgethan, wo er, sagt man, seine selbst zur ausgearbeiteten Conjectur zu reden sich nicht getraute abzulesen und sie in der Tasche behielt. Dagegen hatte er 1779, als Spanien England den Krieg erklärte, ausfolge einer von Jör's eigenhändig geschriebenen, oft verkürzten Notiz in seinem Exemplare von Gibbon's Geschichte des Verfalls des römischen Reichs, öffentlich die Brosch. erklärt, daß zur England Nichts zu hoffen wäre, wenn man nicht sechs Köpfe im Staatsrathe springen und im Paramente zur Warnung aufstehen lassen würde. Bald darnach soll der selbe Propher auch im Staatsrathe, wofür ihn Jör in einigen Coupletts wärdlich geißelte.¹⁾ Mit Lord North's Sturze und dem Aufkommene eines neuen Ministeriums 1782 fiel auch Gibbon ruhmvoller Weise mit Verlust seiner Aemter und seiner sehr reichlichen Einkünfte. Er hatte 1779 noch ein Kriegemanifest gegen Spanien geschrieben.

Gibbon trat in den Privatstand zurück, bearbeitete und vollendete sein römisches Geschichtswerk, das ihn in Anbacht auf Ruhm freilich über Alles einschädigte. Er begab sich daher von 1783—1787 nach Lausanne, und 1788 kehrte er wiederum dahin zurück, wo er seine Studien fortsetzte und unter nun mehr freigeordneten Verhältnissen nach seinem Gefallen das letzte Jahr in philosophischer Ruhe verlebte. Im J. 1793 aber vertrieb ihn, den bereits Kranken, der Einfluß der französischen Revolution auf die Schweiz. Er schloß seine Rechnung ab und begab sich im Frühjahr 1793 nach England zurück, wo er von Lord Sheffield schlichtlich erwartet worden war. Er starb, ohne wieder genesen zu können, am 6. Jan. 1794 zu London, und erhielt seine Ruhestätte in Lord Sheffield's Familiengruft.

Gibbon war von mittlerer Größe und starkem Gliederbau, welcher durch die zunehmende Leibesstärke zwar

immer runder wurde, ihm aber in den Bewegungen eine Unbehilflichkeit zuzog. Sein Gesicht gehörte wegen des starkmarkirten unrichtigen Verhältnisses der einzelnen Theile zum Ganzen zu den wunderbarsten physiognomischen Erscheinungen. Gleichwohl behauptete seine Physiognomie einen ungemeinen Ausdruck von Würde und untrüglichen Merkmalen eines tiefen und scharfen Denkers. Seine kleinen geistvollen Augen waren ein verdichteter Feuerstoss. Im Uebrigen qualte Gibbon eine hartnäckige, oft wiederkehrende Gicht, die an seiner Gesundheit nagte. Den Anfällen hätte er vielleicht durch strengere Diät entgehen können, wenn seine Küche und sein Keller nicht zu gut und verführerisch für seinen Gaumen ausgestaltet gewesen wären. Hierzu kommt, daß ihm das gewöhnliche Auskunftsmitte der Engländer in dergleichen Fällen, starke Bewegungen nach Tische, verweigert werden war, weil er sich mit einem gewaltigen Hebenbruche herumzuschleppen hatte, welcher ihn vom Stehen und Gehen rasch wieder zum Sitzen zwang.

Man hat auch in Deutschland gezweifelt, ob Gibbon (er selbst spricht ja in seinen Denkwürdigkeiten darüber) Vermögen besitzen habe; allein mit Recht seinen Anstand genomm. u. zu behaupten, daß er mindestens seit 1776 ansehnliche Honorare für seine Schriftstellerei bezog und die Erträge seines schriftstellerischen Erwerbes zu bedeutend verbesserte und in Schwung brachte, daß man sie für ansehnliche Capitale, und ihn für einen reichen Mann halten durfte, während er sich für mittelmäßig vermögend erklärte²⁾. Daher ist erlich, daß er sich zu Lausanne in einem Hause mit einer schön bewachsenen und bespangten Terrasse vor demselben besaubernd hatte einrichten und dessen Inneres mit Geschmack und größter Reinlichkeit besetzen können. Seine einladende Tafel war nicht bloß für ihn, sondern auch für einige wenige Gäste berechnet, an welchen es selten schlte. Seine gut bezahlte Bedienung mußte slavische Folge leisten oder den Dienst verlossen. Seine Zimmer schmückte eine ausgedehnte Bücherammlung von 5—6000 Bänden der seltensten und werthvollsten Werke wissenschaftlichen Inhaltes, gleichfalls mit äußerer Eleganz eingerichtet. Er selbst hatte darüber einen Katalog von einem starken Bande in Lat. ausgearbeitet. Selt war ein jeder Tag bei ihm wie der andere eingerichtet und bestellt.

Gibbon hatte von Kindesbeinen an darnach gestrebt, nicht nur ein berühmter, sondern auch ein großer Mann werden zu wollen. Dies war ihm allerdings nicht schließelichlagen, und er fand Anfangs seine Erwarungen übertroffen. Freilich unterstützten ihn dabei ein unbegrenzter Ehrgeiz, Eitelkeit, unerfättliche Begierde nach Ruhm und Glanz, ferner Glück, Draufschheit, Genie, Fähigkeiten und großer Fleiß. Diese Dabel sind

1) Außerdem verfolgte ihn Jör noch mit vielen andern satirischen Versen, wemir er Gibbon's Würdigung beschimpfen wollte. Diese wurden späterhin vertrieben Freunde.

2) Einige Transparenzen haben behauptet, Gibbon habe seine Thätigkeit Schriftstellerei keineswegs zur Vermehrung seines Vermögens benutzt, sondern sie ungenüßig gearbeitet und auch sein Buchhändlerhonorar bezogen. Dies ist falsch, vgl. Diogenes Laertius ungen. histor. etc. VII, 420 seq. Er spricht ja selbst in seinen Denkwürdigkeiten davon.

auch alle an ihm anerkannt worden; dagegen ist ihm unter diesen Umständen die Fähigkeit und der Wille mit Recht abgesprochen worden, für Licht und Recht, gegen Trug und Despotismus, für Wahrheit und Vernunft gegen Lüge und Aberglauben gekämpft zu haben, was ihm, da er zumal kein Republikaner war, unmöglich gewesen wäre. Daher machte man ihm in Rücksicht dessen mit Bezugnahme auf seine großen schriftstellerischen Verdienste den beißenden Vorwurf, daß er auch das volle Recht aller großen Staatsmänner und Gelehrten in der Literatur anzusprechen habe, daß ihn Niemand frage, womit es ihm eigentlich Ernst wäre und wie seine Reden und Handlungen harmonisiren.

Gibbon wolle in England nur als Engländer erscheinen, und besuchten ihn Fremde, um seine Bekanntschaft zu machen, so zwang er sie mit ernster Miene, englisch mit ihm zu reden; verstanden diese es aber nicht, so mußten sie ihre Besuche abbrechen; traf er sie aber, wie Beispiele vorkamen, in Lausanne wieder, so war er der zuvorkommendste und liebenswürdigste Weltmann, der sich aber auch selbst mit Wohlgefallen reden hörte. Von den Deutschen und ihrer Literatur hielt er gar Nichts, weil er sie nicht kannte. Die deutschen Gelehrten erschienen ihm als unentbehrliche Archivare. Ihre Prosa verdaumte er, und spottete, wenn er deutsch reden hörte. Erst Warhissou brachte ihm mit großen Anstrengungen bessere Begriffe von der deutschen Literatur bei. Man hat noch kurz vor Ende des vorigen Jahrh. sich in Deutschland erzählt und ein Berichterstatter überhaupt ließ es auch gleichzeitig nachdrucken, daß Gibbon aus einer katholischen Familie Englands abstamme, in einem Jesuitencollegium des französischen Flanderns erzogen worden, nachher zu Lausanne den von seinen Vätern auf ihn vererbten Glauben abgeschworen habe. Vielleicht ist diese Sage eine tiefsinnige Verabsetzung seines Charakters und seiner Grundfäße.

Die ungeheure Velefenheit und der große Umfang seiner eigenen unermüdeten Forschungen und Resultate können diesen Schriftsteller zu den fruchtbarsten jener Zeit rechnen. Sie sind, das große unsterbliche Werk, wovon nachher, abgetrennt, historisch-antiquarischen Inhalts aus dem Alterthume und dem Mittelalter, wozu die 1763 und besonders 1783 gemachte Bekanntschaft mit den besten Mitgliedern der pariser Academie einmündend auf ihn gewirkt haben wird, ferner philologischen, publicistischen und staatsrechtlichen Inhaltes und theils mit, theils ohne Angabe des Druckortes und Jahres erschienen. Wir entstehen daraus: 1) *Aperçus historiques sur le droit romain*, welche Abhandlung mit seinen *Aperçus sur l'origine du droit français* in der Sammlung seiner Vorlesungen zur Geschichte des römischen und französischen Rechtes zu Paris 1821 in 8. erschienen ist. Wahrscheinlich ist das Werk in Beziehung und Anwendung gebracht worden mit Guizot's *Précis de l'histoire romaine* von Barnkönig durchgesehen, verbessert und zu Lüttich 1821 in 8. herausgegeben; 2) *Mémoires justificatifs pour servir de*

réponse à l'exposé etc. de la cour de France (London 1779 in 4.) und im 5. Bande seiner *Miscellaneous Works*. 3) *Mémoires*, suivis de quelques ouvrages posthumes et de quelques lettres du même auteur (Gibbon's), recueillis et publiés par Lord Sheffield, traduits de l'anglais par Mr. Marique. (Paris 1798. 2 Bände in 8.) Der erste davon begreift Gibbon's Denkskriftigkeiten mit vier ursprünglich französisch geschriebenen Abhandlungen, als sein *Essai d'un chapitre à ajouter à l'histoire des grands chemins de l'empire romain de Bèrgier*; *Sur les Fastes d'Ovide*; *Remarques sur les étres allégoriques qu'on voit sur les revers des médailles*; *Sur les triomphes des Romains*. Diese vier Stücke sind in Gibbon's *Mélanges* in englischer Sprache wieder abgedruckt. Der zweite Band umfaßt bloß 77 Briefe von ihm und an ihn, während in seinen *Mélanges* deren 208 zu finden sind. An der Spitze desselben steht sein *Extrait raisonné de ses lectures*, englisch in den *Mélanges*. 4) Das mit seinem Freunde Depredun aus Lausanne begonnene, aber nicht fertiggesezte *Journal: Mémoires littéraires de la Grande-Bretagne pour les années 1767 und 1768*. (London 1768. 2 Bände in 8.) 5) *Miscellaneous Works*, with memoirs of his life and writings, composed by himself, illustrated from his letters with occasional notes and narrative by J. David Sheffield. (Basel [Strasburg] 1797. 7 Bände in 8.) Diese sehr bekannte Ausgabe ist nach der englischen von 1796 in 2 Quartanten sorgfältig eingerichtet worden. Die londoner Ausgabe von 1814. 5 Bände in 8. ist um ein Drittel des Inhaltes vermehrt worden. Wir haben aber nicht ermitteln können, was dieser neue Zuwachs enthält, außer die französisch geschriebenen 16 Aufsätze Gibbon's, die theilweise ins Englische wieder zurückübersetzt worden sind. Sie sind folgenden Inhalts: *Mémoire sur la monarchie des Médes* zur Ergänzung der Abhandlungen *Fruct's* und *Bougainville's*; *Les principales époques de l'histoire de la Grèce et de l'Egypte*, suivant Sir Isaac Newton, comparées avec les chronologies ordinaires et *Remarques critiques sur l'ouvrage de Newton*; *Extrait de trois mémoires de Mr. l'abbé de la Bletterie* sur la succession de l'empire romain, et d'un autre sur le prénom d'Auguste; *Remarques critiques sur le nombre des habitants dans la cité des Sybarites*; *Gouvernement féodal surtout en France*; *Relation des noces de Charles, duc de Bourgogne, avec la princesse Margarethe, sœur d'Edouard IV.*; *Un essai historique sur la Suisse*, von Duménil gelobt, von Gibbon aber hintennach selbst gemisbilligt und bei Seite gelegt. *Dates historiques* sur la vie et le règne du roi Richard III. par Mr. Horace Walpole, zuerst in den *Mémoires littéraires de la Gr.-Bretagne* abgedruckt. *Nomina gentesque antiquae Italiae* in 16 Abtheilungen mit geographischen und archäologischen Bemerkungen; *Remarques sur les ou-*

vrages et le caractère de Jules César, Salluste, Corn. Népos et de Tite Live, mit kritischen Anmerkungen über eine Stelle im Plautus; Remarques sur quelques endroits de Virgile; Remarques critiques sur un passage de Virgile, beide Schriften im Streite mit Warburton verfaßt; Sur les mémoires posthumes de Mr. de Cheseaux; Remarques sur quelques prodiges; Remarques critiques sur les dignités sacerdotales de Jules César; Principes des poids, des monnaies et des mesures des anciens, avec des tables construites sur ces principes. Dissertation sur les poids, les monnaies et mesures des Anciens, du Bas-Empire jusqu'à la prise de Constantinople par les Turcs, de la France et des Pays-Bas, de l'Allemagne, de la Suisse et des pays du Nord, de l'Italie et de l'Espagne, de l'Orient, des Juifs et de l'Afrique. Die englischen Journale klagten nach Gibbons Tode häufig, daß unter dessen nachgelassenen Papieren sich so gar Nichts von Erheblichkeit finde. Dagegen wurde erwidert, daß Alles, was von Gibbon komme, sich auch gern lesen lasse.

Auf diese Uebersicht von Gibbons verschiedenen Schriften größerer und kleineren Umfanges, womit er zuweilen die Leistungen der pariser Academie der Inschriften ins Auge faßt, mag nun das unsterbliche Werk desselben folgen: The history of the decline and fall of the Roman empire (London 1776—1788. 6 Bände in 4.). Der Gedanke dazu war nicht neu. Montesquieu hatte schon 1734 über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer und ihres Staates geschrieben, ein kleines Werk, aber von großer Wirkung. Gibbon hatte das Werkchen sehr sorgfältig studirt und nahmals die Grundzüge auch auf sein Geschichtswerk angewendet. Doch trat er auf Montesquieus Schultern. Der erste Band seines Werkes hatte sich einen allgemeinen Beifall mit so wunderbarem Erfolge erworben, daß in wenigen Tagen alle Exemplare desselben vergriffen wurden und eine 2. und 3. Auflage rasch nachgedruckt werden mußte. In Dublin war man so erpicht auf das Buch, daß zwei Radfahrer davon in fast gleicher Eile gemacht wurden. Man fand das Buch auf allen Tischen und fast auf allen Toiletten, sodaß es dem Verfasser selbst unermartet kam und er seinen Ruf als Geschichtsschreiber nun vor allem andern geschätzt haben wollte. Lange aber dauerte seine Freude nicht, denn das 15. und 16. Capitel dieses Bandes enthalten, wenigleich in sehr geschickten Wendungen, heftige Angriffe auf das Christenthum, sodaß er die angelegentlichsten Geistlichen und Theologen zu erbittertsten Gegnern bekam, welche ihn allenhalben verfolgten und versuchten, wo sie nur immer konnten. Allein diese Wuth war dem Buche grade eher förderlich als hinderlich. Inbessern erschütterte und befruchtete Gibbons Anfangs dieser Auffehen erregende Lärm so sehr, daß es ihn gereute, jene Capitel geschrieben zu haben; bald aber kam er zu seiner vorigen festen Ansicht wieder zurück und schrieb mit siegreichem Erfolge eine: Défense de

quelques passages des XV. et XVI. chapitres de l'histoire de la décadence et de la chute etc. In diesem Geiste schrieb er auch den 2. und 3. Band. Die Vorzüge und Verdienste dieses Werkes bestehen in einer erkannenswerthen gelegenen und mannichfaltigen Gelehrsamkeit, in einer so scharfen als genierten Kritik, in der seltenen Kunst, mit seinem Vortrage niemals so langweilen, in oft tiefen, um sich greifenden Einsichten, welche fast immer richtig sind, in glücklichen Betrachtungen, in der Kunst, die Thatfachen an die großen Ideen anzuknüpfen, welche, vielleicht ohne Bewußtsein des Verfassers, fruchtbare Anregungen zum Nachdenken erwecken. Dagegen tadelt man am Werke zuerst den Mangel an Erhebung der Gefühle, welche die Vernunft täuscht und Gleichgültigkeit gegen Tugend und Laster erweckt. Gibbons Einbildung war sehr beweglich und sein Charakter frohlich. Er ließ sich im ersten Momente in Verwunderung durch dasjenige hinreißen, was er hintennach verdammt, weil er es nicht gleich zu empfinden verstanden hatte. Hatte er sich in seinem Werke abgemüht, den heroischen Muth der Christlichen Märtyrer und Helden zu schwächen oder herabzusetzen, so machte es ihm Vergnügen, die wilden Thaten Zamertlan's und der Tartaren zu feiern. Die materielle Größe ergriß ihn weit mehr als die moralische. Die Erscheinungen erhabener Tugend konnten nicht in seine Seele bringen, während die Ausschweifungen einer barbarischen Gewalt seine Einbildung verführten und sein Urtheil bestrichen ließen. In der Moral hatte er keine festen Grundsätze, ebenso wenig in der Politik und politischen Oekonomie, am wenigsten in dem, was die menschliche Gesellschaft und die Geschichte der Civilisation bilden soll. Genug, sein Werk hatte sonach keinen einigen Zielpunkt, denn der Verfasser, ein genialer, aufklärter Mann mit philosophischem Geiste, der Alles prüft, analysirt und aus den zahllosen Stoffmassen einzelne Ereignisse und Thatfachen mehr als ein großer Philosoph für seinen Zweck herauswählen mußte, setzte sich über jenen Tadel ruhig hinaus. Man hat es für hohe Begriffe und für das seltenste Talent zu einer höheren Anordnung des Materials erklärt. Seinen Ertel in diesem Werke hat man bewundert; er ist correct, bündig, lebhaft, oft glänzend und materials, allein die Sucht nach pikanten, kurzen Wendungen, das feste Streben nach Effect und Schwallst, besonders in den letzten Bänden, stören die Einfachheit, nicht selten auch die ihm sonst eigenthümliche Klarheit der Gedanken. Dennoch verkümmerte man dieser Ausstellungen wegen seinen Ruf nicht im mindesten. Das Werk behielt bis in die neueren Zeiten seinen ungeschmälerten classischen Werth.

Auf die erste englische Ausgabe dieses Werkes folgte die neue londoner Auflage von 1782—1788 in 4., dann die baseler 1787 fg. 13 Bände in 8., ferner Leipzig 1787—1792. 12 Bände in 8., sodann die londoner 1807. 12 Bände in 12. und 1816 abermals 12 Bände. Wir können bloß noch folgende Ausgabe: Gibbons Roman empire, complete and unabridged, with

Variorum Notis including, in addition to all the author's own, those of Guizot, Wenk, Niebuhr, Hugo, Neander and other foreign scholars, edited by an english Churchman (London 1854. 6 Bde. in 8.), mit einer Karte des römischen Reiches nachtragen.

Das Werk ist in viele Sprachen übersetzt worden, so ins Deutsche, Französische, Spanische, Italienische u. s. w. Die erste deutsche Uebersetzung von Ch. W. v. Riemberg (Magdeburg 1788—1792. 16 Bände gr. 8.), dann von F. A. W. Bent (Leipzig 1788—1807. 19 Bände gr. 8.), zweite Auflage. (Leipzig 1820.) Die Sporschill'sche erschien mit dem Bildnisse des Verfassers zu Leipzig 1837 in einem Bande Hochortav, die dritte Auflage (ebend. 1854.) Die französische Uebersetzung: Histoire de la décadence et de la chute de l'empire romain (Paris 1777—1795. 18 Bände in 8.), von Leclerc angefangen, von Desmeuniers und Beulard fortgesetzt und beendet von Cantwell und Marigné. Man will zwar wissen, daß der Dauphin Ludwig (XVIII.) selbst die Uebersetzung begonnen, aber sobald er auf die unchristlichen Angriffe Gibbon's stieß, die Arbeit bei Seite gelegt und die Fortsetzung davon seinem Cabinetssecrétaire Letellier überlassen habe. Es ist aber wegen der wunderlichen Widersprüche der Franzosen Nichts darauf zu geben. Guizot arbeitete dieses Werk um, mit Anmerkungen über die Geschichte des Christenthums und mit einer Notice sur la vie et le caractère de Gibbon. (Paris 1821. 13 Bände in 8.) Es sind von Engländern und Franzosen verschiedene Auszüge aus diesem großen Werke gemacht und herausgegeben worden, so von den beiden Franzosen Briaud (Abrege zu Paris in 3 Bänden o. 3. 8.) und von P. C. Briaud. (Paris 1824. 3 Bände in 8.) Endlich hat J. P. J. Breton eine eigene Uebersetzung des ganzen Werkes aus dem Englischen unter dem Titel: Histoire de l'empire Romain jusqu'à la prise de Constantinople par les Turcs, avec une Introduction par Meiners (Paris 1810. 10 Bände in 18.) herausgegeben. Minder oder gar nicht wird bekannt sein, daß Gibbon auch einen Umriss der Weltgeschichte englisch hinterlassen hat, welcher in deutscher Uebersetzung zu Leipzig 1800 in 8. erschien.

Zum Schluß noch Gibbon's Verhältnis zu Hume. Sie kannten sich und waren mit einander einverstanden. Hume ging mit der englischen Bildung, die er in England erlernt hatte, in Frankreich zu französischen über, Gibbon dagegen mußte die seinige erst zu Lausanne und Paris suchen. Auch kannte er damals keine Philosophie, er mußte sie erst mit ihrer Effectmacherei in Frankreich lernen. Beide aber lebten in der französischen Literatur und Sprache und waren von der Begierde, durch Effect zu glänzen, gleich stark ergriffen und verschmähten auch die französische Rhetorik und Sophistik nicht. Man nimmt dies sogar in ihren unsterblichen Werken, welche sie zu Meistern einer neuen Schule machten, wahr. Beide trauten auf ihre Geisteskräfte

und da mußte ihnen denn auch gelingen, was sie unternahmen. Sie waren mit Robertson unbedingt die größten Geschichtsschreiber Englands. Beiden aber fehlte die echte Begeisterung für Wahrheit und Recht. Beide wagten zuerst, wie Voltaire, das Mittelalter nicht mit der Philosophie dieser Periode selbst, sondern mit dem Lichte ihrer Zeit zu beleuchten und gegen dasselbe oft gern ungerecht zu sein. Gibbon namentlich ging darin bis an die äußerste Grenze, und blieb nicht, wie Hume, bei dem Skepticismus stehen, sondern er wagte dreist mit seiner Sophistik, wenn er es passend fand, die ideale Wahrheit der realen, die poetische der historischen vorzuziehen und unterzuschieben. Hume übertraf aber Gibbon in tiefer Ergründung der Dinge und des Denkens, während Gibbon, wie die Franzosen, sich gern fremde Gedanken und Forschungen schnell anzueignen, sie ganz vortrefflich als die seinigen vorzutragen verstand. Gibbon's ungeheurer Bessal bei seinen Landsleuten gründete sich auf seinen englischen Fleiß und seine Gründlichkeit, wenn auch mit französischer Bildung verbunden. Man sagt, er habe erst ausgeführt, was Voltaire auch gewollt, aber nicht vermocht habe.

Als der Aufbruch der französischen Revolution versetzte ihn Anfangs in Ungewißheit der Ansicht, er äußerte aber für Freiheit und Recht keine Begeisterung; und als er sie verabscheute, verfiel er in neue Uebertreibungen. In Beziehung auf die Religion indessen sprach er sich damals, was den Franzosen nicht zureichend sein konnte, dahin aus, er hätte das Christenthum angegriffen, weil es den Polytheismus zerstört hätte, welcher die alte Religion des römischen Reiches gewesen wäre, die erste christliche Kirche, von der er geringschätzig gesprochen, wäre ja auch eine Auerung, er aber wäre an das alte Heidenthum geweselt gewesen. Man hat ihn in Deutschland als Verfasser des großen Geschichtswerkes bis in die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts in allen gelehrten Anstalten hoch angepriesen, nachdem es Joh. Georg Zimmermann gleich bei seinem Erscheinen mit großer Begeisterung empfohlen hatte. Der fromme Mathisson und andere teutsche Gelehrte, welche ihn in Lausanne kennen gelernt hatten, waren von seiner Person bezaubert und hielten seine schriftstellerischen Verdienste für unvergleichbar. Seinen Charakter aber hatten sie nicht kennen gelernt. (B. Ruse.)

3) Benutzt wurden das Götting. historische Magazin III. 625—648 (ein Auszug von einem Ungenannten, nicht sehr zu verlässig!) Erinnerungen von Friedr. von Mathisson S. 104—112, mit geistreichen, aber keinen durchgreifenden Bemerkungen über Gibbon; Quérard, La France littér. III. 342 seq.; Biogr. univers. XVII. 307 seq., mit richtigen Bemerkungen über Gibbon; der Umriss von Gibbon's Leben durch einen ungenannten Engländer der Sporschill's deutschen Uebersetzung vom Ueherange des römischen Reichs, äußerst ausführlich in den Lebensumständen Gibbon's, sonst aber einseitig, hoch und fast ohne alle Bezeichnung mit des Schriftstellers Tadeln. Die Memoires de Gibbon, mit einigen nachgelassenen Bemerkungen des Verfassers und 87 Briefen. Erst Gifford sammelte und ordnete sie in einer englischen Ausgabe, dann wurden sie ins Französische über-

Gibbon (John), f. Gibbons.

GIBBON (Richard), ein gelehrter Jesuit, aus Binton in England und dort 1549 geboren. Katholisch erzogen und gebildet und diesem Glaubensbekenntnisse unerschütterlich ergeben geblieben, wanderte er unter der Elisabeth vermutlich nach Rom aus, trat in seinem 21. Jahre hier in den Jesuitenorden, in welchem er sich in der Philosophie, Mathematik, hebräischen, lateinischen und griechischen Sprache, worin er zu Hause wol schon Vorkenntnisse erworben hatte, sowie in der heiligen Schrift und scholastischen Philosophie tüchtig ausbildete, und alsdann von den Erzbischof von Lecher genannter Häuser in verschiedene Anstalten des Auslandes eine lange Reihe von Jahren versandt wurde, so nach Spanien, Portugal und Italien; hierauf nach Tours, Loulouf, Douay und Löwen nach und nach berufen, erhielt er am letzten Orte das Studiendirectorat und starb im Kloster zu Douay am 21. Juni 1632 in seinem 83. Jahre.

Gibbon gab folgende Schriften zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten heraus: 1) *Decachordus christianus Marci, cardinalis Vigerii*; 2) *Opera divi Aelredi Riveallensis*, abbas in Anglia Cisterciensis aus einer Handschrift (Douay 1631 in 4.), auch im 13. Bde. der bibliotheca magna patrum befindlich. 3) *Divi Amedei, episcopi Lausannae de Maria virgine matre homiliae VIII.* nebst einem Verzeichnisse Aller, welche ähnliche Homilien auf diese Heilige geschrieben haben (St. Omer 1613 in 12.). 4) *Nicola Harpsfeldii historia Anglicana ecclesiastica cum adjuncta narratione divortii Henrici VIII.* regis Angliae, ab inelyto Christi Martyre Edmundo Campiano scripta. 5) *Vita B. Gosvini, abbatis Agnicinctensis, ordin. Benedicti*, aus einer alten Handschrift mit Anmerkungen. 6) *Summa casuum conscientiae seu instructio sacerdotum Francisci, Cardinalis Toleti, cum auctuario Martini Fornarii*, diese Schrift ist eine neue Ausgabe mit Gibbons's Uebersetzung und Kritiken. 7) *Franc. Ribbene commentarii in XII. prophetas (minores)*, mit Textverbesseerungen. 8) *Die lateinische Uebersetzung von Ludovici de Ponte meditationum de Vita et passione Christi libri II.* ist aus dem Spanischen von ihm bearbeitet worden. Endlich gab er noch heraus: *Vincent. Brani compendium meditationum und Belarmini doctrina christiana* &c. (B. Husc.)

GIBBON DE BURGO (Augustin), geboren in Irland um das Jahr 1613, trat in seinem zwanzigsten Jahre in den Augustinerorden. Er begab sich hierauf

nach Spanien, studirte zu Valladolid und Salamanca. Auf der erstgenannten Hochschule erhielt er ein theologisches Lehramt. Fünf Jahre hindurch bekleidete er diese Stelle. Er ward hierauf wieder nach Irland zurückgerufen, wo er zu Tuam in Connaught Professor der Theologie ward. Bei den damaligen Kriegsunruhen war er genöthigt, sein Amt niederzulegen. In dem Convent zu Bellinrobe, wo er eine öffentliche Lehrstühle erhalten hatte, erregte er durch die religiösen Principien, die er sowohl mündlich als schriftlich zu verbreiten suchte, vielen Anstoß. Der Gefahr, die seinem Leben drohte, entzog er sich durch die Flucht. Zwei Jahre irrte er umhül in Wäldern und Bergen umher, ohne einen bestimmten Aufenthaltort zu haben. Endlich sah er sich genöthigt, Irland gänzlich zu verlassen. Er begab sich nach Aufschland. In Würzburg fand er ein Asyl. Er hielt auf dieser Universität theologische Vorlesungen, und erlangte dort 1656 den Grad eines Doctors der Theologie. Im folgenden Jahre ging er nach Erfurt. Er trat dort in das Augustinerkloster und ward Generalvicar seines Ordens in Sachsen und Thüringen. Später ward er zum Provinzial ernannt. Er starb am 2. März 1676. Außer mehrern Dissertationen schrieb er: *De Luthero-Calvinismo schematico quidam, sed reconciliabili und eine 7 Quartbände füllende Theologia scholastica in divum Thomam* &c.)

(Heinrich Döring.)

Gibbon, f. Hylobates.

GIBBONS (Orlando), geboren 1581 zu Cambridge, einer der ausgezeichnetsten Künstler seiner Zeit, ward von Karl I. 1604 zum Hoforganisten in der königlichen Kapelle, und 18 Jahre später (1622) von der Universität Oxford zum Doctor der Musik ernannt. Näher, als seine Freunde und er selbst glaubte, war ihm der Tod. Beschäftigt mit der ihm übertragenen Musik zur Vermählungsfeier Karls I., ward er zu Canterbury 1625 von den Plattern befallen, an denen er noch in dem genannten Jahre starb. Seine Werke und eine Anschrift ziert das Denkmal, das ihm seine Witwe errichten ließ. Zu London erschienen von ihm 1612 Madrigals of 5 Parts for Voices and Viols und mehrer Lessons for the Virginals in einer Sammlung, Parthenia betitelt. Seine besten Compositionen lieferte er jedoch im Kirchengesange, als: Services, Anthems u. dergl. von denen verschiedene, in den englischen Kathedralkirchen noch aufbewahrt, sich noch jetzt erhalten haben. Am meisten rühmte man das von ihm componirte Hosanna der reinen, einfachen und würdevollen Harmonie wegen. Geschätzt waren auch zu seiner Zeit seine Melodien zu den von Witbar übersetzten Kirchengesängen. — Sein Sohn Christophor Gibbons verdankte seinem Oheim, dem berühmten Organisten Ellis Gibbons, der zu Bristol gegen die Witte des 17. Jahrh. gestorben, den größten Theil seiner musika-

fest, Paris 12 Bde. in 8., a. v. d. u. 3. Der weitläufige trauische Katalog davon ist zu Leipzig 1797 in 8. erschienen. Es sind in der französischen Uebersetzung große Verhältnisse. Gibbons begann diese Denkwürdigkeiten 1789 zu schreiben und endete sie nachhermisch 1793.

*) Bergl. Miller's *Diarium biogr. und Ph. Aegonomie*, Bibliotheca scriptorum societatis Jesu p. 407 seq. Tannet trant ihn nicht.

*) Bergl. *Moller's Ciambra literata*; Böcher's *Geliebten*. 2. Th. S. 283 fg.

lischen Bildung. Christophher Gibbons war, wie sein Vater, ein Günstling Karl's I., der ihn auch in seine Kapelle aufnahm. Bei der Reorganisation des Gottesdienstes in England (1660) ward er zum Überorganisten an der Westminsterabtei ernannt. Auf Empfehlung Karl's II. erhielt er von der Universität Oxford 1664 den Grad eines Doctors der Musik. Er starb am 20. Oct. 1676. Sein Oheim väterlicher Seite Edward Gibbons, ein jüngerer Bruder von Ellis Gibbons, gehörte zu den größten Tonkünstlern seiner Zeit. Er war Anfangs Organist zu Bristol, ward 1592 von der Universität Oxford zum Baccalaureus der Musik ernannt, und 1604 als Organist an der königlichen Kapelle zu London angestellt, wo er gegen 1640 starb *).

(Heinrich Döring.)

GIBBONS (Thomas), ein englischer Theologe aus der Classe der Dissenter. Sohn eines Geistlichen und zu Reak in der Pfarodie Swaffham 1720 geboren, erhielt er frühzeitig ein Privat bei Newmarket, wurde 1742 Predigergehilfe bei einer Bruderschaft zu London in der Silberstreet und das Jahr darnach Pastor der Bruderschaft der Independanten zu Haberdashershall. Im J. 1754 zur Stiftung einer Erziehungsanstalt für die Dissenter zu Milreend gezogen, war er da wegen seiner Kenntnisse und Eigenschaften am rechten Platze, erhielt aber schon 1759 von den Theologen, welche alle Sonntage Abends in Whitechapel (zu London) Vorlesungen halten mußten, den Ruf zu ihrem Adjunct und Ausbehalter. Endlich erlangte er 1764 bei dem Collegium zu Aberdeen die theologische Doctorwürde und starb am Schlagflusse den 22. Febr. 1785. Er galt für keinen großen, aber für einen praktischen Gelehrten, während seine Frömmigkeit, Einfachheit und Strenge der Sitten, mit welchen er seinen Stand hob, ihm tiefe Achtung verschafften, so z. B. bei D. Johnson.

Das wichtigste und berühmte geordnete Buch, welches Gibbons geschrieben hat, sind seine Female Worthies, d. h. das Leben und die Denkwürdigkeiten der vorzüglichsten und durch ihre Frömmigkeit ausgezeichnetesten Frauen (London 1777.), 2 Bde. in 8. Es blieb in England unvergessen und wurde neuerlich von Georg Jerment stark vermehrt und von E. Knurd, dem Kaplane des Herzogs von Kent mit 18 sehr sorgfältig gestochenen Bildnissen geziert, zu London 1815, 3 Bde. in 8. wieder herausgegeben. Uebrigens schrieb Gibbons auch eine Rhetorik, 1767 in 8., Denkwürdigkeiten Isaac Watt's, 1780 in 8. und drei Bände Predigten, welche nach seinem Tode erst erschienen sind. Gibbons besaß ohne Talent dazu eine unerschöpfbare Reizung zum Reimen und widmete einen großen Theil seines Lebens, ohne Aufsehen damit zu machen, der Verskunst. Ein anderer gleichzeitig lebender Thomas Gibbons dichtete Hym-

nen für den Gottesdienst, welche 1784 zu London in 12. erschienen und voll erhabener Gedanken sein sollen *).

(B. Röss.)

GIBBONS (Thomas), Arzt zu Hadleigh in der Grafschaft Suffolk, hat sich durch seine Schrift: Medical cases and remarks (Sudbury 1799. 8. 2. Ed. Lond. 1801. 8.) bekannt gemacht. Dieselbe enthält zwei Abhandlungen: in der ersten ruhmte Gibbons die guten Wirkungen der Salivation beim Icterus von Gallensteinen, worüber er schon früher in Duncan's Annals of Med. 1796. Vol. I gehandelt hatte; in der zweiten empfiehlt er große Gaben Nitrum bei Hämorrhagien.

(Fr. Wih. Theile.)

GIBBONUS (Johannes), ein gelehrter sehr gelehrter Jesuit aus Sommeret in Wales, wo er 1544 geboren worden war. Seine Erziehung war katholisch und ging in seinen reiferen Jahren auf Festigkeit in diesem Glauben hinaus. Er studierte zu Lincoln und Oxford, wanderte aber unter der Königin Elisabeth Regierung nach Rom aus, studierte hier im teutschen Collegium Philosophie und Theologie, worin er sich 1576 die Doctorwürde erwarb. Sein Charakter, seine Kenntnisse und vor Allem sein resenter Glaubenseifer hatten ihn inzwischen dem P. Gregor XIII. empfohlen, der ihn mit einer Oberherrnpründe zu Venn beehrte. Hier angekommen, trat er schon 1578 zu Trier in den Orden der Jesuiten, welche ihm zuerst eine Professur und dann das Rectorat am dasigen Collegium übertrugen. In diesem Berufe starb er auch. Kurz zuvor aber hatte er sich zu seinen Freunden, den Eisternern in Himmelsbröde bei Kreuznach zum Besuche begeben, wo ihn am 3. Dec. 1589 der Tod überraschte. Von seinen Schriften merkten wir bloß die Disputatio de Sanctis und De communione eucharistiae sub una specie (Trier 1584.); Consultatio virulenta disputationis Georgii Schon, professoris Heidelb., qui conatus erat docere, Pontificem Romanum esse verum Antichristum; Concertatio ecclesiae catholicae in Anglia adversus Calvinistas et Puritanos sub Elisabetha regina, in tres partes divisa (Trier 1583.), wovon nur der größte Theil sein Werk sein soll †).

(B. Röss.)

GIBBS (John Frederic), auch Guib genannt, zu Dummerling in Schottland geboren, wurde durch die bürgerlichen Unruhen aus England vertrieben, besuchte Frankreich, die Niederlande, Teutschland, Italien, Griechenland, Kleinasien, Syrien und Aegypten, und wendete sich endlich in Padua zum Studium der Medicin. Bei seiner Gewöhnung an ein unstetes Leben konnte er eben das medicinische Studium nicht zum Ende führen; er ging nach Frankreich, und ward zuerst in Enbuge in Niederlanguedoc, hierauf in Rimes und 1665 in

*) Siehe Hawkins in f. General History of Music; Matheson in der Musikalisch. Encyclopedie; Gerber's Historiograph. Lexikon der Tonkünstler. I. Th. S. 505 fg. Dessen Neues Tonkünstlerlexikon. 2. Th. S. 391 fg. Wagner's Universallexikon der Kunst S. 348.

*) Biographie univers. XVII, 314.

†) Bergl. Aus. Mirae Biblioth. ecclae. II, 133. P. Freheri Theatr. vitor. erudit. p. 772 und Ph. Alegambe l. c. p. 244 mit Thom. Tanneri Bibliotheca Britannico-Hibernica p. 315 ooo

Drange Lehrer der Philosophie. Im Jahre 1680 wurde er noch Doctor der Medicin, starb aber bereits am 27. März des folgenden Jahres. Außer einigen philosophischen Schriften und unbedeutenden Poesien, die zum Theil unter dem Namen Philaëthes erschienen, hat Gibbs Nichts hinterlassen. Er leitete übrigens die meisten Krankheiten von Würmern ab, weil er mittels des Mittelstopfs in vielen Nahrungsmitteln des Menschen dergleichen entdeckte oder zu entdecken glaubte; er war aber auch erleuchtet genug, daß er dem Glauben entgegentrat, als seien die Kometen Verkünder von Pest oder Krieg oder Hungersnoth, sie vielmehr mit den andern Himmelskörpern zusammenstellte, die nur auf der größten Strecke ihrer vorgezeichneten Bahn wegen der großen Entfernung unsichtbar sind. — Eine umständliche Biographie lieferte sein Neffe, der Advocat Jean Frédéric Guib, in der *Bibliothèque française*.

(Fr. Willh. Theile.)

GIBBSIT. Unter diesem Namen beschrieb Hermann ein Mineral, welches bei Richmond in Massachusetts mit Brauneisenstein vorkommt, und zwar halaktisch, trüblich, zellig, zerfallig, wenig spröde, von 3,5 Härte und 2,4 spec. Gewicht, mit Fettiägen, schwach durchscheinend, gelblichweiß und grünlichweiß. Nach Zorczy beschließt dasselbe aus 64,8 Thonerde und 34,7 Wasser. Dieses Vorkommen wies nun neuerdings Silliman als eine bloße Varietät des Hydrargillit (s. d. Art.) nach, während Hermann dagegen seinen Gibbsit aufrecht erhält und dessen Zusammenfassung aus 26,129 Thonerde, 36,871 Phosphorsäure, 35,0 Wasser und 2,0 unlösliche Bestandtheile (Erdmann's Journal. 1847. XI., 33) angibt, wernach allerdings eine spezifische Identität mit dem Hydrargillit nicht existirt.

(Giebel.)

GIBBUS nennt Montfort in seiner *Conchyl. syst.* II., 302 eine ursprünglich zu Papa gehörnde Gasteropodengattung, welche charakterisirt ist durch die seitliche Abbiegung ihres letzten Umganges und die fast viereckige Wölbung des Gehäuses. Die einzige Art ist G. *Lyonsiana* im Inneren Guianä's, so genannt, weil Lynet lange Zeit das einzige in Europa vorhandene Exemplar besaß. Das Thier scheint noch nicht untersucht zu sein, obwohl das Gehäuse nicht mehr selten ist.

(Giebel.)

GIBEA (d. h. Anhöhe) hat den Namen für mehr im alten Testament erwähnte Localitäten Palästina's hergegeben. Die wichtigste davon war die im Gebiete des Stammes Benjamin gelegene Stadt Gibeä oder mit dem Artikel Ga-Gibeä, die auch Gibeä Benjamin's oder Gibeä der Söhne Benjamin's, Gibeä Saul's und Gibeä Ga-Elohim genannt wird. Die Einwohner derselben begannen zur Zeit, da Israhel noch seinen König hatte, wie im Buche der Richter (Cap. 19 fg.) erzählt wird, an dem Rechtswege eines levitischen Mannes vom Gebirge Ephraim, der auf der Rückreise von der Geburtsstadt seines Weibes, Bethlechem-Juda, bei ihnen einzukehren gedenkt war, eine Schandthat, die den Tod dieser zur Folge hatte, von den anderen Stämmen Is-

rahel's aber durch die beinahe völlige Ausrottung des Stammes Benjamin gerächt wurde. Der Prophet Hoseas bezieht sich darauf Cap. 9, 9 und 10, 9. Die Benennung Gibeä Ga-Elohim in Verbindung mit den Stellen 1 Sam. 10, 5 und 2 Sam. 21, 6 weist auf Höhen cultus hin, daß also auf der Anhöhe bei Gibeä eine Draufstätte und ein Opferaltar sich befanden, bei welchen eine Prophetenschar weilte. Gibeä war ferner die Heimat und Residenz Saul's (1 Sam. 10, 26; 15, 34; 23, 19; 26, 1); hier fand Jonathan's romantisches Abenteuer mit den jenseits des zwischen Gibeä und Michmas liegenden Passes gelagerten Philistern statt (1 Sam. 14), und in Gibeä war es auch, wo die auf Saul erzmürten Gibkoniter seinen letzten Nachkommen, welche David in ihre Hand gab, auf dem Berge vor Jherosab aufhängen, 2 Sam. 21, 1—10. — Iosephus, welcher die Stadt gleichfalls vertheidigen nennt: *Γαββ, Γαββα, Γαββαδωαλ*, gibt ihre Entfernung von Jerusalem Archäol. 5, 2, 8 auf 20 Stadien, Jüd. Krieg 5, 2, 1 aber auf ungefähr 30 Stadien gen Norden an, wovon die letztere Angabe die richtigere zu sein scheint, da Anathoth, welches näher nach Jerusalem lag, 20 Stadien davon entfernt gewesen sein soll. Aus den Worten des Hieronymus (Ep. 66 ad Eustach.) geht hervor, daß es zu seiner Zeit vom Grunde aus zerstört war. Seit jener Zeit scheint es von Reisenden unbekucht geblieben zu sein (Benjamin von Tudela und Brocardus erwähnen den Namen davon, ohne seine genaue Lage anzugeben), bis Robinson (Palästina II. S. 323 fg.) in dem heutigen Dorfe Dscheba nördlich von Anata dasselbe wiedergefunden zu haben glaubt. — Dasselbe liegt auf einer niedrigen, abgerundeten Anhöhe des dritten Rückens zwischen Wadi Farah und Wadi es-Suweinit, welcher allmählig wie alle übrigen nach dem Jordanthale zu abfällt und sich unterhalb des Dorfes in eine schöne, abfällige Ebene mit Kornfeldern ausbreitet. Ueber einer tiefe Schlucht im Norden liegt das nächste Dorf Nufschas, das alte Michmas (vergl. 1 Sam. 14). Dscheba ist ein kleines Dorf und liegt halb in Trümmern, unter welchen man aber gelegentlich große behauene Steine sieht, welche Merkmale des Alterthums an sich tragen. Der anfängliche Zweifel Robinson's, ob dieses Dorf Gibeä Saul's oder das Gibeä der Schrift sei (Jes. 10, 29. 1 Kön. 15, 22. 1 Chron. 8, 6. 2 Chron. 16, 6. Nehem. 7, 30; 11, 31; 12, 29), welches gleichfalls als Michmas gegenüber nach Süden zu gelegen angegeben wird, wurde durch die Betrachtung erledigt, daß Gibeä etwas weiter abwärts nach Osten zu auf demselben hohen Landrücken als Gibeä gelegen haben muß; da nun aber zwischen dem heutigen Dscheba und es-Ram (Rama) keine Spur von Grundmauern zum Vorschein kommt, wie denn der Boden meist mit Felsen überdeckt ist, so muß Gibeä östlich davon gesucht werden. Und in der That wurde Robinson versichert, daß östlich von Dscheba Ruinen vorhanden seien. — Ein anderes Gibeä wird Jos. 15, 57 als eine Stadt auf dem Gebirge Juda erwähnt. Robinson

(II, 580) fand südwestlich von Bethleem auf einem vereinigten Hügel mitten in dem Badi el-Musker an der Südseite seines Bettes und nahe bei den Bergen das Dorf Dscheba, welches wahrscheinlich mit jenem identisch und das Gabaia des Eusebius und Hieronymus, zwölf römische Meilen von Eleutheropolis, ist, wo das Grabmal des Propheten Sabaſus gezeigt wurde. — Endlich wird Jos. 24, 33 ein Gibeas des Pineas, wo Gileas, der Sohn Aaron's begraben wurde, auf dem Gebirge Ephraim erwähnt. Ob darunter eine Stadt oder, wie Andere wollen, appellativisch eine Anhöhe zu verstehen sei, ist schwer zu entscheiden. 1 Sam. 7, 1 und 2 Sam. 6, 3, wo Luthar auch eine Stadt Gibeas annahm, ist jedenfalls nur eine Anhöhe in der Stadt Kirjathjearim zu verstehen. Robinson hält es für möglich, daß das nördlich von Dschifna (das alte Gophna) gelegene Dschidia das Gibeas des Pineas sein könne.

(Haarbrücker.)

GIBEATH wird Jos. 18, 28 eine Stadt im Stamme Benjamin genannt, welche wahrscheinlich von Gibeas Benjamin's nicht verschieden war, da dieses an diesem Orte gar nicht erwähnt wird. Es wäre dann der nachfolgende Vertriebsbegriff wegzulassen und die Form des stat. construct. gegen die Regel aus der zusammengefügten Bezeichnung beizubehalten. (Haarbrücker.)

GIBEL (Otto) geboren 1612 zu Berg auf der Insel Fehmarn, war der Sohn eines dortigen Predigers. Durch die Verbrüderungen der Pest aus seinem Vaterlande vertrieben, begab er sich nach Braunschweig, wo er in dem Hause eines dort lebenden Verwandten eine fründliche Aufnahme und den nöthigen Unterhalt fand. In der Schule zu Braunschweig erhielt er einen zweckmäßigen Elementarunterricht. Schon früh hatte er Neigung und Talent zu der Musik gezeigt. Gleich bemühte er daher den theoretischen und praktischen Unterricht, den ihm der Cantor Heinrich Grimm ertheilte. Im J. 1631 war dieser gründliche Musikkenner, den die Zerstörung Magdeburgs aus seiner Heimat vertrieben hatte, nach Braunschweig gekommen. Noch während seiner Schuljahre erhielt Gibel einen ehrenvollen Ruf als Cantor nach Stadthagen im Schaumburgischen. Seine Vermögensumstände erlaubten ihm nicht, eine Universität zu beziehen. Ihm blieb daher seine andere Wahl, als die Annahme jener Stelle. Als er sie 1634 antrat, hatte er kaum sein 22. Jahr überschritten. Im J. 1642 folgte er einem Ruf nach Minden, wo er als Subcantor angestellt ward, nach Schiffer's Tode aber dessen Stelle als Cantor und Musikdirector erhielt. Das ihm übertragene Amt verwaltete er 40 Jahre mit tüchtigem Eifer. Er starb 1682 im 70. Lebensjahre.

Von seinen „grundgelehrten Schriften,“ wie sie Matheson in seiner musikalischen Okenpforte nennt, verdienen besonders Erwähnung sein Seminarium Modalitiorae Vocalis, oder Musikalischer Pflanzgarten (Minteln 1658, 2 Abt. 8.). Kurz, jedoch gründlicher Bericht von den Vocibus Musicalibus, darin gehandelt wird von der musikalischen Syllabication, oder (wie man gemeinlich redet) von der Solmisation,

wenn, von wem und zu was Ende dieselbe erfunden ist. Für diejenigen, so mit Unterweisung der Jugend im Singen umgeben, zu wohlmeinender Nachsicht aufgesetzt von Otto Gibelio, Directore Musicor. und Cantore der Schule zu Minden (Bremen 1659. 8.). Pars generalis Introductionis musicae theoreticae didacticae (Bremen 1660. 4.). Propositiones mathematico-musicae, d. i. Musikalische Aufgaben aus der Mathesi demonſtrirt (Minden 1660. 4.). Christliche Harmonien von vier bis fünf Stimmen, theils ohne, theils mit Instrumenten (Hamburg 1671. 4.) u. a. m.) (Heinrich Döring.)

GIBELIN ist der im Munde der Kreuzfahrer corruptirte arabische Name der Stadt Bethgebrim (das heutige Beit Dschibrin), welche, mit dem Bethogabra des Proklosmus identisch, von Robinson (II, 617) durch eine scharfsinnige Vermuthung auch mit Eleutheropolis identificirt wurde, worfür Ködiger (Allgem. Literaturzeit. 1842. Nr. 72) ein historisches Zeugniß beigebracht hat. (Haarbrücker.)

GIBELIN (Esprit Antoine), französischer Maler und Schriftsteller, am 17. Aug. 1739 zu Mir in der Provence (im jetzigen Departement der Bouches du Rhone) geboren, zeigte schon in früher Jugend große Anlagen zur Kunst und widersahm entschieden dem Verlangen seiner Aeltern, welche ihn für den Handel oder die Jurisprudenz bestimmen wollten. Nachdem er seinen ersten Unterricht durch den zu Mir wohnenden Maler Arnulfi, einen Schüler des berühmten Florentiners Benedetto Lutti, erhalten hatte, begab er sich zu seiner weiteren Ausbildung nach Italien, wo er zehn Jahre blieb und emsig die Meisterwerke des Alterthums und unter den neueren hauptsächlich die Rafael's, Giulio Romano's und Polidoro's da Caravaggio studirte, sich aber besonders den Lehteren in der bisher in Frankreich vernachlässigten Frescomalerei zum Muster nahm. Nach seiner Rückkunft aus Italien ließ er sich im J. 1771 zu Paris nieder und erhielt sogleich den Auftrag, die Ecole de Chirurgie (jetzt Ecole de medicine), wozu man eben den Grundstein gelegt hatte, mit Frescobildern zu schmücken. Das vorzüglichste derselben, ein im großen Amphitheater der Schule monochromatisch ausgeführtes Frescobild von bedeutendem Umfange, stellt Ludwig XVI. als Beschützer der Wissenschaften und Aeskulap als Lehrer der Heilkunde dar. In dem Stiegenhause desselben Gebäudes sieht man eine kolossale Figur der Hygieia und in dem Archive die einzelnen Theile der Heilkunde (die Oekologie, die Aegologie u. s. w.) bildlich in sechs lebensgroßen Figuren als fresco dargestellt. Ferner schmücken

- 1) Einen ausführlichen Auszug aus diesem nur 95 Seiten starken Werke, das zu den literarischen Gütern gehört, liefert Richter in f. Musikalichen Bibliothek. J. 2p. S. 16 fg.
- 2) Der vorerwähnte zweite Theil dieses Werkes erſchien nicht aus Mangel an den zu dem Ende der Figuren erforderlichen Mitteln.
- 3) Einige Correc. u. Zusätze, Bibliotheken Mathem. p. 335 seq. Verbeß. u. histor. bignach. Verden der Kunstsch. I. J. 2p. S. 504. Dessen Neues Künstlerlexicon, J. 2p. S. 322 fg. Gafner's Universallexicon der Kunst S. 348.

zwei monochromatische Frescobilder von Gibelin's Hand die Giebelseifer der beiden jüdischen Pavillons der Große militäire, von welcher das erste den Genius der Militärwissenschaften und das andere den Kriegsgott Mars, beide mit ihren Attributen, verknüpft. Großen Beifall fand auch ein während der Revolutionszeit überlindetes Frescobild im Chöre der Capucinerkirche der Ghauffe d'Antin (jetzt Pfarrkirche zum heiligen Ludwiga), welches den predigenden heiligen Franziskus darstellt. Auch finden sich noch in andern öffentlichen Gebäuden und in Privathäusern Frescobilder dieses Meisters, welcher in dieser Gattung der Malerei zu jener Zeit sehr gesucht war. Gibelin malte übrigens auch Bilder in Oel und unter diesen sind besonders zu nennen die Kinderkunst (L'accouchement) und der Abreiß (La saignée) in einem der Säle der medicinischen Schule, von ihm selbst in Kupfer geätzt in Gondon's Description des écoles de chirurgie (Paris 1780. fol.), wo man auch die von Gibelin in der medicinischen Schule aufgeführten Freskomalereien in Kupfer gestochen findet; ferner die mittelalterliche Priesterin (la prêtresse compatissante, in schwarzer Manier gestochen von G. A. Perppart), die eheleiche Zurechtweisung (la correction conjugale) und die Zurechtweisung des Ehemannes (la correction maritale), beide gestochen von E. Valperga, der Vertraß (le chagrin monte en croupe et galope avec lui, gestochen von St. Brisson) u. a. m. Auch die Zeichnungen dieses Meisters werden der neuen und geistreichen Auffassung wegen gesucht und dienen den Sammlungen als Schmuck. Als Maler gehört übrigens Gibelin weder zu den guten Gelehrten, noch zu den correcten Zeichnern, seine Gedanken aber sind originell und edel, die Composition malerisch und dabei herrscht darin jene Grazie, welche den Franzosen gefällt. — Während seines Aufenthaltes in Italien hatte sich Gibelin auch mit andern dem Eifer dem Studium der Kunstwerke des Alterthums hingegeben und durch die fleißige Lectüre der klassischen Autoren ein sicheres Urtheil erworben. Seine schriftstellerischen Arbeiten in diesem Fache wurden deshalb mit Beifall aufgenommen und verdienen immer noch Berücksichtigung. Zu seinen Versuchen über Archäologie und Kunst gehören: Discours sur la nécessité de cultiver les arts d'imitation (Versailles, an VIII. [1800] 4.); Lettre sur les toirs antiques qu'on a démolies à Aix en Provence, et sur les antiquités, qu'elles renfermaient (Aix 1787. 4.); Observations critiques sur un bas-relief antique, conservé dans l'hôtel de ville d'Aix et sur les mosaïques découvertes près des bains de Sextius de la même ville (Marseille 1809. 8.); zwei Mémoires sur la statue antique dénommée le gladiateur de Borghèse (in den Mémoires de l'Institut, Litt. Tom. IV. und in der Décade philosophique, an XII. trim. 2), worin er den Verzeß zu führen sucht, daß wir hier keinen Fechter, sondern einen Ballspieler des Alterthums vor uns haben; Mémoire sur un groupe

de marbre blanc, représentant deux enfans, découvert à Vienne (in der Décade philosophique, an X. trim. 3); Mémoire sur la mosaïque (ebenda, an XII. trim. 1); Projet de rétablissement de peintures dans la salle principale de la maison commune d'Aix (Aix 1792. 8.) und gewissermaßen auch die Abhandlung: De l'origine et de la forme du bonnet de la liberté (Paris, an II. [1794] 8.), worin er beweist, daß die Freieismütze in der Form, wie die französischen Revolutionsmänner sie eingeführt hatten, bei den Alten kein Sinnbild der Freiheit, sondern vielmehr ein Zeichen der Sklaverei war. Von den übrigen Schriften Gibelin's sind noch zu nennen: Tulikan, fils de Gengiskan, ou l'Asie consolée (Paris 1803. [1805.] 8.); Eloge funèbre du général Dugommier (Aix, an III. [1795.] 8.) und Discours prononcé à Aix devant la statue de la liberté. (Aix, an VI. [1798.] 8.) Gibelin starb zu Aix am 23. Dec. 1814. In manchen kunsthistorischen Werken wird er mit dem Maler und Kupferstecher Simon Gibelin von Blois, welcher in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. lebte, verwechselt¹⁾. (Ph. H. Kühb.)

GIBELIN (Jacques), ein Bruder des Vorhergehenden, am 16. Sept. 1744 zu Aix geboren, widmete sich der Arzneiwissenschaft und suchte nach Vervollendung seiner Studien seine Kenntnisse hauptsächlich durch Reisen zu vermehren. In England machte er sich mit der englischen Sprache und Literatur so vertraut, daß er für immer eine große Vorliebe für die in diesem Lande im Fache der Heilkunde und der Naturwissenschaften erscheinenden Meisterwerke befaß und eine Reihe derselben mit Geschick in seine Muttersprache übertrug; besonders zu nennen sind: Priestley's Beobachtungen über die verschiedenen Zustände (1775); desselben Bemerkungen über verschiedene Zweige der Physik (1782); Kirwan's Mineralogie (1785); Swediaur's Beobachtungen über syphilitische Krankheiten (1785) und eine Auswahl der vorzüglichsten zum Fache der Naturwissenschaften gehörenden Aufsätze in den Philosophical transactions unter dem Titel: Abrégé des transactions philosophiques. (Paris 1787 — 1791. 14 Voll. 8.) Aus dem Italienischen übertrug er Fontana's Physikalische und chemische Beobachtungen (1784). Durch einen glücklichen Zufall kam auch das Originalmanuscript der Selbstbiographie des berühmten B. Franklin in seine Hände und er machte sie zuerst in einer französischen Uebersetzung (1791) bekannt. Nach seiner Zurückkunft aus England lebte Gibelin längere Zeit in Paris, hauptsächlich mit den oben erwähnten literarischen Arbeiten beschäftigt. Später zog er sich nach Aix zurück, wo er zum Conservator der öffentlichen Bibliothek dieser

1) Vergl. über diesen und den folgenden Gibelin Biographie universelle. Tom. XVII. p. 315 — 317. Biographie des contemporains. Tom. VIII. p. 129 — 131. Biographie générale. Tom. XX. p. 441. 442. La France littéraire par J. M. Quérard. Tom. III. p. 344. La Littérature française contemporaine par F. Bourquelot. Tom. IV. p. 82.

1) Vergl. G. R. Nagler, Künstlerlexikon. 5. Bd. S. 158.

Stadt und zum beständigen Secretair der gelehrten Gesellschaft dafelbst ernannt wurde. Er starb hier am 4. Febr. 1828. (Ph. H. Kähl.)

GIBELLI (Lorenzo), Kapellmeister an der Bartholomäuskirche zu Bologna, und Mitglied der dortigen philharmonischen Gesellschaft, war einer der jüngsten Schüler des Vaters Martini, und besonders ausgezeichnet als Kirchencomponist. Gesänge ward unter seinen Werken vorzüglich ein Kyrie und Gloria. Er starb 1811 mit dem Rühm: eines gründlich gebildeten talentvollen Meisters *). (Heinrich Döring.)

GIBELLINEN oder GIBELLINEN war der Name einer politischen Partei, welche im späteren Mittelalter in Teutschland und noch mehr in Italien eine große politische Rolle spielte. Der Name ist eigentlich die in italienischer Weise umgewandelte Form des teutschen Namens Weiblingen, der Stammburg Kaiser Konrad's. Er ist auf das Althochteutsche „wibo“ zurückzuführen. Vögel. Pott. Die Personennamen, insbesondere die Familiennamen S. 135 und 171. Dufresne in seinem Wörterbuche der mittelalterlichen Latinität brachte zuerst den Gedanken in Anregung, daß der Name Gibellinen mit dem teutschen Ortsnamen Weiblingen zusammenhänge.

Nachdem lange diese Ansicht als richtig unangesehen gegolten hatte, trat 1816 Götting mit einer Modification derselben hervor: in seiner Schrift „Weiblungen und Gibellinen“ meint er, die Weiblungen, wie: später die Weiblinger seien die kaiserliche Partei in Schwaben gewesen, und abzuweichen seien beide Namen vom alten Schwabenherzog Nebi (um 720), der aus Webi genannt werde. Vögel. dazu Mont, Heldenfrage S. 24. Dann vermuthete sich Alk. Schott (in Schmidt's Allg. Zeitschr. f. Gesch. Bd. 5, S. 317 fg.) als richtiger Ansicht folgende Sätze zu erweisen: a) das Hauptgeschlecht der Gegner der Weifen und vielleicht auch ihre Anhänger trugen zuerst den Namen Weiblinger; b) dieser kommt vom Städtchen Weiblingen bei Stuttgart; c) fur Weiblinger wird später Gibelinge gebräuchlich, zuerst in Teutschland (seit 1140 ?), von da aus in Italien (seit 1250); d) Gibeling ist nicht aus Weiblingen entstanden; e) Gib-ling ist vielmehr die obertheutsche, leider nicht nachweisbare Form für das nordische Giokung, also ursprünglich Name des burgundischen Königsgeeschlechtes in der Weiblungensage; f) Gibeling ist in die Kämpfe des Reiches dadurch heringezoogen, daß man bei den Weifen an die Weiflinge (Amelungen), bei ihren Gegnern, den Weiblingern, an die Gibelinge (Weiblungen) dachte; g) herbeigeführt wurde diese Gedankenverbindung dadurch, daß die Weifen im alten Lande der Weiflinge, ihre Gegner im alten Lande der Gibel-

linge festen Fuß hatten; h) unterstügt wurde sie dadurch, daß Weif an Wöfing, Weiblingen -- zumal in seiner weifischen Form Guebelinga -- an Gibeling anknüpft.

Das Irrthümliche in den angegebenen Sätzen legte dann J. Grimm in derselben Zeitschrift (Vd. 5, S. 453 fg.) dar. Grimm zeigt, daß als Herkunft gar nicht selten die Namen von Hauptorten der Streitenden gebraucht wurden, und weist somit das Hauptbedeuten gegen die Richtigkeit der Angabe Otto's von Freisingen aus verfeßt zurück *).

Noch wahrscheinlicher, als die Vermuthungen der oben genannten teutschen Gelehrten, waren die Herleitungen des Namens, welche die Italiener versuchten, indem z. B. Dandolo, Blendus und Platine 2 adelige Brüder in Fuesien -- Gibellinus und Gueffus -- annehmen, und die Descriptio victorie Caroli I. super Manfredum bei Duchesne, Script. V, 829 Gibellini für Gibbiseri ansetzt. Dem Richtigsten näherten sich hier Malecchini, welcher diesen Parteinamen auf ein in Teutschland gelegenes Schloß zurückführt; ebenso erzählt Bartholus Saxoferratus in seinem Tractatus de Gueffis et Gibellinis, daß die Verwandten des vom Papste Alexander III. in den Bonn erklärten Kaisers Friedrich I. in Teutschland sich „domini de Gebello“ genannt hätten, und daß demnach dieser Kaiser aus einer gens Gebella oder Gibella herstamme. Hiernach steht nun fest, daß die Hohenstauffische Burg Weiblingen, deren Name von der Hohenstauffischen Partei in Teutschland den Weifen gegenüber als Feindesgeißel benutzt ward, auch dem italienischen Parteinamen der Gibellinen seine Entstehung gab. Unter den drei Orten dieses Namens (1) einem Weiler am Roder, nahe bei Nalen; 2) einem Städtchen an der Rens, etwa 2 Stunden von Stuttgart; 3) einem Orte in der Pfalz) bezeichnen die neueren Geschichtsschreiber das zweite als das hier in Betracht kommende: vergl. Estlin, Würtemb.rg. Gesch. I, 42 u. f. w.; Dange, Regest. Bad. II; und besonders Perz in den Monum. (Script. V, 109), welcher in einer Anmerkung zur Chronik des Herimannus Augiensis das Weiblingen im Rensbale „illustre sedem Hohenstauforum duem Sueviae et Gibellinorum

2) Otto von Freisingen (De gestis Fridrici II, 2):

„Dux in Romano orbe apud Gallias Germanice sine famasae familie hactenus fure et Henricorum de Guebelinga, alio Guefforum de Altdorff.“ Das ist zwischen 1150—1160 geschrieben. — Der erste teutsche König, der einen Weifen bekämpfte, war Konrad II. (1024—1039), der in den freiburger Erbschaftsurkunden zum Jahre 1024 bei Uratis, 2, 53 „Conradus de Guebelingen“ und im Chron. Laurensian. „Conradus, quem dicunt de Weibelingen“ heißt. Nach Godefrid. Viterb. Pantheon (bei Muratori, Scripores, 7, 440) war Kaiser Konrad aus einem Orte Weiblingen, von wo ein Königsgeeschlecht stamme:

„Dux erat ex villa, quam rite vocant Guebelingam;

Incalta nobilitas regum generator ab illa!“

Chron. Ursperg. p. 216: „(Friedricus I.) gloriabatur, se de stirpe Weiblingensium progenitum fuisse, quos constat de duplici regia prosapia processisse, videlicet Clodoveorum et Carolorum.“ Nach Otto Freising. VI, 28 stammte Konrad II. mütterlicherseits von den Weirwingen und seine Gattin Gisela von den Karolingern.

*) Siehe Gerber's Hystor.-biograph. Lexicon der Zeitkünstler. I. Th. S. 506 (wo sein Name fälschlich Gibello geschrieben wird). Dessen Neues Konfliktlerlexicon. 2. Th. S. 324. Gassner's Universallexicon der Zeitkünstler S. 348.

1) Summa de Gueffis: „Ego credo, quod sub Henrico Superbo, Gueffone, ejus fratre, et Fridrico duce haec nomina perniciolosissime sectantes Guefforum et Gibellinorum locuta sunt.“ Herz, Monum. Gueff. p. 129. Hiernach wären also diese Parteinamen um 1140 entstanden.

u. Gassner. v. W. u. A. Rte. Edition. LXVI.

origine“ nennt. Lange aber bediente man sich in Teutschland des von Weiblingen entnommenen Parteinamens der Hohenstaufen, ehe derselbe in Italien Eingang fand, und während Teutschland durch die Hohenstaufisch-welfischen Kämpfe zerrissen und verwüstet ward, verfolgten und bekämpften einander auch im oberen Italien Einzelne und Parteien. Es läßt sich auch nicht verkennen, daß jene teutschen Kämpfe mit den oberitalienischen zusammenhängen und großen Einfluß auf dieselben üben, ja daß dadurch sogar die Parteilstellung zum Theil bedingt wurde: denn einzelne italienische Große wurden durch die Hohenstaufischen Kaiser geführt und begünstigt, und einzelne Städte oder eine der in denselben streitenden Parteien nahmen aus irgend welchen Gründen für jene Kaiser Partei, und diese Alle gewannen an Macht, indem sie als ansehendere oder wirkliche Vorsteher für kaiserliche Interessen meist auch gegenseitig für einander einstanden. Einen solchen Geumbarakter darf man wol der Gesamtpartei zuschreiben, für welche in Italien seit den ersten Jahren des 13. Jahrhunderts der Name „Gibellinen“ aufkam³⁾. Mehr negativer Natur war die Stellung ihrer Gegenpartei, der Guelphen, als deren Grundrichtung man den Kampf gegen die Hohenstaufisch-teutsche Herrschaft in Italien hinstellen darf. Bei diesem Kampfe stützten sie sich vorzugsweise auf die den Hohenstaufen feindsändigen Kirchenfürsten, und ließen den Namen der teutschen Hauptgegner ihrer Feinde auf sich übertragen. Vergl. *Dandolo* p. 344. Chron. Astense p. 17: partes duae, quarum una vocatur pars ecclesiarum, altera vero pars imperii; modo vero una Guelpha, altera Gibellina. Jacob Zwinger von Königsbosen sagt in seiner Chronik zum Jahre 1312: „Die heissen Gesse in Welfchen Landen, die es mit dem Botsche halten wider den Keiser; so sint das Gibelinge, die mit einem Keiser sint wider den Botsche“⁴⁾. Ganz klar und ungetrübte trat diese Parteilstellung freilich meist nicht hervor: nicht selten wirkten anderweitige Einflüsse oder politische Bestrebungen anderer Art darauf ein; in sehr vielen Fällen auch mag Mancher sich einer dieser Hauptparteien angeschlossen haben, nur weil er seinen persönlichen Feind in den Reichen der andern erblickte. Wundern kann es aber daher nicht, wenn Parteinamen, welche von vorn herein auf Italien nur in bedingter Weise paßten, in dem trüben Gewirr persönlicher Leidenschaften und politischen Kämpfe — deren Zerkend durch den Drang des Augenblicks wiederholt Modifikationen erlitt — den Italienern selbst in ihrer Bedeutung und Entstehung unklar und räthselhaft wurden. Mit Recht mochte Papp Gregor X. im Jahre 1273 sagen: „Guelphas aut Gibellinus, nomina ne illis quidem, qui illa profe-

rust, nota; inane nomen, quod, quid significet, nemo intelligit.“ Cf. *Maratori*, Script. rer. Ital. XI. 178. Um übrigens den Charakter der gibellinischen Partei von einer nahe liegenden, aber irrigen Auffassung zu bewahren, ist noch darauf hinzuweisen, daß man ihnen die Guelphen nicht geradezu als die Vorsteher der nationalen Unabhängigkeit Italiens entgegensetzen darf, wie das in einem Aufsatze über die politischen Parteien Italiens seit dem 12. Jahrhundert (in *Buchholz's* neuer Monatsschrift für Teutschland 1820. Dec. S. 438 fg.) geschieht. Die Italiener in ihrer großen Mehrzahl konnten nicht anders, als mit Aneignung auf die teutschen Eindringlinge blicken, welche ihnen meist an Bildung nachstehen und andererseits jeden ruhigen Lebensgenuss gefährdeten. Aber noch war die Idee eines weltlichen Oberhauptes der Christenheit, dem auch sie sich also zu beugen hätten, nicht ganz bei ihnen erloschen. Nicht alle, die sich zur kaiserlichen Partei hielten, verfolgten selbstsüchtige Absichten, nicht alle waren so furchtlos gesinnt, daß sie nicht die nationale Unabhängigkeit der teutschen Oberherrschaft vorgezogen hätten, nicht alle handelten, äußeren Einflüssen folgend, ohne klar Einsicht und innere Ueberzeugung. Dante, der in seiner göttlichen Comödie die Greuelthaten der Gibellinen nicht mit mehr Schonung beurtheilt, als die der Guelphen, führt im Ganzen die Verderbtheit seiner Zeit auf die Abwesenheit der bänigenden Hand des Kaisertums zurück. Darum tadelt er an der Kirche alle Sünden, die aus ihrem Kampfe gegen das Kaiserthum floßen, und zeugt sie in Haupt und Gliedern einer Entartung, für die er nur in der Wiederherstellung des Kaisertums eine Heilung erkennt. Vergl. *Begle*, Dante's Leben und Werke S. 400 fg. Wie er also das Kaiserthum als einheitliche höchste weltliche Macht der Christenheit aufrecht erhalten zu sehen wünschte, so mögen in Italien zu seiner Zeit noch viele gedacht haben; und an einen Kern von Männern, welche diese vorwiegend ideale politische Richtung verfolgten, schlossen sich dann leicht zahlreiche Andere, die aus weniger reinen Beweggründen äußerlich dieselbe Politik annahmen. Dieser innere Unterschied der gibellinischen Parteilassen ist übrigens Dante nicht entgangen, indem er es im *Parad.* VI. 100 für gleich großen Frevel erklärt, es als Guelph gegen den kaiserlich-n Adler mit den französischen Lilien zu halten, oder als Gibelline unter dem Habsburgschilde des kaiserlichen Interesses nur das eigene zu verfolgen. Vergl. *Begle* a. a. D.

Treffend sagt Bachsmuth (*Gesch. der polit. Parteilungen* 2. Bd. S. 183), man könne im Allgemeinen in dem damaligen politischen Parteilreiben Italiens, besonders Oberitaliens, zwei Systeme unterscheiden: eine Bewegungspartei, die zugleich als gegenkaiserliche erscheint, und eine conservative, welche in der Fortdauer des teutschen Uebergewichts eine Stütze ihrer Sonderinteressen erblickte. Im Streben nach Schwächung des kaiserlichen Ansehens fanden die Päpste Unterstützung bei mehreren lombardischen Städten, unter denen Mailand die hervorragendste Stelle einnimmt. An die beiden

3) Vergl. *Maratori*, De origine et progressu in Italia Gibellinae et Guelphae factionum — in *essen Antiquit.* IV. 606.

4) Daß dabei aber eigentlich religiöse Zerkendungen beiderseits nicht in Spiel waren, beweisen Versicherung des Cardinals Baldoni (— „er sei bereit, seine weltliche Seele zu opfern, wenn er eine blets““) u. A., wie man sie von Gliedern beider Parteien selbst.

großen Gegensatz Kaiserthum und Papstthum schlossen sich mehr oder weniger offen Parteistellter der verschiedensten Art an. Handelsleid, Freiheitskriegen und politischen Ehrgeiz führte die kleinen Staaten und Städte Oberitaliens wiederholt zum Abschlusse von Bündnissen, welche gern ihr besonderes Streben demäntelten, indem sie den allbekannten Gegensatz sich einordneten. So verbündeten sich beispielsweise als kaiserliche Partei 1191 und 1194 Pavia, Cremona, Como, Lebi, Bergamo, Montserrat, denen gegenüber 1195 Mailand, Brescia, Piacenza, Verona, Padua u. a. Städte einen Bund schlossen. Als aber 1197 Kaiser Heinrich VI. gestorben war und 2 Thronbewerber um den Thron stritten, erklärte sich Mailand mit seinen Bundesgenossen zu Gunsten Otto's IV., für den auch der Papst Partei nahm. Verfeindet waren Cremona gegen Piacenza, Verona und Bienna gegen Padua und Treviso, Pisa und Florenz gegen Siena und Lucca, Ravenna gegen Genua. Der nationale Kampf gegen den deutschen Oberherrn fand seine Stütze vorzugsweise in dem kräftig emporstrebenden städtischen Bürgerstande, der aber, indem er dem Adel die hergebrachten Vorrechte ansah, diesen zum Theil aus die Seite des Kaisers drängte. Persönliche Feindschaften (neben den politischen Rücksichten) wirkten dann wieder dahin, daß die Spaltungen noch mannichfaltiger und unklarer wurden. So fand eine vorübergehende Verschöbierung der Parteigruppierung statt, als Papst Innocenz veranlaßt wurde, im Interesse des Papstthums und zugleich des jungen Hohenstauffischen Friedrich II., dessen Vormund er war, gegen Otto IV. aufzutreten. Während nun in Teutschland die Hohenstaufen in Teutschland den Kampf gegen die Belfen einem siegreichen Ende entgegenführten, dauerten die Spaltungen und Partikampfe in Italien mit größter Erbitterung fort. Hier veranlaßte der heißblütige Charakter der Italiener gegenseitige Verfeindungen, welche oft nicht einmal auf politischer Grundlage beruhten, aber dann doch lange fortbauerten, und auf die Parteilustung einwirkten. Wenn ferner in Italien in dieser Zeit der ritterliche Adel schon meist in den Städten wohnte, und nicht mehr, wie der teutsche, in seinen besondern Burgen, so hatte er mit diesem doch die Kampflust gemein, welche berechtigter Ursachen nicht bedurfte, um blutige Kämpfe entstehen zu lassen. Kaum irgend eine Stadt gab es, welche nicht entweder in ihren äußern Kämpfe des Adels unter sich oder gegen die Bürger sah, oder außerhalb derselben Angriffe des zeitweilig vertriebenen Adels erfuhr. Zu den häufig aus geringfügiger Ursache entstandenen Zwistigkeiten des Adels, zu dem nationalen Kampfe der Italiener gegen die Teutschen, zu den Vermählungen der oberitalischen kleinen Staaten die kaiserliche Oberherrschaft auf ein Minimum herabzudrücken, kam endlich auch das mächtige Freiheitsstreben der Bürgerschaften vieler Städte, welche in verschiedenem Grade die Aristokratien in Demonstration zu verwandeln suchten. Fast man das allen Gesagte zusammen, so ergab sich, daß an hier Dritten, wo Parteien einander gerüßet und kampfgeneigt entgegentraten,

verschiedenartige Ursachen die Parteisonderung bewirkten, und daß mehr die Beziehungen, als die Beweggründe und das wahre Wesen dieser Parteien einheitlich oder gar identisch waren. Jeder Ort hatte seine besondere Parteilungsgeschichte, und innerhalb dieser Vielheit können einzelne Gruppen hervorgehoben werden, da mancher von ihnen anderen scharf gegenüberstand und einander gegenseitig bedingten. Vergl. Bachsmuth, Gesch. der polit. Parteilungen. 2. Bd. S. 200 ff. Hier wird wol treffend das Aufkommen der Namen der Guelphen und Gibellinen in Italien auf den Anfang des 13. Jahrh. verlegt, wo die Anhänger der beiden Kaiser Philipp (des Hainblichen oder Hohenstaufen) und Otto IV. (des Belfen) sich Gibellinen und Guelphen nannten; seit dem Unterliegen Otto's theilten die Gegner der Hohenstaufen den Namen Guelphen bei, und in diesem Gegensatz trafen sie meist mit den Päpsten zusammen; an diesen Kern der Parteilung schlossen sich dann von allen Seiten Antipathien und Antagonismen der verschiedensten Art. Kaum aber wurden diese streitenden Parteien unter den angegebenen Namen zusammengefaßt, als eine örtliche oder theilweise Ausschöbierung bedeutend erschwert wurde und das Aufkommen äußerlicher Zeichen der Trennung immer schroffer gestaltete. Die Parteien jeder Stadt fanden nun bei den verwandten Parteien anderer Städte thätigste Unterstützung. So erblickte wie eine fortwährende Feinde im Innern der meisten Städte und gegenseitige Angriffe derselben auf einander. Eine neue Schärfung und (so zu sagen) Erklärung erhielten die Parteien, als 1220 Kaiser Friedrich II. in Italien erschien; besonders als er 1226 in der Lombardi Anhalten traf, seine Herrschaftsberechte wieder fester zu begründen, traten die Parteien gerüßet einander entgegen. In den meisten Städten hing aber nicht die gesammte Einwohnerschaft einer und derselben Partei an, sondern der Adel fand meist eine Stütze, indem er der gibellinisch-kaiserlichen Partei sich anschloß; die Bürgerschaften, in ihrem Freiheitsstreben durch den Kaiser bedroht, nahmen größtentheils für die Guelphen Partei. Er nachdem also aus eigener Kraft oder mit auswärtiger Hilfe — oft nur vorübergehend — eine oder die andere Partei in einer Stadt die Oberhand gewann, wechselte auch der Parteilandpunkt derselben im allgemeinen Kampfe, z. B. Ferrara, Genua u. a. Als Gibellinen schlossen sich 1226 dem Kaiser an: Pavia, Cremona, Parma, Modena, Reggio, Pisa, Siena, Arezzo, Viterbo, Ravenna, Forli, Rimini, die Colonna und Frangipani mit einem Theile von Rom und die Brüder Gagliano und Alberico da Romano in der trevisanischen Mark. Zum Nachtheile der Gibellinen fielen im Ganzen die Kämpfe der Jahre 1226—1230 aus, wo Friedrich II., durch den päpstlichen Bann genöthigt, auf einen Kreuzzuge seine Macht zerstückte. Trotz der Ausschöbierung zwischen dem Kaiser und Papste 1230 dauerten dann die Uebergriffe der unter guelphischem Banner kämpfenden Bürgerschaften mehrer Städte fort, und reizten den Kaiser wiederholt auf das Empfindlichste. Der Kaiser kam 1236 von Neuem nach Italien und rief

die Gibellinen zu den Waffen. Eine hervorragende Stellung unter den Letzteren nahmen bei dieser Gelegenheit Ezzelino und Alberico da Romano, denen vor allen Azzo von Este als Guelphenführer entgegentrat. Letzterer suchten der Kaiser und die Gibellinen manche Vortheile, da ein Hauptgegner durch die ausländischen Römer zu sehr beschäftigt war, um an diesem Kampfe wesentlichen Antheil zu nehmen: Vercenza ward erobert und das Heer des lombardischen (guelphischen) Bundes bei Gertrudova geschlagen (1237). Eine Schwächung erlitt die gibellinische Partei wieder erst 1239, als Gregor IX. den Kaiser aus Gründen, welche diesem Parteistricke ganz fern lagen, nochmals in den Bann erklärte. Wenn auch im Ganzen nicht viele Gibellinen deswegen den Kaiser verließen, so erlitt er doch dadurch wichtige Verluste. So trat Alberico da Romano zu den Guelphen über, bemächtigte sich zugleich der Stadt Treviso und gab bald darauf den Ausschlag zum Siege der Guelphen in Ferrara u. s. w. Die Parteifeindschaften steigerten sich durch Siege und Niederlagen, durch vielfach erlittene Unbill, durch gegenseitige Grausamkeit im weiteren Verlaufe des Kampfes zu fanatischem Haß, Mordgier und trübseliger Lust an den Todesqualen der politischen Gegner. Dabei waren aber Vortheile geistiger Natur auf Seiten der Guelphen, die ihnen durch die weit verzweigten und reichen Hilfsmittel der Kirche zu Gute kamen, und denen die Gibellinen etwas Gleiches nicht entgegensetzen konnten. Die Ordensmänner, die Mönche verschiedener Art, von den Päpsten aufgeschaltet, konnten viel thun und thaten viel, um dem Kaiser und seinen gibellinischen Anhängern in der öffentlichen Meinung zu schaden und ihnen in der Masse des Volkes aller Orten Gegner zu erwecken. Besonders trat die erfolgreiche Wirksamkeit kirchlichen Einflusses in dieser Richtung hervor, als Innocenz IV., der als Cardinal Jacopo Anhänger des Kaisers gewesen war, den päpstlichen Stuhl bestieg, und nun auf die feindseligste Art denselben entgegentrat. Er erklärte 1245 den Kaiser in den Bann und sprach seine Absetzung aus: zugleich bewirkte er in Deutschland die Wahl eines Guelphkaisers, und in Italien war es seinem Einflusse zuzuschreiben, daß nicht nur mächtige Gibellinenfamilien sich vom Kaiser abwandten, sondern auch daß in mehreren Städten in Folge des Umschwunges der öffentlichen Meinung die Gibellinherrschaft gestürzt ward. Vergl. Kaurer, Hohenhausen IV. S. 43. So gingen die Städte Viterbo, Vercelli, Alessandria, der Markgraf von Monterrat u. a. von der gibellinischen zur guelfischen Partei über. Friedrich, von Deutschland her sehr wenig unterstützt, konnte seine Anhänger (für ihn traten auf Bergamo, Cremona, Modena, Lodi, Parma, Pavia, Pisa, Reggio u. a.) nicht überall schlagen. Ein schwerer Schlag für ihn war es, daß 1247 Guelphen sich der Stadt Parma bemächtigten, und sich in ihrem Besitze gegen das kaiserliche Heer ereigneten. Ein neues Unglück für die Gibellinenspartei war die Niederlage des kaiserlich-gibellinischen Heeres unter Enzo bei Fossalta (1249). Noch mehr verloren die Gibellinen ihre Stützpunkte, als nach dem Tode Friedrich's II. die

Hohenstauffische Macht ihrer Auflösung schnell entgegenging. Nun verlor die Bezeichnung „Gibellinen“ allmählig die Bedeutung einer kaiserlichen Partei: nur die Trümmer derselben setzten in eigenem Interesse den Kampf gegen die einmal gefaßten Gegner fort. Als der mächtigste unter den Gibellinen stand nun Ezzelino in Treviso, Padua, Vicenza, Verona u. s. w. Da. Seit 1252 trat aber ein ihm feindlicher Bund zusammen, an dessen Spitze der Papst und Venedig traten. Die Feindseligkeiten fanden eine Entscheidung, indem Ezzelino bei Cassano 1259 besiegt wurde und im Gefängnisse starb. Leo II. p. 379. Die furchtbaren Grausamkeiten, welche die Sieger sich zu Schulden kommen ließen, führten bald zu einer neuen Schilderhebung der Gibellinen, deren Leitung Manfred, Sohn Friedrich's II., von Unteritalien aus übernahm. Er fand vielfache Unterstützung und erliefte um so wichtigere Erfolge, da in den Reihen der Guelphen Verräther fanden. So war im Jahre 1260 der große Sieg der Gibellinen bei Montaperti und die darauf folgende Eroberung von Florenz nicht bloß der tapfern Waffenführung der Gibellinen von Siena u. s. w., sondern zugleich den Verrath der Guelphen Baron degli Alberti gegen seine Parteigenossen zuzuschreiben. Nur mit Mühe hintertrieb Farinata degli Uberti die Zerstörung von Florenz. Vielleicht war es dieser größten Mäßigung der damaligen Gibellinensführer zuzuschreiben, daß ihre Partei fast überall, selbst in Hauptorten des Guelphenthums Mailand und Rom, den Sieg davon trug. Unterdeß aber hatte der Papst Karl von Anjou veranlaßt, mit einem französischen Heere in Italien einzurücken und sich der sicilischen Krone zu bemächtigen. Die Guelphen leisteten ihm auf Mahnung des Papstes hilfreiche Hand, und selbst unter den Gibellinen erklärten sich Einige für ihn. Umsonst suchte Pelavicini, der Führer der lombardischen Gibellinen, ihn am Vorrücken nach Rom und Neapel zu hindern: Verrath in den Reihen seines Heeres (namentlich des Bolo von Doaria) hinderte einen erfolgreichen Widerstand. Besonders seit der Niederlage Manfred's bei Benevento im Jahre 1266 erhoben sich die Guelphen wieder mit Macht und erliefen von Neuem das Ueberragende über die Gibellinen in den meisten Städten Oberitaliens. Nur Pelavicini und Mastino della Scala in Verona, vereint mit den Städten Pistoja, Pavia und Siena, setzten den Kampf noch fort. Auf ihre Einladung hin kam der letzte männliche Hohenstauffe Konradin nach Italien; aber die unglückliche Schlacht bei Tagliacozzo verurtheilte alle ihre Bemühungen, welche bald darauf nach der Hinrichtung Konradin's als nun zwecklos aufgegeben werden mußten. In Hohenhausen (Wäiblingen) konnten von da an die Gibellinen in ihren ferneren Kämpfen nicht mehr denken, und wenn schon vorher die Gibellinen im Ganzen mehr ihren Parteifeindschaften und Feindschaften Raum gedenken, als wirklich für die wäiblingischen Hohenstauffen gesonnen hatten, so geschah das seitdem in noch höherem Grade. Der Papst, von seinem Hauptgegner befreit, konnte darauf denken, dem blutigen und zerstörungslustigen Ge-

wirte der Parteien in Italien ein Ende zu machen und durch vernünftige Vorstellungen den Frieden herzustellen. In diesem Sinne sagte Papst Gregor X. im Jahre 1273: „Guelfus aut Gibellinus, nomina ne illis quidem, qui illa proferunt, nota; iane nomen etc.“ Der Name Gibellinen war wirklich damals ein Name ohne noch geltenden Sinn geworden. Dennoch aber erlitten sich Parteien unter den hergebrachten Namen und mit vererbtem blutigem Hass. Während die Gibellinen vergeblich eine Stütze in den teutschen Kaisern der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. suchten, setzten fast überall die Guelfen unter französischen und päpstlichem Schutze. Vergl. Wachsmuth, Gesch. der polit. Parteien II, 217 fg. Neue Hoffnung knüpfte sich bei den Gibellinen an die Kaiserwahl Heinrich's VII. Italien und insbesondere die Päpste hatten unter dem französischen Drucke längere Zeit gelitten, und deshalb fand der Kaiser in großen Kreisen eine durch Hoffnungen belebte und günstige Stimmung. Viele (z. B. Dante) waren des Parteistrebens und der damit zusammenhängenden Verbrechen und Gewaltthatigkeiten müde, und hofften geordnete Zustände durch die weltliche Gewalt des Kaisers hergestellt zu sehen. Von den besten Absichten und Hoffnungen erfüllt unternahm Heinrich 1310 seinen Zug nach Oberitalien. Als Friedensstifter beschäftigte er aufzutreten, beiden Parteien gerecht zu sein und sie auszuheilen und die zahlreichen Verbannten in ihre Heimath zurückzuführen. Vergl. z. B. das Friedensdocument zwischen den Gibellinen und Guelfen in Mailand vom Jahre 1310 bei Muratori a. a. D. IV, 631 fg. An vielen Orten kamen solche Aussegnungen zu Stande: doch waren dieselben nicht ehrlich gemeint und darum nicht von Dauer. Die Guelfen sahen bald, wie geringe Macht dem Kaiser von Teutschland her gefolgt war oder in Aussicht stand und rüsteten sich insgeheim zum Kampfe. Die italienischen Gibellinen bildeten den Haupttheil des kaiserlichen Heeres, und mit ihrer Hilfe gelang es Heinrich Anfangs, den hier und da auftauchenden Widerstand gegen seine Anordnungen zu brechen. Nur mit Hilfe der Gibellinen unterwarf er Cremona und Brescia nach langer Belagerung. Unmittelbaren Nachtheil brachte es daher der Partei auch nicht, daß schon 1313 Heinrich VII. starb, ohne eigentlich Wesentliches erreicht zu haben. In Oberitalien hatten die Gibellinen unter Castruccio Castracani und andern bewährten Führern wichtige Vortheile erkämpft und setzten auch 1315 entscheidend über die Guelfen bei Montecatini. Erst Johann XXII., Papst seit 1316, fing an, dem Kampfe eine andere Wendung zu geben. Von Frankreich unterstützt rief Johann den Gibellinen mächtige Gegner nach, drängte sie allmählig an vielen Orten aus ihrer günstigen Stellung und war somit die Ursache, daß die Letzteren dem Kaiser Ludwig zu einem Zuge nach Italien einluden. In geringem Maße durch teutsche Truppen gestärkt, hauptsächlich auf die in selbstthätiger Abicht ihm zuwachsenden italienischen Gibellinen sich verlassend, ging Ludwig 1327 nach Italien. Nur durch sie gelang es ihm, die Kaiserkrönung in Rom, trotz des päpstlichen Bannes, zu er-

zwingen*). Auffallend ist nun der schnelle Umschwung, welchen die öffentliche Stimmung in Rom und andern italienischen Städten binnen weniger Monate zu Ungunsten Ludwig's erfuhr. Wahrscheinlich bewogte der Kaiser die ohne Zweifel großen Ansprüche nicht, welche die Gibellinen wegen ihrer Leistungen geltend machten. Als im Jahre 1328 Castruccio starb, verlor der Kaiser sogar bei dieser Partei bald sein Ansehen in dem Grade, daß er, auch von ihr misachtet und verlassen, nach Teutschland 1330 zurückkehrte. Aber auch jetzt dauerte der Parteiname der Gibellinen den Versuch, in Italien das Kaiserthum in seiner alten Macht und Herrlichkeit herzustellen. Das wirkliche Wesen der Parteien, welche als Gibellinen und Guelfen sich so lange bekämpft hatten, war nun dahingeschwunden, und nur die Namen blieben übrig und wurden auf Parteien übertragen, deren Streitigkeiten ganz abweichender Art waren. Die vorhandenen Parteien, mochten sie streiten, um was sie wollten, bedienten sich dieser Namen, weil die Anwendung der althergebrachten Bezeichnungen ein lebhafteres Interesse am Besitzen und an den Interessen der Partei und ihrer Genossen wach erzielte. Diese Kämpfe ermanzelten aber des gleichartigen Charakters, und waren mehr örtlicher Natur. Von diesen örtlichen Kämpfen aber soll in dem Artikel Guelfen die Rede sein. Im 14. Jahrhundert kommt daher der Parteiname der Gibellinen bei verschiedenen Gelegenheiten noch vor und kam langsam außer Gebrauch, nachdem er in Florenz und an andern Orten fast gleichbedeutend mit „Adelspartei“ geworden war. So ging 1347 in Florenz der Vorschlag durch, daß Jeder als Gibelline betrachtet werden solle, der entweder selbst oder dessen Familiengewissen seit 1300 der Gemeinde als Rebell entgegengetreten sei u. s. w. Damit ist aber auch ersichtlich, daß der Parteistandpunkt ein ganz anderer geworden war. Allmählig ward man sich des uralten Standpunktes, des Gegensatzes zwischen Aristokratie und Demokratie bewußter, sodaß endlich der Gibellinenname fastener gebraucht ward und in Vergessenheit kam. Vergl. übrigens Wachsmuth a. a. D. II, 196 fg. Kaumer, Höhenlaufen. Leo, Gesch. von Italien 2. und 3. Bd. Barthold, Der Kormergzug Heinrich's VII. I. B. u. s. w. (Dr. H. Brandes.)

GIBEON (Hügelstadt) ist ein alter berühmter Ort im alten Testamente. Es wird Jos. 9, 17 und 10, 2 von ihr gesagt, daß sie eine große Stadt wie eine von

5) Ruffatus (bei Bochner, Fontes I, 179) sagt zum Jahre 1338: „Die Christenheit war in zwei Hälften gespalten, und nur selten fügte es sich, namentlich in unserm Italien, daß man zusammen trat, der von der Theilnahme an einer der beiden Parteien rein gebildet war, der sogenannten gibelinischen und der geistlichen. Denn seit A. Friedrich's II. Zeit haben diese beiden untereinander Feindschaft oder vielmehr unheilvolle Spaltungen, durch welche Italien in steter Unruhe gehalten wird, gekümdet und gewuchert. So verabschiedeten in ihrem Wahne und Hass fast Alle, bei denen Name und Bekennung der Geisen galt, den Kaiser Ludwig von Baiern und seine Handlungen, wegen sie dem kaiserlichen Johann Deo spendet n: die Gibelinge aber stemmten sich hiergegen mit Worten und sonst durch jedes mögliche Mittel.“

den Königshäusern war und zu ihrem Gebiete ursprünglich die Städte Beeroth, Gappira und Kirioth-Jearim gehörten. Die Gibeoniten werden noch 2 Sam. 21, 2 als Amoriter bezeichnet (Jos. 11, 19 als Heviter, welchen Widerspruch Egenius ad 2 Es. 1. l. nach der LXX durch Emendation in *Amor*, Gesenius im Thes. s. v. dadurch beseitigen will, daß Amoriter als allgemeiner Stammname die Heviter in sich faßte). Die Gibeoniten werden ferner als die einzigen Einwohner Palästina's genannt (Jos. 11, 19), welche sich bei der Eroberung durch Josua friedlich an die Israeliten ergaben, und zwar indem sie sich einer List bedienten (Jos. 9), welche ihnen das Leben erthielt, aber als Motiv dafür angegeben wird, daß sie später Holzhauer und Wasserträger für die ganze Gemeinde wurden. Um dieser Unterwerfung willen überzogen dann die fünf Könige von Jerusalein, Hebron, Jarmuth, Lachis und Gargon dieselben mit Krieg, wurden aber von Josua, der auf den Hilferuf von Gilgal herbeikommt, in der großen Schlacht geschlagen, von welcher es Jos. 10, 12 heißt: Damals redete Josua zu Jehovah des Tages, da Jehovah die Amoriter preis gab vor den Söhnen Israel's und sprach vor den Augen Israel's: Sonne zu Gibeon stehe stille und Mond im Abale Hälson. — Später fiel der Ort dem Loofe Benjamin zu (Jos. 18, 25), wurde dann aber den Leviten zugetheilt (Jos. 21, 17). Ein Blutbad, welches Saul unter den Gibeoniten angerichtet hatte und von dessen Ursache die heilige Schrift Nichts meldet, wurde später unter David durch den Tod von sieben seiner Nachkommen auf blutiger Weise gesühnt (2 Sam. 21, 2 fg.). In der Nähe Gibeon's bei einem Teiche, den Jerem. 41, 12 gleichfalls zu meinen scheint, fiel die entscheidende Schlacht zwischen David's und Achiseth's Heere vor, welche mit der Niederlage und Flucht Achiseth's und dem Tode Achiseth's endigte (2 Sam. 2, 12—32). Bei dem großen Steine, welcher zu Gibeon ist, wurde auch der Rest David's, Amasa, verrätherischer Weise von Joab ermordet (2 Sam. 20, 8—11). Die Höhe von Gibeon war unter David und während der ersten Regierungsjahre Salomo's ein vorzüglicher Ort der Anbetung, wo die Stifthsstätte viele Jahre aufgestellt war (1 Kön. 3, 4, 5; 9, 2; 1 Chron. 16, 39; 21, 29; 2 Chron. 1, 3, 13). Der Chronist (1 Chron. 14, 16, vergl. mit 2 Sam. 5, 25) scheint Gibeon mit dem benachbarten Geba verwechselt zu haben. Die LXX und Josephus nennen die Stadt *Iaphar* und *Iapha*, und der Letztere gibt Jerusalein 7, 11, 7 die Entfernung derselben von Jerusaleim auf 40, Jüd. Krieg 2, 19, 1 auf 30 Stadien an, während Eusebius die Stadt 4 römische Meilen westlich von Bethel setzt. (Der, wie es scheint, verdorbene Text des Hieronymus im entsprechenden Artikel hat die gleiche Entfernung nach Oken.) Nachdem von Neuereu Periode bereits das heutige Dorf El-Dschib *) für das alte Gibeon gehalten, hat Robinsen (II, 354)

die Identität beider Orte außer allen Zweifel gestellt, wiewol das Fortfallen des sonst sehr selten hebräischen 'Ain beim Uebergange ins Arabische sehr selten ist. Dieser Reisende beschreibt die Lage von El-Dschib also: In der schönen Ebene, welche südlich von dem hohen Rücken von Ribi Samoil begrenzt wird, von dem Fuße dieses durch einen schmalen fruchtbaren Landtrich getrennt, sieht man den verringelten länglichen Berg oder Rücken, an welchem El-Dschib gelegen ist. Er besteht aus horizontalen Lagen von Kalksteinsellen, die fast regelmäßige Stufen bilden, während er aus der Ebene emporsteigt; dabei ist er an einigen Theilen steil und schwer zugänglich und geeignet, allenthalben sehr stark besetzt zu werden. Man kann sagen, daß der Berg mitten in einem Becken liegt, welches aus breiten Thälern oder Ebenen besteht, die angebaut und voll Korn, Weingärten, Olivenpflanzungen und Feigenbäumen sind. Auf dem Gipfel dieses Berges liegt das Dorf El-Dschib von mäßiger Größe. Die Häuser stehen sehr unregelmäßig und uneben, zuweilen fast eins über dem andern. Es scheinen hauptsächlich Wohnstellen in alten massiven Ruinen zu sein, welche in jeglicher Richtung herabgefallen sind. Ein großes massives Gebäude ist noch zu sehen, vielleicht ein vormaliges Castell oder besetzter Thurm. Die unteren Räume sind gewölbt, mit runden Bögen von gehauenen, mit Sorgfalt an einander gefügten Steinen. Die Steine sind nach Außen groß und das Ganze hat das Ansehen von Alterthum. Nach Osten zu senkt sich der Rücken ein wenig; und hier, etwa hundert Schritte vom Dorfe, grade unter dem Grate des Rückens nach Norden zu, ist eine schöne Wasserquelle. Sie ist in einem ausgehöhlten Keller in und unter dem hohen Felsen, sodaß sie ein unterirdisches Wasserbehältniß bildet. Nicht weit darunter, zwischen den Othronen liegen die Ueberreste eines andern, offenen Wasserbehälters, ungefähr so groß, wie der zu Hebron, vielleicht 120 Fuß lang und 100 Fuß breit. Es sollte ohne Zweifel vor Alters dazu dienen, das überflüssige Wasser der Höhle aufzunehmen. (Haarbrücker.)

GIBERT (Balthasar), ein ausgezeichneter Professor der Berechnung am Collège Mazarin und an der Universität zu Paris. Geboren zu Aix in der Provence den 17. Jan. 1662, empfing er den ersten Unterricht in seiner Vaterstadt, kehrte hierauf seit seinem 12. Jahre in Paris und benach bei den Vätern des Doctoriums zu Soissons die humanistischen Wissenschaften. Nach Paris zurückgekommen, wandte er sich zur Rhetorik und Philosophie und in der Sorbonne zur Theologie, nahm das geistliche Kleid an, blieb aber nur Priester der einfachen Konfur. In seinem 22. Jahre nahm er den Ruf als Professor der Philosophie an. Collegium zu Beauvais an und lehrte hier bis 1688, da wurde er an das Collège Mazarin zum Professor der Berechnung berufen, welches Amt er bis zu seiner Absetzung rühmlich verwaltete. Er hatte die Freude, viele tüchtige Schüler geübt zu haben, welche der Kirche und dem Staate große Dienste leisteten. Die Universität schätzte sein Wissen und seine Verdienste sehr

*) Die Schriftsteller aus dem Zeitalter der Kreuzzüge gebrauchen noch dafür Gabaon, während Bohadin im Leben Saladin's S. 243 diesen schon in el-Dschib ein Lager ausschlagen läßt.

hoch und übertrag ihm als Belohnung (fünf Male) das Syndicat und Rectorat dieser Anstalt. Auf diesem Posten mußte er oftmals die Rechte der Universität verteidigen, z. B. gegen das Einschleichen der Jesuiten in diese Anstalt. Leider wurden seine letzten Lebensjahre durch die jansenistischen Händel getrübt. Gibert und die Universität gingen dem Appell der päpstlichen Verdamnung der bekannten fünf jansenistischen Propositionen an; beipflichteten auch nach Erscheinung der Bulle Unigenitus unter dem Schutze einer starken Partei bei der Abdankung. Schon 1730 änderte sich die Lage der Dinge und es konnten nur noch geheime Appellationen bestehen. Inzwischen widersetzte sich Gibert als Syndicus der Künste der Aufforderung, die Opposition abzuschwören, wodurch er sich die Unagade des Hofes zuzog. Hierauf begab er sich (ob vor oder nach 1730?) nach Regensburg, dem Lande des Bischofs Caspus von Wurzer, seines gleichgesinnten Freundes, lebte den Wissenschaften und starb hier den 28. Oct. 1741.

Von seinen Werken verdienen Erwähnung: 1) Jugements des savants sur les auteurs qui ont traité de la rhétorique, avec un précis des doctrines de ces auteurs (Paris 1713—1719. 3 Bände in 12. und später in Holland 4 Bände in 4.). Es erstreckt sich von den altclassischen Zeiten bis ins 17. Jahrh. Sein Werk hat zwar Ähnlichkeit mit Baillet's Jugements, welches Werk aber die ganze Literatur behandelt und von Gibert's Fleiß, Gründlichkeit, Stärke der Analyse und von seiner nüchternen, scharfen Kritik sehr in Schatten gestellt wird. Darüber tadelt daher in seinem Examen critique des dictionnaires die Redactionen, daß sie in ihren Urtheilen über Gibert diese Vorzüge nicht anerkannt haben. Dieses Werk ist in der neuesten holländischen Ausgabe der Jugements von Baillet als achter Band angefügt worden. 2) Seine Observations sur le traité des Clades de M. Rollin (Paris 1727 in 12.) sind ein schonungsloser Angriff auf dieses berühmten Meisters, welcher sein College war, Principien und Methode, an welchen er rügt, sie vertheilt gegen den guten Geschmack, den guten Anstand und den gesunden Menschenverstand und verleitet die jungen Leute nur zu schädlichen Verirrungen. Rollin beklagte sich öffentlich über diesen freivolten Ton seines Collegen in einem gedruckten Schreiben mit Empfindlichkeit, doch mit bewundernswürdiger Mäßigung. Gibert ließ sich dadurch nicht umstimmen, sondern antwortete wieder mit der vorigen Bitterkeit. Die Urtheile der Gelehrten über diesen Streit fielen eigentlich nicht partiell, vielmehr sehr fein und geschraubt aus, sodaß keinem Wege gethan wurde, wie z. B. das des Abtes Desfontaines¹⁾. Erst später urtheilte man recht sicherer für Gibert's Verdienst und nannte seine Schrift ein ausgezeichnetes Werk, von wel-

cher 1775 kein Exemplar mehr zu bekommen war. 3) Lettres en réponse aux observations des auteurs du Journal de la Haye wegen desselben Urtheil über den ersten Band seiner Jugements; die Redaction damit zufrieden, nahm seine Vertbeidigung in die zweite Abtheilung des 6. Bandes von ihrem Journal auf. 4) Rhetorica juxta Aristotelis doctrinam, dialogis explanata. (Paris 1730 in 4.) Seine französische Uebersetzung davon mit Vermehrungen erschien unter dem Titel: Rhétorique, ou règles de l'éloquence (ebend. 1730 und 1741 in 12.). Das Werk ist im Grunde nur ein Abriss von dem, was Aristoteles, Demagogen, Cicero und Quintilian Gutes über die Beredsamkeit gesagt haben. Es ist mit Citaten angefüllt, mit Methode und Gelehrsamkeit bearbeitet. 5) Traité de la véritable éloquence, ou refutation des paradoxes sur l'éloquence, avancés par l'auteur „de la Connaissance de soi-même“ (le père Lamy). (Paris 1703 in 4.) Gibert griff in diesem Buche des Benedictiners Lamy merkwürdige Ansicht, daß die circulation des esprits animaux zur Beförderung der Beredsamkeit beitrüge, heftig an. Auf Seite des Paters trat sofort der Professor der Philosophie Pourdet gleichfalls öffentlich auf, während Lamy ihn in seiner Rhétorique de collège trahie par son apologiste (Paris 1704 in 12.) angriff. Gibert eiferte dagegen und zog sich dadurch einen langwierigen literarischen Streit zu, während dessen seine Verantwortungen und Vertheidigungen in den Reflexions (en quatre lettres) sur la rhétorique, où l'on répond aux observations du P. Lamy, zu Paris 1705, 1707 u. 1708 in 12. n. veröffentlicht wurden. Die anderen Benedictiner, so der Pater Laffin, gingen über Lamy's Paradoxen hinaus und wiesen auf die irthümliche Hauptansatz hin, beide Gelehrten hätten ja, wie ihre Schriften es auswiesen, im Grunde einerlei Meinung über die Beredsamkeit; Gibert's Freunde dagegen sprachen lauter und bestimmter von Wisbanhlungen dieser Wissenschaft durch die verblendeten Benedictiner. Daher auch der Bischof Brulart de Sillery zu Soissons den Pater Lamy in zwei gedruckten Schreiben sehr hart mißnahm, worauf aber dieser nicht antwortete. Sonst gingen die verschiedenen Urtheile über den merkwürdigen Streitpunkt nur in die pariser Journale über, welche meistens den Benedictinern geneigt waren; desto entschiedener traten gegen sie zu Sunstten Gibert's die Jesuiten in ihren Mémoires de Trévoux auf. Man sammelte diese Aufsätze und gab sie mit den Streitschriften öfters heraus²⁾. Ferner schrieb Gibert, nach Fontette, noch einen Discours sur la constitution Unigenitus (1713) von Clemens XI. zum Sturze der Jansenisten, wahrscheinlich gegen die Bulle und ein Mémoire concernant les principaux des petits collèges. Endlich hinterließ er mehrere lateinische Abhandlungen und Reden, bei ständiger Gelegenheit während seines Rectorats gehalten, z. B. auf den Tod der Präsidenten

1) Daher man kommen, daß er auch Professor an der Universität zu Paris, wol nicht mit Unrecht, genannt wird. 2) Dieses lautet: „Quo si l'un a plus de savoir l'autre plus de goût, et l'on souhaiterait que Gibert eût l'esprit et le style de Rollin, où que celui-ci eût autant de mérite que son émule sur l'art dont tous les deux se sont occupés.“

3) Siehe Laffin's Gelehrtengegeschichte der Congregation St. Maur in der teutischen Beschreibung 1, 505 ff.

Lameignan und des Mesmes, auf König Ludwig XIV. in der Sorbonne 1708 u. f. n.). Sein Neffe ist:

GIBERT (Johann Peter), einer der ausgezeichnetsten Kanonisten Frankreichs stammte aus einer achtbaren bürgerlichen Familie zu Aix in der Provence, wo sein Vater Joseph Kanzleireferendar war. Geboren daselbst 1660, widmete er sich frühzeitig dem geistlichen Stande, legte den ersten Grund seines Wissens bei den Jesuiten an Aix, und begann und vollendete dann seine höhern Studien, besonders in der Theologie und in beiden Rechten, worin er sich die Doctorenwürde aus der dasigen Universität erwarb. Die Annahme der Tonsur hatte keine Folgen für seine geistlichen Verhältnisse, obgleich er für ein Muster der Demuth und Frömmigkeit galt. Auch die geistlichen Orden waren ihm zuwider. Schon zur Einsamkeit außerordentlich hingezogen, nahm er doch die Professur der Theologie am Seminare zu Lezoux auf einige Jahre an; hierauf in seine Vaterstadt zurückgekehrt, beflügelte er hier denselben Eifer, man sagt auf Bitten seiner Verwandten. Im Jahre 1703 davon losgerungen, wanderte er nach Paris, wohin über ihn schon ein bedeutender Ruf von seiner Gelehrsamkeit vorausgegangen war; allein jede Anstrengung, ihm einen passenden öffentlichen Pflanz mit Freunden aufzutreten, blieb fruchtlos. Gibert richtete sich ein stiller, andächtiger und beschaulicher Unabgelenkter ein und vertheilte redlich den ersparten Antheil von seinem Einkommen unter die Armen, verfolgte aber unter diesen Umständen gleichwohl Niemandem den Zutritt zu sich, sondern theilte sich demselben seine aufgelisten gelehrten Nachschreiber mit. Er befriedigte Alle in vielen Angelegenheiten der Kirche und ihrer Rechte so ausgezeichnet und unermüdet, daß sein Ruf sich dadurch vermehrte und er einen härteren Zulauf von Wissbegierigen erhielt. Aus solchen zudringlichen Männern bildete er nicht selten tüchtige Schüler. Nicht genug, der fremde Einsiedler nahm freiwillig auch an allen zur Sprache gekommenen kirchlichen Angelegenheiten den wärmsten Antheil und schrieb darüber, wenn er es für nöthig hielt, belehrende Christenwerke, wie folgende nachgewiesen werden wird. Nur in die jansenistischen Hände, welche von 1713—1728 in Frankreich bedeutende Bewegungen erzeugten, mischte er sich, vielmals aus Rücksicht gegen den königlichen Hof, nicht. In diesen Verhältnissen starb er in Armut in d. 2. Nov. 1736 zu Paris am Schlagflusse und wurde in der Kirche Sainte-Göme feierlich begraben.

Von seinen Schriften haben wir bloß die vom praktischen Verthe heraus, als: 1) *Cas de pratique concernant les sacrements en général et en particulier.* (Paris 1709 in 12.) 2) *De doctrina canonum in corpore juris inclusorum circa consensum parentum requisitum ad matrimonium filiorum minorum, disquisitio historica.* (Ebdasf. 1709 in 12.) 3) *Mémoires, concernant l'écriture sainte, la théologie scholastique et l'histoire de l'église pour*

servir aux conférences des Ecclésiastiques. (Luremburg 1710 in 12.) Das Werk ist unvollendet geblieben, da es mehr Bände unessen sollte, aber vom Verfasser aus unbekannter Gründen weder fortgesetzt, noch beendet werden konnte. 4) *Institutions ecclésiastiques et bénéficiales suivant les principes du droit commun, et les usages de France.* (Paris 1720 in 4. 2 Bände, verbessert und vermehrt ebdasf. 1736 in 4. 2 Bände.) Dies gilt für Gibert's Hauptwerk. 5) *Dissertation sur l'autorité du second ordre dans les Synodes diocésains.* (Reun 1722 in 4.) 6) *Usages de l'église gallicane, concernant les censures et irrégularités* (Paris 1724 in 4., wovon es auch Exemplare mit der Jahrzahl 1750 in 8. geben soll). 7) *Consultations canoniques sur les sacrements.* (Ebdasf. 1725. 12 Bände in 12.) 8) *Tradition ou histoire de l'église sur le sacrement de mariage.* (Ebdasf. 1725. 3 Bände in 4.) 9) *Corpus juris canonici, per regulas naturali ordine digestas* (Genf 1736 und Lyon 1737. 3 Bände 8cl.), ein sehr geschätztes Werk, welches der Verfasser Anfangs in französischer Sprache zu schreiben die Absicht hatte. Im Jahre 1732 gab er einen Vorläufer davon: *Expositio juris canonici per regulas naturali ordine digestas usque temperatas etc.*, zu Genf in 8cl. heraus. 10) *Conférences de l'Edit de 1695 sur la juridiction ecclésiastique avec les ordonnances précédentes et postérieures sur la même matière.* (Paris 1757. 2 Bände in 12.) 11) *Notes sur le traité et l'abus par l'évêque et sur la pratique du droit canonique du Père Cabassut, ohne Ort und Jahr.* Die in Handschrift gebliebenen Werke hat der Abt Gouget in seinem Eloge de Mr. Gibert (Paris 1736 in 4.), so eben gestiftet in der Bibliothèque historique de France in einem Verzeichnisse mitgetheilt).

(B. Föse.)

GIBERT (Joseph Balthasar), ein ausgezeichneter französischer Alterthumsforscher und Mitglied der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zu Paris. Als Sohn des Parlamentsadvocaten Peter Gibert zu Aix war er den 17. Febr. 1711 daselbst geboren und empfing den Elementarunterricht zu Hause. Vom Vater aber zum gelehrten Geschäftsmanne bestimmt, übergab ihn derselbe 1718 seinem Prinder, dem Professor Balthasar Gibert am Mazarin zu Paris (f. d. Art.) in Erziehungs. Der Knabe war ein Genie, von frühem, munterem Geiste und unbescholtener Leicht-

1) Der Abt v. Feller griff das Werk mit Berufung auf protestantische Grundzüge über die Ehe heftig an. Die Abhandlung Cabrant's: *Principes sur la distinction du contrat et du sacrement de mariage* (1816), gibt einen Aufzug aus Gibert's wichtigstem Werke. 2) In der Letzter zu Mr. Balth. Gibert, profesa, de rhétorique au college Mazarin; (sobann theilt Peter Buzerel (Paris 1737 in 12.) einen Brief vom Leben unseres Gelehrten mit, sowie auch in seinen *Mémoires sur les très illustres hommes de Provence* (ebdasf. 1752 in 12.) Bergl. noch *Quérard, La France littér.* III, 344 seq. und Biogr. univers. XVII, 317 seq., mit *Nicéron, Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres* XL, 264 seq.

4) Bergl. *Quérard, La France littér.* III, 345 seq. und Biogr. univers. XVII, 318 seq., mit *Beauvau* c. 1, 1253.

fertigkeit, was zur strengen Methode seines Dheimes nicht wol vofte. Indessen betrieb er Fleiß und Fortschritte, doch wurde ihm das Joch seines Erziehers zuletzt unerträglich und er flüchtete plötzlich zu einer Landwirthsfamilie, bei welcher er im Bauernstiel die Feldarbeit betreiben half. Noch war aber kein ganzes Jahr verflossen, als ihn die Flucht gereute. Er kehrte zu seinem Dheim, der inzwischen Alles aufgeboten hatte, ihn ausfindig zu machen, nach Paris zurück, versöhnte sich mit ihm und versprach zu folgen. Sein unablässigkeitslose Verminderung sich allerdings, so daß er den strengen Pflichten der Erziehung Folge leistete. Auf der Universität zu Paris jedoch, wo er nun die höheren und die Rechtswissenschaften studiren sollte, zog er den letzteren die Geschichte- und Alterthumskunde so auffallend vor, daß er 1731 nach Mir zurückgerufen werden mußte, um hier die Studien der Jurisprudenz fortzusetzen und zu vollenden. Darauf nahm man ihn unter die Zahl der Advocaten auf. Mit diesem Titel ging er 1733 nach Paris zurück und wollte hier vor den Gerichtshöfen practiciren; hatte er auch für sein Alter hinlängliche Kenntnisse vom Rechte, von den Gesetzen und Gewohnheiten seines Vaterlandes, so paßte doch zu diesem Berufe die auffällige Zersplitterung seiner Arbeitskräfte und seiner Zeit, die er sich durch seine literarische Schwärmerei angeeignet hatte, nicht. Sein Großvater und Dheim sahen voraus, daß er als Advocat unter diesen Umständen sein Glück nicht machen würde, sie warnten ihn ernstlich und zogen den Staatsrath Gaumont zu Rathe, der ihnen rief, man müsse dieses vielversprechende Genie durch Beobachtung prüfen. Gaumont aber stellte ihn dem humanen und sehr gelehrten Kanzler d'Aguesseau vor. Dieser durchschaute den jungen Gibert, der kein moralisch-schlechter Mensch war, sehr bald, sah über die vorherrschenden Reigungen desselben hinweg, wurde dadurch sein Retter vom Untergange, und übergab ihn seinem Sohne, dem Generaladvocaten Plantmont am pariser Parlamente als Secretair. In dieser Stellung verrichtete er seine amtlichen Arbeiten zur Zufriedenheit seines Chefs und wenn auch hin und wieder störende Folgen der gelehrten Berührung Gibert's wahrgenommen wurden, so verzog man sie ihm doch gern. Auch der Kanzler d'Aguesseau war mit ihm so ausnehmend zufrieden, daß er nach seines Sohnes frühzeitigem Tode bei dessen Nachfolger auf seinem Posten, d'Armeson de Roisau, ihm dieselbe Stelle verschaffte. Diesem leistete er fast 14 Jahre lang stets vortreffliche und vorzügliche Dienste und lieferte oft so ausgezeichnete Arbeiten, daß man einstmals den Versuch machte, ihn seinem Chef zu entführen. Natürlich blieb er demselben getreu.

Schon unter Plantmont hatte er seine Lieblingsstudien fortgesetzt und seine volle Thätigkeit in Tag- und Nachtarbeiten eingebracht. Dies geschah auch unter d'Armeson, mit dessen Vorwissen er freier und umfassender Alles, was von der Literatur, besonders über Geschichte, in seine Hände fiel, mit Begierde verschlang. Dabei vernachlässigte er auch die juristische Literatur, wenn sie

ihm nützlich zu sein schien, keineswegs und studirte die selbst, oft sehr seltene Werke dieses Faches, mit großer Aufmerksamkeit, vorzüglich wenn sie wichtige Fragen lösten. Dies gefiel seinem Chef und derselbe machte selbst von seines Secretairs Entdeckungen Gebrauch, so daß, wenn er von neuen Ansichten oder Entdeckungen in seinem Fache sprach, man ihn verwundernd fragte, woher er das Alles wisse; d'Armeson zeigte auf Gibert.

Im Uebrigen war das Verhältniß zwischen diesen beiden Männern, welches auch nach Gibert's Eintritt in die Akademie nicht geändert wurde, ein höchst artiges von der seltensten Art, und für Gibert, welcher nicht selten von d'Armeson mit Wohlthaten unversehrt überschüttet wurde, ein wahrhaft annehmendes; ein Beweis, daß ihm seine Person werthvoll und seine Leistungen ihm höchst brauchbar gewesen sein müssen. Folgender edler Zug d'Armeson's bekräftigt dieses Verhältniß auf überraschende Weise. Um einem seiner Brüder, der eine Buchhandlung gründen wollte und keine Mittel dazu hatte, dabei aufzuhelfen, beschloß er, seine sämtlichen Bücher zu verkaufen: eine schmerzliche Trennung, die ihn bald in den größten Kummer versetzte. Sobald aber d'Armeson davon erfuhr, verlangte er für sich den Vorrath vor dem Buchhändler, mit welchem Gibert unterhandelte, mit der Bedingung, letzterer sollte von ihm Schadenersatz erhalten, Gibert sämtliche Bücher für sich behalten und künftig die Anschaffung neuer Werke für sich auf seines Wohlthäters Rechnung bestreiten. Dieser großmüthige Vertrag galt so lange, bis Gibert Generalsecretair des Buchhandels wurde.

Inzwischen hatten ihm einige Schriften, die er hatte drucken lassen, den Weg zur Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften gebahnt, in welche Körperschaft er den 27. Febr. 1746 als Mitglied aufgenommen wurde und hier große Anregung zu angestrengter wissenschaftlicher Thätigkeit fand. Doch erhielt er bald danach durch Malesherbes, welcher das Amt eigentlich selbst verwalten sollte, den Auftrag, als Generalsecretair die Aufsicht über den pariser Buchhandel, besonders über Einzelheiten dieser mühsamen Polizei, zu führen. Er soll sich zu Aller Zufriedenheit glücklich durchgewunden haben.

Bei seinem geringen Einkommen hatte Gibert gewagt, sich 1740 mit Franziska Johanne Regnard, Tochter des Oberintendanten der pariser Almosenkasse, zu vermaähen; und als die Ehe mit vielen Kindern gesegnet wurde, trat auch große Noth bei ihm ein. Da nahmen sich seine Söhne Malesherbes und d'Armeson seiner sofort an und verschafften ihm die Anwartschaft auf die königliche Domaineninspektion, in welche Stelle er schon den 8. Oct. 1754 eingewiesen wurde, erhielt aber den vollen Gehalt nicht eher als 14 Tage vor seinem Tode. Doch half ihm 1762 das akademische Pensonat nach des Bischofs de Laovalliere Tode. Späterhin bekam er noch einen ansehnlichen Zuschuß durch das Archivariat oder Secretariat des Pariserhofes, welchem er bei dem Rangstrette mit der Familie Nohan gegen diese dienen sollte. Er löste die Aufgabe mit

großer Gelehrsamkeit und Sachkenntniß so ausgezeichnet, daß der Pairshof sich dafür noch besonders erkenntlich bewies¹⁾. Gibert starb zu Paris den 12. Nov. 1772 und hinterließ eine Witwe mit fünf Kindern, welchen der König freiwillig ein Jahrgehalt aussetzte. Man hatte geglaubt, daß sein Verlußt nicht so nahe bevorstände, weil er eine gewaltige Ausdauer besaß; allein plötzlich überfiel ihn eine heftige Krankheit (Gicht?), von der er nicht errettet werden konnte.

Gibert gehörte zu den wenigen Gelehrten, welche die Kunst verstanden, das Wahrscheinliche aus den verwiderten und schwierigsten Gegenständen herauszufinden, nach seinen Absichten zu benutzen und der Wahrheit nahe zu bringen. Er schrieb in einem einfachen, reinen, leichten, gedrängten Style mit Ehrlichkeit und Methode ohne Ziererei und mit anständigem Rhythmus. Fest in Vertbeidigung seiner Ansichten wußte er den verschiedenen Streitpunkten ansehnliche Seiten abzugewinnen.

Gibert trat in eine Zeit als historischer Kritiker auf, da in der pariser Akademie in diesem Fache wie in der Geschichte Fréret, Sainte Pelaye, Zonermagne, Gaillard, Berguigny u. A. bereits glänzten und sich einen festen Ruf erworben hatten. Er wagte doch mit ihnen, besonders mit dem wackeren Fréret in die Schranken zu treten und blieb bis zu seinem Tode sein Gegner. Er versuchte mit seinen Erstlingsfrüchten gelehrte Forschungen, Nachrichten, zuerst in den Journalen, wie im Journal des Savants und im Mercure aufzutreten. Indessen sind dieselben auch im Buchhandel besonders erschienen, so seine Dissertation sur l'histoire de Judith, dans la quelle on prouve, que cette histoire n'est arrivée qu'après la captivité de Babylone (Paris 1739 in 12.), ferner seine Lettre à Mr. Fréret sur l'histoire ancienne (ebend. 1741 in 12.), seine Lettre sur la chronologie des Babyloniens et des Egyptiens (ebend. 1743 in 8.) und seine der Akademie gewidmeten Mémoires pour servir à l'histoire des Gaules et de la France (ebend. 1744 in 12.), welche Schrift mehr Gegenstritten und Widerlegungen nach sich zog. Der glückliche Beifall aber, welchen er sich gleichwol durch diese Schriften erworben hatte, blieb auch bei der pariser Akademie nicht unbeachtet, die ihn nach vorangegangener Prüfung derselben für würdig hielt, in ihre Körperschaft als ordentliches Mitglied aufzunehmen. Er erfüllte hier seine Pflichten pünktlich, ungeachtet er bald darauf und später noch die drei oben erwähnten Aemter bekam, welche, obgleich viele Aufmerksamkeit verlangend, gleichfalls pünktlich von ihm verwaltet wurden. Sie waren mit der Literatur nicht verwardt; doch wußte er sie zu dem Umsfange seiner wissenschaftlichen Kenntnisse und zur Stärkung

seiner geistigen Kräfte vortreflich zu benutzen. So schrieb er zur Verwunderung Aller eine gelehrte Dissertation académique à une recherche du Domaine und eine dergleichen Discussion sur la Pairie, welche Schriften ihm Gelegenheit gaben, auch das Urkundenstudium kennen zu lernen und zu gebrauchen. Aus seinen zahlreichen Schriften in den gedruckten Sammlungen der Akademie erkant man, daß fast alle Theile des ungeheuren wissenschaftlichen Gebietes ihm vertraut waren. Alle alten abgetretenen Wege verachtend, liebte er, man sagt in Folge seines Unabhängigkeitsinnes, sich neue zu bahnen, womit er seine Gegner reizte, und diese seinem Geiste des Eufumes zu schaden trachteten. Dafür wählte er sich, vorzüglich in der Chronologie, einen Antagonisten, Fréret, welcher damals in der gelehrten Welt in diesem Fache obenan stand. Gibert war ihm nicht gewachsen und mit seinen Bemühungen fast niemals glücklich, so mit seinen Observations sur l'année des anciens Perses, sur les règnes des quelques rois de Babylone et de Perse und mit seiner Schrift: Époque de l'ancienne inscription de Tripoli. Gleichwol fuhr er fort, den Akademiker Fréret auf allen Gebieten, wo er ihn als Schriftsteller erwarten konnte, zu bekämpfen. Er fiel aber stets durch, wie unter Anderen noch mit seinem Essai sur les mesures anciennes, mit seiner Hypothese sur le nom de Mérovingiens appliqué à la première race de nos rois.

Von seinen bedeutendsten Schriften, die auch besonders in den Buchhandel kamen, haben wir hier bloß folgende hervor: 1) Éclaircissements sur différentes suites des rois de l'Égypte. 2) La chronologie des rois de Juda et d'Israel. 3) L'ancienne année des Juifs et la célébration de leur pâque. 4) Observations sur la chronologie de Paros, womit er dieses Document als ein historisch-zuverlässiges ins Ansehen zu bringen suchte. 5) Recherches historiques sur les cours qui exerçaient la justice souveraine de nos rois sous la première et la seconde race et au commencement de la troisième (Paris 1763 in 4.), ein anerkannt gutes auf fleißige Forschungen in Urkunden gestütztes Werk. Als Aufseher über diese Documente war er Willens, dieselben mit Erläuterungen und Erklärungen der alten Texte besonders herauszugeben. Auch hatte er mit seinem Sönnner d'Ormesson, freilich erst zwei Jahre vor seinem Tode, Aussprache darüber genommen; allein sein Tod hinderte nun Verlußt der französischen Geschichte und des öffentlichen Rechtes die Ausführung dieses wichtigen Unternehmens. 6) Mémoire sur le passage de la mer rouge. (Paris 1755 in 4.) 7) Remarques sur la traduction du Virgile de Mr. l'abbé Desfontaines. (Paris 1745 in 8.) 8.) Tableau des mesures itinéraires des Anciens. (Paris 1756.) Seine übrigen zahlreichen Schriften finden wir in den Mémoires de l'académie des inscriptions etc. tom. XIX. (1753), tom. XXI. (1754), tom. XXIII. (1756), tom. XXV. (1759), tom. XXVII. (1761), tom. XXVIII. (1761), tom. XXX. (1764), tom. XXXI. (1768),

1) Bergl. I. Sect. 60. Bd. S. 119 im Art. Johann Franz Georgel, wo der Rangstreit erzählt wird. Gibert widerlegte seinen Gegner Georgel in einer zweiten Schrift: Mémoire sur les rangs et honneurs de la cour. Zugleich diente sie noch als Entrost auf die drei letzten Capitel des Traité des preuves qui servent à établir la vérité de l'histoire vom Vater Geiffet. (Paris 1770 in 8.)

tom. XXXIII. (1770) und tom. XXXV. Sein streng geordnetes und geregeltes Leben ließ ihm, trotz der Nacharbeiten, viele Abende übrig, welche er, so erzählt Rochette, in der italienischen Oper verlebte, wo er die meisten jener Theaterstücke entwarf, welche damals auch in diesem Theater aufgeführt wurden.

Im J. 1811. erschien ein Prospectus raisonné, ou Aperçu d'un nouveau système des temps als ein nachgelassenes Werk Gibert's durch seinen Sohn zu Paris in 4. mit Tafeln. Das Buch ist indeß kein bloß ein Auszug aus einem umfangreicheren Werke über die heilige und profane Chronologie, welches auch noch herausgegeben werden sollte, während der Auszug nur als Vorrede und Einleitung dazu dienen sollte. Allein das große Werk war eine Unreise, noch nicht geordnete Arbeit und blieb natürlich ungedruckt, da zumal der Sohn des Verfassers als Redacteur dem Gegenstande nicht gewachsen war, wie sein stumpferhafter Aperçu bezeugte. Man hat auch behauptet, daß Gibert die Absicht gehabt habe, den Herodot herauszugeben, und daß er eine vollständige Uebersetzung dieses Historikers handschriftlich hinterlassen habe. Diese Angaben sind falsch, obgleich die Uebersetzung in seinem Supplemente zu Jocher's Gelehrtenlexikon und Ersch in seinem Gelehrten Lexikon wiederholen. Das Wahre an der Sache ist Folgendes. Der Abbé Bellanger hatte den Herodot vollständig übersezt; die Handschrift wurde von dem Betreuer an Gibert übergeben, um sie mit dem Texte zu vergleichen und den Druck zu überwachen. Gibert aber fand diese Uebersetzung so mangelhaft, daß er daran verzweifelte, sie in würdiger Gestalt dem Publicum vorzulegen, wenn er nicht die ganze Arbeit neu machen wollte. In Folge dessen wurde Bellanger's Handschrift dem berühmten Philologen Zacher übergeben, der dasselbe strenge Urtheil über diese Uebersetzung fällte, und sich daher entschloß, eine neue anzufertigen. In Gibert's Nachlaß fand sich bloß, wie sein Sohn in jenem Aperçu sagt, die Uebersetzung des ersten Buches von Herodot und ein Paar Blätter des zweiten. Wahrscheinlich ward er durch anderweitige Arbeiten an der Fortsetzung verhindert, oder gab es auf, als er erfuhr, daß Zacher selbst dem schwierigen Werke sich unterzogen habe. Endlich erwartete er sich um die Herausgabe der Werke des berühmten Kanzlers d'Aguesseau ein großes Verdienst für die Literatur Frankreichs. Der handschriftliche Nachlaß desselben lag im Schooße seiner Familie verborgen, während das Publicum die Veröffentlichung desselben vergebens verlangte. Gibert erhielt gelegentlich Kenntniß davon und wußte, als er Einiges von dieser kostbaren Sammlung zur Redaction in die Hände bekam, einige Abhandlungen daraus heimlich an sich zu nehmen und sie sofort anonym (1756) zu veröffentlichen, um dem gelehrten Publicum einen Vortheil vom Ganzen zu verschaffen³⁾. Er täuschte sich nicht und blieb auch unentdeckt, später folgten die Oeuvres de

Mr. d'Aguesseau im Drucke nach. So war ein patriotischer Diebstahl eines inbrünstigen Verehrers Ursache, daß das Verlangen des Publicums erfüllt wurde⁴⁾.

(B. Rose.)

GIBERT (L.), französischer Operncomponist, der Sohn eines königl. Hausofficiers, bildete sein musikalisches Talent in Italien aus, wo er sich längere Zeit aufhielt, und die Werke der besten Meister studirte. Nach seiner Rückkehr in sein Vaterland schrieb er für das italienische Theater in Paris in den Jahren 1760—1763 die Opern: La Sybille; le Carnaval d'éte; la Fortune du Village; Soliman und Apelle et Campaspe. Um die Theorie der Musik machte er sich verdient durch das zu Paris 1784 erschienene Werk: Solfeges ou Leçons de Musique sur toutes les Clefs dans tous les Tons, Modes et Genres avec accompagnement d'une Basse chiffrée, très utile aux personnes qui veulent apprendre l'accompagnement de Clavecin, et qui desirant acquérir l'usage de l'accompagnement elles-mêmes, avec un précis des règles de la Musique. Dies gründliche Werk, mit welchem Gibert sich längere Zeit beschäftigt hatte, scheint eine seiner letzten Arbeiten gewesen zu sein. Er starb in der Blüthe seiner Jahre 1787 zu Paris⁵⁾. (Heinrich Döring.)

GIBERT DES MOLIERES, ein hochverdienter französischer Finanzbeamter. Geboren um das Jahr 1747 und Sohn des Akademikers Jos. B. Gibert (s. d. Art.), welcher schwerlich sein Lehrer in diesem Fache gewesen war, erhielt er nach dessen Tode die Domainenspecien, welche jener auch verwaltet hatte, wahrscheinlich bis zum Ausbruche der Revolution, während welcher er sich flug zurückgezogen und vorsichtig verhalten zu haben scheint. Im Jahre 1795 wählte ihn das Seine-departement in Rücksicht auf seine ausgedehnten Verwaltungskenntnisse und auf Verlangen der „Mise en activité“ in den Rath der Fünfhundert. Hier gab ihm das Finanzwesen volauf zu thun und veranlaßte ihn öfters, vor dem Rathe in seinem Namen, oder auch als Berichterstatter seiner Commissionen von den Contributions, den Münzen, Nationalgütern u. f. w. zu sprechen. Die Strenge aber, mit welcher er in seinen Berichten nicht selten gegen das Directorium und dessen Agenten sprach, sowie die Ablehnung einer Botschaft, welche ihm diese Behörde auftragen wollte, zogen ihm die Feindschaft der herrschenden Partei zu. Man begriff ihn mit in das Geseß des 18. Fructidor 1797 und verdammt ihn zur Deportation nach Guiana. Anfangs suchte er, weil er nicht gleich verhaftet gewesen zu sein schien, binnen 3—4 Wochen seiner Strafe

3) Bepfl. Lebeau's Eloge des Mr. Gibert, in den Mémoires de l'Académie etc. XXXVIII, 269—276; Le Nécrologe des hommes illustres de Fr. V. 77—87; Guérard, La France lit. III, 346 und Biogr. univers. XVII, 350 seq.

4) Siehe Gerber's Bihl.-biograph. Antiquarierlexikon. 1. Bd. S. 306. Dessens Neues bishor.-biograph. Antiquarierlexikon. 2. Bd. S. 324. Wagner's Universallexikon der Kunst S. 348.

2) Diese zwei Abhandlungen sind: Discours et morceaux choisis de Mr. d'Aguesseau.

heimlich zu entgehen; im December endlich aber ertrappt und nach Rochfort abgeführt, wurde er im Mai des folgenden Jahres mit 200 andern Unglücksgefügten nach Guiana gebracht, wo er in seinem 52. Jahre im Juni 1799 den Kima erlag.*.)

(B. Röse.)

GIBERTI (Giovanni Matteo), ein frommer und gelehrter Prälat, in Palermo 1495 geboren, ein natürlicher Sohn von Francisco Giberti, einem Seneser, der als General in päpstlichen Diensten stand, erhielt eine sorgfältige Erziehung und studierte mit großem Erfolge Theologie, Jurisprudenz und Mathematik. Secrétaire des Cardinale Julius von Medici, ward er, nachdem dieser Prälat als Clement VII. den päpstlichen Thron bestiegen, apostolischer Datararius und erhielt damit die oberste Leitung der Verwaltung. Im J. 1524 wurde er zum Bischof von Verona ernannt, und widmete sich dort ganz seinem Berufe. Er verbesserte die Sitten der Geistlichen und reformirte die Klöster, rief manche wohlthätige Anstalt ins Leben, gründete eine Buchdruckerei im bischöflichen Palaste und begünstigte die Wissenschaften auf alle Weise. Er starb am 30. Dec. 1543. Seine Schriften bezogen sich hauptsächlich auf das Mönchswesen. Hervorzuheben sind darunter vorzugsweise seine Constitutiones per le monache; Capitoli di regolazione fatta sopra le stesse; Monitiones generales ad vitam monasticam spectantes u. a. m. Seine Schriften theilten sich in so großem Ansehen, daß sie noch im Jahre 1733 zu Verona in einer Gesamtausgabe, mit mehreren bisher ungedruckten Werken vermehrt, neu aufgelegt wurden. Diese Sammlung führt den Titel: Giberti Episcop. Veronens. ecclesiasticæ disciplinæ ante Tridentinum Synodum iustauratoris solertissimi Opera, nunc primum collecta et ineditis ejusdem opusculis aucta†.)

(Heinrich Döring.)

GIBICH. Ein vielumfassender Name, dem man im Mythos, in der Sage und in der Geschichte des norddeutschen Nordens und Teutlands begegnet; ein Name, den Götter, Gabelwesen untergeordneter Gattung, Könige und Dienstmannen führen. Auch hier ist es schwer, die Begriffe streng aus einander zu halten und genau zu scheiden, was diesem, was jenem Gebiete angehört, da der Uebergangspunct von dem Einen auf das Andere sich der Forschung entzieht. Wir wollen in aufsteigender Linie rückwärts von der Geschichte zu der Mythologie gehen und die Spuren durch die dichterischen oder historischen Zeugnisse für jene Personen verfolgen. Zuerst erscheint ein Gibich [Gifca] als König der Burgunden in dem angelsächsischen, mit Beowulf gleichzeitigen „Lied vom Wanderer“, zuerst herausgegeben von Compbeare, wo es Vers 35 — 38 heißt:

Atla weold Hnām.
Eormannic Golum,
Becca Baningum
Burgendum Olfec.

Lex Burgundiorum tit. III. (Canciani Barbar. leg. antiq. IV, 15) lautet: „Id est Gibicum. Godomarem, Gislaharium, Gundaharium — liberos fuisse constituit, in eadem libertate permanant.“ — B. Grimm, Deutsche Heldensage S. 19 bemerkt dazu: „Wenn Gibich und Guenther als burgundische Könige erscheinen, so wäre das der Lex Borg. gemäß; doch darf man, falls es hier geschichtliche Namen sein sollten, nicht mit Sicherheit darauf schließen, daß sie zusammen geherrscht haben, da das angelsächsische Lied alle Zeiten durch einander wirft.“ — Gibica der Lex Burgundiorum ist Gibich, der zwar nicht in der Nibelungen Roth, aber im Walthers von Aquitanien [Gibico], im Biterolf, Rosengarten und Dörrennes Siegfried vorkommt, und mit dem Gunki der rithischen Eieder übereinstimmt. Die in der Sage vorkommenden Namen Gibich u. f. w. haben die Anknüpfung an die burgundischen Könige, wo sie sich wieder finden, vermittelt. Nach der Edla Siemundar (8. Jahrhundert) wohnen die Ginkungen am Rhein und Sigurd weiß bei ihnen. Die Norna Gest Saga (14. Jahrhundert) stellt die Ginkunge im Kampfe mit Sigurd King dar. Den burgundischen König Gifca oder Gibica findet man nun in den folgenden Gedichten als König der Franken wieder, der zu Worms seinen Sitz hat, und dessen Name in der Form nur unbedeutende Veränderungen erlittet. Im Waltharius von Eckhard I. zu Sanct Gallen in der ersten Hälfte des 10. Jahrh. gebichtet, heißt er Gibicho, und der Hunnenkönig Attila empfängt von ihm den Dagano als Geisel, der zwar nicht sein Verwandter, geschweiger denn, wie in andern Gedichten vorkommt, sein Sohn, aber doch ein Mann von Rang ist, „veniens de germine Trojae“, wie es a. a. D. 28 heißt. Im Biterolf B. 2614:

Wormes leit ein stat genant,
da die Dankratos kint mit großer ritterscheft sint.
ouch lies ein gewinde da Gifche, da man anders
beszer ritter sellen vant. sie bēde hacten diu lan.

Um den Widerspruch zu heben, der darin liegt, läßt der Dichter, der erst der Sage folgt, welche den Vater Dankrat nennt, dann aber auch den Namen Gibiche gehört haben muß, wie er schon im Walthers steht und später im Rosengarten wieder erscheint, beide gemeinschaftlich herrschen. Im Anhang zu dem Heldensbuch (Ausgabe 1508) ist überall von dem Könige der Franken Gibich und seiner Residenz Worms die Rede: „kuenig gibich von wurms, der het ein tochter hieß Crimhilt, die pflanzet eyne Rosengarten wunniglich tzu wurms an dem rein. — kuenig Guenther was kuenig Gibich sun. — kuenig Gernot was auch syn sun. — Seyfrid ein kuenig aus niderlant, des was das land umb wurms, und lag nader by kuenig Gibich lande. Im ward Crimhilt vermehelt.“ u. f. w. In Althart's Tod herrscht

*) Der Moniteur, welcher in den Jahren 1794 fg. von ihm erröht, und nach demselben alle andern französischen Journale, nennen ihn als Bitterland Giberti. Vergl. noch Biogr. univers. XVII, 323 seq.

†) Siehe Ughelli, Italia sacra; Böcher's Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 265.

König Gibich auch zu Worms und seine Söhne werden ebenfalls Gwenter und Gernot genannt. Ein anderer *Gibecke von Galaber* erscheint bei Ermenrich; f. Dietrich's Flucht (14. Jahrh.) B. 7193:

der Ermenrichen gab den rät,
des namen man mir gesagt hât.
daz was nûr Gibecke,
dirre der hiez Gibecke
und was also recke dærkorn,
von Galaber was er geboren.

Noch ein *Gibecke* wird, wie in der *Ridelungen* Noth (1818, 1), so im *Wierorich* (1230, 3848, 4943, 9711), immer zusammen mit *Schridan* als ein Mann am Hofe des Sonnenkönigs Egel genannt.

In der neueren teuffischen Sage ist der König der Harzwerge *Guebich* berühmt, dessen Namen *Simeon* für eine Entstellung aus *Gibich* hält. Zugleich soll der letztere ein Meiname *Obbin's* sein und ursprünglich den Gott bedeutet haben, der die Gaben vertheilt. *Gorb*, *Gibica*, *Altschaf*, *Kipicho*, *Nord*, *Ginki*. Es dürfte nicht ganz überflüssig sein, noch einiger Ortsnamen zu gedenken, in denen sich die Erinnerung an den einen oder andern *Gibich* erhalten hat: *Gibichenstein* bei Halle an der Saale; *Giebich* am Rhein; *Gevelstein* bei Nürnberg an der Weser; *Güldenstein* unweit des Förstehofes zu Grund im Harz. Letzteres stimmt auch in der Schreibart mit dem Namen des Harzwergekönigs.

(F. L. Boesigh.)

GIBIEUF (Guillaume), französischer Theolog, in der letzten Hälfte des 16. Jahrh. zu Bourges, wo sein Vater die Stelle eines Unterlehrers in Civilsachen bekleidete, geboren, widmete sich unter Leitung des Priesters *Pierre Verulle*, welcher später als Cardinal zu so hohem Ansehen gelangte, der Theologie und erwarb sich im J. 1612 die theologische Doctorwürde. Er hatte zuerst die Absicht, in den Jesuitenorden einzutreten, schloß sich aber, als um diese Zeit (1611) sein Lehrer *Verulle* die Congregation der Väter vom Oratorium *Jesu* stiftete, dieser mit großem Eifer an, und versah für die Folge die Stelle eines Generalvicars, um die Interessen des Ordens während der Abwesenheit des Stichters zu wahren; auch wurde er zum Generalvicarator der von *Verulle* in Frankreich eingeführten Karmeliterinnen und zum Superior des Seminars *Saint-Magloire* ernannt. Das Bisthum Nantes, welches ihm angeboten war, schlug er aus. Da er sich gleich den übrigen Mitgliedern des neuen Ordens durch ebenso tief und freimüthige, als streng christliche Forschung in den theologischen Wissenschaften auszeichnete, so suchten ihn die Gegner dieser Richtung, welche ihn einen Vorläufer des Jansenismus zu nennen pflegten, vielfach und selbst bei dem päpstlichen Stuhle zu verdächtigen, jedoch ohne Erfolg. Dagegen zählte er viele der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit zu seinen Freunden, und unter ihnen auch den Philosophen *Descartes*, welcher ihm sogar seine *Meditationes de prima philosophia* zur Prüfung vorgelegt haben soll. *Gibieuf* erblinde in den letzten Jahren seines Lebens und starb am

6. Juni 1650 zu Paris im Seminare *Saint-Magloire*. Man hat von ihm folgende, durch gründliche Gelehrsamkeit und gesundes Urtheil ausgezeichnete und von seinen Zeitgenossen mit großem Beifalle aufgenommene Schriften: *De libertate Dei et creaturae* (Paris 1630. 4.); *La vie et les grandeurs de la très-sainte vierge* (Paris 1637. 8. 2 Voll.); *La vie de Madeleine de Saint-Joseph, carmélite déchaussée* (Paris 1645. 4.) und *Catechèses de la manière de vie parlante à laquelle les chrétiens sont appelés*. (Paris 1653. 4.) Auch hat er an der ersten Gesamtausgabe der Werke seines Lehrers *Verulle* (Paris 1644. fol.) Antheil. (Vergl. *Biographie universelle*. Tom. XX. p. 326. *Biographie générale*. Tom. XX. p. 450.) (Ph. H. Kuhn.)

GIBRALTAR. Gibraltar bezeichnet zugleich ein an der südl. Küste Spaniens, in der Provinz *Al* dalusien vorspringendes Vorgebirge und die auf demselben angelegte und mit bedeutenden Festungswerken versehene Stadt und gehört nach beiden Bezeichnungen sowohl in geographischer und topographischer, sowie in historischer, namentlich in kriegsgeschichtlicher Bedeutung mit zu den interessantesten Gegenden und Plätzen Europa's.

Die in ihrer größten Breite $\frac{1}{2}$ Meile (2000 Schritte) messende Landzunge, auf welcher die Festung Gibraltar liegt, erstreckt sich auf eine Länge von beinahe einer Meile ins Meer, und bildet mit der ihr gegenüberliegenden, drei Meilen entfernten Spitze des nördlichen Afrika's den Anfang der sich gegen sechs Meilen westlich hin erstreckenden Meerenge, welche das mitteländische Meer mit dem atlantischen verbindet und den Namen der Straße von Gibraltar führt. Diese Meerenge war schon im Alterthume berühmt und wurde von den Römern *fretrum Gaditanum* oder *fretrum Herculeum* genannt¹⁾. Der auf Gibraltar liegende Felsen hieß damals *Calpe*, der auf der gegenüberliegenden afrikanischen Küste vor springende Berg hieß *Abyla* (von den Franzosen wegen der vielen dort sich aufhaltenden Affen mont de singes genannt); beide Felsen wurden in jenen frühesten Zeiten die Säulen des *Hercules* genannt. Am Fuße des *Abyla* liegt die Stadt und Festung *Genta*. Die Landzunge mit der darauf liegenden Festung Gibraltar gebört gegenwärtig der Krone Großbritannien, und besetzt im Norden, wo es mit dem König

1) Der erstere Name schreibt sich her von der am atlantischen Meer in der Nähe der Meerenge von Gibraltar gelegenen spanischen Hauptanlandestadt *Gadir*, welches im Alterthume *Gades* hieß. Die zweite Benennung beruht auf einer Mythe des Alterthums, welcher zufolge *Hercules* auf seinen Bügen auch *Gibraltar* gekommen, die bis dahin zusammenhängenden Festen Europa und Afrika getrennt und auf jeder Seite einen Felsen als Stützpunkt gesetzt haben soll. Auf diesen Säulen des *Hercules* soll sich auch die Inschrift: *nilul plus ultra* befunden haben, die Verhinderung andeutend, welche die Alten sich von der Erde machten, daß nämlich hier die westliche Abgrenzung der Erdkugel liege. Der Kaiser *Karl V.*, welcher ein großes Gewicht auf Gibraltar legte, hatte die Säulen des *Hercules* zu seinem Sinnbild gewählt, jedoch darüber die Inschrift: *plus ultra* setzen lassen, um damit auszuwachen, daß sein Gebiet sich bis über das atlantische Meer hinaus erstreckt.

reiche Spanien zusammenhängt, aus einem flachen etwa $\frac{1}{2}$ Meile langen und gegen 2000 Schritte breiten, in südlicher Richtung sich bis auf 1200 Schritte verzweigenden Landstrich. Von hier aus dehnt sich das Terrain wieder bis zu den bemerkten Breite von 2000 Schritte aus, die es auf eine Länge von 4000 Schritte beibehält und sich dann an dem südlichen Ende (Europaspitze genannt) bis auf 200 Schritte verengt. Die Verbreiterung des Terrains erhebt sich zugleich an der östlichen Seite der Felsen von Gibraltar, der in einer Länge von 6000 Schritten bis zum südlichen Ende hinreicht, wo er den ganzen schmälern Theil der Landzunge einnimmt. Von Süden und Osten aus steigt das Gebirge steil aus dem Meere empor und erreicht seine größte Höhe von 1350 Fuß gegen Norden, wo es ebenfalls steil abfällt. In wenigen steilen Abhängen verläuft sich das Gebirge gegen Westen, wo sich zwischen demselben, von seinem nördlichen Anfange bis zu der ganz vom Felsen eingenommenen südlichen Spitze und zwischen dem Meerbusen von Gibraltar eine schmale, flache Landstrecke von rothem Sandgebirge bildet. Auf diesem Gelände liegt die Stadt Gibraltar, die in Folge der bemerkten Terrainverhältnisse drei- bis viermal so lang ist, als ihre Breite beträgt. An der Landseite befindet sich nur ein Thor (die Landspforte). In der Nähe desselben liegt ein in den Meerbusen hineinpringender Damm (die alte Mole), welcher zugleich einen Hafen bildet, der aber wegen seiner geringeren Tiefe nur von Handelschiffen benutzt wird. Etwa 2500 Schritte südlicher befindet sich die neue Mole, die noch weiter in die See hineinragt und den Hafen für die Kriegsschiffe bildet. Die Hauptstraße, welche die Stadt fast in ihrer ganzen Länge durchschneidet, ist gut gebaut und auf beiden Seiten mit schönen Treppstufen von Steinplatten versehen; sie ist vorzugsweise von Kaufleuten bewohnt; die andern Straßen sind eng und klein. Die Häuser sind schwarz angestrichen; zwischen den Stockwerken, deren sie größtentheils zwei bis drei haben, sind weiße Streifen oder Leisten angebracht. Man gibt zwei Gründe für die Einführung dieses angründlichen Verbrauchs an, einmal, um dadurch den allerdings hier starken Reflex der Sonnenstrahlen und dessen nachtheilige Einwirkung auf die Augen zu mildern, demnach aber den wol wahrscheinlichen Grund, um durch diese Maßregel die Stadt als Zielpunkt bei einem feindlichen Angriffe den Blicken des Feindes mehr zu entziehen. Die Stadt erhält hierdurch beim ersten Anblicke allerdings ein düsteres Aussehen. Dieser Eindruck wird jedoch durch die rastlose Geschäftsbätigkeit und den regen Verkehr, welche die Straßen vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend beleben, bald wieder aufgehoben. Der Hafen Gibraltars dient als Stapelplatz für den Handel zwischen dem mittelländischen Meere und dem Deaan. Fast alle europäischen Mächte und die nordamerikanischen Staaten haben hier ihre Consulen. So bedeutend aber auch der Handelsverkehr ist, so wird er doch durch den Schleihhandel, der sich besonders auf Tabak und Rettun erstreckt, fast noch überwogen. Um diesem entgegen zu

wirken, hatten die Spanier im J. 1731 die sogenannten spanischen Linien oder das Lager von St. Roch am nördlichen Ende der Landzunge errichtet. Dieselben bestanden aus zusammenhängenden Verschanzungen, die auf jedem Ende ein geschlossenes Fort hatten, und die ganze Breite der Landzunge einnahmen. Im J. 1808 wurden diese Linien zerstört, um eine leichtere Verbindung mit den Engländern, mit denen sie um diese Zeit gegen Frankreich aliiert waren, herzustellen, und die französischen Truppen zu verbinden, von diesen Verschanzungen bei einem Angriffe auf Gibraltar Nutzen zu ziehen. Später wurden dieselben, jedoch nicht vollständig, wieder in Stand gesetzt.

Gibraltar hat mit Einschluß der 6000 bis 8000 Mann starken Garnison 16,000 bis 18,000 Einwohner, die sich zum größten Theil zur katholischen, zur evangelischen (nach anglikanischem Ritus) und zur jüdischen Religion bekennen. Diese Religionsparteien haben ihrer besondern Begräbnisplätze und schön gebaute Kirchen (resp. Synagogen). Außer diesen sind als vorzügliche Gebäude anzuführen: das Hospital, das Governmentershaus, früher ein Franziskanerkloster mit einem schönen Garten, der auch dem Publicum an gewissen Tagen der Woche als Promenade gestiftet ist, die Kasernen für die Soldaten, das Admiraltätsbureau, das Waffen- und Proviantbureau. Auch ist ein großer Platz vorhanden, der für die Übungen und Paraden der Garnison bestimmt ist. Gesetz- und Verichtsverfassung sind englisch, ebenso die Polizeiverwaltung, welche mit Ordnung und Pünktlichkeit ausgedrückt wird, weswegen man hier auch nicht durch Bettler belästigt wird, wie dies in den übrigen spanischen Städten der Fall ist.

Was die Beschaffenheit des Bodens und die klimatischen Verhältnisse der Landzunge betrifft, so ist, wie schon aus den vorstehenden Angaben hervorgeht, der größte Theil der Oberfläche durch ein Gebirge eingenommen. Dasselbe besteht aus hartem Kalkstein und trägt das Gepräge der Kalkstein. Durch Kunst und Betriebsamkeit der Engländer ist indessen viel für die Verbesserung des Feldens und die Productivität des Bodens geschehen. Eine große Anzahl schön angelegter Straßen und Wege, die zu Pferde und zu Wagen passierbar sind, führen bis auf die höchsten Punkte des Berges. Um denselben auch durch Baum- und Blumenanlagen zu verschönern, hat man Erde aufgetragen, die durch ausgeführte Mauern und andere Stützmittel getragen wird. Das Klima ist zufolge der Lage dieser Gegend, zwischen dem 35. und 36. Grade nördlicher Breite und bei der Nähe Afrika's das wärmste in Europa. Die Isotherme beträgt 18° R., die Isotherme 22,7° und die Isochime 13,8°. Schnee und Eis gehören zu den größten Seltenheiten; auch der Regen ist nicht häufig. Unter den verschiedenen Pflanzen, die der Boden erzeugt, befinden sich viele subtropische; die gewöhnlichsten Bäume sind: Akazien, Oliven, Cypressen, Johannisbrotbäume, Silberpappeln, Acergarnen, Aloe und Oleander. Diese Landzunge ist auch die einzige Gegend Europa's, in welcher es Offen gibt, und zwar die mit dem Namen

Cynoscephalus bezeichnete Art; sie halten sich in den Schluchten auf, die sich auf den Bergabhängen vorfinden.

Der Felsen hat in seinen Abhängen verschiedene durch die Natur gebildete Grotten und Höhlen, unter denen die Michaelshöhle die berühmteste ist. Der Eingang zu derselben liegt 1300 Fuß (pariser) über dem Meeresspiegel; der untere Raum hat eine Tiefe von mindestens 70 Fuß und enthält Säulen schönster Bildung von Tropfstein. Hundert Schritte davon findet man einen anderen schönen Raum von 195 Fuß im Geviert, dessen Wölbung 60 und einziger Fuß hoch ist; rechter Hand ist eine Oeffnung oder zweite Höhle, mit ähnlichen wunderbaren Gebilden, die so regelmäßig geordnet sind, daß die Grotte das Aussehen eines Tempels gewinnt. Von der über dieser Höhle befindlichen Plattform kann man den ganzen Meerbusen und Hafen von Gibraltar übersehen, sowie die schönen Landhäuser und Gärten, welche die Einwohner kufenförmig auf den westlichen Abhängen des Berges angelegt haben, bis zu der öffentlichen Promenade, die sich auf eine Entfernung von 1000 Schritten von der Stadt Gibraltar bis zu der neuen Häuserreihe erstreckt, welche mit dem Namen: der Süden bezeichnet werden. Ebenso erblickt man von der Michaelsgrotte aus die Casernen und das Marinehospital, ein sehr bequem eingerichtetes Gebäude. In der Nähe dieser Anlagen befinden sich auch acht Cisternen mit demensicheren Bedeckungen, in denen das aus dem Berge fließende Wasser sich in bedeutender Menge sammelt, wodurch den Einwohnern Gibraltar's der große Vortheil erwächst, daß sie stets mit gutem Trinkwasser versehen sind, ein Vorzug, der für den Fall einer Belagerung oder Wiederaufnahme des Plazes von der äußersten Wichtigkeit wird.

Die Situation Gibraltar's macht dasselbe in einem vorzüglichen Grade zu einem festen Plaze geeignet. Diese Eigenthümlichkeit wurde auch schon früh erkannt; denn die Mauren legten bereits bei ihrem ersten Einfälle in Spanien im Anfange des 8. Jahrh. hier Festungswerke an; namentlich erbauten sie ein großes Schloß, wobei sie eine Art Kitt in Anwendung gebracht haben sollen, der von einer außerordentlichen Haltbarkeit gewesen sein muß, da dieses Schloß sich nach so vielen Jahrhunderten bis zur gegenwärtigen Zeit noch fast ganz erhalten hat²⁾. Es dient gegenwärtig als Citadelle; vermöge seiner höheren Lage in nordöstlicher Richtung von der Stadt beherrscht es dieselbe und deckt sie zugleich zum Theil gegen das Feuer der feindlichen Batterien bei einem Angriffe von der Landseite. Kaiser Karl V., der die Wichtigkeit dieses Plazes erkannte, ließ die Befestigungen Gibraltar's durch den teutschen Ingenieur Daniel Spörle, der sich durch die Einführung der italienischen Befestigungsmanier in Teutschland berühmt gemacht hatte, verbessern und vervollständigen.

2) Über dem Thore des Schloßes befindet sich noch eine von den Mauren herkommende arabische Inschrift, die angeblich auch in der Nacht wie am Tage gelesen werden kann.

Am meisten aber verdankt der Plaz die Stärke und Ausdehnung seiner gegenwärtigen Befestigung der Thätigkeit der Engländer. Vorzugsweise ist die nördliche, die einzige einem Angriffe zu Lande ausgesetzte Seite mit Vertheidigungswerken versehen, die theils niedrig gelegen, das vorliegende Terrain rasend bestreichend, theils terrassenförmig auf dem Berge sich erhebend, die Angriffswerte von oben herab beschließen. Zwischen den beiden zu dem nördlichen Eingange des Plazes führenden Wegen, von denen der eine an dem Felsen, der andere an dem Meerbusen sich hinzieht, befindet sich eine über 6 Fuß tiefe Ueberschwemmung. Die Ausgänge beider Wege sind durch pallisadirte Werke gedeckt; weiter zurück liegt noch ein kleines Werk, welches beide Wege bestreift. Zur niederen Vertheidigung dienen noch zwei Bastions und die zwischen ihnen liegende Courtine, auf welchen letzteren sich die große Batterie, mit 26 Kanonen besetzt, befindet; vor diesen Werken liegt ein Graben und ein gedeckter Weg. Eine andere, ebenfalls zur niederen Vertheidigung des Einganges und des vorliegenden Terrains bestimmte Batterie ist auf dem Ende der alten Mole angelegt und mit 16 schweren Geschützen besetzt. Dieselbe ist in der letzten Belagerung den Spaniern so verderblich geworden, daß sie ihr den Namen Aufschlagsbatterie beilegte. Zu den höher angelegten Batterien gehören die Batterien des Königs und der Königin auf einer Höhe von etwa 50 Fuß. Weiter hinauf erheben sich die vier Willkürbatterien, mit 60 schweren Kanonen besetzt, von denen die niedrigste 400 Fuß hoch liegt. Noch etwas höher und mehr östlich gelegen ist die Terrassen- oder Faringthonsbatterie. Neben dieser liegen ferner auf dem nach Osten sich immer höher erhebenden Felsen auf einander folgend die Greensbatterie und die Royalbatterie. Endlich befinden sich noch auf dem Gipfel des Felsens die Felsenkanone und der Felsenmörser. Alle die hier erwähnten höher gelegenen Batterien sind mit einem außerordentlichen Aufwand von Arbeit und Kosten in den Felsen gehauen. Sie sind zum größten Theil das Werk des Generals D'Harc, welcher nach der letzten Belagerung Commandant in Gibraltar war. Derselbe ließ auch außerdem mit nicht geringeren Anstrengungen im Innern des Felsens ausgehöhlte Räume anlegen, die so ausgedehnt sind, daß die ganze Garnison während einer Belagerung darin eine Aufnahme finden kann. Der bedeutendste von diesen Räumen ist der St. Georgsfaal, der einen Durchmesser von 30 Fuß und eine eben so große Höhe hat. Diese unterirdischen Hallen sind mit allen auf dieser Seite liegenden Batterien mittels ebenfalls durch den Felsen gearbeiteter Communications, die so hoch sind, daß man sie zu Pferde passieren kann, in Verbindung gesetzt.

Die Festeite der Stadt wird durch eine kleinere Brustwehr von 7 Fuß Höhe mit einem vorliegenden Glacis vertheidigt. Sie ist mit Bastions versehen, deren größtes, das Königsbastion, in der Mitte vor der Stadt liegt. Es hat beinahe die Gestalt eines halben Rondels, indem die Ecken abgerundet sind, und enthält

Kasematten für 800 Mann. Die ganze Brustwehr ist mit Geschützen besetzt, von denen auf das Königsbassin allein zwölf 32pfündige Kanonen und 14 zum Theil sehr große Haubitzen kommen. Diese Beschießungslinie erstreckt sich noch weiter nach Süden bis über die ebenfalls stark besetzte neue Mole hinaus, von wo an sehr steil, bis 70 Fuß hohe Felsen die Küsten ganz unzugänglich machen. Ebgleich weder hier noch von der Ostseite her wegen des hohen und schroffen Felsens ein Angriff zu befürchten ist, sind doch auf verschiedenen Punkten hochliegende Batterien angelegt, die sowohl das mittelländische Meer als die östliche Seite des Felsens beschießen. In der Gegend, wo der südliche Theil der Stadt endet, befindet sich noch eine alte, von Karl V. angelegte Mauer, die bis zum Gipfel des Berges hinansteigt, und dadurch die Verbindung zwischen dem südlichen und nördlichen Theile der Landzunge unterbricht. Ebenfalls auf dem Gipfel des Berges ist ein Signalturm errichtet, von wo aus der dort stets unterhaltene Wachtposten das Meer nach allen Richtungen viele Meilen weit übersehen kann und sich nähernde Schiffe schon von sehr großer Entfernung aus signalisirt.

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß Gibraltar mit zu den festesten Plätzen gehört, die überhaupt existiren; wenn indessen diese Festung, wie dies häufig geschieht, eine unüberwindliche genannt wird, so kann diese Behauptung jedenfalls nur unter der Bedingung zugegeben werden, daß der Besizer der Festung zugleich Herr des Meeres ist. Aufgefallen waren, daß im andern Falle der Platz in Folge einer längeren Belagere durch Hunger zur Uebergabe gezwungen werden könnte, so ist auch die Seefront ungeachtet der nach der letzten Belagerung angebrachten Verstärkungen immer noch die schwächste Seite. So wie die Verteidigungswerke auf dieser Front noch jetzt beschaffen sind, dürfte es doch möglich sein, ihnen überlegene Angriffskräfte zur See entgegen zu stellen. Bei einem von dieser Seite her unternommenen, mit den erforderlichen Mitteln ausgerüsteten und gut geleiteten Angriff erscheint daher Gibraltar nicht als unannehmbar. Einem Angriffe von Lande stellen sich dagegen die bedeutendsten Schwierigkeiten entgegen. Ein solcher kann nur von der Nordseite her gegen die Landspitze unternommen werden. Diese Front ist aber nicht allein am stärksten besetzt und mit einer überaus großen Anzahl von Geschützen versehen, sondern es beschien die Hauptschwierigkeiten für einen von dieser Seite angreifenden Feind darin, daß das hier liegende Terrain zu schmal ist, und daher die Anlage der zu einem förmlichen Angriffe erforderlichen Werke nicht gestattet. Auf einen Hauptvortheil, der in gewöhnlichen Fällen dem Angriffe die Ueberlegenheit gewährt, nämlich die angegriffene Front zu umfassen, die Linien der darauf befindlichen Werke nicht nur in der Front beschießen, sondern auch einflanken und einschleichen, überbaupt eine größere Anzahl Geschütze gegen dieselbe in Thätigkeit setzen zu können, muß also der Belagerer hier verzichten.

Der Besitz Gibraltars ist für England von großer

Wichtigkeit. Außer dem Nutzen, den dasselbe als Stapelplatz für den Handelsverkehr zwischen den am mittelländischen Meere gelegenen Ländern und dem übrigen Europa und America gewährt, ist seine Lage an der Meerenge geeignet, diese mit Hilfe einer Flotte zu sperren. England ist dadurch in den Stand gesetzt, die maritimen Streitkräfte Frankreichs und Spaniens, die sich im mittelländischen Meere befinden, von den in anderen Gewässern stationierten zu trennen. Jedenfalls gewährt der Besitz dieses Plazes den Engländern den nicht unwichtigen Vortheil, daß ihnen keine Bewegung von Kriegsschiffen unentmerkt bleiben kann, bei welchen ein Passiren der Straße von Gibraltar erforderlich ist.

Der Ursprung dieser berühmten Stadt und Festung verliert sich in die dunkelsten Zeiten des Alterthums. Der Gibraltarfelsen war schon den Phöniziern unter dem Namen Klube, den Griechen und Römern unter dem Namen Kalpe bekannt und merkwürdig. Wenn auch die Erzählungen von den hier ausgeführten Thaten des Herkules (s. Anm. 1.) nur in das Reich der Mythen gehören, so ist doch so viel außer Zweifel, daß die genannten alten Völker schon in den frühesten Zeiten bis dorthin gelangt sind, und sich daselbst angesiedelt haben, wie aus den uns verbliebenen Ueberlieferungen des Pompejanus Mele, des Strabon und des Plinius hervorgeht. Die hier in den ältesten Zeiten gegründeten Ortschaften, als Kalpe, Kartaja, Melcaria u. a., deren die gedachten Autoren Erwähnung thun, sind jetzt fast spurlos verschwunden; nur von Kartaja, welches ursprünglich den Phöniziern gehörte, und später in den Besitz der Carthager überging, sind an dem Meerbusen von Gibraltar noch schwache Ueberreste zu entdecken.

Die Zeit, um welche dieses Vorgebirge, als ein zu einem festen Plage geeigneter Punkt, zuerst die Aufmerksamkeit auf sich lenkte, und zugleich seinen gegenwärtigen weltberühmten Namen erhielt, fällt in den Anfang des 8. Jahrh. n. Chr. Um diese Zeit wurde nämlich dem westgotischen Reiche, welches sich nach der großen europäischen Völkerwanderung in Spanien gebildet hatte, durch einen Einfall der im nördlichen Afrika wohnenden Araber (Mauren) ein Ende gemacht. Dieses Reich, durch einen kräftigen germanischen Stamm gegründet, war während seines 300jährigen Bestehens durch die Zugellosigkeit seiner Beherrscher und durch die Verwilderung des Volkes mehr und mehr in Verfall gerathen.

Die unmittelbare Veranlassung zum Untergange des Reichs gab der in hohem Grade ausschweifende letzte gotische König RodERIC, indem er die schöne Tochter des Grafen Julian, eines der mächtigsten und einflußreichsten Herren des Reichs, der zugleich Statthalter von Ceuta war, entehrte. Um diese seiner Familie angehangene Schmach zu rächen, sagte Julian den Entschluß, den König RODERIC vom Throne zu stoßen, und verband sich zu diesem Zwecke mit mehreren anderen Edelleuten, denen der König ebenfalls vielfachen Grund zur Unzufriedenheit gegeben hatte. Um seinen Plan um so sicherer auszuführen, suchte der Graf Ju-

lian sich auch des Besitzandes des damals in Afrika herrschenden maurischen Khalifen Abelmelik zu versichern, indem er ihm das Unternehmen bei dem zerrütteten Zustande des gotthischen Reiches als ein leicht auszuführendes schilderte, und ihm eine reiche Beute in Aussicht stellte. Der Khalif, um sich zuversert von dem Stande der ihm geschilderten Verhältnisse zu überzeugen, schickte im J. 710 nur 400 Mann Fußwoll und 100 Reiter unter der Führung seines Feldherrn Tarif (oder Tarif), denen der Graf Julian mit seinen Gefährten sich anschlossen, nach Spanien. Die kleine Schar landete bei Tarifa und zog von hier nach dem unweit davon, am westlichen Ufer des Meerbusens von Gibraltar gelegenen Städt Algeiras, plünderte diese und mehrte Städte der Umgegend und kehrte mit reicher Beute nach Afrika zurück. Aufgemunter durch diesen günstigen Erfolg, sandte der maurische Khalife im folgenden Jahre ein aus 12,000 Mann bestehendes Corps wiederum unter dem Oberbefehle des Tarif nach Spanien. Diesmal landete er auf der Landenge, die den Berg Kalpe mit dem festen Lande verbindet, und errichtete auf der des heutigen Gibraltar bildenden Landzunge mehrte Befestigungswerke, um sich eine gesicherte Verbindung mit Afrika zu erhalten. Die Mauren gaben von dieser Zeit an dem Berge Kalpe ihrem Feldherrn zu Ehren den arabischen Namen: Gebel (Gibel) al Tarif, d. h. Felsen des Tarif, woraus in der Folge der Name Gibraltar entstand.

Tarif drang nun, nachdem er einen kleinen Theil seiner Truppen zur Befestigung der errichteten Befestigungen zurückgelassen hatte, mit seinem Heere weiter vor, eroberte zunächst das nur eine kleine Reile von Gibraltar entfernte Kartaja und bemächtigte sich darauf auch mehrere andere Städte. Der König Roderich hatte unterdessen ebenfalls ein Heer gesammelt und zog mit demselben dem Feinde entgegen. Am 26. Juli 711 trafen beide Heere bei Xeres zusammen. Hier kam es zu einer blutigen Schlacht, in welcher die Mauren siegten und Roderich selbst fiel. Die Mauren breiteten sich nun immer weiter aus und eroberten fast das ganze Reich bis auf einige nördliche Provinzen, in welche die Goten zurückgedrängt wurden. Hier gelang es den letzteren nicht allein, sich gegen die bis dahin siegreichen Mauren zu behaupten, sondern im Laufe der Zeit manche Vortheile über sie zu gewinnen.

Gibraltar wurde unterdessen von den Mauren immer mehr besetzt, und im J. 1149 das feste Schloss daselbst erbaut. Aber auch die Goten ermannten sich mehr und mehr, und nach mehreren blutigen Kämpfen war es ihnen gelungen, fast den ganzen nördlichen Theil Spaniens wieder unter ihre Vormachtigkeit zu bringen. Besonders glücklich in diesen Kämpfen war Ferdinand II., König von Kastilien, ihm gelang es auch, Andalusien und im J. 1302 Gibraltar zu erobern. Der maurische König von Granada, Israhel, versuchte 1313 Gibraltar, welches bereits eine große Wichtigkeit erlangt hatte, wieder zu gewinnen, wurde jedoch von Alonso, dem Sohne Ferdinand's IV. gezwungen, die unternommene Belagerung wieder aufzuheben. Dagegen gelang es dem

Sohne des Kaisers von Marokko, Abemelik, im J. 1333 sich wiederum in den Besitz Gibraltar's zu setzen, nachdem er es sechs Monate belagert hatte, und die Spanier nach einer tapferen Vertheidigung sich endlich durch Hunger gezwungen sahen, den Platz zu übergeben. Alphons XI., König von Kastilien, hatte der bedrängten Festung zu Hilfe kommen wollen, und langte auch wirklich kurze Zeit nach der erfolgten Uebergabe mit seinem Heere dort an. In der Voraussetzung, daß die Mauren noch nicht Zeit genug gehabt haben würden, die Festung gehörig mit Proviant zu versehen, und seinen langen Widerstand würde leisten können, schloß er dieselbe ein. Der König von Granada rühte aber mit seiner ganzen Macht den in Gibraltar eingeschlossenen Mauren zu Hilfe, stellte sich im Rücken des spanischen Heeres auf und schnitt ihm alle Verbindung mit seinen Hülfquellen ab. Alphons geriet durch die seinen Truppen selbst in solche Hungersnoth, daß er sich genöthigt sah, mit den Mauren Frieden zu schließen, und die desabsichtige Wiedereroberung Gibraltar's nach einer achtmonatlichen Belagere aufzugeben.

In dem nach einigen Jahren wieder ausgebrochenen Kriege errang Alphons XI. im J. 1340 einen glänzenden Sieg bei Tarifa über den Kaiser von Marokko, der mit einem ungeheuren Heere in Spanien eingefallen war. Nachdem es dem Könige Alphons 1344 gelungen war, sich auch der Stadt Algeiras zu bemächtigen, war sein Hauptbestreben dahin gerichtet, Gibraltar wieder zu erobern. Er rückte 1349 vor diese Festung und belagerte dieselbe; sein im folgenden Jahre eintretender Tod machte indessen auch diese Belagerung erfolglos, und der Besitz Gibraltar's verblieb den Marokkanern, die sich auch bis zum Jahre 1410 in demselben erhielten. In diesem Jahre benutzte der König von Granada Yusuf III. die in Marokko ausgebrochenen inneren Unruhen zu einer Unternehmung gegen Gibraltar; es gelang ihm auch, dasselbe zu erobern, und auf diese Weise wieder unter die Vormachtigkeit der spanischen Mauren zu bringen. Mit diesem Wechsel ihrer Herrschaft waren die Einwohner Gibraltar's jedoch unzufrieden, emporien sich gegen die von Yusuf eingesetzte Obrigkeit und baten den Kaiser von Marokko um Beistand. Dieser sandte ihnen auch die erbetene Hilfe unter seinem Bruder, Saïd, der auch von der Stadt und Festung Besitz nahm. Doch schon im nächsten Jahre (1411) rückte Yusuf von Neuem mit einem Heere vor Gibraltar und nahm dasselbe nach kurzer Belagerung, da es nicht gehörig mit Proviant versehen war.

Im J. 1438 ließ Don Juan II. Gibraltar zu Lande und zu Wasser belagern; diese Unternehmung fiel indessen sehr unglücklich aus. Die Spanier erlitten eine große Niederlage, wobei ihr Anführer Don Gusman selbst ums Leben kam. Von einem günstigeren Erfolge war dagegen der Versuch, den Heinrich IV. im J. 1462 durch Don Gusman, Herzog von Medina Sidonia, Sohn des bei der früheren Belagerung getöbten Don Gusman, gegen Gibraltar unternehmen ließ. Die Mauren setzten zwar den Belagerrern einen hartnäckigen und

langen Widerstand entgegen; doch gelang es den fortgesetzten Anstrengungen der Spanier, diesen wichtigen Platz endlich zu erobern, in dessen ununterbrochenen Besitz sie sich 242 Jahre erhielten. Ein von dem holländischen Admiral Heemskerck im J. 1607 gemachter Versuch, Gibraltar durch einen gewaltsamen Angriff zu nehmen, blieb ebenso wie ein zweiter von dem französischen Admiral Tourville 1693 unternommener Eroberungsversuch erfolglos.

Erst während des spanischen Erbfolgekrieges ging dieser Platz, um dessen Besitz so viele Kämpfe stritten worden hatten, für Spanien verloren und kam in die Gewalt der englischen Krone.

Als nämlich im J. 1704 die vereinigte englische und holländische Flotte auf der Rückkehr aus dem mitteländischen Meere begriffen war, suchten der englische Admiral Rooke und der ebenfalls auf der Flotte befindliche österreichische Feldmarschall-Rutenant, Prinz Georg von Hessen-Darmstadt, den Entschluß, das von den Spaniern nur schwach besetzte Gibraltar durch einen gewaltsamen Angriff zu nehmen. Die Flotte lief am 1. Aug. in den Meerbusen von Gibraltar, setzte 1800 Mann englischer und holländischer Truppen auf den Felsen im Norden von Gibraltar ans Land, deren Führung der Prinz von Hessen-Darmstadt übernahm. Der Admiral Rooke traf die nöthigen Anstalten zur Beschießung der Stadt und der davor liegenden Festungswerke, und der Prinz von Hessen-Darmstadt ließ den Commandanten der Festung, den Marquis von Salines, aufsuchen, den Platz zu übergeben. Nachdem diese Aufforderung abgelehnt worden war, begann die Flotte am 3. August ihre Feuer, und zwar mit solcher Heftigkeit, das in 5 bis 6 Stunden über 15,000 Schüsse geschossen. Die feindlichen Geschütze, besonders aus der südlichen Reihe, waren dadurch bedeutend beschädigt worden, und der Admiral Rooke ließ nun zur Beschnahme dieser Festungswerke eine Anzahl Truppen landen. Obgleich der Feind einige Mine springen ließ, und dadurch 2 Officiere und 40 Mann tödtete, sowie 60 Mann verwundete, wurden dennoch einige Festungswerke erobert und behauptet. Eine darauf nochmals an den Festungcommandanten ergangene Aufforderung zur Uebergabe des Platzes nahm derselbe an, und capitulirte am 4. Aug. 1704. An demselben Tage rückte der Prinz von Hessen-Darmstadt in die Stadt und Festung ein und nahm sie für die englische Krone in Besitz, in welchem sich dieselbe auch bis zur gegenwärtigen Zeit erhalten hat. Gibraltar befand sich bei der Uebergabe in einem ganz guten Verteidigungszustande; es war mit Geschützen reichlich versehen, die Geschützfront allein mit 100 Kanonen besetzt; auch Munition und andere Vorräthe waren genügend vorhanden; dagegen betrug die Stärke der Besatzung nur 150 Mann, und nur dieser Vernachlässigung der spanischen Regierung ist es zuzuschreiben, daß ein Platz von so außerordentlicher Wichtigkeit durch einen Angriff mit so geringen Mitteln und in so kurzer Zeit verloren gehen konnte; denn die ganze Belagerung hatte nur vier Tage, der eigentliche Angriff nur einen Tag ge-

dauert. Der Admiral Rooke verließ darauf mit seiner Flotte Gibraltar, in welchem der Prinz von Hessen-Darmstadt als Festungcommandant mit einer angemessenen Besatzung zurückblieb.

Die Spanier und die mit ihnen verbündeten Franzosen empfanden den Verlust Gibraltar's sehr schmerzlich, und ihr eifrigstes Bestreben war dahin gerichtet, sich dieses so wichtigen Platzes sobald als möglich wieder zu bemächtigen. Nachdem daher der Admiral Rooke sich mit der Flotte entfernt hatte, rückte der spanische General Villadarias noch in demselben Jahre (13. October) mit einer Armee vor Gibraltar, zu deren Verstärkung die französische Flotte 3000 Mann und 40 Schiffe bei Malaga ans Land geschickt hatte. Der französische Admiral de Pointy sollte die Festung von der Seeseite angreifen. Am 21. October wurden die Laufgräben eröffnet und die Belagerung mit allem Eifer betrieben. Auf den 9. November war ein allgemeiner Sturm auf die Festung angelegt, doch schon am 7. erschien der von dem Prinzen von Hessen-Darmstadt zum Beistande aufgesendete englische Admiral Keake mit 23 englischen und holländischen Kriegsschiffen. Von den fünf im Hafen befindlichen spanischen Fregatten eilten vier an das Land, um die Mannschaften, und was sonst noch möglich war, zu retten. Die Schiffe wurden demnach in Brand gesteckt; nur eine Fregatte entkam. Admiral Keake versorgte die Festung mit Mannschaften, Munition und Proviant und beschloß auch das spanische Lager. Obgleich nun Gibraltar mit Verteidigungsmitteln wieder gut versehen war, wurde die Belagerung doch eifrig fortgesetzt. Mehrere von den Spaniern mit großer Kühnheit unternommene Ueberrumpelungsversuche mißlangten. Indessen wurde die Lage Gibraltar's doch einigermaßen bedenklich, nachdem der Admiral Keake wiederum nach Lissabon zurückgegangen war. Der Zugang zur See wurde durch den Admiral de Pointy von Neuem gesperrt, auch war es demselben gelungen, einen aus Irland kommenden Succurs zu zerstreuen und zwei mit Erkennungsschiffen besetzte Transportschiffe wegzunehmen. Auch das Belagerungskorps zu Lande wurde im Februar 1705 durch 4000 Mann unter dem Marschall de Tessé verstärkt. Am 7. Februar hatten die Belagerer einen gewaltsamen Angriff unternommen und bereits eine Bastion erkliegen, waren jedoch durch die muthvolle Verteidigung der Engländer mit großem Verluste wieder zurückgeworfen worden. Der Marschall de Tessé traf nunmehr Anstalten zu einem allgemeinen Sturme; ehe es aber dazu kam, traf am 21. März 1705 der Admiral Keake, nachdem er durch ein Geschwader unter Sir Thomas Dillie und Sir John Hardy verstärkt worden war, mit 35 englischen, portugiesischen und holländischen Kriegsschiffen vor Gibraltar ein. Der Admiral de Pointy hatte von seinen 13 Kriegsschiffen in Folge eines am 18. März erfolgten Sturmes nur noch fünf Schiffe besaßen. Mit diesen wollte er beim Erscheinen der feindlichen Flotte davor eilen, wurde jedoch bald eingeholt und angegriffen. Nach einer vierstündigen tapferen Gegenwehr wurden drei Schiffe erobert.

Die beiden anderen Schiffe setzte der französische Admiral auf den Strand, und ließ sie, nachdem die Mannschaften gerettet waren, verbrennen. Gibraltar wurde nun wieder mit allen Vertheidigungsbedürfnissen vollständig versehen. Der Marschall de Tessé hob nun die während eines halben Jahres mit so vielen Opfern und Verlusten geführte Belagerung, nachdem er alle Anstrengungen vereitelt sah, gegen Ende März 1705 auf, und verwandelte dieselbe in eine Blokade, wobei er eine verschonte Linie über den Isthmus ziehen ließ. Im J. 1710 thaten die Engländer einen bedeutenden Ausfall, wobei sie viele Gefangene machten. Weitere Unternehmungen kamen in diesem Kriege nicht vor, bis endlich in dem am 11. April 1713 zu Utrecht zu Stande gekommenen Frieden Gibraltar auf einige Zeiten der Krone Großbritannien zuerkannt wurde.

Desseingegachtet trieb der große Wunsch Spaniens, sich in den Wiederbesitz Gibraltar's zu setzen, dasselbe zu einem neuen Verluste, im J. 1727 sich dieses wichtigen Plazes zu bemächtigen. Indessen auch dieser Versuch mußte nach einer viermonatlichen Belagerung, in welcher die Spanier gegen 3000 Mann verloren hatten, wieder aufgegeben werden. Spanien ließ sich darauf in friedliche Unterhandlungen ein, und bot für die Wiederüberlassung Gibraltar's der englischen Krone die Summe von 2,000,000 Pfd. Sterl. Letztere ging jedoch auch auf dieses Anerbieten nicht ein, und Spanien mußte in dem Vertrage zu Sevilla 1729 von Neuem allen Ansprüchen auf Gibraltar entsagen. Um nun dasselbe von dem Continente gänzlich abzusperrern, legte Spanien 1731 die sogenannten spanischen Linien an, eine quer über die Landenge in einer Entfernung von 2000 Schritt von der Festung errichtete zusammenhängende Reihe von Verschanzungen, an deren beiden Enden sich Forts, und zwar am östlichen das Fort Barbara, am westlichen das Fort Philipp befanden.

Im J. 1760 drohte dem englischen Besitze Gibraltar's eine eigenthümliche Gefahr, indem in zwei Regimenten der Besetzung eine weit verzweigte Verschwörung sich gebildet hatte. Die Absicht der Theilnehmer, deren Anzahl sich auf mehr als 700 Personen belief, ging nämlich dahin, sich der Festungscasse zu bemächtigen und den Plaz den Spaniern in die Hände zu liefern. Dieser sträfliche Plan wurde jedoch noch zeitig genug entdeckt, um dessen Ausführung beseitigen zu können.

Die merkwürdigste Epoche in den kriegergeschichtlichen Ereignissen Gibraltar's bildet unstreitig die im J. 1779 beginnende und während einer Dauer von drei Jahren, sieben Monaten und eiss Tagen fortgesetzte Belagerung dieser Festung durch die vereinigten Kräfte der Spanier und Franzosen, indem dieselbe in Bezug auf den Aufwand von Anstrengungen, Mitteln und Kosten von Seiten der Belagerer nur mit Ausnahme der in neuester Zeit stattgefundenen Belagerung Sebastopol's, in Bezug auf die geschickte, umsichtige und muthvolle Vertheidigung durch den englischen General Elliot aber überhaupt ohne Beispiel in der Kriegsgeschichte dasteht.

Der nicht zu unterdrückende Wunsch Spaniens, Gibraltar den Engländern wieder zu entreißen, mochte wol der Hauptbeweggrund gewesen sein, aus welchem dasselbe dem um jene Zeit bestehenden Kampfe Frankreichs gegen England sich anschloß. In Folge dieser Theilnahme an dem Kriege gegen England rückte ein spanisches Belagerungskorps von 18 Bataillonen und 12 Escadrons unter dem General Mendoza vor. Der spanische General ließ am 21. Juni 1779 alle Verbindung mit Gibraltar abbrechen, und besetzte die sogenannten spanischen Linien, die ihm zur ersten Parallele dienten. Zu gleicher Zeit begannen in der Festung die Arbeiten, um dieselbe in einen möglichst starken Vertheidigungszustand zu setzen. Von jenem Tage an ist daher der Anfang dieser interessanten Belagerung zu rechnen. Die ersten thätlichen Feindseligkeiten fanden dagegen erst am 3. Juli statt, an welchem Tage die Spanier auf die Fregatte, die von Ceuta der Garnison Lebensmittel zuführte, feuerten.

Die Garnison von Gibraltar bestand beim Beginne der Belagerung aus 209 Officieren, 482 Unterofficieren und 4632 Gemeinen. Da sich unter diesen Mannschaften nur 32 Unterofficiere und 428 Gemeine der Artillerie befanden, so ließ der General Elliot sogleich noch 180 Mann aus der Infanterie auswählen und sie im Artilleriedienste einüben, eine Maßregel, die sich im Laufe der Belagerung als eine sehr vortheilhafte erwies. Schon um die Mitte des Monats Juli wurde der Hafen von Gibraltar durch zwei Linienfahrzeuge, zwei Fregatten und mehrere kleinere Kriegsfahrzeuge blockirt, und gegen Ende August begannen die Spanier an mehreren Orten in ihren Linien Batterien zu bauen. General Elliot eröffnete sein Feuer gegen diese Arbeiten des Feindes am 12. September aus dem oberen Batterien. Um die Wirksamkeit der Hochgeschosse gegen die feindlichen Arbeiter zu erhöhen, machte man den Versuch, dieselben aus Kanonen zu schießen. Der beabsichtigte Zweck wurde auch in solchen Grade erreicht, daß man auch in der Folge häufig Gebrauch von dieser Verwundungsart der Hochgeschosse machte³⁾. Desseingegachtet gelang es den Belagerern, im Monate October 35 Schiffswarten in ihren Linien zu eröffnen und im November mit den Approchen vorzugehen. Die meiste Hoffnung setzten sie jedoch auf die Einschließung des Plazes, und eine solche war in der That nicht unbegründet, indem die Festung beim Beginne der Belagerung nicht genügend mit Proviant versehen war. Der Mangel an Lebensmitteln wurde daher auch bald sehr empfindlich. Die Einwohner geriethen bereits in die größte Noth; von den Unbemittelten mußten Viele ihr Leben mit Ditteln und dergleichen fristen. Auch die Portionen für die Soldaten mußten sehr beschränkt werden. Der Gouverneur Elliot selbst, um mit gutem

3) Die hier erwähnte Verwendung der Hochgeschosse ist angemessig bei dem Festungsvertheidigungs- und Belagerungskriege allgemein eingeführt worden, zu welchem Zweck besonders Arten von Kanonen konstruirt worden sind (s. den Art. Geschütze).

Beispiele voranzugehen und den Muth der Mannschaften zu erhalten, lebte eine Zeit lang täglich von 4 Uhr an Reis. Während diese Noth und Gefahr, in welcher die Festung schwebte, einen hohen Grad erreicht hatte, erschien der englische Admiral Rodney in der Mitte des Januar 1780 mit einer Flotte und einem Convoi von englischen und eroberten spanischen Transportschiffen vor Gibraltar, in welcher er der Festung neue Vorräthe an Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen zuführte. Er hatte die spanische Flotte unter dem Admiral Langara am 16. Jan. 1780 in der Gegend von St. Vincent geschlagen, den verwundeten spanischen Admiral zum Gefangenen gemacht und ihm die erwähnten Transportschiffe genommen. Die Freude und Erhebung des Muths der Garnison bei Erblickung der englischen Flotte waren außerordentlich groß. Durch den Admiral Rodney erhielt die Festung nicht allein einen großen Vorrath an Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen aller Art, sowie eine Verstärkung von 16 Officieren und 1000 Mann an Unterofficieren und Gemeinen, sondern es trat hierdurch der große Vortheil für den Platz ein, daß die Verbindung mit der afrikanischen Küste wieder hergestellt war, und von dort her frisches Fleisch und Früchte bezogen werden konnten. Der Admiral Langara wurde nach Gibraltar gebracht und mit aller Achtung und den seinem Range zukommenden Ehrenbezeugungen behandelt *).

Am 13. Februar verließ Rodney mit der Flotte Gibraltar, nachdem er zum Schutze der Festung eine Escadre von sechs Schiffen zurückgelassen hatte. Die spanische Escadre unter Don Barcelo erhielt, nach einer zu derselben gestohlenen Verstärkung von vier Linien-schiffen, zwei Fregatten und einem kleineren Fahrzeuge das Uebergewicht über das englische Geschwader und schloß die Festung von Neuem zur See ein. Auch machte Don Barcelo einen Versuch, das englische Geschwader mittels Brandes zu vernichten, ein Unternehmen, welches alle Wahrscheinlichkeit des Erfolges für sich hatte, und nur durch die größten und mühevollsten Anstrengungen der englischen Marinemannschaften vereitelt wurde.

Auf der Landseite wurde zwar täglich an den Angriffsbatterien gearbeitet, jedoch ohne bedeutende Erfolge. Erst in der Nacht vom 30. Sept. zum 1. Oct. 1780 wurde das erste Werk, etwa 500 Schritte vor den spanischen Linien, die St. Carlos- oder Mühlenbatterie zu zehn Mörsern angelegt, jedoch ohne sie mittels Laufgräben mit den Linien in Verbindung zu setzen. Im Laufe des Monats October kam auch noch eine Kononenbatterie neben dem Fort St. Philipp zu Stande. Um die Festung von der See aus wirksamer anzugreifen, ließ der Admiral Don Barcelo nach eigener Angabe

eine Anzahl Kanonen- und Mörserboote bauen von 60 Fuß Länge und 18 Fuß Breite, die so niedrig waren, daß ihnen das Feuer der Festung wenig anhaben konnte, und die auch bei stärkstem Winde See zu halten im Stande waren. Dieser beabsichtigte Zweck wurde so gut erreicht, daß die Boote in der Folge der Garnison beschwerlicher wurden als das Feuer von der Landseite. Nach und nach gingen auch die Lebensmittel in der Festung wieder an theurer zu werden, auch an Feuerungsmaterial und Leder trat ein großer Mangel ein, so daß man kaum die nöthigen Speisen bereiten konnte, und der Preis für ein Paar Schuhe auf 5 Thaler stieg. Man fertigte daher Schuhe von Segeltuch an, und der Gouverneur des Places, der niemals etwas von seinen Untergebenen voraus haben wollte, trug selbst dergleichen. Zu diesen verschiedenen Uebelsständen gesellte sich nun noch ein ebenfalls schlimmes Leiden, indem der Scorbut unter den Mannschaften der Garnison sehr um sich griff. Mit dem Jahre 1781 steigerte sich die Noth der Belagerten noch höher. Bis dahin war es denselben immer noch gelungen, durch die thätige Vermittelung des englischen Consuls in Marocko, Logie, einige Lebensmittel aus den Häfen von Tanger und Tetuan zu erhalten. Runnrehr aber hatte Spanien mit dem Kaiser von Marocko einen Vertrag geschlossen, in Folge dessen alle Engländer aus dessen Staaten vertrieben wurden. Doch jetzt erschien dem bedrängten Place zum zweiten Male eine Errettung, indem der englische Admiral Darby mit einer Flotte und einem Convoi von 100 Segeln vor Gibraltar eintraf und dasselbe mit allen Arten von Mund- und Kriegsbedürfnissen versah. Die Belagerten, welche dadurch ihre Hoffnung, den Platz auszuburgern, abermals vereitelt sahen, suchten nun von der Landbatterie aus gegen den Convoi zu wirken, und besonders das Ausladen der Vorräthe zu verhindern. Sie richteten deshalb das vereinigte Feuer aus 64 Kanonen (deren kleinste 26 Pfund Eisen schossen) und aus 50 Mörsern (mit 212 Pfund schweren Bomben) nach dem Ausladeplätze; da diese aber 4000 Schritte und noch weiter von den Batterien entfernt waren, so konnten sie keine große Wirkung erreichen. Da die Spanier sahen, daß sie das Ausladen der Vorräthe nicht hindern konnten, richteten sie ihr Feuer gegen die Stadt, und zerstörten dieselbe gänzlich, so daß sie in einen Schutthaufen verwandelt wurde. Vom 12. April bis 31. Mai wurden von den Landbatterien gegen die Ausladeplätze und gegen die Stadt 56,760 Kugelschüsse und 20,134 Bombenwürfe abgefeuert. Der Verlust der Stadt war für die Einwohner ein sehr beklagenswerthes Ereigniß; viele von ihnen verließen daher den Platz und gingen theils nach England theils nach Minorca. Aber auch für die Garnison war dieser Verlust nicht unwichtig, obgleich der Gouverneur in Voraussicht eines solchen Ereignisses für die erforderliche Anzahl von Zelten Sorge getragen hatte. Es fehlte nun an Unterbringungsräumen für die zu conservirenden Vorräthe an Lebensmitteln; man machte sogar in Folge dieses Mangels in den Königsbastion eine Traverse von gefüllten Mehltonnen, die,

4) Als der Admiral Langara bei dieser Gelegenheit wahrnahm, daß der Sohn des Königs von England, der Prinz Wilhelm Heinrich, den Dienst eines Wächters auf der englischen Flotte verlor, soll er mit Verwunderung ausgerufen haben: „Wenn Prinzen von Geburt die niedrigsten Stellen auf der großbritannischen Flotte verrichten, so gehört ihr mit Recht die Dienstpost zur See.“

nachdem sie zerfchossen war, den Soldaten preisgegeben wurde. Von der Seeseite wurde die Garnison durch die Kanonen- und Mörserboote heunruhigt; ein anhaltender Regen war der Aufbewahrung der Vorräthe sehr nachtheilich, und der in Folge dessen von dem Helsen herabstürzende Regen riß die Zelte nieder oder vertrieb wenigstens die ermüdeten Soldaten aus denselben, wenn dies nicht schon das Feuer aus den Kanonenbooten gethan hatte. Einer um diese Zeit sich zeigenden Auflockerung der Disziplin unter den Mannschaften wußte der General Elliot durch strenges Eingreifen bald Einhalt zu thun.

Nachdem die Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt worden war, zerstreute sich das Feuer der Belagerer und leistete daher nur eine geringere Wirkung. General Elliot dagegen concentrirte das feine auf die weiter vorliegende St. Carlosbatterie, die er auch in den ersten 24 Stunden mittels 825 Kugelschüssen und 540 Bombenwürfen zum Schweigen brachte; auch gelang es den Engländern, zwei feindliche Pulvermagazine in die Luft zu sprengen. Ein so heftiges Feuer konnte jedoch von der Festung mit Rücksicht auf die erforderliche Schonung der Munition und der Geschütze nicht fortgesetzt werden. Auch mußte man auf die Wiederherstellung der Festungswerke, von denen besonders die Willibatterien gelitten hatten, Bedacht nehmen. Der Bau der Werke war sowohl in der Festung als vor derselben äußerst beschwerlich. Es waren dazu Sandfäße und Schächeln in großer Anzahl erforderlich; bei höheren Werken mußte man zur Anwendung von Balken und Bohlen seine Zuflucht nehmen. In der Festung bediente man sich aus Mangel an Schächeln und Holzwert zu weilen der Tonnen, die jedoch durch die feindlichen Schüsse sehr litten. Von der Seeseite fuhren die Kanonen- und Mörserboote fort, der Garnison auf eine sehr empfindliche Weise beschwerlich zu fallen. Das Feuer der Landbatterien war dagegen bis gegen Ende September 1781 von keinem großen Belang. Erst um diese Zeit nahm der Angriff von der Landseite wieder einen lebhafteren Aufschwung. Auch das Feuer der Festung wurde nun wieder stärker, indem es sich vorzugsweise gegen die vordringenden Annäherungen des Feindes und die Anlage neuer Batterien richtete; dennoch gelang es demselben, in seinen Angriffswerten weiter vorzudringen und mehrere Batterien in größerer Nähe zu erbauen. Der Gouverneur Elliot beschloß nun in richtiger Würdigung der Verhältnisse, daß er sich in einen Geschützkampf mit den vollendeten Batterien des Feindes nicht einlassen dürfe, die Zerstörung derselben durch einen Ausfall zu versuchen. Hierin wurde er sehr begünstigt, indem er von zwei am 20. November eingetroffenen spanischen Deseurren über die Lage und Beschaffenheit der Angriffswerke, sowie über die große Vernachlässigung der Sicherheitsmaßregeln des Feindes sehr wichtige Nachrichten erhielt. Hiernach entwarf der General Elliot mit vieler Geschicklichkeit und Umsicht seinen Plan zu einem Ueberfalle des Feindes, den er auch in der Nacht vom 26. zum 27. Nov. 1781 mit

1914 Mann in drei Colonnen ausführen ließ. Der Feind, welcher die nöthigen Vorsichtsmaßregeln in hohem Grade vernachlässigt hatte, war vollständig überrascht und unternahm wenig, um die Demolirung seiner Werke zu verhindern. Die englischen Truppen zeigten dagegen eine bewundernswürdige Entschlossenheit und Thätigkeit. In kurzer Zeit waren die Batterien in Brand gesteckt, die Geschütze zernagelt und die Leitfeuer zu den Pulvermagazinen gelegt. Zu Gefangenen wurden nur 2 Officiere und 16 Gemeine gemacht; auch die Anzahl der getödteten Feinde war nicht beträchtlich, dennoch verdient dieser Ausfall, bei welchem der General Elliot selbst zugegen war, als eine seiner glänzendsten Waffenthaten hervorgehoben zu werden. Die Resultate, die der Feind während vieler Monate und mit großen Anstrengungen, Verlusten und Kosten erreicht hatte, waren in wenigen Stunden vernichtet. Dieser bedeutende Erfolg war mit dem nur geringen Opfer aus Seiten der Engländer von 4 Todten und 24 Verwundeten erlangt worden.

Nach und nach gingen die Belagerer an, ihre demolirten Batterien wieder herzustellen und neue Communicationen anzulegen. Der Gouverneur der Festung suchte nach Kräften dagegenzuwirken, wozu er sich auch mit Vortheil spanischer, nicht crepirter Bomben, die er in Brandbomben umwandeln ließ, bediente; auch wurden in den höher gelegenen Batterien Depressionskasseten mit günstigem Erfolge angewendet. Dennoch kamen die Spanier im April mit ihren Batterien zu Stande, wobei sie allerdings gegen 400 Mann verloren hatten. Die ernstesten Anstrengungen zur Eroberung Gibraltar's wurden jedoch vom Juni 1782 an gemacht. Die Belagerungsarmee wurde bis auf beinahe 44,000 Mann, worunter sich 4000 französische Truppen befanden, gebracht. Die Seemacht wurde bis zu 330 Fahrzeugen vermehrt, denen später noch die vereinigte spanische und französische Flotte von 39 Linien Schiffen, 7 Dreideckern und 16 Fregatten sich angeschlossen, welche allein 4000 Stück Geschütze führte. Außer allen diesen bedeutenden Angriffskräften wurde von vielen dem spanischen Hofe vorgelegten Projecten zur Eroberung der schon so lange Widerstand leistenden Festung der von dem französischen Ingenieurobersten d'Arçon ausgehende Plan, schwimmende Batterien zu erbauen, angenommen.

Alle bisher gebrauchten schwimmenden Batterien hatten aus Fischen oder aus zwei mit einander verbundenen platten Fahrzeugen bestanden, die man mit einem Boden von Balken und Dielen verseh und mit Geschützen besetzte. Des Obersten d'Arçon Vorschlag ging aber dahin, zu diesem Behufe die Körper von Linien Schiffen so einzurichten, daß sie auf einer Seite theils eine theils zwei Geschützlagen führten, denen auf der andern Seite im unteren Raume liegende Bleibarren das Gleichgewicht hielten. Gegen Bomben waren sie durch ein schräges Dach von gegossenen Eisenplatten geschützt, von denen jene wirkungslos herabrollten. Gegen glühende Kugeln sollte sie ein besonders von dem Erfinder dazu bestimmtes Pumpwerk sichern, welches das Wasser in

eine oberhalb angebrachte Rinne heben und von dort aus durch alle Fugen des über fünf Fuß starken und mit Kork beklebten Schiffkörpers vertheilen sollte, um durch das überall herabrieselnde Wasser die Wirkung der eingebrungenen glühenden Kugeln zu erschiden.

Das Commando über die Belagerungsarmee, welches bisher der General Alvarez geführt hatte, wurde nunmehr dem Herzoge von Grillon übertragen, welcher durch die vollbrachte Eroberung von Minorca eine Berühmtheit erlangt hatte. Den Oberbefehl zur See erhielt Don Moreno, der sich ebenfalls in der Expedition gegen Minorca ausgezeichnet hatte. Am 19. Juni traf der Herzog von Grillon im Lager der Belagerungsarmee ein. Es wurden jetzt ungeheure Zurüstungen zum Angriffe der Festung getroffen. Schon in der Mitte Juni war ein Artilleriepark von 150 neuen Kanonen und 40 neuen Mörsern angekommen. Für die zehn schwimmenden Batterien, deren Bau in Algiesiras eifrigst betrieben wurde, waren ebenfalls 192 neue Kanonen gegossen worden. Außerordentliche Massen von Batteriebbaumaterialien und Vorräthen aller Art wurden angeschafft. Diese im großartigsten Maße getroffenen Anstalten erzeugten allgemeine Enthusiasm. Viele ausgezeichnete Personen waren in dem spanischen Lager eingetroffen, um Zeugen des zu erwartenden gewaltigen Angriffs auf die so merkwürdig gewordene Festung zu sein; auch der Graf von Artois (der nachmalige König Karl X. von Frankreich) und der Herzog von Bourbon hatten sich daselbst eingefunden.

Der Herzog von Grillon verminderte das Feuer gegen die Festung; dagegen wandte er der Erweiterung und Verbesserung der Belagerungswerke eine große Thätigkeit zu. Die Laufgräben wurden mit Abschnitten und Stützböden versehen, damit nicht die ganze Strecke bei einem Ausfalle sogleich verloren gebe; man sicherte sie auch durch Gräben und spanische Reiter, und schloß die weiter vorliegenden Batterien durch Palisaden im Rücken. Am 15. August, als der Graf von Artois ankam, ließ der Herzog auf eine bewundernswürdige Weise in einer Nacht von der östlichen Küste bis nach der Mahonbatterie die bestkette Linie von 950 Schritt Länge und 10 bis 12 Fuß Höhe und einen Laufgraben von 1625 Schritt zur Verbindung dieser mit den sogenannten spanischen Linien aufzuführen. Zu dieser Arbeit waren 9300 Mann angestellt worden; die Linie hatte 1,900,000 Sandlaste erfordert; der Laufgraben wurde durch zwei Reihen mit Sand gefüllter Tonnen hergestellt. Die bestkette Linie wurde zu einer großen Batterie für 64 Kanonen und Haubitzen eingerichtet, indem man ihr an der innenwendigen Seite durch Felssteinen und Land eine größere Tiefe gab und sie mit Traversen versah. Deslich von der St. Carlosbatterie wurde eine Batterie für acht Mörser erbaut. Außer dieser wurden noch drei Mörserbatterien in den neuen Werken angelegt, jedoch in kurzer Zeit 34 Mörser und 64 Kanonen und Haubitzen mehr als bisher gegen die Festung in Thätigkeit gesetzt wurden. Die schwimmenden Batterien waren auch zum Theil schon fertig, und im spani-

schen Lager hielt man die Eroberung des Platzes für eine unzweifelhafte Sache.

Die Garnison Gibraltars, welche alle diese furchtbaren, zu ihrem Untergange sich vorbereitenden Anstalten wahrnahm, verlor dennoch den Muth nicht, und entwickelte die regsamste Thätigkeit, um sich in einen möglichst guten Vertheidigungsstand zu setzen, welche auch, geleitet durch die Umsicht und Klugheit ihres tapferen Gouverneurs, des Generals Elliot, sehr zweckmäßige Ergebnisse zur Folge hatte. Die Batterien auf der neuen Mole und die Willibatterie erhielten neue Gaissons⁵⁾. Auf den meisten Batterien legte man Traversen und Blendungen an. Ueber der Willibatterie wurde noch eine andere nach dem Lande zu in den Felsen gehauen, und mit einer 95 Schritte langen unterirdischen Communication versehen. Die Landungsplätze an der Küste wurden mit doppelten Ketten und Bäumen gesperrt. Auf den höheren Batterien wurden Klanten angelegt, um das nach der Wasser- und Landpforte zu richtige Feuer noch zu verstärken. Auf dem Bastion bei der alten Mole wurde ein Cavalier für zwei Kanonen erbaut, welche den schmalen Zugang zur Festung beherrschte. Die vier Schiffe und drei Pramen, welche noch auf der Rade lagen, wurden außer Activität gesetzt, und die Mannschaft unter dem Namen der Marinebrigade zum Landdienste gebraucht. Die Artillerie wurde besonders in Bedienung der Geschütze mit glühenden Kugeln geübt.

In Folge dieser vielen Arbeiten und Vorbereitungen hatte das Feuer der Festung gegen die Angriffswerke sich vermindert. Vom 15. Aug. 1782 an, als die Belagerer ihre große Batterie von 24 Kanonen aufgeführt hatten, hielt es der Gouverneur Elliot doch für nothwendig, etwas gegen die immer weiter vorschreitenden Annäherungen zu unternehmen. Es schien ihm hierzu das geeignetste Mittel zu sein, die neuen Belagerungswerke in Brand zu setzen. Dieser Zweck wurde auch einige Male erreicht, doch das ausgebrachte Feuer durch die Spanier und Franzosen, die hierbei einen außerordentlichen Muth an den Tag legten, wieder gelöscht. Dennoch gelang es den Engländern am 8. Sept., die Mahon- und die daneben liegende Batterie, sowie einen Theil der anstehenden Parallele gänzlich zu verbrennen. Dieses Resultat war besonders durch glühende Kugeln, die auf Antrag des Generals Bopp hierbei angewendet wurden, erreicht worden.

Dieser unerwartete Angriff zwang den Herzog von Grillon, der sein Hauptunternehmen gegen die Festung noch einige Zeit aussetzen wollte, bis alle Vorbereitungen dazu ganz vollendet sein würden, von seinem Vorhaben abzustehen. Er eröffnete daher noch in derselben Nacht eine große Anzahl Schiffsharten, obgleich einige noch unvollendet waren. Beim Anbruche des Tages wurde der Angriff mit einer Generalsalve aus 170 Ka-

5) Es nannte man die auch schon früher angewandten, aus Rangel an andern Materialien aus Holz erbauten Kästen der Batterien, die mit Sand und aufgestellten Schiffstauen ausgefüllt wurden.

nonen und 60 Mörsern eröffnet; später schossen die Batterien abwechselnd. Das Feuer wurde mit einer furchtbaren Heftigkeit fortgesetzt; nicht selten sah man 20 Bomben gleichzeitig über den Batterien; die Kugeln sausten von allen Seiten. Die Wirksamkeit entsprach jedoch nicht der Heftigkeit dieses Feuers; die Festungswerke leisteten einen kräftigen Widerstand, und nur das Königsbatterion wurde durch die vielen dort einschlagenden Kugeln zu einem gefährlichen Aufenthaltsort gemacht. Auch von der Festeite wurde die Festung gleichzeitig angegriffen, indem neun Linienfahrzeuge beide Rollen passirten und der Festung neuen Zagen gaben. Zu gleichen Zwecken rückten 15 Kanonen- und Mörserboote gegen die Stadtseite vor. Das Königsbatterion erwiderte dieses Feuer mit solchem Erfolge, daß die Boote sich bald zurückzogen. Am 10. wiederholte man diesen Angriff, die Schiffe gaben denselben jedoch bald auf, da die von der Festung aus gegen sie abgeschossenen glühenden Kugeln ihnen gefährlich wurden.

Von den Landbatterien nahm das Feuer an Stärke immer zu; gegen 4000 Geschosse wurden binnen 24 Stunden in die Festung geschleudert. Dieses Feuer wurde von dem Gouverneur der Festung keineswegs mit gleicher Heftigkeit erwidert; derselbe war vielmehr sehr darauf bedacht, seine Kräfte für noch bevorstehende Ereignisse aufzusparen. *Dagegen verordnete er die größte Aufmerksamkeit darauf, um den Platz gegen einen gewaltsamen Angriff sicher zu stellen. Überall wurden starke Wachposten aufgestellt, die sich von der Landspitze bis nach der Postabap und Windmühl erstreckten. Die Garnison, die um diese Zeit mit Einschluß der Officiere und der Marinebrigade sich auf 7500 Mann belief, wurde daher sehr in Anspruch genommen, zumal da in Folge der längeren und unter dem Admiral Moreno strenger ausgeführten Belagere die Lebensmittel vieler knapper geworden waren, und bei dem gänzlichen Mangel an frischem Fleische der Scorbout wieder stärker um sich gegriffen hatte.

Unter diesen Umständen war die Lage der Garnison den gewaltigen Angriffskräften Spaniens und Frankreichs gegenüber eine schwierige und mißliche. Die Belagerungsgarniee zu Lande betrug 40,000 Mann mit 200 schweren Geschützen. Für den Angriff zur See waren die erwähnten 10 schwimmenden Batterien mit 212 Kanonen und 330 Kriegsfahrzeuge mit 900 Geschützen bereit, wobei die am 12. September vor Gibraltar eintreffende und 4000 Geschütze führende combinirte spanische und französische Flotte noch nicht mit inbegriffen war. Daß die feindlichen Streikkräfte so bedeutend vermehrte Erscheinungen dieser combinirten Flotte mußte auf die Garnison einen um so peinlicheren und niederschlagenderen Eindruck hervorbringen, da letztere sie bei ihrem Hervorwachen anfänglich für die schon seit längerer Zeit schmachvoll erwartete englische Flotte hielt. Auch die Ankunft der königlichen Prinzen und einer überaus großen Menge Personen aus verschiedenen Ständen, die alle der festen Zuversicht waren, daß die Festung einer so furchtbaren gegen sie in Kampf tretenden Macht nicht zu widerste-

hen im Stande sein werde, konnte nicht verschleiern, auf die Stimmung der Belagerten einen drückenden Einfluß auszuüben. So nahte der 13. Sept. 1782 heran, der über das Schicksal Gibraltar's entscheiden sollte.

Am diesem Tage nahm man gegen 7 Uhr Morgens einige Bewegungen bei der Flotte und den schwimmenden Batterien wahr. Diese und die ungemein große Masse von Zuschauern, die sich auf der Landenge versammelt hatten, ließen vermuthen, daß der wichtigste Tag, an welchem der so lange vorbereitete Hauptangriff auf Gibraltar ausgeführt werden sollte, herangerückt sei. Der Tag war heiter und die vielen Flaggen und Fahnen, sowie die unzähligen Mastbäume, die sich im Glanze der Morgen Sonne um so bemerkbarer machten, gewährten einen imposanten Anblick. Auf ein von dem Admiral Moreno gegebenes Signal gingen die schwimmenden Batterien unter Segel, vereinigten sich mit den Mörser- und Kanonenbooten und einer großen Anzahl anderer Fahrzeuge und näherten sich gegen 9 Uhr der Festung. Die Batterie, worauf der Admiral Moreno sich befand, legte sich auf etwa 1100 Schritte vor dem Königsbatterion, die andern schwimmenden Batterien placirten sich rechts und links daneben; eine jede wurde durch zwei Anker gehalten.

Die Artillerie der Festung traf, sobald man die Bewegung der schwimmenden Batterien bemerkt hatte, alle Anstalten, um ein möglichst wirksames Feuer gegen dieselben eröffnen zu können. In den Defen und Esen wurden Kugeln glühend gemacht⁶⁾; aus den Magazinen wurde so viel Munition herbeigeschafft, als zur Completirung von 80 Kanonen, 9 Schutzeigen und 7 Mörsern, die zur Verteidigung der Seefront bestimmt waren, für den ersten Bedarf erforderlich erschien. Der Gouverneur hatte den Befehl gegeben, nicht eher zu feuern, bis das erste feindliche Schiff seine Anker fallen lassen und dadurch seine Entfernung von der Batterie bestimmt haben würde. Dies traf um 9½ Uhr ein, und sogleich fiel ein furchtbarer Hagel von Kartätschen und Kano-

6) Die glühenden Kugeln, welche bei dieser Belagerung und namentlich bei dem Hauptangriffe auf Gibraltar gegen die schwimmenden Batterien so ausgezeichnete Dienste leisteten, waren seit längerer Zeit gewissermaßen in Verrathenschaft gehalten, oder sie waren vielmehr bisher noch nie sehr gebraucht worden. Ihre Anwendung bei der Verteidigung Gibraltar's im Jahre 1782 erfolgte bedenkend auf die bringende Empfehlung des General's Wed. der für diese Geschosse sehr eingenommen war. Man bediente sich, um die Kugeln glühend zu machen, statt der früheren Weise einer Art von Windföhen, die ein Soldat der Belagerung (der hannoversche Kugelschmied Schwependick) angegeben hatte, und wodurch die Kugeln viel rascher zum Glühen gebracht wurden. Um die Kugeln möglichst schnell von den Defen nach den Kanonen zu schaffen, hatte man gleichzeitig besondere eiserne Laufwagen angefertigt. In jedem Ende einer mit glühenden Kugeln feuernden Batterie befand sich ein Esen, wo die Kugeln geschüttet und auf den Laufwagen geladen wurden, der dann die Batterie entlang fuhr und die Kugeln an die Geschütze abgab. Während diese verschossen wurden, erhielt der Laufwagen aus dem Esen auf der entgegengekehrten Seite der Batterie eine neue Ladung glühender Kugeln, man drückte er in derselben Weise zurück. Durch wurde die Belagerung der Geschütze außerordentlich beschleunigt.

nentzugen auf die feindlichen Schiffe, durch welchen die Ankerboote außerordentlich litten; dennoch lagen nach 10 Minuten alle Schiffe auf's Beste vor Anker. Um 10 Uhr fing die schwimmenden Batterien an zu feuern, zu gleicher Zeit auch die Angriffsbatterien von der Landseite. Von der Seeseite wirkten 142, von der Landbatterien 180 Geschütze gegen die Festung, von welcher dieses Feuer aus 96 Geschützen erwidert wurde. Im Ganzen waren also von beiden Seiten 424 schwere Geschütze in Thätigkeit.

Dem Befehle Elliot's zufolge wurden in der ersten halben Stunde des Kampfes mit kalten Kugeln geschossen, da diese jedoch nur eine geringe Wirkung leisteten, so nahm man seine Zuflucht zu den glühenden Kugeln, die stets in großer Anzahl vorhanden waren. In den ersten Stunden war man auch über die Wirkung dieser Kugeln sehr ungewiß. Manche Umstände indessen traten entschieden zu Gunsten der Belagerten ein. Die schwimmenden Batterien hatten nicht den ihnen vom Obersten d'Argen angegebenen Standpunkt gewählt, sondern sich zu weit südlich gelegt, wodurch sie verhindert wurden, ihr Feuer gegen die alte Mole und die dabei liegenden Eingangswerke der Festung zu concentriren. Ueberhaupt ist die Meinung ziemlich allgemein verbreitet, daß aus Reid, Miskunt und Ummehand der Plan d'Argen's nur ungenügend zur Ausführung gekommen ist. Ein anderes glückliches Ereigniß bestand darin, daß wegen eines sich erhebenden starken Windes nach Südwest die Mörser- und Kanonenboote trotz aller angewandten Mühe an dem Kampfe Theil zu nehmen verhindert wurden. Die englischen Artilleristen gewannen auch mit der Zeit eine immer größere Sicherheit im Erreichen ihrer aus einer günstigen Schußweite sich befindenden Ziele, von 3 Uhr an traf fast jeder Schuß das Schiff, auf welches er gerichtet war. Aber auch das Feuer der Belagerten, welches beim Beginne des Gefechts wegen der zu hohen Richtung der Geschütze wenig leistete, verbesserte sich, und erreichte am Nachmittage eine größere Wirksamkeit, so daß der Ausfall dieses gewaltigen Kampfes immer noch zweifelhaft erschien.

Gegen 6 Uhr Abends ging von einer der schwimmenden Batterien, der Tolla Piedra, die Meldung ein, daß die Pumpen zertrümmert seien, die Mannschaft ungenügend gelitten habe und man die glühenden Kugeln nicht mehr löschen könne; in einer gleichen Lage befand sich das Flaggeschiff. Gegen 8 Uhr sah man Nothsignale von den südlichen Schiffen aufsteigen und Rettungsboote sich denselben nähern. Zwischen den Schiffen hörte man Angstgeschrei und Rufen nach Hilfe. Das Feuer der Festung dauerte dabei in gleicher Stärke fort, und richtete eine entsetzliche Verwüstung auf den feindlichen Schiffen an.

Der Gouverneur Elliot war nunmehr von seinen erzwungenen Vortheilen überzeugt, glaubte indessen den Kampf noch fortsetzen zu müssen, und ließ daher seine von den großen Anstrengungen und der Hitze des Tages ermatteten Artilleristen durch die Marinerebatten ablösen.

Nach Mitternacht war man endlich des Sieges ge-

wiß; und nun trat eine entsetzliche Scene ein. Eine Stunde nach Mitternacht sah man eine, um 3 Uhr sechs andere schwimmende Batterien in Flammen. Die Lage der darauf befindlichen Mannschaften, deren Anzahl auf den größten sich bis auf 760 Mann belief, war in der That eine verzweiflungsvolle, indem man in zu großem Vertrauen auf diese Angriffsmaschinen einen solchen Ausgang gar nicht erwartet und keine Anstalten zur Rettung der Unglücklichen getroffen hatte.

Erst nachdem man die schwimmenden Batterien ganz hilflos sah, hörte das Feuer der Festung auf und es geriet den Engländern zur Ehre, daß sie selbst jetzt versuchten, die unglücklichen auf den Batterien befindlichen Mannschaften zu retten. Dies Unternehmen war für die Engländer mit großer Gefahr verbunden; denn als der Brigadier, Capitain Curtis zu diesem Zwecke um halb 6 Uhr mit einigen Schaluppen ausließ, und sich den schwimmenden Batterien näherte, ergriff auf einer derselben das Feuer die Pulverkammer. Sie versank und unter furchtbarem Krachen. Der 7 Uhr hatten noch 4 andere Batterien das gleiche Schicksal. Dennoch gelang es dem Brigadier Curtis mit eigener und seiner Mannschaften größten Lebensgefahr 337 Spanier, worunter sich 9 Officiere und 2 Priester befanden, zu retten. Wahrscheinlich hätten diese Rettungsversuche einen noch günstigeren Erfolg gehabt, wenn sie nicht auf eine unbegriffliche und nur durch ein Mißverständnis zu erklärende Weise durch das auf sie gerichtete Feuer der spanischen Landbatterie daran verhindert worden wären. Von den übrigen schwimmenden Batterien brannten zwei, aus denen man das Pulver entfernt hatte, bis auf die Wasserspiegel ab, die drei anderen flogen im Laufe des 14. September, die letzte um 5 Uhr Nachmittags in die Luft.

So endigte dieser merkwürdige Kampf um den Besitz Gibraltar's, zu welchem Spanien und Frankreich einen so unerhörten Aufwand von Anstrengungen und Kosten aufgebracht hatten, ohne den ersehnten und mit Gewißheit erwarteten Erfolg errichtet zu haben. Die schwimmenden Batterien, auf die man eine so vortheilhafte Heftung gesetzt, und die allein 1,500,000 Thaler gekostet hatten, waren in 24 Stunden gänzlich vernichtet worden. Mit ihnen waren 200 Kanonen verloren gegangen und 2000 Mann auf eine furchtbare Weise und Leben gekommen. Von der Garnison Gibraltar's waren nur 1 Officier, 15 Mann getödtet und 5 Officiere, 64 Mann verwundet worden. Die Festungswerke der Seefront hatten allerdings etwas gelitten, doch besaßen sie sich immer noch in einem vertheidigungsfähigen Zustande, so daß die Festung aus einer Erneuerung des Angriffs am folgenden Tage hätte Widerstand leisten können. Die nöthigen Instandsetzungen ließ der Gouverneur, welcher sich während der ganzen Kanonade auf dem Königsskaffon befunden hatte, sogleich vornehmen, und traf alle Anstalten, um nöthigen Falls den Kampf fortsetzen zu können. Von der Festung waren am 13. September 1807 Kugel- und Kartätschenschüsse verfeuert und 1426 Bomben geworfen worden, wozu

716 Tonnen 88 Pfund Pulver verbraucht worden war. Die Belagerer hatten 9754 Kugeln und 1782 Bomben in die Festung geschossen und geworfen.

Mit dem am 13. September stattgefundenen Kampfe war eigentlich diese über drei Jahre dauernde Unternehmung gegen Gibraltar entschieden, wenigstens das Feuer zwischen den Landbatterien und der Festung noch fortgesetzt wurde. In der Nacht vom 5. zum 6. October wurde sogar noch eine neue Parallele aufgeworfen; doch konnte ein Erfolg durch den Landangriff nicht erwartet werden. Die einzige Hoffnung, daß der Platz sich werde ergeben müssen, beruhte nur noch auf seiner endlich zu erwartenden Erschöpfung an Kriegsvorräthen und Lebensmitteln, deren Ersatz nicht möglich erschien, da die unter dem Admiral Gerdova vereinigte spanische und französische Flotte von 47 Linien Schiffen den Zugang zur See versperrte. Am 10. October erlitt jedoch diese Flotte einen furchtbaren Sturm. Das Schiff St. Michael von 72 Kanonen wurde unter die Wauern der Festung geworfen und von den Engländern genommen. Am andern Tage zog der Admiral Horne mit 34 Linien Schiffen und einer großen Transportflotte vom Cap St. Vincent durch die Meerenge von Gibraltar. Die Transportschiffe liefen glänzend in den Hafen und versorgten den Platz mit Vorräthen aller Art, sowie mit einer Verstärkung der Besatzung von 1400 Mann. In der Festung erwartete man ein Zusammentreffen der englischen und der combinirten feindlichen Flotte; es kam indessen nicht zu einem solchen. Die englische Flotte verließ Gibraltar am 13. October; die combinirte Flotte lief in den Hafen von Cadix ein; auf die Einschließung Gibraltar's zur See wurde fast keine Aufmerksamkeit mehr verwendet. Dagegen dauerte das Feuer von der Landseite noch immer fort; indessen geschah in 24 Stunden gewöhnlich nur 250 Schüsse. Am 6. December wurde den Belagerten durch einen Deserteur die Mittheilung gemacht, daß die Spanier den Versuch machten, in einer Grotte des nordöstlichen Felsens (Devil's Tower) eine Mine anzulegen, um diesen Theil des Felsens in die Luft zu sprengen. Wenngleich der Gouverneur ein solches Unternehmen, bei dem sich schon in Folge der Terrain-Eigenthümlichkeit kein großer Erfolg absehen ließ, nicht sehr fürchtete, so wollte er doch den Feind nicht in solcher Nähe dulden, und wirkte von den Willibatterien aus mit Kartätschen und Spiegelsgranaten dagegen. Verlässlicher als alle diese Unternehmungen gegen die Festung von der Landseite her waren für die Garnison die unaufgeseht fortwährenden Angriffe der Mörser- und Kanonenboote, die sich zuweilen gegen die ganze Seefront ausdehnten. Bei einer solchen Gelegenheit versuchten die Mörserboote am 17. Dec. 1782 das den Belagerten am 11. October in die Hände gefallene Linienschiff, Michael, zu zerstören, was ihnen auch gelungen wäre, wenn man nicht die Pulvervorräthe aus demselben entfernt gehabt hätte.

Unter solchen Vorgängen traf endlich am 2. Febr. 1783 ein spanisches Boot mit Briefen an den Gouverneur, welche die Präliminarien zum Frieden enthielten,

in der Festung ein. Während dieses Boot sich der Festung näherte, feuerten die Landbatterien noch lebhaft gegen dieselbe; in dem Momente aber, als die Briefe abgegeben wurden, hielt das Feuer aus immer ein. Auch von der Festung wurden sogleich alle Feindseitigen eingestellt. Eine ungemein große Freude gab sich auf beiden Seiten über dieses Ereigniß zu erkennen. Am 15. Februar wurde die Moleade aufgehoben, und zum Abschied schoß man noch eine Kugel aus der Festung über die feindlichen Werke hinweg.

Erst am 10. März erhielt der Gouverneur Elliot von seiner Regierung die offizielle Nachricht: von dem geschlossenen Frieden, nach welchem England in dem ungeschmälerten Besitze Gibraltar's verblieb. Der Garnison wurde für die tapfere Vertheidigung der Festung der Dank des Königs und des Parlaments und für sämtliche Mannschaften vom Niedrigsten bis zum Höchsten eine Erhöhung der Pension als Belohnung zu Theil; der Gouverneur Elliot erhielt den Hofenbandorden und wurde mit dem Titel eines Herzogs von Rathfield zum Peer erhoben.

Am 12. März kamen der Gouverneur und der Herzog von Crillon vor der Festung am Ufer des Meerbusens zusammen. Beide Feldherren umarmten sich mit abgenommenen Hüten und unterhielten sich eine halbe Stunde. Den 19. März folgte der Gouverneur einer Einladung des Herzogs von Crillon, besichtigte die Tranchen und speiste bei ihm zu St. Roch. Am 31. desselben Monats machte der Herzog dem Gouverneur seinen Besuch in der Festung, wo er mit großen Ehrenbezeugungen empfangen wurde und sowohl dem Gouverneur als der Garnison seine vollste Anerkennung und Achtung über ihre musterhafte Vertheidigung in den schmeichelhaftesten Ausdrücken aussprach.

In den späteren Kriegen wurde Gibraltar nur beobachtet. Im J. 1808, als Spanien sich mit England verbündete, wurden die Linien von St. Roch niederrissen. Bei den inneren Unruhen unter Ferdinand VII. und nach dessen Tode diente Gibraltar immer den Völkern als sicherer Zufluchtsort. (C. Baer.)

GIBRAT (Jean Baptiste), französischer Theolog und Geograph, am 22. Nov. 1727 zu Cubans bei Tardes (im Departement der oberen Pyrenäen) geboren, widmete sich der Theologie und zugleich dem Lehrfache und hatte bereits seit vielen Jahren mit Erfolg an verschiedenen Lehranstalten gewirkt, als er im J. 1790 zum Vorsteher des Collegiums zu Casselmaudary (im Departement der Aude) ernannt wurde. Während der Revolution mußte er, obgleich er sich der konstitutionellen Partei der Geistlichkeit angeschlossen und den Bürgerreid geleistet hatte, längere Zeit im Gefängnisse zubringen, wurde aber, da man ihm streng rechtlichen bekehrten Manne Nichts anhaben konnte oder wollte, wieder in seine Stelle eingesetzt und fortan in seiner Wirkksamkeit, welche er bis zu seinem Tode fortsetzte, nicht gestört. Er starb im December 1803 zu Casselmaudary. Unter einigen liturgischen Schriften, welche längst vergessen

sind, verfaßte Gibrian zwei geographische Handbücher, nämlich: *Géographie ancienne et sacrée* (Paris 1790. 4 Voll. 12.) und *Traité de la géographie moderne, à l'usage des collèges*. 6. Ed. (Toulouse 1787. 12.) Nouv. édit., entièrement refondue (Avignon 1813. 12.), welche durch die in ihnen durchgeführte, ebenso einfache als anziehende Methode sich lange eines wohlverdienten Beifalles erfreuten und großen Nutzen stifteten. (Vergl. Biographie des Contemporains. Tom. VIII. p. 132. La France littéraire par Quérard. Tom. III. p. 347.) (Ph. H. Kühb.)

GIBRIANUS (Sanctus) bei den Franzosen, bei Andern Gibirinus, stammte sehr wahrscheinlich aus Irland, nicht aus Schottland. Dort studirte er in den besten Anstalten, die hier dazu vorhanden waren; allein unter den Theologen herrschten unerbittliche dogmatische, nicht zu stillende Streitigkeiten, die den jungen Theologen, welche rechtsläufig waren und blieben, nicht bloß hinderlich, sondern auch gefährlich wurden. Die hier sehr starke Kezerei richtete wegen ihrer Uebermacht so gefährliche Verfolgungen an, daß auch unser Gibrian, als ein Rechtsläubiger, genöthigt war, lieber im Auslande in Dürftigkeit zu leben. Er wanderte mit seinen 6 Brüdern und 3 Schwestern vermuthlich mit Empfehlungen nach Frankreich aus, wurde zu Ahrims vom Erzbischof daselbst und dem Bischofe von Brantwaß sehr keuschlich empfangen. Man baute für diese Familie auf einem Hügel bei der Stadt eine klosterähnliche Wohnung mit Zellen und sorgte für ihren Unterhalt. Die Brauchbarkeit Gibrian's wurde bemerkt, und zum Priester gemacht, beschaffte er sich viel mit geistlichen Verrichtungen. Er starb den 8. Mai, ohne daß man sein Todesjahr hat ermitteln können. Den Acta Sanctorum, deren Verfasser zuerst seine Wunder ins Andenken brachten, Marlot und Andern, die vielen Fleiß darauf verwendet haben, ist es auch nicht gelungen. Seine Gebeine ruhen in dem königl. Rheingaukloster zu Rheims. Sein Festtag in der Kirche war der 8. Mai. Nach einigen Jahrhunderten verschwand er; daher er auch kein Kirchen- und Kalenderheiliger geworden ist.

Wenig nach seinem Begräbniß zeigten sich Wunder an seinem Grabe, welche Aufmerksamkeit auf sich zogen und starke Wallfahrten verursachten. Diese Verehrung nahm zu; denn bis 1114 hatte man schon drei Bücher über seine Wunderthaten geschrieben, welche damals zu der neuen Kapel, in welche seine Gebeine gelegt werden sollten, beigegeben wurden. Den normannischen Verwüstungen war die Kathedrale stark ausgesetzt, doch sollen Gibrian's Gebeine Nichts gelitten haben. Gegen Diebstahl wurde die Vorstadt getroffen, Kezern in der Gruft zu brennen und einen Wächter zu bestehlen.

Marlot und die Acta Sanctorum beschreiben uns nicht über seine Lebensumstände, weder zuverlässig, noch umständlich. Letztere theilen hauptsächlich nur die Wunderwirkksamkeit und Legende dieses Heiligen mit.

Gibrianus oder Gibirinus lebte in dem Jahrhunderte, da Chlodwig I. gekrönt und gekrönt wurde, mithin in einer Zeit des größten Einflusses der Geistlichkeit.

Im 14. Jahrh. nahmen die Dominikaner zur Verbreitung und Befestigung des Andenkens an Gibrian dessen Sache in die Hände und stifteten 1331 — 1428 die Societas Gibrian'i, die Bruderschaft Gibrian's. Nun hieß er allenthalben Sanctissimus Gibrianus. Der Erzbischof zu Mainz, der für reichlichen Beistand für sie sorgte, und die Papsie bestätigten und versorgten die Anstalt. Koch Urban VIII. verschaffte sie mit nachhellen Privilegien. (B. Rose.)

GIBSON, 1) Grafschaft in den vereinigten Staaten Nordamerica's, im Staate Indiana, mit 512 □ Meilen Flächeninhalt, 10,771 Einwohnern (nach der Zählung von 1830), 1220 cultivirten Farms und 23 Fabriken. Hauptstadt Vincennes. 2) Grafschaft im Staate Tennessee, 600 □ Meilen groß, mit 19,548 Einwohnern, unter denen 4500 Sklaven, 2160 Farms in Cultiv., 48 Fabriken. Hauptstadt Trenton. (H. E. Hossler.)

GIBSON (Benjamin), englischer Arzt und Oculist, wahrscheinlich am 3. Febr. 1812 gestorben, hat sich außer einigen physiologischen Abhandlungen (Nukun der Nichte am Schädel, Wirkung der Rubin tinctorum auf die Knochen) in Nicholson's Journal durch folgende Schrift bekannt gemacht: *Practical observations on the formation of an artificial pupil in several deranged states of the eye; to which are annexed remarks on the extraction of soft cataracts and those of the membranaceous kind, through a punctum in the cornea*. (Lond. 1811. 8.) (Fr. Wilh. Theile.)

GIBSON (Edmund), geb. 1669 zu Brompton in Westmoreland, studirte zu Oxford Theologie und erhielt dort am Schlusse seiner akademischen Laufbahn die Stelle eines Unterbibliothekars. Später ward er Pfarrer zu Lambeth, 1715 Bischof zu Lincoln und 1728 zu London. Er starb dort am 6. Sept. 1748 im 79. Lebensjahre, mit dem Ruhme eines der gelehrtesten englischen Bischöfe. Eifrig vertheidigte er die Rechte seiner Kirche in einzelnen Pastoralbriefen, die in apostolischer Hinsicht sich auszeichnen. Er war ein gründlicher Kenner der classischen Alterthums und besorgte mehr schätzbare Ausgaben römischer Schriftsteller: *Quintilian's Institutiones oratoriae* (Oxon. 1693. 4.) u. s. m. Mit einer Uebersetzung und Anmerkungen begleitet er das von ihm herausgegebene *Chronicon Saxonicum*. (Oxon. 1692. 4.) Er edirte außerdem einen *Catalogus libror. Mtor.* in Bibliotheca Tensioniana et Dugdaliana. (Oxon. 1692. 4.) Sein Hauptwerk war ein *Codex juris ecclesiastici anglicani*. (Oxon. 1713. 2 Voll. fol.) Eine neue, noch von ihm selbst verbesserte Ausgabe des Werkes erschien 13 Jahre nach seinem Tode (1751). Schon früher (1730) hatte R. Gray einen Auszug daraus bekannt gemacht *). (Heinrich Döring.)

GIBSON (Wilhelm), ein englischer Mathematiker, welcher sich selbst gebildet hatte. Zu Woulton in West-

* Siehe Sarti Onomast. literar. Tom. V. p. 491 seq. Schmeissat's Nachrichten von verstorbenen Gelehrten. 1. Th. S. 273 f. 3. Th. S. 906. Baur's Neues histor.-biographisches Handwörterbuch. 2. Bd. 2. Aufl.

morland 1729 geboren, wurde er sehr bald Waife, war ohne Vermögen und blieb ohne Erziehung und Unterricht, so daß er wild aufwuchs. Doch endlich zur Besinnung gekommen und um sein Brod zu suchen, begab er sich in den Dienst eines Poeters, bei welchem er sich in mehren Jahren so viel Erfahrung sammelte, daß er selbst eine Pachtung leiten und in der Folge auch auf seine eigene Rechnung übernehmen zu können glaubte, was ihm auch gelang. Jetzt erst erkannte er die Nothwendigkeit, daß er lesen und Schreiben lernen müsse. Sodann kaufte er sich eine Abhandlung über Arithmetik, und als er diese gründlich studirt hatte, hörte er auch von der Wissenschaft Mathematik, deren Hauptwerk Euklid's Elemente der Geometrie wäre. Er kaufte das Buch und verschlang seinen Inhalt mitten unter den Sorgen seiner Pachtung mit dem besten Erfolge. Glückselig war er in seinen Lösungen der Aufgaben, studierte dabei die Astronomie, Archaisk, Theorie der Schwere, Optik, die Regelschnitte nebst allem dem, was auf die Schiffsfahrtskunde Bezug haben konnte, und machte sich mit diesen Fächern so vertraut, daß man ihm darüber seine verglichen Fragen vorlegte, sondern in allen an ihn gestellten Fragen auch Beste genügte. Nun schrieb er auch, da er seine Fähigkeiten fühlte, Aufätze in den Gentleman's Diary, in der Ladies Diary und in das Palladium. Seine physikalischen Kenntnisse setzten ihn auch in den Stand, über die Naturerscheinungen Beobachtungen anzustellen und sie zu erklären. Während seiner letzten 40 Jahre hatte er ein Pensonat für zehn junge Leute auf seiner Pachtung errichtet, die er theoretisch und praktisch in seinen Fächern mit gutem Erfolge unterrichtete, wobei ihm seine große Klarheit des Ausdrucks und der Gedanken nebst andern Eigenschaften vortreflich zu Statten kam. Als tüchtiger Feldmesser wurde er auch häufig in die vom Parlamente dazu verordneten Commissionen gezogen.

Den Namen Willy o' the Hollins, den er selbst zuweilen brauchte, hatte man ihm von der Lage seiner Pachtung zu Hollins in Gartwell geaden. Er starb in Folge eines Falles den 4. Oct. 1791 *). (H. Ruse.)

GIBULD *), ein König der altemannischen Stämme, welche sich abwärtz an der Denau bis zu den Eichen der Goten hin verbreitet hatten und die Grenzen des römischen Reiches durch ihre Streifzüge und Plünderungen fortwährend beunruhigten. Auf diesen Streifzügen lernte Gibuld den heiligen Severin, welcher die Gegend zwischen der Denau und dem Inn zum Schauplatz seiner frommen Thätigkeit gewählt hatte, kennen und achten. Einst zog er mit großem Gefolge heran, um den heiligen Mann, welcher sich zu dieser Zeit (um das Jahr 470) in Passau aufhielt, zu besuchen und zu verehren. Rasch ging ihm Severin weit vor die Stadt entgegen, um ihr Gefahr, Unkosten und Plage so zahlreichen Besuches zu ersparen. Als der König den Diener Gottes erblickte, durchschauerte ihn eine heilige Ehr-

furcht und ein solches Beben, wie er nach seiner eigenen Aeußerung in Gegenwart seiner Krieger in den größten Gefahren der Schlacht noch nicht empfunden. Er erlaubte Severin, ihm einen Wunsch vorzulegen, und dieser säumte nicht, ihm um Schonung des römischen Gebietes und um Freilassung der auf den bisherigen Streifzügen gefangenen Bewohner desselben zu bitten. Der König entsprach, wie die Legende erzählt, bereitwillig der letzten Hälfte des Besuchs. Viele längt in der Sklaverei schmachtende Kriegsgefangene wurden bei dieser Gelegenheit befreit, und Gibuld's Name, welcher sonst nirgends genannt wird, kam durch diese edelmüthige Handlung auf die Nachwelt *). (Ph. H. Kallb.)

GICHT (Arthritis, Arthralgia, Malum articulosum). Unter diesem Namen begreift man eine Reihe zum Theil sehr verschiednartiger Krankheitserscheinungen, die anfallsweise in mehr oder weniger langen Zwischenräumen auszubrechen pflegen, und die man sich nur unter der Voraussetzung einer constitutionellen Dyskrasie als zusammengehörig denken kann. Das Wesen dieser Dyskrasie ist zwar noch nicht mit Bestimmtheit erkannt; indessen scheint man doch nicht grade sehr entfernt von der Wahrheit zu sein, wenn man als einen wesentlichen Factor derselben eine saure Beschaffenheit der Säfte bezeichnet hat. In der That brocheten wir in vielen Fällen von Gicht harnsaure Auscheidungen in so reichem Maße, daß man wol etwas mehr als eine bloße zufällige Beimischung zur Gicht darin finden muß. Bei Gichtischen dienen vor Allem die Nieren, aber auch die Haut zur Ausscheidung von harnsaurem Katron und Kalk, auch wol Ammonium, dergleichen zur Ausscheidung von phosphorhaurem Katron; diese Salze lagern sich aber auch bei ihnen in der Umgebung der Gelenke ab, auf und in den Gelenkkapseln, den Schleimbruteln, den Sehnen, Bändern, Gelenknorpeln, sowie in und auf den Gelenkenden der Knochen, und man hat sie auch in Schleimhäuten gefunden, z. B. im Respirationsapparate, an den Ohr- und Nasennorpeln, ja Schröder von der Kolk wies den harnsauren Kalk auch in den Venenwänden und in den Nerven Gichtischer nach; endlich fand Atkinson auch im sogenannten Weinsäure der Zähne Harnsäure, und Garriod erkannte sie im Blute Gichtischer. Wenn in vielen Fällen diese harnsauren Abscheidungen nicht auf sehr wahrnehmbare Weise hervortreten, oder wenn dieselben sich grade zu Zeiten zeigen, wo die Gichtsymptome zurücktreten, so darf man darin noch keine Beweise gegen jene Annahme erblicken: es kann von einem Zusammentreffen besonderer Umstände abhängen, daß bei verschiedenen Individuen erst größere oder bereits kleinere Mengen des Ferments die Krankheit zur Entwicke lung bringen, und es kann andererseits ein Organismus durch die Ausscheidung der harnsauren Salze von jenem Fermente befreit und gegen den Ausbruch der Gicht geschützt werden. Doch heißt es über die thatsächliche Begründung hinausgehen, wenn man

*) Biogr. univers. XVII, 329.

1) Ober Gibuld, wie Andere vielleicht richtiger schreiben.

2) Egypti Vit. S. Severini c. 6. §. 97 (Act. 88. Anv. Januarii Tom. I. p. 491).

die Gicht gradezu als harnsaure Diathese definiert hat, da es recht wohl denkbar ist, daß jene eigenthümliche Beschaffenheit der Säfte nur den einen Factor der Gicht darstellt, womit sich ein anderer noch unbekannter verbinden muß.

Die harnsaure Ausscheidung wird besonders häufig bei den gichtischen Anfällen anämischer und heruntergekommener Individuen vermehrt, und deshalb hat man wol die Gicht der Vollblütigen oder Reichen und die Gicht der kümmerlich Genährten oder Armen als wesentlich verschiedene Zustände unterscheiden wollen. Indessen fehlt es nicht an Fällen, welche die Mitte zwischen beiden Extremen halten, so daß sich in der Wirklichkeit keine bestimmte Grenze ziehen läßt. Auch wird die sogenannte Gicht der Reichen der Gicht anämischer Personen oftmals um so ähnlicher, je länger sie andauert und je häufiger ihre Anfälle sich wiederholen.

Die Gicht ist eine seit den ältesten Zeiten bekannte Krankheit; bei Hippocrates und den andern griechischen Aerzten finden sich unverkennbare Beschreibungen derselben, wenigstens sie noch mit dem Gelenkrheumatismus zusammengeworfen ist. Schon im 13. Jahrh. wird sie unter dem Namen Gutta aufgeführt, weil man sich dachte, eine scharfe Materie werde Tropfen um Tropfen dem kranken Gliede zugeführt, und diese Bezeichnung der Krankheit hat sich auch im Französischen (Goutte), Italienischen (Gotta), Spanischen (Gota) und Englischen (Gout) erhalten. Die erste ganz gründliche Darstellung, die sich zum Theil auf die Beobachtung am eigenen Körper stützt, liefert uns übrigens Sydenham (De podagra et hydrops London 1653.), dessen Schrift noch 1792 durch Niderhuber ins Deutsche überetzt wurde, und von da an ist die Gicht auch vorzugsweise ein Gegenstand der Bearbeitung englischer Aerzte gewesen: Musgrave (1703 und 1707; und noch 1776), Boulton (1714), Blackmore (1716), Nelson (1724), Garliff (1729), Studerley (1732), Bennet (1734), L. Thompson (1742), D. Ingram (1743), R. Drake (1751), R. Robison (1755), J. Hall (1758), Fowler (1766), R. Warner (1766), R. Ingram (1767), J. Gaverhill (1769), B. Gabogan (1771), W. Falconer (1771), J. Jay (1772), J. Williams (1774), Th. Dawson (1775), W. Stevenson (1779), J. Scott (1780), W. Kewley (1780), W. Grant (1781), C. Bailey (1783), J. Rymer (1785), Enslow Barrett (1785), Kentish (1790), B. Scott (1791), J. Gardiner (1792), Jones (1793), G. Wallis (1798), W. P. Byrte (1800), Kinglake (1804), G. Sumr (1804), J. Parfinson (1805), R. Hamilton (1808), A. Freske (1810), J. King (1811), Balfour (1816), Scudamore (1816), J. Johnson (1819), G. Wilson (1823), A. Kennie (1825), J. Parfison (1841), Todd (1843), Robertson (1845), Louvain (1850), W. Gairdner (1850). Die französischen und teutschen Bearbeiter der Gicht stehen an Zahl den Engländern bei weitem nach, und nicht minder auch im Gehalte. Doch verdient die Schrift von Cabot de Beau (De la goutte et du rhumatisme. [Paris 1824.] Aus dem Französischen von

Köchy 1825) eine anerkennende Erwähnung. Ueberhaupt scheint aber die Gicht gegenwärtig seltener vorkommen als früherhin.

Verlauf. — Dem ersten Gichtanfälle oder auch dem sich wiederholenden Gichtanfälle pflegen Symptome vorauszugehen, die man als Vorläufer oder Vorläufer zu bezeichnen pflegt, und die sich in ihrer Gesamtheit als Unterleibdsplethora oder als Pfortaderleiden charakterisiren: Gefühl von Anfüllung, Spannung, Aufregung in der Oberbauchgegend, auch wol ein Gefühl von Klopsen zwischen Schwertfortsatz und Nabel, das selbst äußerlich wahrnehmbar werden kann; schleimig belegte Zunge mit geminderter Speich, aber auch wol mit Heißhunger, Flatulenz, Säure, Verstopfung oder auch Reizung zu Diarrhöe, daneben Verschleimung des Urins und auch wol der Athmungsorgane; Trockenheit der Haut oder auch wol verschiedenartige Hautausschläge, wie Urticaria, Pityriasis, Eczema; verschiedneartige rheumatische und krampfhaftige Erscheinungen, namentlich wol am späteren Siege der Gicht; Müdigkeit, Laubheit und Schwere der Glieder, hypochondrische Verthümung. Diese Erscheinungen, welche Wochen, Monate lang bestehen können, stellen die sogenannte unaufgebildete Gicht (Arthritis imperfecta) dar. Diese Bedeutung kommt ihnen aber nur dann mit einiger Sicherheit zu, wenn wirklich bereits Gichtanfälle vorausgingen und ein neuer derartiger Anfall zu erwarten steht; denn es können dergleichen auch ganz unabhängig von einer gichtischen Disposition vorkommen. Diese Vorläufer pflegen zuletzt wirklich zu einem Gichtausbruche zu führen, sie können aber auch durch vermehrte Thätigkeit der Ausscheidungsorgane, namentlich der Nieren, rückgängig werden.

Von diesen mehr chronischen Vorläufern kann man noch jene unterscheiden, welche bisweilen nur um wenige Tage dem Gichtparoxysmus vorausgehen, also dessen unmittelbare Vorläufer darstellen, nämlich gastrische oder bilöse Erscheinungen mit sicherstem Pulse, Vermehrung der Temperatur und des Durstes, Unruhe, Eingenommenheit des Kopfes, Schwindel, geistige und körperliche Abspannung, wobei der Harn sehr dunkel und sedimentreich, auch wol sparsamer wird, oder im Gegentheil die Beschaffenheit einer farblosen Urina spastica annimmt. Manchmal stellt sich auch ein erhöhter Geschlechtsreiz ein.

Ein eigentlicher Gichtanfall tritt meistens ganz plötzlich ein, nachdem diese Vorläufersymptome einen mehr oder weniger hohen Grad erreicht oder sich auch wol etwas gebessert haben, manchmal aber auch zu einer Zeit, wo ein Gefühl von Wohlbehinden vorhergegangen war. Anscheinend wird er durch eine unbedeutende äußere Veranlassung herbeigeführt, durch ein ungeschicktes Auftreten, eine rasche Bewegung, einen Stoß, oder nachdem eine reichliche Mahlzeit, eine Verkältung vorausgegangen war; andere Male läßt sich aber auch keine solche scheinbare Veranlassung ausfindig machen. Der Kranke wird aus dem nächsten Schlaf durch einen heftigen brennenden, bohrenden oder reißenden Schmerz

in einem der Gelenke eines Fußes erweckt, und zwar gewöhnlich im ersten Schengelenke der großen Zehe, doch auch im zweiten, und seltener noch im Fußgelenke. Bei der Festigkeit und Ploglichkeit dieses Schmerzes denkt er wol an eine Luxation oder eine Fractur des Theils, oder er hat das Gefühl, als werde ein Keil oder ein glühendes Eisen in das Gelenk getrieben. Sodann vergleicht die Empfindung dem Gefühl, als werde heißes Wasser über die Haut des Theiles gegossen; bei andern Kranken ist auch wol eine Kälteempfindung vorherrschend. Der ergriffene Körperteil wird roth und heiß und gegen die leiseste Berührung empfindlich; der Kranke empfindet einen Schauer, dem dann Hitze und weiterhin Schweiß folgt, womit eine Remission der Schmerzen eintritt, manchmal schon gegen die Morgenstunden hin, andere Male aber auch erst nach 24 Stunden. Dann versfällt der Kranke in Schlaf und Schweiß, und beim Erwachen fühlt er sich wesentlich erleichtert, wenigstens nun der Theil geschwollen ist und eine glänzende erythematöse Rötze zeigt, die sich in der Umgebung verliert. Während des Paroxysmus fehlt der Appetit, der Stuhl ist angehalten, der Harn sparsam und dunkel, oftmals trübe und mässig und gibt beim Stehen ein reiches ziegelfarbenes Sediment, der Schweiß ist auch wol salzig, und auf dem schmerzhaften Gelenke ist er oftmals besonders reichlich und sauer riechend. Ein ähnlicher nächtlicher Anfall mit Schmerz und Fieber kehrt dann nach 24 oder nach 48 Stunden wieder, und dieses Alterniren von Paroxysmen und Intermissionen hält 8 bis 14 Tage, auch wol 3 Wochen an, jedoch mit der Veränderung, daß die Schmerzhaftigkeit, die Geschwulst, die Dauer des febrilen Zustandes immer mehr abnehmen, die kritischen Auscheidungen dagegen sich mehren. Die Verdauung und die psychische Stimmung sind unterdessen auch zur Norm zurückgekehrt, und es erfreut sich der Kranke oftmals eines besondern Wohlbehagens, wenn die Paroxysmen zu Ende sind; nur bleibt zunächst noch einige Zeit eine Steifheit im Gelenke zurück, auch wol etwas ödematöse Anschwellung. — Ein solcher Ecyclus von Gichtparoxysmen beschränkt sich nun aber nicht immer auf das zuerst ergriffene Gelenk, es können funktuell oder successiv mehrere Gelenke ergriffen werden. Wenn die Gicht vom zuerst ergriffenen Gelenke nach einigen Tagen auf ein anderes überspringt, und dann nach einiger Zeit wiederum auf ein anderes oder auch zum ersten zurückkehrt, so hat man das wol im Besondern als herum schwappende Gicht (Arthritis vaga) bezeichnet. Manchmal wird hierbei wol eine gewisse Reibenfolge angehalten, indem z. B. zuerst der rechte Fuß und dann der linke, dann das rechte Knie und weiterhin das linke leidet.

Nachdem der Gichtpatient während eines gewissen Zeitraumes Ruhe genossen hat, bildet sich das gastrische Leiden langsam wieder aus, und es bereitet sich ein ähnlicher Paroxysmenecyclus vor, der in ähnlicher Weise wie der frühere abbricht und verläuft. Anfangs kommen gleichförmige Zwischenräume von zwei oder mehr Jahren vor; allmählig aber rücken die Paroxysmenecyclen näher

an einander, sie wiederholen sich jedes Jahr, auch wol zweimal des Jahres im Frühlinge und Herbst, ja selbst noch öfter. In den früheren Ecyklen ist der einzelne Paroxysmus im Allgemeinen kürzer und schmerzhafter, die Intermissionszeit länger; je mehr Ecyklen aber sich wiederholen, um so leichter verlaufen die einzelnen Paroxysmen in Betreff der Schmerzen, der Geschwulst (die wol mehr ödematös wird) und des Fiebers, desto länger währt aber dafür der Gesamtecyclus, nämlich Monate lang, und um so kürzer ist die Reuezeit zwischen zwei Ecyklen. Mit andern Worten, die Anfangs acute Gicht (A. acuta) wird im Verlaufe der Jahre zur chronischen Gicht (A. chronica). Zuletzt persistiren wol die Schmerzen in dem einen oder dem andern Gliede, jedoch ohne merktlich entzündliches Keiden und ohne Fieber, sobald der Kranke mit Ausnahme kurzer Zwischenräume, etwa während des Sommers, beinahe das ganze Jahr an gichtischen Schmerzen leidet, und diesen Zustand bezeichnet man wol als habituelle Gicht (A. habitualis).

Die chronische Gicht charakterisirt sich wesentlich durch Atonie und Torpidität, und es kann die Gicht auch gleich beim ersten Auftreten in dieser Form sich darstellen bei Individuen in sehr vorgerückten Lebensjahren, bei Individuen, die ursprünglich oder durch Krankheit erschöpft sind, oder bei denen der erste acute Gichtanfall auf unpassende Weise mit schwächenden Blutentziehungen oder örtlich mit Rälte, mit Narcoticis behandelt wurde. Die acute und chronische Gicht wechseln auch zuweilen mit einander ab, indem der sonst chronische Verlauf durch acute Paroxysmen unterbrochen wird. Bei der chronischen Gicht, mag sie es primär oder secundär sein, sind Fieber und Schmerzen geringer, letztere namentlich sind oftmals so unbedeutend, daß die Bewegung des Gliedes nur wenig behindert wird; die Beschaffenheit der Geschwulst verschafft ihr wol die Bezeichnung als ödematöse Gicht (A. oedematosa). Dagegen sind die gastrischen Störungen und das allgemeine Uebelbefinden vielicht mehr anhaltend und lassen dann nach, wenn die örtlichen Gichterscheinungen sich steigern, die Kranken durch beständige Schmerzen in den ergriffenen Gelenken gereizt werden.

Daß in einem der Fußgelenke localisirte Gichtleiden bezeichnet man speciel als Podagra. Da nun aber die Fußgelenke, wie erwähnt, in der Regel die zuerst ergriffenen und überhaupt die am häufigsten ergriffenen sind, so pflegt man wol im gewöhnlichen Leben Gicht und Podagra als gleichbedeutend zu nehmen. Die Localisation der Gicht findet aber auch statt im Handgelenke (Chiragra), im Kniegelenke (Gonagra), im Ellenbogengelenke (Pechyagra), in der Schulter (Omagra), im Hüftgelenke (Ischiagra), im Kreuzgarte (Rhachyagra), im Kopfe (Cephalagra). Nach Scudamore's Zusammenstellung ergriff der erste Gichtparoxysmus in 193 Fällen die große Zehe allein 130 Male, die beiden großen Zehen 10 Male, überhaupt aber waren, mit Ausnahme von bloß 8, Gelenke des Fußes zuerst ergriffen.

Die gichtischen Anschwellungen sind Producte stofffindender Exsudationen, die ohne Zweifel immer saure salzige Bestandtheile beigemischt enthalten. Bei den acuten Gichtformen mögen diese salzigen, erdigen Bestandtheile: dem Exsudate in geringerer Menge beigemischt sein, und jedenfalls werden sie bei der energischeren Thätigkeit des Organismus leicht wieder zugleich mit den flüssigen Theilen aufgelöst. Dagegen geschieht es bei den chronischen Gichtformen sehr gewöhnlich, daß die Zersetzung und Auflösung der Exsudate in und an den Gelenken unvollkommener von Statten geht, wozu vielleicht ebenso wol die stärkere Sättigung derselben mit Salzen und Erden, als die geschwächte Absorption das ihre beiträgt, und so beobachtet man besonders bei den chronischen Gicht in und an den Gelenken die sogenannten Gichtknoten (Tophi, Nodi). Zuerst sind diese im Allgemeinen weich: sieht man einen erst seit kurzer Zeit topförmigen Theil an, so läßt sich oftmals eine weiche halbflüssige oder mörchelartige Masse herausdrücken. Allmählig werden es aber feste Concremente, die bei späteren Paroxysmen an Größe zunehmen, aber auch wol selbst in den Intervallen. Das Vorkommen und die Form derselben zeigen eine große Mannichfaltigkeit: eckige, kugelförmige, rindenartige Aufstrebungen, warzige, kuffenartige, rindenartige Drostrophien, mörchelartige Beschaffenheit der Knochensubstanz, Atrophie und Abplattung der Gelenkflächen; oder es liegen auch die salzigen, erdigen Ablagerungen mehr in den Weichtheilen, zwischen den Bändern und Sehnen, auf der Gelenkspalt u. s. w. In gelinderen Fällen ist manchmal nur ein einzelnes Gelenk tophöde, z. B. ein Phalangalgelenk, in den höhern Graden können aber auch fast alle Gelenke solche knotige Anschwellungen zeigen, und diesen Zustand bezeichnet man dann wol besonders als knotige Gicht (*A. nodosa*). Es bewirkt diese Gichtknoten nicht nur eine Verunstaltung der Gelenke, zum Theil mit abnormer Richtung der Knochen verbunden, sondern es werden dadurch auch die Bewegungen beeinträchtigt. Häufig sind sie auch mit mehr oder weniger heftigen Schmerzen verbunden, die bisweilen intermittirend auftreten, auch wol bei besondern Bewegungen plötzlich und mit Heftigkeit sich einstellen, was namentlich im Hüftgelenke, aber auch im Schultergelenke nicht gar selten vorkommt. In besonders hohem Grade treten diese Verunstaltungen gern an den Händen auf, sobald die activen Bewegungen der Finger und der Fingerglieder sehr beschränkt sind; wenn dieselben auch vielleicht ohne besondere Schmerzen sich noch passiv beugen und strecken lassen; doch kann auch in den höchsten Graden sogar die passive Beweglichkeit mit verloren gehen, wobei dann auch die fleischigen Theile der Hände und Finger abmageren und Gruben zwischen den Metacarpalknochen entstehen. Leidet die Mehrzahl der Gelenke, so kann mit der Verkrüppelung des Kumpfs und der Gliedmaßen eine allgemeine Unbeweglichkeit sich verknüpfen, die jener bei allgemeiner Paralyse kaum nachsteht. Dabei bleiben oft einzelne Portionen gegen Berührung und Druck anhaltend empfindlich. — Bisweilen wirken diese Ablagerun-

gen mechanisch reizend auf die überliegenden Weichtheile, die Haut wird roth, gespannt und bricht unter heftigen Schmerzen auf, aus der Öffnung ergießt sich ein mit erdigen Theilen gemischtes Secret unter Nachlaß der Schmerzen, und es bildet sich ein Gichtgeschwür (*Ulcus arthriticum*), das schwer zur Heilung zu bringen ist und auch leicht wieder aufricht. Es werden die an der Geschwürsstelle befindlichen Concremente ausgekloffen, sodaß der Eiter jene oben genannte mörchelartige Materie enthält; die Ausklopfung erfolgt aber so langsam, daß Monate, selbst Jahre darüber vergehen können. Uebrigens gibt es auch gichtische Geschwüre, die nicht direct durch vorhergegangene gichtische Deposita erzeugt werden, sondern dadurch zu Stande kommen, daß an irgend einer Stelle durch einen Ausschlag oder auf andere Weise ein Geschwür sich bildet, worin sich die gichtische Dyskrasie manifestirt.

Bei Individuen, welche schon deutliche Gichtanfälle durchgemacht haben, treten in den Zwischenzeiten der Paroxysmen oft hin und wieder wol verschleimartige Beschwerden auf, bald anhaltend, bald nur anfallsweise, die als Reize der gichtischen Dyskrasie gebauet werden können. Dahin gehören Kopfschmerzen an einer kleinen beschränkten Stelle des Schädels, Gesichtsschmerz, Rückenschmerz oder sonst eine Neuralgie, schmerzhafter exsudativer Augenentzündungen, Gastralgie, Sodbrennen, saures Erbrechen, Koliken, Diarrhöe, Blasenkrampf oder ein eitriger Ausfluß aus der Harnröhre, asthma-tische Zufälle, Herzklappen, Schmerzen in der Herzgegend, wobei sich wol Ablagerungen auf die Klappen und Schrumpfung der Klappen vorbereiten.

Im Bisherigen ist die sogenannte echte oder regelmäßige Gicht (*Arthritis genuina s. regularis*), oder, wie ich sie lieber nennen mag, die Gelenkgicht (*A. articularis*) beschrieben worden. Daneben unterscheidet man aber noch eine unregelmäßige oder innere Gicht (*A. irregularis s. anomala s. interna*), die sich dadurch charakterisirt, daß nicht die Gelenke, sondern innere Organe die Lokalisationsstätte des gichtischen Processes werden. Man unterscheidet aber zwei Unterarten der unregelmäßigen Gicht.

a) Die zurückgetretene Gicht (*A. retrograda s. metastatica*). Nachdem sich eine entzündliche Gelenkgeschwulst mit deutlichem gichtischem Charakter ausgebildet hatte, verschwindet die Gelenkaffection auf rasche Weise, zum Theil oder gänzlich, und gleichzeitig entstehen in innern Theilen Entzündungen, Eitrusflüsse, Eitrusfluß, Schlagfluß u. s. w. Man beobachtet dergleichen bei ältern, schon längere Zeit durch Krankheit geschwächten Individuen, wenn schwächende, repetirende Einflüsse einwirken. Bei der Beurtheilung dergleichen Fälle haben sich zweierlei abweichende Meinungen geltend machen wollen: die eine stellt geradezu die Möglichkeit in Abrede, daß die Gicht in andern Organen als in Gelenken sich localisiren könne; die andere stellt wenigstens die Möglichkeit der Metastase im concreten Falle in Frage, in sofern das pricipiellste Erben nicht primär durch Ueberspringen auf innere Organe ver-

schwinden soll, sondern eine spontan auftretende innere Affection angenommen wird, bei welcher das peripherische Leiden nicht fortbestehen kann und somit secundäre verschwindet. Es unterliegt wol kaum einem Zweifel, daß nicht alle derartige Fälle ohne Weiteres als zurückgetretene Gicht bezeichnen dürfen; oftmals hält es überhaupt schwer, einen Causallenzus zwischen der Gicht und der Affection des innern Organs nachzuweisen, da diese vielleicht ganz einfach als zufällige Complicationen neben einander verlaufen können. In andern Fällen stellt sich dagegen ein solcher Causallenzus mit ziemlicher Bestimmtheit heraus. Die richtige Beurtheilung des einzelnen Falles ist aber natürlich nicht ohne Einfluß auf die Behandlung.

b) **Verlartete Gicht** (*A. laryata*) hat man jene Fälle genannt, wo der gichtische Process nicht erst aus peripherischen Theilen zurücktritt, sondern sich ohne Weiteres spontan in innern Organen localisiren soll. Gicht man überhaupt die Möglichkeit zu, daß Gicht auch außer den Gelenken sich localisirt, dann hat auch diese Vorstellung nichts Zurückstößendes. Das Gicht der innern Localisirung wird begreiflicher Weise ein ziemlich unbeschränktes sein können, es führt aber die Casuistik speciell auf folgende Formen der verlarteten Gicht: verschiedene Gehirnleiden von Kopfschmerz bis zur Manie, Neuralgien, namentlich Profopalgie und Schias, verschiedene Formen von Dysphagie, Angina, Bronchitis, Pneumonie, Ephem, Herzaffectionen, Cardialgie, Nephritis und Cystitis, Affectionen der Genitalschleimhaut, Hautausschläge, Hypochondrie. Die Berechtigung, die eine oder die andere der genannten Affectionen als verlartete Gicht zu diagnosticiren, wird im Allgemeinen noch zweifelhaft erscheinen müssen, als bei der zurückgetretenen Gicht, und der Arzt hat sich wol zu hüten, daß er nicht abnorme Empfindungen und Erscheinungen in innern Organen ohne Weiteres zu gichtischen Reizungen, weil sie bei einem scheinbar zur Gicht disponirten Individuum vorkommen. Leider aber kann man, wie Wunderlich sagt, alltäglich die Beobachtung machen, wie oberflächlich diagnostizierende Aerzte einen Tumor im Gehirn für Kopfgicht, einen Krebs des Rectums für Darmgicht und eine Lungentuberkulose für Brustgicht erklären, und wie Aerzte und Laien bei fast beliebigen Symptomen mit der Annahme, daß sie gichtisch seien, sich beruhigen. Folgende Momente sind zur Begründung des Verdachts zu benutzen, daß irgend ein inneres Leiden gichtischer Natur sein könne: 1) der gichtische Habitus des Kranken. 2) Die Abstammung von gichtischen Vätern oder Großvätern. 3) Vorausgegangene Symptome von Unterleibslethargie. 4) Früher vorausgegangene Gichtanfälle, zumal wenn das innere Leiden zu einer Zeit auftritt, wo sich sonst die Gicht zu manifestiren pflegt, und wenn der Kranke sich auch vorher ähnlich wie vor einem Gichtparoxysmus fühlte. 5) Wenn Anzeichen der Gelenkgicht mit dem Auftreten der neuen Krankheit verschwinden. 6) Ueberladung des Harns mit harnsauren Verbindungen, die sich vielleicht auch im Schweiß nachweisen lassen, oder gar in der

afficirten Schleimhaut der Respirationsorgane, des Magens. 7) Nachlaß oder Aufhören der innern Krankheit, sobald sich die Gicht äußerlich localisirt. 8) Periodisches Auftreten der innern Krankheit, zumal wenn sie mit äußerer Gicht alterniren sollte. 9) Die Vielsamkeit der specifischen Antiarthritica.

Der verlartete Gicht ist auch die sogenannte latente Gicht beizuzählen, gleichsam eine umgekehrte retrograde Gicht, die man dann annimmt, wenn innere Krankheiten, wie Schwindel, Epilepsie, Schmerzen, Angina pectoris u. s. w. bei Individuen, welche noch niemals gichtisch afficirt waren, aufzutreten sind und mit Einem Male verschwinden, sobald ein genuiner Gichtparoxysmus auftritt.

Diagnose. — Gicht und Rheumatismus wurden früher zusammengeworfen und werden noch sehr häufig mit einander verwechselt. Die echte Gelenkgicht mit solennem Paroxysmen bietet hinreichende Charaktere, um eine solche Verwechslung zu vermeiden; die chronische Gicht und der Rheumatismus können aber in den Erscheinungen einander so nahe stehen, daß die Diagnose nur durch eine genaue Anamnese festzustellen ist; ja es kommen Fälle genug vor, wo die Grenze zwischen beiden schwer abzuleiten ist. Dies gilt namentlich auch von der sogenannten localen Gicht, wenn nämlich in Folge besonderer Schädlichkeiten, wie heftige Anstrengungen, Durchfälle, Stöße, Fracturen, Luxationen u. s. w. örtliche remittierende Beschwerden mit scheinbar gichtischem Charakter entstehen, die sich allmählig auch auf die benachbarten Theile ausbreiten.

Ätiologie. — Die Anlage zur Gicht ist bald angeboren, bald erworben. Unter 189 Gichtkranken zählte Scudamore 105, bei denen der Vater oder die Mutter oder auch beide Vätern an Gicht gelitten hatten. Zuweilen geht die Krankheit vom Großvater auf die Enkel über und der Vater bleibt frei, zumal wenn derselbe die schädlichen Einflüsse vermeidet. Auch redet man wol von einem gichtischen Habitus (*Habitus arthriticus*), der sich durch starken Knochen- und Muskelbau, breite Brust, kurzen Hals, breiten Kopf, gichtisch-sanguinisches Temperament, Plethora, auch wol durch etwas Gedunsenes oder Schwämmiges verräth.

Die erworbene Anlage wird durch die Lebensweise begründet, indem luxuriöse, animalische, gewürzte Nahrung, Genuß starker feuriger Weine, Schweißgerie bei mangelnder Bewegung, den Grund zur Gicht legen können. Derselbe finden sich die exquisiten Gichtanfälle, das echte Podagra, vorzüglich in den höhern und wohlhabenden Classen, und man führt auch Beispiele an, daß Podagraffen rabical von ihrem Leiden befreit wurden, wenn sie durch Vermögensverluste, durch Gefangenschaft zur Mäßigkeit und zu Entbehrungen gezwungen waren. Damit ist aber das Vorkommen der Gicht bei der armlich lebenden Bevölkerung nicht ausgeschlossen; schlecht, ungesunder Kost, der Genuß saurer und zu junger Weine, übermäßige körperliche Anstrengung disponiren hier häufig zur Gicht, die aber dann meistens nicht als acut Gelenkgicht, sondern in mehr chronischer Form verläuft. So

kann sich die Gicht manchmal auch bei solchen entwickeln, die von einer schwelgerischen Lebensweise plötzlich zu einer mageren, dünnen Kost übergehen.

Das männliche Geschlecht und kräftige Constitutionen sind der Gicht weit mehr unterworfen; nach Gregory kommen in England nur 2 Proc. in Schottland sogar nur 1 Proc. der Gichtsfälle auf das weibliche Geschlecht. Auch tritt die Gicht bei letzteren verhältnismäßig mehr in den abweichenden Formen auf.

Die Gicht ist ferner eine Krankheit des Mannesalters. Erst nach dem 40. Jahre pflegt die Gicht mit solennem Paroxysmus vorzukommen; sie nimmt dann im 5. und 6. Decennium als erst auftretende Krankheit vielleicht noch an Häufigkeit zu, weiterhin aber ab. Beim weiblichen Geschlechte tritt sie meistens erst nach dem Aufhören der Menstruation auf. Nur selten wird die Gicht vor dem 30. Jahre beobachtet, und sehr zweifelhaft sind die Fälle, wo sie schon vor der Pubertät sich entwickelt haben soll.

Von mehreren zum Theil angesehenen Ärzten, wie Boerhaave, van Swieten, Barthez, Berend, ist auch die Anstrengungsfähigkeit der Gicht behauptet worden. Als Beweis dafür hat man angeführt, daß durch den Gebrauch der Strümpfe gichtischer Personen die Beschwerden die Krankheit hervorgerufen worden sei.

Die Gicht kommt häufiger in kalten Ländern als in heißen vor. Die häufigsten Anfälle scheinen im Januar und Februar auszubrechen. Sonst begünstigen das Frühjahr und der Herbst den Ausbruch der Gicht. Die Gelegenheitsursachen, welche bei vorhandenem Anlage den Gichtanfall erwecken können, sind mannichfaltiger Art. Dabin gehören Erkältung, Durchfällung, Unterdrückung von Fußschwüßen, Erreisse in Baccho et Venere, erregende Mineralwässer, Gemüthsbewegungen, Schwächung durch Laxanzen. Häufig gibt eine zufällige Verletzung von Knochen, Gelenken, Muskeln, eine Contusion, eine Verrenkung, übermäßige körperliche Anstrengung, eine Fractur den ersten Anstoß zum Ausbruch der Gicht, und der Kranke ist dann geneigt, in seinem Leiden bis die Folge dieser äußeren Verletzung zu erblicken, bis durch Wiederholung der Paroxysmen sich die gichtische Natur desselben darthut. Bei starker Disposition können sehr geringfügige Ursachen einen Gichtparoxysmus erwecken, wie derselbe denn auch ohne irgend nachweisbare Gelegenheitsursache zum Ausbruch kommen kann. Manche Arthritiker sind gegen bestimmte äußere Einflüsse, wie Kälte und Nässe, besonders empfindlich.

Zur Erzeugung der metastatischen Gicht tragen örtliche Einwirkungen von Kälte, von Adstringentien, von Narcotischen auf die kranken Theile bei. Atonisch wird die Gicht schon oftmals durch die längere Dauer der Krankheit, oder wenn der Organismus durch Blutentziehungen, Purganzen, zu strenges Regimen geschwächt wird, aber auch schon einfach in Folge des höhern Alters.

Häufig kommen bei der Gicht Complicationen vor mit Störungen des Herzens, mit atheromatösen Ab-

gerungen in den Arterien, mit Nagen- und Darmleiden, mit Nieren- und Leberleiden, mit Hysterie und andern Nervenkrankheiten, und es ist schwer zu entscheiden, ob deren Genese von dem nämlichen constitutionellen Leiden wie die Gicht abhängig ist, oder ob nur in dem höhern Alter der Individuen das verknüpfende Band zwischen der Gicht und diesen Complicationen liegt. Bemerkenswerth ist es auch, daß man bei Gichtischen nicht leicht Lungentuberkeln findet.

Prognose. — Eine vollkommene Tilgung des gichtischen Processes ist wol nur selten möglich; auch wenn lange Pausen eingetreten sind, ist man des gänzlichen Aufhörens der Gicht noch nicht ganz sicher. Mit unmittelbarer Lebensgefahr ist die normale Gicht zunächst nicht leicht verknüpft; bei regelmäßiger Verlaufe der Gichtanfalle erreichen die Gichtischen nicht selten ein hohes Alter, und mit dem Alter nehmen auch wol die unmittelbaren Beschwerden der Gicht allmählig etwas ab. So erklärt es sich, daß die Schwelger des Alterthums wegen des Ausbruchs eines solennen Podagra einander beglückwünschten konnten. Indessen endet die Gicht doch auch manchmal durch intercurrente Krankheiten (Pneumonie, Pericarditis, Apoplexie, Darmaffection) tödtlich, mithin als retrograde Gicht. Auch die chronische Gicht führt nicht selten zum Tode, indem der früher vielleicht volldiätige Kranke in anämisch, frühzeitig gealtertes Aussehen bekommt, an Punctatrit und Kraft verliert, und in Folge gestörter Verdauung abmagert und marastisch verfährt, oder in den Blagerungen im Herzen und in den großen Gefäßen, Nieren- und Griesleiden u. s. w. zum Tode führt.

Bei der Beurtheilung des einzelnen Falls gelten als günstige Momente: Affection der am meisten peripherisch gelegenen Theile, Affection nur einzelner Gelenke, Acuität des Paroxysmus, Festigkeit der Schmerzen, Entschiedenheit des Paroxysmenceptus ohne Residuen, also unter Wiederherstellung der Beweglichkeit, Wohlbefinden nach dem Anfälle und lange Dauer der Intervalle, streng peribische Wiederkehr der Paroxysmencepten. Zu den ungünstigen Momenten gehören: erbliche Begründung der Gicht, chronischer Verlauf derselben, auffallende Milderung der früher sehr heftigen Schmerzen bei alten Arthritikern, Ergriffensein der mehr centralen und mehrfachen Gelenke, Zurückbleiben von Gichtknoten, Entwicklung eines eozystischen Aussehens im Verlaufe der Gicht. Eine Zerrheilung der gichtischen Concretionen ist selten möglich. Trübt sich der Harn aufs Neue, nachdem er schon hell geworden war, so steht eine Wiederkehr der Paroxysmen zu befürchten.

Behandlung. — Bei anscheinender Disposition zur Gicht und noch mehr bei bereits eingetretenen Nagnungen muß man durch eine geregelte Hygiene der Entwicklung entgegenzuwirken suchen, also: Vermeidung aller Diätexcesse, Mäßigkeit im Weingenuß, in der Liebe, Vermeidung übermäßiger Körperanstrengung, und andererseits bei unthätig Lebenden körperliche Bewegung durch Gehen, Reiten, Fahren, Jagen u. s. w.; dabei Stärkung der Haut durch kalte Waschungen, durch Seebäder.

In der Behandlung der wirklich ausgebrochenen Gicht muß im Ganzen der Ausspruch von Friedr. Hoffmann maßgebend sein: *Podagra est morbus domini*, unde qui hoc malo cupit liberari servus fiat necessesse est, d. h. es sind die nämlichen diätetischen Rücksichten, wie bei der gichtischen Disposition zu nehmen, um die Anfälle zwar nicht zu verhüten, was im Allgemeinen unmöglich ist, aber doch seltener zu machen. Die Nahrung sei eine gemischte animalische und vegetabilische, wobei gekochenes und geräucheretes Fleisch, fetts und weiche Speisen, Rasse zu vermeiden sind; zum Getränke Wasser, oder Wasser mit Wein, oder ein dünnes Bier, oder alkalische Sauerlinge. Doch lassen sich nicht alle Patienten nach der nämlichen Schablone behandeln, und eine völlige Umkehrung der lange gewohnten Lebensweise ist nicht für alle Fälle ohne Unterschied anwendbar, weil die regelmäßige Gicht dadurch manchmal in die atonische umgewandelt werden könnte. Für manche Arthritiker ist es gut, wenn sie sich blos von Vegetabilien und Milch nähren, andere dagegen können des Fleisches nicht entbehren; ähnlich verhält es sich aber auch in Betreff des Wassers und der gezogenen Getränke. Hiernach muß also auch die Empfehlung der Milchdiät zur Modifikation der Gicht beurtheilt werden. Als Ersatzmittel der etwa nicht ausführbaren Bewegungen empfehlen sich Frictionen der Haut und der Gelenke. Es muß ferner für gehörige warme Bekleidung, namentlich auch der Füße Sorge getragen werden, durch Tragen von Flanell, durch Bedecken der empfindlichen Stellen mit Wachstafel, mit Pelzwert. Dazu kommt noch Sorge für offenen Leib, Weisigkeit in körperlichen und geistigen Anstrengungen, Vermieden nächtlicher Lumbationen.

Der einzelne acute Gichtparoxysmus ist im Ganzen als ein Reinigungsproceß der Säfte von den sich ansammelnden atormen Stoffen anzusehen, und er darf nicht gestört werden, weil sonst die Ausscheidung unvollkommen wird, der Paroxysmus sich in die Länge zieht oder auch Metastasen entstehen. Der Grundfals steht oben an, beim einzelnen Paroxysmus ein expectatives Verfahren einzuhalten, und nur ein antiphlogistisches Regimen, diluirende Getränke, Sorge für offenen Leib, Verweilen im Bette nebst Schutz und Warmhalten der betroffenen Theile anzuordnen, dabei aber den einzelnen Krankheitserscheinungen gehörige Aufmerksamkeit zu schenken. Blutenziehungen, allgemeine wie locale, sind in der Regel unzulässig; doch kommen hin und wieder Fälle vor, wo die Heftigkeit und die Andauer des Fiebers zu einer allgemeinen Blutenziehung auffodern. Das Emeticon kann öfter in Anwendung kommen, namentlich wenn der Anfall durch unmittelbar vorausgegangene Schmelgereien hervorgerufen worden ist. Zum Schutze des ergriffenen Theils dient am besten das Broeden mit einem wollenen Tuche, mit Flanell; doch hat man auch die Einwickelung in Seide, in ungewaschene Schafwolle empfohlen. Zur Milderung der Schmerzen hat man vielfach seuchte Einwickelungen (etwa mit Kamphermitur nach Seudamore), Breium-

schläge, narcotische Umschläge angewendet; ihre Wirksamkeit hierbei ist aber keineswegs ganz feststehend, und andererseits ist nicht zu leugnen, daß sie bei unvorsichtiger Anwendung selbst Schaden bringen können. Bei sehr heftigen Schmerzen hat man in neuerer Zeit äußerlich Einreibungen von Chloroform (1 Theil mit 8 Theilen Ol. Hyoscyami) empfohlen, und innerlich passen die Sedativa, namentlich Aq. Laurocerasi und Extr. Hyoscyami, weniger dagegen Opium wegen seiner verstopfenden Wirkung. — Ist die örtliche Reaction beim einzelnen Gichtparoxysmus zu schwach, so sucht man dieselbe wol durch innerliche reizende Mittel (Ammeniasien, Kampher, Guajak) zu steigern, besonders aber örtlich durch Einwickelung in Gichtstafel oder Gichtpapier, durch Räucherungen mit Mastixdämpfen, durch Einreiben von Linimentum volatile, Perubalsam, Arpentin, Geleipulv u. s. w.

In der Recurrenz läßt man, und zwar nicht zu spät, eine mäßige und allmählig gesteigerte Bewegung des erkrankten Gelenkes eintreten, um seiner Steifheit und Schwäche entgegenzuwirken. Bei andauernder ödematöser Geschwulst passen Frictionen, Einwickelungen des Gliedes, simulirende Einreibungen.

Die zurückgetretene Gicht verlangt eine starke Reizung der früher befallenen Gelenke. Bei Gelenk-Blasenpflaster, durch heißes Wasser, durch Senfteig, durch kohlisches Ammonium u. s. w.; innerlich aber ist die neuentstehende Localentzündung auf entsprechende Weise zu behandeln, jedoch unter Vermidung eines zu sehr schwächenden Verfahrens. Bei Fällen von verlarvter Gicht wird die Behandlung im Ganzen nach den nämlichen Grundsätzen einzurichten sein.

Gegen den Gichtproceß selbst, d. h. zur Beseitigung der gichtischen Dyskrasie hat man außer dem bereits angeführten diätetischen Verhalten noch vielerlei angeblich spezifische Gichtmittel (Antarthritica) empfohlen, die zum Theil schon während der Gichtparoxysmen mit in Anwendung kommen können, und bei deren Auswahl oftmals auf Genaues individualisirt werden muß. Ohne die Liste irgend erschöpfend zu wollen, führt H. Sachs als solche Antarthritica auf: Antimonialien, Aconit, Alkalien, Bardana, Belladonna, Colchicum, Dulcamara, Eaula, Brechmittel, Guajak, Quackstein, ätherische Oele, Oloren, Leberthran, Rhododendron, Schwefel, Sabina, Schwefelsäure, Perlsäure, Pulver (aus gleichen Theilen Rad. Aristolochiae und Gentianae, Summitates Chamædrys, Chamaecypis und Centaurei minoris), Wasser (saltes wie waches) und Mineralwässer. Unter diesen verschiedenen Mitteln genießen jetzt wol die Alkalien und das Colchicum, auch wol noch Aconit, das meiste Vertrauen, und außerdem die Mineralwässer, bald salinische (Wich, Varentbad, Rissingen), bald mehr wärn: Duzien (Wiesbaden, Baden-Baden, Ems, Karlsbad, Aachen), bald mehr ätherische und eisenhaltige (Frazzengbad, Homburg, Schwalbach, Pyrmont, Driburg). Auch Bildbad, Teplitz, Gastein finden ihren geeigneten Platz. In gleicher Kategorie mit den Mineralwässern sind auch

die Mollen- und Traubenreuren oder auch andere Früchtcuren zu sehen. Bei schwächlichen, anämischen Arthritiden müssen neben Colchicum und ägnlichen Gichtmitteln auch Amara und Adstringentia, namentlich China, in Anwendung kommen.

Ein Mittel, welches sich häufig unwirksam, ja sogar gefährlich erweisen hat, und das die Kranken oftmals gar nicht durchzuführen vermögen, ist der Gebrauch des warmen Wassers nach der Methode von Gabet de Raur. Es sollen nämlich innerhalb 12 Stunden 48 Becher (von 6 bis 8 Unzen) warmes Wasser von 40° bis 45° R. getrunken werden.

Bei Individuen, die an permanenter Gicht leiden, zeigen sich oftmals sehr entschiedene Beschwerden in einzelnen Theilen. Hier macht sich Warmhalten dieser Theile und Schutz gegen Druck nöthig, und nach Umständen können locale Blutentziehungen, Blasenpflaster, Einreibungen von Jod, Ammonium, Opium, Chloroform, Kampfer, desgleichen Dampfbäder und Dampfbädern nützlich wirken. Sehr vortheilhaft zeigt sich bisweilen bei localen Gichtschmerzen die Application kleiner, etwa nur erbsengroßer Wexen, die in mehrfacher Anzahl und zu wiederholten Malen applicirt werden.

Gegen gichtische Gelenksteifigkeit und Lähmung dienen warme Bäder, Schwefel-, Dampf-, Douchebäder, Bewegungen des Gliedes, auch wenn dieselben Anfangs schmerzhaft sein sollten.

Um gichtische Gelenkschwellstoffe oder Tophi zu zertheilen, dienen reizende Einreibungen von Terpentin-Stein-Öl, Dippelöl, Quacksilber, Linimentum volatile, Zedaiöl, Phosphorsäure, Schwefelsäure. Doch ist es meistens besser, die Gichtknoten unberührt zu lassen, weil sonst leicht Entzündung und Verschwärung eintritt. Stellt sich von selbst Entzündung über tophösen Stellen ein; so passen warme Umschläge und weiterhin öffnet man den Abscess, überläßt aber die Ausstößung der Concremente der Natur.

Gichtische Geschwüre werden, unter Vermeidung von seuchten Mitteln, mit erwärmten Kräutersäcken bedeckt, mit Ungt. cinereum, Ungt. de Cicuta, bei torpidem Charaktere aber mit mehr reizenden Pflastern verbunden. In der Umgegend kann man kampferhaltige Quacksilberalbe einreiben. (Fr. Wih. Theil.)

GICHT. Der Hüttenmann bezeichnet die obere Ausmündung des Schachtes eines Hochofens, durch welche die Schichten von Brennmaterial und Erz in den Schachtraum gebracht werden, mit dem Ausdrucke Gicht. Das diesen Theil des Hochofens umgebende Gemäuer, welches mehr, oft 10 bis 12 Fuß über die Gicht hinausführt, um die aus letzter strömende Flamme zu schützen, heißt der Gichtmantel. In der Regel ist in der Höhe des Hüttengebäudes, in welcher die Gichten der Ofen sich befinden, eine besondere bauliche Einrichtung getroffen, auf welcher das Erz und die Kohlen zu den Gichten getragen werden. Man nennt diese Einrichtung: Gichtaufzug, Gichtbrücke. Bei Hochofen für Silber-, Blei-, Kupfererze wird die Beschickung gewöhnlich gleich vom Gichtboden, auf welchem

die Vorräthe ausgebreitet liegen, bewerkstelligt; bei den Hochofen zum Eisenerzschmelzen sind aber häufig besondere Vorrichtungen, die sogenannten Gichtzüge angebracht, welche die Erze und Kohlen zu den Gichten bringen. Die Weite einer Gicht ist von der Beschaffenheit der zu verschmelzenden Erze abhängig. Bei Hochofen zu Eisenerzen ist, wenn die Höhe des Ofens mit

H bezeichnet wird, der Durchmesser der Gicht $\frac{H}{8}$ doch kommen hier mehrfache Modificationen in Anwendung, da bei leichter Beschickung derselbe größer, als bei schwerer sein kann. Die Grenzen liegen zwischen $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{3}$ vom Kohlenstaddurchmesser.

Bei Eisenhochofen wird das auf einmal in den Ofen eingebrachte Quantum Erz und Kohlen — die Beschickung — Gicht genannt, und die dem Brennmaterial, dem Gase, der Beschaffenheit der Erze und dem Ofen entsprechende Regulierung desselben, die Gichtführung. Man nennt daher die in den Ofen gebrachte Kohlenmenge die Kohlenlicht oder den Kohlenfag, welcher nach dem Volumen bestimmt wird. Die auf einmal in den Ofen gebrachte Erzmengung heißt dagegen die Erzlicht oder der Erzfas, welcher nach dem Gewichte bestimmt wird. Beide Größen hängen von dem Durchmesser des Ofens, von der Beschaffenheit der Erze und des Brennmaterials, sowie von der Beschaffenheit des zu erzeugenden Productes ab. Man unterscheidet leere Gichten als bloße Kohlenlichten, ohne alle Erzuthellung. Sie werden beim Anwärmen des Ofens, und wenn eine Steigerung der Wärme nothwendig ist, gegeben. Man hat ferner leichte Gichten, wenn die Erzmengung im Verhältnisse der Kohlen gering ist, dagegen schwere Gichten, wenn eine große Menge Erz auf einen gleichen Kohlenfag gebracht wird. Letzteres wird auch eine hohe Gichtführung genannt. Gelegene Gichten nennt man solche, wenn die Erze an der Gicht des Ofens gleichförmig, so daß sie mit der Kohle lagenweise wechselnd hinabdrücken, ausgebreitet werden. Werden dagegen die Erze nur an die Rückseite oder an die beiden Seiten des Ofens geworfen, um die Hitze hellenweise zu erhöhen oder zu vermindern, so nennt man dieselben verschende Gichten. Das Verhältniß der Erzfüge zu den Kohlenfasen ist oft von solcher Art, daß keine Flamme, oder aber eine helle Flamme auf der Gicht zum Vorschein kommt. Man nennt dies mit dunkler Gicht, oder aber mit heller Gicht schmelzen. Leichte Gichten sind gewöhnlich mit einer hellen oder lichten Gicht, schwere Gichten aber mit einer dunklen Gicht verbunden; beides ist von der Temperaturabgabe abhängig, welcher im Schmelzraum zum Zwecke der Schmelzarbeit erforderlich ist. Licht ist die Gicht des Ofens, wenn sie durch die ihr entströmenden Gasarten beleuchtet wird; dagegen ist die Gicht dunkel durch schwere Gichtführung, oder durch Wasser, welches zur Abkühlung des Ofens angewendet werden und welches die Gasarten ausgelöscht hat. Hochofen zum Eisenerzschmelzen arbeiten immer mit heller oder lichter Gicht, ebenso bedürfen niedrige Ofen stets der hellen Gicht.

Bei dem Hüttenbetriebe ist das Aufgeben der Gichten, die Art des Aufgebens, die Größe der Erz- und Kohlengichten, und die Zeit des Aufgebens von größter Wichtigkeit. Man gibt gewöhnlich eine gewisse Menge Kohle, und auch diese das Erz auf, vertheilt auch beide gleichförmig auf die Gicht. Die Gefäße, welche hierzu gebraucht werden, sind Körbe, Krüge, Kübel oder besondere Gichtsfässer von Eisenblech. Die letzteren haben einen beweglichen Boden, und werden auf Wagen leicht über die Gicht geschoben. Um einen gleichförmigen Gichtanfaß einzubalten, um die Gichten nie unter eine gewisse Höhe sinken zu lassen, weil hierdurch schädliche Abkühlungen, überhaupt ein ungleichförmiger Gang des Ofens bewirkt werden, ist auf den Hüttenwerken das Anschlagen der Gichten oder das Gichtenzeichnen eingeführt, welches Auskunft gibt über die Zeit, wann die Gichten auf eine bestimmte Tiefe gesunken und wann dieselben ergänzt sind. Zu Untersuchung der Tiefe der eingegangenen Gichten dient das Gichtmaß, ein vertical gebogener eiserner Stab. Der Gichtmacher ist eine von Verburgers erfundene Vorrichtung, welche zu läuten beginnt, wenn die Gichten zu tief niedergehen, so also den Arbeiter zum Gichtsenken ruft.

Die Größe der Erz- und Kohlengichten hängt, wie schon erwähnt, von verschiedenen Bedingungen ab, doch verlangen Ofen von großem Durchmesser größere Kohlengichten, als enge Ofen, sobald die Erze selbst nicht eine Abweichung nöthig machen, wie z. B. bei zinkoxydhaltigen Eisenerzen große Kohlengichten nachtheilig sind, weil sie die Abkühlung des Zinkoxyds begünstigen, und daher die Bildung zinkischer Ansaße, Gichtschwämme, hervorufen.

Zu den verschiedenen Kennzeichen und Erscheinungen eines in Betrieb gesetzten Hochofens gehören ferner die Gichtflamme und der Gichtenzug. Unter Gichtflamme wird die eigentlich auf der Gicht befindliche Flamme verstanden, im weiteren Sinne aber nennt man überhaupt jede aus irgend einem Ofen unter gewöhnlichen Umständen unbenuzt entweichende Flamme, Gichtflamme. Bei einem regelmäßigen, guten Ofenbetriebe ist die Gichtflamme gleichförmig, lebhaft und erhebt sich mit dumpfem Brausen und ohne bemerkbaren Rauch. Sie wirft gleichzeitig viel Gichtsand, dessen Menge von der Beschaffenheit der Erze abhängig ist, heraus. Eine dunkle Gicht mit schwarzrauem Rauche deutet auf Ueberladung des Ofens, welcher in solchem Falle qualmt oder dampft. Eine schwache ungleichförmige Gichtflamme deutet stets einen schlechtesten Betrieb an. Ist der Betrieb eines Ofens regelmäßig, gehen (ziehen) die Gichten gleichförmig und schnell nieder, so nennt man das einen guten Gichtenzug. Das ungleichförmige Niedergehen der Gichten nennt man das Hängen, Klippen, Rüden oder Rutschen der Gichten. Die Gichten hängen, klippen oder rüden, wenn sie längere Zeit nicht gehen oder ziehen, die Gichten rutschen aber, wenn sie plötzlich niedergehen. Beide Erscheinungen sind Folgen eines unregelmäßigen Gichtensages, mit ihnen ist eine schwache ungleichförmige Gichtflamme verbunden,

und geben oft Veranlassung zu einer vollständigen Verletzung des Ofens. Um diesem Uebel vorzubeugen, werden häufig durch einige verkehrende und durch leere Gichten (Hilfsgichten) die Ansaße im Ofen weggeschmolzen und die Höhe desselben erhöht.

Die aus der Gicht der Hochofen herortretende Flamme — die Gichtflamme — hat den Beweis geliefert, daß der durch die Zwischenräume der Beschickung eines Ofens ausfließende Gasstrom brennbar ist und daß derselbe innerhalb des Ofens eine vollständige Verbrennung nicht erlangt, daher eine weitere Benützung ermöglicht. Schon 1812 nahm Aubertor (Ann. des mines, première série t. 35. p. 375) auf weitere Benützung der aus einem Eisenhochofen entweichenden brennbaren Gase — Gichtgase — ein Patent, welches aber nicht in Ausführung kam. Das Princip der Anwendung der Gichtgase wurde von dem Schmelen mit dem Löhrohre entlehnt. Sowie man nämlich durch den Zutritt der atmosphärischen Luft aus der Löhrohrspitze an die folgenden Bestandtheile einer Flamme, trotz der Kleinheit des Apparates, einen sehr hohen Hitzgrad hervorbringen kann, ebenso kann durch die in der erhöhten Temperatur bewirkte Vereinigung der flüchtigen Gichtgase mit der Gebläseluft eine sehr große Hitze erzeugt werden. So bekannt es auch war, daß die der Hochofenflut entweichenden Gase zum größten Theil aus Kohlenoxydgas bestanden, daß ferner nach analytischen Ermittlungen u. mindestens 30 Proc. des angewendeten Brennmaterials unbenuzt verflüchtigt wurden, so schloß doch Verrichtungen, diese Gichtgase zur ferneren Benützung aufzusaugen und zu entzünden. Dem württembergischen Bergwerke Faber du Faur gehört das große Verdienst, dieses Problem gelöst zu haben. Bereits im Jahre 1838 machte er Versuche, den ausgegangenen Gichtgasen atmosphärische Gebläseluft, welche vorher erhitzt war, zuzuführen, dies Gemenge entzündete und so eine Hitzflamme von sehr hoher Intensität hervorbrachte, um damit in Flammröhren nach Ersoßern das graue Roheisen zu reifen, Weiß-eisen zu puddeln und Puddlings-eisen zu schweißen, ohne auch nur eines Atoms irgend eines Brennmaterials zu diesen Processen bedürftig zu sein. Nach dem Aussprüche der Eisenhüttenleute fiel das jedesmal hierbei erzeugte Material von vorzüglicher Güte aus, und der Abgang an Eisen war theils sehr gering, wurde aber auch theils ganz vermieden. Diese Versuche wurden von Faber du Faur auf dem Eisenhüttenwerke Wasseralfingen angestellt. Um die Gichtgase des Hochofens aufzusaugen, mußte, um dies möglichst vollkommen auszuführen, die Gicht geschlossen werden, so daß Gase nach Oben nicht entweichen können. Um ferner den Gichtgasen eine gehörige Pressung und einen geeigneten Herd erhöhter Temperatur zu geben, mußten dieselben in einiger Tiefe unter der Gicht aus dem Ofen treten können. Zu dem Ende ließ Faber du Faur in 13 Fuß Tiefe unter der Gicht sechs Oefnungen in den Ofen bauen und einmauern, welche in gleichem Niveau und gleicher Entfernung von einander liegen und gegen einander 15 Zoll in Quadrat weit sind. Diese Oefnungen erheben sich

mit etwa 60 Grad Ansteigen 8 Fuß hoch und treten dann in einen sogenannten, horizontal um die Raubmauer des Hochofens herumgelegten eisernen oder gemauerten Gießfang von 1½ Fuß Breite, welche zugleich einige verschließbare Thüren zum Reinigen hat. Endlich gehen aus diesem Gießfange drei eiserne, 1 Fuß im Durchmesser haltende Röhren abwärts, welche bis nach dem Weiß-, Puddlings- und Schwachföfen leiten, in welchem sie mit der in dem genannten Flammofen selbst erhitzten Gießluft sich vereinigen und nunmehr, mit einem glühenden Späne angezündet, als Flamme zu technischen Zwecken verwendet werden.

Dies ist die ganz einfache Vorrichtung zur Verwendung der Gichtgase als Brennmaterial.

Bunsen hat die ersten Analysen von Gichtgasen ausgeführt und sich hierbei der radiometrischen Methode bedient. Die hauptsächlichsten Bestandtheile der Gichtgase sind nach diesen Analysen: Stickstoff, Kohlenäure, Kohlenoxyd, Kohlenwasserstoff, Wasserstoff und lösliches Gas. An diesen Analysen nahm später Playfair Theil. Beide sprechen sich darüber (esr. Report of the 15th. meeting of the British Association for the adv. of sc. 1846. p. 142. — Erdmann's und Marchand's Journal. Bd. XLII. S. 143.) in sofern aus, als die Zusammensetzung der Gichtgase, welche die Basis aller Hochofentheorie bildet, sich mit Genauigkeit nur aus den Verhältnissen ableiten läßt, in denen diese Gase zu den Verbrennungsprodukten und zu der für ihre Expiration erforderlichen Sauerstoffmenge stehen. Diese Verhältnisse können sowohl dem Gewichte als dem Volumen nach bestimmt werden. Auch Ettemen hat ein Verfahren angewendet, nach welchem die Zusammensetzung, mittels des bei organischen Analysen gebräuchlichen Verbrennungsapparates, bestimmt wird. Die folgenden Arten von Gichtgasen sind nach diesem Verfahren analysirt worden:

1) Von Bunsen, Die Holzkohlen-Gichtgase des Eiseuhochofens zu Wedderbagen im Pöfischen (Poggendorff's Ann. 46. Bd. S. 193).

2) Von Ettemen, Die Holzkohlen-Gichtgase des Hochofens von Clerval (Ann. des mines, 2ième sér. T. XX. p. 359).

3) Von Scherer und Langenberg, Holzkohlen-Gichtgase des Hochofens von Bäum (Poggendorff's Ann. 60. Bd. S. 485).

Der Hochofen zu Wedderbagen besitzt, von der Form zur Gicht, eine Höhe von 20½ Fuß. Die Temperatur der Gießluft betrug während der Auffammlung der Gase 150–300° F. und die Pression derselben war 16–17 Zoll Wasserdruck. Die Höhe des Hochofens zu Clerval, von der Form zur Gicht, beträgt 25½ Fuß. Die Windtemperatur während der Auffammlung der Gase war 15–150° C. und die mittlere Pression = 7,57 Linien Quecksilberdruck. Der Hochofen von Bäum ist, von Form bis Gicht, 28 Fuß hoch. Während der Auffammlung der Gase betrug die Windtemperatur 200–230° C. und die Pression 11 Linien Quecksilberdruck. Da das verschiedene Verhältniß der brenn-

baren Bestandtheile zu den nicht brennbaren einen verschiedenen Wärmeeffect der Gichtgase bedingt, so ferner das Aufsteigen der Gichtgase innerhalb der Beschickungssäule von wesentlichem Einflusse auf das Gelingen des Eiseuhochofenprocesses ist, so dürfen dieselben dem Ofen nicht eher entzogen werden, als bis ihre Gegenwart weniger nothwendig ist. Dies ist etwa in dem obern Drittel des Schachtes nothwendig. Daher sind die Gichtgase beim Hochofen zu Wedderbagen etwa in einer Höhe von 13½ Fuß über der Form, bei dem Hochofen zu Clerval in einer Höhe von 17½ Fuß und beim Hochofen zu Bäum in einer Höhe von 15½ bis 18 Fuß abgelenkt. Die zur Anwendung als Brennmaterial hauptsächlich in Betracht kommenden Gichtgase dieser drei Hochofen hatten folgende Zusammensetzung:

Wedderbagen.	Hochofen von:	
	Clerval.	Bäum.
	I. 15½ Fuß.	II. 18 Fuß.
Stickstoff	62,47	58,15
Kohlenäure	3,44	13,76
Kohlenoxyd	30,08	22,65
Kohlenwasserstoff	2,24	0,00
Wasserstoff	1,77	5,44
	100,00	100,00

1) Von Ettemen, Die Kohle-Gichtgase aus den Hochofen von Biene und Pont l'Évêque (Ann. des mines, 2ième sér. T. X. p. 3). Die Höhe des Hochofens von Biene ist von der Form bis zur Gicht = 31½ Fuß; Temperatur der Gießluft = 220–250° C.; Pression derselben = 0,04 M. Quecksilberdruck. — Höhe des Hochofens von Pont l'Évêque von der Form bis zur Gicht = 33½ Fuß; Temperatur der Gießluft = 130° C.; Pression derselben = 0,026–0,030 M. Quecksilberdruck. Die Stelle, an welcher die Gichtgase aus diesen beiden Hochofen abgelenkt waren, würde bei dem ersteren etwa 20 Fuß und bei dem anderen 22 Fuß über der Form zu liegen kommen. Bei dem Ofen von Biene sind aus solcher Höhe Gase nicht untersucht, vielmehr nur aus 17½ Fuß Höhe, die nachstehend zusammengestellt sind. Es kommen hierbei folgende zwei Gasungen in Betracht, aus denen, wegen ihrer sehr ähnlichen Zusammensetzung, das Mittel genommen ist:

	Biene.	Pont de l'Évêque.	Mittel.
Stickstoff	64,66	62,72	63,7
Kohlenäure	0,57	0,68	0,6
Kohlenoxyd	33,39	35,12	34,3
Wasserstoff	1,38	1,48	1,4
	100,00	100,00	100,00

5) Von Bunsen und Playfair, Die Steinkohlen-Gichtgase des Eiseuhochofens zu Alfreton in Derbyshire (Report of the 15th. meeting of the British Association for the adv. of sc. 1846. p. 142 und Erdmann's und Marchand's Journ. 42. Bd. S. 143). Sie wurden aus neun verschiedenen Höhen über der Form abgelenkt und alle diese Gase von ihnen analysirt.

Der Hochofen ist von der Form bis zur Gicht $30\frac{1}{2}$ Fuß hoch. Die Gebläsluft war bis zu 330° C. erwärmt und hatte 6,75 Zoll Quersicherdruck. Die Resultate der Analysen waren:

Subst. über der Form: in Fuß	2%	12%	13%	16%	19%	22%	25%	28%	31%
Stichtoff	58,05	56,75	58,28	60,46	55,49	50,93	52,57	54,77	55,35
Kohlensäure	—	10,68	8,19	10,83	12,43	9,10	9,11	9,42	7,77
Kohlenoxyd	37,43	25,19	25,97	19,48	18,77	19,32	23,16	20,24	25,97
Kohlenwasserstoff	—	2,33	1,64	4,40	4,31	6,64	4,58	8,23	3,75
Wasserstoff	3,18	5,65	4,92	4,83	7,62	12,42	9,33	6,49	6,73
Verflüchtendes Gas	—	—	—	—	1,38	1,57	0,95	0,85	0,43
Epan	1,34	Spur	Spur	—	—	—	—	—	—
	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00

Die vorteilhafteste Stelle zur Ableitung der Gichtgase aus dem Ofen zu Alsteten würde etwa diejenige sein, welche $22\frac{1}{2}$ Fuß über der Form liegt. Die vorstehende Analyse der Gichtgase stellt gleichzeitig das interessante Resultat heraus, daß die Gase der untersten Schachtregion einen nicht unbedeutenden Epangehalt befigen, was auf eine kalthaltige Beschickung schließen läßt. Bunsen und Playfair haben auch nachgewiesen, daß das zur Beschickung gekommene Eisenerz, ein thöneriger Sphärosiderit, 0,743 Prozent Kali enthält. Das Abnehmen und zuletzt eintretende Verschwinden des Epan aus den Gichtgasen der oberen Schachtregionen erklärt sich aus der reduzierenden Eigenschaft desselben, vermittelst welcher seine Zersetzung durch die Eisenerze bewirkt wird.

6) Zu erwähnen bleiben hier noch die Analysen: aus den Holz-Kohlen-Gichtgasen der manskfelder Hochofen aus Kupferstichschmelzen (Bunsen in Poggenorff's Ann. 50. Bd. S. 81 und Heine im Bergwerksfreund V. 2. u. VI. 513); ferner die aus Kohle-Gichtgasen, aus den Kohle-Holz-Kohlen-Gichtgasen, aus den Kohle-Steinkohlen-Gichtgasen (Bergw. Fr. VII. 543) und aus den Holz-Gichtgasen dieser Hochofen; und endlich die Analysen aus den Kohle-Gichtgasen der freiburger Hochofen zum Kohlschmelzen (Kersten in Berg- u. hüttem. Zeitung III. 137).

Die Untersuchungen dieser Gichtgase aus den manskfelder und freiburger Hochofen haben das Resultat ergeben, daß diese Gase wegen ihrer geringen Brennbarkeit und Sigmierung im Allgemeinen weniger als Brennmaterialien benutzt werden können, als die Gichtgase der Eisenhochofen. Namentlich wird beim Schmelzen der Kupferstiche ungleich mehr Brennstoff zu Kohlsäure umgewandelt, als beim Schmelzen der Eisenerze; daher frei erstere die Gichtgase in eben dem Grade ärmer an Kohlenoxyd ausströmen. Wenn gleich nun auf einzelnen Werken, z. B. auf der Kupferstich-Friedrichshütte in Kurhessen sind Gichtgase zur Erwärmung der Gebläsluft verwendet sind, wenn ferner für die große

Sigmkraft der Gichtgase angeführt wird, daß bei einem Eisenhochofen zu Weier im Hannoverschen ein auf der Hüttensohle erbauter Erhitzungsapparat nur mittels der Gichtgase, welche in Röhren von der verschlossenen Gicht nach dem Apparate geleitet wurden, erwärmt wird, und diese so intensiv ringewirkt haben, daß der Apparat theilweise zusammenschmolz, so hat die Verwendung dieser Gase unter Umständen ihre Grenzen. Die Erfahrungen hierin haben bewiesen, daß die Ableitung der Gichtgase aus dem Hochofen den guten und gereinigten Gang des Schmelzprocesses mehr und weniger beeinträchtigen, sobald dieses nicht aus höher liegenden Ertlen des Schachttraumes geschieht, wo ihre Gegenwart von geringerer Wichtigkeit ist. So viel man sich daher auch in der ersten Zeit von der Anwendung der Gichtgase als Brennmaterial versprochen, so ist man doch auch immer mehr von ihr zurückgekommen.

Dagegen ist die Benugung der Gichtflamme ein Gegenstand von großer Bedeutung geworden. Die Gichtflamme der Eisenfrischherde wird in neuerer Zeit zum Schmelzen der Frischstahlfunde, zum Vorwärmen des zu verflüssigenden Roheisens und auch zur Erhitzung der Gebläsluft benutzt. Die Gichtflamme der Eisenhochofen wird vielfach zum Puddeln, Kaltbrennen, Zündbrennen, zur Holzverkohlung und Holzdarstellung, zur Röstung der Eisenerze, zur Heizung von Dampfmaschinen (s. oben) und ebenfalls zum Erhitzen der Gebläsluft in Anwendung gebracht. In neuester Zeit hat diese Benugung überhaupt vielfache Gelegenheiten gegeben, die Hüttenökonomie zu bereichern, allein die Erfahrungen sind noch nicht so ausreichend, um die Resultate als abgeschlossen zu betrachten. Am Plausibelsten sind Zugkammöfen oder Doppelstöcköfen eingeführt, welche die Gichtflamme als Brennmaterial benützen. Mehrere Blaufarbenwerke benützen die aus den Ofen entweichende Flamme zum Trocknen des zur Smaltbereitung dienenden Quarzes. (C. Reinhardt.)

GICHTEL und GICHTELIANER. Johann Georg Gichtel war geboren zu Regensburg am 14. März 1738. Seine Ältern waren evangelisch Luthers.

scher Confession; der Vater, ein Ehrenmann von echtem Scheit und Korn, besaßte im Rathe das Amt eines Steuerherrn, das er mit seltener Regelmäßigkeit und Unermüdbarkeit verwaltete. Die ihm mehrfach angetragene Würde eines Stadtkammerers oder Bürgermeisters lehnte er beharrlich ab, weil er sich ein Gewissen daraus machte, über Blut zu richten. Im Dienste seiner Mitbürger hatte er sein ganzes nicht unbeträchtliches Vermögen geopfert, um eine durch Herzog Bernhard von Weimar der Stadt abverlangte Kriegskontribution aufzubringen; vom Wiederbesahen war bei den schlimmen Zeiten keine Rede, und als er starb, hinterließ er Nichts, als ein unbescholtenes Andenken und den durch ein kaiserliches Wort Ferdinand's III. besiegelten Namen eines christlichen deutschen Mannes. In dem Sohne regte sich früh eine kindliche Sehnsucht nach unmittelbarem Verkehr mit Gott. Er los in seinem 12. Jahre in der Schrift, daß Moses und David und andere heilige Männer mit Gott geredet, und seitdem war es sein heißestes Verlangen, eines ähnlichen Umganges mit Gott gewürdigt zu werden. Oft wenn er von der Schule frei war, ging er hinaus vor die Stadt, allein oder in Gesellschaft eines armen Knaben, um auf Gott zu warten. Halbe Tage lang gingen die Knaben einsam auf dem Felde umher oder verbargen sich vor den Augen der Vorübergehenden in einer Schenke, da schauten sie denn auf zum Himmel und hofften durch Gebet und Gesang Gott zu bewegen, mit ihnen zu reden. Wenn dann Gott immer sich nicht offenbaren wollte, gingen sie betrübt nach Hause; der junge Gichtel aber ergriff dann wol ein Gebetbuch, öffnete die Fenster und betete nun mit lauter Stimme, in der Hoffnung, daß Gott ihn so besser vernehmen würde. Einige Zeit nachher starb der jugendliche Begleiter seiner Wanderungen; der Knabe kam in andere Gesellschaft, wo er bald seine früheren Gedanken vergaß. Aber von den ausgelassenen Streichen seiner neuen Kameraden zog er sich widerwillig zurück und sein Abscheu wuchs, als er Zeuge der grausamen Unthat ward, die in jenen Zeiten auf den Schulen zu Hause war. Sein Biograph erzählt, wie ihn Gott schon damals das Verderben der Welt im Grunde habe erkennen lassen. Er glaubte unter den Protestanten so gar keine Spur der Verleugnung seiner selbst und der Nachfolge Christi zu entdecken. Da kam er auf den Gedanken, ob nicht vielleicht in der katholischen Kirche zu finden sei, was er suche. Er trug sich einen Augenblick mit dem Plane, in ein Kloster zu gehen, kam aber wieder davon ab, als er das weltliche Treiben der Bettelmönche genauer kennen lernte. Daneben blieben auch andere innere Kämpfe nicht aus: bei seiner lebhaften Einbildungskraft hatte der Knabe, jezt zum Jüngling herangereift, oft mit wunderlichen Truggehaltnen zu kämpfen: es war ihm, als stelle sich der Geist der Welt ihm als ein großes Rad dar, das in allerlei Farben spielte und ihn durch seinen Glanz an sich zu fesseln suchte; ganze vier Jahre lang konnte er dieses Phantasiegebilde nicht los werden. Inzwischen vernachlässigte er die auf der Schule getriebenen Wissenschaften keineswegs. Sein

Gedächtniß war so stark, daß, wenn er eine Detailseite einmal überlas, er sie ohne Anstoß aus dem Kopfe wiederholen konnte. Namentlich in den alten Sprachen machte er staunenswerthe Fortschritte: das Griechische pflegte er wol seine Muttersprache, das Hebräische, Syrische und Arabische seine Schwesler zu nennen. Nur im Französischen hat er es nicht weit gebracht. Seinem Wunsche, Studiren zu dürfen, war der Vater Anfangs entgegen, wie es scheint, weil es ihm an Mitteln gebrach, den Sohn in einer fremden Stadt zu unterhalten; er sollte nach Augsburg zu einem Apostel in die Lehre kommen, aber der plötzliche Tod des Vaters vereitelte diesen Plan, und nun erhielt der junge Gichtel die Erlaubniß, auf die Universität nach Strasburg zu ziehen. Ohne einen Heller in der Tasche, nur mit dem Segen des Vaters machte er sich auf den Weg, wohlwollende Leute halfen ihm weiter, und so kam er glücklich in Strasburg an, wo er sich seinen Unterhalt durch Unterrichtgeben verdiente und bald sich im Stande sah, seine 18 Bahnen wöchentlichen Kostgeld ebenso pünktlich zu bezahlen wie alle Anderen, die vom Hause Wechselbriefe erhielten. Daneben ging er fleißig in die Kirche, schrieb auch wol die gehörten Predigten auf. Ein alter frommer Magister, bei dem er anderthalb Jahre lang auf der Stube wohnte, ist vielleicht nicht ohne Einfluß auf seine weitere Entwicklung gewesen. Seine Leitung führte ihn zur Theologie, obwohl die Art, mit welcher die theologischen Studien damals betrieben wurden, ihm eben nicht viel Anregung für das Gemüth gewährte. Die Zeit ward unter Leitung des damals sehr berühmten Professors Johann Schmidt mit unersüßlichen Disputationen über die Gnadenwahl und polemischen Uekungen vergeudet und das Gedächtniß mit dem Krame scholastischer Distinctionen angefüllt, die den Hörer nur noch verwirrter machten als vorher. Das innere Leben drohte dabei vor lauter Luther'scher Ordebederie völlig zu verlöschen. Neben der Theologie trieb Gichtel historische Studien mit solchem Eifer, daß er oft ganze Nächte darüber durchwachte. Unter andern hörte er damals auch bei dem späterhin so berühmten Philipp Jacob Spener ein Collegium über Genealogie. Der plötzliche Tod seines Vaters warf ihn auf eine andere Bahn. Seine Vormünder verlangten, er solle die Rechte studiren, um sich seiner Vaterstadt nützlich zu machen. Es kostete ihm eben keine große Ueberwindung, die Collegia des Dr. Joh. Schmidt zu verlassen, die ihm eine gründliche Aneignung gegen das streitfertige geistliche Treiben des damaligen Lutherthums beigebracht hatten. Er warf sich mit allem Eifer auf sein neues Studium. Als er ausstudirt hatte, mußte er aus der Vormünder Gehör sich nach Spier begeben, wo damals das Reichsammergericht war.

Eine Auerwandte von ihm, eine ehrbare Matrone, öffnete dem schönen und stattlichen Jünglinge ihr Haus, in der Hoffnung, in ihm dereinst einen Gatten für ihre Tochter zu gewinnen. Aber in Gichtel's Seele lebte ein unüberwindlicher Abscheu vor der Ehe. Der deutlich ausgesprochene Wunsch der Frau genügte, um ihn zu vermögen, trotz aller Bitten ihr Haus zu verlassen. Er

sand bei einem berühmten, aber durch vieles Arbeiten erschöpften Advocaten, dem er sich durch seine Berufstreue bald unentbehrlich machte, Beschäftigung vollauf. Vor Allem aber zeichnete er sich durch seinen mäßigen sittenkräftigen Wandel aus. Während die damals eingerissene Geradenheit der Ehrentränke gar manchen jungen Mann zur Völlerei versührte und dadurch bald zum Arbeiten unfähig machte, wies Gichtel alle derartige Versuchungen standhaft von sich zurück und bewahrte sich so seine unerschöpfte Kraft. Dafür erwarb er sich nicht nur die Liebe seines Principals, sondern auch die Achtung der Aussenen beim Kammergericht, die so lange in ihn drangen, bis er sich examiniren und als Advocat immatriculiren ließ. Nach dem Tode des alten Herrn fiel ihm dessen ganze Praxis zu und der 26jährige Gichtel wäre ein gemachter Mann gewesen, wenn ihn nicht abermals ein Geistesantrag vergnast hätte, Spierier ganz den Rücken zu wenden. Die junge und reiche Witwe des alten Advocaten hatte ein Auge auf ihn geworfen, und als er ihre feinen Blicke nicht verstand, versuchte sie ihn durch unwürdige Ledung an sich zu fesseln. Gichtel stieß entsetzt, packte seine Sachen zusammen und verließ mitten im Winter die Stadt. In Gesellschaft von Fuhrleuten nahm er zu Fuß durch knietiefen Schnee den Rückweg nach seiner Vaterstadt. Hier ward er zur Advocatur berufen und zugelassen; eine öffentliche Anstellung, die man ihm antrug, lehnte er ab. Ueber sein inneres Leben aus jener Zeit wird uns wenig berichtet. Von der späteren Ansicht, daß der vollkommene Gottesdienst unvereinbar sei mit weltlichen Berufsgeschäften findet sich damals bei ihm noch keine Spur; er war ein ebenso treuer Arbeiter als fleißiger Vetter und Kirchgänger. Doch gar er schon damals viel auf äußere Zeichen und Erscheinungen in der Natur, in denen er eine unmittelbare Offenbarung des göttlichen Willens zu erkennen meinte. Ein am Himmel sichtbarer Komet konnte ihn in tiefe Schwermuth versetzen, er erkannte darin ein Vorzeichen des über die ungläubigen Prediger hereinbrechenden Strafgerichtes. Zu ähnlichen Grübeleien verleitete ihn um die Zeit seiner Flucht aus Spierier ein aufgefälliger Nachhahn. In solcher aufgeregten religiösen Stimmung mag er sich befunden haben, als es ein Zufall fügte, daß er in einem Buchladen die Bekanntschaft des ungarischen Barons Justinian Ernst von Welz machte. Dieser Mann trug sich mit dem Plane einer durchgreifenden Reform der protestantischen Kirche. Er hatte zu dem Zwecke einen bedeutenden Theil seines Vermögens bestimmt; seine Verbindung mit Fürstenthöfen und vornehmen Leuten sollte das Uebrige thun, und er arbeitete seit längerer Zeit an einer dem Corpus Evangelicorum zu überreichenden Denkschrift, welche die Mittel und Wege der beabsichtigten Reform ins Licht setzen sollte. Gichtel wurde bald ganz in sein Vertrauen gezogen und für das Unternehmen gewonnen. Noch im Jahre 1664 erschien die Denkschrift unter dem Titel: „Einladungsbuch zum berrauenden großen Abendmahle und Vorschlag zu einer christlichen Jesugemeinschaft behandelnd die Besserung des

Christenthums und Beförderung des Heidenthums wohlmeinend an Tag gegeben durch Justinianum“¹⁾. Darin war unter andern der Vorschlag gemacht, in Zukunft bei Beförderung der Predigtämter nicht sowohl auf Gelehrtheit, als auf die Erleuchtung des heiligen Geistes zu sehen, wenn auch die Prediger nur ungeliebte Handwerker wären. Außerdem sollte namentlich die Heidenmission ins Auge gefaßt werden, und Welz selbst entschloß sich, nach Westindien zu gehen, um dort das Missionswerk zu beginnen, nachdem er eine Summe von 30,000 (?) Thln. für seine Reformwede in Teutschland zu Regensburg deponirt hatte. Gichtel sollte ihn Anfangs begleiten und war mit Welz schon nach Holland gereist, als dieser nach genauer Ueberlegung von dem früheren Plane wieder abkam und seinen Gefährten in Europa zurückzulassen beschloß, weil er hier seiner Dienste mehr bedürftig sei. Er führte seine Absicht auch wirklich aus, man hat aber seitdem Nichts wieder von ihm gehört. Ob die evangelischen Gesandten beim regensburger Reichstage die Vorschläge so bereitwillig, wie berichtet wird, aufgenommen haben oder nicht, mag dahin gestellt bleiben; desto größer Widerstand fand das Unternehmen grade so wie kurz nach Epener's weit gemäßigtere und besonnenere Reformpläne an der Lutherischen Geistlichkeit²⁾. Als ein besonders rühmiger Widersacher wird der regensburger Superintendent Johann Heinrich Ursinus genannt. In seiner unter dem Namen Benevolentius herausgegebenen Gegenschrift werden die Klagen über Verderbniß des Lutherthums als Fälschung wider Rose und Aaron, die Urheber als Träumer und Phantasten, als Wütherrisse und quakerische Geister verurtheilt. Die Heidenmission wird als unnütz bezeichnet, da die Lutheraner ja schon so viele statliche Bücher wider Juden und Heiden geschrieben hätten; zudem gehe der Ruf Christi „gehet hin in alle Welt“ nur die Apostel, nicht die Luther'schen Prediger an³⁾.

Trotz dieser Zurückweisung schlossen sich der neuen Jesugemeinschaft bald noch einige andere Männer an, die von dem gleichen Drange nach einer Reform des christlichen Lebens getrieben waren. Der eine war Friedrich Predling, der Sohn eines Luther'schen Predigers im Schleswigschen, ein phantastischer, allerdings mystischer und alchimistischer Träumereien hingegebener Geist, aber voll Feuerkraft für die Sache des Himmelsreichs. Er hatte in seiner Vaterstadt einst an der Stelle des vor den Schweden geflüchten Superintendents noch mit dessen Erlaubniß, aber ohne einen Heller Entschädigung, den Gottesdienst versehen, wurde aber von diesem nach

1) Ueber ähnliche Schriften vergl. Evangel. Kirchenzeitung 1831. S. 615. 2) Freilich, wenn wir Gichtel selbst hören, so hätten alle Superintendents, Vorprediger und Professoren durch ganz Teutschland den Varen durch Briefe zu der Besserung des geistlichen Standes aufgefordert (1), aber als es zum Treffen kommen sollte, hätten die theologi ihre Äxte aus der Schlinge gezogen, da sie merkten, daß die Verbesserung bei ihnen selbst anfangen sollte. An dieser ganzen Erzählung ist nur das Eine wahr, was Gichtel zum Schluß hinzugefügt, daß die sämmtlichen Projectenmacher „ebenbüchig gerichtet“ worden seien. 3) Arnold, Kirchen- und Abergeschichte II, 592.

seiner Rückkehr zum Danke dafür als Schwärmer verkehrt und von der Obrigkeit ins Gefängnis geworfen. Er entwich, kam glücklich nach Holland, und verband sich hier mit andern ähnlich gesinnten Männern, wie Joachim Beske und Ludwig Friedrich Gistheil aus Schwaben, der sich für den zweiten David ausgab. Charakteristisch für diesen Mann ist der eine Zug, daß er einst in Tübingen während der Predigt des Dr. Ehsander mit gezücktem Schwerte die Kanzeltreppe hinaufführte und ihm zudonnerte: „Warum lebst Du nicht Gottes Wort?“ Als Gichtel nach Holland kam, war Bredling Luther'scher Prediger in Zwooll. Gichtel traf ihn einstmals, wie er einsam auf seinen Knien lag und betete. Durch diesen Anblick wunderbar ergriffen, versuchte jener, der bisher nur aus Andachtsbüchern oder aus der Bibel gebetet, es ihm nachzutun, aber alle seine Mühe war vergeblich. In der Traurigkeit seines Herzens ergriff er das neue Testament und wie er es eröffnete, fielen seine Blicke auf die Worte des Paulus: Bistest ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel des heiligen Geistes ist, der in euch ist, welchen ihr von Gott habt und nicht euer selbst seid? Da ward ihm plötzlich, als fiele ein Lichtstrahl in seine Seele, eine bisher unerkannte Wahrheit ging ihm auf, daß Gott nicht außer uns, sondern in uns zu suchen sei. Bonnettunkeln warf er sich auf die Kniee und lag 5 volle Stunden im inbrünstigen Dankgebete vor Gott. Alder äußerer Gottesdienst erschien ihm als falsch, bitter klagte er die Blindheit der Lehrer an und schloß sich von Stund an getrieben „den Schanden Joseph's, so viel an ihm war, vornehmlich im Lutherthume zu heilen und den Lehrern in seinem Vaterlande ihre Blindheit bekannt zu machen.“ Was sich ihm damals als durch eine unmittelbare geistliche Erleuchtung erschloß, ist fortan der Grundgedanke seiner ganzen religiösen Anschauung geblieben. Der jenseitige Gott, den er von Jugend an außer sich „über dem gestirnten Himmel gesucht hatte,“ trat in seiner Anschauung zurück hinter das Bewußtsein eines unmittelbaren Einnehmens Gottes im Gemüthe: die frühere Vorstellung erschien ihm als Entbussterei, womit ihn die Lehrer erschreckt hätten. Offenbar lag nicht in jener, die von ihm gerühmten Verkörperung von einem bloß äußerlichen Verhältnisse des Menschen zu Gott, sondern gerade umgekehrt in jener einseitigen Betonung des Gottes in uns die Wurzel zu aller „Entbussterei,“ aber man sollte nicht vergessen, daß auch alle wahrhafte Mystik, ja alle lebendige Frömmigkeit überhaupt aus jener subjectiven Gewißheit eines innern Erfahrens und Erlebens des Göttlichen ruht, ohne welches der Gott außer und ewig ein Fremder bleibt, grade so wie das Erlösungswort so lange ein unvollkommenes für den Einzelnen ist, als Christus nicht im Glauben hineingeboren wird in unser Gemüth. Daß für Gichtel das objective Wort hinter der subjectiven Erleuchtung durch den Geist, der Christus für uns hinter dem Christus in uns völlig verschwand, ist die Quelle aller seiner späteren Träumereien geworden, aber sein Gegenbild gegen die dogmatische Veräußerlichung und scholastische Verknöche-

runge der Luther'schen Theologie war nichtsdestoweniger ein berechtigter, und wack ihm zum Widerspruch reiste; war im Grunde nichts Anderes, als das tiefgefühlte Bedürfnis einer wahrhaft lebendigen Gemeinschaft mit Gott, gegenüber einer vor lauter Buchstaben-Dithyrambe ganz starr und todt gewordenen Geistlichkeit.

Um seine Reformpläne durchzuführen, wandte sich Gichtel nach Teutschland zurück. Von Nürnberg aus richtete er einen Brief an die Christlichen seiner Vaterstadt, worin er die Falschheit, Heuchelei und Gottlosigkeit der selben angriff. Die Folge war, daß er auf Ansuchen des von den Predigern aufgestellten Rathes von Regensburg auf dem Thurne „Luginsland“ gefangen gesetzt und 14 Tage darauf an die Regensburger abgeliefert ward. „Da that man ihm allerlei Schmach und Schande an, daß er mit Fälschung gekleidet und überschüttet ward. Er wurde mit Diebstahl, Leutern und Bitteln über öffentliche Straßen durch eine große Menge Volk zum Spott geschleppt, gehöhnt und alle civilen submision ungerachtet gleich in einen sinkenden Ketter geworfen und 13 Wochen darin eingeschlossen.“ Als Protestanten half Nichts. Die Geistlichkeit hatte sich in den Kopf gesetzt, er sei in Holland Wiederatmer geworden, und allerlei überpaunte Äußerungen trugen dazu bei, den Argwohn zu nähren. Gleich Anfangs schloß man ihn vom Abendmahle aus; seine Brüder und Schwestern wurden vor ihm gewarnt: „er hätte einen solchen Teufel, daß er mit der Schrift so umzugehen wäke, daß Niemand ihm widersprechen könnte.“ Im Gefängnisse ward er von schweren geistlichen Anfechtungen geplagt. Einmal wollte er ein Messer ergreifen, um sich die Kehle abzuschneiden, ein andermal hatte er schon den Strick um den Hals geschlungen, um sich zu erhängen, als der Nagel, an dem der Strick befestigt war, brach. In der Angst seiner Seele suchte er durch ferniges Gebet der Verführung zu entrinnen: ihm dünkte, der Teufel wolle sich seiner Seele bemächtigen. Religiöse innere Kämpfe wiederholten sich öfter. Einst glaubte er den Teufel mit leiblichen Augen zu sehen, wie er ihm mit beiden Händen Feuer ins Angesicht warf; ohnmächtig sank er zu Boden und lag an 4 Stunden besinnungslos da. Am folgenden Morgen stärkte er sich zum Kampfe wider Satan durch den Gesang des Luther'schen Liedes: „Wär' Gott nicht mit uns diese Zeit.“ Da, als er so eben die Worte gesungen: „Strick ist entzwei und wir sind frei“ süßte er sich im Geiste entzückt: ihm dünkte, als säße er sein eigenes Herz von einer Schlange umwunden, aber plötzlich wurde es im Centrum des Herzens Licht, Christus erschien ihm in hellglänzendem Kleide und vernahmte die Schlange durch sein mächtiges Wort. Als er wieder zu sich kam, süßte er sich wunderbar getroffen.

Unterdessen hatte der Magistrat einen Criminalproceß wider ihn anhängig gemacht, weil, wie der Lehrer antaste, auch die Obrigkeit laßere. Nach längerem Zwißpalte der Rathsherren, unter denen namentlich der Stadtkämmerer Johann Georg Fuchs sich seiner annahm, er folgte der Spruch: Gichtel solle als Ketter seiner Abwe-

catur entfegte, seines Bürgerrechts und all seiner Habe beraubt und auf ewige Zeiten aus Regensburg verbannt sein. Man ließ ihm Nichts, als vier zerrissene Hemden und einen Rock und trieb ihn mitten im schärfsten Winter, es war im Februar 1665, zur Stadt hinaus. Die von seinem Biographen wiederholte Angabe Gichel's, daß man ihm nachträglich die Stelle eines Synbudes angeboten, er aber sich zu dem dazu erforderlichen Einhaltetreiben nicht habe versehen wollen, mag auf sich beruhen, da sie mit der eben rechtskräftig gefällten Senzuz schwor zu vereinigen ist. Wenn an der Geschichte wirklich etwas ist, so kann das Anerbieten höchstens unter der Hand von einem Theile des Rathes ausgegangen sein, der die Härte des Urtheilspruches gefühlt hatte *).

Im armseeligsten Aufzuge, ohne einen Heller in der Tasche, begann er seine Wanderschaft, — wohin, wußte er selbst nicht. Lange Zweifel besaßen ihn; aber dann tröstete ihn wieder das Wort der Schrift: „Siehe an die Vögel unter dem Himmel, sie sizen nicht, sie ernten nicht und unser himmlischer Vater ernähret sie doch: bist du denn nicht viel mehr als sie?“ Aber wie auch sonst in schwärmerischer Spiritualismus wunderbar mit buchstäblichem Schriftverständnisse sich paart, so gab auch Gichel'n sein Vertrauen auf den vorbeistehenden göttlichen Beistand eine eigenthümliche Art von Zuversicht. Ein Handwerk zu treiben, verschmähte er: ein Wüßgänger um des Himmelreichs willen erwartete er es als eine ganz selbstverständliche Sache, daß Gott ihm schon so, was er bedürfte, bescheren werde. Kam er in ein Wirthshaus, so setzte er sich getroßt mit den andern Gästen an den Tisch — nahm man ihm Köstlichkeiten weg, so schnitzte er sich ruhig beides aus Brod. Und merkwürdig genug: überall fanden sich mitleidige Seelen, die sein Unglück beklagten und die Zecher für ihn bezahlten, auch wol durch Empfehlungsbriefe ihm weiter halfen. So kam er nach dem Städtchen Gersbach im Boden-Durlachischen. Den dortigen Prediger Pistorius postete er ab, als er gerade aus der Kirche nach Hause ging, und drängte sich mit den Worten an ihn heran: Herr Pastor, ich möchte gerne mit ihm von der Wiebergebirg sprechen. Der Pfarrer wurde aufmerksam, nahm ihn mit in sein Haus und bald waren beide Männer Herzensfreunde. Ein ganzes Jahr lang hielt er sich an dem Orte auf und lebte in dem Wirthshaufe auf Bors, hat wol gar sich Gäste zu Tische, Alles in der gewissen Zuversicht, daß Gott ihm schon Gelegenheit geben werde, es wieder zu bezahlen. Einst traf er im Wirthshause zwei Cavalier, rothe, unbändige Geßellen, die nichts Anderes thaten, als fluchen und schwören.“ Er verwies ihnen ihre

Sünde: aber als er an demselben Abende vor das Thor ging, kamen plötzlich die beiden Cavalier in wilder Leidenschaft gegen einander daher geyrenzt. Der eine ergriff sein Pistol, um den andern, seinen leidlichen Schwager, niederzuschießen. Gichel springt herbei, faßt mit der einen Hand das Pferd beim Zügel, mit der andern entwindet er dem Rasenden die Waffe und verbindet so die blutige Wund. Der Cavalier, schnell zur Besinnung gebracht, springt vom Pferde und drängt Gichel'n, der es noch am Zaume hielt, zum Danke, daß er ihn vor schwerer Sünde bewahrt, das Pistol als Geschenk auf, fügt auch noch eine Summe von 100 Reichthalern hinzu. Gichel trug kein Bedenken, die unerwartete Gabe anzunehmen; hoch zu Hoffe hielt er seinen Einzug in das Städtchen und bezahlte von dem Gelde alle seine Schulden in der Herberge.

Bald darauf rief ihn ein Auftrag in den Angelegenheiten des Barons von Welz nach Wien. Er verließ Gersbach, wo ihn die Gemeinde gern als Kaplan und Pfarrschiffen behalten hätte, und langte, ausgerüstet mit Empfehlungen seiner spiritischen Bekannten, in der Kaiserstadt an. An glänzenden Anbiederungen, durch welche ihn die Katholiken für ihre Kirche zu gewinnen suchten *), schloß es hier ebenso wenig, als an Verlockungen zu sinnlicher Ausschweifung. Gichel blieb standhaft gegen jede Verführung des Weltgeists.

Er fand damals, wie berichtet wird, mit mehreren protestantischen Fürstenthöfen in Verbindung; von Sulzbach, Hanover und Kurbrandenburg wurden ihm ansehnliche Dienste angeboten, er entschuldigte sich, daß er kein Amt mehr in der Welt annehmen könnte, „weil ihn Gott bereits in den himmlischen Weinberg gedinget und genommen.“ Die Ehre, welche ihm in Wien widerfuhr, veranlaßte die Regensburger, ihm seine ihm abgenommene Baarschaft wieder zurückzusetzen; er verschienke das ganze Geld an seine in Regensburg verheirathete Schwägerin, deren Gatte Alles verschleuderte, während seine alte, in größter Dürftigkeit lebende Mutter, ebenso wie sein Bruder, der durch Brandunglück Alles verloren hatte, Nichts erhielten, weil er schon Alles weggegeben hatte.

Nach Verlaufe von neun Monaten hatte sich Gichel des ihm gewordenen Auftrags, ein Rittergut in Kroatien im Namen des Barons von Welz in Besitz zu nehmen, glücklich entledigt. Fortan hielt ihn Nichts länger in Wien. Die sammelten und seidnen Kleider wurden abgelegt und in einfachen ledernen Koller trat er aufs Neue seine Wanderschaft nach dem Weiten an.

Ende des Jahres 1666 finden wir ihn abermals in Zwoll bei Dredling. Den Launen dieses Mannes, in dem er damals einen gewaltigen Streiter Gottes sah,

4) Wie thätig indeß Gichel's Phantasie auch bei der Erinnerung an jene Geschichte gewesen ist, mag aus dem abgenommen werden, was nach seiner Verbannung in Regensburg geschehen sein soll. Es geschahen, wie er berichtet, Zeichen und Wunder: der Synbudeus und ein anderer Rathgeber wurden gleichfalls aus der Stadt gejagt, zwei andere Barben einen plötzlichen Todes, ein Dritter ward stumm, lag ein ganzes Jahr in seinem Bette und starb, ohne die Sprache wiederzuerlangen zu haben.

5) Wenn man seinen Erzählungen Glauben schenken darf, so wäre ihm ein Kutsche mit sechs Pferden, freie Zettel und wöchentlich 200 Dukaten angeboten worden, wenn er als Gesandtschaftssecretaire mit nach Mailand gehen wollte, um die spanische Prinzessin abzuholen. Ein bescheidenes Pragergeizige möchte hier ebenso wie bei den andern Angeboten den hohen Verbindungen, in denen er gestanden haben will, erlaube sein.

unterwarf er sich mit kaum glaublicher Gelassenheit. Er ließ sich von ihm nicht nur als Vorfänger und Kaplan, sondern gradzu als Hausknecht gebrauchen, mußte ihm waschen, seihen, das Bett machen und erhielt dafür die Ersenen, welche Bedientling selbst nicht mochte. Bald darauf ward er in die Hände dieses unruhigen und phantastischen Geistes mit dem Lutherschen Conkistorium zu Amsterdam verwickelt, unter dessen geistlicher Aufsicht Zwoll, obwohl freie Reichsstadt, damals stand. Das Conkistorium wollte Bedientling seines Amtes entsetzen, und als Gichtel sich verteidigen ließ, eine Vertheibigungsschrift für ihn zu verfassen, wurde er gefangen gesetzt, dann öffentlich an den Pranger gestellt, und nachdem seine Schrift durch Hinters Hand verbrannt worden war, auf 25 Jahre aus der Stadt Zwoll und der ganzen Provinz Oberpfalz verwiesen. Zwei Knechte führten ihn am ^{25. Sept.} ¹⁶⁸⁸ zur Stadt hinaus. Er wendete sich nach kurzem Aufenthalt in Campen bei einem gefinnungsberaubten Luthrerer, dem Prediger Johann Kaspar Charias, nach Amsterdam, wo er fortan seinen bleibenden Wohnsitz nahm. Nun begann eine wunderliche Wirklichkeit, ein von der Welt zurückgezogenes, aber doch unruhig bewegtes Treiben, ein Leben heiliger Faulenzerie, voll schwärmerischer Aufkubungen und harter Entfagungen, im steten Kampfe wider den feurigen Drachen, den er in sich und in Andern glaubte überwinden zu müssen. Ein dem Uebermuthen gründlich zu brechen, suchte er bei jedem Uebernehmen zuvor auf eine innere Erleuchtung, die ihm Gottes Willen kund thun sollte: bald meinte er Gottes, bald wieder des Teufels Stimme zu vernahmen, der ihn durch listigen Betrug zu fördern suchte.

Die schwärmerische Erregtheit seines Gemüthes erreichte in dieser Zeit ihren Höhepunkt. Gleich beim Beginn seines Aufenthaltes in Amsterdam hatte er eine Vision, die uns einen Blick in sein inneres Leben thun läßt. Er lag des Abends im Gebete versunken und setzte Geist, Seele und Leib Jesu zum Pfande, mit dem festen Vorfage, lieber sein Leben zu lassen, als von ihm in Lieb oder Leid zu werden. Da fielen ihm die Worte des Paulus ein: „Ich wünschste verbannt zu sein für meine Brüder“, und sofort brachte er seine Seele für alle Menschen, Juden, Türken und Heiden, in Christi Blut und Tod zum Opfer dar. Plötzlich ward ihm, als fielen ein sanfter, lieblicher Strahl in seine Seele: seine Seele, so dante ihm, ward aus dem ganzen Leibe aufmenzerollt und zu Gott erhoben und in Gottes Wesen eingetaucht, so daß sie darin wie eine feurige, flammende Kugel in einem endlosen Licht- und Glanzmare zu schwimmen schien. Diefelbe Erscheinung wiederholte sich noch fünfmal, am fünf auf einander folgenden Abenden, „so daß seine ganze Seele eine laute Flamme der Liebe worden, und er fast wie Enoch aus diesem äußern ins innere Leben genommen und eingeschlungen zu werden gedachte.“ In der Folgezeit meinte er, daß er durch diese göttliche Offenbarung mit Feuer und Geist getauft und zu dem bevorstehenden Streite mit Satan gewaffnet worden sei. In dieser Zeit sah er in seiner

früheren Offenbarung von Gott, als einem schrecklichen, gleich Feuerfluth verheerenden Wesen, einen trügerische Vorpiegelung Satans: „nun aber erkannte er, daß Gott Liebe ist und uns wahrhaftig liebet; darauf konnte er wider den Zorn und den Teufel streiten.“ Ueber zwei Jahre lebte er in einem Zustande außerordentlicher Erregtheit: des Nachts schlief er kaum zwei Stunden, die ganze übrige Zeit brachte er im Gebete zu. Häufig hatte er Erscheinungen von Engeln, die wie Kinder mit ihm spielten: einmal fühlte er sich selbst in den dritten Himmel erhoben und mitten unter die Engländer versetzt. Dann führte ihn, wie er erzählte, der Herr wiederum in die Hölle, zeigte ihm die Feuer, Metalle und Berggeister in ihrem Unterschiede, ihre „Macht, Wirkung, Regiment, Farben und Gestalten.“ Er meinte damals in die „Versuchswüste“ geführt worden zu sein, in welcher er „Schulrecht thun mußte“, „worüber sich denn seine alte Adamische Creatur höchlich entsetzte und herzlich gekräftet, daß dieser Reich wo möglich vor ihm vorübergehen möge.“

Um diese Zeit ward er mit den Schriften Jacob Böhm's bekannt, die er bald eifriger als die Bibel las. Er lernte aus ihnen die Vorstellung von den drei Principien und den sieben Naturgeistern kennen, und seitdem entwickelte sich in seinem Geiste immer bestimmter die Vorstellung von dem Kampfe der Liebe Gottes wider den Zorn, des Lichts wider die Finsternis, oder, wie er sich auch häufig ausgedrückt hat, von dem Streite Michael's wider den rothen Drachen.

Ueber den Ursprung des Gegensatzes zwischen Liebe und Zorn, Licht und Finsternis hat sich Gichtel in einem merkwürdigen Briefe ausgesprochen, der den speculativen Inhalt seiner Lehre kurz zusammenfaßt *).

Wenn Gott in der Schrift bald als ein eifriger und zorniger Gott, bald wieder als die Liebe dargestellt wird, so löst Gichtel diesen Widerspruch dadurch, daß beide Principien in Gott zur Einheit (wir würden sagen zur Indifferenz) zusammengehen. An und für sich aber ist Gott feins, weder gut, noch böse: „denn das Gute steht voraus in der Wesenheit, auch erforderlich ein Gegentheil, dieweil Nichts gut mag genannt werden ohne sein contrarium, nämlich das Böse.“ Vergleiche Band II. S. 846: „Liebe und Zorn stehen wol in Gott in gleichem Gewichte und Harmonie aber in der äußeren Welt nicht, da der Zorn durch Adam's Fall sich emporgeschwungen und das ober-Regiment prätendiret.“ „Wäre keine Finsternis, so wäre auch kein Feuer, noch Licht, also ist Alles gut in Gott und auch in uns, wo wir im Lichte wandeln; außer diesem aber ist's böse, denn der im Finstern wandelt, daß's das Licht, wie seine Werke böse find.“ Man muß nämlich einen Unterschied machen zwischen „Gott aus der Natur“ und seiner „Offenbarung in der Natur.“ In Gott selbst ist „Finsternis, Feuer und Licht gut, so lange die Finsternis und Feuer in der Liebe oder Licht verborgen stehen und in einer Gleichheit bleiben.“ Dies wird an-

schönlich gemacht durch das Bild des Mittags: „Wenn die Sonne hell scheint, kan man nicht sagen, daß es Nacht oder finster sey, da doch die Nacht oder Finsterniß im Tod verschlungen oder verborgen ist, wie solches erhellet, wenn man in einer Cammer ist und alle Fenster dicht vermachet, daß kein Licht durchschinen kan, wird es alsobald finster werden, daß man ohne Licht Nichts sehen sol können.“ „Also ist auch in Gott keine Finsterniß offenbar, denn das Licht hält's in sich verschlungen, wie der Tag die Nacht, und kan von Gott nicht gesagt werden, daß er des Bösen Ursach oder Böses in ihm erkannt worden.“

„In sofern hat also die Schrift recht, wenn sie sagt, die Liebe oder Licht sey Gott, und daß Gott unaußsprechlich gut und im Lichte wohne.“ Gott ist also wesentlich Licht und Liebe und die Finsterniß oder der Zorn sind in dem göttlichen Wesen aufgehoben. Ihr selbständiges Hervortreten aus Gott beginnt vielmehr erst mit der Schöpfung der Welt, und wie diese ist sie ein Werk des freien Willens.

„Die Finsterniß urständet aus dem Willen: denn da Gott wolte Creaturen aus sich gebären oder schaffen, so sisset oder bewegte sich Gott in seinem Willen, und in dieser Bewegung entstand die Finsterniß, welche nun der Anfang des Zorns oder der ewigen Natur ist. Aus der Finsterniß, welche nach dem Lichte begirig war, nahm das Feuer seinen Ursprung und aus dem Feuer das Licht; von diesen 3 Gestalten spricht nun die Schrift und nennt's ohne Untercheid Jehovah.“ Alle diese drei Gestalten sind aber in Gott ein, ebenso wie in der ursprünglichen Schöpfung: die geschaffenen Wesen, Engel und Menschen, waren Gottes Bild und ihm in sofern gleich, als auch keine Finsterniß, noch Feuer offenbar war.

Wie von allen andern Engeln, so galt dies auch vom Satan: „auch er war in einer Gleichheit und Temperament, als Gott selbst ist, geschaffen.“ Seinem Wesen nach ist er selbst nämlich Nichts Anderes als die eine Seite in Gott, der Zorn Gottes oder die Finsterniß. „Mit dem Worte Satan wird ebenfalls Gottes Zorn verstanden, der ein contrarium der Liebe oder Lichts ist,“ aber dieser göttliche Zorn ist ursprünglich in seiner Harmonie mit der Liebe gut; ja er wird sogar ausdrücklich, sofern er als ein verzehrendes Feuer dargestellt wird, des Vaters Natur genannt; „der liebe calor und Licht aber aus dem Feuer wird dem Sohne verglichen“ und „wie Feuer und Licht oder calor unbeschädlich eins sind, also auch Vater und Sohn.“

Diese ursprüngliche Harmonie nun, die wie in Gott so in der Natur außer ihm stattfand, ward durch den Fall Lucifer's gestört. Der Zorn Gottes oder die Finsterniß, die im Lichte der Liebe gut ist, hat die Oberhand gewonnen und so ist die Feindschaft wider Gott und seine lieben Brüder entstanden. Der Hergang dieses Falles aber wird beschrieben als ein „Hunger der Finsterniß nach dem Lichte,“ wobei ausdrücklich die Ansicht verpöndet wird, „daß Gott ihn gewollt habe.“ Vielmehr ist der Grund dieses Falles die Selbstüber-

hebung Lucifer's, der sein will wie Gott, indem er das Geheimniß der göttlichen Schöpfung oder das Hervorgehen der drei Principien aus dem göttlichen Offenbarungswillen abgelauscht hat.

„Der Teufel hatte Verstand von der göttlichen Gebuhet oder Schöpfung, wie aus dem bezeichnenden Willen Gottes zu seiner Offenbarung die Finsterniß Feuer und Licht geurtheilt: wolte deswegen ein größeres Licht aus seiner Creatur ausgebären oder offenbaren als die andern Engel hatten, ja als Gott selbst und setzte seinen Willen in die Finsterniß, welche in ihm im Lichte verborgen sind und Gott nicht offenbar wolte haben, und wurde von der Finsterniß ergriffen: da ist nun das Böse offenbar und schädlich geworden. Und dieses ist der Fall Lucifer's, daß sein creaturlicher freyer Wille sich vom ersten Willen Gottes, der ihn gut gemacht und in eine Gleichheit oder Temperament als Gott selbst ist, erschaffen, abgetrennt, der creaturliche Wille aber die Eigenschaften aus einander geführt und aus Gut Böse gemacht wider Gottes Willen.“ „Gott hat wider Teufel noch Hölle gemacht, wil's auch ewig nicht; der Teufel aber hat sich selbst zum Teufel gemacht und seinen eignen Willen zur Hölle und wil ein Teufel bleiben; so bleibt sein eigener Wille seine Hölle.“ (B. VI. S. 168.)

Ebenso wie der Fall Lucifer's ist nun auch Adam's Fall eine Umkehrung der ursprünglichen göttlichen Ordnung. „Gott schuf ihn Mann und Weib (d. h. mannweiblich) mit beiden Thacturen, er aber wolte wie alle Thiere sich fortpflanzen, welches wider Gottes Ordnung und Schöpfung war.“ Nach Gottes Willen sollte nämlich das Menschengeschlecht ohne alle geschlechtliche Vermischung fortgepflanzt werden durch Imagination: „Als aber Adam sich vom Zorne ließ überwinden und auch ein Weiblein wie alle Thiere wolte haben, ward der Zorn in dieser Welt offenbar und gewann das Ober Regiment mit Eva und Adam's Essen vom verbotenen Baume.“ Daber ist denn „durch Adam's Fall der Tod in uns gekommen und Gottes Zorn, Fluß und Finsterniß offenbar worden, und werden nun alle aus fündlichem Samen gezeugt.“ Seitdem ist im Samen schon im Mutterleibe der Streit um die Seele zwischen Liebe und Zorn. Der freie Wille des Einzelnen wird hierdurch nicht aufgehoben: es steht dem Willen vielmehr frei, sich dem Einsprechen Gottes, dem wesentlichen Worte, oder umgekehrt dem Zorne zu ergeben. „Der Ursprung der Sünde ist grade der rigene Willensgeiz, der sich von Gottes Willen löstrennet und ein eigenes seyn wil.“ (B. I. S. 9.)

Aber fortan streiten die beiden Principien Zorn und Liebe um die Herrschaft, und im Menschen selbst ist der Kampf entbrennt zwischen dem natürlichen oder fleischlichen und dem geistlichen oder widergebohrenen Willen. Wie aber durch Satan der Zorn, kommt durch Christus die Widergebuhet. Hat sich Gott bisher im Geseße auf dem Berge Sinai als ein zorniger und eifriger Gott offenbart, so offenbart sich in Christus, dem andern Adam, der die andern Alle durch sein Blut be-

ligkeit kommt daher „nicht aus der Schöpfung oder ersten Geburt, sondern aus der Wiedergeburt,“ welche nicht aus eigenem Laufen und Kennen, sondern aus Gnaden geschieht;“ aber diese Wiedergeburt muß sich innerlich in jedem einzelnen Menschen vollziehen, indem sich in ihm der Streit Christi und Satans wiederholt.

Von diesem Standpunkte aus erscheint die ganze Geschichte der Welt und der Menschheit als ein ununterbrochener Kampf des göttlichen und des teuflischen Principes oder zwischen Satans und Christus: Gutes und Böses, Licht und Finsterniß sind wie in der Natur so auch in der Menschheit untermengt und wie von Adam und Eva ein doppelter Samen ausging, so gibt es auch eine doppelte Menschheit, als deren Vertreter Kain und Abel, Ismael und Isak, Esau und Jacob erscheinen. Der eigentliche Schauplatz dieser Kämpfe ist aber die Seele des einzelnen Menschen, welche aus den drei Principien der Finsterniß, dem Feuer und dem Lichte gemischt ist. In ihr wiederholt sich daher der Streit zwischen Licht und Finsterniß, Liebe und Zorn, Christus und Satans, bis endlich nach langem schwerem Kampfe die Liebe die Oberhand gewinnt, die Seele sich wesentlich einigt und von aller unreinen Feuerlust lăutert, um in ihr als einem heiligen Tempel zu wohnen; dann wird die göttliche Weisheit, die himmlische Sophia oder Jesus mit der Seele draußig vernahmt und aus dieser geistlichen Ehe mit der himmlischen Braut wird Gottes Bildniß und Gottes wesenshafte Dreieit in der Seele geboren. Alle Gotteserkenntniß ruht so auf innerer Erfahrung der wesentlichen Einigung mit Gott, nicht auf dem äußeren Worte und noch weniger auf menschlicher Vernunft, welche eine rechte Schlange vielmehr im Dienste des Weltgeistes steht und allezeit wider den Glauben steht. Die selbst im inneren Centro ausgeübene Erkenntniß ist die sicherste; diese innere Erleuchtung aber wird nur gewonnen durch die Liebe, wenn die Seele in unaussprechlicher Seligkeit mit der Sophia vereint ein Geist mit ihr und durch die Hingabe des Willens an sie dem Ebenbilde Jesu Christi gleichförmig wird. Erst muß sich der Mensch als ein willenloses Kind in seines lieben Vaters Hand übergeben haben, erst muß der eigene Wille abgestorben und in gottgelassener Ruhe völlig an den göttlichen Willen entäußert sein: aber ehe diese Übergabe sich vollendet, geht ein langer schwerer Kampf mit Satans voraus, der das Derregiment im Gemüthe erlangen will, der Drache dringt mit seiner Gewalt in die äußere Seele ein, die, ihrem Wesen nach feurig, dem zwischen Licht und Finsterniß mitten innehenden Principe angehöret, und nun kämpfen zwei Principien gegen das dritte ums Regiment in der Seele unter allerhand geistlichen und leiblichen Plagen, bis entweder die Liebe oder der Zorn den Sieg davon trägt. In denen aber die Liebe gesiegt hat, in deren inwendigem Menschen wird Christus oder die heilige Sophia geboren, und diese treibt allmählig alle Finsterniß aus, bis der ganze Mensch nach Leib, Seele und Geist in eine heilige Liebesflamme verbräutet ist. Hiermit ist das Wort der Wiedergeburt

beendet; der Mensch in den ursprünglichen Stand Adam's vor dem Falle zurückversetzt und die göttliche Dreieit, die in Christus wohnt, das allein Wirkende in der Seele derer, die Christus völlig angezogen haben. (B. III. ep. 34. S. 2003 fg.)

Diese Lehren sind in der Hauptsache nur eine Wiederholung der Mystik Jacob Böhm's, ohne wesentliche Weiterbildung, aber in den mannichfaltigsten Wendungen wiederholt. Das Neue liegt zunächst nur in dem Versuche, die Böhm'sche Theosophie ins praktische Leben einzuführen und hier tritt uns neben den harten Entfagungen und inneren Wüsthumpen vor allen jene Idee des Melchisedekischen Priesterthums entgegen, welche man immer als den eigentlichen Mittelpunkt seiner Theosophie zu betrachten gewöhnt war. Sie steht im engsten Zusammenhange mit der Gichtel'schen Versöhnungs- und Rechtsfertigungstheorie und ist im Grunde nichts Anderes als eine einseitige Folgerung aus dem tiefsinnigen Gedanken, daß Christi Kampf mit Tod, Teufel und Hölle in allen denen, in welchen Christus aufs Neue geboren wird, sich wiederholen müsse. „Es hat zwar Christus den Zorn des Vaters in der ewigen Natur durch sein Blut gesüht und gebunden und ihm seine Macht, Gewalt, Herrschaft und Reich genommen: seinen Kindern aber und Gliedern in dieser Welt noch übrig gelassen, daß sie auch nachfolgen und kämpfen sollen, in welchem Kampfe erst Sophia und das Melchisedekische Priesterthum gründlich erkannt wird.“ Hiermit ist zunächst der Gegenfals ausgesprochen gegen die gewöhnliche lutherische Vorstellung von einer bloß äußerlichen Zurechnung des Verdienstes Christi. „Auf dem breiten Wege kann man ungeachtet der dem Fleische angenehmen Lehre von der Zurechnung der Gerechtigkeit Gottes nicht in den Himmel hineinsteigen.“ „Diese imputativa justitia,“ heißt es an einer anderen Stelle, „hält bei Sterbenden nicht Stich, wenn nicht der Mensch Christum angezogen hat.“ Christum anziehen aber heißt, „sein Kreuz auf sich nehmen und ihm nachfolgen,“ eine Forderung, „von der freilich die äußere Kirche Nichts weiß.“ Nur die Melchisedekischen Priester, „die gebornen Freunde und Räte Gottes wandeln im Himmel in innerer Gemeinschaft und Ansprache Gottes.“ „Diese Priester haben Jesus angezogen, und wandeln im Mysterio, die andern Älta stehen nur im Vorhofe, sehen von außen zwar den Tempel und die Bundeslade an, sprechen davon, wissen aber nicht, was im Allerheiligsten als Tabernaculo Sancto umgetrieben, wie Gott mit seinen königlichen Priestern spricht und ihnen seine Verborgenheiten offenbart.“ Dieses Priesterthum verweilt nämlich in nichts Anderem als darin, daß wie ein Geist mit Gott find, als die unerlässliche Bedingung jeder Gemeinschaft mit Gott. „Es thut nicht, daß ihm einer den Namen Elias nimmt, und andern solches wohl weiß machen, sondern er muß den Gott mit dem Geiste und Kraft Elia wesentlich angethan sein, und in derselben Kraft wandeln, unser Geist muß Gottes,

und Gottes Geist muß unser Geist sein. Er muß in uns und durch uns wesentlich wohnen, wirken und schaffen, sonst ist er nur ein eigen Wert und Betrug, oder ein falscher Christus, ein falscher Elias, der zwar ihm den Namen zuerleiht, aber in der Wahrheit nicht steht und große Wunder verheißt, aber in der That Nichts leisten kan. Und unsere Christenheit ist leider in ein äußerliches Leben geführt, die wil ein sichtbares irdisches Reich haben, darin es mit seinem thierischen lüsternden Fleische in Vollust legen möge, und wollte gerne einen äußerlichen Elias haben, der sie nur vom äußeren Pharaonen erlöse, aber innerlich wil seiner Herben mit Christo, daran doch Alles liegt. Denn ohne Sterben kann das Weichenkörnen nicht Frucht bringen, oder die Auferstehung des neuen Menschen nicht folgen."

Wie sich aber das Leiden und Kämpfen Christi in den Weichsiedelichen Priestern wiederholt, so nehmen diese auch Antheil am Erlösungswerke, indem sie in den „Proceß Christi wesentlich eintreten“ und ihr Leben „als ein Anathema von Christo“ für ihre Brüder darbringen, „damit aller creatürliche Zorn in ihnen gesänftigt werde.“ Diesem Grundhase getreu rang Gichtel unter entsetzlichen inneren Kämpfen „mit dem Zorne Gottes und dem Drogen der Eigenheit für sein Brüder und alle Menschen bis aus Blut ängstlich und feurig: Tag und Nacht hat er auf seinem Angesichte gelegen und gebeten, daß Gott ihm diese abgewandenen Brüder alle schenken möge.“ — Mit einem Worte, Gichtel traute sich die Kraft zu, andere Seelen aus der Verdammnis zu erlösen, indem er sich selbst für sie verfluchte und ihre Sünden vor Gott auf seine eigne Seele nahm. So hatte einst einer seiner Freunde sich selbst ums Leben gebracht. Gichtel, von tiefer Betrübniß ergriffen, glaubte eine göttliche Stimme in sich zu vernehmen, die ihm zurief: Du mußt der Seele helfen. Das Weitere lassen wir ihn selbst erzählen: „Ich fragte das Wort: wem? welches mir dann das Wort Lucas 16, 9. (machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten) geöffnet. Mit höchster Verwunderung war ich umgeben, daß ich diese Worte so vielmals mit Unbedachtsamkeit gelesen und hat Gott herzlich, daß er es in mein Herz in der Kraft einschreiben wollte. Welches Gott gnädig erhört. Also hat ich mein Leben in die Hand gesetzt und sieben ganze Jahre mit Gott in gemeinen Leibe gewesen, der Seele ernstlich Rut einsprechend, daß er sich in meinen beiderseitigen Willen einlassen und mit eben der Fure, damit er sich aus dem irdischen Leibe geräut, aus dem Gesängnisse reißn müßte. Welches endlich durch Gottes mitwirkende Kraft gelungen, daß er aus dem Feuer mit einem so schönen Glanze, der alle Sterne übertrifft, gekommen, und in das Paradies eingegangen.“ Er glaubte sich und die Seinen wirklich berufen, „des armen blinden Volkes Sünden in Christi Blut und Wunden“ zu tragen, und so den Zorn durch die Liebe zu überwinden.

„Bis hierher,“ so schreibt sein Biograph bei einem ähnlichen Anlasse, „hatten Liebe und Zorn mit einander ums oder Kognement gerungen: und seine Macht wolte der andern weichen, bald lag die eine unter, bald die andere. Dieweil sie aber der Liebe Partei freulich gehalten, so blieb die Liebe oben, bis sie endlich durchgebrochen und den Zorn abgemattet und geschwächt, daß er sich der Liebe hat eingeegeben müssen, wobei zugleich aus manchen Feinden Freunde worden sind. Nummehro ward Gottes Rechte in der Creatur erhöht, daß der feurige Drache in ihren Brüdern auf dem ganzen Erdboden ist überwunden worden, und der Satan seine Gewalt und Herrschaft in der Menschen Seelen verloren, weil Jesus Christus im inneren Menschen das ober-Kognement völlig erhalten und es (Gott Lob) wieder Tag worden, daß die schlafende Jungfrauen (die Sophia) aufzuwachen begannen.“ (S. 274.)

Die so oft bei schwärmerischen Parteien wiedergekehrte Ansicht, daß das Ende der Welt und die letzten großen Kämpfe nahe bevorstünden, wiederholte sich auch bei Gichtel. Er meinte einst den Satan leibhaftig wie einen Blig vom Himmel herabfallen zu sehen: schnell gab er dem Geschaute die Deutung, daß der große Streit des Heerführers Michael mit dem Drachen beendigt, der Teufel in den Abgrund geschleudert und im Himmel ein wunderbares Fest begangen werden sei, voll unaussprechlichem Jauchzen der himmlischen Heerschaaren und auferwehten Seelen. Eine Zeit lang gab er sich sogar der Hoffnung hin, den Teufel selbst sammt seinen Engeln aus der Hölle erlösen zu können. Neue phantastische Seelenkämpfe begannen, während deren er in den Hades und dann in die Hölle herabzuweisen meinte: aber die bösen Geister „verfluchten die Liebe,“ höhnten ihn und alle seine Mühe war vergeblich. Seitdem war er überzeugt, daß Origenes' aufgewärmte Meinung von der Wiederbringung des Teufels ein Irrthum sei: Andere, die doch an deren Möglichkeit festhielten, verwies er auf Röhm, der dies gründlich widerlegt habe. (B. I. S. 2433.)

Eine eingehendere Entwicklung der eigenthümlichen Lehren Gichtels würde an dieser Stelle zu weit führen, obgleich sie in der That trotz der beigemischten fräftigen Irrthümer eine unbefangene, gerechtere Würdigung verdienen, als ihnen bisher zu Theil geworden ist. Es leuchtet ein, daß jene schwärmerische Vorstellung, „durch das Weichsiedeliche Priestertum Andere erlösen zu können, genau gesehen, nichts Anderes ist, als die vollkommen richtige Consequenz seiner einseitigen Betonung des Christus in uns. Wird alle Wahrheit des Erlösungswerks lediglich in die subjective Seite gesetzt, so hört das geschichtliche Erlösungswerk Christi auf, das zu sein, was es für das christliche Bewußtsein ist, eine einmalige Genugthuung für uns, oder die ein für allemal geschehene Einsetzung der gesammten Menschheit in ein wesentlich neues Verhältnis zu Gott. So entstehen wie das Recht jener mystischen Erlösungs- und Rechtfertigungslehre einer bloß äußerlichen Zurechnung der Gerechtigkeit Christi gegenüber vertreten müssen, so klar

liegt es auf der andern Seite auf der Hand, daß eine so ausschließliche Hervorhebung der subjectiven Seite im Grunde die objective Erlösungsthat und damit zugleich alle Gewissheit des Heiles für die Gläubigen aufhebt. Christus ist dann nicht mehr der alleinige Erlöser, sondern nur der erste unter vielen, und ein Jeder, der in denselben Kampf mit Tod, Trübsal und Hölle eintritt, ist folgerichtig selbst ein zweiter Christus für sich und für Andere. Wenn sich, ohne daß ein specieller Unterschied zwischen dem einmaligen Erlösungswerke Christi und der Aneignung dieser Erlösung durch jeden Einzelnen stehen gelassen würde, eben nur dasselbe, was in Christus geschehen ist in jedem, der in Christi Gemeinschaft eintritt, wiederholt, so ist freilich die von Gichtel durch das Reichthümliche Priesterthum gezogene Consequenz nicht zu vermeiden: dann bedarf es aber consequent des historischen Christus nicht mehr, sondern die Menschheit erlöst sich im Kampfe mit Satan selber.

Deß was man auch darüber urtheilen möge, so viel wird andererseits eine unparteiische Betrachtung einräumen müssen, daß trotz aller schwärmerischen Verirrungen in jener Theosophie die fruchtbarsten Keime nicht bloß zu einer wahrhaft speculativen Erfassung der schwierigsten theologischen Probleme, sondern vor Allem auch zu einer praktischen Neubelebung des unter scholastischen Formeln erkordenen Lutherthums gelegen sind. Was die neuere Theologie unserer Tage unter Anlehnung namentlich auch an die ältere Mystik erstrebt und erreicht hat, das beruht sich oft in überraschender Weise mit dem so bitter getadelten Lehren des verachteten Schwärmers. Es wird genügen, auf diesen Punkt im Vorübergehen hingewiesen zu haben. Was aber diese Gichtel'sche Mystik namentlich charakterisirt, das ist vor Allem das Dringen auf eine innerliche ethische Auffassung des Christenthums im Gegenfatz zu dogmatischer Veräußerlichung und Verdüsterung. Und wenn er diesem Gegenfatz auch ausdrückliche Worte sich und seinen Anhängern wider den „äußerlichen Gottesdienst“, das äußerliche Wissen und Zusammenkommen, so ging dieser Gegenfatz im Grunde aus demselben Drange eines unzufriedensten praktisch religiösen Bedürfnisses hervor, welches den Pietismus eines Spener und Franke erzeugt hat.

Gichtel ist einer der ersten gewesen, die mit Entschiedenheit ihre Stimme gegen die Zersplitterung der Kirche in zahllose Sekten, von denen jede sich rühme, im Besitze der allein wahren Lehre zu sein, erhebt haben. „Es ist keine Kirche mehr in den Sekten, da man Christus nur kreuziget, einander verlegt, verleumdet und verlästert.“ „Und ist die Kirche Christi in Unterdrückung geblieben bis auf heutigen Tag, daß, obwohl Cain mit seinem Haufen äußerlich in Steinern Häusern gesungen, gesungen, gepredigt, gelehrt, und an den Buchstaben gehalten, und deshalb die rechte Kirche immer sein wollen; so ist sie doch nur die babylonische Hure gewesen, welche immer ihren Bruder Abel, weil er ihren äußerlichen Kälter-Tanz nicht mitzutanzen wollte, und selbigen gestraht, ermordet, ausgejaget,

verurtheilt, verdammet, verkehrt. Wie es noch bis auf den heutigen Tag geht, da jedwede selbst-zusammengesetzte Sect einen neuen Gögen-Dienst anrichtet, neue Befehle macht, eigen Leiden sucht und darin für die rechte Kirche weilen angesehen und gehalten sein, verdammet auch alles außer seiner Sect. Und so sie ein Gläubiger nur unterlassen will, verlästern, verwerfen und verdammen sie ihn, wollen in ihrer Sect und Meinung getragen, unberührt, geliebt und angesehen sein; hergegen keinen Gläubigen toleriren, als ein Missethäter, weil er ihren Regeln und Sitten nicht nachsteht, defendiret und beschützt.“ (S. 75.) Von der gegenwärtigen Zeit habe Christus geweissagt: „Es werden Viele in meinem Namen kommen und sagen, hier ist Christus, da ist Christus.“

Wirdings predigen solche sektirische Leute Christus, „aber nur den sektirischen, nicht den allgemeinen.“ (S. 68.) Dieses Urtheil trifft nach Gichtel nicht bloß die bestehenden großen Kirchentheorien, sondern auch alle neuen Sekten, die etwa noch gegründet werden möchten. Mit Entschiedenheit lehnt er daher die Unterdrückung ab, als ob er etwa selbst vorhabe, eine neue Sekte zu gründen, und ebenso kräftig erklärt er sich gegen das separatistische Wesen der Quäker. „Wenn sie die Quäker ansehe, worauf sie gegründet und wie sie aufgenommen, so beruht sie nicht auf Christo, sondern auf dem Faxe.“ (S. 1. S. 61.) In demselben Briefe, dem diese Stelle entnommen ist, heißt es: „Aber neue Sekten zu suchen, oder die Quäker für die wahre einige Kirche Christi zu erkennen, bin ich aus gewissen Gründen ganz bedenklich; und gelebe der unterthänigsten Zurecht, dieselbe werden mich hierin nicht können verberken. Sondern mit die gestreute allgemeine, unsichtbare, im Glauben lebende und im Geiste streitende Kirche, deren Haupt Christus Jesus ist, im Herzen hoch angelegen, dazu ich mich bekenne, und bei ihr durch Gottes Gnade ernstlich und treulich stehen wil.“ (S. 68.) Ebenso wenig mag er freilich „von dem großen Haufen in der Steinernen Kirchen“ wissen. „Denn der große Haufe thut nicht, weniger ihr Sinnen, Singen, Manier, Regeln und selbst-erwehte Dörfer, in ihren äußeren Zusammenkünften, und wenn sie noch so trefflich predigen, Bücher schreiben und auf den Gassen Almosen geben.“ (S. 77.) Vielmehr wird der „Steinernen buchstäblichen“ Kirche die „geistlich lebende und unsichtbare“ gegenüber gestellt, in welche der Gläubige sich flüchten muß. Das Christenthum des großen Haufens ist ihm „ein historisches Mundgeschwätz“, ein „pures Heidenthum.“ „Das historische Wissen von Christo ist kein Glaube, sondern als ich die Verheißung in mein Herz fassete und festhalte, da ist Glaube, dem der Vater in Christo zu Hülfe kommt und erhört und allezeit.“ Allerdings ist aus der heiligen Schrift genugsam bekannt, „was Christus in unserer angenommenen Menschheit durch sein bitteres Leiden und Sterben, Auferstehen und Himmelfahrt erworben, uns armen Adamskindern zu gut und unserm Heile genug gethan,“ aber es darf dies kein historisches Wissen sein, „sondern wir

müssen Christum durch unsere starke Imagination und Begierde in unsern Willen anziehen und selbst mit allem Irdischen vertauschen und Christo in der Wiedergeburt nachfolgen.“ Daher ist ihm an der Luther'schen Theologie seiner Zeit Nichts anstößiger, als ihre äußerliche Objectivität, als ihre Betonung der äußern Erleuchtung, der äußern sichtbaren Gnadenmittel, der äußern sichtbaren Kirche. „Sollte man gründlich nach Gottes Wort, Sinn und Willen informieren, so müßte man das heutige Christentum ganz umschmeißen und der Jugend zeigen, daß es nur Babel und die Hure mit dem Thier sey, und also den Grund auf Christum in uns legen und den verkörperten (d. h. verdrehten, weil einseitig betonten) Lehr-Pavet, Christum pro nobis gründlich mit dem Leben lehren.“ (V. V. S. 3785.) Weil dies die Reformation nach seiner Meinung nicht gethan hat, so heißt es: „Die Augsburgerische Confession hindert den Geist Gottes und so lange ein Gemüth an einer äußerlichen Religion hanget, kan es nicht zur philosophischen Liebes-Gemeinschaft durchbrechen; denn es betet das Thier an.“ (V. III. S. 2400), und anderwärts lesen wir, man sei „zur Zeit der Reformation mit Überbrechung des Papsttums vernünftig gewesen und nichts Bessers an die Stelle gesetzt.“ (V. II. S. 1267.) „Luther hat einen Mittelweg gehoben, darauf man zwar ohne Streit sich eine Stillezeit eingebildet und die Zuhörer in eine fleischliche Sicherheit gebracht, daß man nun Christi Grenz für lauter Lohrheit achtet und die so von dem gemeinen Vieh der Weltfinder ein wenig abweichen, verfolgt und verkehrt und verdammt.“ (V. I. S. 531.) Erhe mit Unrecht wird hier Luther und den Reformatoren in die Schuhe geschoben, was auf Rechnung des verkörperten Lutherthums kommt; aber den Luther'schen Theologen seiner Zeit gegenüber war die Anklage Gichtel's gar nicht so grundlos.

„Es sind eine Zeit hero (nachdem Gott aus der Hinnerniß des Papsttums den Lichte des Evangelii gerufen, sein heilig Wort wider in der Menschen Hände gnädiglich und reichlich gebracht), durch die vielen selbstgelaufenen Lehrer und ungeschulten geklösten Priester und Prediger, der Menschen Herzen also von Gott abgetrennet, in aller Heuchelei unterwießen, und von dem unsichtbaren göttlichen Mysterio oder Geheimniß Christus in uns! auf die sichtbare Mittel geführt worden; daß man aus Glauben ein Geschwäg, aus Lauf und Abendmahl eine Gewohnheit und Sünden-Wahl, aus Reichthum einen Sau-Stall, aus dem teuren Verheißungs-Wort ein Taschenspiel gemacht, und angefangen Christum zum Haupt des Heils und Anker der Sünden aufzuwerfen. Als ob er gestorben und begraben, daß wir nur frey hin sundigen können; dabey dann dieser Abfall der Christenheit zum alten Heidentum erwachsen.“ (V. I. S. 17 fg.) Wie die Lehre von der äußern Zurechnung der Gerechtigkeit als eine gefährliche Sicherheit des Heils gilt, so werden die äußeren Gnadenmittel als die Haken unserer Kirche bezeichnet, „darauf man bauer und im Leben ganz heibnisch ist; man hat den Papp für den Antichrist, und die

päpstliche Kirch für Babel ausgerufen; sich selbst aber hat man für die wahre Kirch wollen darstellen und leidet doch ärger als die Päpster selbst, wie Cw. L. bekannt ist. Und der nur ein Wort wider diesen Verfall fallen läßt, muß ein Ketzer seyn, das Land räumen, und ins Eicnt wandern.“ (V. II. S. 668.)

In der Taufe ist vielmehr zweierlei zu scheiden: Die äußere Wassertaufe und die innere Geistestaufe. Letztere ist von der Theologie ganz verbunfelt: „Dahero kommt auch solche Blindheit, Sectirerey, Gewissenlosigkeit, fleischliche Fretheit, buchstäblicher oder bistorischer Glaube, unfruchtbarer todte und erstorbte Liebe, Eigensümmigkeit, Zertrennung, Zerrüttung, Neid, Bitterkeit und alles Uebel. Weil man sich äußerlich mit Christi Bedienst bedeckt, wider Gott streitet, hinter Gott abweichet, in Gott ungelassen und eigenwillig ist; vor Gott aber Heuchelei und Spöttirerey, auch Abgötterey treibt.“ (V. I. S. 33.) Ähnlich äußert sich Gichtel über das Abendmahl. Er klagt, daß dieses „heutzutage so viel Jankes“ bringe: „es hat aber der Zuseher sein Spiel damit, daß man kränkeleis von seinem Heften Sinne weichen will.“ Die Hauptfache beim Abendmahl, die auch die Reformirten stehen lassen müßten, ist ihm, „daß wir Gemeinschaft haben mit Vater und Sohn, daß der Vater und Sohn zu uns kommen und in uns wohnen wollen, daß Gottes Reich in unserer Seelen ist, daß unser Herz im Tempel des heiligen Geistes ist.“ (V. I. S. 35.) Es muß aber eine dreifache Niesung geschehen werden: erstens die Speisung mit Gottes Wort, wenn der Mensch von aller Creatur losgemacht, zu Christus kommt, ihn annimmt und seinen Worten glaubt. Die andere Niesung geschieht, wenn „der Vater seinen verlorenen Sohn (die umgewandte Seele) erneuert, Christi Gerechtigkeit zurechnet und inwendig mit Christo verciniget.“ Dies ist die Speisung „mit Christi Fleisch und Blut, welches ist Kraft, da wird die Seele in den Streit geführt, und muß erst innerlich mit Christo leiden, sterben, auferstehen und zur Herrlichkeit siegreich eingehen.“ (S. 35.) Diese beiden Speisungen können des Tags hundert und mehrer Mal geschehen, von ihnen aber ist die Einkiesung ganz geschieden, „welches Wahl Christus seinen Jüngern, nicht der säuslichen Welt geben, auf daß sie sich Christi Tod und Auferstehung, nicht nach brutiger Schwärz-Art, erinnern; sondern im Nachfolgen ihr Leben um Christi willen lassen, um der Wahrheit willen auch ihr Blut vergießen, und also den Tod Jesu verständigen solten, bis Er kommen wird.“ Heutzutage ist man aber vom rechten Scoop Christi abgewichen, und in Wortanzu verfallen, „bewegen viele aufrichtige Herzen von dieser Einkiesungs-Niesung ab- und zur innerlichen Gemeinschafts-Niesung einkieken und sich mit Kraft und Leben speisen lassen.“ (S. 38.)

Es liegt auf der Hand, daß Gichtel hier durch sein an sich so berechtigtes Streben, dem „äußerlichen Gottesdienst“ und den „sichtbaren Mitteln“ entgegenzuwirken, in die entgegengesetzte Einsichtigkeit geriet, die Alles vergeßlichen und vernünftigen wollte, aber

eben dadurch dem bedenklichsten Subjectivismus verfiel. Wie ihm der Christus „für uns“ völlig hinter dem Christus „in uns“, das zugerechnete Verdienst Christi hinter der wesentlichen Lebensgemeinschaft mit Christus verschwand, so fiel auch der Begriff der sichtbaren Kirche mit ihren Ordnungen und Gnadenmitteln völlig für ihn hinweg. Es war von seinem Standpunkte aus nur consequent gehandelt, wenn Gichtel sich auch der Theilnahme am äußeren Gottesdienste und am „äußeren Abendmahl“ völlig enthielt. Was der Anlaß hierzu zunächst darin gelegen haben, daß ihm das Lutherische Confessorium zu Anstößem die Spendung des Abendmahles verweigerte — wer wie Gichtel in der überschwinglichen Seligkeit seines persönlichen Umgangs mit Christus zu schwelgen vermochte, für den mußte die Kirche als eine auch äußere Gemeinschaft zum mindesten als etwas Ueberflüssiges erscheinen. Er hörte eben „den heiligen Geist in ihm göttliche Kraft predigen, hielt auch mit Jesus ohne Unterlaß das Abendmahl“, in inniger Verbindung mit dem Bräutigam seiner Seele. Der äußere Gebrauch, bemerkte er, „sey ebenfowol ein Zeichen des Thiers und der Huren, daraus sich Gott entziehen, und er dasselbe also mit der Gemeinde freier nicht mehr genießen könnte.“

Das Grundgebrechen der Mystik aller Zeiten, daß sie sich zurückzieht von der Öffentlichkeit und nur in der stillen Versenkung des Gemüthes in seine eignen Tiefen den Frieden mit Gott und die wahre unerhörte Gemeinschaft mit Christus sich erhalten zu können meint, tritt auch bei Gichtel in seiner ganzen Einseitigkeit zu Tage. Er überfaß, daß alles geistliche Wachsthum auch der einzelnen Seele vom Gesamtleben der Gemeinde abhängt und nur durch den Wechselverkehr der Gläubigen unter einander vor fruchtbarsten Auswüchsen und subjectivistischer Einseitigkeit bewahrt bleiben kann. Für dieses Gesamtleben bedarf es aber allerley auch der äußeren Ordnung und Zuflucht durch Wort und Sacrament, der sich der Einzelne nicht ohne den größten Schaden an seiner Seele entziehen kann: und so gewis Gichtel's Luther'sche Gegner durch ihre Ueberschätzung jener äußeren Objectivität einen völlig begründeten Widerspruch hervorgerufen haben, so gewis lag in dem geistlichen Gottesdienste Gichtel's ein Extrem, welches consequent durchgeführt die Kirche in lauter Atome aufgelöst und damit den Begriff des göttlichen Reiches gradezu aufgehoben haben wurde. Ganz ähnlich wie zum „äußeren Gottesdienste“ war seine Stellung zu der Schrift, als dem äußeren oder geschriebenen Wort. „Ich achte die heilige Schrift als unser Normam Fidei et Vitae sehr hoch; allein sie muß unter dem Lehrmeister seyn und diesem keine Regel des Verstandes vorschreiben, denn wir verstehen ohne den heiligen Geist gar Nichts.“ (III. S. 232.) Es ist namentlich „die falsche Application des Buchstabens“, das Kleben am buchstäblichen Schriftsinne, was Gichtel und zwar mit gutem Grunde bekämpfen will. Jetzt „schlägt ein Bruder den andern mit der heiligen Schrift todt und meint jeder, er habe den rechten

Sinn“, sodas „die Christenheit bis auf den heutigen Tag durch des Buchstabens verkehrte Auslegung ist gerrütet worden.“ (III. S. 2319.) Aus dem Gängel der Theologen über den Buchstaben der Schrift glaubte er zu der inneren Stimme des Geistes flüchten zu müssen, oder zu dem das geschriebene Wort auslegenden und bekräftigenden wesentlichen Worte im Gemüthe. „Denn er kriegte“, schreibt sein Biograph, „zu dem Geringsten auch das wesentliche Wort Gottes, nämlich Ichum zum Fundament, dessen mündliche Zusage ihm selber im Gemüthe stand als Himmel und Erde, welche auch keine Creatur hindern noch ändern konnte. Der Weisheit inwendige Sprache war aber äußerlich Wort, ohne Klang, ohne Thon; sie war auch keiner menschlichen Sprache gleich, und dennoch verstand er sie so wol als seine Mutterprache; also daß er einen unmittelbaren Ruf Gottes hatte.“ An die Stelle der Schrift trat „der heilige Geist“, „als das im Fleische offenbarte Wort des Vaters, dessen Schall nicht Gehör, Stimmen oder Thon, sondern wesentliche Kräfte sind.“ (I, 238.) Auf dieses im innern Menschen wohnende und mit ihm wachsende wesentliche Wort bezieht sich der Ausdruck der Schrift: „der Mensch lebt nicht vom Brode allein, sondern von jedem Worte, das durch den Mund Gottes geht.“ Ohne dieses innere Wort hilft die Schrift Nichts, daher denn Gichtel ausdrücklich schreibt: „Die äußere Bibel war mir zu schwach; ich konnte wegen der vielen Auslegungen und Uebersetzungen mich darauf nicht verlassen; mich hat Nichts erquickt können und kan meine Seele noch Nichts sättigen, als allein nur Gott in mir selbst im inneren Grunde, welches ist Christus in uns. Ich habe meine Imagination nie weiter gehen lassen, Gott an keinem Orte gesucht, gefunden und angebetet als in mir selbst. Ich achte außer mir Nichts, gebe Alles in den Tod und halte mich allein an dem innern Gott in mir.“ Er hatte völlig Recht, wenn er sich gegen den Buchstabenbienst des herrschenden Orthodoriismus wehrte, welcher aus dem Evangelium ein neues Gesezbuch, aus der Schrift eine Sammlung aus dem Zusammenhange gerissener dicta probantia machte, willkürlich ausgelegt und ausgebeutet zur Stütze für das herrschende scholastische System. Er hatte ebenso Recht, wenn er urtheilte, daß das äußere Wort Nichts nütze sei ohne die innere Erleuchtung: nur verzog er, daß jene innere Erleuchtung eben nur aus dem Gottesworte in der Schrift gewonnen wird und in ihrer Echtheit sich nur zu bewahren vermag, sofern sie mit dem geschriebenen Gottesworte übereinstimmt, während bei dem Vertrauen auf eine innere Offenbarung ohne Schrift willkürlichen Launen und Einfallen Einzelner Thür und Angel geöffnet ist.

Im engsten Zusammenhange mit dieser Geringschätzung des äußeren Wortes stand nun auch die Verachtung der theologischen Gelehrsamkeit, ein charakteristischer Zug, in welchem sich Gichtel ebenfalls mit vielen andern schwärmerischen Partien berührt. Allerdings ist auch hier wieder die Grundanschauung, von welcher er ausging, eine völlig berechtigte. Dazumal stand in

der Lutherschen Kirche jene todte Gelehrsamkeit in ihrer üppigsten Blüthe, die, wenn sie diese Follanten über Keimliche dogmatische Streitfragen oder statische „Gentroversen“ gegen Juden, Türken, Papisten und alle möglichen Keder mit einem erstaunlichen Aufwande von Scharfsm und Gelehrtheit aufzugeschrieben hatte, nun auf ihren Verberren ausbrachte und wunder welch Gott wohlgefälliges Werk damit gethan zu haben meinte.

Es ist ebenso leistung und schön, wenn Gichtel einmal diesem gelehrten Wissensbolze gegenüber sagt: „Wissen liehet auf, Nichts seyn wollen und sich selbst erkennen, macht demüthig, mit GtT eines Willens seyn, gibt der Seele Ruhe, mit GtT in Christo verkehlet leben, machet das Herz gewiß, die Furcht GtTes bewahrt sie vor Falschheit, der Glaube im Geiste vertheiligt Christum, die Liebe bessert, Befinnung gibt neues Leben, das Kreuz gibt zu Allem Wachsthum und bringt die Frucht ans Licht, viel Hören oder ersicht das Sameln.“ (B. I. S. 88.) Und ebenso wahr und treffend den schreibseligen und streitsüchtigen Theologen gegenüber ist eine andere Stelle seiner Briefe: „Predigen und Bücher schreiben ist eine leichte Sade und leider gar gemein; die Vernunft liehet Bücher und entzündet das Geis in einer wahrscheinlichen Meinung, und stellet zu Papier, daraus die große Babel und Verwirrung der Sinnen erwachen, und die Logica entfesseln, daß man um Meinungen und Buchstaben gekanket, einander verfehlet, verfolget und gehasset. Aber aus eigenem Schauen, Erfahrung, Leiden, Kampf und Ueberwindung haben Wenige geschrieben, und die, so GtT aus seinem Ziel eröffnet, verwirrt man, weil die Vernunft-Gelehrten selches nicht mit ihren fünf natürlichen Sinnen begreifen oder verstehen können.“ (B. V. S. 3734.) „Unsere gelehrte Welt,“ heist es anderwärts, „hat wol viel Wissens des Buchstabens, aber ganz keinen innern Verstand.“ (B. VI. S. 1797.) „Die Gelehrtheit forschet wol mit ihrem vernünftigen Studiren und suchet alle Mysterien GtTes in der Höhe, als im Geis; alleine sie spricht keine Kraft, sondern nur Wissen aus, und ist wie eine Sad-Pfeife, welche der Pfeifer ausblasen muß, sel sie töhnen und schallen.“ (B. III. S. 2611.) Anderwärts heist daher die Gelehrsamkeit ein „Riegel vor die Wahrheit,“ ja die Schrift-gelehrten werden die ärgsten Widersprecher, Verfolger und Lasterer Christi genannt, „die mit einem unerkündigen und blindem Elter seine armen Glieder, Nachfolger und Lehrlinge verfolgen.“ (B. V. S. 3371.) Aber freilich ist hiermit nicht bloß der Mißbrauch des Wissens, sondern alle theologische Wissenschaft überhaupt als etwas im Christenthume Unnützes verworfen. Allerdings heist es in der eben angeführten Stelle gleich nachher: „Wo aber Christus im Herzen und der heilige Geist auf der Jungen und Sophia im Haupte wohnen und herrschen, da ist die äußere Gelehrtheit gar herrlich und nützlich.“ (III, 2611.) Aber selbst ein Mann, wie Spener, wird wegen seiner theologischen Wissenschaft von ihm verachtet. Nach einem spöttischen Ausfalle wider „Herrn Spener,“ der „für die Chri-

stenheit wachen wolle, daß sie nicht aus dem Saustalle brechen,“ heist es über ihn, „wenn mir die Zeit nicht so kurz, so wolte ich Spener's Episteln wol lesen, ich weiß aber schon vorher, daß er das Malum Seculi hujus (die böse Zeit) weder heben, noch Babel heilen wird, darum ist uns wenig angelegen; es will's keine heidnische Gelehrtheit thun.“ (III, 2400.) Daher tröstet er denn auch seine Freunde, die ihm klagen, daß ihr Gedächtniß schwach werde: „Sei Christus allein in der Gedächtniß leben und hieziet werden, so muß alles andere Wissen hinweg.“ (IV, 2838.) Wenn „die Bundes-Lade den Dagon niederwirft und die Memoria labilis (Gedächtniß schwach) wird,“ so ist dies „ein gutes Zeichen, daß Jesus allein in dem Gedächtnisse herrschen will, mit und in dem J. Zeichen.“ (VI, 1414.) „Wollt wir den Jesum crucifixum in der Memoria halten müssen, so kan darinnen Nichts bestehen.“ (VI, 1766.)

Die Gelehrsamkeit gehört mit einem Worte auch zu den „äußeren Dingen.“ Denen der Mensch sich entschlagen muß, wenn er in der Liebe Eins werden wolle mit Christus. Wir wissen schon, daß er außer der Bibel und den Christen Jacob Böhm's alle anderen Schriften megarf — nur Bücher von Naturforschern waren ausgenommen, „um des Lichtes der Natur willen.“ Doch haben wir uns an der gegebenen Darstellung der Lehre Gichtel's absichtlich des Eingehens auf seine mythische Naturanschauung enthalten. Bei einer erschöpfenden Entwidlung seiner Thesoforie wäre eine Besprechung dieser Ideen unerlässlich: ein kurzer Wurf, wie wir ihn im Zusammenhange mit seiner Lebensgeschichte versucht haben, würde dadurch nur in Verwirrung gebracht, obendrein wird keine seiner Grundanschauungen davon berührt. Um die Meinung und das Treiben des wunderlichen Mannes richtig zu beurtheilen, muß man immer wieder jenes an sich so großartigen und gewaltigen Grundgedankens von dem Erstreite der Principien sich erinnern. Alles, was das Herz in weltliche Geschäfte verstricken konnte, erschien ihm als Verführung des Kenseis, „der im äußeren finsternen Fleisch wohnet und die Liebe zur göttlichen Sophia aus dem Herzen herauszureißen suchte.“ So legte er sich die härtesten Entbehrungen auf: so verzichtete er freiwillig auf die liebsten Freuden des Lebens, selbst auf die Erheiterung durch die Musik. Im Anfange hatte er sich oft durch ein Clavier erheitert, auf dem er des Abends ein geistliches Lied anstimmte und mit sanfter Stimme dazu sang. Aber bald erschien ihm auch die Musik als etwas Sinnliches und Äußerliches, daß er „durch den Tod führen“ müsse, und wenn ihn wiederum Traurigkeit beschlich, „fiel er lieber auf seine Knie und machte im Geiste eine stille Harmonie, Gott zu ehren.“

Im heftigsten von allen Abscheu vor der Ehe. Wie schon in seinem frühesten Leben, so wurden ihm während seines Aufenthaltes in Amsterrdam verschiedene Eheirathsanträge gestellt. Es kann freilich die Frage entstehen, ob nicht Manches, was uns hierüber durch seinen Biographen berichtet wird, „zu Ehren des treuen

Streiter's Gottes" ausgeschmückt worden sei¹⁾. Indessen haben wir kein Mittel, die Glaubwürdigkeit dieser Darstellung zu prüfen und an und für sich hat es durchaus nichts Unglaubliches, daß gerade religiös erregbare Frauengemüther durch eine Persönlichkeit, wie die Gichtel's war, besonders eingenommen und von Liebe zu ihr entzündet wurden. So lud ihn einst eine sehr reiche Familie aus Norwegen, die im Haag lebte, in ihr Haus. Gichtel nahm die Einladung an und brachte vier Wochen bei der Familie zu. Aber als nun die Mutter ihre Absichten merken ließ, ihn mit ihrer einzigen Tochter zu vermaåhlen und diese des andern Tages im kostbaren Schmucke erschien, stellte Gichtel das Mädchen mit bestigen Worten darüber zur Rede. Die Mutter hielt ihm unter Thränen vor, sie habe keine anderen Absichten gehabt, als ihre Tochter dem Weltgeiste zu entreißen: aber Gichtel nahm eilig Abschied und verließ die Stadt. Das Mädchen blieb ihm dennoch eif Jahre lang treu; sie zog mit ihren Eltern nach Norwegen zurück und von hier aus erhielt Gichtel eines Tages von ihr einen Brief, in welchem sie es ihm nochmals freistellte, sie zur Gattin zu wählen. Noch sei sie ledig, aber sie wurde anderwärts zur Ehe geschickt. Gichtel wünschte ihr Glück zu ihrer Verbindung, doch starb sie bald nach der Hochzeit. Die Ältern dieses Mädchens hatten ihm bei seiner Ausrück vom Haag ein Empfehlungsschreiben an eine angesehene und reiche Familie in Amsterdam mitgegeben. Derselbe bestand aus zwei Brüdern und zwei Schwestern; die eine Witwe, die andere noch unvermaåht. Gichtel ward aufs Freundlichste aufgenommen und gleich am ersten Tage zu Tische geladen: er aber benutzte gleich die erste Zusammenkunft, um der reichgeschmückten jüngeren Schwester Vorwürfe über ihren Weltkinn und ihre Eitelkeit zu machen. Er sah bald, daß der Weltkinn zu tief gewurzelt sei, als daß ihn bloßes Reden vertreiben könnte. Gichtel geht nach Hause und erlischt im Gebete von Gott, daß der Fußgeist von dem Mädchen genommen und ihm auferlegt werden möge. Wirklich spiegelte ihm seine aufgeregte Phantasie vier Tage lang Nichts als verführerische Bilder von Perlen, Juwelen und anderem Geschmeide vor, aber — so berichtet sein Biograph — als die Plage vorüber war, legte das Mädchen von selbst all ihre Schmuckstücken von sich. Bald darauf bot sich der älteren Schwester eine Gelegenheit dar, sich anderweit zu verheirathen. Sie trug schon den Brautring am Finger, als Gichtel ihr vorlagte: aus der Ehe werde Nichts werden. Um dieselbe Zeit ging ihr Bruder Gabriel, Gichtel's „lieblicher Bonifacius“, der „mit ihm vereinigt war, wie David mit Jonathan“, mit Hochzeitsgedanken um. Er fragte vorher Gichtel um Rath: dieser rath ab, der Andre aber hörte nicht und reiste nach Hamburg, wo seine Auserwählte sich aufhielt. Seine

Hoffnungen scheiterten und in der Verzweiflung seines Herzens sandte er an Gichtel einen Brief mit der dringenden Bitte, zu ihm zu kommen. Gichtel machte auch diesmal keine Ausnahme von seiner Gewohnheit, zuvor „die göttliche Zustimmung im Willen“ zu erforschen. Aber während er noch auf eine göttliche Offenbarung wartet, nimmt sich der Andere mit fünf Weisserischen das Leben. Hinterdrein suchte Gichtel in der oben erzählten Weise die Seele des Unglücklichen von ihrer Sünde zu erlösen. Die Schwester gab, erschüttert durch das entsetzliche Ereigniß, die Verbindung mit ihrem Verlobten auf, aber nun wandte sie ihre Liebe Gichteln selbst zu, den sie schon vorher durch ihre Reichthümer freigebig unterstützt hatte. Ihre wiederholten Anbiederungen erregten diesmal in Gichtel, der eine Neigung zu ihr in sich aufsteigen fühlte, einen heftigen inneren Kampf. Sie wartete auf seinen Bescheid ruhig von Woche zu Woche: sie erklärte sich bereit, wenn er vor ihren reichen Verwandten Essen bege, mit ihm zu ziehen, wohin er wolle, nur wollte sie aus den Verlobungen der Welt gerettet werden; sie bot ihm einen beträchtlichen Theil ihres Vermögens im Voraus zum Geschenke an, und als Gichtel noch immer zögerte, fand die jüngere Schwester sich willig, seine Gattin zu werden, wenn er etwa Anstoß nehmen sollte, eine Witwe zu ehelichen. Gichtel ging nach Hause, warf sich auf seine Knie und gelobte im heißen Gebete, daß weder Weib noch Geld noch Welt ihn von seiner angebotenen Braut, der himmlischen Sophia, scheiden sollte. Da war es ihm, als sähe er eine Hand vom Himmel, die seine und der Witwe Hand zusammenzuschlug, er hörte eine helle Stimme erschallen: „Du mußt sie haben.“ Aber Gichtel, der sonst so viel auf dergleichen Offenbarungen gab, hielt die Stimme diesmal für eine Verführung des Weltgeistes, den der „in den äußeren Himmel eingebrungene Geist der Witwe“ erregt habe. — Späterhin, als ihm der Gedanke kam, er könne wol die Weisheit innerlich, die Frau äußerlich zu einer Sophia haben, verworfs er auch dieses gar wahrcheinliche Argument der Vernunft als Eingebung des Teufels. Man sieht, es ist bei Gichtel ganz dieselbe dualistische Weltanschauung, welche schon im christlichen Alterthume die Älfen und das Mönchthum hervorgerufen hat. „Der Weltgeist setzt sich ein in den Weibern und will das Herrergement im Gemüthe haben“, folglich müssen Alle, welche die göttliche Sophia zu ihrer Braut sich erwählt, „sich um des Himmelreichs willen beschneiden.“ Nun denkt, wie tödlich diejenigen thun, welche frey gerufen, sich mit Geprahlten wieder zum Selaven der finsternen Welt machen, da von die Matrix im Fleische entzündet, nach Sophia in des Mannes Limbo hungrig und unerfüllt wird, welcher bössischen Begirde des Fleisches man darnach nicht widerstehen kan, und sangt erst an zu bereuen und zu klagen. Vergegen diejenigen, welche dem Göttlichen Fuß folgen, und alles finstere Wesen verleugnen, die werden wol probiert und von der Finsterniß gezogen und verführt; wo sie aber ihren Willen vollkommen dem Lichte Gottes übergeben,

1) Uebrigens hat der Biograph auch hier bei weitem das Meiste aus dem „Theosophischen Geschrieben“ Gichtel's selbst zusammengestellt, aber auch auf die eigene Glaubwürdigkeit des Gottesmannes ist, wie wir wissen, kein großer Verlaß.

mit einem ersten Vornehmen lieber sterben als zurückreichen zu wollen, die empfangen immer vom Licht neue Kräfte), daß sie beschien können.“ (W. III. S. 2013.) Er wollte damit die Ehe nicht schlechthin verboten wissen und in zahlreichen Stellen verwahrt er sich gegen diese Mißdeutung seiner Ansicht, aber die Ehe ist ihm doch nur ein niedriger Stand der Heiligkeit, unvereinbar mit der vollkommenen Hingabe an die göttliche Sophia; er wird eben nur — „unter göttlicher Geduld getragen.“ Anderwärts heißt es dann wieder ausdrücklich, „daß Gott vor der geschlechtlichen Gemeinschaft in der Ehe einen Efel habe,“ und er kann nicht ausdrücklich genug seinen Widerwillen bezugen gegen die „grelle Unzucht und Hureerei,“ die im Ehebette geschehe. Daher er denn von der Ehe abrieth, so oft er konnte und mit seinen Freunden that, sobald einer von ihnen sich verheiratete. „Der Teufel werde zur Ehe rathen mit dem Vergnügen, sie sei Gottes Ordnung.“ Macht er es doch auch Luthern zum größten Verwurfe, daß er die Priesterche wieder eingeführt habe. „Hätte Luther im Beginn der Reformation den Coelibatunten gelassen, so wäre er viel besser gethan haben, so wäre noch ein Nachdenken geblieben, aber so hat die viehische Sucht das ober-Regiment getrikt, daß Christus nur die Nachlese hat und die menschlichen Kräfte alle im Spiritu Mundi mißbraucht werden.“ (W. V. S. 3176.)

An die Stelle der fleischlichen Gemeinschaft soll vielmehr die geistige Gemeinschaft mit der himmlischen Jungfrau Sophia treten, als der rechte Ehesatz, „da die Schwömerung aus Feuer und Licht, Vater und Sohn durch Ueberhöhung des heiligen Geistes in Gemüth und Sinnen, Mund und Herz geschieht“ (VL. 1:23), aber wenn man die zahlreichen in seinen Schriften zerstreuten Aeußerungen über diese „geistliche Ehe“ liest, so erkant man über die sinnliche Gluth, mit der er sie anzumalen versteht, und man wird unwillkürlich an die glühende Phantasie erinnert, mit welcher die mittelalterlichen Mönche ihre Vermählung mit der Jungfrau Maria geschildert haben. „Aus einer schneeweißen Wolke,“ so erzählt sein Biograph, „erschien ihm die edle himmlische Jungfrau Sophia Jesus mit verstärktem Angesicht als seine getreue Gehülfin und Gespielin, die er vorhin unerkannt, so herzlich geliebt im Geist des Gemüths und zwar von Angesicht zu Angesicht; da Gott ihm also sein einziges Wort Jesum zur lieben Geköns und Braut in Jungfräulicher Gestalt heraus in seine Menschheit sandte, daß seine Seele und auch die äußere Creatur Sie zum dritten Principio sehen und hören konnte. Diese taht sich nunmehr ehlich zu seinem Seelen-Feuer als ihrem Feuer-Mann. O, wie freundlich hat Sie seine Seele umhüßet! Keine ehliche Matron kan mit ihrem Begatteten lieblicher spielen, als Sophia mit seiner Seelen that. Was er nun bei solcher Vermählung und Hochzeit empfanden, wünschte er auch anderen Seelen zu genießen, weil es ihm an Worten emangelte. Und wenn er schon ganze Bücher davon geschrieben hätte, so würde doch die unaussprechliche Süßigkeit nicht können ausgedruckt werden, bezugte er öfters, bevorab da aus

dem Ehe-Bett nicht gut zu schmecken wäre. Sie sprach mit ihm Mund zu Mund, als ein Freund mit dem andern, und sagte ihm alle ehliche Treu und Hülfe zu, daß Sie ihm geistlichen Samen geben und ihm im inneren Lichts-Grunde bewohnen wollte; ihn in keinem Genuß, Noth, Armut, Elend oder Tod nimmermehr allein lassen noch verlassen; ja, daß Sie ihm Alles, was er mit den reichen Weibern verkuognet, ersehen, und an ihrer Stelle seine treue Pflegerin und Versorgerin seyn wollte.“ (S. 142 fg.)

Diese falsche Geistigkeit strich sich in seiner Forderung freiwilliger Armut aus, damit die Seele völlig frei bleibe von den Fesseln des Weltgeistes. Weltliche Geschäfte haben, gölt ihm als Rammensdienst, der mit dem Gedanken an Gott unvereinbar sei; machte man ihm Vorwürfe wegen seines frommen Müßigganges, so wies er wol auf das Beispiel einer Schildwache hin, die am Stadttore müßig stehe, die Pile in der Hand, die Tobakspfeife im Munde und gleichwol empfangen sie ihren Lohn und das ganze Land müsse dazu beitragen, solche sogenannte Müßiggänger zu versorgen. „Warum man denn einem Streiter Christi verdächte, daß er Alles sehen und liegen lassen und auf seiner Huth stehen müssen?“ Im Hinblick auf sein Melchisedichsches Priesterthum, seine ununterbrochenen Kämpfe mit Satan zum Besten der Menschheit dünkte er sich dabei viel besser als die Mönche und Mönche mit ihrem trägen Stillleben in den Klöstern; „wenn sie ihre Klöster und Kirchen verlassen sollten, würden sie selbst erkennen müssen, daß sie in ihrer Schule noch nicht das ABC begannen.“

Er äußerte wol von sich selbst, er sei „zu äußeren Brod-Kämpfen ganz inhabil gemacht, der innere Brod-Hunger bringe vor und trete den Brod-Hunger des Natur-Lebens zu Boden, in welchem Falle Gott dann dem Geist-Leben zu Hülfe komme und die Reichen bewegen müsse, solchen Streitern Gutes zu thun.“ Ein solches Leben nannte er ein Leben in der Armut Christi, „dem ersten Tropp des engen Reges.“ Hielt man ihm das Wort entgegen: „so jemand nicht wil arbeiten, der soll auch nicht essen“ (2 Thess. 3, 10—12.), so hieß es: „man benebele sich in Pauli Worte und verstehe das Mysterium der Armut nicht.“ Anderen verbot er darnach freilich die Arbeit nicht; „denn,“ sagt sein Biograph, „er wußte gar zu wohl, daß ein Mensch entweder in Gottes Weinberg arbeiten und im Schwelch seines Gemüths sein Brod essen; oder aber lässlich wieseln müsse. Nur schreie ihm das Herg im Leibe über die mehr als ägyptische Selaverrei der Menschen, da sie Pharaos oder der Welt-Geist ihrem Gott nicht wil dienen lassen.“ (S. 313.)

Wirklich fanden sich allezeit Wohltäter, die den Streiter Christi mit ihren Gaben unterstützten. So hatte er gleich bei seiner Ankunft in Amsterdam sich eine Wohnung für drei Schillinge oder neun gute Groschen wöchentlich gemiethet und alle seine Nothdurft bis auf zwei Stüber ausgegeben, um die nöthigen Mundvorräthe: Zwiebad, Eier, Mehl, Speck, Brod u. s. w.

ins Haus zu schaffen. Es war mitten im Winter; weil er sein Holz kaufen konnte, so erwärmte er sich dadurch, daß er den ganzen Tag im Bette liegen blieb. Er war in der Stadt widrig: aber er wandte sich getrost im Gebete zu Gott, „sorge du, ich kann nicht sorgen.“ Und am folgenden Morgen klopf es an seine Thür, ein ganz unbekannter Mann tritt herein, nöthig hat er zu essen und will, im Bette zu bleiben, legt ihm sechs Dukatens oder Dietrichthalers auf die Bettdecke und geht von dannen. Diese außerordentliche Hilfe stärkte ihn dergestalt im Glauben, daß er — gleich ein Häuslein mietete für 32 Reichthalers des Jahres, natürlich wieder ohne Geld. Freilich sah er sich nochmals doch eine Zeit lang zum „Mammonsdienste“ genöthigt. Noch während der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Amsterdamm hatten die Hausgenossen Gichel's, die beiden Theologen Charias und Hoffmann sich entflohen, ihren gemeinschaftlichen Unterhalt durch Correcturen und Uebersetzungen zu erwerben. Gichel hatte Anfangs die Theilnahme abgelehnt, um erst Gottes Willen zu erwarten. Endlich als durch Vermittelung eines Antiquars Panßen die Arbeit begonnen hatte, ließ sich auch Gichel zur Mitwirkung herbei, aber immer blieb er bei der Meinung, Gott werde schon ohne Arbeit helfen, zumal da das auf solchen Wege verdiente Geld niemals zulangen wollte, wenn es galt, für die Wohnung zu zahlen; kamen dann unvermuthete Gaben ins Haus, so hielt er ihnen triumphirend vor: seine Praxis sei besser als ihre Philosophie. Nach dem Tode jener beiden Hausgenossen gab er alles Arbeiten auf, in gottgeklärter Demuth erwartend, was der Vater ihm beschicken werde. Uns kann freilich ein solches Gottvertrauen nur als ein verwegenes Gott auf die Probe stellen erscheinen: indessen Gichel befand sich ganz wohl dabei und sein Biograph berichtet, er sei nur ein einziges Mal während seines amsterdamer Aufenthaltes genöthigt gewesen, Schulden zu machen. Wiß waren es schwärmerische Frauen, die von Gott reich mit irdischen Gütern gesegnet, durch Unterstützung des heiligen Mannes Gotteslohn zu verdienen meinten, und wie reichlich ihm zuweilen die Unterstützung zufließen, geht aus dem früher Erzählten hervor. Eine Zeit lang übte er sich auch in dem strengsten Fasten, „damit das Gebet nicht verhindert würde.“ Indessen glaubte er bald zu bemerken, „daß das Fasten nicht bessert, sondern nur die Natur irritirt und grimmig macht, daß man nicht einer Ratten Sauken vertragen kan, welches im geistlichen Wirken mehr hinderlich als förderlich ist.“

Seitdem gewöhnte er es sich wieder ab; doch wurde bis auf den Tod des Charias zu Mittag Nichts gekostet, sondern nur Abends Butter und Brod genossen. Für diese Enthaltung hielt er sich wol durch desto stärkere Portionen schadlos. Denn „es geschah, daß, wenn der Hunger der Seelen in der Liebe Jesu groß war, auch des äußeren Menschen Appetit nach der Speise gewachsen, daß er wol zwey für eine Mahlzeit ohne Beschwerung that thun können.“

Bei aller Abneigung vor der Ehe führte Gichel

einen ordentlichen Hausstand. Sein Biograph schreibt: „je tiefer ihn Gd't in den Geist geführt, je unwürdiger habe er sich gehalten, solche Gnade allmählig zu genießen; dahero eine unerfättliche Begierde in ihm aufstieg, Gd't für seine Gnade recht dankbar zu seyn, daß er bey sich selbst Mißgefallen wünschte und zu Gd't um solche geküßelt, damit sie ihm dankbarlich Gd'tes Liebe möchten preisen helfen.“ Freilich hat er nur an wenigen dieser „Mißgefallen“ Freude erlebt: die Meisten ließen ihn wieder im Stiche oder gerietzen in die heftigsten Streitigkeiten mit ihm. Daß er mit seinem früheren Freunde Bredling völlig zerfallen war, ist schon gemeldet; die „Kladderel“ und das „wilde Feuer“ dieses Mannes, vor Allem aber dessen für Gichel so auflösende Verheirathung führten beide aus einander. Die ehemaligen Freunde grüßten einander nicht mehr auf der Straße. Endlich im J. 1680 hielt Bredling wider Gichel ein förmliches „Boergericht“, worin er die Strafe des Himmels auf ihn herabließ; und als dieser um dieselbe Zeit in ein langwieriges Fieber versiel, welches ihn ein ganzes Jahr auf Krankenbette seßelte, so glaubten beide nicht anders, denn Bredling's „Pestilenz“ habe diese Krankheit verursacht, „weil er und sein Weib mit ihren feurigen Gebeten wider seine Seele gekritten.“ Als einige Zeit darauf Bredling selbst von schwerer Krankheit ergriffen wurde, sonnte er in seiner Angst an Gichel mit der Bitte um Vergebung: da ward dieser, wie erzählt wird, von einer unsichtbaren Hand aus seinem Bette heraußgerissen und platt auf den Fußboden niedergeworfen, womit des Satans Macht getrieben war. Gichel vergab seinem Feinde und von Stund an wurde es besser mit ihm.

Auch mit zahlreichen andern bekannten Persönlichkeiten seiner Zeit kam Gichel in nähere oder entferntere Berührung. Es ist schon erwähnt, daß der fromme Philipp Jacob Spener in Straßburg sein Lehrer war; späterhin urtheilte er, wie wir sehen, sehr ungünstig über seine „heidnische Wissenschaft.“ Mit Gottfried Arnold stand er in sehr freundschaftlichem brüderlichem Verkehre: seinen kirchenschriftlichen Arbeiten spendete er Lobsprüche und Ermunterungen. Dessen unzufriedener äußerte er sich später über Arnold's Heirath, mit der er ein großes Argerniß gegeben; er fand jetzt, daß es ihm, „der anstatt einer Schwester ein Weib genommen,“ an der feurigen Liebe zu Jesus fehle; er wack im „pharisäische Art“ und „blinden Unterstand“ vor, es gehe ihm wie den meisten Theologanten, dieucd sans non faciant. Er liebte ihn noch immer, aber er bedammerte ihn wie einen verlorenen Freund. Dagegen wollte er von vielen andern, ihm selbst im Grunde blutsverwandten Geistern gar Nichts wissen. Die Rabadissen suchten ihn eine Zeit lang für ihre Gesellschaft zu gewinnen: ihr berühmter Lehrer Voou wohnte ihm in Amsterdamm gegenüber. Er lehnte jede Gemeinschaft mit ihnen ab: sie seien Sektirer, nicht Gottesvolk; weder sie noch die Antiochene Wouignon hätten den Glauben geküßt. Ähnlich urtheilte er über Johann Kerbé und Quirinus Kuhlmann: „jeder wollte etwas sein,

sagte er von ihnen, und flog hoch herein," er nannte sie Leute, die neue Ketten machten und neuen Babelstreit anfangen, der die Zungen verwirre, Menschen, die im Triebe des Feuers nach dem eigenen Willen ausliefern. So hatte er an Johanna Leadi, die im Grunde dasselbe lehrte wie er, vor Allem zu tabeln, daß sie so viel auf Visionen gäbe: „der Frau Leade Visionen sind nur im äußern Geiste des weltlichen Menschen und der Veränderung unterworfen, werden auch nicht aus dem Feuer der Angst erdohren, sondern so leicht, wie sie aus dem Geiste erscheinen, so leicht werden sie auch hingefahren.“ Der Leade Schriften sind aber nicht für alle Mägen: ihr Fundament steht auf Gesichten; die Gesichte aber können leicht betrügen, wo sonderlich Eigen-Lieb dazu kommt.“ Am anfänglichsten war ihm ihre Lehre von der Wiederbringung des Laufs, „die nur auf Gesichte gebaut, nicht mit Schrift zu befestigen“ sei. Uebrigens kann sich in seinem Urtheile über sie eine gewisse Eifersucht nicht verbergen: wo sie von ihm abwich, hieß es, sie, „Klabber“, wo sie mit ihm übereinstimmte, bemerkte er sehr geistlich, er sei ohne sie auf dasselbe gekommen.

Die ersten Hausgenossen Gichtel's waren der frühere Prediger zu Campen, Johann Kaspar Charias und ein zweiter Theologe Namens Erasmus Hoffmann aus Eisenach. Zu ihnen gesellte sich eine Zeit lang ein Student der Theologie aus Nürnberg, Wolfgang Dominicus Bär, der aber bald wieder aus „Befehlssucht“ von ihnen wich. Wie besonders herzlicher Eintracht Gichtel's mit den Hausgenossen war jedoch keine Rede, „sie harmonirten mit ihres Gleichen wol, aber mit ihm nicht,“ weil sie sich nämlich „in Gottes Föhrung nicht schicken konnten“ und weder die „bedürftige Demuth und Liebe sich zu bessern,“ noch „den rechten Verstand vom Geheimnisse der Armut Christi“ besaßen. Der Hauptstreitpunkt war, daß Charias und Hoffmann durch Arbeit ihr Brod sich verdienen wollten: darum schienen sie dem Gichtel, „mehr vernünftig als gläubig“ zu sein. Charias war eine ernste strenge Natur; die Frömmigkeit setzte er in einen fortwährenden Kämpf, reichliche Abtränensströme galten ihm das allein echte Zeichen der Wiedergeburt. Gichtel's Biograph bemerkte, er wäre „streng nach dem Gesetze“ gewesen, während „der Streiter Gichtel allezeit in der Liebe stand.“ Das gemeinsame Zusammenleben beider dauerte nur wenige Jahre, da Charias schon ums Jahr 1673 starb. Im J. 1677 starb auch Hoffmann und Gichtel nahm darauf einen Landmann aus Regensburg, einen Kaufmann Namens Fuchs, ins Haus, „einen Colerius,“ mit dem er noch weniger harmoniren konnte. Doch starb auch dieser wenige Jahre nachher. Die häuslichen Geschäfte hatte Anfangs die Haushälterin des Charias, Anna Katharina Löwenstein, besorgt, späterhin zog eine gewisse Elisabeth Weber zu ihm, die bis an sein Ende 35 Jahre lang bei ihm wohnte. Sie früher von Predikern, so ließ sich Gichtel jetzt von dieser Person trennen, einer „äufstern eigmüßigen Gratur,“ die sich selber rühmte, sie könne mit dem Bruder Gichtel

anfangen, was sie wolle; sie glaube, wenn sie Holz kochte und eine Brühle darüber machte, er würde, ohne es zu merken, mit der Gabel zutagen. Während zur Bedienung seiner Haushälterin noch eine besondere Magd gehalten ward, mußte Gichtel sein Bett sich selbst machen. Wenn man ihn aufforderte, die Person zu verabschieden, erwiderte er: „sol ich mein Creutz aus dem Hause legen? Gott hat mir's gegeben; es ist mein Heil.“ Außerdem hatte Gichtel die Kinder eines verstorbenen Freundes, des Predigers Fabrieus, zu sich genommen, um sie zu erziehen; der Sohn war ein Augenicht, der sich später nach Ostindien einschiffte, und als die Töchter groß waren, vergaltten sie ihm mit Lobsank.

Die bedeutendste Persönlichkeit unter den Hausgenossen Gichtel's war Alard de Raadt, ein ehemaliger Professor der Theologie zu Harderwyf in Seibren, der sein Amt wegen seiner Verbindung mit einem religiösen Schwärmer, Johann Rothe, hatte aufgeben müssen: ein gelehrter, aber leidenschaftlicher und überspannter Mann, der sein Geis mit Wahn und Fasset freuzigen wollte und dabei so „eifrig im Gebetskämpf rang, daß er vor Schweiß wol sechsmal des Tags sein Hemd wechseln mußte.“ Dieser de Raadt kam, von religiösen Zweifeln zerrütet, trostlos nach Amsterdam und traf hier mit Gichtel zusammen. Es gelang Gichteln, den gelehrten Professor „zu männlichen Risse in Christus zu führen,“ „die heiligen Lichtwunder Sophia's mit seinem Geiste auszugeben“ (wobei wieder die Enthaltung vom ehelichen Umgang die unerlässliche Vorbedingung war), und bald wurde de Raadt sein eifrigster Genosse. Gemeiniglich gaben sie in den Jahren 1681 u. 1682 die Werke Jacob Böhm's heraus: der Bürgermeister von Raadt's Vaterstadt schok 6000 Gulden zur Bestreitung der Druckkosten vor. Raadt, der nicht stille sitzen konnte, reiste im Lande umher, um Anhänger zu werben und bei dem ungestillten Bedürfnisse der Zeit nach religiöser Befriedigung fand sich bald ein Häuflein von etwa 30 Personen zusammen, die in Amsterdam und in den umliegenden Dörfern sich niederließen, um unter Gichtel's Leitung „den rechten Weg zur engen Thüre“ zu wandeln. Auch Beweide waren unter ihnen, die aber, um der Jungfrau Sophia vermählt zu werden, sich serten des Umganges mit ihren Weibern enthielten: wofür Gichtel freilich von diesen die Anklage hören mußte, er habe ihnen ihrer Männer Herz gestohlen. Auch außerhalb der Provinz Holland, in den übrigen Staaten der Niederlande und bis nach Teutschland hinein ward Gichtel's Name verbreitet. Schon seit seinem ersten Aufenthalte in Amsterdam hatte er einen ziemlich ausgebildeten Briefwechsel mit seinen auswärtigen Freunden unterhalten, jetzt kamen von allen Orten Briefe an ihn: ein großer Theil seiner Zeit ging in ihrer Beantwortung auf.

Gichtel hatte früher sich immer gegen die „Sectirer“ erklärt: auch jetzt mahnte er diejenigen, die denselben Weg der Armut und Enthaltung mit ihm gehen wollten, von ihrem Vorhaben ab. „Wir sehr ich mich

aber eingeschlossen," schreibt er an Arnolt, „habe ich doch nicht verderben seyn können, und die mich kaum gesehen, sind dergestalt mit Liebe in Jesum angezogen worden, daß sie in sich solch heilig Feuer nicht verderben halten können, sondern Allen mitgetheilt haben." (IV, 2451.)

Dennoch lebte er auch jetzt die Bezeichnung seiner Anhänger als Sekte nachdrücklich ab, sie sollten eben nichts Anderes sein als Glieder der einen unsichtbaren Kirche Christi. „Hätte ich wollen hier eine Sekte aufrichten," schreibt er im Jahre 1683, „es sollten sich genug Discipel gefunden haben; allein ich befinde, daß es eitel Werk ist und Secten genug in der Welt sind." Im Anfange bestand unter seinen Anhängern die größte Eintracht, obwohl sie zerstreut wohnten, die einen in Leyden, die andern in Rotterdam, wieder andere in Utrecht u. s. f. Gichtel's Biograph berichtet uns, sie seien ein Herz und eine Seele gewesen, und hätten auch den geringsten Gedanken, der nicht Liebe war, verflucht. „Sie predigten nicht, legten auch nicht die Schrift aus, sondern was eines Jeden Erfahrung gewesen; dadurch wurde ein Jeder in der Erkenntniß und befand sich wohl." Allein bald riß das und daher in der kleinen Gemeinde der Gottesstreiter ein. Ein junger Kaufmann aus Frankfurt a. M., Johann Wilhelm Lebersfeld, ein eifriger Liebhaber der Schriften Jacob Böhm's, war von Verlangen getrieben, den Herausgeber derselben kennen zu lernen, nach Amsterdam gekommen, und Gichtel begann den sich ruckhaltlos an ihn hingebenden jungen Mann vor allen Andern zu bevorzugen. Dies erregte den Unwillen der Raab's, „der durch Hösart und Eigenliebe verführt, der liebste Jünger an der Brust und der Erbschönerne seyn wollte." Das geringschätzig Urtheil, welches Gichtel über die schriftstellerische Thätigkeit der Raab's fällte, und die Eifersucht des Lehrers über den Ruhm, den jener durch Herausgabe der Böhm'schen Schriften davon getragen, hatten schon früher den Grund zu gegenfälliger Verstimmlung gelegt: jetzt kam es zum offenen Streite; die Raab's wollten sich den ihm auferlegten Entsetzungen nicht länger fügen, schalt das Schreiben Gichtel's sektirerisch und zog sich endlich völlig von ihm zurück. Als der nächste Anlaß des Bruches wird Folgendes erzählt. Die Raab's hatte einen reichen Bürgermeister, der von dessen Frömmigkeit lebte (denselben, der auch das Geld hergab zum Drucke der Schriften Jacob Böhm's), in seine Gewissensführung genommen. Der Mann wurde vor lauter Frömmigkeit wahnsinnig; aber als er an die Kette gelegt werden sollte, lief er davon und kam zu Gichtel, der ihn durch sein Gebet aus der Finsterniß erlöste und ihn „tiefer in die Frömmigkeit einführte," als der Professor zu thun vermochte. Darüber ward dieser aufgebracht, und da er „obendrein durch sein vergebliches Suchen nach dem Steine des Weisen tief in Schulden gerathen war," lebte er „wieder in den Welt-Geist zurück." Gichtel sagte ihm dafür noch, er habe sich der Unkeuschheit und der Trunksucht ergeben, so daß man ihn niemals betrunken von der Gasse habe aufheben müssen.

Seitdem griffen Zwietracht und Eifersucht in der Gesellschaft immer weiter um sich: sie klagten Gichtel der Herrschschaft an und zerstreuten sich, der eine hiehin und andere dorthin. Einige traten zu den Papisten über, Andere versanken in ein arglistiges Leben, ergaben sich dem Trunke oder der Goldmacherei. Zuletzt blieb von allen Freunden fast nur Lebersfeld übrig, der 21 Jahre lang, obwohl öftlich getrennt, doch in der innigsten Gemeinschaft mit ihm verblieb. In den letzten Jahren hatten beide mit großen äußern und inneren Anfechtungen zu kämpfen. Ehemalige Freunde traten mit Schriften und Lastreden wider sie auf, man warf ihnen vor, daß sie Götter aus einander machten, man hielt sie Fäulnizer, Blutsauger, Verfälscher und ruhmredige Betrüger: auf der Kanzel ward wider sie gepredigt, auf den Straßen sangen die Jungen Spottlieder auf sie, verfolgten sie, wo sie sich blicken ließen, mit höhnischem Geschrei, oder warfen ihnen wol gar die Fenster mit Steinen ein. Als die heftigsten Gegner Gichtel's zeigten sich die Mennoniten. Auch die früher so reichlich fließenden Unterthünungen blieben aus; die alten Wohlthäter zogen sich zurück und die allerbesten sprachen: „sammlt die erst ein Capital, davon du leben kannst, darnach diene Gott." Schuld auf Schuld wuchs an; Lebersfeld mußte seinen Haushalt verkaufen, Gichtel ward gezwungen, seine Wohnung, die er 20 Jahre inne gehabt, zu verlassen. Gichtel blieb dabei, dies sei eine Verletzung des Testaments, der ihn zum Mennonitenbistum verleihe wollte, auch das großmüthige Anerbieten eines alten Freundes, ihm eine jährliche Rente von 1200 Gulden auszussetzen, schlug er aus: „er wolle nicht das güldene Kalb anbeten.").

Zu der äußeren Bedrängniß kamen innere Qualen. „Gottes Kräfte zogen sich ein: GDT verlor sich von innen und entzog sich aus der Creatur Empfindlichkeit. Sophia stand im Lichts-Grunde stille." „Es schien als ob GDT taub, blind und stumm geworden, und ihn gar verlassen hätte." „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen! war ein ganzes Jahr lang sein Gebet. Er meinte auf Neue den Kampf mit Satan bestehen zu müssen, der ihm Gottes Wort vom Herzen zu reißen versuchte; ganze Zweifel ergriffen seine Seele, die er mit aller Anstrengung nicht niederzukämpfen vermochte: immer dunkelte es ihm, als rufe der Teufel ihm zu: du wirst nicht durchbrechen, streit wie du willst! Es war der Grundgedanke seines ganzen Lebens, an dem er in jenen Tagen der Anfechtung irre zu werden schien; der Glaube, daß Gott die Liebe, und neben der Liebe kein anderer Gott sei. Seiner aufgeregten Phantasie erschien Gott als ein grimmiger und strenger Richter; aber dann meinte er wieder zu erkennen, daß es nur der Teufel sei, der ihm solches vorlegte, um ihn zur Verzweiflung zu bringen. Er glaubte rings um Teufeln umgeben zu sein, die ihn

h) In diesem Stücke war übrigens Gichtel sehr inconsequent, denn sonst hat er sich kein Genüssen daraus gemacht, sich von fremden Wohlthaten ernähren zu lassen.

am hellen Tage äußerlich sichtbar umtanzten. Fünf Tage hinter einander erschien ihm Satan mit einem Messer in der Hand und er meinte den Ruf zu vernahmen: „du Narr, quälst dich in deiner Phantasie und machst dich selbst zum Märtyrer; es ist doch alles Beten umsonst, schneide dir nur die Kehle ab und mache der Hölle ein Ende.“ Ein andermal erschien ihm der Teufel und sprach: „Ich bin Gott der Vater, mein ist die Allmacht, Alles ist mein: Gott kann ohne mich Nichts thun, mich sollst du anbeten!“

Die Kraft zum Widerstande ward ihm durch neue Offenbarungen der himmlischen Sophia, als welche ihm im inwendigsten Grunde verborgenen Zustand geklärt: wenn die Versuchung nabete, war es ihm, als führe ein Blickstrahl aus seinem Herzen, der den Lüzenggeist in den Abgrund stürzte. Die Ansetzungen gingen allmählig wieder vorüber, aber den inneren Kämpfen schienen seine körperlichen Kräfte zu erliegen. Mit ähnlichen Ansetzungen hatte Ueberfeld und ein neu hinzugekommener Genosse, Namens Isaac Passavant, zu kämpfen. Auf die innere Aufregung folgten körperliche Leiden: alle drei versielen nach einander in schwere Krankheiten. Gichtel erkrankte zuerst, nachdem die beiden Andern wieder genesen waren: ein hitziges Fieber, das ihn im September 1693 ergriff, warf ihn 13 Tage lang beschnungslos darnieder. Als er wieder zu sich kam, wies er alle Arznei zurück: die wahre Medizin sei die himmlische Tinctur in ihm selbst, die freilich nur die Wenigsten verständen. Seine Grundbeside schienen des Arztes, der ihm einmal schon das Leben abgefaßt, zu spotten: Gichtel genas. In der überstandenen Krankheit erblickte er den letzten schweren Angriff des Teufels, der aber jetzt durch Gott und seine Engel überwunden sei. Er glaubte, der letzte große Kampf sei gekämpft, Gottes Rechte in der Creatur erhöht, der Teufel aus dem ganzen Erdboden überwunden worden. Die innere Stille, die er nach der sichtbaren Ausregung der vergangenen Tage empfand, deutete er auf die im Himmel eingetretene Stille, da Christus das Oberregiment über Satan erhalten und der feurige Drache durch Michael den großen Streiter aus dem Himmel ausgeworfen sei. Er hoffte, daß die Weissagung des Joel von der neuen Geistausgießung in den letzten Zeiten demnachst in Erfüllung gehn werde. Die Kräfte der inneren Welt würden in der äußern offenbar werden, der verborgene Glaube in den Kindern Gottes erstehen; gleichzeitig werde Gott die gleichförmliche Klarheit in allen Sitten stützen und des Teufels Argimente ein Ende machen, weil die Zeit gekommen sei, daß Babel fallen müsse.

Solcher Art waren die Gedanken, welche Gichtel in seinen letzten Lebensjahren bewegten. Auch die Offenbarungen, welche er zu haben glaubte, dauerten noch fort; er wachte sogar, übrigens ebenfalls unter Anlehnung an theosophische Ideen Jacob Böhm's, von einer Esoterie geistiger Geburten zu erzählen, in welcher sich die wesentliche Vereinigung der himmlischen Jungfrau Sophia mit seiner Seele vollendet habe.

Jene letzte Krankheit hat er noch um 17 Jahre

überlebt. Er starb im 72. Lebensjahre, am 21. Jan. 1710, an einem katarrhalischen Leiden, dessen jährliche Wiederkehr allmählig seine Kräfte aufgerieben hatte. Sein Ende war so sanft, daß, als das Leben schon aus dem Körper entflohen war, die Freunde, welche ihn pflegten, noch meinten, er schlummere nur.

Gichtel war von mittler Statur, mehr schwächlich als stark; das Gesicht sänftlich und von blasser Farbe, das Haar lichtbraun, nach Oben glattgeschneit, nach Unten zu leichtgedockt, die Augen klein und graublau, aber hell und klar. Er kleidete sich einfach, aber sauber und nett; besonders hielt er auf blendend weiße Wäsche. Die kleinen häuslichen Arbeiten, an die er sich gewissermaßen als Ersatz für eine weitere Thätigkeit gewöhnt hatte, setzte er bis in sein Greisenalter fort. Sein Brennholz sagte er selbst, trug die Schritte vom Boden herab und heizte seinen Kachelofen, ohne die Hilfe der Haushälterin zu beanspruchen. Vielmehr half er dieser wohl Salat und Grüns gedreht machen.

Den größten Theil seiner Zeit nahm das Briefschreiben ein: man fand ihn schon am frühen Morgen an seinem Pulte — er arbeitete lebend — um alle die eingegangenen Zuschriften zu beantworten. Seine zahlreichen Briefe sind von seinen Anhängern gesammelt und unter dem Namen „Theosophia practica Halten und Kämpfen ob dem heiligen Glauben bis ans Ende“ herausgegeben worden. Die erste Sammlung hatte Gottfried Arnold noch bei Lebzeiten Gichtel's in zwei Theilen veröffentlicht, eine zweite mit drei Bänden vermehrte Ausgabe geschah auf dringendes Ansuchen des Freunde 1708 unter den Augen des Verfassers selbst. Die vollständige Ausgabe ist die dritte, vom Jahre 1722 in 6 Bänden mit einem Vorworte von Ueberfeld. Die früheren beiden ersten Bände sind hier in einen vereinigt, und dem Ganzen noch zwei neue Bände als erster und sechster hinzugefügt. Den 7. Band bildet außer sehr umfassenden Registern Gichtel's ausführlicher Lebenslauf, mit großer Treue, aber freilich im Geiste schönwunderlicher Verehrung aus seinen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen zusammenge stellt. Verfasser ist nicht Ueberfeld selbst, sondern wol der Cand. theol. Johann Wichelmann; als Zusage erscheint noch eine kleine Sammlung von Briefexcerpten Gichtel's an Ueberfeld.

Die Uebersetzer des Gichtel sind sehr verschieden gewesen. Seine Anhänger haben die Schriften dieses „Holländischen Engels“, eben so wie die Schriften Jacob Böhm's an Ansehen der Bibel gleich gehalten, da ja nirgends geschrieben steht, daß der Kanon der biblischen Schriften geschlossen sei¹⁾. Ihn selbst haben sie heilig gehalten als ein auserwähltes Hülfsmittel und einen hochseligen Gottesmann, und auf ihn die Worte des Paulus an die Philipper angewandt: „Werdet allumal meine Nachfolger, lieben Brüder.“ Der fromme Gottfried Arnold hat ohne das Kirchengefährliche vieler seiner

10) Vergl. den Brief Jac. Wichelmann's in den Unsch. Nachr. 1730. S. 830 fg.

Lehren zu verschleiern, mit der Wärme eines alten Freundes seine Sache gegen die Verkennungslust der orthodoxen Eiferer geführt. Der Polemik des holländischen Pietismus wider Gichtel merkt man die Aengstlichkeit an, mit welcher dieser sich von jedem Verdachte einer Christengemeinschaft mit dem berüchtigten Schwärmer zu reinigen sucht¹¹⁾; dagegen was Keimel in dem „Freiwilligen Bekehrer“, Völkner in den „Unschuldigen Nachrichten“ und andere Luther'sche Theologen jener Zeit über Gichtel und seine Anhänger zusammengetragen haben, ganz den bekannten Zionswächtern der echten Volksblutlutheraner atmet und seinem andern Zwecke dienen soll, als dem, „die Tiefe des Satans zur Warnung und Abscheu aufzudecken“¹²⁾. Dabei bezeichneten Keimel, der, obwohl bisweilen auch den Klatschgeschichten eines ehemaligen Anhängers Gichtel's Namens Socher Gehör schenkend, dennoch den guten Willen zeigt, möglichst unparteiisch zu Werke zu gehen, als die zwei Hauptquellen seiner Irrthümer, eine überaus starke Phantasie und eine geringachtete der heiligen Schrift, wie deren natürliche Achse, eine Ueberschätzung der eigenen Einfälle, Gedanken und Einsichten. Aber die ziemlich eingehende Kritik seiner Lehren hebt fast nur hervor, was auf der Oberfläche lag, sein Gebot der Enthaltung von Eße und Arbeit. Außer der bedenklichen Stellung Gichtel's zum geschriebenen Worte ist dies auch für die nachfolgenden Bestreiter seiner Meinungen fast ausschließlich der Gegenstand gewesen, um den sich die Polemik bewegt. Walsh in seiner Einleitung in die Religionsstreitigkeiten der Luther'schen Kirche¹³⁾, sucht die Meinung Gichtel's psychologisch zu erklären, namentlich auch unter Berufung auf sein „melancholisches Temperament;“ zu den besonders verdammlichen Lehren fügt er noch die Idee des Melchisedek'schen Priesterthums hinzu, diesen Hauptirrtum, aus dem alle andern den Grund des Glaubens umstößende Irrthümer fließen.

Ein tieferes Eingehen auf den mythischen Grund und innern Zusammenhang seiner Lehren, wie wir es im Obigen versucht haben, wird man dagegen bei dem Letztgenannten vergeblich suchen. Unter den späteren hat Abelung ihn in seiner Geschichte der menschlichen Verrücktheit¹⁴⁾, neben einem Kuhlmann u. A. einfach unter dem „Schwärmer und Narren“ versetzt¹⁵⁾, während

Kanne, sein vorletzter Biograph, dem „sonderbaren Heiligen“ einen hervorragenden Platz in seinen „Lebensbeschreibungen merkwürdiger und erweckter Christen“¹⁶⁾ eingeräumt hat. Vom Standpunkte der erneuten Luther'schen Orthodoxie hat Harlek in der Evangel. Kirchenzeitung 1831. Nr. 77—87 in einer sehr eingehenden Abhandlung über Gichtel's Leben und Irrthümer Gericht gehalten, nicht ohne treffende Bemerkungen im Einzelnen, aber ungerecht in der Gesamtschauung, weil ebenso unsäglich wie seine Luther'schen Vorgänger den mythischen Grund der Gichtel'schen Lehre zu würdigen.

Unser Urtheil über den sonderbaren Mann glauben wir schon hinlänglich in dem Zusammenhange obiger Darstellung begründet zu haben, als daß es einer eigens zusammenfassenden Charakteristik bedürfte. Wer den Mann verstehen will, muß vor Allem ein Verständniß mitbringen für das ungefühte Sehnen und Sehnen der Zeit, für jene in der Tiefe glühende Flamme religiöser Inbrunst und mystischer Contemplation, die unter der Hülle der herrschenden Buchstaben-Orthodoxie vergraben, immer aus Neue innerhalb der Luther'schen Kirche in den verschiedensten Gestalten emporloderte. Wie die unter dem Schulgeiz der Theologen erstarrte Frömmigkeit sich in die Geheiß der pietistischen Conventikel flüchtete, so arbeitete der Geist theologischer Speculation, den das gothische Schmörkelwerk der Schuldogmatik benetzte, in einzelnen reich begabten Gemüthern fort, getrennt von der Kirche und oft genug im einsichtigen Gegensatz zu ihr. Das Eine und das Andere, die überfluthende Fülle des religiösen Gefühls und der gewaltige Trieb nach speculativer Erfassung der christlichen Heilsgedanken findet sich in Jacob Böhm, dem philosophus Teutonicus und nach ihm, wenn auch in minder lauterer Gestalt, in seinem Schüler Gichtel vereinigt. Man braucht eben nicht auf so äußerliche Anlässe seiner Lehren zurückzugehen, wie dies meist von Gichtel's Gegnern geschehen ist; auch die psychologische Bergliederung reicht hier nicht aus, weil der Mann nur begriffen werden kann in und mit seiner Zeit, deren Kind er gewesen ist in den Vorurtheilen wie in den Schwärmen seines Geistes. Die schwärmerische Ueberschwenglichkeit seiner Frömmigkeit, die wunderliche Phantasie seiner Ideen, die einseitig subjectivistische Richtung seines Geistes, die ihn das geschriebene Wort hinter angebliche innere Offenbarungen zurückließ und zu so schweren Irrthümern, wie der Lehr vom Melchisedek'schen Priesterthume verleiten konnte — Alles dies erklärt sich sicher weit besser, als aus seinem „melancholischem Temperament“ und „hypocondrischem Körper“, oder aus dem dem Fanatismus wie dem Rationalismus gleich eigenen Gange zum selbstbeseigigen „Umherwagiren“, aus dem trostlosen Zustande des Luther'schen Kirchensthumes jener Zeit, welches eben keinen Raum übrig ließ für Freiheit der Bewegung innerhalb des großen kirchlichen Ganzen. Daher es denn mit solcherzitter

11) Lange, Prüfung des Geistes in den sogenannten theosophischen Zensuren als Anhang zum 4. Theile der „richtigen Mittelstrasse“. 12) Freiwilliger Bekehrer von allen in die Theologie laufenden Racien zum Dienste des Heilthums. (Berlin 1715.) 6. u. 7. Bde. S. 322 fg. und 504 fg. — Unschuldige Nachrichten. 1710. S. 569, 645, 1715. S. 191, 1716. S. 531, 1719. S. 276, 1720. S. 67, 311, 677, 825. Vergl. auch Joh. Balph. Reinhardt, Prüfung des Geistes der neuen Engelsbetrachtung. (Nordh. 1720.) S. 69. Heint. Kinderdater, Neue Engelsbetrachtung als eine veritable Quader. (Nordh. 1719.) 13) Th. II. S. 796 fg. 14) Th. VII. S. 164—180. 15) Vergl. S. 165: „Man sieht daraus, daß der Mensch eine sehr lebhafter, aber dabei auch sehr regellose Einbildungskraft gehabt, wozu vermuthlich noch ein hypocondrischer Körper kam, welches denn Begierden genug fand, einen Schwärmer und Narren zu bilden.“

16) Bamberg und Leipzig 1817. 2. Theil (enthaltend Foburg und Gichtel).

Nothwendigkeit geschah, daß jene Regungen eines lebendigeren und freieren Geistes, weil abgeschnitten von der zügelnden und mäßigenden Einwirkung des kirchlichen Gesamtlebens in mehr oder minder krankhafter Weise sich äußerten, und entweder in wildem Fanatismus alle Dämme kirchlicher Ordnung durchbrachen, oder im günstigsten Falle in subjectivistischer Einseitigkeit befangen blieben. Wie ferner das durch und durch gesegnete in Menschlichkeit der Lehr- und Lebensformen erkrankte Wesen jenes Kirchenthums jede ethische Vertiefung des Dogma unmöglich machte, die ja gerade die stärkere Hervorhebung der gläubigen Subjectivität zur unumgänglichen Voraussetzung hat, so mußte grade jene Einengung des Denkens in dogmatische Formeln, jene geistlose Verabsagung des Heilswertes zu einem bloß äußerlich an dem Subjecte vollbrachten opus operatum, zumal tiefere Gemüther hindrängten zu dem entzogensten Extreme eines maßlosen Subjectivismus im Denken wie im Leben: wobei es dann freilich nicht fehlen konnte, daß phantastische Einfälle für göttliche Eingebung erklärt, das eigene individuelle Verleben über das offenbarte Gotteswort erhoben und eine selbst-erwählte Heiligkeit, sammt ihrer ungernehmlichen Genossen der geistlichen Selbstüberhebung, groß gezogen ward unter dem säufelnden Schrine unbedingtester Hingabe des eigenen Willens an den göttlichen Willen.

Nur wenn das Auftreten Gichtel's unter diesen einzig zulässigen allgemeinen Gesichtspunkt gestellt wird, wird man hoffen dürfen, auch das Eigentümliche seines Geistes unparteiisch zu würdigen, und namentlich seine Beziehungen zum Pietismus auf der einen, zu der Mystik auf der andern Seite, in ein helleres geschichtliches Licht zu stellen, als bisher geschehen ist. Wer in der Mystik den Saureteig sieht, der die kirchliche Theologie durchsäuern muß, im Pietismus das Samenornament neuen Lebens für die in Todesstille verfunken Kirche, wird sich nicht scheuen, den treuen Schüler Jacob Böhm's mit seinen tiefen theosophischen Ideen, den geliebten Freund Gottfried Arnold's mit seiner glühenden Jesu Liebe unter die Zahl derer zu rechnen, in denen „der Vorgenöthige Aufgang“ sich ankündigt; die traurigen Verirrungen aber dieses von Daus aus so edlen Geistes, zumal ihr Höhenpunkt, das Reichsgeistliche Priesterthum, sei einer todtten Orthodoxie als vornehmendes Schreckgespenst vor die Augen gestellt: denn sie trägt die Schuld an dessen entstellten Zügen, weil sie alles wahrhaft lebendige Geistesleben aus der Gemeinde hinaus- und eben damit in allerlei Irrthümer und Gefahren hincintribt.

Die Anhänger Gichtel's haben es niemals zu irgend welcher Bedeutung gebracht, obwohl im Luther'schen Teutenthal in wenigen Jahren eine ganze Streitschriftensliteratur wider diese neue Verirrung der Reformatoren erschienen ist. Sie hielten auch nach dem Tode des Meisters eng zusammen; in Holland unter Ueberfeld's und Johann Georg Pronner's Leitung, in Teutenthal in verschiedenen Orten zerstreut, in Regensburg, Altona und Berlin, namentlich aber in Nord-

hausen, wo ihnen der dortige Pastor zu St. Blasien und Confistorialassessor Kinderpater zuerst auf die Spur kam.

Sie suchten in der Form einer Sekte und unter allerlei Vertheilungen die Idee des geistlichen Priesterthums in gegenseitiger Heiligung, durch Selbstverleugendes Gehet und durch engelische Enthaltung vom irdischen Leben zu verwirklichen. Den Namen der „Engelsbrüder“, den sie wegen der letztgenannten Forderung erhielten, mögen sie sich selbst brügelig haben, wenigstens wurden die Häupter ihrer Gemeinschaft von ihnen selbst mit dem Engelnamen beehrt. Die unschuldigen Nachrichten vom Jahr 1720 geben ein namentliches Verzeichniß der bekannt gewordenen Mitglieder der Sekte: meist Leute aus niederm Stande, Schuhmacher, Gerber, Tuchknappen, Schneidergesellen und Dienstmägde, aber auch reiche Kaufleute und adeliche Frauenlein, selbst Luther'sche Prediger und Candidaten der Theologie. Der Anfang in den Niederlanden, namentlich in Leyden und Amsterdam, muß übrigens noch weit größer gewesen sein, als nach jenem Verzeichniß, welches fast nur die teutschen Mitglieder, so viele deren durch eine aufgefundenen Correspondenz bekannt wurden, anführt. Die Sekte ward in ihrer pietistischen Engbrügigkeit immer ausschließlicher und wollte nur diejenigen, die in ihrer Gemeinschaft standen, für christliche Brüder erkennen, doch zerfiel sie frühzeitig durch Reid und Streit in sich selbst, und als Ueberfeld, „der leydenner Engel“, in Gichtel's Fußstapfen tretend, unbedingte Autorität über die Seinen beanspruchte und Leben, der ihm nicht folgen wollte, mit dem Banne bedrohte, mußte er aus der Mitte seiner eigenen Genossen¹⁷⁾ den Vorwurf päpstlicher Regierung und die Erinnerung an das Verbot des Heilandes hinnehmen, sich einen Vater und Meister nennen zu lassen unter den Menschen; und derselbe Anhänger Gichtel's, von dem jene freimüthige Aeußerung über Ueberfeld herrührt, urtheilte acht Jahre nach des „gottseeligen Streiter's“ Tode über die Sekte der Gichtelianer: „sol ich offenkündig sprechen, so finde ich in ihrem Circulo mehr Licht als Liebe, mehr Busen haben als Geist, mehr Nichten als Tragen, mehr Gefegliches als Evangelisches, mehr Bild als Wesen.“

(Lipsius.)

GICHTIS (*Gizdic*, auch *Izdic*), eine nur von den späteren Geographen der Alten erwähnte afrikanische Stadt, welch: von Ptolemäos (IV, 3, II) unter den Ortshöfen der kleinen Syrtis aufgeführt wird (der Codex Colalin. hat die Lesart *Izdic*). Die bequemere Aussprache scheint die kürzere Form dieses Namens, Githis, hervorgerufen zu haben. Die Peutinger'sche Tafel hat dafür den Namen Gigitis (Segm. VI, D. p. 53. ed. Mannert). Das Itinerarium Antonini (ed. Parthey et M. Pinder) p. 518 hat den noch kürzeren Namen Gitis (Insula Gira a Giti de Tripoli stadum XC. und p. 60: Gitis municipium). Vergl. Mannert, Geogr. 10. Th. 2. Abth. S. 145. Dem Stra-

17) Vergl. den Brief Künigling's an Ueberfeld, unschuldige Nachrichten. 1720. S. 67 fg.

bon, welcher libr. XVII. p. 835 seq. die Dittschaffen der großen und kleinen Syrtre berührt, und dem Plinius, welcher H. N. V, 4 seq. diese Regionen beschreibt, war dieser Ort noch nicht bekannt. Entweder hat derselbe zu ihrer Zeit noch nicht existirt, oder war noch ohne alle Bedeutung, welche er erst während der späteren Kaiserzeit erlangte. Wahrscheinlich nahm eine spätere Handelsstraße ihre Richtung über diesen Ort. Denn von der durch ihre Purpurfärberei (Baphium Giribitanum) berühmten Insel Girda erstreckte sich die Südküste der großen Syrtre westlich fort und führte nach Gichtis (vielleicht ein Handelsplatz oder eine Reisestation). Daher dieser Ort im Itinerarium Antonini und in der Tabula Peutingeriana mit aufgeführt worden ist. (Krause.)

GICHTKORN, eine Krankheit des Getreides, entsteht, wenn in sanftigen Niederungen angebauts Getreide, vorzüglich Weizen, im Winter oder Frühjahr überfluthet war. Die Halme werden dadurch in einen wasserfichtigen Zustand versetzt, der wässerige Saft stockt in den Knoten der Halme und macht diese unformlich dick, die Ähren werden kleiner und schmaler als gewöhnlich, die Körner klein, runzelig und ungestalt und nehmen beim Trocknen eine braune Farbe an.

(Dr. W. Löbe.)

GICHTPAPIER oder Zuggpapier. Zur Bereitung dieses vielgebrauchten Mittels gibt es verschiedene Vorschriften. Das Wesentliche läuft aber darauf hinaus, daß eine mehr oder weniger reizende Substanz auf Post- oder Schreibpapier aufgeschrieben wird, welches dann getrocknet aufbewahrt und auf schmerzhafteste Körperstellen aufgelegt wird, um als Rubefaciens zu wirken. Gewöhnlich werden Canthariden (manchmal zugleich mit Euphorbium) mit Aether oder Weingeist, auch wol mit Essig digerirt, und es wird die eingedickte Lösung mit Wachs, Colophonium, Pech, Zerpentin, Guajakharz vermischt, die dickflüssige fennartige Masse aber zu wiederholten Malen auf einen Träger, also namentlich Papier, aufgetragen. So lautet die Vorschrift der württembergischen Pharmacopöe: Canthariden und Euphorbium (von jedem 1/2 Theil) werden mit 5 Th. Alkohol 8 Tage lang digerirt, dann filtrirt, das Filtrat wird mit einer geschmolzenen Masse aus 7 Th. Schiffspech, 3 Th. Fichtenharz, Zerpentin und Leinöl (von jedem 1/2) gemischt und abgedampft und dann auf geleimtes Papier gestrichen. Das ursprüngliche Gichtpapier enthielt übrigens gar keine Canthariden, sondern bloß Pech, Zerpentin, Aether und Wachs, und ebenso enthält das sogenannte englische Gichtpapier als Hauptbestandtheil Schiffspech. Je nach der Zusammensetzung unterscheidet man daher auch die stärker reizende Charta vesicatoria und die schwächer wirkende Charta resinosa (Zuggpapier oder eigentliches Gichtpapier). Dieses Harzpapier, ein Ueberzug mit Schiffspech, ist in die preussische Pharmacopöe mit aufgenommen worden. Da solche reizende Verbindungen fast noch häufiger bei Rheumatismus in Anwendung kommen, so ist auch der Name Charta antirheumatica dafür gebräuchlich. Statt auf Papier kann

der reizende Ueberzug auch auf einen gewebten Stoff (Leinwand, Taffet, Marcelline) aufgetragen werden, und dann nennt man das Präparat Gichttaffet oder Zuggtaffet (Taffetas vesicans, Pannus vesicatorius s. epispasticus). Uebrigens bildet der cantharidenhaltige Gichttaffet den Ueberzug zu jenen, namentlich in der Kinderpraxis vortheilhafte zu verwendenden Präparaten, worin das Cantharidin als Rubefaciens und auch gradezu als Vesicans wirkt, z. B. nach Dettinger's Vorschrift: Pulv. Canthar. drachm. 3. Digere c. Aether. sulph. unc. 1 per 24 horas. Colaturae adde Sandarac. scrup. 4. Mastich. drachm. 1/2. Terebinth. scrup. 1. Ol. Lavendul. aether. gutt. 12. Diese Lösung wird auf Taffet gestrichen und der Ueberzug viermal wiederholt. Die nämliche Zusammensetzung ist auch in die österreichische und in die württembergische Pharmacopöe aufgenommen worden; nur benutzt die letztere Essigäther zur Extraction und läßt zugleich mit den Canthariden auch Seidelbast ausziehen. (Fr. Wilh. Theile.)

Gichtrose, s. Paenonia.

Gichtstraße, f. Bryonia.

Gichttaffet, f. Gichtpapier.

GICZIN oder **GITSCHIN**, Kreisstadt im biezower Kreise im Königreiche Böhmen, an der Gailina, hat 3800 Einwohner, ein Gymnasium, eine Hauptschule, eine Erziehungsanstalt für Soldatenkinder und ein schönes, 1610 von Wallenfien erbauts Schloß, welches dem Grafen Trautmannsdorf gehört. Rings um die Stadt mannichfaltige Spargelgänge, in der Nähe der Berg Wälsch, mit einer Kapelle, an welcher Herzog Jaromir durch die Brfowetsche mörderisch angefallen, oder durch Hemora, den Ähnkern der Kolowrat, befreit wurde. (H. E. Hössler.)

GIDEON (גִּדְּוֹן) — der Niederbauer, bei den LXX und Hebr. 11, 32 *Gedior* genannt) hieß der fünfte der zwölf Helden in der israelitischen Geschichte, welche in der drangsalsvollen Zeit nach der Einwanderung in Kanaan die zur Errichtung des hebräischen Königsstaates sich vom Gisse Japhet's getrieben, an die Spitze eines oder mehrerer Stämme stellten, und nachdem sie dem Volke Sieg über seine Feinde verschafft hatten, eine Zeit lang über dasselbe unter dem Namen eines Richters Einfluß und Herrschaft ausübten. Gideon war der Sohn des Joach, eines israelitischen Landbauers aus dem Geschlechte Abieler, des Stammes Manasse zu Ophra. Seine und seiner Nachkommen Geschichte wird im Buche der Richter vom 6—9. Cap. überliefert. Zu seiner Zeit wurde das Land von wiederholten Einfällen der Wanderstämme im Osten und Süden, der Midianiter, Amalekiter und der Söhne des Orens, heimgesucht, welche gegen die Zeit der Ernte das Land in gewaltigen Scharen überschwemmten, das Gewächs des Landes vernichteten und nichts Lebendiges übrig ließen. Die Söhne Israel's mußten sich vor ihnen in Schluchten, Höhlen und Bergfelsen verbergen. Bei einem solchen Einfälle, mußten vier aus Richt. 8, 19 schlössen, waren die Brüder Gideon's am Berge Zabor erschlagen worden. Der übrig gebliebene jüngste Bruder war dazu auser-

sehen, den Tod seiner Brüder zu rächen und den Leiden seines Volkes für einige Zeit ein Ende zu machen. Als derselbe eines Tages aus Furcht vor den räuberischen Volksfeinden, nicht, wie es sonst Sitte war, im offenen Felde, sondern in der Keltertufe Beizen drückte, wurde er von Jahve berufen, Israel aus der Hand Midian's zu befreien. Gideon erkennt den ihm erscheinenden Engel Jahve's Anfangs nicht, und wird erst dessen gewiß, daß Jahve selbst ihm erschienen sei, als die Speise, die er für seinen Gast unter die Aehrenthe herausgeholt hat, in Folge der Berührung mit dem Stabe in der Hand des Engels durch Feuer verzehrt wird. Zunächst von Furcht ergriffen, daß er sterben mußte, weil er Jahve geschaut, wird er von diesem darüber beruhigt und erbaute dann an derselben Stelle einen Altar, von dem der Erzähler sagt, daß er bis zu seiner Zeit in Ophra gestanden habe. Die nächste Folge ist dann, daß Gideon von Jahve berufen wird, den Altar des Baal und die Äskera auf ihm, welchen Gözen sein Vater und die ganze Stadt anhäng, zu zerstören, aus dem dadurch gewonnenen Materiale Jahve an hervorragender Stelle einen Altar zu erbauen und auf demselben einen Stier zu opfern. Gideon vollführt das Werk in einer Nacht und als am andern Morgen die erjärrten Leute der Stadt nach Erforschung des Thäters von Josch das Leben seines Sohnes fordern, wirft er dieselben damit ab, daß Baal für sich selbst streiten müsse; Gideon aber erhielt von da an den Beinamen Zerkubbaal, welchen die Erzählung selbst durch „es streite mit ihm Baal“ erklärt. Inzwischen hatten sich ganz Midian, Amalek und die Söhne des Ostens auf der galliläischen Ebene Jezreel gelagert. Gideon, vom Geiste Jahve's erfüllt, rief sein Geschlecht und seinen Stamm, sowie die Stämme Äsker, Sebulon und Naphtali zum Kampfe auf und es sammelten sich die vier Stämme bei 32.000 Mann um ihn. Um aber über den Ausgang des Kampfes völlig sicher zu sein, bat Gideon Jahve vorher um Erfüllung des Wahrsprechens, daß abgeschorene Wolle auf der Lende vom Thaue benetzt werde, während Alles umher trocken bleibe und wiederum, daß die Wolle trocken bleibe, auf dem ganzen Boden aber Thau sei. Nach Erwägung dieses Wahrsprechens lagerte sich Gideon dann an dem Brunnen Harez, wahrscheinlich im Gebirge Siboe, während das Heer der Midianiter drunten vor ihm im Grunde lag. Damit aber die Israeliten sich nicht rühmen sollten gegen Jahve, als habe ihre eigene Hand sie vom Feinde errettet, gibt dieser dem Gideon den Befehl, das Heer zu verkleinern. Zuerst werden die Furchtsamen und die, welche bange sind, 22.000 an der Zahl, entlassen. Auch so ist die Zahl der Uebrigbleibenden noch zu groß. Eine neue Auswahl wird auf göttlichen Befehl dadurch herbeigeführt, daß Gideon, als das Heer an einem Wasser (der Erzähler hatte dabei sichtlich die heutige Quelle Ain Felsah, welche sich nach Robinson III, 400 zu einem flachen Teiche von 40—50 Fuß Durchmesser ausbreitet, im Auge) trank, diejenigen, welche stehend und aus der Hand schlürfend tranken, zurückbehielt, diejeni-

gen aber, welche sich zum Trinken auf die Kniee niedergelassen hatten, fortschickte. Mit der übrig bleibenden Schar von 300 (wie aus den Worten Gideon's zu den Ephraimiten Cap. 8, 2 zu folgen ist, waren es eben die Männer des Geschlechtes Ephraim) beschloß er das Lager der Midianiter zu überfallen, nachdem er dasselbe zuvor mit seinem Woffenträger Pura erkundet und bei dieser Gelegenheit sich von der Niedergeschlagenheit der Feinde überzeugt hatte, welche durch den Traum herbeigeführt war, daß ein Gerstenbrodchen sich ins Lager der Midianiter gewälzt und dasselbe von unterst zu oberst gekehrt habe. In derselben Nacht noch theilte Gideon seine Schar in drei Haufen von je 100 Mann, gab jedem eine Posaune und eine brennende Fackel, die durch einen irdenen Krug verdrängt war, in die Hand und befahl den drei Haufen, sich von drei Seiten dem Lager der Feinde zu nähern, wenn er aber in die Posaune stieß und die Fackel entzündete, ein Gleiches zu thun. Zu Anfang der mittlern Nachtwache kam Gideon mit seinem Haufen an das eine Ende des Lagers, er gab das Zeichen und Alle zersthüngen die Krüge, stürzten in die Posaunen, schwenkten ihre Fackeln und riefen, wie gleichfalls angeordnet war: Schwert Jahve's und Gideon's. Die Midianiter glaubten sich von allen Seiten angegriffen, es entstand Verwirrung im Lager und daraus eine wilde Flucht, östlich dem Jordan zu. Da erhoben sich die Männer der Stämme Naphtali, Äsker und ganz Manasse und jagten den Fliehenden nach, und Gideon sandte eilends Boten zu den Ephraimiten, daß sie die Furten des Jordan vor den Midianitern besetzten. Die Männer Ephraim's sammelten sich und tingen zwei Fürsten der Midianiter Dreb (Rabe) und Seeb (Wolff), welche sie tödteten und von denen zwei Lokalitäten der Felsen Dreb und die Kelter Seeb ihren Namen erhielten; zwei Andere, Seba und Zalmuna, welche einst Gideon's Brüder erschlagen hatten, waren über den Jordan entkommen; ihnen setzte Gideon mit seinen 300 Mann nach. Die Ephraimiten unzufrieden, daß sie, der Stamm, welcher in der Richterzeit gewissermaßen die Vornacht der andern Stämme bildete, so lange vom Kampfe ausgeschlossen gewesen waren, machten Gideon Vorwürfe darüber. Er beruhigte sie durch die Hinweisung darauf, daß ja über Dreb und Seeb erstreckter Sieg (die Nachlese Ephraim's) eine ruhmwürdigere That sei (vergl. Jesaja 10, 26) als der von ihm ausgeführte Ueberfall des midianitischen Lagers (die Weinlese Ephraim's). Er zog dann weiter den Entzennenen nach, ging bei Succoth über den Jordan und bat die Leute dieser Stadt, seinen ermatteten Kriegern Brod zu geben. Die Fürsten von Succoth aber oermweigerten aus Furcht vor den noch nicht gänzlich besiegten Midianitern die Gabe, worauf Gideon ihnen harte Strafe droht, wenn er die Feinde in seiner Hand haben werde. Dasselbe geschah bei den Bewohnern von Penuel am Jabbok. Gideon blieb Nichts übrig, als mit seiner hungrigen Schar den Weg der Zeitbewohner, d. h. die Karavantenstraße arabischer Nomadenvölker, welche auf die Hochebenen der ammoniti-

schen, moabitischen und edomitischen Gegenden führt, einzuschlagen, bis zu dem sonst nicht erwähnten Orte Karlor (nach Eusebius und Hieronymus ein Ort, welcher eine Tagereise von Sela [Petra] entfernt ist), wo der Ueberrest der Feinde, 20,000 von 132,000 Mann, ein festes Lager bezogen hatte. Gideon zerstreute dieselben und fing die beiden Fürsten. Dann kehrte er nach Succoth zurück und sprach zu den Leuten dasebst: „Sehet, hier sind Seba und Zalmunna, um die ihr mich verspottet habt, und ließ die ihm vorher von einem Knaben aufgeschriebenen Fürsten und Knechten, 77 an der Zahl, greifen und sie mit Dornen und Disteln zu Tode schlagen. Den Thurm von Penuel zerstörte er und erwürgte die Leute der Stadt. Die gefangenen Fürsten endlich, welche offen eingestanden, daß sie einst seine Brüder getödtet, befohl er seinem ältesten Knaben Jerher niederzuknien, und als dieser aus Furcht zögerte, folgte er der Aufforderung desselben, sie doch selbst niederzuknien, und tödtete sie. Die Männer Israel's, wobei wol nur an die zu denken sein soll, welche seiner Aufforderung zum Kampfe gefolgt waren, trugen in der Freude über den Sieg dem Helden die erbliche Herrscherwürde an, die er aber ausschlug, weil Jothab der Herrscher sein sollte. Dagegen erbat er sich, als die Beute vertheilt wurde, als seinen Antheil die goldenen Öhringe der erschlagenen Midianiter. Sie wurden sämtlich auf Gideon's Mantel aufgenagelt und ihr Gewicht betrug 1700 Sichel Goldes (gegen 50 Pfund). Außerdem erhielt er die Purpurschürze, Rindenhorn und Öhringe der getödteten Fürsten, sowie die Halsbänder der Kamele. Aus dem Beutegolde machte er dem Jothab ein überzogenes Bild, welches er in seiner Vaterstadt aufstellte, wofür er als das Haupt einer zahlreichen Familie (es werden ihm von seinen verschiedenen Frauen 70 Söhne zuertheilt) im glücklichen Alter starb und im Grabe seines Vaters begraben wurde. In Betreff des Bildes aber sagt der Erzähler (Cap. 8, 27): „Und ganz Israel hurete ihm dasebst nach und es war Gideon und seinem Hause zum Fallstrick.“ In Beziehung auf die im folgenden Capitel erzählte Geschichte seiner Söhne, von denen der eine Abimelech, Sohn eines Knechtes aus Sichem, mit Hilfe seiner Landsleute die anderen bis auf einen erwürgte und dann für kurze Zeit das Haupt eines Städtebundes wurde, welcher auf der Burg zu Sichem als Vorort dem Baal Berith, d. h. dem Baal des Bundes, einen großen Tempel erbaut und im Schöße dieses Tempels eine Bundeskaffe angelegt hatte. Bald nämlich zerfielen mit den Bürgern von Sichem und, wie es scheint, auch mit einigen andern Städten zog Abimelech mit seinen Kriegsknechten gegen die Stadt, nahm sie ein, ließ die Einwohner niederhauen und die in den Tempel des Baal Berith Geflüchten mit diesem verbrennen; beim Sturme auf Thebez aber wurde er von einem Weibe, als er gegen die Thür eines festen Thurmes vordrang, in den die Bewohner sich zurückgezogen hatten, durch einen Steinwurf tödtlich verwundet und von seinem Waffenträger auf seinen Wunsch mit dem Schwerte

durchstoßen, „damit man nicht spreche: ein Weib hat ihn erwürgt.“

Die Erzählung dieser vier Capitel rührt, wie sie jetzt im Buche der Richter vorliegt, von der Hand des Erzählers her, welchem der Kern des Buches Capitel 3 und 7—16 seine Gestaltung verdankt und den Stäbelein (Kritische Untersuchungen über den Pentateuch u. S. 102 sq.; vergl. auch Vertbeau, Kurzgefaßtes exegetisches Handbuch u. d. 2. Lief. 6. Buch der Richter und Ruth S. 104 sq.) sprachlicher Eigenthümlichkeiten und der ganzen Anschauungsweise wegen mit dem Verfasser der von ihm sogenannten Jehovavergleiche im Pentateuch und im Buche Josua identificirt. Der Abschnitt beruht wie das ganze Werk auf der allgemeinen Tradition, welche der später lebende Verfasser von seinem Standpunkte aus und nach seiner Auffassung der vorangehenden Zeiten wieder gibt, ohne daß es nöthig wäre, schriftliche Bearbeitungen derselben als Quellen zu Grunde zu legen. Es lassen sich aber, wie Vertbeau a. a. D. weiter ausführt, noch deutlich zwei verschiedene Gestaltungen derselben in der Geschichte Gideon's erkennen, indem die ganze Auffassung in Cap. 9 der Geschichte Abimelech's, sich wesentlich von der in Cap. 6—8 unterscheidet, welcher Unterschied ganz besonders auffallend darin sich zeigt, daß Gideon in Cap. 9 nur Jerubbaal genannt wird, während dieser Name in Cap. 6—8 nur 7, 1, wo er erklärt wird, und 8, 29 und 35 vorkommt, einem Stücke, welches deutlich die Brücke zu Cap. 9 bildet. Nach Vertbeau's Ansicht hat dieser Unterschied seinen Grund in der Vermuthung zweier schriftlicher Werke, einem umfassenderen Geschichtswerke und einer vollständigeren Geschichte der Stadt Sichem und ihrer Gewaltthäter, welcher letzteren Cap. 9 entnommen ist. Wie dem auch sei, daß in diesem Capitel Gideon bloß Jerubbaal genannt wird, wie wenn der Erzähler den andern Namen gar nicht kannte, weist auf die Geschichte des israelitischen Helden ein eigenthümliches Streiflicht. Daß die Erklärung des Namens „mit ihm stritte Baal“ (6, 32) die richtige sei, unterliegt gegründetem Zweifel, wie bereits Ewald, Geschichte des Reiches Israel II. S. 383 (1. Aufl.) weiter ausführt*). Viel näher liegt nach der Analogie anderer Namen, z. B. Israel (= Gotteskämpfer), die Erklärung, Baalkämpfer, d. h. der Kämpfer für Baal, mag hierbei Baal, wie Ewald will, in der allgemeineren Bedeutung Herr oder Gott zu nehmen sein, oder an den phönizischen Baal, den Bundesbaal, zu denken sein, dessen Dienst um jene Zeit unter den israelitischen Stämmen mit dem reinen Jahve-Dienste vielfach gemischt war, wie unsere Erzählung selbst zeigt. Daß Gideon's Gottesanschauung keineswegs rein geistlicher Natur war, zeigt seine Errichtung eines Ephod in seiner Vaterstadt unmittelbar nach seinem Siege (8, 27). Unter Ephod an

*) Der Name kommt unter der Form *Isophaalos* bei Euseb. Praep. evang. I, 9 als der Name Priesters des Gottes Jove vor, und ist auch wol mit dem auf palmyrenischen Denkmälern vorkommenden Gottesnamen *Isaphalos* identisch (Gesen. Monum. p. 229; Roscher, Phöniz. I, 434).

dieser Stelle das sonst sogenannte Priesterkleid zu versehen, widerstreitet jeder gesunden Auffassung. Der Sinn der Worte ist deutlich, daß Gideon einen bildlichen Dienst Jahve's (wahrscheinlich unter der Gestalt eines Stiers, analog dem späteren Stierdienste im Jehn-stämmereiche) eingerichtet habe, dem sich bald ein großer Theil seiner Volksgenossen zuwandte. Wie sehr dieser Sinn für die Stelle notwendig ist, zeigt sich unter Anderem darin, daß Bertheau, welcher (Comment. S. 135) die Bedeutung Bild für Ephod gänzlich in Abrede stellt, genöthigt ist, anzunehmen, „daß außer dem Ephod Gideon auch ein Bild Jahve's verfertigte.“ Man wird also zu der Annahme schreiten müssen, daß in der jetzigen Erzählung von Gideon zwei Auffassungsweisen vermischt sind, indem der spätere Erzähler seine reinere, geistigere Gottesanschauung auf Gideon übertrug und deswegen dahin geführt wurde, damit widerstreitende Züge der früheren Ueberslieferung umzuformen. So entstand die Erzählung von der Zerstörung des Baalaltars, worauf die Erklärung des Namens Jerubbaal basiert ist. Auf dieselbe spätere Hand weist die Einführung der Engelserscheinung bei der Berufung Gideon's, welche ganz so geschildert wird, wie von demselben Verfasser in der Genesis, 3. B. in der Geschichte Abraham's Cap. 18. Erwald a. a. D. bemerkt mit Recht, daß manche Stücke der Erzählung sich wie weitere Ausführungen kurzer innerreicher Sprüche ausneh-

men, in deren Form ursprünglich die Volksfage das Andenken an die Thaten des Helden festhielt. Dahin gehört die Erzählung von dem Wahrzeichen durch den Thau, wozu 2 Kön. 20, 8 zu vergleichen ist, die Erzählung von der Versteinigung des Heer's, da es nach 8, 2 das Aussehen hat, wie wenn ursprünglich überhaupt nur das Geschlecht Abieser's die Waffen ergriffen hat; ferner die Erzählung von dem Traume der Midianiter, Gideon selbst hatte die Volksfage als den Gerstenbrodkuchen bezeichnet, der das Lager der Feinde in Verwirrung bringt. Wegen ähnlicher Kriegeslisten, wie sie Gideon anwendet, vergl. Niebuhr, Beschreibung Arabiens S. 304. Journ. asiat. 1841. II. p. 516 seq. Liv. XXII, 16 seq. Salust. Jugurtha p. 99. Polyæn. II, 36. Auch der Grund, aus welchem Gideon die ihm angetragene Herrschaft ablehnt, läßt sich nur aus dem späteren, weiter entwickelten theokratischen Bewußtsein erklären. (Haarbrücker.)

GIDOM ist der Name eines Ortes, wahrscheinlich im Stammgebiete Benjamin's (Richt. 20, 45), bis wohin die verbundenen Israeliten die wegen der in ihrer Mitte vollbrachten Schandthat angegriffenen Benjaminiten auf ihrer Flucht verfolgen. Der Etymologie nach kann Gidom „ausgehauener Platz“ bedeuten, wenn der Ort nicht seinen Namen von dem bei ihm vorgefallenen Ereignisse, der Riedernebelung von 2000 der Söhne Benjamin's, erhalten hat. (Haarbrücker.)

Ende des sechsundsiechzigsten Theiles der ersten Section.

SBM 149:28



